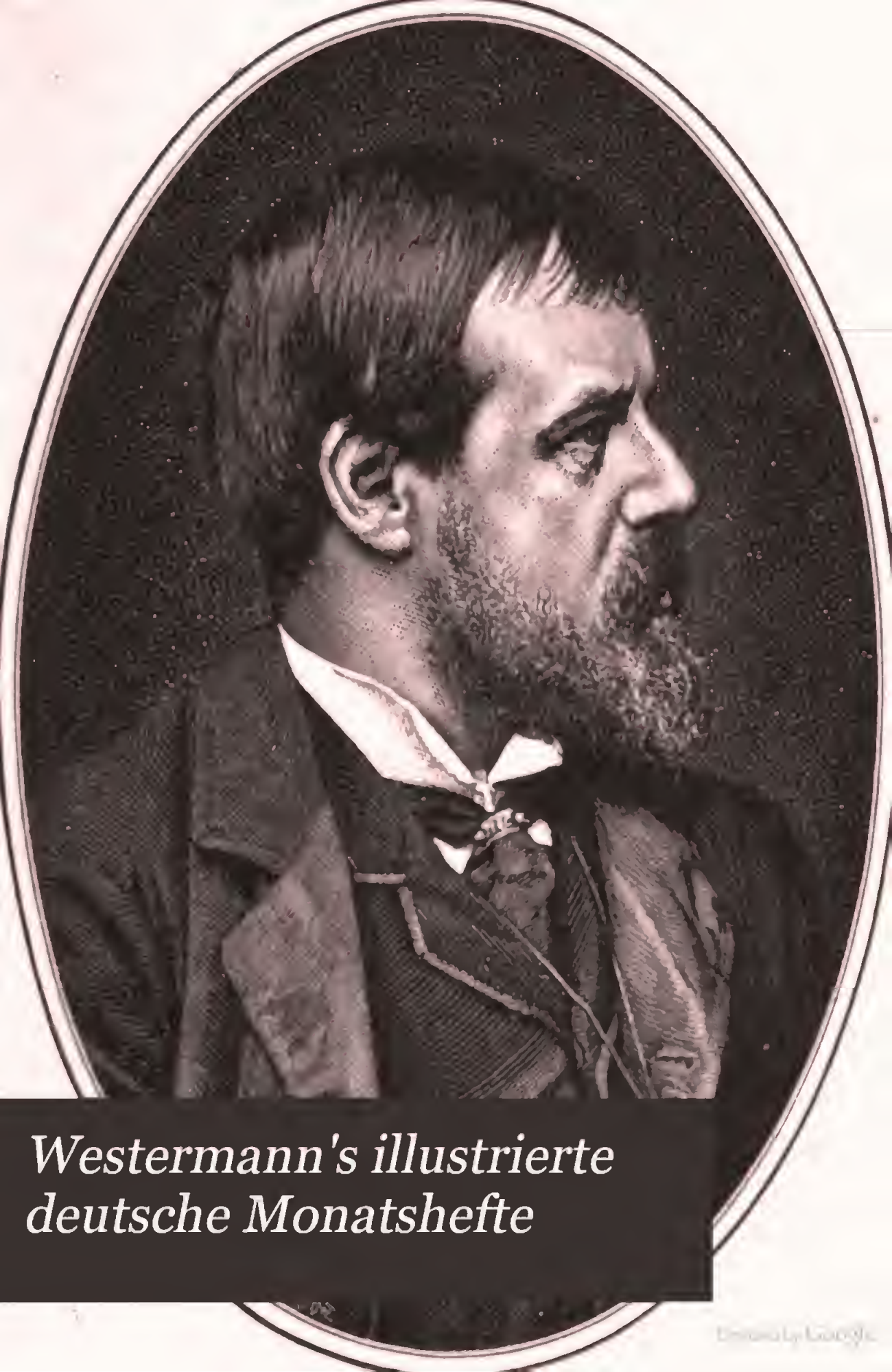


Westermann's illustrierte deutsche Monatshefte

Digitized by Google

AP30
.W5
v.59

86817

AP30
.W5
v.59

[illegible] UNIVERSITY
LIBRARY

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Neunundfünfzigster Band.

Oktober 1885 bis März 1886.

UNIVERSITY ARMOUR LIBRARY

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1886.

6

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Neunundzwanzigster Jahrgang. Neunundfünfzigster Band.

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

neunundfünfzigſten Bande

der

Illuſtrierten Deutſchen Monatshefte.

Alberti, Konrad, in Berlin, 315. — Becker, Auguſt, in Eiſenach, 446. — Berger, Wilhelm, in Bremen, 659. — Brunn, Heinrich, in München, 326. — Denburg, Karl, in Brüſſel, 465, 589. — Dornblüth, Otto, in München, 400. — Düntzer, Heinrich, in Köln a. Rh., 817. — Ebers, Georg, in Leipzig, 1, 177. — Hartmann, Eduard v., in Lichterfelde, 743. — Heiberg, Hermann, in Berlin, 17, 222, 364, 491, 601. — Heyſe, Paul, in München, 145. — Jenſen, Wilhelm, in Freiburg, 425, 553. — Klein, Hermann J., in Köln a. Rh., 673. — Kruſe, H., in Bückeburg, 134. — Lammers, A., in Bremen, 245. — Müllenhoff, Karl, in Berlin, 388. — Müller, Adolf, in Alsfeld, und Müller, Karl, in Krosdorf, 406, 480, 645, 798. — Muncker, Franz, in München, 781. — Oſt, Hermann, in Hannover, 118. — Pietſch, Ludwig, in Berlin, 529, 625. — Pröhle, Heinr., in Berlin, 723. — Prölß, Rob., in Dresden, 713. — Rodewyk, Wilh., in Düſſeldorf, 516. — Roquette, Otto, in Darmſtadt, 289, 689. — Schlagintweit, Robert v. †, 33, 211. — Schmidt, Julian, in Berlin, 47. — Scipio, Rudolf, in Gelſenkirchen, 811. — Storm, Theodor, in Hademarſchen, 80. — Stromer, Theodor, in Berlin, 338. — Villinger, H., in Karlsruhe, 545. — Werner, Reinhold, in Wiesbaden, 65, 256. — Weyer, G. D. E., in Kiel, 254. — Ziel, Ernſt, in Kannſtatt, 197.

Gen. 5-23-12.

Inhalt

des neunundfünfzigsten Bandes.

Lorenz Alma Tadema. Von Georg Ebers, 1, 177.
Eine vornehme Frau. Von Hermann Heiberg, 17, 222, 364, 491, 601.
Colorado, die amerikanische Schweiz. Von Robert v. Schlagintweit, 33, 211.
Victor Hugo. Von Julian Schmidt, 47.
Die modernen Kriegsschiffe mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Marine. Von Reinhold Werner, 65, 256.
Noch ein Lembeck. Novelle von Theodor Storm, 80.
Hermann Kolbe. Ein Lebensbild von Hermann Oft, 118.
Das Milchlamm. Eine Seegeschichte von Heinrich Kruse, 134.
Auf Tod und Leben. Novelle von Paul Heyse, 145.
Gottfried Keller. Ein Dichterporträt von Ernst Ziel, 197.
Geschichte eines Mäßigkeitskampfes. Von August Lammers, 245.
Über neue photographische Abbildungen des gestirnten Himmels. Von G. D. E. Weyer, 254.
Ein neuer italienischer Roman, 283.
Große und kleine Leute in Alt-Weimar. Novelle von Otto Roquette. I. Der erste Mai, 289.
Alessandro Manzoni. Eine biographische Studie von Konrad Alberti, 315.
Die Personifikation des Meeres in griechischer Plastik. Von Heinrich Brunn, 326.
Vom Genfer See. Von Theodor Stromer, 338.
Die Momentphotographie im Dienste naturwissenschaftlicher Forschungen. Von Karl Müllenhoff, 388.
Die Spaltpilze als Krankheitserreger. Von Otto Dornblüth, 400.
Unsere vorzüglichsten Jagdhunde. In Lebensbildern geschildert von Adolf und Karl Müller, 406, 480, 645, 798.
Weihnachtslitteratur, 420.
Biri. Novelle von Wilhelm Jensen, 425, 553.
Auf Goethes Wanderpfaden. Von August Becker. II. Sesenheim, 446.
Belgische Streifzüge. Von Karl v. Denburg, 465, 589.
Die Reichsbank, ihre Entstehung, Einrichtung und Geschäftsweise. Von Wilhelm Rodewyk, 516.
Die Künstlerfamilie Begas. Von Ludwig Pietsch, 529, 625.
In den Alpen. Von H. Villinger, 545.
Aus Briefen der Friederike Oeser. Von Ludwig Geiger, 578.
Zwei Stipendiaten. Erzählung von Wilhelm Berger, 659.
Zur Geschichte der Wetterprognose. Von Hermann J. Klein, 673.
Große und kleine Leute in Alt-Weimar. Novelle von Otto Roquette. II. Silie, 689.
Der Abbé Galiani. Von Robert Prölß, 713.
Magdeburg. Von Heinrich Pröhle, 723.
Die Stellung der Baukunst in der modernen Ästhetik. Von Eduard v. Hartmann, 743.
Glück. Novelle von Moritz v. Reichenbach, 761.
Hans Hopfen. Von Franz Muncker, 781.
Der Prinzenraub zu Detmold. Von Rud. Scipio, 811.
Über den Wert der Auszüge aus Goethes Tagebuch von Musculus. Von H. Düntzer.
Litterarische Notizen: Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Von Heinrich v. Treitschke. — Lessing als Reformator der deutschen Litteratur. Von Kuno Fischer. — Über die Beziehungen Chr. Garves zu Kant. Von A. Stern, 141.
Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung. Von L. Beck. — Physiographie. Von T. H. Huxley. — Das Licht im Dienste wissenschaftlicher Forschung. Von S. Th. Stein, 142.
Japanische Märchen und Sagen. Von David Brauns. — Zur Sittengeschichte Frankreichs. Von Ferdinand Lotheißen. — Machiavelli als Komödiendichter und italienische Profile. Von Siegfried Samosch. — Fansaro. Novelle von Stefanie Keyser. — Durch Massai-Land. Von Joseph Thomson, 143.
Märchen Clemens Brentanos. Von Käthe Kroeker. — Ein Vermächtnis. Von A. Feuerbach. — Plaudereien und Mehr. Von J. Duboc, 144.
Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses. Von K. Steinmann. — Neue Alsatia. Von A. Stöber. — Geldwert und Arbeitslohn im Mittelalter. Von St. Beissel. — Der Feldzug des

Germanicus im Jahre 18 n. Chr. Von P. Höfer. — Ernſt Moritz Arndt, der deutſche Reichsherold. Von G. Löſch. — Die Vereinigten Staaten von Amerika. Von H. Reelmeyer-Bukaſſowitſch, 286.
Ruſſiſche Leute. Von F. Dernburg. — Ein Ausflug nach Athen und Korfu. Von Roſa v. Gerolds. — Eine Wienerin in Paris. Von Klara Schreiber. — Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands. Von G. Eliot.. — Gelehrte und Litteraten wie auch ſtudierte Geſchäftsleute. Von E. Reich. — Briefe von Anna Maria v. Hagedorn an ihren jüngſten Sohn Chriſtian Ludwig. Von B. Litzmann, 287.
Die Elektricität. Von L. Graetz. — Grundzüge der allgemeinen Mikroſkopie. Von L. Dippel. — Die Elektricität im Dienſte der Menſchheit. Von A. Ritter v. Urbanitzki, 288.
Die Reformation und die älteren Reformparteien. Von Ludwig Keller, 423.
Satyre Ménippée. Von Joſeph Frank. — Die eſoteriſche Lehre oder Geheimbuddhismus. Von A. P. Sinnett, 424.
Das Schichtbuch. Herausgegeben von Ludwig Hänſelmann, 549. — China und die Chineſen. Von Tſcheng-Ki-Tong. — An der Heilquelle. Von Friedrich Spielhagen, 550.
Aphrodite. Roman von Ernſt Eckſtein. — Helene Jung. Erzählung von Paul Lindau. — Unter uns. Roman von Oſſip Schubin. — Zwei Comteſſen. Novellen von Marie v. Ebner Eſchenbach. — Vorſtadtgeſchichten. Von Heinrich Seidel, 551.
Für unſere Kleinen. Von Helene Binder. — Heimatlos. Von H. Malot. — Aus junger Tage Freud und Leid. — Ebers-Galerie. — Charles Dickens' Ausgewählte Romane, 552.
Geſchichte der Pſychologie. Von H. Siebeck. — Das Geſamtergebnis der Naturforſchung denkend erfaßt. Von Fr. Michelis. — Philoſophiſche Studien. Von W. Wundt. — Grundzüge der Metaphyſik. Von K. Dietrich. — Die Einheit der Naturkräfte. Von P. A. Secchi. — Die geiſtige Entwickelung im Tierreich. Von G. J. Romanes, 685.
Charles Darwin und ſein Verhältnis zu Deutſchland. Von Ernſt Krauſe. — Idealismus und Poſitivismus. Von E. Laas. — Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachſen. Kleinere Schriften von Joſeph Haltrich. — Menſchen- und Völkernamen. Von Rudolf Kleinpaul. — Chriſtian Friedrich Daniel Schubart. Von Guſtav Hauff. — Briefwechſel zwiſchen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von J. Bachtold, 686.
Gedichte Goethes. Von Fr. Zimmermann. — Schillers Wilhelm Tell. Von O. Kallſen. — Geſchichte des franzöſiſchen Romans im ſiebzehnten Jahrhundert. Von H. Körting. — Die Erziehung Friedrichs des Großen. Aus dem Nachlaß von Ernſt Bratuſcheck. — Kants Dinge an ſich und ſein Erfahrungsbegriff. Von M. W. Drobiſch. — Der Einfluß der Kantiſchen Pſychologie auf die Pädagogik als Wiſſenſchaft. Von M. Jahn. — Richard Cobdens volkswirtſchaftliche und politiſche Anſichten. Von K. Walcker. — Richard Whatelys Grundlagen der Rhetorik. Von Dr. med. S. Hildebrand. — Grundriß der Philoſophie. Von J. L. A. Koch. — Grundzüge der tragiſchen Kunſt. Von Georg Günther, 687.
Das Kirchenlied. Von Joſeph Pape. — N. A. Nekraſſows Sämtliche Werke. Von H. J. Köcher. — Prolegomena über die Einheit des Geiſteslebens. Von Rudolf Eucken. — Politiſche Geſchichte der Gegenwart. Von Wilhelm Müller, 688.
Wieland und Reinhold. Von Robert Keil, 821.
Friedrich Schiller. Von Richard Weltrich, 822.
Litterariſche Reliefs. Von Ernſt Ziel. — Chriſtian Friedrich Scherenberg und das litterariſche Berlin von 1840 bis 1860. Von Theodor Fontane. — Kulturhiſtoriſcher Bilderatlas. Von Auguſt Eſſenwein. — Kunſthiſtoriſche Bilderbogen. Von Anton Springer. — Kulturhiſtoriſches Bilderbuch. Von Georg Hirth, 823.
Das deutſche Zimmer. Von Georg Hirth. — Theatraliſche Eindrücke. Von Oskar Blumenthal. — Helldunkel. Von Sophie Junghans, 824.

Namen- und Sachregiſter

zum neunundfünfzigſten Bande.

Abbildungen des geſtirnten Himmels. Von G. D. E. Weyer, 254.
Alpen, In den. Von H. Billinger, 545.
Auf Tod und Leben. Von Paul Heyſe, 145.

Baukunſt, Die Stellung der, in der modernen Äſthetik. Von Eduard v. Hartmann, 743.
Begas, Die Künſtlerfamilie. Von Ludwig Pietſch, 529, 625.
Belgiſche Streifzüge. Von Karl v. Denburg, 465, 589.
Biri. Von Wilhelm Jenſen, 425, 553.

Colorado. Von Robert v. Schlagintweit, 33, 211.

Galiani, Der Abbé. Von Robert Prölß, 713.
Genfer See, Vom. Von Theodor Stromer, 338.
Glück. Von M. v. Reichenbach, 761.
Goethes Wanderjahren, Aus. Von A. Becker, 446.
Große und kleine Leute in Alt-Weimar. Von Otto Roquette, 289, 689.

Hopfen, Hans. Von Franz Muncker, 781.
Hugo, Victor. Von Julian Schmidt, 47.

Jagdhunde, Unſere vorzüglichſten. Von Adolf und Karl Müller, 406, 480, 645, 798.

Keller, Gottfried. Von Ernſt Ziel, 197.
Kolbe, Hermann. Von H. Oſt, 118.
Kriegsſchiffe, Die modernen. Von Reinhold Werner, 65, 256.

Digitized by Google

Litterarische Mitteilungen und Notizen:
Augusti, Brigitte: Im Banne der freien Reichsstadt, 420.
Bacchtold, J.: Briefwechsel zwischen Kurz und Mörike, 686.
Beck, L.: Geschichte des Eisens, 142.
Beissel, St.: Getdwert und Arbeitslohn, 286.
Bilder von den deutschen Nordseeküsten, 420.
Binder, Helene: Für unsere Kleinen, 552.
Blumenthal, Oskar: Theatralische Eindrücke, 824.
Bratuscheck, Ernst: Die Erziehung Friedrichs des Großen, 687.
Brauns, David: Japanische Märchen und Sagen, 143.
Brehm, R. B.: Das Inka-Reich, 422.
Calm, Marie: Die Sitten der guten Gesellschaft, 421.
Dahn, Felix: Harald und Theano, 423.
Dernburg, Friedrich: Russische Leute, 287.
Dickens Ausgewählte Romane, 552.
Dieterich, K.: Grundzüge der Metaphysik, 685.
Dippel, L.: Grundzüge der Mikroskopie, 288.
Drobisch, M. W.: Kants Dinge an sich, 687.
Duboc, Julius: Plaudereien und mehr, 144.
Ebers-Galerie, 552.
Ebner-Eschenbach, Marie v.: Zwei Comtessen, 551.
Eckstein, Ernst: Aphrodite, 551.
Eliot, G.: Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands, 287.
Essenwein, August: Bilderatlas, 323.
Eucken, Rudolf: Prolegomena, 688.
Feuerbach, A.: Ein Vermächtnis, 144.
Fischer, Kuno: Lessing als Reformator der deutschen Litteratur, 141.
Fogazzaro, Antonio: Daniele Cortis, 283.
Fontane, Th.: Ch. F. Scherenberg, 823.
Frank, Joseph: Satyre Menippée, 423.
Gerolds, Rosa v.: Ein Ausflug nach Athen und Korfu, 287.
Göll, H.: Illustrierte Mythologie, 420.
Graetz, L.: Die Elektricität, 288.
Günther, Georg: Grundzüge der tragischen Kunst, 687.
Gumprecht, Otto: Unsere klassischen Meister, 422. — Neuere Meister. — Neue musikalische Charakterbilder, 423.
Hänselmann, Ludwig: Das Schichtbuch, 549.
Haltrich, Joseph: Siebenbürger Sachsen, 686.
Hauff, Gustav: Ch. F. D. Schubart, 686.
Hellwald, Friedrich: Amerika in Wort und Bild. — Frankreich in Wort und Bild, 423.
Hildebrand, S.: Richard Whately, 687.
Hirth, Georg: Kulturhistorisches Bilderbuch, 823. — Das deutsche Zimmer, 824.
Höcker, Oskar: Zwei Streiter des Herren. — Die Brüder der Hansa. — Friedrich der Große, 420.
Höfer, P.: Der Feldzug des Germanicus, 286.
Hurley, T. H.: Physiographie, 142.
Jahn, M.: Der Einfluß der Kantschen Philosophie, 687.
Jahnke, H.: Kurbrandenburg in Afrika, 420.
Junghans, Sophie: Helldunkel, 824.
Kallsen, O.: Schillers Wilhelm Tell, 687.
Keil, Robert: Wieland und Reinhold, 821.
Keller, Ludwig: Die Reformation, 423.
Keyser, Stefanie: Fanfaro, 143.
Kinkel, Gottfried: Tanagra, 421.
Kirchhoff, Alfred: Unser Wissen von der Erde, 422.
Kleinpaul, Rudolf: Menschen- und Völkernamen, 686.
Klenze, Leo v.: Antike Fragmente, 421.
Koch, J. L. A.: Grundriß der Philosophie, 687.
Köcher, H. J.: Nekrassows Werke, 688.
König Wilhelm und sein Heer, 423.
Körting, H.: Geschichte des französischen Romans, 687.
Krause, Ernst: Charles Darwin, 686.
Kroeker, Käthe: Brentanos Märchen, 144.
Laas, E.: Idealismus und Positivismus, 686.
Lackowitz, W.: Mozart, 420.
Lindau, Paul: Helene Jung, 551.
Litzmann, B.: Briefe von Anna Maria von Hagedorn, 287.
Lösch, G.: Ernst Moritz Arndt, 286.
Lotheißen, Ferdinand: Zur Sittengeschichte Frankreichs, 143.
Malot, H.: Heimatlos, 552.
Michael, C.: Orientalische Märchenwelt, 420.
Michelis, Fr.: Das Gesamtergebnis der Naturforschung, 685.
Müller, Wilh.: Politische Geschichte, 688.
Münchener Bunte Mappe, 421.
Neelmeyer-Bukassowitsch, H.: Die Vereinigten Staaten, 286.
Neue Volksbücher, 420.
Otto, Franz: Der große König. — Vaterländisches Ehrenbuch, 420.
Pape, Joseph: Das Kirchenlied, 688.
Reich, E.: Gelehrte und Litteraten, 287.
Reuleaux, Franz: Buch der Erfindungen, 420.
Romanes, G. J.: Geistige Entwickelung im Tierreich, 685.
Samosch, Siegfried: Machiavelli, 143.
Schreiber, Klara: Eine Wienerin in Paris, 287.
Schubin, Ossip: Unter uns, 551.
Schweiger-Lerchenfeld, A. v.: Im Kreislauf der Zeit, 421. — Afrika, der dunkle Erdteil, 422.
Secchi, P. A.: Die Einheit der Naturkräfte, 685.
Seibel, H.: Vorstadtgeschichten, 551.
Siebeck, H.: Geschichte der Psychologie, 685.
Sinnett, A. P.: Geheimbuddhismus, 423.
Spamers Illustriertes Lexikon, 420.
Spielhagen, Friedrich: An der Heilquelle, 550.
Spitta, K. Joh. Ph.: Psalter und Harfe, 421.
Springer, A.: Kunsthistorische Bilderbogen, 823.
Stanley, Henry: Der Kongo, 422.
Stein, S. Th.: Das Licht im Dienste der Wissenschaft, 142.
Steinmann, Karl: Grabstätten der Welfen, 286.
Stern, A.: Über die Beziehungen Garves zu Kant, 141.
Stöber, A.: Neue Alsatia, 286.
Storm, Th.: Gedichte, 421.
Thomson, Joseph: Durch Massai-Land, 143.
Treitschke, Heinrich o.: Zehn Jahre deutscher Kämpfe, 141.
Tscheng-Ki-Tong: China und die Chinesen, 550.
Urbanitzky, A. Ritter v.: Die Elektricität, 288.
Verena, Sophie: Von allen Zweigen, 421.
Verne, Julius: Der Südstern. — Der Archipel, 421.
Wagner: Des Knaben Spielbuch, 420.
Walcker, K.: Richard Cobdens Ansichten, 687.
Weltrich, Richard: Friedrich Schiller, 822.
Wobeser, H. o.: Russisch Centralasien, 422.

Digitized by Google

Wundt, W.: Philoſophiſche Studien, 685.
Ziel, Ernſt: Litterariſche Reliefs, 822.
Zimmermann, F.: Goethes Gedichte, 687.

Mäßigkeitskampfes, Geſchichte eines. Von Auguſt Lommers, 245.
Magdeburg. Von Heinrich Pröhle, 723.
Manzoni, Aleſſandro. Von Konrad Alberti, 315.
Milchlomm, Das. Von Heinr. Kruſe, 134.
Momentphotographie, Die, im Dienſte der Wiſſenſchaft. Von Karl Müllenhoff, 388.

Noch ein Lembeck. Von Th. Storm, 80.

Oeſer, Friederike, Aus Briefen der. Von Ludwig Geiger, 578.

Perſonifikation, Die, des Meeres. Von Heinrich Brunn, 326.
Prinzenraub, Der, zu Detmold. Von Rudolf Scipio, 811.

Reichsbank, Die. Von Wilhelm Rodewyk, 516.

Spaltpilze, Die. Von Otto Dornblüth, 400.
Stipendioten, Zwei. Von Wilhelm Berger, 659.

Tadema, Lorenz Alma. Von Georg Ebers, 1, 177.

Vornehme Frau, Eine. Von H. Heiberg, 17, 222, 364, 491, 601.

Wetterprognoſe, Zur Geſchichte der. Von H. J. Klein, 673.

Versteckspiel.
Gemälde von Alma Tadema.

Lorenz Alma Tadema.

Von

Georg Ebers.

I.

Das ist das Schöne an dem Doppelberufe des Verfassers, dem wissenschaftlichen sowohl als dem poetischen, daß er ihm gestattet, sich immer nur mit Dingen zu befassen, welche seiner Neigung entsprechen; und was könnte es Erfreulicheres geben, als dem Leben und der Arbeit eines Mannes nachzugehen, der unserem Herzen nahesteht, dessen Leistungen uns lauter Genuß und Freude gewähren und von dessen Schaffensweise und Thätigkeitsgebieten man sagen darf — bescheiden tritt der Autor als Künstler hinter Tadema zurück — daß sie oft und auffallend genau mit den unseren zusammenfallen. Dennoch hat es des mehrfachen Anstoßes des Verlegers dieser Blätter bedurft, um uns zu bestimmen, eine Biographie des Freundes zu schreiben. Er ist Maler, und da der Verfasser nur ein Kunstfreund ist, kein Kunstkritiker von Beruf, mußte er sich zunächst ablehnend gegenüber einer Aufgabe verhalten, der sein Können und seine kritische Schulung auf einem Felde, von dem gegenwärtig die Wissenschaft Besitz genommen, nicht gewachsen zu sein schien. Aber je sympathischer der Mensch ihm ist, dessen Leben und Schaffen es darzustellen galt, desto lockender wollte

Digitized by Google

ihm dies erscheinen, und nachdem er mit sich zu Rate gegangen, wie die ihm gestellte Aufgabe etwa zu lösen sei, und er der Entwickelung und dem Schaffen des Meisters nachgegangen war, meinte er, ihn, den er als Menschen gut genug kennt, auch als Künstler begriffen zu haben und doch wohl im stande zu sein, ein treues Bild seines Lebens zu geben. Freilich muß dies von vornherein ablehnen, als Kunstkritik beurteilt zu werden, und sein Schöpfer wird zufrieden und dankbar sein, wenn es ihm mit seiner Darstellung gelingt, das treue Gemälde einer der größten und eigenartigsten Künstlernaturen unserer Zeit anderen Kunstfreunden lebenswahr und verständlich vor Augen zu führen.

Ein anderer Berufenerer, der holländische Kunstkritiker und Dichter Vosmaer, hat es in seinem in Deutschland viel zu wenig bekannten Künstlerroman „Die Amazone“* vor uns unternommen, ein Bildnis Tademas zu entwerfen, indem er seine menschliche und künstlerische Persönlichkeit in dem Maler Aisma Zug für Zug nachzuzeichnen versuchte; aber der Poet hat die ihm gewährte Freiheit benutzt, um an seinem Gemälde mancherlei aus dem Eigenen hinzuzufügen, und sich dabei mehr mit dem fertigen Meister als mit seinem Entwickelungsgange beschäftigt. Was diesen angeht, so ist Vosmaer am weitesten von dem wahren Verlauf der Dinge abgewichen; mir aber will es besonders reizvoll erscheinen, nicht als Poet, sondern als Historiker dem Wirken des Meisters nachzugehen und, was den fertigen Künstler angeht, ihn nicht im Lichte der Dichtung, sondern real und wie er in Wirklichkeit ist, den Lesern dieser Blätter zu zeigen.

Die Familie Tádema (nicht Tadéma) ist, wie schon der Name andeutet, welcher an den der Habbema, Wibisma, Eisinga ꝛc. anklingt, ein altes friesisches Geschlecht. Unseres Tadema Vater war Notar in dem stattlichen und wohlhabenden Dorfe Drouryp bei Leeuwarden, seine Mutter eine geborene Brouwer. Bei der Taufe empfing der Knabe (geb. am 8. Januar 1836), welcher seiner Heimstätte so große Ehre bringen sollte, den Namen Lorenz. Alma ist ein Phantasiename, den er sich als junger Künstler teils um des Wohlklanges willen beigelegt hat, teils weil es ihn verdroß, daß seine Bilder in den Katalogen der Ausstellungen zufolge des im Alphabet so weit hinten stehenden Anfangsbuchstabens T seines Namens immer auf einer der letzten Seiten aufgeführt wurden.

Jedermann weiß, wie eben und bar jeder Erhebung Holland in seinen meisten Provinzen ist; aber dies gilt nicht von dem Boden der Heimat unseres Freundes, denn der ist reich an wellenförmig gerundeten Hügeln. Schön gepflegte Kornfelder liegen hier neben saftigen Wiesen, auf denen bunte Rinder grasen. Licht und Schatten wechseln freundlich in diesen an allen Farben reichen, fruchtbaren Fluren, und malerisch reihen sich die Häuser von Drouryp um die hochgelegene Kirche. Bei Sonnenuntergang leuchtet das saftige Gras, schimmert das reife Korn wie glänzendes Gold, und im Hintergrunde dieses Gemäldes erhebt sich über den sanft gebogenen, fruchtspendenden Hügeln und den sauberen Bauernhöfen das Gotteshaus so malerisch, als hätte es ein Künstler an seine Stelle gesetzt.

Hier empfing Tadema die ersten Eindrücke der Kindheit, hier haben sich vielleicht die hellen Farben und das heitere Licht, über welche seine Kunst später so köstlich verfügte, in seine Seele geprägt. Auf diesem Boden sind auch die einzigen in Holland gefundenen Altertümer (Münzen und Beschläge) aus der Merowingerzeit ausgegraben worden, und scheinbar Kleines giebt oft in der Seele des Künstlers den Anstoß zum Größten. Hat ihn, den späteren Maler der merowingischen Geschichte, ein Wort, das er als Kind über diese Dinge vernommen, ein Bild, das er von ihnen gesehen, auf jene große und blutige Epoche der Frankengeschichte hingeleitet?

* Ins Deutsche übersetzt von L. Schneider. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

Sein Vater starb früh, aber die ausgezeichnete Mutter wußte den lebhaften Knaben mit Liebe und Umsicht zu führen, und wie so häufig bei Söhnen, deren Erziehung die Mutter als Witwe geleitet, entwickelte sich auch bei ihm das Gemüt und die Einbildungskraft besonders harmonisch und kräftig.

Sein Vater hatte gewünscht, daß er sich wie er selbst der juristischen Laufbahn widmen möge, und so wurde er auf das Gymnasium von Leeuwarden gegeben, das nur wenige Wegstunden von Dronrijp entfernt liegt und wohin die Familie übergesiedelt war. Auch hier fehlte es nicht an Anregung für den malerischen Sinn und die Freude an Dingen aus alter Zeit, denn in der hübschen Hauptstadt der Friesen erinnert das stattliche, schöne und ehrwürdige Rathaus an die Kunstblüte vergangener Jahrhunderte, und ein Museum friesischer Altertümer weist auf die Vorzeit des kühnen und edlen Friesenstammes, dessen Landrecht fordert: „Die Friesen sollen frei sein, solange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird." Sie sind auch „ein ganzes Volk von freien Leuten" geblieben und haben fester und länger als jeder andere niedersächsische Stamm auch äußerlich an ihren alten Gebräuchen und Trachten festgehalten. Leeuwarden ist heute noch durch die Schönheit seiner Frauen berühmt, und in Tademas Knabenzeit trugen noch viele Friesinnen die prächtige, malerische Tracht ihres „Volkes". Wie stattlich macht sich das breite Stirnband von Gold, das an den Schläfen in Rosetten oder ovalen Goldplatten endet, an denen man oft Diamanten schimmern sieht; wie vornehm stand und steht den konservativeren unter diesen Frauen immer noch die Haube und der Schleier aus kostbaren Spitzen; wie trefflich paßten zu einem schönen Gesicht die Ohrgehänge, aus denen Edelsteine von hohem Werte blitzten und die sich als Familienkleinod von der Mutter auf die Tochter vererbten. Das war glänzend und stach wunderlich ab von unserer alles Absonderliche und Prächtige ausschließenden nüchternen Tracht, das mußte dem jungen Künstler gefallen und ihn anregen, nach Zeiten zu suchen, in denen alle Welt in Gold und farbigen Gewändern einherging. Und Tademas Knabenaugen hatten das künstlerische Schauen zeitig gelernt, sein Talent hatte sich schon in früher Kindheit gezeigt. Als er kaum das fünfte Jahr erreicht hatte — so erzählte er mir selbst — war es zum erstenmal bemerkt worden. Er hatte — nur um beschäftigt zu werden — an dem Zeichenunterricht älterer Knaben teilgenommen, war dem Lehrer, als er einen Klotz, der zur Vorlage diente, für ihn aufzeichnete, in die Hand gefallen und hatte ihm gezeigt, daß eine Linie nicht so, sondern umgekehrt laufen müsse. Bald machte sich sein Talent auch durch andere selbständige kleine Leistungen bemerkbar; aber wenn die Mutter ihm auch bei der frühen Wahl seines Berufes kein Hindernis in den Weg legte, so bestand sie doch darauf, daß er zuerst das Gymnasium absolviere, und der lernbegierige Knabe, welcher, sobald sich ihm das Verständnis der Klassiker eröffnet hatte, Freude an den alten Sprachen fand, fügte sich gern. Hier hat er den Zugang zu jenen Quellen erworben, aus denen er für sein späteres Schaffen das Beste und Köstlichste schöpfen sollte; hier ist er mit dem Leben der Griechen und Römer, das er sich als fertiger Künstler in Italien ganz zu eigen machte, zum erstenmal in Berührung getreten.

Sein lebhafter Geist, sein ungewöhnliches Sprachtalent und der ihm eigene Fleiß führten ihn so schnell durch die Klassen der Schule, daß er schon 1853 nach Antwerpen auf die Akademie geschickt werden konnte. Das Porträt seiner Schwester ließ er als erste selbständige Leistung bei den Seinen zurück und bildete sich dann unter de Keyser und Wappers in der belgischen Kunststadt fleißig zum Maler aus.

Er war ein frohes junges Blut, beliebt bei jedermann, hold jedem Vergnügen der heiteren Künstlerwelt, zu der er gehörte, und doch voller Ernst dem Studium er-

geben. Der frische Gesell nahm es leicht mit den Sorgen des Lebens, aber schwer mit der Kunst, und es hat lange gedauert, bis er zu einigem Selbstbewußtsein gelangt ist. So groß sein Talent und sein Fleiß auch waren, konnte er es sich selbst doch schwer recht machen, und keine seiner Leistungen wollte ihm anfänglich genügend erscheinen, um sie auszustellen oder in den Handel zu geben.

In Belgien auf französischem Sprachgebiet unter Meistern und Genossen, von denen die Mehrzahl auf Frankreich blickte und von dorther ihr Bestes gewann, blieb in ihm das germanische Blut seines Stammes mächtig. Niederländisch war zunächst die Art seiner Farbengebung, deutsch war der Stoff des ersten Bildes dieses Malers, der, obwohl er in Friesland geboren, in Belgien und Frankreich zum Meister herangereift und endlich in London als naturalisierter Engländer vor Anker gegangen war, doch unter allen Künstlern des Auslandes in Deutschland die meisten Sympathien erweckte und mit seinen Schöpfungen so tief in die Gemeinde der Kunstfreunde eindrang, daß wir ihn gewissermaßen zu den Unseren zählen. Und diese Erscheinung ist nicht zufällig, sondern erklärt sich leicht durch die germanische Grundstimmung seines Wesens, die deutsche Wahrhaftigkeit, Schlichtheit und tiefe Gründlichkeit, welche alles auszeichnet, was er auch schafft. Nichts kann das Gesagte besser bestätigen, als daß „Faust und Gretchen" der Stoff des ersten größeren Bildes war, das er in der belgischen Kunstschule malte.* 1857 vollendete er diese Aquarelle und verehrte sie dem Wirt des cirele artistique, zu dem er gehörte. Geradezu nichtachtend verfuhr er mit seinem zweiten Werke, welches einen Stoff aus der Geschichte seines Vaterlandes: „Die Zerstörung der Abtei Terdoest", behandelte, indem er es der Köchin seiner Mutter schenkte, um es im Speisezimmer irgendwie zu verwenden. Solange seine Schöpfungen dem Ideale nicht entsprachen, welches ihm vorschwebte, erschienen sie ihm wertlos; aber er fühlte, daß es erreichbar für ihn sei, und das weniger Gelungene entmutigte ihn nicht, sondern spornte ihn nur zum Bessermachen an. Dazu kam es denn auch bald, und als seine Mutter 1859 seiner Einladung folgte und mit seiner Schwester zu ihm nach Antwerpen zog, stürzte er sich unter den Augen der geliebten, trefflichen Frau mit doppelter Freudigkeit auf die Arbeit und fand den rechten Lehrer in der Person eines der edelsten und liebenswürdigsten Maler unseres Jahrhunderts. Wenn ein Künstler, so kann Tadema als Beispiel angeführt werden, daß ein begabter junger Maler unendlich viel größeren Gewinn aus dem Unterricht eines tüchtigen Meisters als aus dem Lehrgang der Akademie — heiße sie, wie sie wolle — zu ziehen vermag. Wie viele Koryphäen unter unseren Bildhauern und Farbenkünstlern hab ich für diese Ansicht mit leidenschaftlichem Eifer die Stimme erheben hören!

Die 1859 vollendete „Plünderung der Abtei von Egmond" hatte Tadema noch wie vieles andere gering geachtet und darum verschleudert, aber nun gelang es ihm, von van Leys, der damals schon von der französischen Romantik, der er sich in seiner Jugend angeschlossen, weit abgewichen war und jene Naivetät und Unmittelbarkeit zurückgewonnen hatte, welche ihm ureigen war, zum Schüler angenommen zu werden. In Deutschland war Leys zu dieser Wendung gelangt, und dahin zog es ihn oft gerade während der Jahre, in denen ihm Tadema als Schüler anhing. Wenn dieses Meisters Genius ihn auch nicht befähigte, große historische Stoffe zu gewaltiger Wirkung zu bringen, war er doch ein ganzer Künstler und seiner Beobachter. Aus seinem „Spaziergang aus der Stadt ins Freie" und seiner „Messe" schaut dem Betrachter ein gesunderer Realismus und mehr glückliche und liebevolle Hingabe an das Leben in seiner Wirklich-

* Sämtliche Gemälde Alma Tademas sind in Kupferstichen oder photographischen Nachbildungen zu haben bei L. H. Lefèvre zu London, 1a King Street, St. James' Square.

keit entgegen als aus allen anderen Gemälden jener Zeit; auch die Porträts, welche wir von ihm gesehen haben, zeichnen sich durch große Wahrhaftigkeit und einen Realismus aus, der gern bereit zu sein scheint, der Treue die Schönheit zu opfern. Übrigens kann seinen Bildern auch ein glänzendes Kolorit, das er seinen Pariser Lehrern verdankte, nicht abgesprochen werden. Gewöhnlich wählte er Stoffe aus dem Volksleben und der Geschichte seines Vaterlandes, und diese behandeln auch die Fresken im großen Rathause von Antwerpen, vor deren Vollendung der Tod ihn ereilte.

In diesem Künstler hatte Tadema den rechten Meister gefunden. Eine seltene Unmittelbarkeit wird niemand den Werken van Leys' absprechen können, und gerade diese Eigenschaft brachte Tadema, der zu den unmittelbarsten Naturen gehört, die uns je begegnet sind, ihm in vollstem Maße entgegen. Darf man von des belgischen Meisters Werken auf seine Persönlichkeit schließen, so muß er eine höchst liebenswürdige, wahrhaftige und bei aller Naivetät kräftige und selbstbewußte Künstlernatur gewesen sein; darf man den Baum nach den Früchten beurteilen, so war er auch ein vortrefflicher Lehrer, und Tadema selbst versichert, daß van Leys' Unterweisung epochemachend in seine ganze Entwickelung eingegriffen habe. Dennoch blieb er weit entfernt, sich der Manier des Meisters unbedingt zu unterwerfen. Er ist von Anfang an sich selbst treu geblieben, und mit vollem Recht konnte er in späteren Jahren dem wohlunterrichteten Kunstkritiker Zimmern sagen: „Wenn mir etwas gelungen ist, so kommt es daher, daß ich meinen eigenen Ideen immer treu geblieben, daß ich den Eingebungen meines eigenen Kopfes gefolgt bin und keine anderen Künstler nachgeahmt habe. Wer es in irgend einer Hinsicht im Leben zu etwas bringen will, der muß zunächst seinem eigenen Wesen treu bleiben, und das, darf ich versichern, hab ich immer gethan."

Während sein Können unter den Augen seines Führers Leys rüstig fortschritt, hatte sich seine Aufmerksamkeit einer Periode der europäischen Geschichte zugewandt, welche ungeheuerlich und verabscheuungswürdig im ganzen, im einzelnen aber überreich ist an malerischen Stoffen.

Gregor von Tours' „Fränkische Geschichte" war ihm in die Hand gekommen und hatte ihn mit dem Königshause der Merowinger bekannt gemacht, an dessen Spitze kräftige Männergestalten in goldenem Waffenschmuck, schöne und furchtbare Frauen mit wallendem Haar oder glänzendem Hauptschmuck, in farbenreichen Gewändern und kostbarem Geschmeide standen. Merowingische Altertümer waren in der Nähe seines Heimatsdorfes gefunden worden, des Bischofs von Tours schlichtes Latein zu lesen, fiel dem wohlunterrichteten jungen Künstler nicht schwer, und es hat uns zu besonderem Vergnügen gereicht, der Art und Weise zu folgen, wie Gregors Geschichtserzählung von ihm benutzt worden ist, und wie er schon damals mit wissenschaftlichem Sinn und der treuen Mühwaltung des Gelehrten bestrebt war, alles aufzustöbern und zu verwerten, was sich von Spuren der Tracht, der Waffen, des Gerätes und Schmuckes aus der Merowingerzeit erlangen ließ.

Das erwähnte Geschichtswerk ist in der That eine Fundgrube für malerische Zwecke, und wenn Vosmaer auf seine Frage an den heiteren, allem Düsteren und Ungeheuerlichen fremden Freund, wie er gerade auf die Merowinger gekommen, die muntere Antwort erhielt: „Eine ‚nette Gesellschaft' ist's freilich, aber malerisch und interessant sind sie doch", so hatte Tadema vollkommen recht, und ihres Geschichtschreibers Werk ist für den phantasievollen Menschen, dem sich all das Ungewöhnliche und Gräßliche, was da von Männern und Weibern verübt wird, greifbar deutlich vor das innere Auge stellt, fesselnd und ergreifend wie ein reich bewegtes und tragisches Heldengedicht. Fehlt es Gregor von Tours auch an der kritischen Vorsicht, die wir von unseren Geschichtschreibern fordern, so ist er dafür ein Erzähler ersten Ranges, dessen leb-

haste Darstellungsweise dadurch besonderen Reiz gewinnt, daß er seine Helden redend einführt und für sie — viel zu subjektiv für einen Historiker — Partei nimmt, je nachdem es seinem Bestreben paßt, den Lohn für die Tugend und die Strafe für das Laster schon während des Erdenlebens der einzelnen nachzuweisen.

Tadema hatte schon kurz, bevor er van Leys zum Meister gewonnen, seine Aufmerksamkeit auf die Zeit der Völkerwanderung gerichtet. Eine Bleistiftstudie aus dem Jahre 1859 zu der Aquarelle „Attilas Tod" befindet sich in Vosmaers Besitz, und derselben Zeit entstammt das Bild „Chlotildis* auf dem Grabe ihrer Enkelkinder".

An diesem Bilde läßt sich recht deutlich erkennen, wie er seine Quelle benutzte. Eine ergreifende Stelle packte seine Seele, und er spann sie weiter aus, machte sich von dem Gelesenen frei und gab derjenigen Vorstellung, welche sich seiner bei der inneren Verarbeitung der aufgenommenen Thatsache am tiefsten bemächtigt hatte, künstlerischen Ausdruck. Von der am Grabe trauernden Königin steht nichts bei Gregor von Tours, wohl aber erzählt er die folgende Geschichte: Der erste große Chlodewig hatte mit der Tochter des Burgunderkönigs Chlotildis drei Söhne: Chlodomer, Childebert und Chlotar. Der erstere war im Kampfe gegen die Burgunder gefallen, seine Mutter Chlotildis aber hatte seine Söhne zu sich nach Paris genommen und erzog sie dort mit besonderer Liebe und Sorgfalt. Da wurde ihr zweiter Sohn Childebert eifersüchtig auf seine Neffen, und weil er fürchtete, daß sie durch die Gunst der Mutter auf den Thron gelangen könnten, schickte er heimlich Boten an seinen Bruder Chlotar, rief ihn nach Paris und faßte dort gemeinsam mit ihm den Beschluß, die Knaben zu morden. Um ihrer habhaft zu werden, ließen sie sich dieselben von der Mutter unter dem Vorwande, sie auf den Thron zu erheben, zuführen. Chlotildis freute sich dieses Entschlusses, denn die Enkel waren die Kinder ihres ältesten Sohnes. Sobald sich die Knaben nun in Gewalt der Oheime befanden, „ergriff Chlotar den ältesten beim Arme, warf ihn auf die Erde, stieß ihm ein Messer in die Schulter und ermordete ihn grausam. Bei des Sterbenden lautem Geschrei stürzte sich der andere Knabe Childebert zu Füßen, umfaßte seine Knie und rief unter Thränen: ‚Schütze mich, teurer Oheim, daß ich nicht auch umkomme wie mein Bruder!' Da rief Childebert, und Thränen rannen ihm über das Antlitz: ‚Ich bitte dich, lieber Bruder, schenke mir das Leben dieses Kindes; ich will dir dafür geben, was du verlangst; nur töte es nicht!' Aber jener fuhr auf ihn mit Schmähungen los und sprach: ‚Stoße ihn von dir oder stirb statt seiner! Du,' sagte er, ‚hast selbst diese Sache angezettelt und wirst nun so schnell abwendig?' Da jener dies hörte, stieß er den Knaben von sich und warf ihn in die Hände des Bruders. Der aber ergriff ihn, stieß ihm das Messer in die Seite und tötete ihn, wie er schon den älteren Bruder getötet hatte. Alsdann brachten sie auch die Diener und Erzieher der Knaben um... Die Königin legte die Leichen der Kinder auf eine Bahre, und unter vielen Chorgesängen und unbeschreiblicher Trauer folgte sie ihnen selbst zur Kirche des heiligen Petrus und bestattete sie dort beieinander. Der eine war zehn, der andere sieben Jahre alt."

Aus dieser ergreifenden Geschichte hat Tadema keine Stelle zur Darstellung gewählt, wohl aber blickte sein Künstlerauge über das von Gregor Mitgeteilte hinaus, und es stellte sich vor dasselbe das Bild der Großmutter, wie sie klagend an dem Grabe ihrer Lieblinge, für die sie so Schönes und Großes gehofft hatte, weilte und ihrer mit zärtlicher Trauer gedachte.

Manchmal schloß unser Freund sich dagegen ganz eng an das von seinem Historiker berichtete Ereignis; so bei seinem Bilde „Fredegunde am Sterbebette des

* Gregor von Tours schreibt den Namen verschieden; auch Chrodichildis und Chlothieldis.

Bischofs Prätextatus", welches drei Jahre, nachdem er bei van Leys in die Lehre getreten, vollendet wurde. Aus diesem herrlichen Gemälde treten uns schon alle großen Eigenschaften Tademas entgegen: ein tiefes Durchdringen des zu behandelnden Gegenstandes, eine harmonische Komposition, bei der jeder handelnden Figur volles Recht widerfährt, eine man darf wohl sagen klassische Ruhe überall, welche der stürmischen Bewegung der Hauptperson in glücklichster Weise zur Folie dient, die liebevollste Auswahl und Durcharbeitung des Details, eine Grundstimmung, welche die Seele des Beschauers mächtig ergreift, und eine Treue bei der Wiedergabe der Architektur und des Kostüms, welche alles zurückweist, was der Kenner, als nicht in die Zeit der dargestellten Begebenheit gehörend, bemängeln könnte. (Abbildung zwischen S. 16 u. 17.)

Gregor von Tours giebt nun folgenden Bericht über den Vorgang, welchen das erwähnte Gemälde behandelt: Prätextatus, Bischof von Rouen, war auf Anstiften Fredegundes am Ostertage, während er selbst die Wechselgesänge anstimmte, meuchlerisch überfallen und von dem Schwerte des Mörders unter der Achsel schwer verwundet worden. Sogleich wurde der Prälat von seinen Dienern in das Schlafzimmer getragen und auf sein Bett gelegt, und bald darauf erschien Fredegunde mit den Herzögen Beppolen und Ansovald. Sie gab sich die Miene, als sei sie entrüstet über das Geschehene und als wünsche sie sehnlich den Thäter zu entdecken und sein Verbrechen streng zu bestrafen. „Da versetzte der Bischof, der ihre Arglist durchschaute: ‚Wer es gethan hat? Derselbe, der unsere Könige getötet, so oft unschuldiges Blut vergossen und so vielfache Greuel in diesem Reiche verübt hat.' Da sprach Fredegunde: ‚Ich habe sehr erfahrene Ärzte, die deine Wunde heilen werden. Erlaube, daß sie dich besuchen.' — ‚Mich,' gab er ihr zur Antwort, ‚will Gott jetzt aus dieser Welt abrufen; du aber, von der all diese Greuel ausgingen, wirst in Ewigkeit verflucht sein, und Gott wird mein Blut an deinem Haupte rächen.' Da ging sie von dannen, der Bischof aber bestellte sein Haus und verschied."

Hier schließt sich das Bild Zug für Zug an die Erzählung Gregors. Prätextatus hat sich auf dem Lager hoch aufgerichtet, und unter der Achsel des zum Fluche straff ausgestreckten Armes sieht man die Wunde, von der sich infolge der heftigen Bewegung der Verband gelöst hat. Des Schlachtopfers Gesicht ist kein mildes Seelenhirtenantlitz; es ist, als habe Tadema gewußt, daß er — die Kritik hat dies in jüngerer Zeit erwiesen — früher nichts weniger als unschuldig in die Verbannung geschickt worden war. Groß ist die Energie im Antlitz und an der Hand des Fluchenden. Ganz eigenartig, ja überraschend sticht die Ruhe der Königin, welche neben dem Sterbelager sitzt, von dieser heftigen Bewegung ab. Sie ist schön, sehr schön; man begreift, daß um ihretwillen die unglückliche, reiche Königstochter Galswintha von ihrem Gatten Chilperich preisgegeben und ermordet werden konnte. Das leise, ironische Lächeln, mit dem sie ihrem Opfer die Hilfe ihrer Ärzte angeboten, umspielt noch immer die anmutigen Lippen. Was bedeutet ihr, der an Mord und Blut Gewöhnten, der Groll des Prälaten, da sie sicher ist, daß sie ihn aus dem Wege geräumt hat? Es ist, als klinge fein: „Mich will Gott jetzt aus dieser Welt abberufen!" erfreulich in ihrem Ohre nach. Köstlich ist der Geistliche, welcher zwischen ihr und dem Sterbebette mit dem Sakrament in der Rechten dasteht und in stummer Entrüstung auf die Frevlerin schaut. Auch die beiden Herzöge, welche die Königin begleitet hatten, sind nicht vergessen. Niedrig und doch nicht ohne Zier ist das Schlafgemach des Prälaten. Die Bettstatt, das starke Gebälk der Decke, die großen Muster in der Mosaik des Fußbodens und im Vorhang an der Lagerstätte, die Pfeiler und der starke, eckige Stuhl, auf dem Fredegunde sitzt — alles, auch die Tracht und die Bewaffnung der Herzöge, ist echt. So muß

ein bischöfliches Schlafgemach in der Merowingerzeit ausgesehen haben. Da ist nichts modern, weder an dem Beiwerk, noch an den handelnden Personen. Da steht alles am rechten Platze, und in die Ruhe, welche dieses Sterbezimmer erfüllt, tönt gellend und schaudererregend der Fluch des gemordeten Seelenhirten. Noch lächelt die schöne Frau, aber es ist, als banne jetzt schon der Fluch ihre Glieder mit Starrheit.

Vor diesem Bilde war bereits 1860 als erste Frucht der Leysschen Unterweisung das herrliche Gemälde entstanden, welches Tadema auf einmal in die Reihe der ersten Künstler seiner Zeit erheben und seinen Namen berühmt machen sollte. Einem kurzen Mahnrufe war der Stoff entnommen, welcher sich in seiner Seele und auf seiner Leinwand zu dem glänzenden und höchst lebensvollen Vorgang umgestalten sollte, den wir dem Leser in nebenstehender Abbildung zeigen. Chlodwigs Gattin Chlotildis war die Tochter des dritten der vier Söhne des Burgunderkönigs Gundevech. Vor ihrer Vermählung mit dem großen Chlodewig hatte ihr Oheim Gundobad ihren Vater Chilperich aus nichtswürdiger Habsucht erstechen und ihre Mutter mit einem Stein um den Hals ins Wasser werfen und ertränken lassen. Nachdem sie nun als Königin der Franken die Größe ihres Gatten geteilt und ihn — er war im fünfundvierzigsten Lebensjahre verstorben — betrauert hatte, rief sie, die „in aller Ehrbarkeit und in stetem Wohlthun" zu Tours residierte, ihren heranwachsenden Söhnen zu: „Laßt es mich nicht gereuen, meine teuren Söhne, daß ich mit Liebe euch erzogen habe. Gedenket daher, ich bitte euch, voll Ingrimm an jenen Schimpf, den ich erlitten, und rächet klug und tapfer den Tod meines Vaters und meiner Mutter."

Tadema zeigt uns die edle Königin während des Bestrebens, die rächenden Arme zu stählen, und die Axt, welche der Knabe wirft, um sich zu üben — vielleicht jene „Franziska", welche sein Vater so gewaltig zu schwingen verstand —, wird doch nicht nur gegen das aufgestellte Scheibenbrett geschleudert; nein, vor dem inneren Auge des Königskindes steht sicherlich als Ziel die Stirn des verhaßten und mörderischen Oheims. Seine Mutter, an die sich ihr jüngster Knabe schmiegt, schaut ihm zu. Er weiß es und nimmt alle Kraft und Geschicklichkeit zusammen, um seine Kunst zu bewähren. Der gerüstete Krieger, sein Lehrmeister, welcher sich tief zur Seite geneigt hat, um dem Wurfe zu folgen, ist eine köstliche Figur von ergreifender Lebenswahrheit. Vor der Königin, welche unter dem von Säulen getragenen Dache des Ganges thront, der den Hof umgiebt, steht ihr zweiter Sohn, ein zartes Knäblein; aber auch er hält schon das Beil in der Hand und wartet nur, bis der ältere Bruder das Seine gethan hat und die Reihe zum Werfen an ihn kommt. Frau Chlotildis freut sich der Kraft ihrer Kinder, und doch spricht sich Kummer und Wehmut in ihren Zügen aus. Sie denkt des vergangenen Leides, und vielleicht sagt ihr das ahnende Herz, welche Schmerzen ihr diese Kinder, die sie zu Rächern heranzieht, durch frevlerisches Blutvergießen dereinst bereiten werden. Unter den Großen des Hofes ist keine Gestalt, die nicht höchst individuell und anziehend wäre.

Wohl bewahrt auch in diesem Bilde der junge Meister seine holländische Technik, aber von dem Helldunkel und den Lichteffekten eines Rembrandt wendet er sich ab und stellt hier wie auf den meisten späteren Bildern das Dargestellte in das volle, helle Tageslicht. Dies Verfahren verleiht den meisten Tademaschen Gemälden ihre dem Nichtkenner auffallende besondere Helligkeit und Klarheit und gestattet dem Künstler, den Wert der Farben überall zur Geltung zu bringen.

Nachdem die „Erziehung der Söhne der Chlotildis" auf der Kunstausstellung von 1860 zu Antwerpen das größte Aufsehen erregt hatte, gelangte sie in Besitz des Königs von Belgien, und der Rennefeldsche Stich dieses Gemäldes nahm bald den Weg durch die Welt. Ihm folgte eine Reihe von anderen Bildern aus

der Merowingerzeit: zuerſt wie Guntram Boſo, der ſeine Töchter aus Poitiers fortführt und auf dem Wege von Chil- | Tod der Galsvintha, welche um Frede- gundes willen erdroſſelt wird, ſei hier erwähnt.

Die Erziehung der Söhne der Chlotildis. Gemälde von Alma Tadema.

perichs Mannen überfallen wird, nach- dem er die Arme zu Gott und ſeinem Heiligen erhoben, deren Anführer nieder- ſtreckt und ſeine Kinder errettet. Auch der

Mit der Geſchichte der fränkiſchen Kö- nige völlig vertraut, hatte er auch den hervorragendſten Dichter ihrer Zeit, jenen Venantius Fortunatus, kennen gelernt, der

mit dem Leben der heiligen Radegunde so eng verknüpft ist. Diese fromme Fürstin war tief entrüstet von ihrem Gemahl Chlotar gewichen, weil er seine Hände mit dem Blute des letzten Sohnes der Könige des Thüringer Landes befleckt hatte. Im Kloster zu Poitiers fand sie Ruhe, und wie dankbar wird sie dem Poeten im Priestergewande gelauscht haben, da er ihr in der stillen Äbtissinnenzelle die Elegie auf den Untergang des Thüringer Reiches, ihrer geliebten Heimat, vorlas. Er hatte sie in die Form einer Epistel für den letzten lebenden Sproß ihres erlauchten Geschlechtes gekleidet und nach Konstantinopel gesandt, wohin sich dieser zurückgezogen. Auch das Schicksal der unglücklichen Galsvintha hat er besungen, und wenn seine Verse oft unrein und nicht frei sind von der Künstelei und mancher verletzenden Geschmacklosigkeit seiner Zeit, so zeichnen sich doch ganze Reihen derselben durch wahre Herzenswärme aus. Solche scheint er auch für die Königin im Kloster empfunden zu haben, und sie spricht aus seinem ganzen Wesen in dem schönen Gemälde „Venantius, wie er der Radegunde seine Gedichte vorliest".

Das Jahr 1863 war für Tadema von besonderer Bedeutung, denn er verlor in demselben seine geliebte Mutter; es führte ihn zum erstenmal nach Italien (Florenz, Rom, Neapel) und verband ihn mit seiner ersten Gattin, einer jungen Französin aus der altadeligen Familie der Dumoulin du Bougirard. Der „Prätextatus" und der „seine Verse vortragende Venantius" sind die ersten uns bekannt gewordenen Bilder, welche nach seiner Römerfahrt entstanden sind, und Vosmaer hat recht, wenn er namentlich in dem letztgenannten Gemälde einen merklichen Fortschritt gegen die früheren in ihrer Art schon bedeutenden Leistungen Tademas sieht. Dies bezieht sich besonders auf die Farbe und die Kraft und Klarheit, mit welcher der Künstler zum Ausdruck bringt, was er beabsichtigt.

Wie Tademas ganze Gemütsart, so ist auch sein künstlerischer Genius von Grund aus offen, klar und daseinsfroh, und er konnte unmöglich immerfort an den Grenelscenen und der gewaltthätigen Roheit der Merowingerzeit, so viel malerisch Wirksames sie auch bieten mochte, Gefallen finden. In Italien wandte er sich denn auch von dem fränkischen Königsgeschlecht ab, und wenn er in dem Prätextatus, dem Venantius und noch 1878 in den drei Bildern aus dem Leben einer ehrbaren Frau (Galsvintha) wiederum zu demselben zurückkehrte, so geschah es wohl, weil er das erstere Bild schon vor dem Aufbruch concipiert hatte und weil das zweite die alten Stoffe gleichsam mit den neuen, die ihm aus Rom und Hellas entgegenströmten, verband. Venantius Fortunatus' Verse sind in der Sprache des Horaz geschrieben und klingen vielfach an die Poesien der römischen Klassiker an. Zu diesen größeren zog es ihn hin; aber es wundert uns doch, daß er, der tiefe Kenner der Merowingerzeit, den Bischof von Vienne, Eidibius Avitus, gar nicht benutzt hat, in dessen „Anfang der Welt" von Guizot eine so merkwürdige Übereinstimmung mit Miltons „Verlorenem Paradies" nachgewiesen worden ist.

In Italien verlor er die Lust an der Darstellung einzelner historischer Begebenheiten. Es ging ihm, wie es jedem lernenden Geschichtsfreunde bei der Methode des historischen Unterrichtes von heute an allen Schulen nicht nur in Deutschland und bei dem Inhalt und der Anordnung unserer historischen Hilfsbücher ergehen muß. — Geschichte heißt da nur politische Geschichte. Was gelehrt wird, ist das Schicksal der Herrschergeschlechter und einzelnen Könige, die Zusammenstöße der Völker in Krieg und Schlachten und die Kraftentfaltung oder der Rückgang an Macht und Länderbesitz der Nationen. Bessere Lehrer behandeln wohl auch den Charakter der Herrscher und anderer hervorragender Persönlichkeiten sowie die Gesetzgebung der Staaten; aber auch ihnen liegt es näher am Herzen, den Verlauf einer blutigen Schlacht richtig

Digitized by Google

zu schildern, als auf das tägliche Leben der Völker, die da zusammenstießen, einzugehen und liebevoll darzustellen, wie es in friedlichen Tagen verlief.

Der Lernende verläßt das Gymnasium mit der Kenntnis vieler politischer Ereignisse, vieler Königsnamen und Jahreszahlen. Erst wenn er dann, frei vom Schulzwang, selbständig zu den Quellen zurückgeht, findet er, daß er von dem Wesen und Sein der Völker, die man ihm zeigte, wenig erfahren. Er hat sie eben nur im Zustand der Unruhe und krampfhaften Bewegung kennen gelernt. Sobald der verständige Freund des historischen Lebens der Menschheit dies bemerkt, wendet er sich von der politischen Geschichte der Königshäuser und Staaten ab und erkennt, daß die Kulturgeschichte eines Volkes seine wahre Geschichte ist. Sie lehrt ihn das normale Wesen der Nationen, ihr Dasein im Zustand der Gesundheit kennen, und mit Freude nimmt er wahr, wie viel reizvoller es ist, sich vertraut zu machen mit der Wohnstätte des zu erforschenden Volkes, mit seinen staatlichen Einrichtungen, seinem bürgerlichen und geselligen Leben, seiner Religion, Kunst und Wissenschaft als mit den Namen und Blutthaten seiner Könige und den Schlachten, die es geschlagen.

Von dem Frankenreich wandte Tadema sich, wie gesagt, nach Rom und Hellas, und hier erweckte in ihm das Kulturleben ein alles andere schwer überwiegendes Interesse. Wenn er damit begonnen hatte, einzelne Begebenheiten, welche sich im Kreise des merowingischen Königshauses zugetragen, mit Stift und Pinsel zu schildern, so erweiterte sich zu Rom, dem Mittelpunkte der Erde, sein Blick bis an die Grenzen der Welt, und statt weiter in einem lebhaft erzählenden Historiker nach Stoffen zu suchen, faßte er das gesamte Altertum ins Auge und begann, ohne sich groß um seine politische Geschichte zu kümmern, sein Leben in all seinen Regungen zu durchforschen. Die Natur des südlichen Europa sprach seine Seele mächtig an. Das tiefe Blau des Himmels, der Hesperien licht überwölbt, die wechselnde Farbe der Meereswogen, die es umspülen, prägten sich tief in seine Brust und vermischten ihren Schimmer mit dem sonnigen Glanz seiner eigenen Künstlerseele. Den Marmor, die Mutter so vieler edlen Kunstwerke, suchte er auf, wo er ihn fand: an seiner Heimstätte, unter Trümmern und an neuen Palästen, und er lernte ihn kennen auf jeder Stufe seiner Existenz, in jeder Nuance seiner Färbung und in allen denkbaren Lichtern. Wie einen geliebten Freund, den wir an uns ziehen, bis jede Falte seiner Seele offen vor uns daliegt, drang er in alle Geheimnisse dieses wunderbaren Gesteins und lernte es neu und verwittert, einfarbig und bunt, im hellsten Sonnenlicht und tiefsten Schatten so naturgetreu darstellen, daß das prüfende Auge den gemalten Marmor auf seinen Bildern von dem wirklichen nicht zu unterscheiden vermag. Und ebenso sorgsam studierte er das Grün der Cypressen, den Farbenglanz der Mohnblumen und Anemonen des Südens, das zarte Rosa der Oleanderblüte und die edle Form und Farbe der Pinien. Wir haben am Gestade des Mittelmeeres wonnige und sonnige Tage mit ihm verlebt und gesehen, wie liebevoll er die Natur des Südens sich zu eigen machte, wie rastlos er nach einem gewissen Strauche, den er zu benutzen gedachte, suchen konnte und wie weit sich seine Seele dem Zauber des Lichtes und der Farben öffnete, mit denen das ligurische Gestade so reich gesegnet ist. An einem herrlichen Frühlingsmorgen — das Meer leuchtete wie reiner Saphir, und der Garten des Fürsten prangte nach einem Regentage im saftigsten Lenzgrün — stand er lange schweigend neben mir und schwelgte in dieser Pracht; endlich aber atmete er tief auf und rief: „Kann es etwas Herrlicheres geben? Und nun sagen die Narren, sattes Grün und Blau passe nicht zueinander!“

Und wie in die Natur des südlichen Europa, so versenkte er sich in das menschliche Leben der Alten. Was auch immer

zu der Person des Herrschers und seiner Umgebung gehörte, wie die Großen gekleidet, wie das Heer bewaffnet und geschmückt war, wurde ihm bald bekannt; aber mehr noch zog es ihn an, zu erforschen, wie es im Hause des Bürgers, in der Werkstätte des Künstlers und Handwerkers, wie es auf dem Markt und im Bade ausgesehen habe. Des Schiffers Boot, des Fischers Netz, des Weingärtners und Landmannes Thätigkeit, ja alles, was zum bürgerlichen Leben der Alten gehört — vom edelsten Kunstwerke an bis zum geringsten Thonkruge, den der Töpfer auf der Scheibe gedreht hat —, bot ihm Interesse. Bis in das Herz der Familie führte ihn sein wissenschaftlicher Spürsinn. Jedes Gewandstück, jeder Zierat, den Männer und Frauen getragen hatten, ja auch wie die Kinder gekleidet und erzogen worden waren, wurde ihm vertraut. Die Einrichtung der Wohnungen kannte er bald so genau, daß er jedem Gerät den rechten Platz anzuweisen verstand — kein Möbel, kein Gefäß, dessen sich die Alten bedienten, giebt es, von dem er nicht Proben oder Abbildungen besäße. Das Gleiche gilt von den musikalischen Instrumenten, und kein Lebender weiß besser als er, wie sie von den Alten benutzt worden sind und in welcher Weise diese den Reigen geschlungen haben. Jede Kunde, die uns über die geselligen Vergnügungen in Ägypten, Hellas und Rom zugekommen, hat er gesammelt, und wenn er seine Freunde den Verstorbenen die letzten Ehren erweisen läßt, möchte man denken, er habe als Zeuge der Klage der Witwe und der Trauer des Königs beigewohnt, dem des Höchsten Wille den Erstgeborenen entrissen. War ihm die Religion der Alten schon auf der Schule nicht fremd geblieben, so durchforschte er nun in Italien die Trümmer der Tempel und machte sich dort und zu Hause mit der Tracht und den Befugnissen der Priester, dem Verlauf des Kultus, der Opfer und Festzüge vertraut.

Wohl liest und studiert er manchen antiken Dichter und Schriftsteller und die besten Bücher über das Leben der Alten; aber die Quellen, aus denen er das Meiste und Vorzüglichste schöpft, sind doch die Denkmäler selbst. Da giebt es kein Monument von Erz oder Marmor, keine Wandmalerei, kein Vasenbild, keine Mosaik, kein Werk der antiken Töpfer-, Steinmetzen- oder Goldschmiedekunst, das er nicht studiert und in dem Schatzhause seiner Kenntnisse untergebracht hätte, und so mußte er endlich dahin gelangen, sich im Altertum nicht weniger heimisch zu fühlen als in der heutigen Zeit. In jene Epoche des Lebens der Menschheit, in der das Schöne und Gute zusammenfiel und der strebenden Seele als letztes erreichbares Ziel vorschwebte, trat ihm weit näher und bot seinem Genius weit tiefere Befriedigung als die eigene Zeit, in der Nützlichkeit die Schönheit, Klugheit die Güte in den Schatten drängt und es ebenso wohlsteht, sich von der Natur zu entfernen, wie es im Altertum rühmlich erschien, der Natur nahe zu bleiben und naturgemäß zu leben. Sein idealer Geist sehnte sich fort aus einer Gesellschaft, die wie der blasierte Einzelmensch nur gelten läßt, was real heißt; und wenn er auf dieser Flucht nach Verwandtem suchte, von dem er verstanden zu werden gewiß war, wie er es verstand, so fand er es sicher bei seinen teuren „Alten". Er ward einer der Ihren, und für sein liebevolles Eingehen in jede Regung ihres schönen und naturgemäßen Lebens gaben sie ihm anmutige und große, ergreifende und entzückende Stoffe zurück.

Man hat ihn oft den Archäologen unter den Malern genannt, und nicht mit Unrecht, denn er kennt die antiken Lebensgebilde, welche er darstellt, besser als mancher Gelehrte; aber sein Wissen ist so frei von Bücherstaub wie die Sternkunde des Arabers in der Wüste, der sich am Firmament zu seinen Häupten zurechtzufinden gelernt hat, weil die stummen, ewigen Wanderer am Himmel ihm die Wege weisen im Dunklen und weil sie die kühle, gnadenvolle Nacht schmücken, die ihm lieber ist als der brennende Tag.

Digitized by Google

So ist Tadema zu der Kenntnis des Lebens der Alten gelangt, weil es ihm mit seiner rein menschlichen Kultur so unendlich viel anziehender erscheint als das nüchterne Heute, zu dessen zu spät geborenem Kinde ihn die Schickung gemacht hat. Heiter und unbefangen wie seine Alten selbst tritt er vor die Staffelei, und

Schachspielende Gruppe. Bleistiftskizze von Alma Tadema.

wenn dann in dem Bilde, welches er schafft, das Einzelne und Ganze so echt und so tadellos antik ausfällt, als habe er dazu ein ganzes Arsenal von gelehrtem Rüstzeug zu Hilfe gerufen, so hat er doch nichts anderes gethan, als sich der Tracht, des Hauses, des Gerätes, des Gartens, des Gemaches eines lieben Freundes erinnert, bei dem er sich oft zu Gaste geladen und wo er sich mit offenen Augen umgeschaut hat. Das Altertum ist das Heim seines Genius, und darum findet dieser hier seine Stoffe. Er würde sich Fremdem zuwenden, wenn er nach Motiven aus der Gegenwart suchte. Dem Künstler gehört die ganze Welt, und auch die Zeit stellt ihm keine Schranken. Jeder Stoff ist gut, sobald er menschliches Interesse bietet; aber um ein Motiv aus entlegenen Zuständen und Tagen so zur Darstellung zu bringen, daß es die Nachgeborenen fesselt und zu ihrer Seele spricht, gehört das eine, was Tademas Bilder aus dem Altertum so einzig und unübertrefflich macht: das volle Mitleben in der darzustellenden Epoche. Er hat sich das geistige Bürgerrecht unter den Alten erworben, und weil er einer der Ihren geworden ist, kann er ihr Sein und Leben so unübertrefflich echt und wahr darstellen, wie er es thut.

Schon 1863 hat er gleichsam an der Pforte seines Weges durch das Altertum das erste ägyptische Bild geschaffen. Auf meine Frage, wie er zu dem Volke gelangt sei, dem ich seit einem viertel Jahrhundert die beste Zeit und Kraft meines Lebens widme, gab er zur Antwort: „Wo hätt ich, als ich mich mit dem Leben der Alten vertraut zu machen begann, wohl anders anfangen sollen? Das erste, was das Kind aus alten Zeiten erfährt, führt es an den Hof des Pharao, nach Gosen in Ägypten, und wenn man zurückgeht bis zum Urquell der Kunst und des Wissens anderer antiker Nationen, wie oft gelangt man da zu Ihrem Ägypten!“ Außerdem lag etwas in der Großartigkeit

und Eigenart der ägyptischen Kunst und in der originellen, wohlgeordneten und tief sittlichen Kultur des ägyptischen Volkes, das ihm imponierte, zusagte und ihn fesselte. Er wie jeder wahre Kunstkenner und Künstler hatte ein offenes Auge für die Schönheit der Leistungen nicht nur der Architekten, sondern auch der Bildhauer im alten Ägypten, und wie ihn habe ich Drake, Gnauth und andere große Künstler mit Bewunderung zu den Skulpturen aus dem alten Reiche aufschauen sehen und Maler wie G. Richter, Gentz, Lenbach und Piloty über sie reden hören. Den ausgezeichneten, zu früh verstorbenen Archäologen Friederichs sah ich vor diesen Bildwerken im Museum von Bulak den Sinn ändern und aus einem Verächter zu einem Lobredner der ägyptischen Kunst werden. Über die ornamentale Kunst der Ägypter, von der sich so schöne Proben auf den Monumenten am Nil erhalten haben, spricht Tadema mit der größten Wärme. Wo er Schönem begegnet, ist er bereit, es anzuerkennen, und bei seinem ausgesprochenen Sinn für das Eigentümliche findet er auch großes Wohlgefallen an der Malerei der Japaner und hat bei der Dekoration der wahrhaft künstlerisch ausgestatteten Innenräume seines Hauses in London zahlreiche japanische Motive verwendet.

Vosmaer läßt seinen Aisma, zu dem ihm Tadema Modell gestanden, auf die Frage: „Was? Japanisch? Ist das etwa auch schön?“ die folgende Antwort erteilen, welche der Ansicht unseres Meisters genau entspricht: „Schön? Meisterhaft! Ihre Blumen und Tiere sind köstlich. Sehen Sie nur einmal Frau von Bürens Fächer an; aber *sehen*, sehen und betrachten Sie gut. Giebt es etwas Reizenderes und Entschiedeneres, und das ist ganz frei und ohne langes Erwägen nur so hingeschrieben ...“ Sodann vergleicht er pompejanische Wandmalereien mit den Bildern auf dem japanischen Fächer und sagt: „Ebenso fest gezeichnet und geistreich entworfen sind diese Ranken und Blumen und Vögel. Wie leicht sie doch hingeworfen sind! Und zuweilen sind die pompejanischen Dekorationsmaler noch weiter gegangen. Erinnern Sie sich, in dem einen Saale den Sperling auf einem Zweige gesehen zu haben? Graugrün, sammetweich, eigentlich ganz farblos; ein Meisterstück ist es!“

Ebenso mußten ihm wegen ihrer entschiedenen Zeichnung und ihres geistreichen Entwurfes die köstlichen Basreliefbilder in den Grüften aus der Pharaonenzeit zusagen. — Er verstand es, sie mit Hilfe seiner reichen künstlerischen Einbildungskraft vom Stein und Stuck zu lösen, ihnen warmes Lebensblut einzuflößen und sie zueinander beseelt und bewegt in neue Beziehungen zu setzen, die seine eigenste Erfindung waren, und doch wieder den Stempel jener eigenartigen Ägyptticität trugen, welche es so leicht macht, die Altertümer aus der Pharaonenzeit von allen anderen zu unterscheiden. Dabei hütet er sich wohl, die Fehler, welche ein strenger hieratischer Kanon die ägyptischen Bildhauer und Maler zu begehen zwang, zu den seinen zu machen. Vorsichtig löst er, was starr und gebunden auf den Denkmälern erscheint, da er weiß, daß die Ägypter kein Volk von steifen Pedanten, sondern ein bewegliches, zu übermütiger Festfreude, schneidigem Witz und leidenschaftlicher Trauer geneigtes Volk gewesen waren; nur da, wo er sie im Bann ihrer priesterlichen Satzungen darstellt, weiß er ihnen eine so feierliche und unfreie Haltung zu geben, daß man meinen möchte, sie seien aus den Reliefs an der Tempel- oder Grabeswand herausgetreten. Dennoch sucht man auch hier vergeblich nach jenen Absonderlichkeiten, welche der bindenden Regel zur Last gelegt werden müssen. — Wie er es auf seinem ersten ägyptischen Gemälde (1863): „Ein Fest vor dreitausend Jahren“, darstellte, werden die Ägypter in der That ausgesehen haben, wenn sie die Sorgen des Lebens in festlicher Lust vergaßen; so wie der würdige Mann, welchen er zwei Jahre später malte, hat mancher Memphite vor seinem Hause gestanden, und wie lebenswahr und

Digitized by Google

doch echt ägyptisch ist die „Schachspielende Gruppe“ (1865), von der wir die keck hingeworfene Bleistiftskizze gesehen und aufrichtig bewundert haben. (Abbild. S. 13.) Einen Menschen, der gewöhnlich ohne Kleider auskommt, sich einer Thätigkeit hingeben zu sehen, welche eine höhere Kultur des Geistes voraussetzt, hat für uns etwas Verblüffendes, und weil diese nackte Gestalt etwas so ganz anderes verrichtet als das, was wir ihresgleichen thun zu sehen gewohnt sind, wirkt sie so kräftig und heiter. Über das Wesen aller Völker haben sich gewisse konventionelle Vorstellungen gebildet. Wie sich die Menge den Franzosen leichtsinnig denkt, so stellt sie sich den Ägypter dumpf und düster vor. Sich ihn als einen lebensfrohen Menschen zu denken, setzt schon eine bessere Kenntnis seines Lebens voraus. Auch Tadema versteht es vortrefflich, sich den Ägypter bei Spiel, bei festlicher Lust und in heiterer Erregung vorzustellen; aber noch meisterlicher gelingt es ihm, wie wir sehen werden, ihn in den tragischsten Momenten des Lebens zu schildern.

In dem Gesagten haben wir Tademas Verhältnis zu den Alten zusammenzufassen versucht. Der Beschauer seiner Bilder darf von vornherein gewiß sein, daß alles, was sie ihm zeigen, einer vergangenen Wirklichkeit auf das genaueste entspricht, und insofern sind sie auch lehrhaft; aber diese Eigenschaft tritt weit hinter der anderen zurück, daß, was er auch schafft, uns eine Fülle von Schönheit entgegenträgt, die wie von selbst ihren Weg findet in die für das Schöne geöffnete Seele. Sie lehren uns Natur und Menschen besser schauen, als es dem Auge dessen gewährt ist, dem die Muse nicht die Stirn geküßt hat; wir sehen in ihnen flüchtige Erscheinungen des Lebens festgehalten in dauernden Formen, und über sie hin finden wir jenen Anmutszauber gegossen, den wir, wenn wir ihn in Worten zum Ausdruck gebracht werden sehen, „poetisch“ nennen.

In solcher Weise sind uns durch ihn die verschiedenartigsten Seiten und Regungen des Lebens nahe gebracht worden. Die Figuren, welche er uns zeigt, tragen meist das Gewand der Vorzeit, aber sie sind nicht alt und nicht neu, sondern rein menschlich, und wenn er das Kind vor uns lachen oder die Witwe vor uns weinen läßt, so lacht oder weint dort nicht nur ein kleiner Römer oder eine fränkische Fürstin, sondern das sorglose Kind und das Weib, welches den Gatten verloren, wie beide zu jeder Zeit gelacht oder geweint haben müssen. Die Gabe des Genies, in Einzelgestalten eine ganze Gattung typisch zusammenzufassen, ist ihm völlig eigen, und sein Mädchen, welches dort den badenden Damen die Tücher bringt, ist nicht die Badedienerin Lydia oder Syra, sondern die „Balneatrix“; der Mann, welcher dort seine Verse vorliest, nicht Venantius Fortunatus allein, sondern der Typus des vorlesenden Dichters. Was er bezweckt, ist immer und überall aufs deutlichste verständlich, und man braucht kein Kunstkritiker zu sein, um den Formen- und Farbenreiz dieser in das hellste Licht gerückten Gestalten und Lokalitäten voll zu würdigen und sich mit ganzer Seele an der Eleganz und der tadellosen Sorgfalt zu freuen, welche alles auszeichnet, was das Atelier dieses Meisters verläßt.

Von jung an hat er es verstanden, seine Werkstätte so auszustatten, daß sich sein Schönheitsbedürfnis befriedigt fühlte. Schon in Brüssel genoß sein Atelier in der Rue du Palais 51 einer gewissen Berühmtheit wegen seiner echt künstlerischen und höchst eigentümlichen Einrichtung, und es sind aus demselben nach den erwähnten noch die folgenden Schöpfungen hervorgegangen: „Vom Einkauf nach Hause“ (1865). Der Pförtner eines römischen Hauses öffnet die Thür der Gebieterin, welche mit ihrem Töchterchen und Sklaven vom Blumenmarkt heimkehrt. Das ist ein Genrebild so recht aus der Mitte des römischen Lebens; und das Gleiche läßt sich auch von den nächstfolgenden sagen, obgleich Tadema die Motive dazu aus einem Buche, und zwar aus den Gedichten des Catull, zugeflossen sind.

Digitized by Google

Dieser sinnige und naive Dichter fesselte ihn besonders, und so malte er ihn mit seiner geliebten Lesbia (1865) und zeigte uns dieselbe Schöne auf einem anderen Gemälde, wie sie um ihr verstorbenes Vöglein trauert. Er hielt sich dabei an die hübschen Gedichte „auf den Sperling", in denen der Römer, dessen erotische Phantasie oft Zaum und Zügel nicht kennt, so liebenswürdig zu tändeln versteht. Eines Mädchens Auge gerötet vor Kummer über den Tod eines Vogels, das klingt modern, und hätte es Catull nicht selbst gesungen und nicht auch Juvenal zum Überfluß von einem anderen Mägdlein gesprochen,

Die sich die Äuglein weinte rot,
Weil ihr geliebter Sperling tot
(Turbavit cujus nitidos extinctus passer ocellos)

so würden unsere kritischen Besserwisser, welche in Darstellungen des antiken Lebens jeden sentimentalen Zug als anachronistisch brandmarken, weil sie selbst die Alten nicht kennen, dies reizende Bild für die Darstellung eines „modernen Stoffes in antiker Maske" erklärt haben. Ein Berliner Weiser hat es wirklich — ich glaube, es war in der „Tribüne" — für einen beklagenswerten Mißgriff erklärt, eine Römerin, „die kein Mitleid mit Tieren kannte", einen Vogel beweinen zu lassen.

In dem Brüsseler Atelier sind ferner entstanden: „Agrippina mit der Asche des Germanicus", der „Eingang in ein römisches Theater", wo, wie der Anschlagzettel lehrt, ein Stück des Terenz zur Aufführung kommen soll, die „Vorbereitungen zum Fest in einem pompejanischen Hause", ein Bild, in dem sich die Meisterschaft des Künstlers und sein feines Schönheitsgefühl in dem kränzeflechtenden Mädchen aufs glänzendste kund thut, sowie das liebenswürdige Gemälde „Glaucus und Lydia".

1867 wandte er sich wieder, nachdem ihm seine Stoffe so lange aus dem privaten Leben der Alten entgegengewachsen waren, der Geschichte zu und behandelte zwei historische Motive: „Die Prätorianer rufen nach dem Morde des Caligula den Claudius zum Kaiser aus" (1872 neu durchgearbeitet und wiederholt) und „Tarquinius Superbus". Dies Gemälde stellt den übermütigen Herrscher dar, wie er die Mohnhäupter, welche über die anderen Köpfe im Felde hervorragen, abschlägt. Es war uns nicht vergönnt, dies Bild selbst zu sehen, aber kompetente Kunstrichter stellen es besonders hoch wegen der Tiefe und des Reichtums seiner Färbung und des schönen Gegensatzes zwischen der tief beschatteten Außenmauer und dem im Sonnenschein glänzenden Mohnfelde.

1867 schuf er außerdem die „Ägyptische Totenklage". In einem jener kleinen Nebentempel, welche die Inschriften als Geburtshäuser der Gottheit, das heißt als Stätte bezeichnen, in der Isis den jungen Horus gebiert, liegt die Mumie des Verstorbenen auf der Bahre, und neben ihr steht der Sarkophag, welcher sie aufnehmen soll. Der Ort der Handlung ist fein gewählt, denn derjenige, welcher hier geboren werden soll, ist Horus, das heißt das Princip der ewigen Erneuerung in der Natur, und wie der junge Gott, so soll die Seele des Verstorbenen durch Wiedergeburt das Licht einer neuen Welt erblicken. Tief in sich zusammengesunken, kniet die Witwe am Fußende der Mumie, während Priester zu Lautenschlag und Sistrumklang Klagelieder singen. Die dichten Fächer der Palmen des Tempelhaines schauen durch die Öffnungen zwischen den Säulen und beugen sich schattenspendend und wie segnend über den Tod und die Trauer. Wie echt ägyptisch ist hier jede architektonische Form, jedes Instrument, jedes Antlitz, und doch wie tief und rein menschlich wirkt dies herrliche Kunstwerk!

(Schluß folgt.)

Eine vornehme Frau.

Von

Hermann Heiberg.

I

Große, kleine Städte!

Wir ſind in einer mittleren Stadt von kaum zwanzigtauſend Einwohnern, immer noch winzig genug, daß alles, was nicht diente, hämmerte oder ackerte, eine große Familie bildete, in der man ſich kannte und ſich miteinander befaßte.

Und doch trennte ſich die gebildete Geſellſchaft in verſchiedene Klaſſen; und wie ſtets und überall hielt die eine ſich aus beſſerem Teig gebacken als die andere.

Als der Krieg von 1866 beendet war, erhielt die nunmehr preußiſche Stadt eine Garniſon; es wurden neben Infanterie einige Schwadronen Huſaren nach C. verlegt. Aber die Offiziersfamilien ſonderten ſich, zumal da ſie noch Fremdlinge waren, gänzlich ab, und nur zu den höheren Beamten und dem Adel nahmen ſie diejenige Fühlung, welche ihnen gleichſam vorgeſchrieben war. Im übrigen war die Bürgerſchaft mit der ſtehenden Einquartierung nicht übel zufrieden, denn unter den Huſaren befanden ſich wohlhabende, ſogar reiche Leute, welche das Geld nicht in die Schublade verſteckten.

Die neuen Verhältniſſe waren dem Städtchen günſtig. Der Geſchäftsgeiſt regte ſich, und beſonders die Bauthätigkeit erwachte. Die Bürger verdienten Geld und fanden ſich raſcher in die neuen Dinge, als man erwartet hatte.

Und ſo verging die Zeit mit ihrem Wechſel, und ſo lebte die Einwohnerſchaft mit ihrem Spott, ihrer Neugierde und ihrem Gerede über ihre Nebenmenſchen wie allerorten in dieſer unvollkommenen Welt.

Eines Tages ward die Stadt C. durch eine Annonce überraſcht, welche ſich in dem täglich erſcheinenden Blättchen, ſcharf umrändert und groß gedruckt, auf der letzten Seite befand: „Geſucht ſofort eine große Wohnung von zwölf bis fünfzehn Zimmern mit Stallung und Nebengelaſſen. Eventuell wird auf ein ganzes Haus reflektiert. Man beliebe ſich —" u. ſ. w.

Die Neugierde, welche ſich zunächſt an den Stammtiſchen der Reſſource kundgab, ward nicht ſogleich befriedigt. Selbſt

der Redacteur der C.schen Zeitung wußte keine Auskunft zu geben. Endlich lösten sich die Zweifel. Einer der Husarenoffiziere war vor einiger Zeit versetzt worden, und der Wohnungssuchende war der neue Rittmeister.

Zu gleicher Zeit verbreiteten sich allerlei Gerüchte über die Ankömmlinge, welche geeignet waren, die Gemüter zu beschäftigen. Von ihm wurde behauptet, daß er zwar ein vollendeter Kavalier und ein gerechter Vorgesetzter sei, aber von einer so finsteren Melancholie beherrscht werde, daß er den Umgang mit Menschen ängstlich meide, während man ihr neben großer frappanter Schönheit Verschwendungs- und Vergnügungssucht, ja sogar einen leichtfertigen Lebenswandel nachsagte. Erhebliche Erbschaften sollten schon durch ihre Finger geglitten sein, und es ward als ein Glück bezeichnet, daß sich der übrigens enorme Reichtum des Grafen auf unantastbare Fideikommißkapitalien stütze. Die Frau Gräfin gleiche, hieß es, einer heißbrennenden Sonne, vor welcher der eisigste und umfangreichste Goldhügel zerschmelzen müsse.

In jedem Fall war man sehr gespannt auf die neue Bekanntschaft, und in Offizierskreisen ward eifrig überlegt, welche Stellung man zu einer Frau einnehmen solle, der ein solcher Ruf voranging.

Sehr angenehm ward von diesem Wechsel ein Bauunternehmer berührt, der eine von einem parkähnlichen Garten umschlossene weitläufige Villa gleich vor der Stadt besaß und nun um einen hohen Preis Mieter fand. Der Graf ließ sich Zeichnungen und genaue Beschreibungen einsenden und bewilligte eine ganz erhebliche Summe zur Verschönerung der inneren, ursprünglich für einfachere Ansprüche berechneten Räume.

So wurden beispielsweise sämtliche Gesellschaftszimmer in mattgrüner und blauer Seide tapeziert, und das ganze Haus erhielt einen genau im Muster übereinstimmenden, hellen Teppich in Flur und sämtlichen Gemächern. Aber auch sonst wurden Veränderungen getroffen, welche das Besitztum zu einem fast fürstlichen Aufenthalt umwandelten. Die Thüren mußten ebenholzdunkel gemalt und mit Arabesken in Gold versehen werden. Die Öfen wichen zum Teil Kaminen aus schwarzem oder rotem Marmor, und die Außenwände der Villa wurden durch eine zartgraue Ölfarbe verschönt, wodurch sich das „Schlößchen" reizend von den umgebenden grünen Bäumen abhob.

Geradezu Bewunderung erregten aber die Pferdeställe. Es erschien zum Zweck ihres Ausbaues ein Lieferant aus Berlin, der rasch alles ausmaß und in kürzester Zeit das Innere derartigen Veränderungen unterwarf, daß die Einwohner von C. und unter ihnen besonders alle Sportfreunde neugierig herbeigeeilt kamen, um diesen Musterstall in Marmor, Mahagoni und Gußeisen in Augenschein zu nehmen. Es hieß, die ganze Einrichtung sei auf einer der letzten Weltausstellungen prämiiert worden. Und dann trafen endlich auch die Möbel und sonstigen Einrichtungsgegenstände ein.

Der Tapezierer berichtete Wunderdinge von den Gemälden, Bildern, ausgelegten Schränken, Bronzen und sonstigen kostbaren Kunstsachen. Die Portieren und Gardinen waren meistens aus geblümtem chinesischem Seidenstoff gefertigt, und kein Tisch, kein Stuhl befand sich in der Sendung, der nicht hätte als ein Meisterstück gelten können. Aber — und das erfüllte den Handwerksmeister mit gerechtem Erstaunen — fast nichts war heil und ganz, mit Ausnahme der ohne Zweifel dem Gebrauch des Grafen dienenden Gegenstände. Eine solche Beschädigung konnte nicht durch den Transport entstanden sein, sie war sicher das Ergebnis einer grenzenlosen Unordnung und Vernachlässigung.

Auf geschehene Meldung und Anfrage erfolgte keine Antwort, wohl aber erschien nach einigen Tagen der Haushofmeister, ein hagerer, ernst dreinblickender Mann, der erklärte, daß die gräfliche Familie ihm auf dem Fuße folge und jetzt keine Zeit mehr für Reparaturen vorhanden sei. Diese müßten später vorgenommen werden.

Digitized by Google

An einem Maitage des Jahres 1867 traf die Familie ein. In ihrem Gefolge befand sich eine große Dienerschaft und neben zahlreichen edlen Pferden auch ein paar herrliche Hunde, die beim Abladen der schier unzähligen Koffer einen gewaltigen Lärm anstimmten und von der graziösen Frau, die mit sechs schlanken Kindern dem Wagen entstieg, wie nach langer Trennung gehätschelt und geliebkost wurden. Sie vergaß darüber das Haus und den Eintritt, bis sie die Augen aufschlug und bei dem Anblick der Villa und des Parkes ihrer frohen Überraschung in lebhafter Weise Ausdruck verlieh. Dabei redete sie auch ihre Dienerschaft an und ermunterte sie, in ihre Bewunderung einzustimmen.

Währenddessen war der Rittmeister in das Haus getreten und rief aus einem Fenster des Hochparterre ungeduldig und streng:

„Ange, komm nun doch und bekümmere dich um die Kinder!"

Etwas Eigenartigeres als diese konnte man nicht sehen. Eins war schöner als das andere. Alle waren blond, aber das Haar hatte jenen goldig schimmernden Anhauch und die Körperhaut jene unnachahmliche Farbe, welche wir an den Menschen des Nordens im Gegensatz zu den Bewohnern des Südens bewundern. Wie schon der Sonnenstrahl seine Spuren auf dem Milchweiß der Blonden zurücklässt, so flammt auch sichtbarer und durch den rosenfarbenen Schimmer reizvoller das Blut durch die Wangen dieser von der Natur bevorzugten Geschöpfe.

Wenn Mutter und Kinder beisammen standen, konnte man sie für Geschwister halten. Frau von Clairefort glich einem menschgewordenen Engel; sie trug mit Recht ihren Namen. Und sie ging auch mit ihren Kindern um, als sei sie selbst noch ein unselbständiges Wesen. Sie blickte sie erstaunt und in ein plötzliches Lächeln ausbrechend an, sie tummelte sich mit ihnen und lag spielend auf dem Teppich, auf welchem auch die Hunde umhersprangen. Fehlte dies oder das, so riß sie wohl ein Tüchelchen von ihrem vornehm gebauten Hals, statt das fehlende Garderobestück herbeizuholen; und wenn die Kinder sie küßten und um Freiheit bettelten, statt nach der Anweisung der Gouvernante an die Schularbeiten zu gehen, ließ sie wohl mit ihnen fort und versteckte sich und jene vor den drohenden Stirnfalten der Erzieherin.

Morgens ruhte sie mit der ganzen herbeigeeilten Schar in einem spitzenbedeckten Bett und ließ sich umhalsen und hätscheln. Es war, als ob der eben erwachte Frühling seine Kinder um sich versammelt habe. Was so bezaubernd wirkte, war der naive, unbewußte Liebreiz aller dieser zartgearteten Menschen, und doch war die Gräfin Ange so stählern abgehärtet, ward scheinbar so wenig beeinflußt von Anstrengung und Klima, daß sie den Schlaf nur wie eine überflüssige Gewohnheit an sich herantreten ließ.

Wo sie erschien, ward alles hell, denn ihr süßes Gesicht, ihre klugen Augen, ihre anmutigen Gebärden, ihr silberhelles Lachen und ihre durch keine Künstelei beeinflußte lebhafte Fröhlichkeit riß die Umgebung fort. Und doch war's niemals eine närrische Laune, von der sie sich hinreißen ließ, denn ihr nicht erst durch Grübeln hervortretender Verstand kleidete jeden Gedanken in eine graziöse Form. Ihr Ernst war so tiefsinnig und ihr Urteil über Menschen und Dinge oft so zutreffend, daß man es nicht für möglich hielt, dieselbe Frau habe eben mit kindlich-hilfloser Naivetät die tausend Unarten ihrer kleinen Schar ertragen, sich zuletzt machtlos in einen Winkel vergraben und bitterlich ausgeweint.

„Bitte, bitte, sei artig, Carlitos," flehte sie, und trotzig warf Carlitos den stolzen Kopf in den Nacken und beging dieselbe Unart. Zornig gegen ihre Engelschar konnte sie überhaupt nicht werden, viel weniger hatte sich ihre Hand jemals zum Schlage gegen sie erhoben, obgleich sie mit ihrem starken, gestählten Handgelenk das wildeste Pferd zu zähmen vermochte. Reiten und Fahren war Ange

Digitized by Google

Claireforts Leidenschaft. Sie hatte den edelsten Renner im Stall, und nicht minder zärtlich klopfte sie den Hals von „Blitz", ihrem Lieblingspferd, wie die weißen zarten Locken ihres Töchterchens, der kleinen Ange.

Carlitos, der Älteste, war ein wilder, schlanker Bursche mit vielen impertinenten Sommersprossen auf der feingeschnittenen Nase und mit dunklem, gleichsam boshaft leuchtendem Haar in rotem Schimmer. Dann kamen Zwillinge, zwei Mädchen von einer solchen sanften Schönheit und so mädchenhaft in der Erscheinung, daß die Menschen auf der Gasse still standen, um ihnen nachzuschauen.

Diesen folgten wieder zwei Knaben. Sie hatten lange, in der Mitte gescheitelte goldblonde Haare, waren tannenschlank gewachsen, lebhaft ausgelassen, aber doch voll Herzensgüte und schüchtern gegen Fremde. Wenn sie bisweilen mit ihren vornehmen Gesichtern so scheu dreinblickten, ward man unwillkürlich an die Söhne Eduards erinnert.

Die kleine Ange war das Ebenbild der Mutter, nur erschien sie fast noch graziöser. Eine Elfengestalt, dabei träumerisch, für sich, und mit jenem vorwurfsvoll-ernsten Aufblick, der zögern läßt, sich solchen Kindern zu nähern.

Nach vier Wochen redete man in C. von nichts anderem als von dem Grafen Clairefort und seiner schönen Gemahlin. Die bösen Reden waren verstummt, nachdem man sie ein einziges Mal gesehen hatte. Der Graf entsprach dem Bilde, das man sich von ihm gemacht hatte. Er war nur noch zurückhaltender, als er geschildert ward. Man fand einen äußerst aristokratischen, wortkargen, aber im Verkehr mit den feinsten Manieren ausgestatteten Mann, der es mit seinen militärischen Obliegenheiten so streng nahm, daß diese Strenge an Härte streifte. Natürlich zerbrach sich auch alle Welt den Kopf, wie wohl zwei so verschieden geartete Menschen miteinander lebten. Stärkere Gegensätze waren nicht denkbar. Er ein ernster, pedantischer, kränklicher Mann, dem sich zu nähern Überwindung kostete und der in seinen Gedanken, Anschauungen und Lebensgewohnheiten völlig von dem Durchschnitt der Menschen abwich. Sie dagegen ein frisches, gesundes, liebenswürdiges, ein naiv-kluges Geschöpf, mit einem hinreißenden Temperament und einer nicht minder hinreißenden, ja gefährlichen Schönheit; dazu sorglos, ganz von dem Eindruck des Augenblicks beherrscht und oft spottend allen Regeln der eingebürgerten Sitte.

Wenn sie etwas besonders anregte oder beschäftigte, wenn sie zum Beispiel ausreiten wollte, vergaß sie alles. Da gab's keine Innehaltung einer Zusage oder Verabredung. Da schwiegen alle gewöhnlichen häuslichen Pflichten, da verfingen nicht die strengen Mienen des Grafen. Sie flog ihm an den Hals und herzte ihn. — „Laß, laß, Schatz! — Sei gut, gieb mir meinen Willen. — Du weißt ja doch, daß du mir nichts abschlägst. — Weshalb mich quälen? — Nein? — Du versagst mir die kleine Freude? — Dann küsse ich dich niemals mehr auf deine treuen Hände, auf deinen verschwiegenen Mund!" — Und ehe er sich's versah, ehe er es hindern konnte, schlang sie sich zu ihm empor und liebkoste seine Wange.

Oft mußten die Kinder helfen, diese wilden, zarten, sanftmütigen Geschöpfe in ihrem seltsamen Gemisch. Und sie thaten alles, was sie wünschte; immer nahmen sie für ihre Mama Partei und umringten den bleichen ernsten Mann, bis sich zuletzt ein Lächeln um den geschlossenen Mund stahl. Und dieses Lächeln war Zustimmung.

„Wenn du wüßtest, wie schön du bist, wenn du lächelst," sagte Ange oft; „warum bist du doch immer so ernst, so bärbeißig, Lieber! Bin ich nicht um dich, Ange Clairefort, geborene Butin, Herrin auf Schloß Schwarzensee und Därenfort?" Dazu lachte sie und stolzierte, ihm Kußhände zuwerfend und hinter sich schauend, als ob sie ihre Schleppe betrachte, von dannen. Er neigte dann schwermütig das Haupt und zog sich in seine Gemächer zurück. Oft

war's, als ob der strenge Soldat sich vor dem Kinderlärm und der ausgelassenen Unart seiner Umgebung flüchte, als ob jeder Nerv in ihm zucke, als ob Ruhe und Einsamkeit ihm allein wohlthue.

In der That hatten Claireforts schon viel Herzeleid erfahren. Sie verloren beide früh ihre Eltern und standen jetzt ohne Verwandten in der Welt. Des Rittmeisters Stammvorfahr, ein Franzose, war nach Deutschland übergesiedelt, um seiner Gemahlin, einer Rheinländerin, zu folgen, und die Butins, wenn auch seit Menschengedenken in deutschen Gauen ansässig, stammten ebenfalls aus französischem Blut. Gerade als Clairefort um die alleinstehende, blutjunge Baronin von Butin anhielt, starb ihr bisheriger Vormund, und dies veranlaßte die später Mündigwerdende, die Gutsbesitzungen zu veräußern; den Erlös brachte sie ihrem Manne als Mitgift in die Ehe.

* * *

Claireforts hatten ihre Besuche gemacht und empfingen solche. Es nahm sehr für sie ein, daß sie ihre Visiten nicht auf den vornehmeren und engeren Kreis beschränkten, in welchem die übrigen Familien verkehrten; sie gaben auch ihre Karten bei den angesehenen Einwohnern der Stadt ab und entzückten durch ihre Liebenswürdigkeit alle Welt, mit der sie in Berührung traten. Besonders lebhaft aber entwickelte sich der Verkehr zwischen den unverheirateten Offizieren der Garnison und den Neuangekommenen. Nach wenigen Wochen waren diese fast tägliche Gäste der Villa, in der stets ein Frühstückstisch bereit stand und in der man — auch unangemeldet — immer eine vortreffliche Tafel mit auserlesenen Weinen gedeckt fand. Es vollzog sich dort alles wie durch Zauberhand geschaffen, und doch war Ange die denkbar schlechteste Hausfrau.

Aber Ernst Tibet, der Kammerdiener, sorgte für alles. Dieser Haushofmeister war ein Mustermensch. So unruhig und wenig umsichtig, so ungleich und lebendig die Gräfin, ebenso ernst, besonnen und zuverlässig war Tibet, ein Mann mit angeborener Würde und höflicher Zuvorkommenheit zugleich.

„Tibet, bester, goldener Tibet, was beginnen wir? Eben haben sich zehn Personen angesagt! Die Uhr ist zwei! Um fünf wollen wir speisen!"

„Es wird alles nach Ihren Wünschen sein, Frau Gräfin," erwidert Tibet, verbeugt sich und geht seiner Arbeit nach.

Und wenn Tibet das sagt, dann kann wohl eine Welt einstürzen, aber wenn sie nicht einstürzt, ist alles, wie er versprochen, auf die Minute.

Seltsamerweise bekümmerte sich auch der Graf nicht um das Haus, wenig auch um die Kinder, ebensowenig um seine schöne Ange. Man fragte sich oft, was eigentlich den Grafen beschäftige, wofür er sich interessiere, welche Gedanken hinter seiner hohen Stirn auf- und abwandern möchten. Niemand vermochte darauf eine zutreffende Antwort zu geben. Es blieb ihm außer seiner dienstlichen Beschäftigung noch viel Zeit, aber man fand ihn weder häufig lesend noch schreibend. Er saß meistens zurückgelehnt in einem alten Erbstuhl des fünfzehnten Jahrhunderts, der vor seinem Schreibtisch stand, stäubte die Bücher und die vielen kleinen Nippesgegenstände ab, rauchte, erhob sich wohl einmal, griff sich, wie um einen Schmerz zu bannen, an den Kopf, schaute in den blühenden Garten und grübelte weiter über etwas, was keiner zu ergründen vermochte.

Tibet war jeden Tag eine Stunde, oft länger bei ihm. Er legte Rechnungen vor, holte sich Anweisungen, empfing Geld, brachte solches, mußte auch wohl Briefe schreiben, Telegramme besorgen oder Gänge machen, über die er nie Auskunft gab. Tibet war alles in allem, auch bei dem Grafen, und niemandem begegnete dieser so höflich wie seinem Kammerdiener, wenn er auch ihm gegenüber die Formen beiseite ließ.

Unter den Offizieren, die im Claire-

Digitized by Google

fortschen Hause verkehrten, befand sich auch ein Rittmeister mit Namen von Teut. Alle Welt war erstaunt, daß dieser allem Familienverkehr abholde, nur seinem Dienst, dem Pferdesport, der Jagd und starken Gelagen geneigte, keineswegs mehr junge Mann das Haus des Grafen aufgesucht hatte. Ange war die Veranlassung gewesen. Bei einem Diner, welches der Oberst gab, zwang sie ihn, sich mit ihr zu beschäftigen, wies ihm scherzend nach, daß sie vom Urgroßvater her ein wenig verwandt seien, und fesselte ihn in solchem Maße, daß er beim Nachhausegehen gegen seine Umgebung in die Worte ausbrach: „Schön wie eine Rose, klug wie ein Pferd, naiv wie ein Kind, zudem eine Dame — ein vollendetes Geschöpf!"

von Teut war ein seltsamer, unberechenbarer Mensch im Verkehr, aber nach übereinstimmendem Urteil ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Reichtum erlaubte ihm die Ausübung der kostspieligsten Liebhabereien. Zu diesen gehörte vor allen die Passion für Jagd und Pferde. Und dieser Umstand genügte allein schon, sich Ange Clairefort zu nähern. Oft schlug er eine Kleinigkeit ab, war unduldsam gegen seine Umgebung, und dann, wenn ihn Laune oder Herzensdrang trieben, verschenkte er große Summen. So hatte er einmal einem Kellner im Kasino, der sich selbständig machen und heiraten wollte, ein nicht unbedeutendes Kapital darlehnsweise überlassen, und als der erste kleine Weltbürger erschien und jener ihn als Pate einlud, sandte er ihm den quittierten Schuldschein und schrieb darunter:

„Axel von Teut sendet Axel Dorn diese Patengabe und hofft, daß er einst ein braver Bürger und — kommt Zeit und Anlaß — auch ein treuer Königssoldat sein wird."

Als dies bekannt wurde, sah sich Teut mit Bittschriften überschüttet. Da las man eines Tages in der Zeitung:

„Fortan lasse ich alle Bitt- und Bettelbriefe uneröffnet zurückgehen. Man spare sich die Mühe! Wer meint, ich säh's ihnen nicht an, irrt sich. Eine solche Übung, wie ich sie habe, macht erfahren.

Baron von Teut-Eder,
Rittmeister und Eskadronschef."

* * *

Beim Oberst war eine große Fete angesagt. Ange begann auch heute mit ihrer Toilette zu einer Zeit, wo andere Frauen bereits die Handschuhe knöpfen und das Kopftuch um das Haar schlingen. Das kannte Clairefort, seit ihm das schöne Fräulein von Butin das Jawort gegeben, und das ertrug er mit jener Resignation, die entweder einer starken Selbstbeherrschung entspringt oder die sich zuletzt in das Unvermeidliche fügt.

„Ange, bist du bereit? Schon seit einer halben Stunde wartet der Wagen!" rief der Rittmeister und klopfte ungeduldig an die Thür.

„Gleich, gleich, bester Carlos!" schmeichelte Ange zurück, huschte freilich erst in diesem Augenblick aus ihrem Hauskleid und steckte, da sie das unruhige Auf und Ab ihres erzürnten Tyrannen hörte, auf einen Augenblick das Köpfchen durch die Öffnung, um ihn mit einem ihrer bezaubernden Blicke zu beruhigen.

Das Gemach, in welchem Ange ihre Toilette machte, glich bezüglich des hastigen und bunten Durcheinander dem Ankleidegemach einer Bühnenkünstlerin. Hier waren Schubladen geöffnet, in denen die Gegenstände wild durcheinander geworfen waren, dort lagen auf Diwan und Stühlen Ballkleider und Spitzenröcke. Wenige Minuten hatten hingereicht, um hier und in die Garderobenschränke eine heillose Verwirrung zu bringen. Aber immer war diese lebhafte, unruhige und der Zeiteinteilungen spottende Frau in ihrer Erscheinung gleich reizend. Wo war der Künstler, um diesen feingeschnittenen Kopf mit dem tief auf die Schultern herabgefallenen Seidenhaar zu malen, diese zarte, in den Formen vollendete Fülle, dieses entzückende Weiß des Nackens, der Arme, der Hände, vornehmlich aber die-

Digitized by Google

ſen wahrhaft bezaubernden Körperwuchs mit ſeinen vornehmen Linien?

Bei der Haſt, mit der Ange ſelbſt Hand an die Toilette legte oder ihre Umgebung anwies, röteten ſich ihre Wangen, die feinen Naſenflügel vibrierten und ihre Kinderhände zupften, zerrten und knöpften an den durchſichtigen, ſpitzenbeſetzten Gewändern umher, als ob tauſend unruhige Funken aus ihren Fingern ſprühten.

Während ihr Haar geflochten ward, ſaß ſie vor dem Trumeau, öffnete den Mund, betrachtete mit kindlicher Neugier die untadelhaften Reihen ihrer unter dem Roſarot hervorſchimmernden Zähne und lachte in den Spiegel hinein oder neigte mit leiſem Aufſchrei das Köpfchen vor dem ungeſchickten Strich des Kammes in dem widerſpenſtigen Haar. Und dabei erſchienen auch Füßchen, die einem Kinde anzugehören ſchienen und die nun von der Jungfer mit ſeidenen Schuhen bekleidet wurden.

Als Ange endlich auch in das pfirſichfarbene, ſeidene Kleid eingeſpannt war, als ſie durch das Zimmer ſchritt und die einer Königin würdige Schleppe hinter ihr herrauſchte, als endlich alle die Perlen und Diamanten in ihrem Haar und an ihrer Bruſt die blitzenden Agraffen an dem Stoffe befeſtigt waren, ſahen ſelbſt die Dienerinnen mit einem Blick der Bewunderung auf das Kunſtwerk, das unter ihren Händen entſtanden war.

„Sieht's gut aus? Sitzt die Taille?" fragte Ange naiv, und ein glückliches Lächeln flog über ihre Züge, als jene lebhaft beſtätigten, was ſie zu hören wünſchte.

„Ange, Ange!" klopfte es nun abermals. „Die Uhr iſt neun, und du biſt noch nicht —"

„Ich bin fertig, lange fertig, Carlos! Ich warte ja auf dich!" rief ſie, blinzelte den Frauen bei ihrer unſchuldigen Lüge lächelnd zu und öffnete die Thür.

Aber nun kamen noch die Kinder, die doch eigentlich im Bett liegen ſollten. Jorinde weinte und Ben ſtand mürriſch da. Allerlei Wünſche wurden laut.

„Gewiß, gewiß, ſei ruhig, mein Liebling! Ja, ja, Carlitos! — Ah, mein Riechfläſchchen und den Fächer, Maria! — Wie, was? Ja, gleich!"

Sie eilte fort und ſuchte in irgend einer Schublade nach den Bonbons und Leckereien, mit denen ſie ihre ungeduldige Schar zu beruhigen pflegte.

„Nehmen Sie die Schleppe, Roſa! — Ich komme ja, ich komme, Carlos, geh nur voraus!"

Nun mußten die Kinder noch einmal umarmt und geküßt werden. Ein Handſchuhknopf war abgeſprungen, auch eine Naht war beim haſtigen Anziehen geriſſen. „Schnell, ein anderes Paar! Im Käſtchen links! Fleiſchfarbene, Maria, fleiſchfarbene! Hörſt du?"

Ange eilte hinab. „Endlich!" ſagte Carlos. „Vorwärts!"

Der Diener, die Hand am Hute, ſchlug den Wagen zu und ſchwang ſich auf den Bock.

„Halt, halt — noch einen Augenblick!" rief Ange und klopfte ungeſtüm gegen die Scheiben. Die Jungfer kam atemlos mit den Handſchuhen. „Hier, Frau Gräfin!"

So, nun raſte endlich der Wagen mit dem Grafen und Ange davon, und die Dienerſchaft wandte ſich ins Haus zurück. Auf dem Flur, auf der Treppe wehte noch der Duft ihrer Gewänder. In allen Zimmern brannten die Kandelaber — überall die Spuren ihrer lebhaften Unruhe. Die Kinder ſchmollten, daß ſie um, weniger rückſichtsvoll angehalten als vorher, ins Bett getrieben wurden; und ins heiße, ſchwüle, von Parfum erfüllte Ankleidezimmer der Gebieterin, in dem ein halb Dutzend goldene und ſilberne Leuchter entzündet waren, in dem die geöffneten Schmuckkäſtchen mit all ihren zurückgebliebenen Herrlichkeiten achtlos umherſtanden und in dem die Luft, die eine ſchöne, vornehme Frau ausatmet, wie ein unſichtbarer Hauch die Gegenſtände zu umhüllen ſchien, traten die Frauen, um alles an ſeinen Platz zu bringen.

* * *

Digitized by Google

Unwillkürlich verstummte das schwirrende Gespräch in den Sälen, unwillkürlich traten die Reihen der Gäste zurück und unwillkürlich mußten auch die eifersüchtigsten Frauen emporblicken, als die Gräfin Ange von Clairefort an der Seite ihres Mannes die Räume in dem Hause des Obersten betrat. Es giebt Frauen, deren Erscheinung in der Gesellschaft wirkt, als ob plötzlich ein Schwan mit lautem Flügelschlag vorüberrauscht.

Ange war nach wenigen Minuten umgeben und umschwirrt von der halben Gesellschaft. Nein, von der ganzen Gesellschaft! Denn diejenigen, die sich ihr nicht näherten, fanden nur nicht den Mut, der schönen, strahlenden Frau auszudrücken, was sie bei ihrem Anblick empfanden. Immer birgt die Gesellschaft Zaghafte; sie werden nie aussterben; sie bleiben und gleichen Kindern, welche nur nach wiederholter Ermunterung ein Händchen reichen.

Ange hörte, daß man allein auf sie gewartet habe. Sie rief ein bedauerndes „O! o!" huschte zu der Frau des Obersten und stellte ihr durch ihre bezaubernde Abbitte rasch die gesunkene Gesellschaftslaune wieder her. Und da sie in der Zerstreuung den ersten Tanz nicht vergeben hatte und dies zu ihrer freudigen Überraschung bemerkte, schlüpfte sie durch die sich drängenden und sich arrangierenden Paare bis zum Gastgeber und legte sanft den Arm in den seinigen.

„Gnädige Frau?!" Überrascht und angenehm berührt wandte er sich um.

„Den ersten Tanz habe ich wohl ein dutzendmal abgeschlagen, Herr Oberst, da ich ihn für Sie bestimmt hatte. O, ich bitte, kein Refus! Es ist ja eine Polonaise!" schmeichelte sie und zog den nur leise Widerstrebenden mit sich fort.

Selten mischte sich Ange in die Reihen der Tanzenden, ohne daß die pausierenden Paare ihr zuschauten. Man mußte sie ansehen, denn eine Grazie schien sich unter die Menschen gemischt zu haben.

Nichts Anmutigeres konnte es geben, als sie einen Walzer tanzen zu sehen, wenn das ihr eigene, halb verlegene, halb glückliche Lächeln über die sanften Züge flog und sie das Köpfchen zur Seite neigte. Es lag in dieser Zurückhaltung gleichsam eine Andeutung, daß sie sich zwar jeder Laune ihres Tänzers füge, doch nur dem Zwange folgend ihm erlaube, den schlanken Leib zu umfassen. Sobald sie sich aber aus dem Arm ihres Kavaliers gelöst hatte, verschwand diese fast mädchenhafte Schüchternheit, und ihr lebhaftes Temperament riß sie wieder fort. Sie schwatzte, lachte und zeigte ein schelmisches Gesicht, sie nickte und hörte mit neugieriger Aufmerksamkeit zu.

Beim Souper richteten sich abermals aller Augen auf Ange. Eine feine Blässe war auf ihr Gesicht getreten. Der wunderbare Abstand der dunklen Augen und Augenbrauen gegen das Goldblond ihres Seidenhaares wirkte neben dem mattseidenen, an dem Ausschnitt mit echten weißen Spitzen besetzten Kleide so überraschend schön, daß man den Blick nicht von ihr zu wenden vermochte. Und dabei funkelten und blitzten die Steine an Hals und Ohren, und oft zitterte ein wahrer Sprühregen aus den Diamanten, mit denen ihr Haupt geschmückt war.

Die Menschen fühlten sich geehrt und beglückt, wenn Ange sie mit ihren treublickenden Augen ansah, und ihre Bescheidenheit machte es unmöglich, daß häßliche Regungen der Mißgunst neben ihr emporstiegen.

Nach Aufhebung der Tafel, nachdem der Champagner Ange ganz in ein fröhliches, nur von der Lust beherrschtes Kind verwandelt hatte, als die ersten hinreißenden Takte eines stürmischen Galopps vom Saale herüberklangen, hielt es sie nicht mehr neben dem Gastgeber, und mit einem seine Verzeihung einholenden Blick entschlüpfte sie, um einem jüngeren Kavalier zu folgen.

Einmal riß eine Perlenschnur, und die kostbaren Schätze rollten unter die Tanzenden. Ein kleines Vermögen stand auf dem Spiel, Ange jedoch lachte und nahm mit entschuldigendem Dank entgegen, was

Digitized by Google

eifrig Suchende gefunden hatten und ihr überreichten.

Wiederholt drängte der Rittmeister zum Aufbruch. Aber die Offiziere umstürmten die reizende Frau, und sie bat wie ein junges Mädchen, das zum erstenmal den Ball besucht, um Aufschub. Während sie davoneilte, guckte sie ihn über ihre Schultern an und holte sich durch bittende Blicke sein nachträgliches Jawort ein.

Und als sie endlich zurückkehrte und er, die zerrissenen Spitzen der Schleppe betrachtend, kopfschüttelnd dreinschaute, streifte sie rasch zu seiner Beruhigung die Handschuhe ab, lehnte sich mit einem: „Nicht schelten! Gut sein! Carlitos, bitte!“ an ihn und bettelte so lange, bis er ihr die kleine Abkühlungspause zugestand.

Von der Bewegung beim Tanzen war ihr Haar ein wenig gelockert und ein feines Strähnchen auf die Stirn gefallen; auch einige prachtvolle Rosen, die an ihrer Brust saßen und einen blitzenden Diamant umschlossen, hatten sich entblättert. Ihr Atem glühte, ihre Brust hob und senkte sich unter der zarten Seide, und während der Fächer in heftiger Bewegung war, neigte sie den Körper mit jener elastischen Biegsamkeit, die Frauen so verführerisch macht.

„Nein, komm, komm, Auge!“ drängte Carlos, von ihrer Schönheit hingerissen und nur von dem einzigen Gedanken beherrscht, sie den zudringlichen Blicken ihrer Bewunderer zu entreißen. Sein Auge ruhte mit einem eifersüchtig verlangenden Ausdruck auf ihr, und sie erwiderte seinen Blick mit jenen träumerischen Augen, mit denen sie ihm einst ihre Liebe verraten hatte.

„Ach, es war himmlisch! Ich habe mich prachtvoll amüsiert! Schade, daß es schon vorüber ist!“ seufzte die junge Frau, als sie, nach Hause zurückgekehrt, sich in sanfter Erschöpfung in einen Sessel zurücklehnte. „Aber du, Armer, hast dich gelangweilt! Nicht so, Carlos?“

Sie sah ihn zärtlich an. Er schüttelte schwermütig das Haupt und sagte:

„Nicht doch, Auge!“ Und nach einer Weile flüsterte er leise: „Hast du mich noch lieb, Auge?“

Da stand sie auf und flog ihm stürmisch an den Hals.

* * *

Acht Monate waren vergangen. Teut war ein täglicher Gast im Claireforthschen Hause geworden, verkehrte mit Frau Auge und den Kindern, als ob er sie von Kindesbeinen an kenne, und schien überhaupt von der Familie fortan unzertrennlich. Die Folge dieses engeren Verkehrs war, daß er bald in alle Verhältnisse eingeweiht wurde und daß man ihn, da er neben seiner Einsicht eine entschiedene Art an den Tag legte, auch häufig um Rat fragte. Aber er nahm sich in seiner ehrlichen und derben Weise auch die Erlaubnis zu tadeln.

„Schlecht, mordschlecht erziehen Sie die kleine Gesellschaft!“ rief er Auge kopfschüttelnd zu, wenn die Kinderschar — ungezogen und trotzköpfig — ihren Höllenlärm anstimmte, die Möbel mit Stöcken und Peitschen bearbeitete und gar auf dem Teppich des Wohnzimmers mit Sand wirtschaftete. Die Dienerschaft war machtlos, denn sie fand keine Unterstützung bei der Gräfin. Entweder erließ sie Verbote, deren Zurücknahme sie sich im nächsten Moment wieder abbetteln ließ, oder sie tröstete Jorinde und Erna, wenn diese von der Gouvernante eine Strafe erhalten hatten.

Nun war eben das Mobiliar — ein Gemach nach dem anderen — wieder restauriert, zum Teil mit kostbaren Stoffen überzogen, alles mit einem wahrhaft verschwenderischen Luxus hergestellt worden, und schon zeigten sich neue Spuren von übermütigen Gewaltthätigkeiten. Der Graf war schon mehrmals in einen heftigen Zorn ausgebrochen, hatte Auge ihren Mangel an Ordnungsliebe und ihre grenzenlose Schwäche gegen die Kinder in den härtesten Worten vorgeworfen. Hin und wieder rief er den schnell liebgewonnenen

Freund und Vertrauten zum Zeugen an, wie unvernünftig, wie unverständig seine Frau sei und wie ihn ihre Eigenschaften mit den Rückwirkungen auf die Kleinen zum Tadel reizen müßten.

Einmal brach es ungestüm aus ihm heraus, als Teut seine Bewunderung über Ange ausdrückte. „Ja, Freund," rief er, „Sie sind nicht mit ihr verheiratet! Sie erfreuen sich an dem Guten, was sie Ihnen entgegenträgt, und schütteln das Unbequeme leicht ab, um so leichter, als Sie nur indirekt davon berührt werden! Ich aber lebe täglich, stündlich mit ihr, ich kämpfe seit Jahren gegen ihre Schwächen ohne Erfolg und habe doch für alles die Verantwortung zu tragen! Ange würde jedes Jahr eine Million verschenken, wenn sie dieselbe zur Verfügung hätte, und eine ganze Weltordnung in Verwirrung bringen, wenn sie über den Wolken herrschte! Jeder ruft mir entgegen: Welch ein bezauberndes Geschöpf! und jeden Tag werde auch ich entwaffnet durch den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit. Aber sie bringt vermöge ihrer untilgbaren, durch eine grenzenlos verkehrte Erziehung hervorgerufenen Fehler den ruhigsten, besonnensten und geduldigsten Mann zur Verzweiflung. Die größten und besten Eigenschaften eines Menschen verwandeln sich in das Gegenteil, wenn ihnen das Maß fehlt. Sanftmut und Liebenswürdigkeit sinken zur Charakterlosigkeit herab, Herzensgüte wird Thorheit, Geist und Verstand streifen an Insanie, und je schöner die Hülle, desto größer der Schmerz, daß sich unter so vollendeten Formen ein so ungeordneter Geist verbirgt."

„Sie übertreiben, Clairefort!" rief Teut warm. „Ihre Frau ist ein Engel! Ihre Fehler sind nicht so schlimmer Art; ja, ich behaupte, sie sind auch Tugenden! Weint sie nicht wie ein Kind, wenn man ihr vom Unglück berichtet, möchte sie nicht stets helfen? Hilft sie nicht? Ist sie nicht rührend besorgt um ihre Kinder und sitzt wie jüngst, als Carlitos krank war, Tag und Nacht an ihrem Bett? Ist sie nicht stets liebevoll gegen Sie, Clairefort, sieht sie nicht zu ihnen empor wie zu einem Höhergearteten und nimmt jeden Tadel, jedes Scheltwort ohne Murren entgegen? Ist sie nicht ohne Beispiel selbstlos? Verlangt sie je etwas für sich? Ist es nicht nur immer der Gedanke an andere, der ihre Entschlüsse bestimmt? Sah man je ein so glückliches Gemisch von natürlichem Verstand und Herzensgüte? — Ja, sie ist sorglos, kannte nie eine Einschränkung, weiß nichts von materiellen Sorgen, giebt mit vollen Händen, oft vielleicht unverständig —"

Hier unterbrach Clairefort den Sprechenden, und indem er ihn mit einem Blick anschaute, durch den man eine vertrauensvolle Äußerung einzuleiten und sich Verschwiegenheit zu sichern pflegt, sagte er:

„Nein, nein! Immer, immer unverständig! Maßlos, Freund! Ihre Verschwendung ist grenzenlos. Wie soll das überhaupt werden? Unter uns: Wenn das meine Frau noch einige Jahre so forttreibt, bin ich ruiniert. Schon lange war ich gezwungen, mein Kapital anzugreifen."

Teut schwieg. Was er hörte, überraschte und beunruhigte ihn aufs höchste. Unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, weshalb der Mann, wenn die Dinge so lagen, sein Hauswesen, seine Geselligkeit nicht einschränke, die zahllose, meist überflüssige Dienerschaft nicht entlasse und Ange, die ihrer Eigenart nach auch in einfacheren Verhältnissen zufrieden leben würde, die Gelegenheit nähme, so thöricht zu wirtschaften. Aber er fand sich doch nicht berechtigt, dergleichen auszusprechen, und während seines Schwankens kam ihm Clairefort zuvor:

„Ich weiß, was Sie mir erwidern werden, Teut," hob er, unter der Bestätigung seiner Gedanken wiederholt das Haupt bewegend, an. „Sie meinen, ich sei nicht minder schuld als Ange. Wir könnten uns anders einrichten und dadurch Einnahmen und Ausgaben in das richtige Gleichgewicht bringen. Auch Tibet drängt mich seit Jahr und Tag, aber dann — dann —"

Digitized by Google

Er hielt inne. Ein ängstlich unschlüssiger Ausdruck trat in seine Mienen, und nur mit Überwindung lösten sich die Worte aus seinem Munde:

„Sehen Sie! Es wird Ihnen rätselhaft erscheinen," fuhr er endlich, abgerissen und in Pausen sprechend, fort. „Ich liebe meine Frau grenzenlos. Ich fürchte dann — ich fürchte — daß sie sich mir entfremden könnte. Eine unbeschreibliche Angst überfällt mich, ich könnte ihre Liebe einmal verlieren — durch einen Wandel der Verhältnisse. Ich sinne selbst ratlos darüber nach, was in meiner Seele vorgeht. Tausend Gedanken bestürmen mich. Oft habe ich schon gedacht: Wenn sie doch einmal das Leben so liebt — ich möchte es ihr erhalten — ihre Fröhlichkeit ist doch lauter Sonnenschein; — und dann — dann — möchte ich, daß sie der Himmel früh zu sich nähme, damit sie Sorge und Kummer nie kennen lernt. Aber kann man eines geliebten Menschen Tod wünschen? Das ist doch unfaßbar. Ich weiß nicht, was in mir vorgeht. Ich möchte ändern und vermag es nicht — vermag es durchaus nicht. Die Schwächen, die meiner Liebe entspringen, sind größer als meine bessere Einsicht."

Teut saß stumm und schaute vor sich nieder, denn neben ihm seufzte der Mann in tiefer Bewegung auf. — Welch ein Einblick in das Seelenleben eines Menschen! Voll Klarheit, ja voll Ungeduld und Tadel über unhaltbare Zustände, und doch aus eifersüchtiger, angstvoller Liebe zu schwach, um beizeiten ein zweifellos hereinbrechendes Unglück von sich, seinem Weibe und seinen Kindern abzuwenden?! — War das ein Mann, noch dazu ein schneidiger Soldat, als welchen Clairefort in der Armee gerühmt ward?

Einmal zuckte Teut unbehaglich zusammen, dann plötzlich stieg die Zukunft vor ihm auf. Die unabweisbaren Folgen solcher Verhältnisse traten unheimlich lebendig vor seine Seele. Vielleicht war ihm in dem Clairefortschen Hause eine große, undankbare Aufgabe beschieden, und jene Selbstliebe, die Unbequemes von sich stößt und nur unbehelligt genießen will, behielt die Oberhand. Was scherten ihn am Ende die fremden Menschen, dieser Mann mit seiner Unschlüssigkeit, seiner Melancholie und seinem ehelichen Unbehagen, diese in den Tag lebende Frau mit ihrer Unerfahrenheit und ihrem sorglosen Lebenswandel?

Aber das war nur eine schnell vorübergehende Regung. Er sprang auf, faßte Claireforts Hand und sagte:

„Und trotz alledem muß geschehen, was Sie für Recht erkennen, lieber Clairefort! Ich bin bereit, Ihnen zu helfen, soweit es in meinen Kräften steht. Soll ich einmal mit Frau Auge reden?"

Es bohrte sich bei diesem Anerbieten ein eigentümlicher Blick aus den Augen des Grafen auf den Sprechenden. Aber zum Glück bemerkte Teut ihn nicht, und als die Männer nach längerer Auseinandersetzung schieden, ging jener unter dem Eindruck, daß Clairefort, selbst machtlos zum Handeln, die dargebotene Hand aufs dankbarste ergriffen habe.

Wohlan denn! Er war beiden näher getreten wie kaum anderen Menschen je zuvor; er liebte Auge und die Kinder, die deshalb ein Recht auf ihn gewonnen hatten. Er wollte handeln — handeln wie ein Mann, aber auch wie ein kluger, besonnener Mann!

* * *

Seit Stunden ging Teut in seinem Zimmer auf und ab. Immer neue Gedanken durchkreuzen sein Gehirn. Oft warf er sich in einen Stuhl, schlug nach seiner Gewohnheit, wenn ihn etwas erregte, heftig mit den Hacken seiner Reitstiefel aneinander und strich lebhaft seinen langen blonden Schnurrbart. Die Backenknochen seines stark markierten, mageren Gesichtes traten scharf hervor, und fortwährend ließ er das Glas, das in seinem linken Auge steckte, fallen, um es im nächsten Augenblick wieder an seinen Platz zu schieben. Wenn dies der

modernen Zeit angehörende Monocle nicht sein Gesicht verunziert und wenn er nicht den Husarenrock getragen hätte, würde man geglaubt haben, einen Ritter früherer Jahrhunderte vor sich zu sehen. Diese hohe, wettergebräunte und schon etwas stark gefurchte Stirn, diese blitzenden, unheimlich kühnen Augen, dieser sarkastische Mund und dieser halbschlanke, große, starke, geschmeidige Körper erinnerten an die Gestalt eines Recken vergangener Zeiten.

„Der Teufel werde klug aus der Geschichte!" murmelte er, endlich sein Sinnen unterbrechend, griff in eine Kiste mit schweren Cigarren, entzündete eine, verschluckte den Rauch und stieß ihn in einer mächtigen Säule wieder von sich.

In diesem Augenblick öffnete sein Diener Jamp die Thür und präsentierte die Rechnung eines Blumenhändlers in Höhe von einigen hundert Thalern. Es war der aufgesummte Betrag für die frischblühenden Bouquets, welche Ange ausnahmslos jeden Tag in ihren Zimmern fand. Teut prüfte, zog die Schublade und fügte der Zahlung ein reichliches Trinkgeld bei. Nun schloß sich wieder die Thür und nun waren auch Teuts Gedanken wieder bei Ange. Er rief sich die letzte Unterredung mit Clairefort ins Gedächtnis zurück und alles das, was vorhergegangen war. Oft erschien ihm wie ein Traum, was er in den letzten zehn Monaten erlebt, vornehmlich das, was er an sich selbst erfahren hatte.

Als jüngerer Offizier, kurz bevor ihm das Vermögen seines Vaters und seiner Geschwister zugefallen war, hatte er um ein junges Mädchen aus bürgerlichem Stande geworben und seine Heiratspläne unter Umständen aufgeben müssen, die ihm das weibliche Geschlecht verächtlich gemacht hatten. Er sah fortan in den Frauen nur ein Spielzeug, fast weniger als das.

Nun war er Ange Clairefort begegnet und liebte sie nach acht Tagen mit einer brennenden Leidenschaft.

Wenige Tage nach dem erwähnten Gespräch ritt er mit Ange aus. Es war ein wundervoller Herbsttag, einer jener Tage, an denen Frühling und Sommer noch einmal auf die verlangende Erde zurückzueilen und alle ihre Schönheit reifer und gemilderter zugleich über die Welt auszuströmen scheinen.

Die Sonne funkelte in den Bäumen, verwandelte mattes Gelb in glänzendes Gold und braune Blätter in goldkupfernes Metall. Die ganze Natur durchströmte sie mit einer durchsichtigen Helle, mit einer Klarheit, als sei jedes unreine Stäubchen von erfrischenden Lüften fortgeweht und als seien diese selbst herabgestiegen aus kühlen, stillen Himmelsfluten.

Teut war kein Mensch, der sich jemals in Gefühlsäußerungen erging. Er empfand alles Schöne und Gute, aber es lag nicht in seiner Natur oder es fehlte ihm das Bedürfnis, seine Empfindungen in Worte zu übersetzen.

Anders Ange. Die sanften Farben auf ihren Wangen glühten, sie sog die Luft ein, hielt das seit einer Viertelstunde rasch dahintrabende Pferd an und warf einen fragenden Blick auf ihren Begleiter. Sie hatten, seitdem sie das Haus verlassen, kein Wort gewechselt. Niemals war Teut so stumm gewesen wie heute.

„Drüben!" sagte Teut und zeigte auf ein kleines unter den Bäumen verstecktes Häuschen. Er hielt nicht wie Ange sein Pferd an.

„Weiterreiten?" fragte sie, als ob sie ihn nicht verstanden. Sie ärgerte sich über seine formlose Art, die sie ihm schon häufig im stillen vorgeworfen hatte. Teut nickte einfach, ohne etwas hinzuzufügen.

So erreichten sie beide — Ange in einer etwas unbehaglichen Stimmung — das Wirtshaus. Ehe der Wirtsknecht herbeieilen konnte, war Teut herabgesprungen und hatte Ange vom Pferde gehoben. Es war, als ob Christophorus das Jesukindlein über den Fluß tragen wolle. Wie ein zartes Püppchen lag sie ihm im Arm und wie ein Riese setzte er sie nieder.

„Drüben ist eine herrliche Aussicht.

Digitized by Google

Wollen wir gehen?" fragte er artig und reichte ihr den Arm. Aber sie dankte, schürzte das Reitkleid und schritt neben ihm durch einen linksseitig einbiegenden, mit Bäumchen besetzten Steg. Nach wenigen Augenblicken berührten sie eine Kirche und einen Gottesacker. Es sah recht verwildert dort aus. An der zerbrochenen eisernen Einfriedigung hingen Schlingpflanzen in den Farben des Herbstes, und Unkraut wucherte auf den Wegen und auf den Gräbern. Dann stiegen sie eine leichte Anhöhe empor und schritten auf einen Eichenwald zu. Kleines, kurzes Gebüsch drängte sich über den Fußpfad, es ging unregelmäßig bergauf, bergab.

Endlich umfing sie der Herbstwald und die Kühle. Hier glänzte es hell durch die Bäume; lange, wundervolle Lichtstreifen lagen auf dem grünen Erdboden. Dort flimmerte es im dichteren Gebüsch, als ob kleine versteckte Sonnen vergeblich hervorzubrechen versuchten, und einmal, bei einem Durchblick zur Rechten, schauten sie in einen verlassenen, gänzlich abgeschlossenen, mit Gras dicht bewachsenen Feldweg, auf dem die Einsamkeit einen märchenhaften Schlaf zu träumen schien. Aber sie schritten weiter, erreichten endlich eine Bank auf einer von blätterreichen Eichen umstandenen Anhöhe und sahen nun meilenweit ins Land.

Es ging ein sanftes Jubilieren durch die blaue durchsichtige Luft. Die letzten Vögel zwitscherten, und riesige Lichtströme warf die Sonne über Wiesen, Felder und ferne Wälder. Hier und dort glitzerten Streifen eines in malerischen Windungen auftauchenden Flusses zwischen den sanft dahingestreckten Matten, als ob plötzlich die Erde aufgebrochen sei und flüssiges Silber seine Bahn suche.

Es drängte Auge, ihrem Entzücken Ausdruck zu geben, aber ihr Begleiter war scheinbar noch ebenso mißmutig wie vorher.

„In welch schlechter Laune haben Sie mich heute begleitet?" hob sie an und richtete ihren lebhaften Blick auf sein unbewegliches Gesicht.

„Nein!" erwiderte er. „Aber ich habe einiges auf dem Herzen, und hier" — er lud sie zum Sitzen ein — „will ich Ihnen einmal sagen, wozu bisher stets der rechte Augenblick gefehlt hat."

Die feine Röte auf Auges Gesicht wich einer leichten Blässe. Ein halb zaghafter, halb ungeduldiger Ausdruck stahl sich in ihre Mienen, und sie faßte die Reitgerte fester. Aber sie überwand sich und sagte ungezwungen:

„Wohlan, setzen wir uns und erzählen Sie mir etwas. Aber nichts, nichts Unangenehmes heute, lieber Teut. Ein andermal. Ich bin fröhlich; weshalb mir das nehmen? O, ich bin glücklich hier in dieser schönen Welt. Bitte!"

Teut zuckte zusammen. Immer, wenn sie in diesem zärtlichen und bittenden Tone sprach, zögerte er, ihr auch nur durch tadelnden Blick eine Verstimmung zu bereiten. Wieviel besser verstand er jetzt Claireforts Zaudern als ehedem! Dieses unschuldsvolle Kind mit seiner sorglosen Fröhlichkeit und seiner Freude am Leben erschien ihm wie ein eben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangenes Kunstwerk. Und diesen reinen Spiegel wollte er trüben, gar zersplittern? Aber einmal mußte es doch geschehen. Er strich wiederholt den Schnurrbart und sagte endlich:

„Liebe Frau Auge! Erlauben Sie, daß ich Sie so nenne. Hören Sie zu. Ich bitte Sie bei unserer Freundschaft darum."

Etwas ganz Besonderes mußte es doch sein. In Anges Gesicht trat ein hilfloser Ausdruck, und ein eigener Glanz schimmerte in ihren sanften Augen.

„Ich höre!" sagte sie leise und legte die Hände ineinander.

„Sehen Sie, liebe Freundin — Darf ich Sie so nennen?" Er wandte sich zu ihr, sah sie fragend an und über sein edles männliches Gesicht flog ein hinreißender Zug von Herzensgüte. Und sie nickte mit einer Miene und sie bejahte mit einem Blick, als ob sie ein Engel sei, der einem Sünder Gottes Verzeihung überbringt.

Digitized by Google

„Wir kennen uns nun schon fast ein Jahr. Durch Sie hat sich mein Leben fast ganz verändert. Ich hatte bereits von allem Abschied genommen, was Haus und Familie heißt, und mich in die Rolle eines alten Junggesellen hineingefunden. Meine dienstliche Beschäftigung, der Umgang mit den Kameraden, die Befriedigung allerlei berechtigter und unberechtigter Passionen, nach Umständen einmal ein Stück ungehinderter Freiheit — ich könnte ja ganz ein freier Mann sein und meinen Neigungen leben, aber ich fühle Pflichten in mir gegen mein Vaterland und meinen König — genügte mir. Da sah ich Sie, Frau Auge; und weshalb sollte ich es verhehlen — ich war Ihnen gut bei unserer ersten Begegnung und werde es bleiben, solange ein Atem in mir ist."

Er sah sie nicht an, während er sprach.

Wenn er emporgeschaut hätte, würde er bemerkt haben, daß sie wie träumend ins Land und in die Ferne schaute; aber er würde auch in ihrem Angesicht gelesen haben, wie sie alle seine Worte verschlang und wie die letzten sie erbeben machten.

Ein feuchter Glanz verdunkelte auf Augenblicke ihre Augensterne, und versteckt strichen ihre kleinen Finger über die Wimpern.

„Aber weil ich Ihnen so gut bin — Sie wie ein Bruder und Freund liebe," fuhr Teut fort, „muß ich Ihnen etwas sagen, was Ihr Glück betrifft." Und nun sprach er in langer Rede auf sie ein. Er tadelte und tröstete, er forderte und flehte. Er teilte ihr Carlos' Worte an jenem Tage mit, klärte sie über ihre Verhältnisse auf und ließ das Bild einer düsteren, vielleicht durch ihre Handlungsweise heraufbeschworenen Zukunft vor ihr Auge treten. Atemlos horchte sie auf und erbebte. Welch drohende, vernichtende Wolken hingen über ihrem ahnungslosen Haupt! Nachdem er geendet, saß sie lange stumm und sprach kein Wort. Aber als dann aus seinem Munde ihr Name drang: „Liebe Frau Auge, liebe Freundin, zürnen Sie mir?" da überwältigte sie ihr Gefühl und sie neigte das Haupt und schluchzte.

Er wagte es: er strich sanft über ihr Haar; er that, als ob er nichts anderes fühle als Mitleid, nichts anderes geben wolle als Trost, und doch bedurfte er seiner ganzen Kraft, um sie nicht in dem Ausbruch unterdrückter Leidenschaft ans Herz zu ziehen.

* * *

Am nächsten Tage nach diesem Ausflug traten Clairefort und Teut nach Tisch — es waren heute ausnahmsweise nur drei Gedecke, denn die Kinder speisten früher — in des ersteren Gemach.

Clairefort schien düsterer als je; es kam während der Tafel, bei welcher Tibet mit seinem geräuschlosen Schritt bediente, fast keine Silbe über seine Lippen, und Auge — noch unter dem Eindruck der jüngsten Unterredung — verhielt sich ebenso einsilbig.

In dem matt erleuchteten, dunkel tapezierten Zimmer kam es Teut heute fast unheimlich vor. Seltsam schaute der Marmorkopf einer Venus aus dem Dunkel hervor, und düster starrten ihm die Arabesken aus dem Teppich entgegen, der den Fußboden bedeckte.

Eine Weile saßen beide Männer rauchend und ohne zu reden nebeneinander. Jedem lagen Worte auf der Zunge, keiner wollte zuerst sprechen. Endlich sagte Clairefort tonlos:

„Sie haben gestern mit Auge gesprochen, Teut?"

Der Angeredete nickte, er erwiderte aber nichts.

Clairefort wiederholte seine Frage.

„Ja," sagte Teut, „ich habe mit Ihrer Frau geredet."

„Was sagte sie, bitte?"

Ohne auf diese Frage zu antworten, erwiderte Teut: „Hat sie Ihnen keine Mitteilung gemacht?"

„Nun — ja und nein! Sie sprach sehr unzusammenhängend. Sie hing sich an meinen Hals, weinte und rief: ‚Ich

Digitized by Google

will mich bessern, Carlos!' Ich vermutete, daß diese Äußerung aus dem Gespräch mit Ihnen hervorgegangen sei. Gesagt hat mir Inge nichts."

Teut horchte auf. — Wie rührend! Welch eine liebenswürdige Reue lag in diesen paar Worten!

„Gut! Warten wir also ab, Clairefort!"

„Ja —" sagte dieser gedehnt und offenbar unbefriedigt.

Jetzt sah Teut dem Freunde versteckt ins Auge. Ein verdrossener, nervöser Zug lag auf seinem Gesicht. Plötzlich stieg in Teut ein unheimlicher Gedanke auf. War Clairefort eifersüchtig? Was stand ihm und Inge bevor, wenn seine Vermutung sich bestätigte? Und zugleich überfiel ihn ein gefährlicher Drang, diesen Verdacht zu lösen und zu bekämpfen. Er wollte Klarheit, er wollte für Freundschaft und Hingebung nicht Mißtrauen, Verstimmung — vielleicht weit Schlimmeres noch.

„Clairefort —!" hob er durch die peinvolle Stille an. „Clairefort, ich bin Ihr Freund! Sie hatten wohl nie einen aufrichtigeren, treueren Freund! Glauben Sie das?"

Clairefort blickte empor und sah Teut verlegen an.

„Ja, lieber Teut! Weshalb fragen, weshalb beteuern Sie?"

Der letzte Satz kam zögernd hervor. Clairefort bereute, nachdem er gesprochen. Die Worte verfehlten auch ihre Wirkung nicht, denn Teut sagte abweisend:

„Ich beteuerte nichts! Ich wollte Ihnen nur einmal, ein einziges Mal, nachdem Sie mir ein Vertrauen schenkten, das man höchstens seinem Bruder in ähnlichen Verhältnissen schenkt, sagen, daß Sie — was immer sich ereignen könnte — darauf rechnen dürfen, daß ich Ihr wirklicher Freund bin und stets, stets so handeln werde. Verstehen wir uns jetzt?"

„Ja," nickte Clairefort; er schien aber keineswegs überzeugt.

Teut sprang auf. Er trat auf Clairefort zu und faßte seine Hand. „Armer Mensch," sagte er. „Ich bedauere Sie aus tiefster Seele, um so mehr, weil ich verstehen kann, was Sie bedrängt. Aber niemals begegnete ein Mensch einem anderen mit ungerechterem Mißtrauen. Und nun noch einen Rat, bevor wir heute scheiden. Erleichtern Sie Ihrer Frau die Entschlüsse. Handeln Sie, Clairefort, und seien Sie dabei ein Mann und ein wohlwollender Freund zugleich. Verstehen Sie?"

Clairefort antwortete nichts. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Teut wandte sich zur Thür. Als er eben das Zimmer verlassen wollte, erhob sich ersterer rasch, berührte Teuts Schulter und sagte leise:

„Verzeihung, Teut! Ich weiß, was ich an Ihnen habe, und ich danke Ihnen von ganzem, ganzem Herzen!"

Die Erinnerung an diesen Vorfall beschäftigte immer von neuem Teuts Gedanken. Aber doch begriff er eins nicht, und deshalb grübelte er hin und her.

Inge hatte ihm erklärt, die Sorgen ihres Mannes seien sicher ungerechtfertigte. Schon seine Mutter habe unter dem Wahne gelebt, sie könne nicht auskommen und sei doch im Besitz eines sehr großen Vermögens gewesen. Dies wäre eine Krankheit aller Claireforts. Es sei ungenau, behauptete sie, daß die Zinsen nicht genügten, um alle Ausgaben zu bestreiten. Sie glaube im Gegenteil zu wissen, daß Tibet vierteljährliche Überschüsse, von denen ganze Familien bequem würden leben können, zum Banquier trage. Auch habe sie selbst ein völlig unberührtes, nach ihrem Tode den Kindern zufallendes Vermögen, das ausreiche, eine Familie mit größeren Ansprüchen zu befriedigen. Trotzdem gebe sie aber zu, daß ihr Aufwand ein großer sei, daß sie vieles verschwende und daß es verständig sei, alles einzuschränken.

Sie bat Teut, da ihr Mann Geldverhältnisse, wer weiß aus welchen Gründen, niemals gegen sie berühre, ihn auszuforschen und ihr zu berichten. Sie könne, fügte sie hinzu, auch Tibet fragen, aber

dieser sei in solchem Punkte stets verschlossen. Zudem erachte sie es als nicht angemessen, einen Untergebenen zwischen sich und ihren Gemahl zu stellen.

Bei der nächsten Begegnung zwischen Clairefort und Tent nahm sich letzterer vor, diesen Punkt schon deshalb durch eine Frage aufzuklären, weil alle Maßnahmen danach zu treffen sein würden. Falls Clairefort die Wahrheit gesprochen, mußte Tent, um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, auf sofortige Einschränkungen dringen, und diese konnten doch, wie die Dinge lagen, nur von Ange ausgehen.

An einem der nächsten Tage, an welchem Clairefort Tent in der alten herzlichen Weise begegnete, knüpfte letzterer an diesen Zwischenfall an und sagte:

„Sie haben mich, Clairefort, in Ihre intimsten Verhältnisse eingeweiht. Ich habe nicht nach den Gründen gefragt. Entweder war es die Folge jenes natürlichen Dranges, der uns in schweren Nöten zur Mitteilung treibt, oder Sie erkannten Ihre Machtlosigkeit und fühlten das Bedürfnis, sich einer Freundeshilfe zu bedienen. Gleichviel! Sie schenkten mir Ihr Vertrauen, und ich gab Ihnen mein Wort, dieses nach bestem Vermögen zu rechtfertigen. Unter solchen Umständen ist nun aber völlige Offenheit eine unbedingte Notwendigkeit."

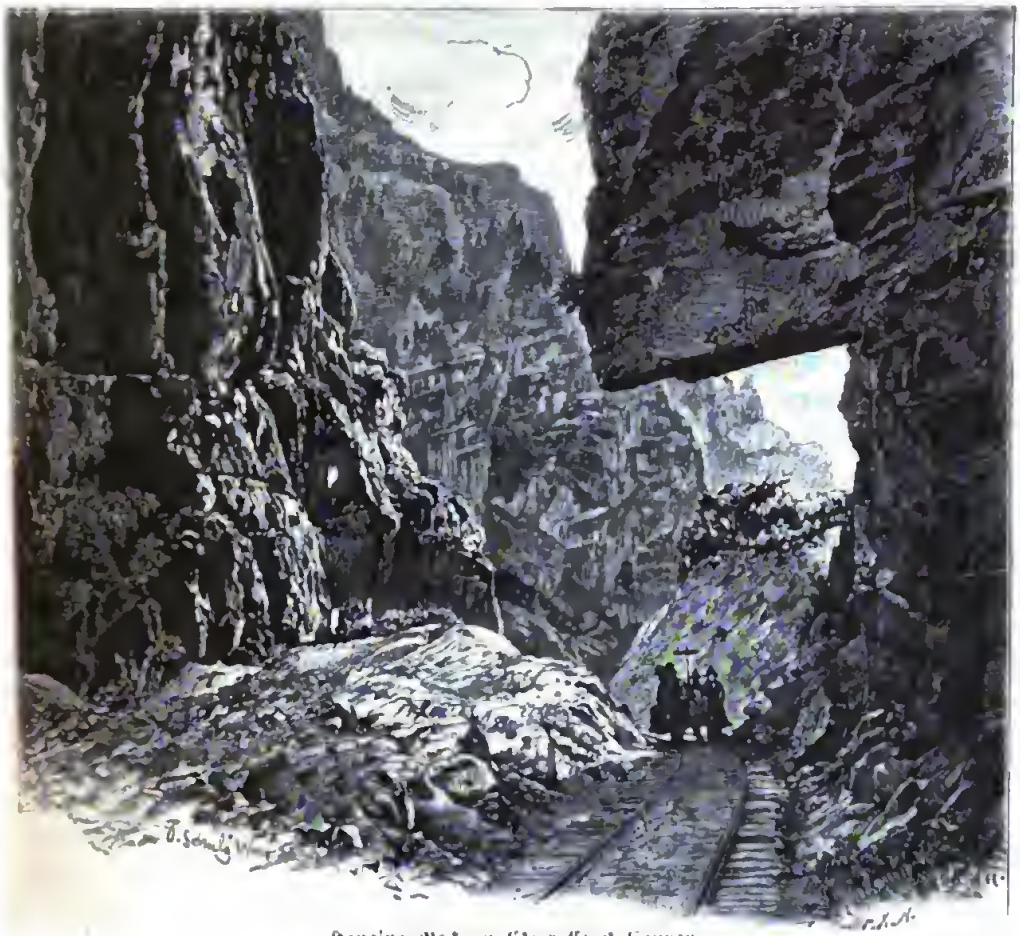
In Claireforts Augen blitzte es bei dieser Anrede auf. Eine seltsame Spannung malte sich in seinen Zügen; offenbar mißdeutete oder überschätzte er den Sinn der Worte. Tent verstand nicht, was Clairefort beunruhigte, aber um so mehr beeilte er sich, fortzufahren:

„Eines ist noch der Aufklärung bedürftig," sagte er in gelassenem Tone, „und ich bitte, meine Frage nicht als eine ungerechtfertigte Einmischung zu betrachten. Ange behauptet, daß Sie nur eine übertriebene Sorge beherrsche, daß Ihre und ihre eigenen Renten so groß seien, daß jährlich erhebliche Überschüsse aus den Zinsen zurückgelegt werden könnten."

„Nun," rief Clairefort, offenbar erleichtert, aber immerhin erregt und in dieser Erregung nur den letzten Äußerungen Tents Gehör schenkend, „ich denke, daß wir keine Kinder sind! Es ist, wie ich Ihnen sagte. Mein Ehrenwort darauf — das ich indes nur erhärtend hinzufüge, weil die Behauptung meiner Frau der meinigen gegenübersteht. Durch den Sturz eines Bankhauses habe ich große Summen verloren, wodurch mein Vermögen ganz außerordentlich zusammengeschmolzen ist. Das weiß auch Ange, denke ich —"

„Nein! Sie weiß gar nichts! Aber gut," sagte Tent, „wenn dem so ist, dann werde ich mit Ihrer Erlaubnis handeln!"

(Fortsetzung folgt.)



Hanging Rock im Clear Creek Canyon.

Colorado, die amerikaniſche Schweiz.

Von

Robert v. Schlagintweit.

I.

Im fernen amerikaniſchen Weſten, nahezu in der Mitte jenes weiten Ländergebietes, das ſich weſtlich vom Miſſiſſippifluſſe bis an das Stille Meer ausdehnt, liegt einer der wichtigſten und intereſſanteſten Staaten der großen amerikaniſchen Union, nämlich Colorado, das vor dreißig Jahren noch kaum beachtet ward, das aber jetzt immer mehr und mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, und zwar infolge ſeiner zahlreichen und ſeltenen Naturſchönheiten, ſeines herrlichen Klimas, ſeiner großartigen Gold- und Silberlager, ſeiner verſchiedenartigen Heilquellen, ſeiner merkwürdigen Eiſenbahnen, ſeiner menſchlichen Wohnſtätten, die nirgendwo in den Vereinigten Staaten ſo hoch hinaufreichen wie hier; denn in Höhen von 8000, ja von 9000 und ſelbſt mehr als 10000 Fuß (alle Höhenangaben ſind in engliſchen Fußen ausgedrückt) ſtoßen wir nunmehr auf blühende, freilich durchweg ſehr junge Ort-

Digitized by Google

schaften, darunter sogar auf eine Stadt von nahezu 20000 Einwohnern.

In meinem Versuch nun, hier eine Schilderung Colorados zu entwerfen, werde ich wesentlich durch den Umstand unterstützt, daß ich vor wenigen Jahren Gelegenheit hatte, dieses interessante Land durch eingehende Bereisung genauer kennen zu lernen.*

Colorado, das man — ob mit Recht oder Unrecht, werden wir noch sehen — die amerikanische Schweiz heißt und das man in Nordamerika vielfach den Centennial-Staat nennen hört, und zwar deshalb, weil es im Jahre 1876 bei Gelegenheit der hundertjährigen Feier der Unabhängigkeitserklärung als Staat aufgenommen wurde, liegt zwischen 37 und 41 Grad nördlicher Breite und 102 und 109 Grad westlicher Länge von Greenwich. Es bildet nahezu ein Rechteck, das 270640 qkm umfaßt und daher nahezu ebenso groß ist wie Ungarn und Siebenbürgen mit 280000 qkm.

Wie ungemein rasch die Bevölkerung Colorados zugenommen hat, ergiebt sich daraus, daß sie im Jahre 1870 nur aus 39864 Personen bestand, jetzt hingegen etwa 300000 Einwohner enthält — eine freilich für den Umfang des Landes noch immer äußerst spärliche Bevölkerung, da das nur unbedeutend größere Ungarn und Siebenbürgen gegenwärtig 13½ Millionen Einwohner aufweist. Leider sind von der heutigen Gesamtbevölkerung Colorados nur ein Drittel weiblichen, zwei Drittel hingegen männlichen Geschlechtes. Der Mangel an Damen, unter denen wir überdies etlichen „Felsengebirgsblumen" eigenster und seltenster Art begegnen, macht sich sehr fühlbar. In dem Städtchen Kokomo mit 808 Einwohnern giebt es deren nur 80, in dem Örtchen Alpine mit 502 Einwohnern nur 75.

Seiner allgemeinen Gestaltung nach zerfällt Colorado, das erst im Jahre 1848 an die Vereinigten Staaten kam, in zwei gänzlich verschiedene Teile, von denen der eine ein großes Prairie- und der andere ein hochgelegenes Gebirgsland ist. Ein Teil Colorados, und zwar das ganze östliche, besteht nämlich ausschließlich aus nahezu völlig baumlosen, zum Ackerbau nur bei guter Bewässerung brauchbaren, aber zur Viehzucht vorzüglich geeigneten Prairien, welche teils wellig und etwas hügelig, teils auf ausgedehnte Strecken so eben wie eine Tischplatte sind und sich durchweg zwischen 4000 und 5000 Fuß über die Meeresoberfläche erheben. In landschaftlicher Beziehung bieten diese Prairiegegenden, auf denen ein äußerst angenehmes und zuträgliches Klima herrscht, nicht das mindeste von Interesse und Anziehung.

Den weitaus größeren Teil Colorados, nämlich das centrale und westliche oder, deutlicher gesagt, zwei Drittel des ganzen Staates, bildet eines der mächtigsten Gebirgsländer ganz Nordamerikas — wenn nicht überhaupt das mächtigste. Denn in Colorado erheben sich die zwar rauhen und unwirtlichen, aber an Gold und Silber und anderen wertvollen Metallen und Mineralien überaus reichen Felsengebirge — die Rocky Mountains, wie der Amerikaner sie heißt. Nicht nur die in Colorado befindlichen Felsengebirge — die gesamte ausgedehnte Region der Felsengebirge kann als eine einzige riesige Schatzkammer bezeichnet werden. Denn nach allen Richtungen hin ist sie von wertvollen Erzadern aller Art durchzogen, und es giebt wohl wenige größere Strecken, in denen sich nicht Gold, Silber, Kupfer oder andere Metalle finden ließen.

Die Felsengebirge durchziehen den Staat Colorado bei einer mittleren Breite von beinahe 200 km von Süden nach Norden in drei nahezu parallel laufenden Ketten. Die östlichste dieser großen Ketten, die Coloradokette genannt, erhebt sich steil etwas westlich von Denver; ihre hervorragendsten Gipfel, alle über 14000 Fuß hoch, sind der Long's Peak (14271 Fuß) und der Gray's Peak (14341 Fuß) im Norden und der Pike's Peak (14336

* Das Manuskript dieser Abhandlung befand sich bereits in unseren Händen, als der Verfasser leider durch den Tod abberufen wurde.

Fuß) im Süden. Westlich von dieser mächtigen Gebirgskette dehnen sich ausgedehnte Plateaus aus, in Colorado Parks genannt, das sind mit Gräsern und Bäumen bedeckte, teils

bieten zahlreichen Viehherden ausgezeichnete Weidegründe. Diese Parks, die dann westlich wieder von einer Gebirgskette begrenzt werden — man nennt sie Parkkette —, bilden eine

Der Heilige Kreuz-Gipfel in den Felsengebirgen von Colorado.

größere, teils kleinere, nunmehr ganz trockene Becken ehemaliger Seen. Sie

charakteristische Eigentümlichkeit der Felsengebirge. Die Parkkette enthält nicht

weniger als zwanzig Gipfel, von denen jeder über 13000 Fuß hoch ist.

39 bis 50 km westlich von der Parkskette befindet sich die größte Erhebung der Felsengebirge, nämlich die große amerikanische Wasserscheide, auch das Rückgrat des amerikanischen Kontinents genannt, da sie die Gewässer, die zum Atlantischen Ocean strömen, von jenen trennt, die dem Stillen Meere zufließen. In dieser die große Wasserscheide bildenden mächtigen Gebirgskette ragen gar manche Gipfel über 14000 Fuß hoch empor, unter denen namentlich der 14176 Fuß hohe Heilige Kreuz-Gipfel zu erwähnen ist, da er während der Sommermonate in einer eigentümlichen, stets mit blendend weißem Schnee erfüllten großen Schlucht das unverkennbare Zeichen eines sehr deutlich ausgeprägten helleuchtenden Kreuzes trägt. Obschon alle die hohen Felsengebirgsgipfel Colorados weit über die Baumgrenze hinausreichen und das ganze Jahr hindurch, also auch im Hochsommer, mehr oder minder mit Schnee bedeckt sind, so können sie doch ohne besondere Schwierigkeit erstiegen werden. Ich selbst bin von dem reizend gelegenen, später noch zu schildernden Badeort Manitou ohne alle Schwierigkeit und Überanstrengung zwischen sieben Uhr morgens und sechs Uhr abends auf den 14336 Fuß hohen Pike's Peak herauf- und heruntergeritten.

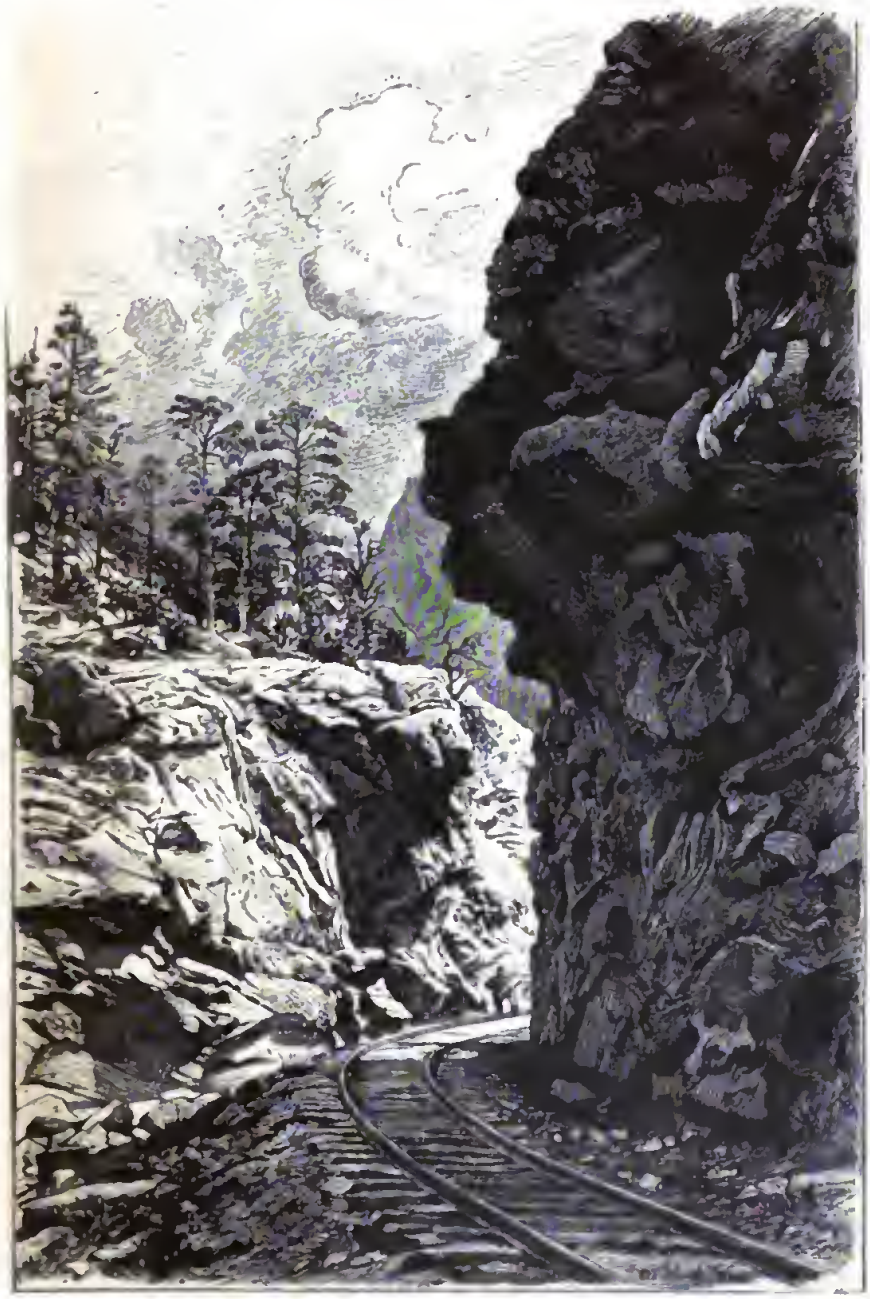
Nach allen Richtungen hin werden die hohen Felsengebirge Colorados von Thälern durchzogen, deren wir übrigens zwei Arten zu unterscheiden haben, nämlich breite oder, richtiger gesagt, solche, wie wir sie häufig in unseren Alpen und überhaupt europäischen Gebirgen antreffen, und enge, schluchtenartige, die in Colorado mit dem Namen Canyons bezeichnet werden. Diese Canyons sind nunmehr, da sie in ihren engen Thalsohlen von schmalspurigen Eisenbahnen und an den hohen Thalrändern oder längs ihrer steilen Abhänge von mehr oder minder guten Straßen durchzogen werden, leicht zugänglich und werden jährlich während der Sommermonate von vielen Hunderten von Reisenden besichtigt oder, richtiger gesagt, angestaunt und bewundert. Aber nicht die Natur allein fesselt uns hier, auch die überaus merkwürdigen, einen Triumph der Technik bildenden Eisenbahnen erregen in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit, wie sich dies sofort aus der nun folgenden Schilderung des Clear Creek Canyon ergeben wird, der meiner Ansicht nach zu den großartigsten und prachtvollsten aller Colorado-Canyons gehört. Wir erreichen ihn am einfachsten von Denver, der Hauptstadt Colorados, aus.

Nachdem wir während einer 26 km langen Fahrt bei der Stadt Golden ganz dicht an den Fuß der Felsengebirge herangekommen sind, haben wir von hier mit einer schmalspurigen oder enggeleisigen Bahn unsere Reise in das Innere des Gebirges fortzusetzen. Nebenbei bemerkt, hat Colorado zur Zeit das großartigste schmalspurige Eisenbahnsystem ganz Nordamerikas. Die Wagen, die dort auf schmalspurigen Bahnen fahren, wenigstens die Wagen neuester Konstruktion, sind so wenig von jenen verschieden, wie sie auf breit- oder normalspurigen Bahnen verwendet werden, daß man in der That kaum einen Unterschied gewahrt.

Von der Stadt Golden bringt uns nun der, eine schmalspurige Bahn oder, wie man in Amerika sagt, a narrow gauge benutzende Zug nach kaum viertelstündiger Fahrt in eine furchtbare Engschlucht, in den sogenannten Clear Creek Canyon, im Vergleich zu dem die vielbewunderte Tamina in der Schweiz unbedeutend erscheint. In endlosen Windungen, bei starker Steigung, keucht nun unser Zug den Canyon hinan, den ein überaus trüber und schmutziger, ganz mit Unrecht „clear creek", zu deutsch „klarer Fluß", genannter Bergstrom reißend, schäumend, vielfach mit donnerartigem Getöse durcheilt. Wiederholt füllt er den Canyon, diese merkwürdige Engschlucht, nahezu so vollständig aus, daß wir uns erstaunt fragen, wie denn die Bahn hier überhaupt noch

Digitized by Google

Platz finden ſoll. Mehr als einmal mußte ein ſolcher künſtlich in der Weiſe geſchafft werden, daß man die den Canyon ſperrenden Felſen wegſprengte. Einmal hat unter ihnen namentlich die „Grandige Mutter“ (Mother Grundy), nämlich ganz deutlich das Bild einer mürriſch dreinblickenden älteren Frau —, die rieſigen,



Die „Grandige Mutter“ im Clear Creek Canyon.

man den oberen Teil eines rieſigen Felsblockes ſtehen laſſen, ſo daß er nun überhängt und wir unter ihm hinwegfahren. Die Menge der merkwürdigſten Felsgebilde und ihre ſonderbaren Geſtalten — im Flußbett befindlichen Felſen, die ſteilen, gut mit Nadelhölzern bewachſenen Abhänge, dazu die vielen abgeſtorbenen, umgeſtürzten oder durch Blitzſchlag verbrannten Baumſtämme, Äſte und Zweige

gewähren ein Bild der Großartigkeit, Starrheit, Wildheit, Rauheit und Erhabenheit, wie es eben nur in den Felsengebirgen Colorados, anderswo jedoch schwerlich wieder in gleichem Maßstabe zu finden ist. Und mitten durch diese schaurige Bergwildnis hindurch schlängelt und windet sich die Bahn — ich betone absichtlich: sie windet sich; denn ich glaube nicht, daß sie auch nur ein einziges Mal zweihundert Meter völlig gerade und eben verläuft. Und doch sind, was uns in hohem Grade überrascht, die Züge nicht etwa klein; sie bestehen nicht aus etlichen, sondern fast immer aus vielen, im Hinauffahren schwer mit Kohlen, im Herunterfahren noch schwerer mit wertvollen Silber- und Golderzen beladenen Wagen. Die Schnelligkeit, mit der die Züge sich bewegen, ist jedoch sowohl thalauf- als thalabwärts nur eine mäßige.

Die wenigen Stationen an der Bahn sind eigentlich nichts anderes als Ausweichestellen, oder sie dienen wie Beaver Brook, wo sogar ein einfacher Tanzpavillon errichtet ist, als vielbesuchte Vergnügungsplätze für Sonntagsausflüge, die hierher vielfach von Denver aus während der schönen Jahreszeit veranstaltet werden. Namentlich mit vollem Recht berühmt ihrer eigenartigen Schönheit halber sind die nach Beaver Brook unternommenen Mondscheinpartien. Denn die steilen, dunklen Felsen, vom hellen, hier zur Sommerszeit nie getrübten Mondlicht beleuchtet, sehen geradezu magisch aus. Diese Mondscheinpartien mit ihren damit verbundenen Tanzkränzchen haben mehr als einmal den Keim zu einer beseligenden Verlobung und einer bald darauf folgenden noch glücklicheren Ehe gelegt. Denn wenn bei einer solchen Gelegenheit einem jungen Menschen das Herz nicht aufgeht, dann hat er überhaupt keins.

In den oberen Teilen des Canyon spaltet sich die Bahn; einzig in ihrer Art ist die Linie, die hinauffährt über Black Hawk nach Central City. Diese Bahn, die ich einmal befahren habe, ist nämlich nach einem System erbaut, mittels welchem man eigentlich jede nicht völlig verschneite Höhe erreichen kann, und unter Zugrundelegung dieses Systems wird im Sommer 1885 eine Bahn auf den plateauartigen Gipfel des 14 336 Fuß hohen Pike's Peak von den unternehmenden Yankees gebaut werden. Die Sache ist nun so. Zunächst entfernen wir uns von Black Hawk; dann aber schiebt uns die Lokomotive in einem spitzen Winkel auf einem anderen stark ansteigenden und zugleich vielgewundenen Geleise, das an den kahlen, aber steilen Abhängen der Berge gelegt ist, höher hinauf, aber zurück, so daß wir nunmehr Black Hawk tief unter uns erblicken. Dann wiederum zieht die Lokomotive an und bringt uns längs eines wiederum im spitzen Winkel gelegten, teils fallenden, teils stark ansteigenden Geleises, immer höher und höher in unendlichen Windungen die Abhänge hinankletternd, endlich hinauf nach Central City. Würde starker Schneefall eintreten, der jedoch hier nie vorkommt, gäbe es heftige Regengüsse, die jedoch auch unbekannt sind, dann würde die Bahn ganz einfach von den steilen Abhängen herabgeschwemmt werden.

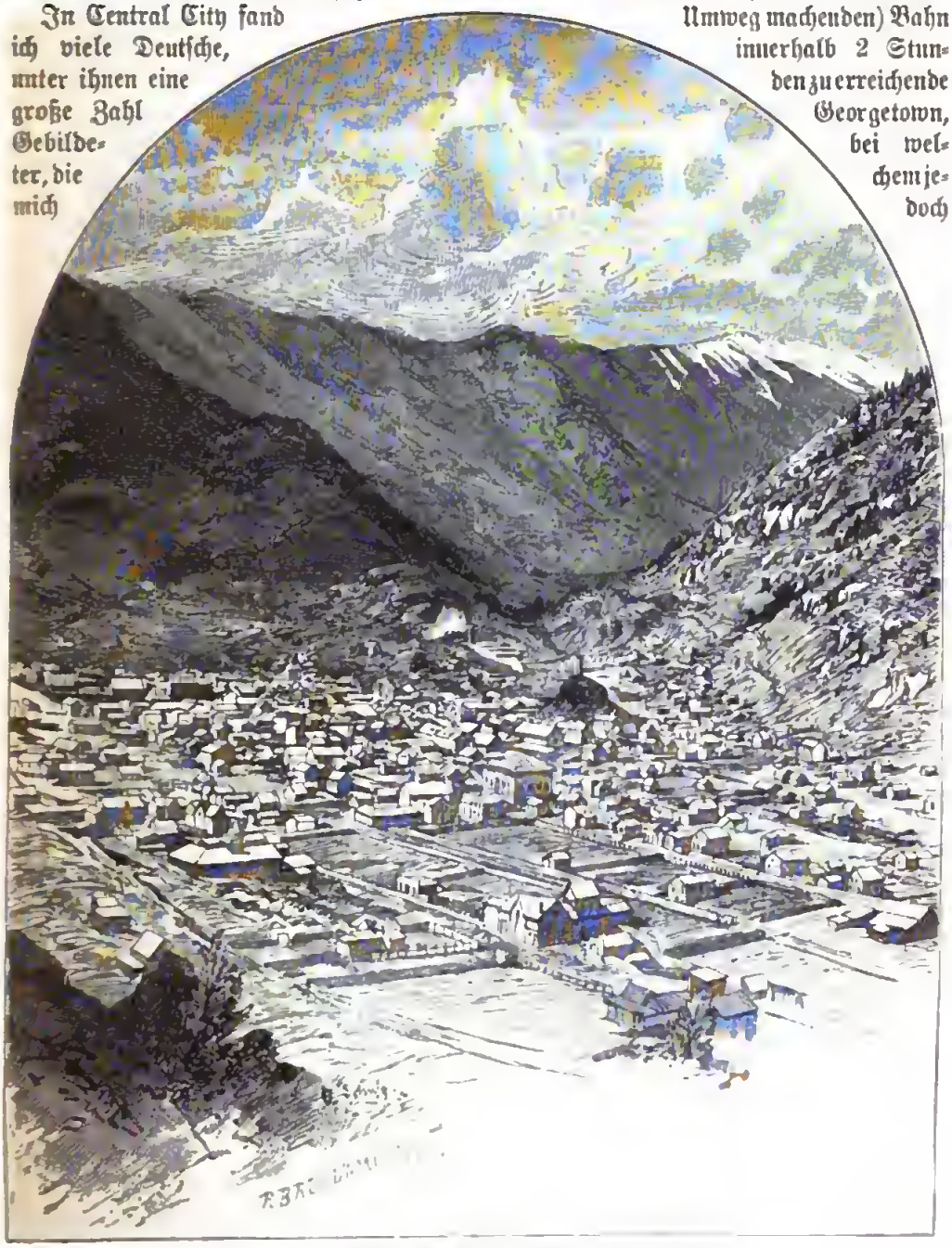
Das 8325 Fuß über dem Meere mitten in den Felsengebirgen gelegene Central City, welches an den nunmehr ganz kahlen Abhängen der Berge in einer Weise erbaut ist, daß es keine einzige ebene Straße enthält — es war sehr schwer, in unmittelbarer Nähe einen Platz zu finden oder, besser gesagt, künstlich herzustellen, auf dem ein Cirkus seine Vorstellungen geben konnte —, ist der Hauptsitz einer ausgedehnten Mineninduſtrie, die sich hier vorzugsweise mit goldhaltigen Erzen befaßt. Nachts einen Gang durch die nichtbeleuchteten Straßen der Stadt zu machen, ist für jemand, der nicht ganz lokalkundig ist, geradezu lebensgefährlich. Selbst bei Tage heißt es die Augen weit offen halten. Denn nach allen Richtungen hin, oft nur wenige Schritte von einem Hause oder der Straße entfernt, stoßen wir auf kleinere oder größere, zehn, ja selbst zwanzig Fuß tiefe Löcher, in denen, freilich ver-

Digitized by Google

gebens, nach Erz geſchürft wurde. Niemand denkt daran, ſie, wenn ſie auch gar nicht mehr bearbeitet werden, zuzuſchütten.

In Central City fand ich viele Deutſche, unter ihnen eine große Zahl Gebildeter, die mich zu meiner nicht geringen Überraſchung mit einer Einladung zur Abhaltung eines Vortrags erfreuten. Central City, 8325 Fuß hoch in den Felſengebirgen Colorados gelegen, iſt der höchſte Ort, wo ich bis jetzt einen Vortrag gehalten habe.

Größer noch als Central City, aber weit weniger Deutſche zählend, iſt das zu Wagen oder mit der (einen bedeutenden Umweg machenden) Bahn innerhalb 2 Stunden zu erreichende Georgetown, bei welchem jedoch nicht Gold-, ſondern nur Silberbergwerke vorhanden ſind.

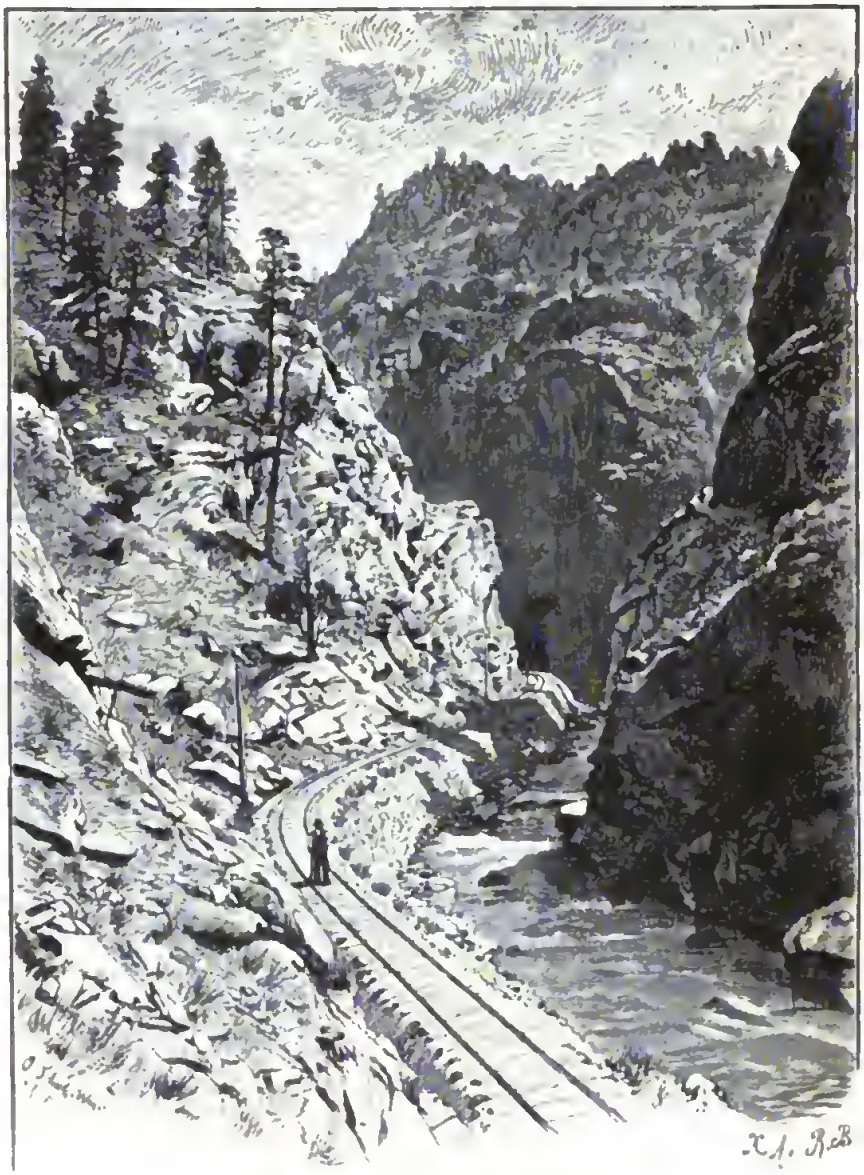


Georgetown in Colorado.

Georgetown, von dem hier eine Abbildung beigegeben iſt, noch einige Hundert Fuß höher als Central City gelegen, mit breiten Straßen verſehen, iſt ſehr regel-

mäßig in einer weiten Thalfläche erbaut, die überall von hohen, teilweise mit Schnee bedeckten Bergen umringt ist. In nicht ganz zwei Stunden stieg ich von Georgetown hinauf zu dem Green Lake, einem

Das Vergnügen, das uns der vielfach durch gut bewaldete Regionen führende Spaziergang von Georgetown hinauf zum Green Lake gewährt, wird wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß uns überall von



Rocky Point im Clear Creek Canyon.

wunderlieblichen echten Felsengebirgssee, der 10 200 Fuß über dem Meere liegt. Sogar eine Art von Fahrweg führt zu ihm hinauf, den ich jedoch niemand, dem seine Knochen lieb sind, raten möchte zu benutzen. Überhaupt ist Colorado reich an meist kleinen, durchweg schön gelegenen Gebirgsseen.

großen Felsblöcken oder steilen Wänden in riesigen Buchstaben ausgeführte Geschäftsanzeigen aller Art entgegenstarren. Diese echt amerikanische Art der Reklame kann man wohl kaum anders als einen unästhetischen und rohen Eingriff in die Schönheit der Natur bezeichnen.

Ein großer Vorteil erwächst den Bergstädten Georgetown, Central City, Golden und Black Hawk dadurch, daß sie telephonisch nicht nur untereinander, sondern sogar mit Denver verbunden sind. Auch

Bieten auch die bisher geschilderten Bergwerksstädte Colorados gar manches Interessante, gewährt uns auch ihr Besuch die willkommene Gelegenheit, uns näher mit den Felsengebirgen bekannt zu machen,

Schmalspurige Eisenbahn im Arkansas Canyon.

in dieser beträchtlichen Erhebung über dem Meere, in Höhen von 8000 und 9000 Fuß, arbeitet das Telephon ganz vorzüglich und gewährt den dortigen Bewohnern seit mehreren Jahren bereits Annehmlichkeiten, wie sie in neuester Zeit erst nach und nach in den größeren Städten Deutschlands eingeführt werden.

so werden sie doch völlig in den Schatten gestellt von Leadville, „der Stadt der Wolken", wie man sie wegen ihrer hohen, 10200 Fuß über dem Meere befindlichen Lage mit Recht heißt. Obschon wir in Nordamerika gewohnt sind, die Städte wie Pilze aus der Erde wachsen zu sehen, so dürfte sich doch keine Stadt der Union

eines so überraschend schnellen Wachstums wie Leadville rühmen können. Von Denver, der Hauptstadt Colorados, die wir schon noch kennen lernen werden, führen uns zwei schmalspurige Bahnen herauf nach Leadville. Ich schlug zuerst den längeren Weg ein, der mich westlich von Pueblo durch den großen Arkansas Canyon führte, der nach der von mir jedoch nicht geteilten Ansicht vieler Naturfreunde noch großartiger als der bereits beschriebene Clear Creek Canyon ist. Allerdings sind im Arkansas Canyon die ihn umschließenden steilen Felswände vielfach höher noch als im Clear Creek Canyon, denn sie ragen wiederholt bis zu 2000 Fuß hoch empor. Aber sie bieten nicht im entferntesten die überraschend große Mannigfaltigkeit der Formen dar, die uns während unserer Fahrt durch den Clear Creek Canyon in so hohem Grade entzückt. Überdies machen im Arkansas Canyon eigentümlicherweise gar manche Scenerien auf uns unwillkürlich den Eindruck, als habe hier ein ungeschlachter Riese versucht, mit Benutzung menschlicher Kräfte hier und da der Natur in roher Weise künstlich nachzuhelfen, wogegen uns im Clear Creek Canyon überall echte, ganz unverfälschte Ursprünglichkeit entgegentritt. Sicher ist, daß der Arkansas und Clear Creek Canyon zu den interessantesten aller Engschluchten gehören, die wir bis jetzt irgendwo kennen, und daß nirgendwo anders bis jetzt solche Schluchten von Eisenbahnen durchzogen werden.

Wer übrigens diese beiden Canyons gesehen hat, kennt so zu sagen alle anderen in Colorado vorhandenen. Es tritt uns eben stets dasselbe Bild der Rauheit, Starrheit und Wildheit entgegen. Wir gewahren überall die engen Thalsohlen, die riesigen Felsblöcke, die kolossalen Steinmassen, die steilen Wände, die himmelhoch anstrebenden Abhänge. Bei ihren riesigen Proportionen macht es in der That sehr wenig Unterschied, ob sie hundert oder fünfhundert Fuß höher oder niedriger sind. Überall in diesen Canyons finden wir während der Sommermonate das gleiche schöne, äußerst angenehme, ganz regenlose Klima. Wir müssen uns unwillkürlich sagen, daß für diesen Teil des Gebirges wenigstens ein treffenderer und bezeichnenderer Name als Felsengebirge gar nicht hätte ersonnen werden können.

Noch war, als ich selbst Leadville besuchte, keine der beiden auf diesen hohen Ort hinaufführenden Bahnen ganz vollendet. Auf einer fürchterlichen, stellenweise geradezu lebensgefährlichen Straße hatte ich in einer mit vier Pferden bespannten, von Reisenden überfüllten Postkutsche von der Station Granite bis Leadville zwanzig Kilometer zu fahren. Die Straße erschien geradezu wie besät von riesigen, schwer beladenen Frachtfuhrwerken aller Art, die acht, ja sogar zehn vorgespannte kräftige Maultiere oft große Mühe hatten zu ziehen; es herrschte ein überaus reges Leben und Treiben.

Die Fuhrleute, Bullwhackers genannt, deren Tage durch die immer mehr und mehr sich ausbreitenden Eisenbahnen bald gezählt sein dürften, erfreuen sich ganz allgemein des wenig beneidenswerten Rufes, in gemeinen Redensarten und gotteslästerlichen Ausdrücken und im greulichen Fluchen und Schimpfen selbst den rohesten Gesellen weitaus zu übertreffen. Die Peitschen, deren sie sich bedienen, sind von deutschen Fuhrmannspeitschen gänzlich verschieden. An einem etwa sechzig Centimeter langen, aus kräftigem Hickoryholz gefertigten Stiel ist ein aus Leder geflochtener, sehr langer Strang befestigt, der jedoch, weil er an dem Ende dünn ist, gegen die Mitte zu aber nach und nach dicker wird, mehr einer dunkelbraunen Schlange als einer Peitsche ähnlich sieht. Neben dem beständigen Handhaben der ungeheuren Peitsche erfordert es von seiten der Bullwhackers einen riesigen Aufwand von Wortschwall, um die von Begriff etwas schwerfälligen und vielfach sehr eigensinnigen Maultiere zum gleichmäßigen Anziehen zu bewegen. Es ist ein sehr eigentümliches, wenn auch nicht gerade harmonisches Konzert — das

Digitized by Google

immerwährende Geschrei der Treiber, vermischt mit dem Klatschen der langen Peitschen und dem vielfach mißmutigen Gestöhn der Tiere.

Über die Geschicklichkeit, mit der diese Leute ihre Peitschen handhaben, über die Sicherheit, mit der sie eine ihnen vorher bezeichnete Stelle treffen, sind die fabelhaftesten Geschichten in Umlauf, von denen wohl die meisten in das Bereich der Märchen gehören; ich wenigstens bin nie einem solchen Peitschenkünstler begegnet. Nächst dem Seedienst gibt es, glaube ich, kaum ein härteres Leben als das dieser Fuhrleute, der Bullwhackers.

Leadville, 10200 Fuß über dem Meere in den Felsengebirgen erbaut, eine der höchsten Städte ganz Nordamerikas, jedenfalls der höchste Ort der Welt, wo eine deutsche Zeitung erscheint, war im Sommer 1880, obschon damals kaum zwei Jahre alt, ein überaus stattlicher, 14000 bis 15000 Einwohner zählender Ort, der übrigens nunmehr deren gegen 20000 enthält. In gewissen Kreisen, mit denen ich mich allerdings sehr hütete, in nähere Beziehung zu kommen, feierte man gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in Leadville ein originelles Fest, nämlich die hundertste öffentliche Schießerei seit dem zweijährigen Bestehen der Stadt — aber nicht auf Scheiben, sondern auf Menschen.

Leadville, gegenwärtig eine der wichtigsten Städte ganz Colorados, hat seine Bedeutung deshalb so rasch erlangt, weil in seiner Umgebung riesige und ungemein reichhaltige Silberlager, aus Weißbleierzen oder, wie sie in Amerika heißen, carbonates bestehend, entdeckt wurden, deren Ausbeutung Tausenden von Menschen reichliche und sehr lohnende Beschäftigung gewährt. Ein ganz gewöhnlicher Minenarbeiter, der weiter nichts als mit der Hacke und mit der Spitzaxt umzugehen versteht, bekommt in Leadville für eine achtstündige Arbeit einen Lohn von nahezu dreizehn Mark unseres Geldes. Davon kann er täglich sehr gut fünf bis sechs Mark zurücklegen, obschon Gelegenheit, Geld auszugeben, durch Tingeltangel, Musikhallen, Theater von zweifelhaftem Wert, Spiel-, Tanz- und andere Höhlen hinreichend vorhanden ist.

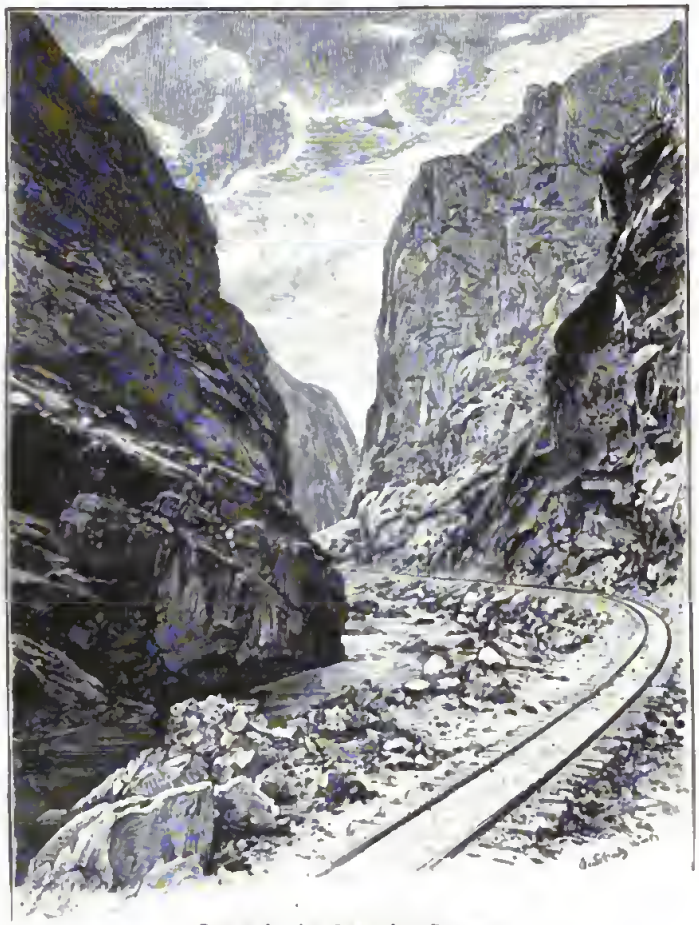
Der Grund für die ungewöhnlich hohen Löhne liegt darin, daß keineswegs jedermann seine Arbeitskraft in Leadville, auch wenn sie begehrt wird, verwerten kann. Denn das Klima ist hier oben nicht bloß rauh und unbeständig — selbst im Hochsommer ist ein dicker Winterüberzieher unentbehrlich; im August hat es wiederholt heftig geschneit —, sondern geradezu lebensgefährlich für solche Personen, die nicht über ganz kräftige und normale Respirationsorgane verfügen. Die hier oben vorhandene dünne Luft macht sich für viele in höchst unangenehmer Weise bemerkbar. Blutspucken tritt bei schwächlichen Personen häufig ein, und gar manche sehen sich behufs Erhaltung ihres Lebens genötigt, dem rauhen, hochgelegenen Leadville nach acht- bis zehntägigem Aufenthalt für immer den Rücken zu wenden.

Ob Leadville nach zehn Jahren das sein wird, was es heute ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, denn bis jetzt kann niemand ein maßgebendes Urteil darüber abgeben, wie tief unter die Erdoberfläche hinab sich die Weißbleierze erstrecken. Sind sie nur auf die obersten Erdschichten beschränkt, so sind diese natürlich in wenigen Jahren ausgenommen, und das rauhe, unfruchtbare Leadville, das bereits jetzt schon nach der freilich vielfach bestrittenen Ansicht gar mancher Lokalkundiger seine Blütezeit hinter sich haben soll, würde dann von seinen Bewohnern und seinen Arbeitern und Bergleuten verlassen. Der Gesamtbetrag, den Colorado in den letzten Jahren an Gold und Silber lieferte, beläuft sich im Jahre auf etwa hundert Millionen Mark; davon entfällt auf Leadville und seine Umgebung mehr als die Hälfte, nämlich sechzig Millionen Mark.

Die Entdeckung von reichhaltigen Erzlagern verdankt man in Colorado vielfach, man könnte sagen, beinahe ausschließlich, den sogenannten „Prospektors". Es sind dies meistens arme Teufel, die eine all-

Digitized by Google

gemeine Kenntnis der Metalladern oder der gold- und silberhaltigen Gesteine besitzen. Zuweilen allein, zuweilen als Teilnehmer einer größeren Gesellschaft, die



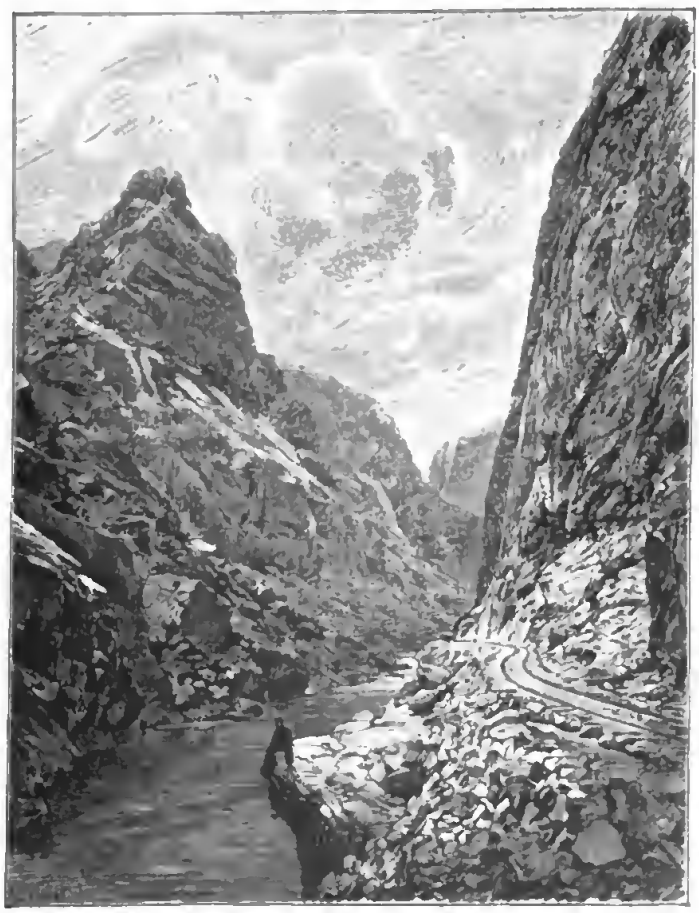
Fahrbahn im Arkansas Canyon.

man dann „Prospecting party“ heißt, durchziehen sie entweder auf eigene Gefahr und Rechnung oder auf Veranlassung wohlhabender Leute, die ihnen die nötige Ausrüstung besorgen und ihnen einen Gewinnanteil an den zu machenden Entdeckungen zusichern, ohne Rücksicht auf Weg und Steg und Pfad und Straße, kreuz und quer, hinauf bis zu den größten Höhen, die Thäler, Klüfte und Berge. Solche Touren sind in den menschenleeren wilden Gebirgsregionen, von denen vielleicht manche nie vorher von eines Weißen Fuß betreten gewesen waren, mit großen Gefahren verknüpft, und nur verhältnismäßig wenige, die als Neulinge oder, wie man sie in Colorado nennt, als „Tender-feet“ in diesen metallreichen Staat kommen, zeigen sich den von solchen Unternehmungen unzertrennlichen Mühen, Beschwerden und Strapazen gewachsen. Und wie wenige von diesen wenigen erreichen wirklich das erstrebte Ziel! Welch überaus traurigen Anblick gewährte es, als ich nach Leadville hinauffuhr, einer Anzahl von Menschen zu begegnen, die nicht nur äußerst zerlumpt aussahen, sondern auch den betrübenden Eindruck moralischer und körperlicher Verkommenheit machten und unter greulichen Flüchen und Verwünschungen, etliche Dollars in der Tasche, eine Gegend verließen, die sie vielleicht erst vor wenigen Monaten voll der größten Erwartungen und in der zuversichtlichen Hoffnung betreten hatten, hier durch Prospekten einen glücklichen Fund zu machen und in wenigen Wochen viele Tausende von Dollars zu verdienen! — Aber nicht nur die Prospektors, auch die Minenarbeiter selbst haben vielfach mit Beschwerden zu kämpfen, von denen unsere deutschen Bergleute keine Ahnung haben. Im Winter ist das Leben für manche der Colorado-Miner entsetzlich und schauerlich, denn Hunderte sind zur Winterszeit für mehrere Monate in den Felsengebirgen eingeschneit und von der Welt gänzlich abgeschlossen. So ein Bergmann lebt dann in einer aus starken Stämmen hergestellten Hütte, die er mitten im Walde erbaut, weil er da besser vor den furchtbaren Winterstürmen und den gefährlichen Lawinen geschützt ist. Fast immer liegt

in der unmittelbaren Nähe seiner Wohnstätte der Stollen, der ihm den Zugang zu seinem Bergwerk gewährt. Dieser Stollen wird im Winter als Vorratskammer benutzt.

Ist aber der Bergmann gezwungen, sich über der Holzregion für den Winter niederzulassen, dann wählt er entweder eine flache Stelle, die nicht von allzu hohen Bergen begrenzt ist, oder er nistet sich auf einem zwischen zwei Schluchten liegenden Kamm ein, wo keine Schneewehen zu befürchten sind. Hat man sich nun für die langen Wintermonate so gut und sicher wie möglich eingerichtet, dann hängt es von der individuellen Neigung jedes einzelnen oder den Gewohnheiten einer solchen kleinen Kolonie ab, ob man die Einsiedlerschaft mit frohem Sinn genießt oder als eine schwere Last erduldet. So ist denn hier, wie überhaupt in der Welt, die Lebensweise sehr verschieden. Die Kost ist jedoch fast allgemein weit besser, als man erwarten sollte, denn die Bergleute sind reichlich nicht nur mit mehreren Arten von präserviertem Fleisch versehen, sie haben auch eingemachte Früchte und Gemüse und gar manche Delikatessen, wie namentlich Lachse, Hummern und Sardinen. Auch an Whiskey, Schnaps und anderen Getränken ist reichlich Vorrat vorhanden. Freilich fehlen den Leuten, die von der Welt so gut wie abgeschnitten sind, die Zeitungen; dafür aber verkürzen jene, die musikalisch begabt sind oder gut und fesselnd zu erzählen wissen — an interessanten Erlebnissen aller Art sind manche reich —, ihren Genossen die langen Abende. Auch die Naturereignisse füllen manche Stunde in angenehmer und belehrender Weise aus, denn der Bergmann hat hier die interessante Gelegenheit, das Walten und Wirken der Natur zu beobachten und die furchtbaren, von den Winterstürmen angerichteten Verwüstungen kennen zu lernen oder die vielfach noch grausigeren Verheerungen, die von den zahlreichen, von den Höhen herabstürzenden Schneelawinen verursacht werden; unter ihnen werden alljährlich gar manche unvorsichtige oder waghalsige Bergleute begraben.

Vielfach in Colorado, namentlich in den in den Felsengebirgen gelegenen Bergstädten, erregen die Personen, denen wir begegnen oder mit denen wir auf der Reise zusammenkommen, unsere Aufmerksamkeit in hohem, aber keineswegs ange-



Partie aus dem Arkansas Canyon.

uehmem Grade. Welch zusammengewürfelter Masse von Menschen jeglicher Nationalität, jeglicher Abstammung und jeglichen Charakters begegnen wir nicht in dem jungen Staate! Welche Physiognomien, welche Gestalten erblicken wir! Welch interessante Studien böten sie einem gewiegten deutschen Polizeibeamten! Woher sie kommen, was sie früher getrieben haben, wovon sie sich ernähren — wer weiß es anzugeben?

Welch eigentümliche Bekleidung, welch phantastische Anzüge! In ihnen stecken, teils offen, teils verborgen, Revolver oder Bowiemesser oder Dolche; denn eine Waffe irgend einer Art führt fast jeder bei sich. Alles trägt hohe, weiche Filzhüte mit mächtigen breiten Krempen — einen steifen schwarzen Cylinderhut, eine sogenannte Angströhre, sehen wir nirgendwo in Colorado, wo er sogar um schweres Geld nicht zu kaufen ist und woselbst auch Fräcke niemals ihre Erscheinung machen. Niemals darf jedoch der Hut seine ursprüngliche, ihm vom Fabrikanten gegebene Façon beibehalten. Mit der Hand, mit der Faust, mit dem Fuß womöglich muß ihm die eine oder andere Falte oder Delle künstlich beigebracht werden, und je eigentümlicher diese Falten sind, je zerknüllter, je zerknitterter der Hut aussieht, desto mehr Freude hat sein Besitzer an ihm, desto stolzer ist er auf seine Kopfbedeckung.

Weiße Hemden sind eine große Seltenheit; fast allgemein werden farbige Flanellhemden getragen. Die vielfach aus Leder gefertigten und eben deshalb sehr haltbaren Beinkleider stecken fast durchweg in riesig hohen Stiefeln, die jedoch keineswegs alle Tage, sondern weit wahrscheinlicher nur alle Monate einmal geputzt werden. Ich selbst bin in Colorado wiederholt acht Tage lang umhergereist, ohne mein Schuhwerk putzen zu lassen, da mich ein solches Verfahren entweder in den ungerechtfertigten, dort mir sehr unangenehmen Verdacht eines Millionärs gebracht hätte oder jedenfalls in herausfordernder, dandy- und geckenhafter Weise unangenehm aufgefallen wäre. Andere Länder, andere Sitten!

Übrigens macht die ganze Bekleidung nicht sowohl den Eindruck von Schmutz, als vielmehr von genial-gesuchter Vernachlässigung; wir fühlen ordentlich, daß die Leute geradezu mit ihrer Kleidung kokettieren, und merken sehr bald, daß in manchem ärmlichen, dürftigen und abgeschabten Anzug ein wirklicher Millionär steckt oder ein geistreicher hochgebildeter Bergwerksingenieur.

An diese etwas eigentümlichen, uns neuen Toilettenverhältnisse gewöhnen wir uns übrigens sehr bald; nach vierzehn Tagen sehen wir eben auch nicht anders aus wie die anderen. Aber das eine habe ich nie verwinden können, daß die Sprache durchweg gesucht roh ist. Man meint es allerdings so schlimm nicht, aber es klingt doch immerhin sehr unangenehm. Auf zehn in artigster Weise von uns gestellte Fragen können wir sicher sein, neunmal die in wegwerfendstem, gröbstem Tone, mit verletzenden Gebärden begleitete Antwort zu erhalten: „I dunno“, das soll heißen: „I don't know“, zu deutsch: „Ich weiß es nicht!“ Daß man einen Mann, der über vierzig Jahre alt ist, ganz allgemein als „old man“ anredet, kann man sich allenfalls gefallen lassen, obschon es auch etwas eigen ist. Aber geradezu empört hat es mich, daß man eine Dame, die über die Dreißig hinaus ist, ganz allgemein „an old woman“, das heißt ein altes Weib heißt. Hätte die englische Sprache Übersetzungen für die Ausdrücke „altes Eisen“ oder „alte Schachtel“, so würde man damit zweifelsohne öffentlich alle Damen beehren, die über vierzig, respektive fünfzig Jahre alt sind.

(Schluß folgt.)

Victor Hugo.

Von

Julian Schmidt.

Die großartigen Feierlichkeiten, mit welchen die französische Nation ihren Dichter bestattete, haben im übrigen Europa vielfach Verwunderung und Widerspruch herausgefordert. Wenn die Schwärmer für Victor Hugo versicherten, das gegenwärtige Jahrhundert werde sich nach ihm nennen, er sei unter den Weltdichtern dieser Periode oder, wie es noch weiter hieß, von allen Männern derselben der größte, so konnte man bei uns nur die Achseln zucken. Victor Hugos Größe kann nur in seinen Schriften liegen, und diese, uns hinreichend bekannt, weisen ihm höchstens eine Stelle im zweiten oder dritten Rang. Es fehlt ihnen, was doch das Entscheidende für das Genie ist: die tiefere Ergründung des Gesetzes, welches die Seele und das Leben beherrscht. Sein ungewöhnliches Talent der Farbe und des Ausdrucks hat ihm niemand bestritten, aber ihm fehlte der Respekt vor der Wahrheit. In seinen Dichtungen überwuchert die Deklamation und Phrase die Stellen echter Poesie weit über Gebühr. Um als Weltdichter zu gelten, braucht man nicht gerade vom ersten Auftreten an auf die Welt gewirkt zu haben. Shakespeare war jahrhundertelang der größte Nationaldichter, ehe er der „Welt" bekannt wurde; die Nachwelt spricht oft ein anderes Urteil als die Mitwelt. Aber Victor Hugo haben wir von seinem ersten Auftreten an so weit verfolgt, daß wir mit einigem Vertrauen das Urteil der Nachwelt vorausnehmen können. Weit entfernt, zu wachsen, wird bei uns Victor Hugos Gestalt immer mehr verblassen; und in nicht zu ferner Zeit wird er für uns ein bloßer Mythus sein: man wird sich wohl daran erinnern, daß er seiner Zeit viel Aufsehen gemacht und hoch gefeiert worden ist; aber worin seine Verdienste bestanden, das wird man nicht mehr wissen.

Wie die Franzosen sich später zu ihm verhalten werden, wage ich nicht zu entscheiden; in der Schätzung eines Nationaldichters liegt viel Unberechenbares. Den Triumph seines Leichenzuges möchte ich nicht zu hoch anschlagen: die Franzosen haben bei ihrer Lebhaftigkeit das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit außer sich zu geraten. So geschah es 1778 bei Voltaires Tod. Der Mann hatte während seines ganzen Lebens von sich reden gemacht, und er hatte das nötige Maß des Alters erreicht, er war vierundachtzig Jahre alt geworden, ziemlich so alt wie Victor Hugo. Freilich stand Voltaire zur Welt anders als der letztere. Er war wirklich einer der hervorragendsten Männer seines Jahrhunderts, und wenn Europa den Enthusiasmus der Pariser etwas überschwenglich fand, so verstand und würdigte es doch den Grund desselben. Voltaire war viel gehaßt worden; aber auch die ihn haßten, beugten sich vor seiner Gewalt; er war ein mächtiger Herrscher in Europa.

Gehaßt ist Victor Hugo, soviel ich weiß, nirgend, aber ein Herrscher ist er auch in der großen Weltbewegung außerhalb der Grenzen Frankreichs nie gewesen. Er war den Franzosen hauptsächlich in Erinnerung als Ankläger gegen Napoleon III., als Vorkämpfer für das heilige Paris gegen die deutschen Barbaren und als Anwalt der „Armen und Beladenen". Liest man freilich diese Streitschriften mit kühlem Blut, so erstaunt man über das Phrasenhafte, ja ich darf wohl sagen über den bodenlosen Unsinn derselben. Wir Deutsche verstehen wahrhaftig die Kunst, auch gegen unsere grimmigsten Feinde objektiv zu sein, aber Victor Hugo macht es zu toll, und wir konnten seinen Tiraden nichts anderes entgegensetzen als ein schallendes Gelächter. Ebenso würde, was ihm über das Wohl der armen Leute einfällt, wenn man es ernsthaft betrachtet, nur den Eindruck einer hohlen Fanfaronnade machen. Es ist dasselbe Komödienspiel, wie er es bei seiner eigenen Bestattung angestiftet hat. Er hinterläßt ein Vermögen von fünf Millionen und verordnet seine Bestattung in einem Armensarge!

Über dergleichen lächelt der Franzose wohl für sich, wenn er allein ist, aber sind sie in Masse zusammen, so lassen sie sich elektrisieren. Sie stehen der Komödie anders gegenüber als wir: sie verlangen von ihrem Helden Komödie, und nicht bloß der große Napoleon hat dies Bedürfnis seines Volks sehr wohl verstanden, sondern selbst der kühle, spöttische Voltaire. Sie wollen nicht bloß Komödie spielen sehen, sie müssen sie selbst spielen. Mitunter sind sie recht scharf in ihrer Kritik und betrachten die Abweichung von der geraden Linie der Überzeugung als eine sittliche Monstrosität. Diese Strenge zeigen sie aber nicht gegen Leute, die ihre Phantasie beschäftigen. Sie haben bei Chateaubriand und Lamartine sich den unglaublichsten Wechsel in den Überzeugungen gefallen lassen.

Victor Hugo begann als begeisterter und fanatischer Anhänger des Königtums und der Kirche, als diese beiden Gewalten auf der Höhe ihrer Macht zu stehen schienen, und erlangte dadurch Gunst und Auszeichnung; er verherrlichte mit ebensoviel Feuer nach der Juli-Revolution die Kämpfer der Barrikaden. Als man ihn dann persönlich verletzte, indem man die Aufführung eines seiner Stücke hintertrieb, bedrohte er die neue Regierung mit strenger Züchtigung: er wolle dem „König der Barrikaden" zeigen, was ein freies Volk bedeute! Als einige Jahre darauf Louis Philipp einzusehen glaubte, man müsse einem so ungestümen Redner Rechnung tragen, und ihn zum Grafen und Pair von Frankreich erhob, stand er in der geschlossenen Reihe der konservativen Partei. Dann, mit der Februar-Revolution, wurde er Republikaner und kokettierte schließlich mit den Socialisten. Diese Aufzählung seiner politischen Wandlungen hat nicht den Zweck, ihn moralisch zu verurteilen. Ich glaube nicht, daß er Farbe wechselte, um es dem jedesmaligen neuen Herrscher recht zu machen: er berauschte sich jedesmal an den Stichworten, die neu aufkamen, und glaubte aus innerster Überzeugung zu handeln, wenn ihn eigentlich nur seine Phantasie blendete.

Vor mir liegt ein Gedicht „Le Pape" aus dem Jahre 1878, in welchem der Reihe nach Könige, Aristokraten, Priester, Richter, Gründer, kurz alles, was von Socialisten angefochten zu werden pflegt, auf das strengste verurteilt wird. Seltsamerweise wird diese politische Strafrede dem Papst in den Mund gelegt, der das alles träumt und beim Erwachen aus diesem „garstigen" Traum nach Kaffee klingelt! Dieser Zug ist bezeichnend: wie der angebliche Papst, so träumt auch der Dichter seine Humanitätsideen mit demselben Widerspruch gegen alle Logik, demselben Blütenreichtum der Sprache und derselben Gestaltlosigkeit der Gedanken; und wenn er erwacht, das heißt sein Gedicht ausgeschrieben hat, geht er hin, um in der altfranzösischen Manier sein lustiges Leben trotz aller socialistischen Anwandlungen fortzusetzen.

Digitized by Google

Was mich dabei wundert, ist nur, daß man diese Hallucinationen so lange für Ernst genommen hat und noch zu nehmen scheint; daß man hinter den Traumeinfällen eines phantasievollen, aber im ganzen wenig gebildeten Dichters politische Weisheit sucht. Und hier kommt ein Umstand in Betracht, den man nicht übersehen darf, wenn man die Schätzung eines Nationaldichters richtig verstehen will: die Macht der Persönlichkeit.

In allen Gebieten des sittlichen, politischen und religiösen Glaubens hat Victor Hugo beständig geschwankt, aber in einem Artikel niemals: im Glauben an seine eigene Größe. Ein solcher Glaube, mit einem sanguinischen Temperament verbunden, mit entschlossenem Willen, mit unermüdlicher Schlagfertigkeit und natürlich auch mit Talent übt oft eine ungeheure Wirkung. Victor Hugo wurde schon als ganz junger Mann von Chateaubriand, damals der anerkannten höchsten Autorität in Geschmackssachen, öffentlich dem Publikum vorgestellt; er wußte bei jedem neuen Werk dem Publikum deutlich zu machen, daß hier etwas Neues und Unerhörtes vorliege; er ließ sich durch keine Anfechtung irre machen und sammelte einen Kreis unbedingt ergebener Anhänger um sich. Es liegt bei den Franzosen in dieser bewußten Vornehmheit ein eigener Zauber. Männer, die an äußerem Erfolg und vielleicht auch an Talent ihm überlegen waren und denen es an Selbstgefühl gar nicht fehlte, traten doch einen Schritt zurück, sobald der „Prophet" sich zeigte. Sein Glaube an sich selbst wurde allmählich der Glaube des Publikums, und so kam es, daß sein Ruf, obgleich seine eigentlich produktive Zeit nur die Jahre 1827 bis 1842 umfaßt, im beständigen Wachsen blieb. Sowohl das Pamphlet gegen Napoleon III. als seine Invektiven gegen die Preußen fanden eben wegen seiner erhöhten Stellung einen ganz anderen Resonanzboden, als wenn das Nämliche von einem anderen wäre gesagt worden.

Das Vornehme, das er in seinem Wesen fühlte, suchte Victor Hugo auch in seinem Blut, in seiner Familie nachzuweisen. Übelwollende Kritiker haben ihn zu überführen gesucht, daß er darin mannigfach geflunkert habe: es kommt wenig oder gar nichts darauf an. Auch darin empfinden die Franzosen anders als wir: sie geben viel auf eine hohe Abkunft, auf einen Adelstitel, auf ein Ordensband; sie sind überglücklich, wenn sie einen Vorfahren entdecken, der in den Kreuzzügen gefochten; aber wenn eine solche Entdeckung die strengere historische Prüfung nicht erträgt, so schadet das auch nichts weiter.

Victors Vater, ein napoleonischer General, ließ den Knaben in seinem neunten Jahre nach Madrid kommen, wo er ein Kommando hatte, und brachte ihn daselbst in einem adeligen Seminar unter; später nahm er ihn auf einem Feldzug nach dem südlichen Italien mit. Mit seiner Gattin, die sich der legitimistischen Partei zuneigte, lebte der General in Unfrieden; es kam endlich zur gerichtlichen Trennung, und Victor wurde während der „hundert Tage" von seinem Vater dem collège Louis le Grand in Paris zur Erziehung übergeben. Im neunzehnten Jahre gewann er für ein paar royalistische Oden einen Preis, welcher die ganze Partei auf ihn aufmerksam machte.

Wenn man die überschwengliche royalistische Gesinnung dem Lyriker als vorübergehende Stimmung hingehen lassen mag, so verdienen doch die prosaischen Noten, mit denen er seinen Text begleitete, etwas mehr Aufmerksamkeit. „Unsere Revolution von Kot und Blut," heißt es darin, „hat nur ein Denkmal hinterlassen, das bleiben wird: den Moniteur, die Geschichte ihrer Greuelthaten. Die Litteratur und die Gesellschaft, welche aus der Revolution hervorgingen, widerwärtig und ohnmächtig wie sie selber, sind tot und werden nicht wieder aufstehen. Jetzt kennen wir nur eine von der Religion geweihte Freiheit, eine vom Glauben geadelte Phantasie."

Seit dieser Zeit, 1821, verschwand

Victor Hugo nicht wieder von der Bildfläche. Zwar war der Erfolg seiner damaligen Schriften gering, aber sie wurden vielfach besprochen, und einige Gesinnungsgenossen schlossen sich so fest an ihn an, daß er 1827 als ihr Wortführer auftreten konnte, als der Wortführer der „Romantischen Schule". Man gewinnt von der Stellung Victor Hugos in der Weltlitteratur erst dann einen Begriff, wenn man sich deutlich macht, was dieser Ausdruck Romantik sagen will.

Es sind darüber viel eingehende, zum Teil geistvolle Abhandlungen geschrieben; unsere deutschen Litterarhistoriker aber begehen fast sämtlich den Fehler, die sogenannte romantische Schule in Deutschland zu Grunde zu legen, weil sich hier der Name zuerst findet. Aber diese Schule bildet so wenig ein zusammenhängendes Ganzes, ist so abhängig von den Persönlichkeiten und von der wechselnden Gruppierung zufälliger Interessen, daß es sehr schwer ist, zu einem einheitlichen Begriff zu kommen.

Die Romantik ist vielmehr eine europäische Bewegung, sie spricht den Gegensatz zum Geist des achtzehnten Jahrhunderts aus. Als Merkmale dieses Geistes treten zwei Kulturformen hervor: die Aufklärung und der Klassicismus. Das eine scheint dem anderen öfters zu widersprechen, und doch führen beide auf das nämliche Grundprincip zurück: die Idee von der Unveränderlichkeit der echten Vernunft, des echten Rechtsgefühls und des echten Geschmacks.

Der Klassicismus mit seinen feststehenden Regeln kam in Theorie und Praxis zuerst in Frankreich zur Geltung; er signalisierte das „siècle de Louis XIV", aber er wurde gegen Ende des Jahrhunderts nach England, Deutschland, Spanien übertragen; die Dichter und Prosaiker dieser Völker fügten sich Boileaus Gesetz.

Die politisch-sittliche Aufklärung findet ihre Weltstellung in der englischen Revolution. Durch den Vertreter derselben, Locke, wurde es allmählich unter allen Gebildeten Europas Überzeugung, daß der Mensch berufen sei, alle Lebensverhältnisse nach Grundsätzen der reinen Vernunft umzugestalten. Der bedeutendste Vertreter dieser Richtung, der sie von England nach Frankreich übertrug, Voltaire, war ein ebenso ausgesprochener Klassiker als Aufklärer, und in Deutschland schlossen sich zwei große Schriftsteller, die ihn in Einzelheiten grimmig bekämpften, in dem leitenden Grundsatz seiner Überzeugung an, Lessing und Kant. Wenn Lessing zum Beispiel nachwies, daß Voltaire die Regeln des klassischen Theaters mißverstand, so glaubte er doch ebenso fest an diese Regeln als Voltaire; nur legte er sie besser aus. Wenn Kant die Anmaßungen der „reinen Vernunft" streng in ihre Schranken zurückwies, so ersetzte er sie durch die „praktische Vernunft", die eben in ihrer Praxis sich nicht wesentlich von der Praxis Voltaires unterschied.

Wie heilsam diese Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts auf den Fortschritt der Menschheit eingewirkt hat, erkennen wir heute immer mehr; aber es lag in ihr auch eine große Einseitigkeit. Wenn alle Kunst, alles gesellige und sittliche Leben sich nach demselben Gesetz schulen, nach demselben Vorbild modeln sollte, so wurde damit die individuelle Freiheit stark beeinträchtigt und viele edle Seelenkräfte, namentlich die Phantasie, mit ausschließlicher Begünstigung des Verstandes beschnitten. Trieb man das Princip zu seiner äußersten Konsequenz, so sollte jeder Mensch nicht bloß wie jeder andere denken, urteilen, empfinden, er sollte ebenso aussehen. Freie Seelen lehnten sich tapfer gegen diese Einförmigkeit auf, in Deutschland am entschiedensten Herder, aber sie bildeten nur die Opposition, und die entgegengesetzte Ansicht blieb die herrschende.

Nun aber sollte das Princip des achtzehnten Jahrhunderts seine Probe im Ernst der Wirklichkeit bestehen, und diese Probe mißlang. Die französische Revolution ging wirklich von dem Streben aus, das sich in der englischen erst angedeutet hatte: alle Verhältnisse des Lebens nach Gesetzen der reinen Vernunft

Digitized by Google

umzugestalten. Die Bedingungen schienen alle vorhanden, der Wille war gut, aber der Versuch scheiterte, ja er schlug in das Gegenteil dessen um, was man gewollt hatte. Die absolute Freiheit führte zum Schreckenssystem, das alliebende Weltbürgertum zu Eroberungskriegen. Und nun beginnt die Umkehr.

Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts war durch einen englischen Philosophen, durch Locke, in Bewegung gesetzt, der Geist des neunzehnten wiederum durch einen Engländer, durch den gewaltigen Redner Burke. Beide waren Anwälte einer Thatsache: Locke vertrat die Thatsache der englischen Revolution, Burke die Thatsache des englischen Krieges gegen die französische Revolution. Burke suchte nachzuweisen, daß die Aufklärung gerade das Wertvollste aus dem Gebiet der Geschichte in ihrem Streben nach Uniformität wegfegte, daß nicht die Gleichheit, sondern die ständische Ungleichheit der Menschen die fundamentale Vorbedingung ihrer Freiheit sei; daß Königtum, Kirche und Adel vollere, kräftigere und interessantere Menschen hervorbringe als das abstrakte System der Gleichheit. Überspannt in seinem Haß gegen die Revolution, war Burke positiv in der Verteidigung des Edlen, das durch die Revolution gefährdet wurde.

Burke, dessen erste zündende Schrift gerade hundert Jahre nach dem epochemachenden Werk Lockes erschien, ist der eigentliche Vater der Romantik. Dieser Ausdruck wurde freilich auf ihn nicht angewandt, wie er überhaupt, streng genommen, den Kern der Sache nicht trifft. Wie den gegliederten ständischen Staat, so vertrat Burke den gotischen Geschmack, insofern er der Freiheit des Künstlers größeren Spielraum gewährt, gegen den klassischen.

Seine Wirkung wurde durch die französischen Emigranten unterstützt. Joseph de Maistre ging mit scharfen Skepticismen den bisher für unauflöslich angesehenen Begriffen der Aufklärung zu Leibe; Chateaubriand, um die Kirche zu schützen, wies nach, wie das Christentum mit seinen Legenden und seinem Kultus viel wärmer und farbenreicher, folglich viel interessanter sei als die durch die moderne Lauge gezogene klassische Weltanschauung. Er stellte seinem ganz verbürgerten Frankreich die freilich wilden, aber zum Teil ritterlichen Figuren der alten Spanier, der Franken, ja der Indianer als interessante Masken zur Schau. Wenn die frühere Philosophie sich bemüht hatte, den einzelnen Menschen mit der Gesellschaft, dem Weltgesetz und sich selbst in Einklang zu bringen, so regte Chateaubriand im „René" die Phantasie auf, sich einen Menschen vorzustellen, der gerade durch seinen Widerspruch gegen die Gesellschaft, gegen das Weltgesetz und gegen sich selbst Teilnahme und Bewunderung erregte: er saß sich dabei selber Modell.

Und hier griff auch Frau v. Staël in die neue Bewegung ein. Auch Delphine und Corinne wollen sich keineswegs der Regel und Sitte fügen; sie erwirken gerade durch ihr Freiheitsbedürfnis, also durch ihren Widerspruch gegen das Allgemeine, die Teilnahme der Leser. So sehr sich das Lebensinteresse der Frau v. Staël an Paris klammerte, so stellte sie doch den Parisern nicht bloß den farbenreichen Himmel Italiens, die Fülle seiner Kunstwerke, sondern auch wie Tacitus den Nebel der deutschen Wälder mit ihren Elfen und Nachtunholden als etwas Hochpoetisches dar, wovon sich ein Pariser Salon nichts hatte träumen lassen. Ihr Buch über Deutschland, das erst nach dem Sturz Napoleons erscheinen durfte, ist ein rechtes Fest der europäischen Romantik.

Noch schneller und durchgreifender wirkten aber auch in Frankreich zwei große britische Dichter: Walter Scott und Lord Byron. Burke hatte das Gotische mit feuriger Beredsamkeit nur empfohlen, Walter Scott zeigte es in kräftigen Farben: gotische Denkmäler wie die Abtei Melrose, wilde Landschaftsbilder aus dem schottischen Hochland, und er blieb in diesen Grotesken Virtuos, auch als er

Digitized by Google

in seinen Romanen sich zur Schilderung des bürgerlichen Lebens herabzulassen schien und dies mit einem Realismus behandelte, wovon die französischen Dichter keine Ahnung gehabt. Walter Scott hat in ganz Europa den Sinn für historische Farbe verbreitet, welche die Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts aus Voltaires Schule, die nur dem Verstand gerecht werden wollten, als gleichgültig beiseite gelassen hatten. Der schottische Dichter ist eine der populärsten Figuren in Frankreich; alle modernen Romanschreiber, und nicht am wenigsten Victor Hugo, haben sich an ihm gebildet.

Lord Byron endlich war ein Fortsetzer Chateaubriands, von dem er ohne Zweifel Anregung empfangen hat, aber ein Fortsetzer in weit größerem Stil. Der Grundcharakter seiner Dichtungen ist wieder der René-Typus; aber wie unendlich hat er an Farbe, Wärme und Tiefe gewonnen.

Dies sind die Vorbereitungen der französischen Romantik. Der Name taucht erst in den zwanziger Jahren auf, augenscheinlich von den deutschen Dichtern und Ästhetikern überkommen. Die neue Schule, die sich um Victor Hugo gruppierte, suchte dem bisher geltenden französischen Klassicismus in allen Gebieten der Dichtung, Lyrik, Drama und Roman, aber auch in der gesamten Lebensauffassung einen Krieg bis ans Messer zu machen. Es ist von großem Interesse, und ich habe es in meiner französischen Litteraturgeschichte versucht, diese Bewegung an sämtlichen Beteiligten zu zeigen; hier beschränke ich mich ausschließlich auf Victor Hugo.

Victor Hugo erkannte, daß eine Reform der Kunst mit einer Reform der Kunstmittel beginnen müsse. Seit dem Beispiel Malherbes und seit der entwickelten Theorie Boileaus war das herrschende Versmaß, der Alexandriner, einem strengen Gesetz unterworfen: die Cäsur durfte nie den Doppelvers überschreiten, mit dem Schluß des Doppelverses mußte der eigentliche Sinn zu Ende sein. Durch diese Einförmigkeit kam in den französischen Vers etwas Steifes, das nur eine so geistreiche, leicht bewegliche Sprache wie die Voltaires überwand.

Victor Hugo, mit einem großen Talent für alles Sprachliche ausgestattet und sorgfältig bemüht, dasselbe zur Virtuosität auszubilden, ging in der Reform radikal zu Werke: er erlaubte sich nicht bloß das „Enjambement", das heißt das Überspringen der Cäsur aus einem Vers in den anderen, sondern er machte es fast zur Regel; er zerschnitt den Satz nicht bloß in zwei oder drei Teile, sondern er zerhackte ihn mehrfach, so daß ein deutsches Ohr den Vers kaum noch heraushört. In diesem Punkt kommt das Urteil ausschließlich den Landsleuten des Dichters zu: wenn die Schüler Boileaus die ältere Versform keineswegs monoton fanden, wie sie uns vorkommt, so können wir ihnen nichts entgegnen, da sie doch besser wissen als wir, wie der Vers ausgesprochen werden muß; und wenn die französischen Klassiker und Romantiker über den zerhackten Vers Victor Hugos verschiedener Ansicht sind, so müssen wir sie aus demselben Grunde den Streit ausfechten lassen. Nur zweierlei dürfen wir uns zu bemerken erlauben: oft artet die anscheinend freie rhythmische Bewegung ebenso in Manier aus und wird also ebenso steif wie die alte Versform, andererseits gelingt aber zuweilen dem Dichter gerade durch die springende Form, wo das Gefühl einen höheren Schwung nimmt, ein Ausdruck von seltener Schönheit.

Der Dichter hat seine Reform keineswegs auf den Alexandriner beschränkt: in seinen lyrischen Gedichten, namentlich in seinen „Orientalen", sind die seltsamsten Versmaße mit einer vollendeten Meisterschaft behandelt; der Vers ist ein Instrument, das ihm nie versagt, so verwegen er auch oft darauf spielt.

Viel wichtiger aber als diese ist die Reform des poetisch zugelassenen Wörterbuches. Hier hat Boileaus Schule dem poetischen Ausdruck unendlichen Schaden gethan, indem sie nur einen sehr beschränkten Teil des Wörterbuches für versfähig erklärte und, wenn der Sinn ein nicht

recipiertes Wort verlangte, poetische Umschreibungen vorschrieb, die jede sinnliche Energie ausschlossen. Daß Victor Hugo eine Menge verbannter Worte, die aber einen guten sinnlichen Klang und einen deutlichen Begriff enthielten, wieder einführte, ist ein bleibendes Verdienst und wird auch dadurch nicht geschmälert, daß er mitunter ins Geschmacklose verfällt. Und auch für diese Mißgriffe ist der Hauptgrund nicht die Neuerung selbst, sondern daß er trotz derselben die alte Form der Deklamation, wie er sie von Corneille überkommen, beibehält: die Gegenüberstellung erhöhter Gefühlsausbrüche nach dem Gesetz der Antithese.

Schon in den ersten zwanziger Jahren sprachen geistvolle französische Schriftsteller, zum Beispiel Beyle und Nodier, wiederholt von einer gründlichen Revolution im Gebiet des Geschmacks, der sich die Nation nicht würde entziehen können. Zwar wurde es den Franzosen nicht leicht, etwas von ihrem Besitz aufzugeben: was ihnen einmal in der öffentlichen Meinung Ehre gemacht hat, soll seine Geltung behalten. Ihr klassisches Theater war seit hundert Jahren von Europa aeceptiert und galt als eine ihrer ruhmvollsten Errungenschaften, aber es hat im Publikum seine Zugkraft verloren: man besucht es wohl aus Schicklichkeitsrücksichten, aber man langweilt sich.

Zudem fingen die jüngeren Kritiker an, sich gründlich im Ausland umzusehen, namentlich in der deutschen Litteratur, und erkannten bald, daß hier nicht alles für vollgültig genommen wurde, was man in Paris als geprägte Münze ausgab. Eine eigene Zeitschrift, der „Globe", wurde gegründet, um zwischen den Litteraturen der verschiedenen Völker zu vermitteln. Man erfuhr von den leidenschaftlichen Kämpfen Lessings, Herders und Schlegels gegen die französische Regel; was aber noch wichtiger war, man entdeckte neue Vorbilder. Goethes „Götz von Berlichingen" wurde von neuem hervorgesucht, man übersetzte Schillers Dramen; man wurde gerade durch die deutsche Kritik wieder auf Shakespeare und auf Calderon gestoßen, die man vor einem Jahrhundert sehr gut gekannt, seitdem aber völlig vergessen hatte. Alle diese Einwirkungen kamen zusammen, den Franzosen eine Gattung des Dramas zu empfehlen, die ihnen bisher völlig fremd geblieben war: das historische Drama. Die Klassiker hatten zwar mitunter ihre Fabeln in eine bestimmte historische Zeit verlegt, aber auf die Eigentümlichkeiten dieser Zeit nicht weiter geachtet. Darin hatten sie Lessings Beifall gefunden, der dem dramatischen Handeln nur solche Motive verstattete, die als allgemein menschlich jedem Zeitalter verständlich sein mußten. Nun schien es aber nach dem Beispiel Schillers eine höhere Aufgabe für den Dramatiker, eine einem bestimmten historischen Zeitalter angehörige und nur aus ihm verständliche Handlung bloßzulegen; man forderte vom Drama Zeit- und Lokalfarbe.

Dies Begehren wurde gekräftigt durch die historischen Romane W. Scotts und seiner Nachfolger sowie durch die von ihm beeinflußte deskriptive Geschichtschreibung. Die älteren Geschichtschreiber aus Voltaires Schule hatten die Begebenheiten, die sie darstellten, dem Verstande deutlich zu machen gesucht; die neueren bemühten sich, durch sinnlich ausgeführte Gemälde die Phantasie zu beschäftigen.

Wenn das dem Erzähler möglich war, warum sollte es nicht der Dramatiker versuchen dürfen, dem ganz andere Mittel zu Gebote standen? Die Klassiker freilich hatten sich jedes äußerliche Beiwerk streng versagt, aber das war ja eben nur ein Vorurteil gewesen: der Fortschritt der Kunst wurde darin gesucht, gerade diese Außenwerke, Kostüm und Dekoration, zu poetischen Hebeln zu verwerten.

Dies war der Punkt, wo Victor Hugo mit seinem Reformversuch einsetzte. Alle seine Dramen sind historische und bemühen sich, ein bestimmtes historisches Zeitalter äußerlich und innerlich zu charakterisieren. Er begann 1827 mit dem „Cromwell", darauf folgte „Hernani",

„Marion Delorme", „Le roi s'amuse" 1832, „Ruy Blas" 1838, endlich „Les Burgraves" 1842. All diese Stücke sind in Versen; dazwischen schoben sich einige in Prosa ein: „Lucrèce Borgia" 1833, „Marie Tudor" und „Angelo". Die erste Reihe hat sehr dazu beigetragen, seinen dichterischen Ruhm zu fördern, für mich ist aber die zweite interessanter, weil er darin weniger deklamiert und in der imitativen Form der Sprache einigemal Dinge wagt, die vielleicht Lessings Teilnahme erregt haben würden.

Bekanntlich spottet Lessing einigemal über die strenge Konvenienz der Franzosen, die einer Königin, wenn sie in Leidenschaft gerät, nicht verstattet, sich wie ein Weib aus dem Volk auszudrücken; Victor Hugos „Marie Tudor" hat in dieser Beziehung das Unglaubliche geleistet: sie spricht in ihrer Leidenschaft ungefähr wie eine Poissarde. Das Übermaß ist zu tadeln, da die Standesunterschiede in den Formen des Ausdrucks zur Wirklichkeit gehören; aber der Versuch, für die Leidenschaft den derbsten natürlichsten Ausdruck zu finden, verdient Anerkennung.

Eine Reihe begabter Dichter, zum Beispiel Dumas und Alfred de Vigny, schlossen sich diesen theatralischen Versuchen Victor Hugos an, und sie haben der französischen Bühne ein ganz neues Ansehen verschafft. Auch die klassische Reaktion Ponsards und der Rachel führte nur scheinbar zum alten zurück: das Handwerkszeug nahmen sie doch von ihren Gegnern, den Romantikern.

Victor Hugos erstes Drama „Cromwell" wurde von keinem Geringeren als von Goethe angezeigt, und zwar im ganzen mit Beifall. „Der Franzose," sagt er bei dieser Gelegenheit, „will nur eine Krise. Dies einsichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewisse einfache, abgeschlossene, leicht faßliche Darstellung auf dem Theater gewöhnt war; man konnte es eine Etikette nennen, von der man sich nicht entfernen wollte, weil man sie zwar beengend, aber doch in einem gewissen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch selbstliebige Franzose kann seine Neigung für eine gewisse Aristokratie nicht aufgeben. In diesem Sinne erhielt er denselben Respekt vor Achill und Agamemnon wie für die edlen Familiennamen, die ihm seine Geschichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Kultus, im Theater zu sitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwischen den Zähnen zu murmeln und bei dieser frommen Handlung zu vergessen, daß man sich von Herzen ennuyiere."

Nicht immer hatte Goethe so gedacht: er hatte im Grunde schon 1779, viel entschiedener aber 1800 die Aufmerksamkeit auf den französischen Klassicismus hingelenkt, um der Verwilderung vorzubeugen, von welcher das deutsche Theater bedroht wurde. Der alte Klassicismus hatte doch einen guten Sinn gehabt: es lag ihm daran, einen von vornherein deutlich angezeigten Konflikt zu seiner Lösung zu führen, durch keine anderen Mittel als die in der Exposition angegebenen, und in diesem einfachen Gange die Aufmerksamkeit in einer bestimmten Spannung zu fesseln. Die anderen Regeln, obgleich sie in pedantische Formalien ausarteten, gingen alle auf diesen einen Zweck, zum Beispiel das Festhalten desselben Tones, das Vermeiden aller Episoden, welche die Aufmerksamkeit zerstreuen, aller Figuren, auf die man nicht von vornherein bei der Exposition aufmerksam gemacht ist; die leichte Zeichnung der Nebenfiguren, die Gleichgültigkeit gegen das Kostüm u. s. w.

Indes hatten sich die Äußerlichkeiten der Bühne vollständig geändert. Die steifen Formen des altfranzösischen Theaters, die Vermeidung jeder größeren Aktion, die Vertrauten, die langen Deklamationen entsprangen weniger aus dem Aristoteles als aus dem engen Raum der Bühne. Zwischen die jungen Edelleute eingeklemmt, die auf den Brettern saßen, blieb den Schauspielern nur ein enger Raum; es wäre ihnen schwer geworden, auf diesem Raum eine leidenschaftliche

Digitized by Google

Aktion vorzunehmen. Jetzt hatte man eine geräumige Bühne, und die Gruppe, die zu Racines Zeit sich stattlich genug ausgenommen hatte, erschien nüchtern und dürftig; um den Raum einigermaßen zu füllen, bedurfte man Figuranten: man mußte mit der Oper und dem Ballett wetteifern, die seit Spontini immer rücksichtsloser auf Massenwirkung ausging. Die Aufführung der „Stummen von Portici", 29. Februar 1828, und „Robert des Teufels", 29. November 1831, erklären das Bestreben Victor Hugos, seinerseits die Massen in Bewegung zu setzen. Sieht man sich Victor Hugos Kunstmittel näher an, so merkt man, daß es ihm hauptsächlich darauf ankommt, die Scenen wie lebende Bilder mit glänzender Farbenwirkung aneinander zu reihen. Freilich fällt eben darum auf Kostüm und Dekoration ein grelles Licht, welches die eigentlich dramatische Bewegung zu sehen in den Schatten stellt.

In der Vorrede zum „Cromwell" sucht Victor Hugo für seine neue Kunstform die höchste philosophische Begründung. Die moderne Kunst ist der Gegensatz zur antiken, weil sie auf dem Christentum beruht. Das Christentum lehrt, daß der Mensch ein zwiefaches Leben hat: er ist zugleich Bestie und Geist. Er ist der Knotenpunkt zweier Ketten von Wesen, welche die ganze Schöpfung umfassen vom Stein auf bis zu Gott. Das Christentum hat uns gelehrt, daß, was wir häßlich nennen, im Zusammenhang des Universums wieder schön wird. Die Tendenz der christlichen Kunst ist nicht das Schöne, sondern das Charakteristische. Der Inhalt des modernen Dramas nicht das Ideal, sondern die Realität. Die Realität entspringt aus der Vereinigung des Erhabenen und des Grotesken, dem auf dieser Vereinigung beruht das Leben. Charakteristisch ist, was die Farbe der Lokalität und der Kultur einer bestimmten Zeit an sich trägt. Das wird einen Wechsel der Dekoration und einen Reichtum an Figuren erfordern, der aus dem Drama freilich nicht ein einfach sittliches Rechenexempel werden läßt; und ebenso einen Wechsel der Stimmungen und Erregungen: auch in der Wirklichkeit folgt Lachen auf Weinen, Regen auf Sonnenschein, und eine Erwartung löst die andere ab.

Diese Zurückführung der Kunstgesetze auf die Gesetze der angeblichen Wirklichkeit würde Lessing aufs äußerste gemißbilligt haben. Die Wirklichkeit zerstreut uns, weil sie alles durcheinander wirft; die Kunst soll uns von dieser Zerstreuung befreien, indem sie nur das zusammenfügt, was zusammengehört. Die echte Kunst trifft die Auswahl der Personen und Begebenheiten nach dem Grad ihrer Wichtigkeit für den darzustellenden Hauptgegenstand. Die Romantik will alles auf einmal schildern: Krieg, Litteratur, Mode, gesellschaftliche Vergnügungen, Privatleben, Staatsgeschäfte, Anekdoten u. s. w. Sie verliert sich mit ihren Studien und ihren Schilderungen in das schlechthin Zufällige und Gleichgültige.

Es finden sich im „Cromwell" manche charakteristische Züge, die freilich zum Teil W. Scott entlehnt sind, aber man wird durch die Masse der Figuren verwirrt, die uns die Gesamtheit der Zeit repräsentieren sollen, von der aber jede einzelne übertrieben und deshalb poetisch unwahr ist.

Victor Hugo hat für seine historischen Gemälde wirkliche Studien gemacht, aber diese Studien betreffen lediglich das Äußerliche; er sucht sich über die Art, wie man sich kleidet, wie man sich zerstreut u. s. w., gründlich zu orientieren; was aber die Ideen betrifft, welche die bestimmte historische Zeit bewegen sollen, so überläßt er sich seiner Phantasie und seiner lyrischen Stimmung; sobald diese mit ihm durchgeht, verrät seine Deklamation einen erstaunlichen Mangel an historischer Bildung. Selbst die Sprache wird verwirrt und der gemeine Wortverstand unklar. Er sucht im Historischen lediglich das Fremde und Wunderliche; daher sind die wahren Motive der Handlungen, die er berichtet, oft ganz unver-

ständlich, und an dem, was geschieht, hat der Maschinist und Decorateur mehr Anteil als der Psycholog. Indem er in jedem Punkt neu sein und blenden will, widerfährt ihm das Entgegengesetzte: er wird in seinen Paradoxien banal. Läßt man sich durch die buntfarbige Maskerade des Stückes nicht täuschen, so entdeckt man bald in seinen Erfindungen eine gewisse Armut, die nämlichen Charaktermasken wiederholen sich beständig.

So die Charaktermaske des René, der halb blasiert, halb mit bitterem Groll auf das Leben und seine Gesetze blickt, mit wilden Blicken die anderen ansieht, zuletzt aber in der Regel von ihnen düpiert wird. Solche Figuren sind Hernani, Didier in „Marion Delorme", Rodolpho, endlich Ruy Blas: immer derselbe wilde glühende Blick, dasselbe finstere Zucken der Lippen, dasselbe halbe Wollen und Entsagen.

Die zweite Charaktermaske ist der alte Baron der Feudalzeit, der Typus des romantischen Katechismus: Loyalität, Unabhängigkeit, Ehre, Gastfreundschaft, Adelstolz u. s. w. Mitten in einer wüsten Orgie öffnet sich eine Flügelthür, in derselben steht ein hoher Greis mit weißem Bart, einem ungeheuren Degen und, wenn es irgend möglich ist, dem goldenen Vließ auf der Brust. Er betrachtet eine Weile mit nachdenklichem Schweigen das liederliche Treiben der jungen Kavaliere und hält dann mit hohler Stimme einen Vortrag über die Herrlichkeiten seines eigenen Zeitalters. Burggraf Hiob, der paradoxeste Ausdruck dieser Maske, hat es zu hundertundzwanzig Jahren gebracht und ruft seinem achtzigjährigen Sohne zu: „Taisez-vous, jeune homme!"

Die dritte Charaktermaske ist der Diplomat aus Scribes Schule, der Maschinist. Ein kaltes, herzloses Geschöpf, das die verborgenen Fäden der Intrigue in seinen Händen hält und die Leidenschaften, an denen andere sich verzehren, zu einem Spiel seiner selbstischen Interessen verwendet. Er kennt alle Geheimnisse und wird auch dazu benutzt, dem Publikum die Geschichten der Helden mitzuteilen, die diese in der Regel selbst nicht kennen.

Neben ihnen steht der Kavalier: dem Dienst der Schönen geweiht mit jener Galanterie, die neun zehntel Esprit mit einem zehntel Liebe verbindet; rasch auflodernd im Zorn und bei dem ersten Witz alle Bitterkeit aus dem Herzen lassend; sehr viel Schulden und sehr viel Ahnen, ein Pair dem Monarchen gegenüber und ein guter Gesell in jeder Trinkstube. Sämtliche französische Romantiker wetteifern in den Schilderungen dieser Charaktermaske. Victor Hugo merkt man an, daß ihm die Jagdgeschichten nicht natürlich fließen, er ersetzt die fehlende epische Ader durch epigrammatische Pointen.

Das leitende Motiv in seinen dramatischen Erfindungen ist neben den malerischen Tableaus eine gewisse musikalische Stimmung; aber er sucht die Eingebung seiner Caprice nachträglich durch eine Theorie zu rechtfertigen. „Der Dichter," schreibt er in einer Vorrede zu „Hernani", „sucht bei jedem neuen Werk eine tiefere philosophische Bedeutung. Die Seelen sind ihm anvertraut, und er will nicht, daß eines Tages das Volk von ihm Rechenschaft fordere für das, was er es gelehrt." Die Grundidee, zu der Victor Hugo immer zurückkehrt, ist die christliche Lehre von der inneren Verbindung des Bösen mit dem Heiligen, des Häßlichen mit dem Ideal. „Mit dem häßlichsten Gegenstand verknüpft einen religiösen Gedanken, und er wird heilig und rein; hängt Gott an den Galgen, und ihr habt das Kreuz! Die Courtisane wird gereinigt durch ein wenig Liebe, durch diese findet sie ihre Jungfräulichkeit wieder. Die häßlichste moralische Mißgestalt wird geadelt durch das einfach menschliche Gefühl der Vater- oder Mutterliebe; selbst die schwerste Verbrecherin findet dadurch eine gewisse Erlösung." — Victor Hugo scheut in seinen sämtlichen Stücken die ärgste Konsequenz nicht, seinem Publikum die ideale Bedeutung des Kontrastes einzuschärfen.

Überträgt man diese Poesie des Kontrastes aus der überschwenglichen Ro-

Digitized by Google

mantik in die nüchterne Prosa, so kann sie doch zunächst nichts anderes sagen wollen, als daß es in der Wirklichkeit keine ungemischten Charaktere giebt, daß sich in jedem Menschen Gutes und Böses mischen. Es ist möglich, daß ein boshafter, mit der Welt zerfallener Hanswurst wie Triboulet in seinem Herzen eine Seite hat, die menschlich klingt; dasselbe daß solche Vorfälle dem Dichter den höchsten Reiz bieten, ihm das wahre Verständnis der menschlichen Natur eröffnen. Es erweckt größere und bedeutendere Teilnahme, wenn ein Bösewicht eine gute Seite zeigt, wenn eine Courtisane echte Liebe empfindet, als wenn so etwas an gesunden Naturen gezeigt wird.

Diese Idee hängt mit einer anderen

Victor Hugo.

ist möglich bei einer großen Verbrecherin, als welche hier Lucretia Borgia dargestellt wird. Es ist ferner möglich, daß eine Courtisane, die ihre Reize für Geld ausbietet, einmal von wirklicher Liebe erfaßt und durch sie zu den größten Aufopferungen gekräftigt wird. Aber die beständige Wiederholung solcher Kontraste, die doch immer nur Ausnahmen sind, zeigt, daß Victor Hugo etwas mehr damit meint. Er will nicht bloß nachweisen, daß so etwas in der Welt vorkommt, sondern sittlichen Vorstellung Victor Hugos zusammen, der einzigen, der er bei seinen politischen Schwankungen treu geblieben ist: dem Abscheu vor der Todesstrafe. Schon 1830 schrieb er, um auf die Abschaffung derselben hinzuwirken, „Le dernier jour d'un condamné“ und malte darin in höchst drastischen Bildern die peinlichen Gefühle aus, die einen zum Tode Verurteilten quälen. Da nach Victor Hugo auch Scheusale wie Triboulet und Lucretia Borgia menschlicher Re-

gungen fähig sind und insofern die Spur des Göttlichen zeigen, so hat der Mensch nicht das Recht, sie zu vernichten, wie schwer auch ihre Verbrechen sein mögen. Victor Hugo ist in seiner Konsequenz noch weiter gegangen. In den meisten seiner Gedichte, namentlich in den späteren, wird der gesamte Richterstand mit einem entschiedenen Haß besprochen, nicht insofern er sein Amt mißbraucht, sondern insofern er es vorschriftsmäßig ausübt. Nicht bloß die Todesstrafe, sondern die Strafe überhaupt ist nach ihm eine unchristliche Einrichtung. „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet!" das ist nach ihm der Kern aller echten Moral.

Es ist hier nicht der Ort, diese Frage vom Standpunkt der Moral ernsthaft zu erörtern, ich möchte mir nur eine ästhetische Bemerkung erlauben. Victor Hugo nimmt als ganz unumstößlich an, daß menschliches Handeln bei Scheusalen wie Triboulet und Lucretia Borgia den Zuschauer tiefer rührt als menschliches Handeln eines wirklich edlen Herzens. Ich bin vom Gegenteil überzeugt: ich glaube, daß solche rührende Momente den gesunden Menschen nur anekeln, ihm den schlechten Menschen nur noch mehr zuwider machen, der aus seiner Rolle fällt. Auch wir Deutsche haben eine solche Periode der Empfindseligkeit durchgemacht, die Periode Kotzebues, wo das Publikum genötigt wurde, vor Rührung zu schluchzen, wenn auf den Brettern ein schlechtes Subjekt Almosen austeilte. Wir haben diese Periode glücklich überwunden.

Die häufige Wiederholung einer und derselben Paradoxie, namentlich wenn sie von einem talentvollen Dichter ausgeht, übt eine sehr nachteilige Wirkung auf die allgemeine sittliche Bildung. Aus dem Satz: Eine Courtisane kann lieben! ergiebt sich bald der zweite: Die Liebe einer Courtisane ist von allen die interessanteste! und man ist nicht weit von dem dritten: Die Liebe einer Courtisane ist die tiefste!

Auch diesen Satz unumwunden auszusprechen, hat die französische Romantik keinen Anstand genommen, und sie hat die gewohnten Vorstellungen von der Liebe völlig auf den Kopf gestellt. Unter den verschiedenen Einfällen derart, denen wir bei Victor Hugo begegnen, hebe ich hier nur eine Stelle aus dem Stück „Marie Tudor" hervor.

In diesem Drama ist Gilbert der echte Liebhaber, wie die französische Romantik ihn haben will. Er ist von seiner Geliebten schnöde verraten und spricht sich folgendermaßen darüber aus: „Ich liebe sie doch! Ich würde den Saum ihres Kleides küssen und sie um Verzeihung bitten, wenn sie mich noch wollte! Sie könnte in der Gosse liegen mit den Wesen, die gewöhnlich darin zu finden sind, ich würde sie aufheben und an mein Herz drücken!... Ich würde die Ewigkeit darum geben, wenn sie mir noch einmal zulächelte! — Glaubst du, du würdest das Weib töten, das dich betrübt? — O nein, du wirst sie nicht töten, du würdest dich zu ihren Füßen legen wie sonst, nur traurig wirst du sein" u. s. w.

In zwei anderen Stücken: „Marion Delorme" und „Angelo, tyran de Padoue", ist die Verherrlichung der Courtisane und ihrer Liebe das eigentlich erregende Motiv.

Daß in der Liebe nicht alles glatt geht, daß sie zuweilen schweres Leiden nach sich zieht, daß sie nicht bloß die edlen, sondern auch die schlechten Seiten des Herzens aufregt, daß sie reich ist an Illusionen und zuweilen die heiligsten Empfindungen an einen unwürdigen Gegenstand verschwendet, wissen wir Deutsche ebensogut wie die Franzosen. Aber die Franzosen scheinen den Ausnahmefall zur Regel zu machen; sie scheinen in der Liebe nur die Krankheit sehen zu wollen. Und der Glanz ihrer Darstellung hat bewirkt, daß diese Idee über ganz Europa sich verbreitete. Vor noch nicht langer Zeit schrieb einer der geistvollsten und liebenswürdigsten aller modernen Dichter: „Von Gleichheit in der Liebe träumen nur die deutschen Professoren, die nie geliebt haben! In der echten Liebe ist der eine immer Herr, der andere willenloser

Digitized by Google

Sklave.“ Es ist nicht ohne Gefahr, wenn die Dichter aus angeblichem Realismus immer nur die Kehrseite des Lebens schildern, immer nur die Krankheit und nie die Gesundheit.

Victor Hugo glaubt ein echter Realist zu sein, getreu die Wirklichkeit nachzubilden; aber immer läßt er dazwischen merken, daß nur hohe idealistische Tendenzen ihn dazu bestimmen. — In seinem „Ruy Blas“ schildert er einen René, der, durch philosophische Studien zum Skepticismus verführt, in Müßiggang versunken und endlich, um sein Leben zu fristen, als Lakai in den Dienst eines Großen getreten ist. Dieser letztere haßt seine Königin und will sie beschimpfen; um das zu erreichen, stellt er ihr den Lakai als seinen Verwandten vor, mit der ausgesprochenen Absicht, aus ihm ihren Liebhaber zu machen. Beinah wäre die Absicht gelungen; wie sie endlich vereitelt wird, ist nicht gerade sehr geschickt dargestellt. Von Interesse ist nur die Nutzanwendung, die der Dichter seinem Stücke giebt.

Ruy Blas ist eine symbolische Figur. Hinter der verrotteten Aristokratie, erzählt Victor Hugo, sieht man im Schatten sich etwas Großes, Finsteres und Unbekanntes bewegen. Es ist das Volk. Ihm gehört die Zukunft, aber nicht die Gegenwart; es ist verwaist, arm, aber intelligent und stark; niedrig gestellt und hoch aufstrebend; auf der Schulter mit dem Zeichen der Knechtschaft gebrandmarkt, im Herzen die Ahnungen des Genies; Lakai großer Herren und von Liebe zu der herrlichen Königin ergriffen!

So stellte sich Victor Hugo schon im Jahre 1838 das „Volk“ vor, dem er bald darauf einen Götzendienst aufrichtete, und es mußte das Plebiscit von 1870 kommen, um ihm zu beweisen, daß zwischen Volk und Pöbel ein erheblicher Unterschied besteht.

Die Zahl der Theaterstücke, die Victor Hugo geschrieben, ist nicht groß; mit den „Burgraves“, die 1842 durchfielen, hörte seine dramatische Thätigkeit auf. Aber er hat, von gleichstrebenden Dichtern unterstützt, eine Spielart des Theaters hervorgebracht, die als die romantische kulturhistorisch gar wohl als Gegensatz zu der klassischen aufgefaßt werden darf.

Mehr noch als durch seine Tragödien erregte Victor Hugo die Aufmerksamkeit des gebildeten deutschen Publikums durch seinen Roman „Notre Dame de Paris“ 1831. Er ist im offenbaren Hinblick auf das Verfahren Walther Scotts geschrieben, weicht aber in manchen wesentlichen Punkten von seinem Vorbild ab.

Ludwig Tieck, der schon Walther Scott nicht als echten Dichter wollte gelten lassen, sprach sich über seinen Nachahmer mit noch größerer Härte aus. „Ich bin geständig,“ schreibt er, „daß ich das Buch mit großer Spannung und Interesse durchgelesen, und wenn man es einmal angefangen hat, muß man es wohl endigen, man stelle sich, wie man will; der Widerwille, der Ekel, den es mir erregte, ist gerade das, was mich fesselte. Jede Geisteskrankheit, jeden Zustand, der von dem abweicht, was wir Natur und das Notwendige und Wahre nennen, fesselt unsere Aufmerksamkeit, und leider ist etwas in unserer Seele: Schwäche, Neugier, krankes Gelüst oder was es sei, was den schlechten Instinkt in uns so stachelt, daß wir uns vom Verdrehten, Scheußlichen und Grausamen nicht immer schnell genug wegwenden. Bilde man sich nur nicht ein, wenn man sich gefesselt fühlt, es sei die Schönheit, welche uns die unsichtbaren Bande anlegt! Das entschieden Häßliche kann, wenn der Maler Talent hat, uns fascinieren wie eine Schlange, die durch ihren Blick die kleinen Vögel bezaubert, daß sie ihr in den Rachen fliegen müssen. So habe ich dies Krankheitssymptom oder diese ihre Romantik, wie die Franzosen sie nennen, etwas näher ins Auge gefaßt. Vieles mag auf ähnliche Art Krankheit sein, die die meisten Menschen ihrer Zeit durchmachen müssen. Es ist nur traurig, wenn man diese Hautausschläge, die notwendig erfolgen müssen, für höhere Kunstperioden ausruft!“

Zweierlei fällt in dieser Kritik auf.

Einmal vergißt Tieck, daß er selbst nicht bloß in seinen Jugendschriften, wie in „Abdallah“ oder „Lovell“, sondern in den Romanen seines späteren Alters, wie in „Victoria Accarombona“, das Widerwärtige und Abscheuliche recht geflissentlich in den Vordergrund gestellt hat. Sodann trifft er nicht den Kern der Sache: Victor Hugo thut sich allerdings etwas darauf zu gute, in seinem Roman recht viel phantastisch Widerwärtiges zusammengehäuft zu haben; aber nicht das ist seine leitende Absicht, sondern er will das historische Leben einer bestimmten Periode in seiner Fülle vergegenwärtigen, und gerade hier hat die Kritik zu untersuchen, inwiefern seine Kunstmittel diesem Zweck entsprechen.

Der Gegenstand seines Romans ist nicht König Ludwig XI., wie im „Quentin Durward“, sondern das Paris des fünfzehnten Jahrhunderts, wie es sich aus den Resten der alten Architektur und der historischen Überlieferung restaurieren läßt.

Victor Hugo hat in Abhandlungen, Liedern und Exkursen, durch seine sämtlichen Schriften verstreut, gegen den Vandalismus der modernen Baumeister geeifert, welche die gotischen Denkmäler entweder zerstören, um das Material zu neuen Bauwerken zu benutzen, oder sie durch Neuerungen entstellen. In diesem Fach hat er wirkliche Studien gemacht, und seinem Bild fehlt es nicht an Farbe.

Die Art seiner Conception ist nun folgende. Er durchstöbert die alte Kirche nach allen Richtungen hin, die Kreuzgänge, die Galerien, die Türme, die Altäre; er läßt das verschiedenartigste Licht durch die gemalten Scheiben strahlen, von der Morgensonne an bis zum blassen Mondschein. Er überlegt, welche Trachten, welche Figuren sich am besten eignen, unter jeder dieser Beleuchtungen dem landschaftlichen Gemälde Leben und Bewegung zu geben; welche Gruppen, welche Scenen zum Relief gehören; in welchen Charakteren sich der Geist des alten Gebäudes symbolisch am deutlichsten ausspricht. So bilden sich in seiner Phantasie die Gestalten des Archidiakonus und des Glöckners, ähnlich den Schnitzwerken an den Portalen, den Bildhauerarbeiten am Chor, den Drachen, Rosen und Schmetterlingen an den Schwibbogen. Alle diese Figuren haben ihr Leben nur in Beziehung auf den Stein; von ihm abgelöst, würden sie in Staub zerfallen.

Weiter. Von der Höhe des Turmes aus betrachtet der Dichter die Aussicht: er stellt sich die Straßen in Bewegung vor und kombiniert diese Bewegung mit den Figuren, welche die Kirche selbst ihm eingegeben hat, sowie mit den Trachten und Sitten der Zeit, die er schildern will. Daraus ergiebt sich nun der Volksauflauf bei einem erwarteten Schauspiel, ein Narrenfest, ein Sturm auf die Kirche u. s. w. Nicht der historische Pragmatismus, nicht die philosophische Idee, sondern Rücksicht auf die malerische Wirkung bestimmt den Lauf der Begebenheiten.

Von der Kirche aus geht der Gang auf den Greveplatz: dieser macht eine Hinrichtung nötig; die einzelnen Gebäude, welche den Platz beleben, werden antiquarisch untersucht. Die Universität: also Scenen aus dem damaligen Studentenleben und die Figur eines Normalstudenten, der als hellfarbige Arabeske gegen die Nachtscene des alten Paris absticht. Das Palais de justice: wozu wurde es damals benutzt? Zu Festspielen: also es wird ein Mysterium aufgeführt, um die Lokalität in das rechte Licht zu stellen; in den Gruppen der Zuschauer werden sämtliche Trachten des damaligen Paris verwertet. Das Mysterium führt zu der Figur des Dichters Pierre Gringoire, der sich als Hanswurst in diesem Fastnachtsquodlibet lustig genug ausnimmt.

Nun bleibt noch die eigentliche Hefe des Volkes einerseits und der königliche Hof andererseits vor uns, und so haben wir hier die „Cours des miracles“ mit ihrer phantastischen Nachtbeleuchtung, mit den Ameisenhaufen von Dieben, Mördern, Zigeunern und Bettlern, die sich wie ein Jacques Callotsches Höllenstück in grotesken Wendungen entfalten; dort die düsteren

Digitized by Google

Hallen der Bastille mit ihren unterirdischen Gefängnissen und Folterwerkzeugen, sowie der Baumeister und gleichsam die Inkarnation desselben, König Ludwig XI. So ist das Paris des fünfzehnten Jahrhunderts restauriert.

Wo wirkliche Kenntnis vorhanden ist, wird die Schilderung, wenn auch nicht künstlerisch vollendet, doch immer von lebhaftem Interesse sein. In den Antiquitäten der Renaissance ist Victor Hugo zu Hause, und die historischen Personen seines Romans haben als Basreliefs auf den architektonischen Denkmälern ihre Berechtigung.

Wie wenig aber diese antiquarischen Studien zu einem wirklich historischen Gemälde ausreichen, erkennt man aus der Vergleichung dieses Romans mit seinem Vorbild „Quentin Durward". Walther Scott hat es sich zwar mitunter mit seinen Vorstudien leicht gemacht, es würde ihm schwer fallen, jeden einzelnen Zug seiner Geschichte durch Chroniken zu belegen, aber er hat mit genialem Blick in den Quellen die Hauptpunkte herausgefunden, die dazu dienen, der Gegenwart die seltsamen Charaktere der Vorzeit verständlich zu machen. Victor Hugo kommt es nicht auf Verständigung an, er will vielmehr das Gefühl des Kontrastes erregen; deshalb läßt er nur apokryphische Memoiren als Quelle gelten und sucht auch in ihnen nur solche Züge auf, die unseren Begriffen und Gewohnheiten diametral widersprechen. Nach seiner historischen Ansicht sind nur solche Merkmale für ein Zeitalter charakteristisch, die in dem unserigen unmöglich sind. Wenn es geht, entlehnt er die Farbe aus der Chronik, sonst kommt es ihm auch nicht darauf an, willkürlich zu erfinden.

Dabei verkennt er, daß im Wechsel aller Zeiten und Zonen die menschliche Natur dieselbe bleibt. Indem jede seiner Figuren sich mit einer gewissen Absichtlichkeit gegen die Begriffe unserer Zeit in Kontrast setzt, handelt sie so, wie es in keinem Zeitalter überhaupt möglich gewesen wäre. Bei dem vorwiegend lyrischen Charakter Victor Hugos geht daraus ein immerwährender Protest gegen unsere moderne Denk- und Empfindungsweise hervor: es kommt seinen Figuren keineswegs darauf an, wie sie handeln, sondern wie sie sich über ihre Handlungsweise ausdrücken, was für Bilder sie zu diesem Ausdruck aneinanderreihen; die Einkleidung ihres Gedankens ist ihnen wichtiger als der Gedanke selbst. Die meisten Personen des Romans, der doch das Zeitalter des Comines in seiner Totalität schildern soll, sind Ungeheuer oder Besessene. Man darf aber nur eine beliebige Seite des Comines aufschlagen, um zu finden, daß auch damals ein Vernünftiger ungefähr so urteilte, wie es sich die Gegenwart verständlich machen kann.

Hier spielt bei Victor Hugo eine eigentümliche Richtung seines Talentes mit. Angeregt von Shakespeares Caliban und Walther Scotts schwarzem Zwerg, hat er sich von frühester Jugend auf wiederholt die Aufgabe gestellt, körperliche und geistige Difformitäten zum Gegenstand seiner Dichtungen zu machen, und es dabei zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß man mitunter vermuten sollte, er halte die Monstrosität für den eigentlichen Gegenstand der Poesie. Sein erster Held, Han von Island, ist ein Ungeheuer, welches seinen Durst nur in Blut und Seewasser löscht und sich von Menschenfleisch nährt, aus Wohlgeschmack und aus Bosheit. Was dies Untier, dem noch andere Ungeheuer zur Seite stehen, verübt, wird in breiter Ausführlichkeit mitgeteilt. Dann folgte ein zweites Monstrum, der Neger Habibrah; der Dichter zeigt uns das menschliche Fleisch unter den Folterwerkzeugen in grotesken Verrenkungen, an denen die Seele keinen Teil nahm. Und wenn in den späteren Dichtungen die Mißgeburten auch nicht mehr im Mittelpunkt stehen, so wird denselben doch zum Beispiel in den „Travailleurs de la mer" oder im „L'homme qui rit", auch in den Vendéebildern von 1793, noch immer ein reichlicher Platz verstattet.

In „Notre Dame" erreicht das physi-

Digitized by Google

sche Ungeheuer in der Person des Glöckners Quasimodo seine höchste Vollendung. Zwerg, bucklig, ein Koboldgesicht, einäugig, taub, in groteske Stellungen verliebt, nur im dröhnenden Gelänte der Glocken lebend, den einzigen Ton, den er vernimmt; dabei eine Riesenstärke ohne Verstand, die jeden Augenblick mit zweckwidriger Energie in den Lauf der Begebenheiten einzugreifen bereit ist. Die Wildheit, die ihn ergreift, wenn er den Glockenstrang zieht, ist mit einer Energie in den Ausdrücken wiedergegeben, die ihren Zweck nicht verfehlt: der Leser bildet sich ein, er selbst wäre über dem rasenden Lärm taub geworden. Auch in dieser Figur des Quasimodo spielt ein symbolisches Motiv hinein. Nach seinem Tode heißt es von „Notre Dame“: „Dies ungeheure Gebäude ist nunmehr leer, der Geist hat es verlassen!“ Durch diese sonderbare Kombination sieht es fast so aus, als solle auch der ehrwürdige Dom sich wie Quasimodo fratzenhaft verzerren.

Wenn das Bedürfnis des Kontrastes den begeisterten Verehrer der gotischen Baukunst zu so fratzenhaften Empfindungen verführt, so leitet ihn dasselbe Bedürfnis zu der lustigen Gestalt der Zigeunerin Esmeralda, von der man nur nicht begreift, wie sie in dem Schmutz solcher Umgebungen aufwachsen und gedeihen kann.

Man legt „Notre Dame“ mit einer gemischten Empfindung aus der Hand. Ein echtes historisches Gemälde ist es nicht: wird das Körperliche der Zeit nicht übel charakterisiert, so kommt der Geist der Zeit keineswegs zu seinem Recht; die meisten Personen sind verzeichnet, wenigstens liegt in ihnen immer ein Stück Unnatur. Gleichwohl hat der Roman einen historischen Wert, und dieser Wert liegt hauptsächlich in dem breiten Pinsel, mit welchem der Dichter sein Gemälde ausführt. Man glaubt an seine Personen nicht recht, aber sie prägen sich dem Gedächtnis ein; man vergißt sie nicht, ja man wird sie nicht los. Der Wahrheit kommt man durch seine Bilder nicht näher, aber ihr Schein ist gewaltig.

„Notre Dame“ hat weder in Frankreich noch im Ausland die Popularität gewonnen wie die Romane der Zeitgenossen A. Dumas, Balzac, E. Sue, Soulié u. s. w.; trotzdem spricht man von diesem Roman immer mit größerer Achtung als von jenen, und nicht ganz mit Unrecht; es ist zwar nur ein Versuch und zwar ein in der Hauptsache mißlungener, aber man merkt aus ihm mit einer Mischung von Bewunderung, Teilnahme und Bedauern, was der Dichter hätte leisten können, wenn er seine Phantasie durch Nachdenken und Bildung geregelt hätte.

Es ist auch seine höchste Leistung in dieser Gattung geblieben. Er hat in seinem Alter noch verschiedene Romane geschrieben, in deren jedem sich interessante Bilder grotesker aber kraftvoller Phantasie vorfinden; aber es fehlt ihnen durchweg der historische Mittelpunkt, der dem blendenden Kolorit doch erst die Berechtigung verschaffen würde. Der bedeutendste unter diesen späteren Versuchen, „Les misérables“ 1862, verdankt seinen Erfolg ausschließlich der doch nur halb angedeuteten unreifen socialdemokratischen Tendenz, teils dem breiten Pinsel, mit dem einige Chargen, namentlich der Kriminalfanatiker Javert, ausgeführt sind.

Wenn dieser „socialistische“ Roman die Massen elektrisierte, so wurden dagegen die Gebildeten durch die Gedichtsammlung „La légende des siècles“ zur Bewunderung angeregt. Der Dichter will in derselben eine vollständige Philosophie der Geschichte geben, die uns Deutsche durch die Unreife der Gedanken abstößt, die Franzosen aber durch die Pracht der Bilder entzückt. Auf diesem Gebiet der Lyrik haben wir übrigens als Ausländer Grund, mit unserem Urteil zurückzuhalten.

Victor Hugos erste Gedichte, die „Oden und Balladen“ 1821, und die „Orientalen“ 1829 gehen nur auf den Glanz neuer fremdartiger Bilder aus; von innerem Gemütsleben ist darin wenig die Rede. In den „Herbstblättern“ vernehmen wir zuweilen zarte und tiefe Töne;

Digitized by Google

echt menſchliche Gefühle werden rege, ſchöne Züge aus der Kinderwelt und dem Familienleben treten deutlich hervor. Aber an die Dichtungen Goethes gewöhnt, empfangen wir doch keinen ganz reinen Eindruck: mitten zwiſchen den rührendſten Melodien werden wir plötzlich durch eine rauſchende Blechmuſik überraſcht. Peinlicher wirken auf uns „die inneren Stimmen“: der Dichter ſtellt ſich auf einen hohen Gipfel, er nimmt die Miene eines Propheten an und ſcheint Weisſagungen ausſprechen zu wollen; aber was er eigentlich will, verſtehen wir nicht, und wenn wir einmal eine greifbare Stelle haſchen, kommt ſie uns trivial vor. Da wir zu all dieſen Dingen kein rechtes Verhältnis haben, beſchränke ich mich auf das eine Gedicht, das uns am nächſten angeht, „L'année terrible“.

Wir Deutſche ſind gerecht genug, dem Dichter mit entſchiedener Sympathie entgegenzukommen. Als das Unglück von 1870 über Frankreich einbrach, eilte der alte Mann aus ſeiner Verbannung nach Paris zurück, wo der Aufenthalt doch nicht ohne Gefahr war. Daß er ſein Volk laut zum Widerſtand aufrief, war in der Ordnung; daß er den Feinden alles mögliche Schlechte nachſagte, war wenigſtens natürlich. Aber er zeigt ſich ebenſo unfähig wie in ſeinen Dramen, große Dinge groß aufzufaſſen, und gerät darüber ins Kindiſche. Er hat ſich die Deutſchen anfangs vorgeſtellt ungefähr wie in ſeinen „Burgraves“: ſchwerfällige Rieſen in gewaltigen Harniſchen, die langſam und feierlich vorrücken, die franzöſiſchen Ritter zum Turnier herausfordern und, wenn ſie etwa den Sieg erfochten, ſich demütig vor der Hauptſtadt der Welt, dem heiligen Paris, verneigen und um Verzeihung bitten, daß ſie es gewagt, ihr die Freiheit zu ſchenken! So hatte er ſich die Teutonen vorgeſtellt: wie ganz anders haben ſie ſich betragen! Sie haben den Krieg in moderner Manier, ſtrategiſch und taktiſch geführt, ſie haben ganze Armeen und Städte zur Kapitulation gezwungen; ſie haben es gewagt, Paris zu bombardieren, und ſtatt dasſelbe zu entſchädigen, am Ende gar das Elſaß in die Taſche geſteckt! Wenn Gott das auf die Dauer zuläßt, wird ihn der Dichter zur ſtrengen Verantwortung ziehen.

Victor Hugo billigt es keineswegs, daß die Franzoſen zwei Jahrhunderte hindurch Deutſchland ohne allen Grund mit Feuer und Schwert heimgeſucht haben; er billigt es nicht, daß 1870 Napoleon III. dieſe altfranzöſiſchen Gewohnheiten fortſetzen wollte; aber, meint er, giebt denn das den Deutſchen das Recht, uns mit gleicher Münze heimzuzahlen? Wir freilich haben den Krieg angefangen, Deutſchland verwüſtet, und es fällt uns nicht ein, die Beute, die wir damals gemacht, herauszugeben; aber den Deutſchen blieb ja die beſſere Rolle der gekränkten Unſchuld als hinreichende Sühne!

Solche Vorſtellungen ſind nicht mehr Romantik, ſondern es atmet in ihnen der alte franzöſiſche Übermut, ſich ungeſtraft alles erlauben zu wollen. Als nach Sedan ein Franzoſe unſeren Leopold v. Ranke fragte: „Gegen wen führt ihr eigentlich noch Krieg, da Napoleon geſtürzt iſt?“ antwortete dieſer: „Gegen Ludwig XIV.“ Und dieſe ſchlagende Antwort muß auch dem Dichter von „L'année terrible“ genügen.

* * *

Beim Schluß der vorſtehenden Notizen macht man mich darauf aufmerkſam, daß manchem Leſer einiges weitere Biographiſche willkommen ſein würde. Sämtliche Büchertitel aufzuzählen, halte ich aber für zwecklos, weil dieſe an ſich doch nichts ſagen und ohnehin in jedem Lexikon zu finden ſind.

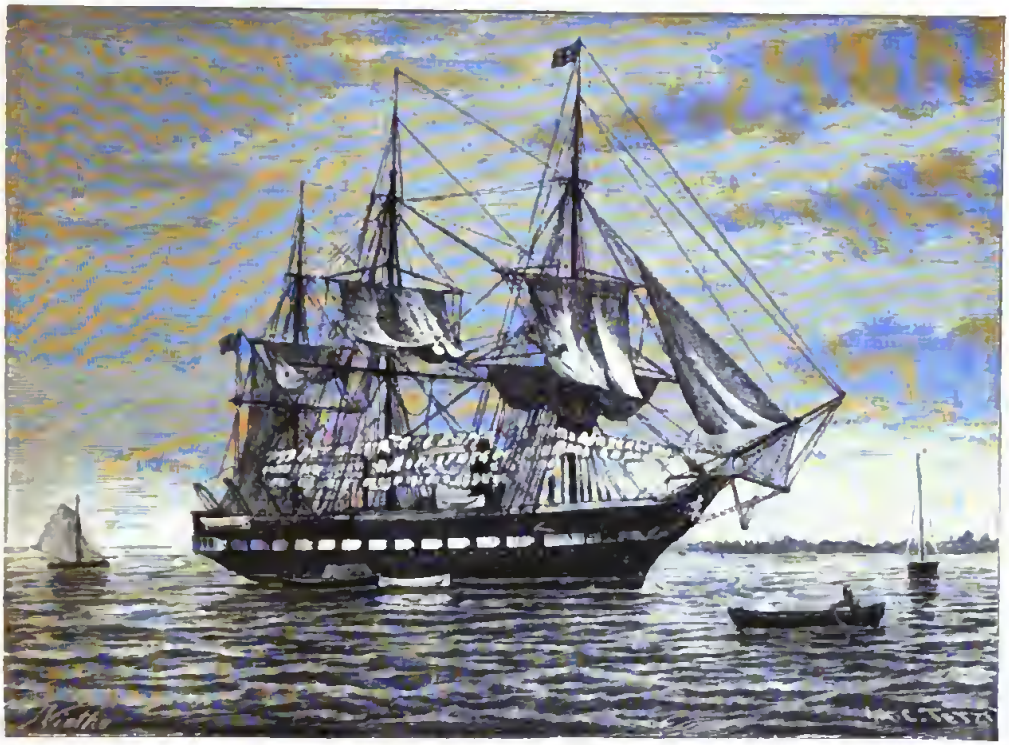
Die kämpfende Periode Victor Hugos beginnt 1827 und endet 1841; damals trat er als Führer der Romantiker kampfgerüſtet in die Arena, von begeiſterten Anhängern lebhaft begrüßt, von Gegnern ſehr ſtark angefochten. Seine Aufnahme in die franzöſiſche Akademie 1841 entſchied über ſeine litterariſche Stellung; die Gegner verſtummten zwar keineswegs,

aber sie hatten die öffentliche Meinung gegen sich; die romantische Poesie war neben der klassischen als vollgültig anerkannt. Das hatte auch Einfluß auf seine materiellen Erfolge; bis dahin hatten seine Stücke zwar viel Aufsehen erregt, sie waren viel besprochen worden, aber das größere Publikum war kalt geblieben; die Zahl der Aufführungen war verhältnismäßig gering. Seitdem aber Victor Hugo zu den „vierzig Unsterblichen" gehörte, war es Ton, ihn zu hören, wie viel man auch gegen seine Kunstform einzuwenden hatte. Diese Periode des Kampfes hatte also von seinem fünfundzwanzigsten Jahre bis zu seinem neununddreißigsten gedauert.

Seitdem beginnt auch seine eigentliche politische Laufbahn. Er wurde in die Pairskammer berufen und gesellte sich, wie es natürlich ist bei einem, der wenigstens einen Teil seines Ehrgeizes befriedigt hat, zur konservativen Partei. Aber in dieser Partei selbst wurde es damals unruhig: die auswärtige Politik bot dem Publikum keinen Reiz, und das französische Publikum verlangte Beschäftigung. Lamartine, bisher einer der eifrigsten Verfechter der Royalisten, rief kopfschüttelnd aus: Frankreich langweilt sich! Und das war in der That eine der vornehmsten Ursachen der Februarrevolution. Victor Hugo ging es ähnlich; er fühlte wie Béranger die alten Reminiscenzen an den großen Napoleon in sich erwachen, unter dem sich Frankreich nicht gelangweilt hatte. Als die Julidynastie gestürzt war und Victor Hugo in die konstituierende Versammlung eintrat, hätte er sich seiner Neigung nach fast einen Bonapartisten nennen können. Als sich aber die Bonapartisten mit den Spießbürgern der Ordnung und Ruhe verbanden, glaubte er, daß so etwas die Langeweile Frankreichs nicht aufheben würde, und gesellte sich zu den Männern der Aktion, das heißt zur äußersten Linken. So kam es, daß er nach dem Staatsstreich einer der ersten war, die aus Frankreich weichen mußten. Er ging mit seiner Familie nach der Insel Jersey, wo er als reicher und hochangesehener Mann Krieg gegen den Kaiser der Franzosen führte, den er als Napoleon den Kleinen bezeichnete. Dies Exil dauerte achtzehn Jahre, bis der deutsch-französische Krieg ihn nach Paris zurückrief.

Seine politische Popularität schwankte seitdem, je nachdem die konservative oder die radikale Richtung, welcher letzteren er sich unbedingt anschloß, das Übergewicht hatte. Er wußte es aber so einzurichten, daß er zwar nicht als Verteidiger der Kommune, aber als Verteidiger der Amnestie für alle politischen Verurteilten die Gunst der öffentlichen Meinung für sich gewann.

Digitized by Google



Kreuzer-Fregatte, Segel trocknend.

Die modernen Kriegsschiffe

mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Marine.

Von

Reinhold Werner.

I.

Der Schiffbau, vornehmlich aber der von Kriegsschiffen, hat in den letzten fünfzig Jahren so große und durchgreifende Wandlungen erfahren wie sonst nicht in vielen Jahrhunderten. Er dankt dies hauptsächlich drei Faktoren: der Einführung des Dampfes in die Schiffahrt, der Vervollkommnung des Geschützwesens und der Erfindung der Torpedos.

Die früheren Kriegsflotten wurden seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit sie überhaupt erst als ständige Staatseinrichtungen ins Leben traten, aus Linienschiffen, Fregatten, Korvetten, Briggs und einer Reihe verschiedener kleinerer Fahrzeuge zusammengesetzt. Die ersteren waren die eigentlichen Schlachtschiffe, welche in Linie hintereinander kämpften und davon ihren Namen trugen. Sie führten zwei oder drei Lagen Geschütze übereinander — 74 bis 120 — und wurden danach in Zwei- und Dreidecker geteilt. Die Fregatten hatten nur eine Lage Kanonen *unter* Deck, die Korvetten eine solche *auf* Deck. Letztere Schiffsklassen nahmen an der regelrechten Seeschlacht meistens nur indirekt teil, indem sie zum Rekognoszieren und als Vorposten dienten, kampfunfähig gewordene Linienschiffe aus der Schlachtlinie schleppten, Brander abwehrten und dergleichen. Sie

Digitized by Google

segelten schneller und manövrierten besser als die Linienschiffe, wurden deshalb auch vielfach als Kreuzer gegen feindliche Handelsschiffe und deren militärische Begleitschiffe verwendet. Die noch kleineren zweimastigen Briggs, Schuner, Galeotten und die einmastigen Kutter fanden als Depeschen- und Postschiffe oder als Kreuzer Verwendung.

Diese Einteilung wurde ungefähr zwei Jahrhunderte lang festgehalten und Größe, Form, Einrichtung, Bewaffnung und Bemannung der Schiffe wichen bei den verschiedenen Seemächten nur wenig voneinander ab. Bis zur zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ließ die Bauart noch mancherlei zu wünschen übrig. Namentlich waren die Linienschiffe ziemlich ungeheuerliche Gebäude, die vielfach in Stürmen mit Mann und Maus zu Grunde gingen. Der große Minister Ludwigs XIV., Colbert, der eigentliche Schöpfer der französischen Marine, hat das Verdienst, den Kriegsschiffbau ganz bedeutend gefördert zu haben, und namentlich waren es unter ihm der Admiral Duquesne und ein junger genialer Ingenieur Renan, welche neue Baupläne für die Flotte entwarfen, wodurch die französischen Kriegsschiffe allen anderen Nationen überlegen und von diesen nachgeahmt wurden. Das ganze achtzehnte Jahrhundert brachte nur verhältnismäßig geringfügige Änderungen für die französischen Modelle, und in baulicher sowie artilleristischer Beziehung blieben die Flotten während der ganzen

Hölzernes Segel-Linienschiff. Dreidecker.

Zeit und auch noch für die ersten dreißig Jahre unseres Jahrhunderts so ziemlich auf demselben Standpunkte.

1807 baute der Amerikaner Fulton sein erstes Dampfschiff und eröffnete damit eine neue Ära für das gesamte Seewesen. Zwar war es nur für Flußschiffahrt bestimmt, aber dieser erste Schritt zog bald andere nach sich. Im Jahre 1820 kreuzte bereits das erste Dampfschiff den Atlantischen Ocean, und wenige Jahre später besaß Nordamerika die erste Raddampffregatte. Damit war der Dampf in die Kriegsmarinen eingeführt, und die anderen

Kriegsbrigg unter vollen Segeln.

Seemächte beeilten sich, dem gegebenen Beispiele zu folgen. Vorläufig trug die neue Erfindung jedoch noch eine Beschränkung in sich selbst und konnte in den Flotten keine allgemeine Anwendung finden. Alle damaligen Dampfer waren Radschiffe. Abgesehen davon, daß Räder für die Linienschiffe zu große und unhandliche Formen erhalten hätten, lag ein bedeutender Teil der Maschinen über der Wasserlinie, war leicht der Beschädigung durch feindliche Geschosse ausgesetzt und die Schiffe gerieten dadurch viel eher in Gefahr, kampfunfähig und genommen zu werden, als die bisherigen Fahrzeuge. Außerdem beraubte der für die Maschinen und Räder notwendige Platz die Dampfer einer Zahl Geschütze und zwar gerade in den Breitseiten, welche die Stärke der Holzschiffe darstellten, und bei frischen Winden waren jene in Gefahr, von Segellinienschiffen und Fregatten überholt und

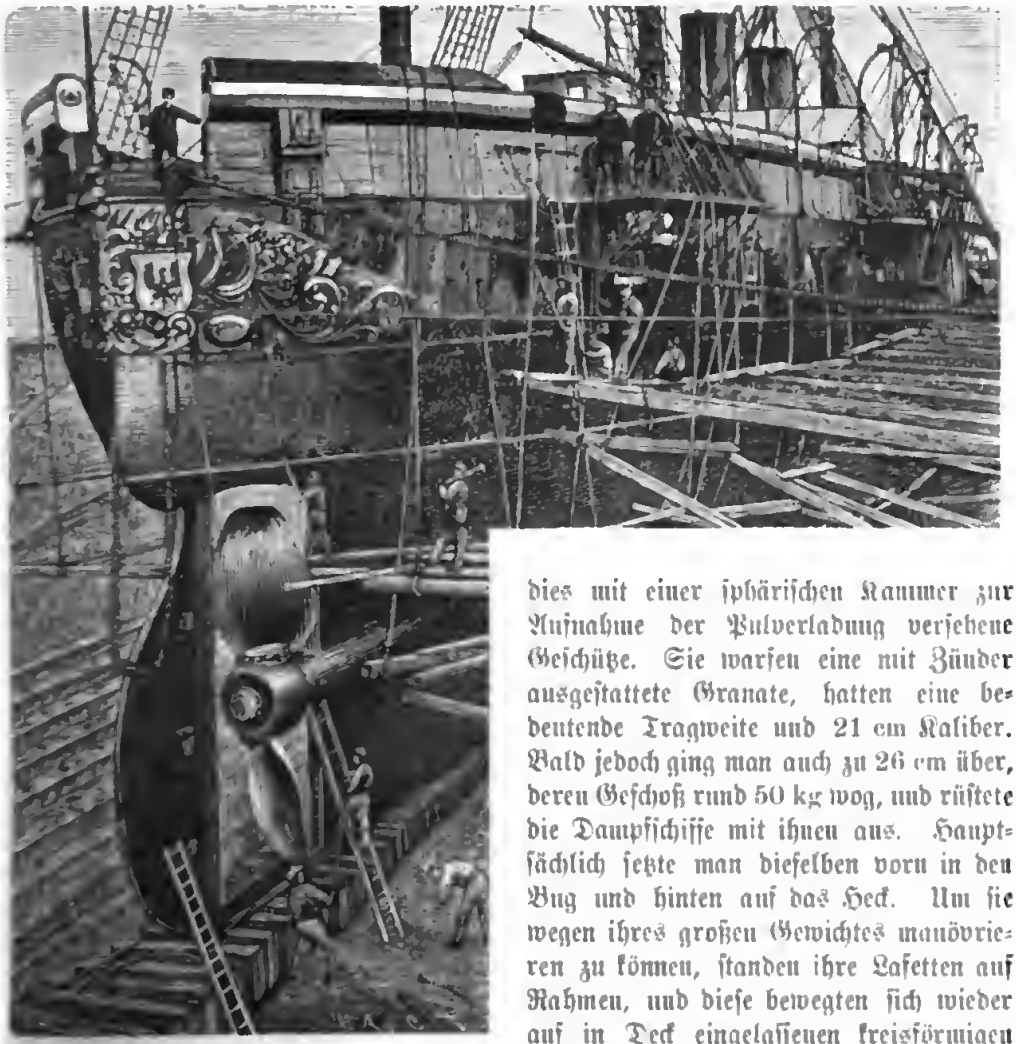
Bestimmung war hauptsächlich, in Windstillen, welche die Manövrierfähigkeit der Segelschiffe lähmten, die feindlichen anzugreifen oder die eigenen zu schleppen.

In ersterem Falle blieb jedoch immer die Gefahr, von den Geschossen der ebensoweit tragenden und dabei in viel größerer Zahl vorhandenen feindlichen Kanonen erreicht und durch einen einzigen Schuß außer Gefecht gesetzt zu werden, was bei dem Gegner mehr als unwahrscheinlich war. Um dies Mißverhältnis auszugleichen, galt es weittragendere und wirksamere Geschütze für die Dampfer zu beschaffen, und dies gab die Anregung zu einer Verbesserung der Schiffsartillerie. Die Bewaffnung der Linienschiffe, Fregatten und Korvetten war bei allen seefahrenden Nationen ziemlich gleich. Sie bestand aus glatten Zweiunddreißig-, Vierundzwanzig-, Achtzehn- und Zwölfpfündern, welche runde Kugeln von dem

Carronade.

mit einer einzigen glatten Lage vernichtet zu werden. Die Kriegsdampfschiffe bildeten deshalb bis auf weiteres nur eine kleinere Zahl in den Flotten, und ihre

genannten Gewicht und Kartätschen, aber keine Granaten schossen. Außer diesen langen Kanonen gab es noch kürzere und leichtere von demselben und größerem



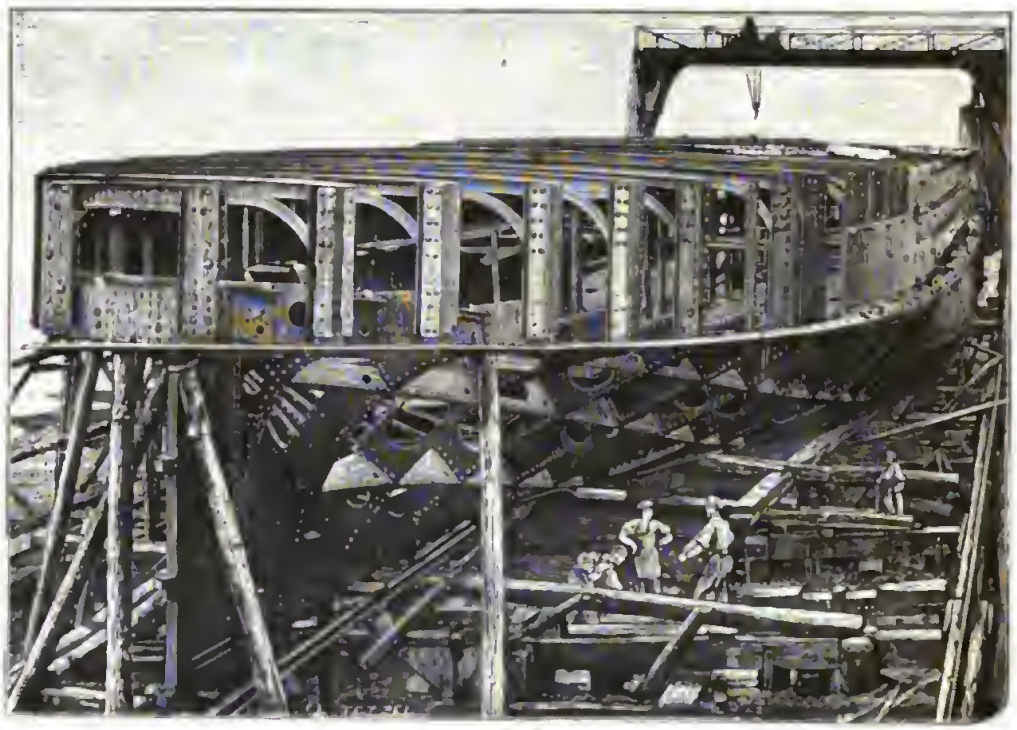
S. M. S. „Kronprinz" mit Heck und Schraube.

Kaliber, die nach ihrem Erfinder Carron benannten Carronaden. Sie ließen sich schneller bedienen, hatten aber, um nicht zersprengt zu werden, bedeutend geringere Pulverladung und waren deshalb nur im Nahkampfe verwendbar. Mörser konnten auf den Schiffen in offener See wegen der Schwankungen nicht gebraucht werden.

Der Franzose Paixhans gab in der Mitte der zwanziger Jahre den ersten Anstoß zur Vervollkommnung des Geschützwesens durch Erfindung der Bombenkanonen, welche in letzter Reihe die Ursache der großartigen Änderungen werden sollten, die der Kriegsschiffbau seit einigen Jahrzehnten erfahren hat. Es waren dies mit einer sphärischen Kammer zur Aufnahme der Pulverladung versehene Geschütze. Sie warfen eine mit Zünder ausgestattete Granate, hatten eine bedeutende Tragweite und 21 cm Kaliber. Bald jedoch ging man auch zu 26 cm über, deren Geschoß rund 50 kg wog, und rüstete die Dampfschiffe mit ihnen aus. Hauptsächlich setzte man dieselben vorn in den Bug und hinten auf das Heck. Um sie wegen ihres großen Gewichtes manövrieren zu können, standen ihre Lafetten auf Rahmen, und diese bewegten sich wieder auf in Deck eingelassenen kreisförmigen Metallschienen, wodurch die zu große Reibung aufgehoben wurde. Sie feuerten meistens nicht durch Pforten, sondern die Verschanzung wurde heruntergelassen, und die sich um einen Pivotbolzen drehenden Geschütze erhielten dadurch ein freies Schußfeld für den größten Teil des Horizontes, was die gewöhnlichen Kanonenpforten nicht gestatteten. Diese Einrichtung machte die Dampfer zwar eine Zeit lang gefechtsfähiger und setzte sie in den Stand, die Segelschiffe aus weiterer Entfernung und spitz anzugreifen, wodurch sie selbst ein sehr schmales Ziel boten, während ihre Geschosse bedeutendere Verheerungen anrichten konnten, allein dieser Vorsprung war nicht durchhaltend. Die Segelschiffe bewaffneten sich ebenfalls mit einer gewissen Zahl solcher Bombenge-

schütze, und das frühere Verhältnis wurde dadurch wieder hergestellt.

Eine mehr als zwanzigjährige Friedenszeit verhinderte indessen, den praktischen Wert der neuen Bewaffnung im Ernstfalle zu prüfen, und inzwischen war auch in den vierziger Jahren durch die Erfindung der Schiffsschraube ein neuer Faktor aufgetreten, der den tiefgreifendsten Einfluß auf den Kriegsschiffbau übte und alle seefahrenden Nationen zu einer gewendet zu werden, und sämtliche Seemächte begannen je nach dem Stande ihrer Finanzen mehr oder minder energisch den Umbau der Kriegsschiffe. Die Formen der letzteren änderten sich dabei hauptsächlich nur insofern, als sie verlängert werden mußten, um den durch die Maschine beanspruchten und nicht entbehrlichen Raum zu ersetzen. Bei den Segelschiffen herrschte zwischen Breite und Länge durchschnittlich ein Verhältnis von 1 : 4

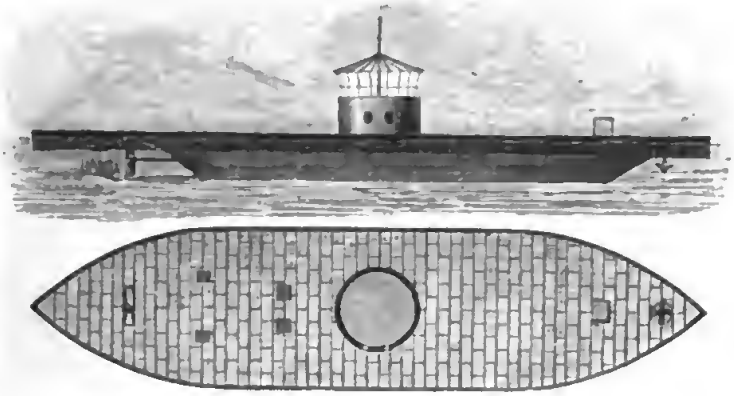


Eisernes Panzer-Kanonenboot im Bau.

schleunigen und höchst kostspieligen Umwandlung ihrer Flotten veranlaßte. Die Schraubenmaschinen wurden durch ihre Lage unter Wasser gegen Beschädigung durch feindliche Geschosse wirksam geschützt, ließen sich ebensowohl im größten wie im kleinsten Schiffe anbringen, gestatteten ihnen, die bisherige Zahl von Geschützen zu führen, und machten sie vom Winde unabhängig, während andererseits die gewöhnliche Takelage beibehalten und demgemäß, wo es wünschenswert war, die Windkraft ausgenutzt werden konnte. Diese großen Vorteile waren zu sehr in die Augen springend, um nicht sofort anund hatte sich dasselbe aus der Erfahrung als das für die Manövrierfähigkeit zweckmäßigste ergeben. Jetzt änderte es sich bis 1 : 6 und wurde dadurch gleichzeitig für die Schnelligkeit günstiger, während andererseits die Manövrierfähigkeit unter Segel allein etwas einbüßte.

Um das vorhandene und einen Wert von vielen hundert Millionen darstellende Material nicht gänzlich fortwerfen zu müssen, begannen die großen Seemächte die guten Segellinienschiffe und Fregatten auseinander zu schneiden und das für die Maschine notwendige Stück dazwischen zu setzen, bauten jedoch daneben auch neue

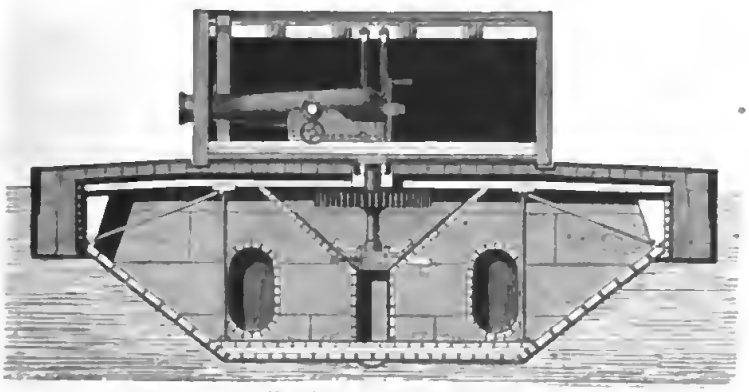
Schraubenschiffe. Wie schon früher liefen auch bei letzteren die Franzosen den Engländern den Rang ab, und ihr hervorragender Schiffbau-Ingenieur Dupuy de Lôme schuf in dem „Napoleon" einen Dreidecker von 120 Kanonen von so trefflichen Eigenschaften, daß die Rivalen jenseits des Kanals wieder gezwungen waren, ihn als Modell zu nehmen.



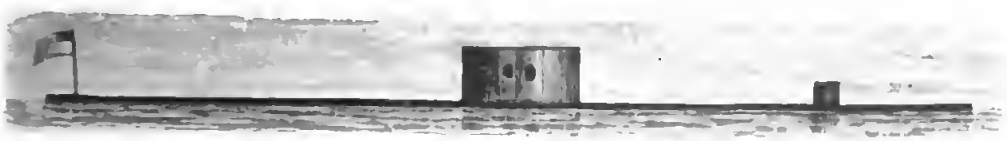
Monitor. Seiten- und obere Ansicht.

Die deutsche oder damals vielmehr noch preußische Marine wurde von diesem kostspieligen Umwandlungsvorgange wenig getroffen. Sie war erst im Entstehen begriffen, besaß nur eine geringe Zahl Segelschiffe, unter ihnen die bei Eckernförde den Dänen genommene Fregatte „Gefion" als größte, und konnte dieselben auch fortan noch als Schulschiffe zur seemännischen Heranbildung von Offizieren und Mannschaften ausnutzen, während sie mit dem Bau von Schrauben-Kreuzer-Fregatten, zunächst der „Arcona" und „Gazelle", auf der Danziger Werft vorging. Diese Schiffe hatten die ungefähre Größe der früheren Segelfregatten, waren etwas länger, führten aber nur die Hälfte Geschütze (28), dafür allerdings lediglich Bombenkanonen.

Die Umwandlung so großer Flotten wie die englische und französische, deren jede allein fünfzig bis sechzig Linienschiffe zählte, beanspruchte natürlich eine Reihe von Jahren, und sie war noch nicht vollendet, als der Ausbruch des Krimkrieges ihr eine ganz neue Wendung gab und die Seemächte zwang, das eben mit so enormen Kosten Hergestellte abermals zu verwerfen und für noch größere Summen etwas anderes zu schaffen. Diesen Erfolg führte die verheerende Wirkung der Bombenkanonen herbei, die jetzt zum erstenmal in Thätigkeit traten und in schreckender Weise sich bewährten. Die mit ihnen be-

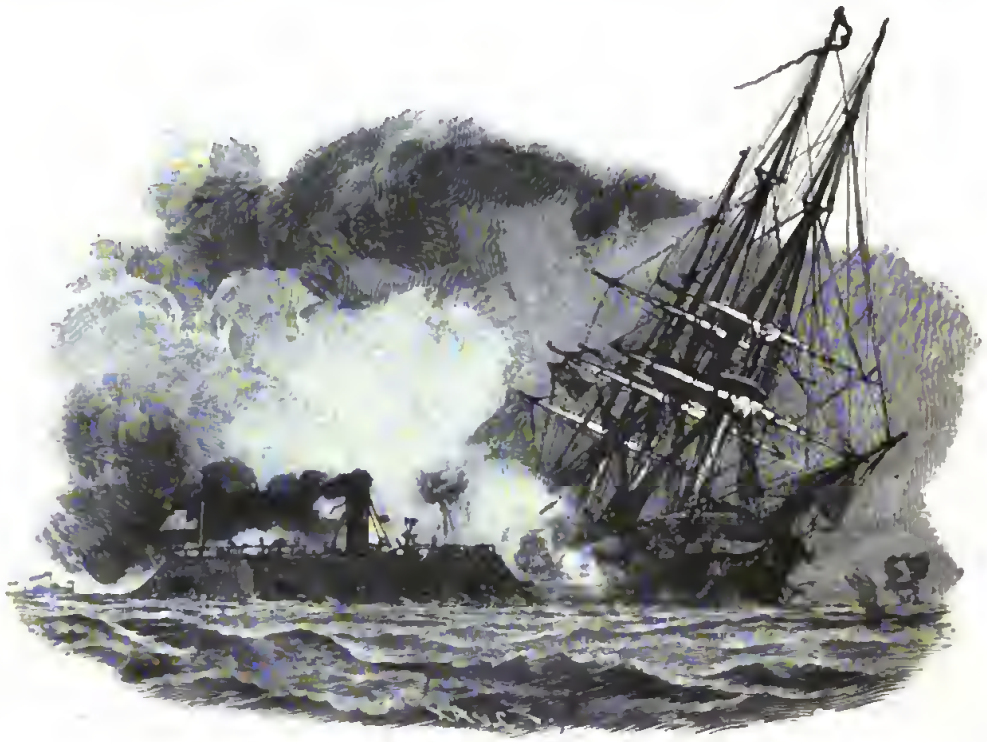


Monitor. Querschnitt.



Monitor gefechtsklar.

waffnete russische Flotte zerstörte durch sie im Hafen von Sinope in wenigen Stunden die noch auf alte Weise armierte türkische, ohne selbst irgendwie erheblich zu schließen, daß das seit Jahrhunderten behauptete Übergewicht der hölzernen Linienschiffe gegen Landbefestigungen ernstlich bedroht sei und die Holzschiffe den Gra-



„Merrimac" die nordstaatliche Korvette „Cumberland" zerstörend.

leiden, während die türkischen Schiffe in kürzester Frist in Brand geschossen oder in die Luft gesprengt wurden.

Bald darauf erschien die englisch-französische Flotte im Schwarzen Meere, um die Befestigungen von Sebastopol und Odessa zu bewältigen; aber auch sie mußte die furchtbare Gewalt der russischen Bombenkanonen empfinden und unverrichteter Sache abziehen. Ein englisches Linienschiff wurde unter anderem innerhalb zwei Stunden achtmal in Brand geschossen, so daß es nur mit größter Anstrengung vor gänzlicher Zerstörung bewahrt werden konnte, und eine einzige russische Granate tötete und verwundete auf ihm fünfzig Mann, während die Geschosse der Alliierten in den Erdwerken der Russen verhältnismäßig wenig Schaden anrichteten.

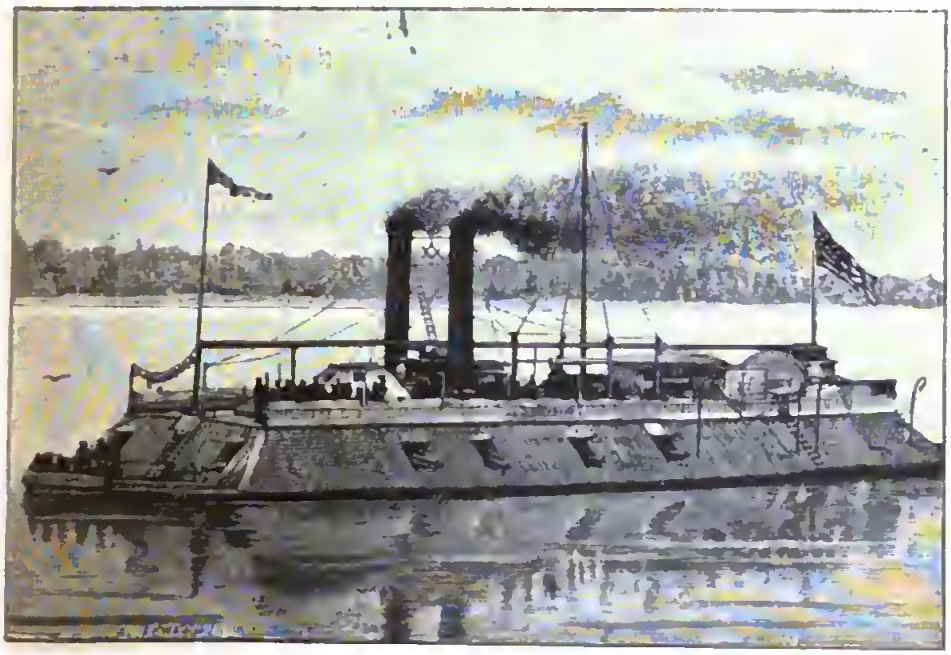
Man konnte sich nach solchen Thatsachen nicht mehr der Erkenntnis verschließen, daß das seit Jahrhunderten behauptete Übergewicht der hölzernen Linienschiffe gegen Landbefestigungen ernstlich bedroht sei und die Holzschiffe den Granaten gegenüber überhaupt sehr gefährdet waren. Eine Zeit lang war man ratlos, dann kam man darauf, die Schiffswände durch eine Eisenhülle zu schützen, und zwar wird unwidersprochen Napoleon III. diese Idee und ihre erste praktische Verwirklichung zugeschrieben. Es wurden zur Bekämpfung der russischen Befestigungen schwimmende Batterien in Frankreich erbaut und mit Eisenplatten von 11,4 cm Stärke bekleidet, welche man gegen das übliche Granatfeuer für ausreichend hielt. Man versah sie mit kleinen Schraubenmaschinen, um ihnen beim Angriff Bewegungsfähigkeit zu geben; aber um damit über See zu gehen, reichten jene nicht aus, und die Batterien wurden deshalb durch andere Dampfer nach der Krim geschleppt. Es waren noch sehr ungefüge Fahrzeuge — Schiffe konnte man sie kaum nennen — von geringer Seetüchtigkeit,

und ihre Überführung machte besondere Schwierigkeiten. Der Schiffbau stand hier vor einem neuen Problem, hatte bei der dringenden Eile keine Zeit, sich eingehend damit zu beschäftigen, und glaubte, das hinzutretende große Eisengewicht über Wasser bei dem gebotenen geringeren Tiefgange nur durch breite tragkräftige Formen unter Aufgabe feinerer Linien ausgleichen zu müssen. Indessen erfüllten die Batterien nach der Ankunft in der Krim vollständig ihren Zweck; die russischen Granaten zerschellten unschädlich an den Eisenplatten, die Festung Kinburn wurde von jenen zerstört und damit war die Ära der Panzerschiffe eröffnet.

Wiederum ging Frankreich zuerst damit vor und setzte nach Beendigung des Krimkrieges die erste Panzerfregatte, die „Gloire", auf Stapel. England hielt sich zurück; es hatte zwar nach französischem Muster zum Küstenschutz ebenfalls schwimmende Batterien erbaut, seine Ingenieure und Seeoffiziere blickten jedoch mit Achselzucken auf den Versuch der Franzosen. Sie glaubten, daß derselbe notwendig mißlingen müsse und daß es physikalisch unmöglich sei, großen gepanzerten Schiffen die notwendige Seefähigkeit zu geben. Die Probefahrten der „Gloire" bewiesen jedoch, wie sehr sie sich geirrt hatten. Dieselben fielen sehr gut aus, und damit war nicht allein für England, sondern auch für alle Seemächte die Notwendigkeit gegeben, dem Beispiel Frankreichs zu folgen, wenn sie ihre Flotten nicht wehrlos machen wollten.

In gewisser Beziehung hatten die Engländer aber mit ihrem Mißtrauen doch recht gehabt. Nach dem guten Ausfall der „Gloire" nahmen die Franzosen die beiden Panzerlinienschiffe „Magenta" und „Solferino" (Zweidecker) in Angriff, aber dieselben erwiesen sich nicht als seetüchtig. Die so hoch aufgebauten Panzerplatten gaben ein zu großes Übergewicht, und man mußte wieder auf Fregatten zurückgreifen.

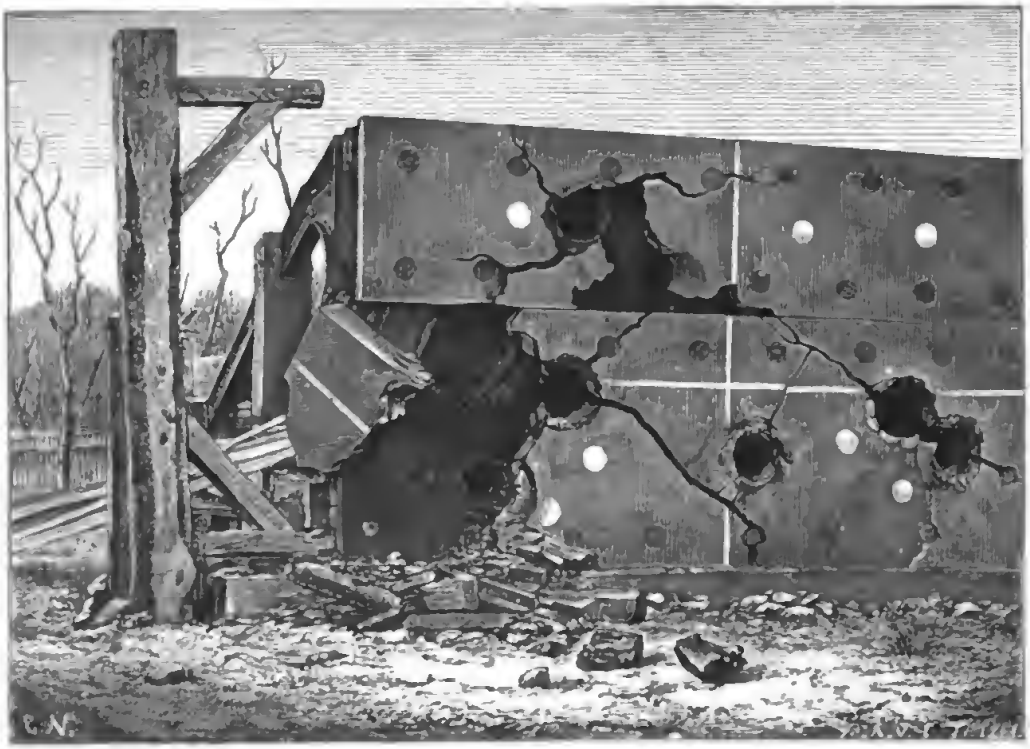
Die Engländer suchten jetzt das Versäumte nachzuholen und ihre Rivalen durch den Bau von Panzerfregatten zu überbieten, deren Maße alles hinter sich ließen, was man nach dieser Richtung technisch für möglich gehalten. Sie gingen bis zu vierhundert Fuß Länge, standen aber trotzdem den Franzosen darin



Nordstaatliches gepanzertes Kanonenboot „St. Louis".

nach, daß sie dadurch gezwungen wurden, Vorder- und Hinterteil dieser Schiffe ungepanzert zu lassen, weil sie mit Recht fürchteten, daß jene zusammenbrechen würden, während Frankreich seine bedeutend kürzeren Fahrzeuge ganz panzern konnte.

Zugleich führten diese Konstruktionen noch zu einem Wechsel des Materials. Bis dahin wurden alle Kriegsschiffe aus Holz gebaut. Schon längere Zeit hatte sich bei dem starken Aufschwunge der Berechtigung gegen seine Verwendung. Wenn ein Geschoß eine hölzerne Schiffswand unter Wasser durchbohrte, so verkleinerten die zurückspringenden Fasern nicht nur den Schußkanal bedeutend, sondern derselbe ließ sich auch von innen durch Eintreiben eines vorbereiteten kegelförmigen Kugelpfropfens leicht so verstopfen, daß kein gefahrdrohendes Leck entstand, und es ist vorgekommen, daß Schiffe dreißig bis vierzig Unterwasserschüsse erhiel-



Zerschossene Versuchspanzerplatte.

Schiffahrt im allgemeinen der Mangel an gutem Bauholz sehr bemerklich gemacht, die Preise desselben ungemein gesteigert, und in der Handelsmarine war man deshalb teilweise zum Eisen übergegangen. Es konnte ja keinem Zweifel unterliegen, daß letzteres in mancher Beziehung viel zweckmäßiger war als Holz. Es war billiger, haltbarer, leichter zu reparieren, und bei gleich großen Schiffen wurde der nutzbare Raum wegen der bedeutend geringeren Eisendimensionen größer. Auf Kriegsschiffen sträubte man sich jedoch lange und auch mit einer gewissen ten, ohne gefechtsunfähig zu werden. In eine dünnere Eisenwand reißt eine Kugel jedoch ein viel größeres unregelmäßiges Loch, das sich nicht ohne weiteres verstopfen läßt und von denen schon eins bis zwei genügen können, um das Schiff der Gefahr des Sinkens auszusetzen. Es war deshalb erklärlich, wenn die Seeoffiziere sich so lange wie möglich gegen die Verwendung des Eisens wehrten; hier aber zwang die Notwendigkeit dazu, da ein Holzbau von so großer Länge trotz der sorgsamsten Verbindung bei Seegang das Panzergewicht nicht zu tragen vermochte.

Um aber die große, durch einen Leck entstehende Gefahr zu beseitigen oder wenigstens zu verringern, mußte man den Schiffen einen doppelten Boden geben, dessen Zwischenraum man durch wasserdichte Wände in eine größere Menge Zellen teilte. Im Fall eines Durchstoßens des äußeren Bodens wird dann das eindringende Wasser auf eine oder ein paar dieser Zellen beschränkt, und ebenso durchzog man das ganze Schiff der Quere nach mit wasserdichten Eisenwänden, welche den inneren Raum in acht bis zehn größere Abteilungen zerlegten, von denen sich im Notfall eine füllen konnte, ohne die Tragkraft des Schiffes zu überschreiten und es zum Sinken zu bringen. Daß diese Maßregeln trotzdem nicht immer ihren Zweck erfüllten, wenn das erhaltene Leck sehr groß war, wie zum Beispiel bei einem Stoß durch ein anderes Panzerschiff, dafür haben „Großer Kurfürst" und „Rè d'Italia" leider traurige Beweise geliefert.

Die ersten französischen und englischen Panzer besaßen nur eine Eisenstärke von 11,4 cm wie jene schwimmenden Batterien, weil dieselbe sich gegen die vorhandenen Bombengeschütze als genügend erwiesen hatte. Die ebenfalls von Frankreich ausgehende Erfindung der gezogenen Geschütze und die damit beginnende und sich bis heute stets steigernde Vergrößerung der Kaliber drängte aber zu einer analogen Verstärkung der Panzer und stellte an die Technik immer höhere Anforderungen, denen sie auch gerecht wurde. Was vor zehn Jahren als unmöglich erschien, wurde überwunden, und wir sind heute bei Erfolgen (auf die später noch zurückgekommen werden wird) angelangt, vor denen damals die kühnste Phantasie zurückgeschreckt wäre.

Während zu Anfang der sechziger Jahre sich England und Frankreich in der Herstellung von gepanzerten Fregatten überboten, gab der amerikanische Secessionskrieg Gelegenheit, den Schiffspanzer im Ernstkampfe zu erproben und die von vielen alten Seeleuten, ja noch vom Admiral Farragut selbst bezweifelte Frage ein für allemal zu entscheiden, ob die ungepanzerten Schiffe nicht dennoch ebenbürtige oder wenigstens berechtigte Gegner der Panzer in der Seeschlacht bleiben würden. Die Kämpfe auf dem Mississippi, vor allem Farraguts Eindringen in die Bai von Mobile, zeigten unwiderleglich, daß fortan das ungeschützte Schiff dem gepanzerten ohne Gefahr der baldigen Vernichtung nicht entgegentreten könne.

Gleichzeitig trat aber in jenem Kriege eine ganz andere Art von Panzerschiffen unter dem Namen von Monitors auf, deren Erfolge so überraschend waren, daß sie in Europa die fieberhaft schnell betriebene Konstruktion von Panzerfregatten oder vielmehr Hochbordschiffen plötzlich zum Stillstand brachten und eine lange Zeit darüber debattiert wurde, ob man nicht das bisher befolgte Bausystem gänzlich fallen lassen und zu dem Monitorsystem übergehen solle. Beide Konstruktionen fanden ihre Verteidiger; der Enderfolg war jedoch der, daß man fortan nach beiden baute und auch neue Typen schuf, welche die wertvollen Eigenschaften der beiden Systeme in sich zu vereinigen suchten.

Der erste Monitor wurde von dem im Dienst der Vereinigten Staaten stehenden Ingenieur Ericson, einem Schweden von Geburt, erfunden, der zugleich das Verdienst hatte, zuerst den Schraubenpropeller in die Schiffahrt eingeführt zu haben, wenn auch dessen Erfindung dem Deutsch-Österreicher Ressel zukommt. Die Konstruktion dieses Monitors war allen bisherigen nautischen Überlieferungen und Ansichten so entgegengesetzt, daß man vielfach, selbst in den Kreisen der Föderierten, mit mitleidigem Achselzucken auf sie blickte und in den Südstaaten nur mit Hohn und Spott von ihr sprach. Ericson selbst war jedoch von der Wirksamkeit seines Fahrzeuges so erfüllt, daß er ihm den Namen Monitor beilegte, um die Feinde daran zu mahnen, daß ihre Anstrengungen zu Wasser an diesem Schiffchen zu scheitern bestimmt seien. Und in

Digitized by Google

der That behielt er recht; der Monitor wendete von den Nordstaaten großes Unglück ab und trug nicht wenig dazu bei, von ihnen genommene Dampffregatte dadurch in ein Panzerschiff verwandelt, daß sie dieselbe fast bis auf die Wasserlinie

Monitor und Merrimac im Kampf.

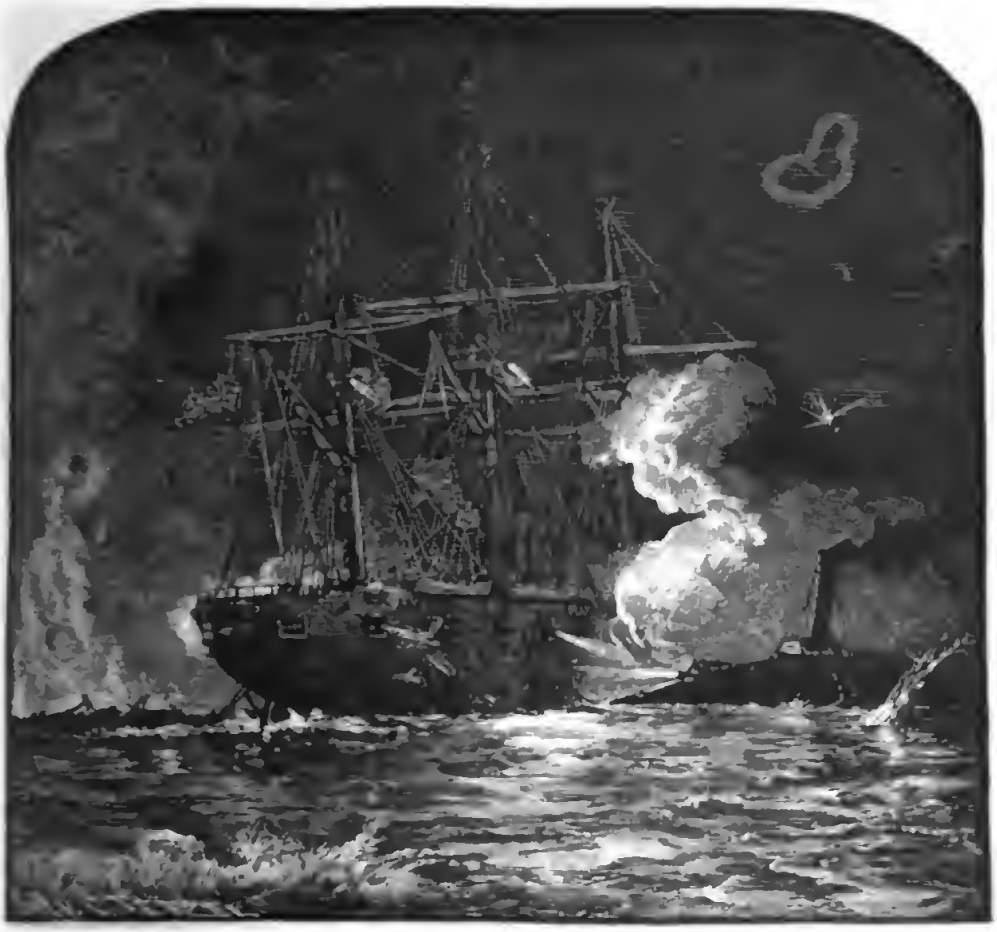
nicht nur deren stark gesunkenen moralischen Mut neu zu heben, sondern versetzte auch der konföderierten Marine einen rasierten und ein schräges Dach über dem Deck errichteten, welches sie ebenso wie den noch über Wasser ragenden Rumpf

Nordstaatliche Raddampf-Fregatte „Mississippi" den Panzerwidder „Manassas" angreifend und auf den Strand treibend.

so schweren materiellen Schlag, daß sie sich nicht wieder davon erholte.

Die Südstaaten hatten eine in Norfolk mit 12 cm Eisenplatten bekleideten. Die Kanonenpforten waren in das schräge Dach geschnitten, aber nur so klein, daß

sie von den Mündungen der Geschütze ausgefüllt wurden und mithin feindliche Geschosse nirgends eine Öffnung fanden, um in das Innere des von dem Eisenmantel gänzlich umhüllten Schiffes zu dringen. Die Idee des schrägen Daches war eine sehr richtige; die aufschlagenden Kugeln konnten dasselbe immer nur unter Schritte abgegebene Breitseiten harmlos von seinem Panzer abprallten, nicht die geringste Beschädigung verursachten und der „Merrimac" nicht einmal einen Verwundeten hatte. Die Korvette wurde von ihm in den Grund gerannt und die auf den Strand fliehende Fregatte durch seine Geschosse in Brand gesteckt und in



Nachtangriff des südstaatlichen Panzerwidders „Manassas" auf die nordstaatliche Fregatte „Brooklyn".

einem Winkel treffen, und dadurch wurde ihre Kraft bedeutend geschwächt.

Der „Merrimac", so hieß dieser Panzer, begann seine unheilvolle Thätigkeit am 8. März 1862 auf der Reede von Hampton bei Norfolk. In weniger als zwei Stunden zerstörte er eine nordstaatliche Fregatte und eine Korvette von zusammen 74 der schwersten damaligen Geschütze (Neun- und Zehnzöller), wobei die beiden Schiffe allein 254 Tote zählten, während deren auf wenige hundert die Luft gesprengt, während eine zweite Fregatte sich nur durch Flucht rettete, dabei aber auch auf den Strand kam.

Dieses erste Auftreten eines Panzers gegen ungepanzerte Schiffe lieferte den unwiderleglichen Beweis, daß diese gegen jene wehrlos und letztere die zukünftigen Schlachtschiffe waren. Zugleich aber gestaltete sich der 8. März zu einem der schwersten Unglückstage, der die Union bisher in dem furchtbaren Bürgerkriege getroffen, und drohte namentlich in seinen

Folgen noch unheilvoller zu werden. Wenn es nicht gelang, den „Merrimac" unschädlich zu machen, konnte er allein Washington erobern, die Küstenstädte brandschatzen, und Farragnts Holzflotte, die mit einer Tapferkeit und einem Heldenmut sondergleichen den Mississippi forciert hatte und auf deren Mitwirkung hauptsächlich die Hoffnung auf Sieg beruhte, war vom Untergange bedroht.

Mit um so größerer Spannung und

Klar zum Feuern am Batteriegeschütz.

gerechtfertigter Besorgnis wandten sich die Blicke der Nordstaaten deshalb auf den Monitor, an dessen Thätigkeit sich die letzte Hoffnung knüpfte. Es war dies ein Schiff von hundertfünfzig Fuß Länge, dessen Deck noch nicht zwei Fuß über Wasser lag. Außerdem sah man nichts von ihm als einen drehbaren, mit 14 cm Eisenplatten gepanzerten Turm, das Steuerhäuschen und den nur vier Fuß hohen Dampfschornstein. In dem Turme jedoch befanden sich zwei parallel nebeneinander aufgestellte Geschütze von 28½ cm Kaliber, die ein Geschoß von 83 kg warfen. Das Prinzip dieses neuesten Produktes der Schiffbaukunst war, bei eigenem möglichst klein gebotenem Ziel eine große Angriffskraft zu besitzen; und es bewährte sich vollständig. Die Geschütze des Monitors waren in solcher Größe ebenfalls die ersten ihrer Art, aber auch sie bestanden die Probe vortrefflich.

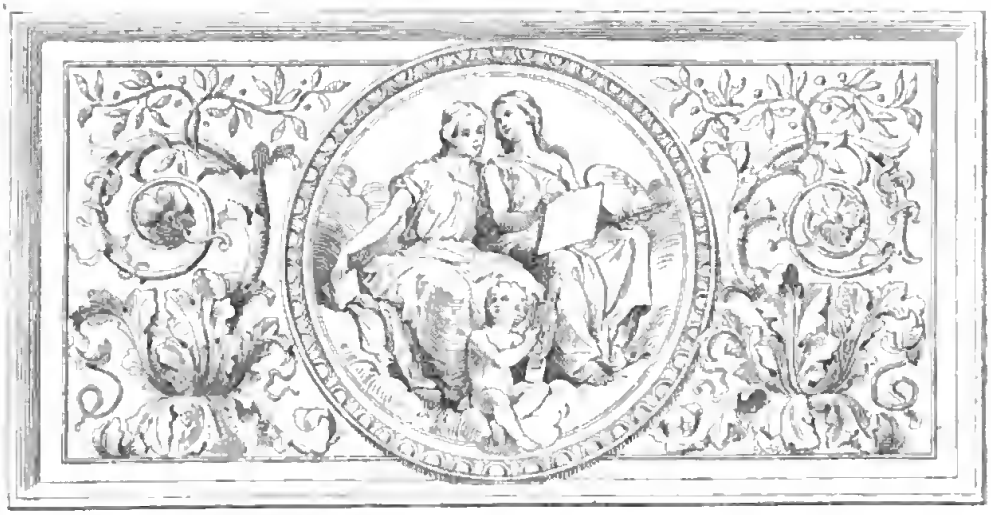
Das Schiffchen langte am Abend jenes unglücklichen 8. März auf der Reede von Hampton an und trat am nächstfolgenden Morgen in den Kampf mit dem „Merrimac" ein, als dieser, von Norfolk zurückkehrend, sich anschickte, die oben erwähnte zweite Fregatte, die „Minnesota", zu zerstören, welche noch auf dem Grunde saß. Mutig warf sich der kleine David dem großen Goliath entgegen, und Tausende von bang schlagenden Herzen waren vom Ufer aus Zeugen des ungleichen Kampfes. Vergebens suchte der „Merrimac" seinen Gegner zuerst mit seinen Breitseiten zu vernichten und ihn dann mit seinem Sporn niederzurennen. Seine Geschosse verfehlten entweder das kleine

Ziel oder prallten ebenso unschädlich von dem so viel stärker gepanzerten Turme seines Gegners ab wie gestern die Kugeln der föderierten Schiffe an seinem eigenen Panzer. Dagegen wirkten die schweren Geschütze des Monitors um so mehr, und wenn sie auch nicht den Panzer durchschlugen, so verbogen sie ihn doch und erschütterten das Schiff auf das heftigste. Ein versuchter Rammstoß des „Merrimac" mißlang, dabei erhielt er jedoch auf wenige Schritt Entfernung die Schüsse des Monitors, und sie beendeten den Kampf: Das Panzerschiff war kampfunfähig geworden, mußte nach Norfolk fliehen und war so zugerichtet, daß es nicht mehr seetüchtig gemacht werden konnte. Sein erstes Auftreten war auch sein letztes; als später die Nordstaaten Norfolk bedrohten, wurde es von den Konföderierten in die Luft gesprengt. Der Sieger gebliebene Monitor war ohne jegliche Beschädigung aus dem Kampfe hervorgegangen, hatte keinen Mann verloren und nur der Kommandant, Lieutenant Worden, war an den Augen dadurch beschädigt, daß eine feindliche Granate unmittelbar vor dem Turm explodierte, als er durch dessen Visieröffnung sah.

Ericsons System hatte sich also auf das glänzendste bewährt, ebenso das neue schwere Geschütz, und die unmittelbare Folge war, daß nicht nur die Nordstaaten im Bau von größeren Monitors und in der Verstärkung der Geschützkaliber schnell vorgingen, sondern auch Europa ihnen darin folgte, besonders als Nordamerika nach Beendigung des Krieges eines jener Fahrzeuge in die europäischen Gewässer und ein zweites um Kap Horn sandte und damit die noch immer vielfach gehegte Ansicht widerlegte, daß die Monitors wohl auf Flüssen und als Küstenschutz Wert hätten, aber unfähig seien, den Ocean zu kreuzen.

Das amerikanische Geschützkaliber wuchs bald auf 40 und 53 cm, während man auf dem Kontinent nicht in der Weise zu folgen vermochte, da man hier das gezogene System angenommen hatte, dort aber am glattläufigen mit Rundkugeln festhielt. Die Amerikaner glaubten, daß ein Durchlöchern der Panzerplatten weniger wirksam sei als ein Erschüttern derselben, wie dies den „Merrimac" durch $28^1/_2$ cm und später in der Bai von Mobile den südstaatlichen Panzerwidder „Tenessee" durch 40 cm Geschosse gefechtsunfähig gemacht hatte. Sie übersahen jedoch dabei, daß sie aus Mangel an den nötigen Einrichtungen ihre Panzerungen nicht, wie es in Europa geschah, aus einem Stück walzen, sondern aus verschiedenen dünnen Platten zusammensetzen mußten, wodurch deren Widerstand vermindert und die Erschütterung gefährlicher wurde. Erst in jüngster Zeit hat Nordamerika die Glattläufe aufgegeben und ist ebenfalls zum gezogenen Geschütz mit Hinterladung übergegangen.

(Schluß folgt.)



Noch ein Lembeck.

Novelle

von

Theodor Storm.

Von dem gewaltigen holsteinischen Ritter Klaus Lembeck ist in Chroniken und Geschichtsbüchern genug erzählt und gefabelt worden; denn in den unaufhaltsamen Kriegshändeln, welche gegen und um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in den Nachbarländern Holstein, Schleswig und Dänemark von den verwandten und verschwägerten Herren derselben geführt wurden, suchte deren jeder den Kopf und die starke Hand des Mannes zu gewinnen. So sehen wir ihn zuerst als capitaneus, das heißt als Statthalter des großen holsteinischen Grafen Gerhard in Nordjütland und als den grimmigsten Feind des Dänenkönigs Waldemar Atterdag; zehn Jahre später war er des Königs Marschall, führte mit Glück dessen Unterhandlung und erwarb ihm eine Reihe fester Schlösser. Auch dieses hatte keine Dauer, denn der Ritter ging, wohin ihn Vorteil oder Neigung zogen; um die Mitte des Jahrhunderts sagte er dem König ab und stand gegen ihn zu Gerhards Söhnen und Herzog Waldemar von Schleswig.

Aber es wurde nichts aus dem Kriege, und Klaus Lembeck, obwohl selbst mit vielen Gütern in Schleswig und in Holstein angesessen, freite in zweiter Ehe eine reiche jütische Witfrau, die ihm außer Gütern in Jütland auch die Bergfeste Dorning in Nordschleswig zubrachte; sie war stark versichert und lag westlich von Hadersleb in einem großen Buchenwald. Das Weib starb ihm, da der schwarze Tod auf seiner weiten Reise auch hier ins Land gebrochen war; er selbst aber blieb als Erbherr auf Dorning sitzen. Der König, obwohl obenhin mit ihm versöhnt, trug heimlich dem mächtigen Manne einen Groll und verlangte von ihm, dem itzt auch jütischen Eingesessenen, den Huldigungseid; der aber weigerte sich: nur seinem Grafen zu Holstein sei er zu Eid und Pflicht verwandt; und da der König härter in ihn drang, blickte er um sich, und als er genug der Freunde stehen sah, hob er sich trotzig auf und sprach: „Da denn der König

einen Eid von mir verlangt, so schwör ich, daß ich ihm und seinem Reiche niemals treu sein werde!" Und der König that ein Lachen daran und sagte: „Du hast wahr geschworen; du bist mir nimmer treu gewesen und wirst es nimmer sein!" — Aber das Lachen war ein arges gewesen; denn nicht lange, so kam er, mit Kriegsgeschwader das Waldschloß Dorning zu berennen, und Klaus Lembeck wehrte sich gleich einem der wilden Eber, die er in seinem Walde pflegte; doch da der Dänenhunde ihm zu viel wurden, sandte er einen Hilfschrei über die Eider, und die Holsten seiner gräflichen Herren kamen mit dem Feldruf: „Holstenland!" und „Frau vom Himmelreich!" Und die Dänen flohen; die Holsten aber nahmen alles, was sie nach sich ließen: Kleinodien, Harnische und Geschütze, dazu viel reiche, vornehme Gefangene; und dann gab es ein tönend Fest zu Dorning.

Der hartnäckige König aber sann auf anderes, und bald, nachdem er vergebens den Ritter zu gewinnen gesucht hatte, lud er ihn zu sich nach Wordingburg und verhieß ihm frei Geleit. Dem traute Klaus Lembeck und segelte dahin; als er aber die Stufen des Schlosses hinanstieg, begegnete ihm ein Edelknabe, den er durch seine Freigebigkeit sich einst verpflichtet hatte; der sah wie mitleidig auf den Ritter und summte vor sich hin: „Das Wasser ist heiß; der Eber mag nur kommen!" Da stieg Klaus Lembeck keine Stufe weiter; er wandte sich, erreichte bald sein Schiff und floh nach Hause. Den König aber soll's auf seinem Totenbett noch leid gewesen sein, daß er den Holsten nicht gebrühet habe.

Gegen die Mitte der fünfziger Jahre, nachdem sein Weib begraben und vergessen war, hatte der Ritter sich nach seinen Gütern auf der Insel Föhr begeben und erbaute dort unfern von Borgsum eine feste Burg; Dorning aber hatte er, wie die Chronisten sagen, seinem ältesten Sohne Hennecke überlassen. Auch von diesem Lembeck, dessen gleichnamiger Enkel bei Hemmingstedt gegen die Dithmarscher sein Leben büßte, wissen die Chroniken zu erzählen; denn im Jahre sechzig ergriffen die von Kiel zwei von dessen Hofgesinde, weil sie auf den Straßen geraubt und den gemeinen Frieden gebrochen hätten, und da Graf Adolf von Holstein ein harter Verfolger der Straßenräuber war, so wollten sie nicht dahinten bleiben und ließen den Friedensbrechern auf dem Markte das Haupt vor die Füße werfen. Darob ergrimmte Hennecke Lembeck, und wenn die Kieler zu Markt nach Eckernförde zogen, so lag er mit Reisigen am Wege und erschlug ihrer viele. Aber die holsteinischen Grafen Adolf und Nikolaus verdroß es, daß er ohne Anklage sich solcher Gewalt unterstünde, und es entbrannte darob endlich ein Kriegshandel zwischen denen von Schleswig und von Holstein, in dem die Feste Dorning aufs neu umsonst belagert wurde.

Noch mehr solch wilder und trotziger Dinge sind in vielen Büchern von Klaus Lembeck und von seinem Sohne Hennecke zu lesen. Aber es stand noch einer zwischen ihnen, von dem jede Kunde verschollen scheint; denn nicht Hennecke war der älteste Sohn des vielberufenen Ritters; der älteste hieß Rolf Lembeck und saß, wenn auch nur wenig Monde, auf Schloß Dorning. Er war nicht aus dem Eisenstoffe seines Geschlechtes, und lieber als im Harnisch ging er auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Sammet oder Seiden; von ihm war nur ein jäh zerrissenes Minneabenteuer zu berichten, das wie Mondlicht in die Wirrnis dieser finsteren Zeiten fällt; aber damit hatten die Chronisten nichts zu schaffen. Und obschon sein Leben ein Vierteljahrhundert kaum erreichte, so war er doch ein deutscher Ritter, blauäugig und mit blondem Haupthaar, von froher, leichter Jugend und von heißer Lebenslust.

Auch ich würde nicht von ihm zu sagen wissen; aber da ich noch sehr jung war, ging aus dem Nachlaß eines alten Organisten in dem friesischen Dorfe Langenhorn, der einstmals Theologie studiert hatte, dabei ein tüchtiger Musikus und bis an

seinen Tod ein eifriger Büchersammler war, ein kleiner Pergamentband durch meine Hände, dessen Titel mir noch gegenwärtig ist: „Historiolæ, seu de quorundam in Slesvico-Holsatia nobilium vitis atque rebus gestis.“ Des Verfassers und der Jahreszahl, wenn eine solche angegeben war, entsinne ich mich nicht mehr; dem Büchlein selbst aber habe ich später in antiquarischen Verzeichnissen vergebens nachgejagt. — Von diesen historiolis behandelte die zweite einen Abschnitt, den letzten, aus des Ritters Rolf Lembeck jungem Leben; und was ich dort gelesen, ist um so besser von mir behalten worden.

* * *

Klaus Lembeck wollte keinen Gelehrten aus seinem ältesten Sohne machen; aber gleich ihm, ja besser noch, sollte er Kopf und Faust gebrauchen können, und dazu mußte beides gleich geübt werden. So hielt er ihm einen clericus, der den leichtlebigen Gesellen in den Wissenschaften des Quadriviums umherführte; so sandte er ihn danach — es war noch während der Pestzeit — auf die Universität Paris, und der Junker begann sogleich ein eifrig Studium: er lernte höfisch fechten und Ridevanz und Pastourelle tanzen, die Laute spielen und klingende Schanzunen dazu flechten, und was der schönen Künste sonst noch waren; die schwereren ließ er den anderen. Dann ward ihm noch ein fröhlich Jugendjahr auf der neuen universitas zu Prag, wo derzeit der deutsche König Carol IV. seinen Hof hielt. Hier lernte er die großen deutschen Dichter kennen, den Iwein und den Armen Heinrich Hartmanns von der Aue, die Lieder des Österreichers von der Vogelweide, sogar ein Stück von Wolframs Parcival hatte er gelesen; was aber ganz sein Herz gefangen hatte, das war des Straßburger Meisters Liebeslied von Tristan und Isolde.

Vor dem weit reichenden Namen seines Vaters that manch edles Thor, sogar das edelste sich auf. Bei einem großen Tanzfest im Hradschin, das auch des Königs Gegenwart verherrlichte, war Rolf Lembeck der gewandtesten Tänzer einer und flog in den hohen kerzenhellen Sälen von einer Schönen zu der anderen. Der König stand an einem Fenster mit der jungen Gräfin von Jülich im Gespräch; die braunen Augen der Dame aber folgten einem Tanzpaar. „Ei, Majestät, so sehet doch den feinen Junker,“ rief sie, „der tanzet ja wie ein Franzos!“

Des Königs Augen waren den Tanzenden eine Weile gefolgt; dann hatte er genickt und einen Pagen abgesandt, den jungen Tänzer herzufordern.

Da hatte Rolf Lembeck bei seiner Partnerin um Urlaub gebeten und dann, sein blondes Haar zurückstreichend, mit höfischer Verneigung sich dem König vorgestellt. Der betrachtete ihn wohlgefällig; dann aber schüttelte er den Kopf, und sich zu der Gräfin wendend, sprach er: „Ihr irret, schöne Frau! Von ferne möcht man's glauben; doch —, nicht so, Junker, Ihr seid mir nimmer ein Franzose?“

„Da Majestät mich solcher Frage würdigen,“ entgegnete Rolf Lembeck, „ich bin ein Holste, königlicher Herr; aber ich war zwei Jahre auf der Universität Paris.“ Und lächelnd fügte er hinzu: „Bonarum artium causa, der schönen Künste halber!“

„Und studieret,“ sprach der König, „die bonas artes jetzt in unserem Prag?“

Der Junker machte eine schweigende Verbeugung. Dann durfte er erzählen, daß er Klaus Lembecks Sohn im fernen Schleswig sei, von dessen Händeln mit König Waldemar das Gerücht auch hierher an des Königs Hof gedrungen war.

„Ich dachte nicht,“ sprach dieser, „Ihr wäret auf so hartem Stamm gewachsen; doch“ — und er winkte huldvoll mit der Hand — „tanzet jetzt weiter und erfreuet unsere Schönen durch Euere bonas artes! Ihr sollt mir später von Paris erzählen!“

Und Rolf Lembeck flog wieder in den Tanz zurück; wie begehrend war sein roter Mund geöffnet, und seine Augen sprühten blaues Feuer, wie er nach der Schönsten im Saale ausschaute, und als er mit

demütigem Neigen vor die Erwählte hintrat, schoß ein helles Freudenrot durch ihre Wangen.

Der König, der einen Teil seiner Knabenjahre in Paris verbracht hatte, hörte an späteren Festen dann des Junkers heitere Geschichten, und als dieser das prächtige Prag verließ, nahm er den Ritterschlag von des höchsten Herrn Hand als einen weiteren Schmuck mit auf die Heimreise. Der König aber, als später die alte Oberhofmeisterin ihn darum angegangen, warum er dem jungen Holsten solche Ehre angethan, hatte lächelnd ihr erwidert: „Bonarum artium causa, edle Frau; er hatte sie trefflich ausstudiert."

* * *

Rolf Lembeck war nicht aus eigenem Willen heimgegangen, sein Vater hatte ihn gerufen; er hatte um ein ehelich Gemahl für ihn geworben; „denn" — so hatte er gesagt — „der Vogel muß itzt eingefangen werden, die Flüchten wachsen ihm zu geile."

Das Weib war die junge Wittib eines holsteinischen Ritters Hans Pogwisch, der in den Kämpfen der Schauenburger Grafen wider König Waldemar vom Pferd gehauen worden; sie selbst aber war aus einem Nebenzweige der regierenden Schauenburger und mit Land und Sand nicht übel angesessen. Ihr Sinn stand wohl darauf, ihr leeres Witwenbett zu füllen; aber mit Augen sehen wollte sie zuvor den jugendlichen Ritter, nicht zu abermalen einen Ehegespons, gleich ihrem Verstorbenen.

Sie hatte während des Krieges sich auf ihren holsteinischen Hof zurückgezogen, und als ihr Eheherr ihr dort sterbenswund ins Haus gebracht war, saß sie in Geduld an seinem Lager. Der Scharfrichter aus der nächsten Stadt war dagewesen, hatte verbunden und mit dem Apolloniuspflaster zusammengeklebt; aber er hatte dabei den Kopf geschüttelt. Frau Wulfhild legte immer frische nasse Binden auf; sie that das wie ein anderes Geschäft, das sich von selbst verstand; die Ruhe auf ihrem schönen Antlitz aber war nicht die sichere Hoffnung auf Genesung des Verwundeten, denn es wurde heiterer, je bleicher Tag für Tag der Kranke wurde. Sie nickte und sprach unhörbar zu sich selber: „Geduld, noch eine kurze Weile!" Denn der jetzt unmächtig vor ihr lag, er hatte in Trunk und Spiel und wüstem Lärm sein Leben hingebracht; um grobhaariger Dirnen willen hatte er offen sein schönes Weib verachtet.

Nur über einzelne Worte war ihm jetzt mitunter noch Gewalt; auch die, so hoffte sie, sollten bald verstummen. Harrend saß sie in dem dumpfen Krankenzimmer und hörte gleichgültig auf die Ratten, die in Scharen über ihnen auf dem Boden rannten. Aber der Sterbende wollte Ruhe haben; er griff jäh nach seines Weibes Hand und wies mit kaum erhobenem Finger nach der Zimmerdecke; das Wort vermochte er nicht zu finden. Sie sah ihn ruhig an: „Soll ich sie töten?" frug sie; und nach einer Weile brachte er es zusammen; sein Kopf versuchte ein stummes Nicken: „Die Ratten!" stammelte er.

Und sie ließ Rattenkraut vom Schäfer holen, nahm ein Teil davon und legte das übrige in ihre Truhe. Darauf wurde es still über dem Schlafgemach; die Ratten lagen im Todeskampfe zuckend in den Bodenwinkeln.

Aber der wunde Mann begann an einem Morgen schier verständlicher zu reden und seine Flüche wurden kräftiger; da erschrak sein Weib und fürchtete, das böse Leben mit dem Gesunden könne wohl aufs neu beginnen. Darum ließ sie von dem Scharfrichter, dessen geheimes Wissen ihr solche Sorge machte, und statt seiner wurde ein Chirurgus beigeschafft, dessen Kunst noch keinem Wunden aufgeholfen hatte. Der brachte andere Pflaster und Heilmittel, und als er wieder auf seinen Klepper stieg, sprach er mit rückgewandtem Kopf: „Seid frohen Mutes, edle Frau! Euer Ehebett soll nicht verwaiset werden! Und morgen bin ich wieder da!"

Dann ritt er fort; das schöne Weib

aber blieb am Thorpfosten stehen und sah noch lange ihn ins Land hinausreiten. Ihr blondes Goldhaar zog sie langsam durch die Finger, und ihre weißen Zähne zerbissen einen Strohhalm, den sie aufgegriffen hatte. „Die Ratten!" sprach sie dann und fühlte, wie ihr das Blut zum Hals hinaufstieg. Aber sie wurde es nicht los; es kam ihr immer wieder: „Die Ratten!" Es verfolgte sie auf Trepp und Gängen, und in der Krankenkammer war es unverjagbar. Und als der Abend kam, da trieb es sie im Dunklen zu der Truhe, und ihre zitternde Hand tappte nach dem Rest des Pulvers. In dem Trunke, den Frau Wulfhild an diesem Abend ihrem Eheherrn gab, trank er den Tod hinunter.

Zwei Tage später war in dem düsteren Hausgang die Leiche ausgestellt; doch nur Frau Wulfhild stand hoch aufgerichtet mit untergeschlagenen Armen an der Totenlade und sah mit immer größer werdenden Augen auf das harte Leichenantlitz: „Leb wohl, Hans Pogwisch!" sprach sie; „der Kampf ist aus, auch zwischen uns! Ich habe deiner Hand mich schwer erwehrt! — Ein andermal ... doch das kümmert dich nicht mehr!"

Eine Dienerin war eingetreten mit den Trauergewändern auf den Armen; und schweigend wandte sich die Witwe von dem Toten und schritt mit ihr zur Kammer, wo noch das Ehebett für sie und den Gefallenen stand. Die Kammerfrau that ihr das lange, mit schwarzen Thränen bestickte Scapulier an und knüpfte die mönchsartige Hüftschnur um den geschmeidigen Leib; sie aber hatte dessen nicht weiter acht. Erst als die Dienerin ihr zur Beschau den Metallspiegel vorhielt, fuhr sie wie aus Träumen auf: „Das sei Gott geklagt, der mich zur Witwe machte!" rief sie. „Ich hab doch darum nicht den Tod gefreit!" Dann, mit rascher Hand den Gürtel lösend, schleuderte sie ihn von sich und zerriß das feierliche Gewand in einem Ruck von oben bis fast zum untern Saume: „Bring mir mein braunes Wollenkleid, das mag genügen!" Und die erschrockene Dienerin schritt schweigend aus der Kammer, um den Befehl der strengen Herrin zu erfüllen.

Des Toten Sippe, da solches kund ward, sah die Witib drob mit scheelen Augen an; Klaus Lembeck aber hatte zu sich selbst gesprochen: „Das ist das Weib für deinen Rolf; die wird den flüggen Vogel halten!" Er sah wohl, daß erst jetzt die Lebensfülle dieses Weibes sich völlig auszuwachsen begann: die blauen Gluhaugen ließ sie froh umherschweifen, und das wellige Goldhaar fiel ihr frei über den stolzen Nacken; doch so viele ihrer auch begehrten, sie sah noch keinen, dem sie sich jetzt ergeben mochte.

Da, an einem Frühlingsmorgen, trat Rolf Lembeck mit seinem Vater zu ihr ins Gemach. Die Stunde war vorher bestimmt, und lange, mit steigendem Herzschlag, war sie auf und ab geschritten; doch als die jugendlichen Gestalten sich jetzt gegenübertraten, fehlte nach der feierlichen Verneigung beiden das Wort der Anrede; wie erschrocken über ihre Schönheit, das stolze Weib wie ganz verloren, schauten sie sich schweigend an.

Klaus Lembeck lächelte in seinen Bart: „Mein Sohn Rolf Lembeck, edle Frau!" sagte er, „dem, wie ich sehe, der Anblick Eurer Schöne schier den Mund verschlossen hat."

Sie atmete tief auf: „Ihr scherzet, Herr Marschall; Euer edler Sohn hat der Frauen wohl schönere gesehen zu Paris und draußen in dem Reich!"

Aber Rolf Lembeck rief: „Verzeihet, viel schöne Frauen, doch keine Schauenburgerin!" Und beider Blicke sanken ineinander.

Dem alten Ritter gefiel es wohl, daß er eine Weile wie schier vergessen dastand. Dann aber sprach er: „Ich seh genugsam Euren Willen; doch muß er itzt in klarem Wort gefestet werden!"

Frau Wulfhild langte nach einer Schelle, die auf dem Tische stand.

„Was wollt Ihr, Frau?" frug der Ritter.

„Euch den Schreiber rufen," sprach sie

lächelnd; „denn einen Vater möcht ich, wie Ihr seid, Ritter!"

„Dank, holde Fraue!" rief der Alte. „Nun, Rolf, willst du dies Weib aus deines Vaters Hand?"

Rolf hatte schon die schöne Frauenhand an seinen Mund gezogen und sein beteuernd „ja" gesprochen, als Klaus Lembeck ein beschrieben Pergament hervorzog: „Wir brauchen keinen Schreiber," sagte er, behaglich nickend; „ich geh nicht ohne Rüstung auf so zweifelhaftes Feld! Was Euch an Gütern eigen ist, Frau Wulfhild, weiß ich; was ich dem Sohne gebe, mögt Ihr hieraus sehen! Nun lest, ob ich nach Eurem Sinn geschrieben habe!"

Sie rollte das Blatt auf und sah hinein; gelesen hat sie nichts davon; es war auch nicht vonnöten, denn Klaus Lembeck suchte in derlei Dingen niemanden zu hintergehen. Sie tauchte eine Feder in ihr Tintenfaß und schrieb in großen Zügen unter das Schriftstück: „Wulfhild von Schauenburg, Hans Pogwisch' Wjtib."

Und als zu zweit auch Rolf mit flüchtiger Hand den Entwurf der Eheakte unterzeichnet hatte, da war der Verspruch gethan, und Klaus Lembeck sagte wohlgefällig: „Mögen gräflicher Notarius und der Prieſter nun das letzte thun!"

Frau Wulfhild stand mit geröteten Wangen und glänzenden Augen inmitten des Gemaches, zwei Finger ihrer weißen Hand in der des jungen Ritters; als aber itzt die Männer sich verabschieden wollten, neigte sie sich zu dem jungen und sagte leiser: „Den Kuß nun, den Verlobungskuß, Rolf Lembeck!" Als aber der Kuß gegeben und genommen war, ergriff sie heftig seine beiden Hände, und sich aufrichtend, fast mit ihm zu gleicher Höhe, sah sie mit ihren blauen Gluhaugen in die seinen: „Ihr war't im Reich, Rolf Lembeck!" rief sie, und wie aus heißer Leidenschaft klang es herauf: „Der Frauendienst soll dort noch spuken gehen; ich aber will mir den Gemahl allein! Verflucht die Lippen, die ein ander Weib berühren!"

Rolf Lembeck war schier erschrocken; doch als er sie in ihrer wilden Schöne vor sich sah, da riß er sie an sich und küßte sie inbrünstiglich und rief: „Das mag ums Leben gehen, Wulfhild!"

Der Alte aber sprach in sich selber: „Das ist ein wohlgefestet Werk."

— — Die Männer hatten sich verabschiedet; die Frau war im Gemach zurückgeblieben; sie stand und horchte den Schritten nach, die in dem Saal verhallten, der vor ihrem Zimmer lag; dann konnte sie's nicht lassen, die Thür zu öffnen, als wolle sie die Spuren des ihr eigen gewordenen schönen Mannes noch auf den Dielen suchen. Als sie sich umblickte, sah sie auf einem Schemel, hart an der Thür, den Schreiber Gaspard sitzen; seine kaffeebraune Gugelkappe, die hinten mit dem gleichfarbigen Rock zusammenhing, war ihm von dem kurzen Schwarzhaar abgeglitten, so daß sie mit Schwanz und Kugel ihm im Nacken hing; er saß mit gekreuzten Beinen und sah mit schief herabgesenktem Kopfe auf die Dielen, als wolle er dort etwas mit seiner spitzen Schnabelnase auspicken. Es war ein seltsamer Gesell mit einem scharfen ältlichen Gesicht; er mischte sich gern in anderer Leute Sachen und war voll Lied- und Spruchweisheit; das Gesinde aber nannte ihn „Gaspard den Raben", und der Rabe galt viel bei seiner Herrschaft.

„Du bist es?" sprach die schöne Frau. „Was hast du hier Geschäfte?"

„Ich konnte sie bei Euch nicht finden, Herrin," entgegnete er, ohne aufzusehen.

„Sie waren schon beschafft," sagte sie; „es war für dich nichts mehr zu thun."

„Ich weiß, ich weiß!" Dann sang er mit seiner scharfen Stimme leise vor sich hin:

„Der gülden Hahn mit sieben
— Darum ist er der Hahn —
Er geht mit sieben Hühnern,
Mit Scharren und mit Dienern —
Das kann er gar nicht lân!"

„Laß nur den Narren, Gaspard!" rief die Herrin. „Was treibst du hier?"

„Das Lauschen ist ein undankbar Geschäft!" sagte er.

— „Und hast es doch getrieben?"

„Für Euch nur, edle Herrin!"

— „Was siehst du vor dich auf die Dielen?“ frug sie wieder.

„Auch für Euch, edle Herrin!“ sprach er. „Ich sah dort guten Rat; aber ich seh itzt, es lohnt nicht mehr, ihn aufzuheben.“

Sie lachte: „Hab Dank; ich habe ihn selber schon gefunden! Das aber ziemt dir nicht, daß du die Schauenburgerin den Hühnern beizählst; dank's meinem Glück, daß ich die Strafe dir erlasse!“

Gaspard zog Nase und Mund herunter, als müsse er eine neue Weisheit niederschlucken; dann sprang er mit rascher Bewegung in die Höhe, um seiner Herrin das Gewand zu küssen.

* * *

Als die Hochzeit auf dem Hof der Braut gehalten war, zog Klaus Lembeck nach der Insel zu seinem Burgbau; der Baumeister hatte ihn gerufen, denn zwischen den Werkleuten, da die dortigen Männer meist auf Seefahrt waren, befand sich viel fremdes und wüstes Volk, so daß des mächtigen Bauherrn eigene Person vonnöten war; auch stand das Werk so weit gediehen, als dieser den Plan genehmigt hatte. Die jungen Ehesponsen aber zogen in der Frühe eines heiteren Aprilenmorgens mit einem Gefolge von Dienern, Amtleuten und Frauen zu Wagen und zu Rosse nordwärts hinauf durch Schleswig nach dem Schlosse Dorning. Sie saßen nicht in weichen Kissen: nebeneinander, aber jeder auf eigenem Rosse — Frau Wulfhild auf ihrer weißen Stute, auf seinem schwarzen Hengste Rolf — waren sie an der Spitze des Zuges geritten; doch oftmals drängten die Tiere sich zusammen; dann warf das Weib sich mit der Brust zu ihm hinüber, daß Rolf nur kaum sein Tier bezwingen konnte.

Der Tag war heiß geworden, und es war schon Nachmittag, als sie den Weg zur Burg hinaufzogen. Als sie oben durch den ersten Mauerring geritten waren und die Hufen ihrer Pferde auf die Zugbrücke schlugen, die über den tiefen Zwinger herabgelassen worden, sah Frau Wulfhild unter sich hinab auf das Heer von spitzen Pfählen, womit der Graben angefüllt war; im selben Augenblick drang von drunten hinter einer Pforte ein wild Geheul herauf. „Was ist das?“ frug sie den jungen Ehgemahl.

„Da drunten, Wulfhild? Das sind meines Herrn Vaters liebste Hunde; er läßt sie nachts im Graben laufen, sobald die Brücke aufgezogen ist. Wir wollen sie töten lassen, denn es sind grimme Wölfe, und statt der Spitzpfähle ein Würzgärtlein mit Blumen pflanzen!“

„So?“ sprach sie sinnend. „Nein, nein, laß mir die Wölfe! Ihr habt einen weisen Vater, Rolf!“

„Nach Eurem Willen, hohe Herrin!“ rief der Ritter fröhlich.

Aber vor ihnen vom Pfortenturm blies itzt der Wächter immer mächtiger, und drunten aus der weit offenen Thorfahrt drang Getöse und Waffenschall; da spornten sie ihre Rosse und sprengten ihrem Geleite voran hinein. In der Mitte des Hofes, um die schon grünende gewaltige Linde, standen Burgleute und Gesinde und begrüßten sie mit lautem Zuruf: „Heil Ritter Lembeck, unserem Herrn! Heil seiner schönen Frau, Heil und Sälde!“ Da zügelten sie ihre Rosse, und Wulfhilds Auge flog wie herrschend über die dichte Schar; als aber die Leute itzt zurücktraten, wurde ein Brunnen bloß, in dessen steinernem Überbau der Eimer hing. „Ha, Wasser!“ rief sie. „Reicht mir zum Willkomm einen Trunk dort aus der Tiefe!“

Da stürzten Männer und Weiber an den Brunnen, und sie hätten den Eimer abgerissen; aber er hing zum Glück in Ketten und fuhr rasselnd in die Tiefe. Bald trat der Burgwart mit einem Glaspokale aus dem Schloßthor, und nachdem er mit dem klaren Quell gefüllt war, bot der Alte ihn der Herrin dar.

Sie hob ihn auf, daß die Sonnenstrahlen hindurchblitzten; dann trank sie und rief: „Das Wasser ist gut hier auf der Burghöh; aber, ihr Leute, Frau Wulf-

hild wird auch sorgen, daß es am Meth und Fleisch nicht fehle!"

Da erhub sich neuer Zuruf, und dazwischen scholl von draußen das dumpfe Geheul der Wölfe. Rolf Lembeck aber flüsterte zu seinem Weibe: „Du wirst gefährlich, Wulfhild; du willst alles, mich und meine Leute!"

Sie lächelte nur; als sie aber drinnen im Gemach den schönen Mann allein hatte, umschlang sie ihn mit ihren festen Armen: „Dich will ich, dich, Rolf! Was kümmert mich das andere!"

Der junge Eheherr sah ihr in die zärtlichen Augen, als ob er Rätsel lösen solle.

Im Hofe draußen war es allmählich leer geworden; nur Gaspard der Rabe, den die Herrin nicht zurückgelassen hatte, saß noch unter der Linde auf der Steinbank, die um ihren Stamm herumlief. Bein auf Beine saß er sinnend; er kannte seine Herrin: es war vom Blut des großen Gerhard in ihr; die Kunkel war ihr nicht genug. Mitunter fuhr ein dümmes Lachen durch seine schmalen Lippen; dann wie mißbilligend schüttelte er den Kopf: „Hüt dich, Frau Wulfhild!" Leis, doch in scharfen Accenten rief er es gegen das Burgthor hin; „der Vogel ist noch nicht dein eigen!"

* * *

Der Rabe hatte gekrächzt; ein Hauch des noch verborgenen Wetters mochte ihn gestreift haben; woher es kommen sollte, wußte er nicht. Ich aber will es jetzt erzählen.

Eine Meile nach Osten hin von Dorning, hinter dem Dorfe Hammelef, lag das später im sechzehnten Jahrhundert verschwundene Schloß Hadersleyhuus; man nannte es auch eine Bergfeste, denn wie jenes lag es in diesem höhenarmen Lande auf einem Hügel von wenig über achtzig Schuh. Alter Buchenwald bedeckte diesen und begrub fast das Schloß in seinen Wipfeln; aber auch nach Osten an der Südseite desselben breitete er sich aus, doch so, daß dort ein schmaler Sandweg dicht an der jäh abfallenden Hügelwand vorüberführte und den Hinaufblickenden den oberen Teil des stumpfen Schloßturms sehen ließ. Wer etwas weiter ging, gelangte an eine von den ältesten Bäumen überwölbte Auffahrt, die in Windungen zum Schloß emporführte; wer nicht dahin gehörte oder dort nichts zu schaffen hatte, den brachte der Weg, um tausend Schritte weiter, in die Stadt hinab. — Vor Beginn desselben aber führte ein anderer zu Norden um den Schloßhügel und in weiterem Bogen durch die freie Landschaft nach demselben Ziele; dies war der gewöhnliche Stadtweg, denn in dem anderen war vor Jahren ein Bauerbursch vom Wolf zerrissen worden.

Die feste Burg, von deren Ursprung schon derzeit keine Kunde gewesen zu sein scheint, war mit den Wäldern und sonstigem Landbezirk seit Jahren im Pfandbesitz des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, wenngleich sie zu dem Leibgeding der Witwe des Herzogs Erich gehörte. Ein schleswigscher Ritter, Klaus Ravenstrupp, saß als Schloßhauptmann des Königs dort, ein Mann von gewaltigem Körperbau. Halbwüchsig war er einst ein wilder Gesell gewesen und von rascher Faust; er hatte den eigenen Bruder einmal fast im jähen Zorn erschlagen. Doch je mehr seine mächtige Gestalt sich auswuchs, je mehr er gefürchtet, ja als überlegener Streitentscheider aufgerufen wurde, um so milder wurden seine Sitten; dazu half ihm auch sein froh und gut Gemüt, das ihm der Herr mit auf die Welt gegeben hatte. So war er ein glücklicher und fester Mann geworden. In einigen Händeln seines Königs hatte er grimmig und mit Glück gefochten; kam er dann heim mit seinen Burgleuten, so standen vor der offenen Thorfahrt sein zartes, dunkles Eheweib, drei Söhne und zwei Töchter, alle voll Kraft und Wohlgestalt, und schwenkten grüne Buchenzweige in den Händen; dann sprang er von seinem Streithengst, und sie gingen über den Hof in das große Thor der unteren Halle, das erst vor

wenigen Jahrzehnten von der Herzogin hier gebrochen war; und Glück und Frieden gingen mit. Zogen an Sommerabenden dann Wanderer oder Reiter unten durch den Sandweg, so hörten sie manches Mal ein Lachen oder Rufen von frohen Kinderstimmen über sich; dazu wohl eine tiefe Männerstimme, die beruhigend dazwischen sprach. Die gehörte dem Ritter Klaus Ravenstrupp, der hier seine Abendmuße mit Frau und Kindern teilte; denn der Burggarten, den ausnahmsweise dieser fürstliche Bau besaß, lag dort hinter starken Mauerzinnen. Die Hügelwand fiel hier freilich steil und kahl hinab; aber hart daran war eine italische Pappel so hoch hinaufgewachsen, daß sie die Mauer wohl um zwanzig Schuh noch überragte. An einem ihrer oberen Zweiglein flatterte jetzt an leichtem Faden ein Kunstschmetterling aus bunten Hahnenfedern, den die ältere Schwester Heilwig angefertigt und den der Vater dort befestigt hatte. Der älteste Knabe stand hinter den Würzebeeten an dem Taxusbusche, seine gespannte Armbrust in der Lage; die jüngste, die kleine süße Dagmar, hatte die Mutter auf den Arm genommen, damit sie alles sehen könne. Nun kam aufs neu ein Lufthauch, der den Sommervogel flattern machte. „Schieß!" rief der Vater, und der Bolzen flog von des Knaben Armbrust; eine Feder stob aus dem Schmetterling und wurde von dem Wind hoch in die Luft getragen. Da klatschten alle in die Hände, der Vater und die Mutter auch, und die süße Dagmar schlug ihr Kinderlachen auf und hörte nicht auf, sich ihre Händchen rot zu patschen.

— Es wurde alles anders. — Einige Jahre später, es war an einem Nachmittage des Septembers 1349, da der Ritter mit seinem Schreiber an der Arbeit saß, kamen die damals elfjährige Dagmar und der um ein Jahr ältere Bruder Axel mit erschreckten Gesichtern zu ihm hineingestürzt. Etwas unwillig blickte er auf: „Was ist? Was habt ihr, Kinder?"

Sie waren fast außer Atem; aber Dagmar, das schmächtige Ding, war, wie um Furchtbares zu erzählen, mit erhobenen Armen vor ihn hingetreten.

„Nacht!" rief sie. „Es wird Nacht, Vater!" und aus dem schmalen Gesichtlein sahen die schwarzen Augen zu ihm auf.

Der Ritter blickte um sich: die Sonne war erloschen; die Wände des Gemaches standen öd und lichtlos.

„Ja, Herr," sagte der Schreiber; „es fällt wie Asche auf die Schrift."

„Nein, Ringang, nicht wie Asche!" rief der Knabe; „ich sah es: im Norden, weit hinaus, stieg schwarzer Nebel aus der Erde und schwimmt wie eine Wolke auf uns zu; seht nur, es wird ganz finster hier! Kommt, kommt mit hinaus!"

Und die Kinder faßten beide die Hand des Vaters; und er ließ sich von ihnen aus dem Gemach und nach dem stumpfen Turm hinaufziehen; auch die Mutter mit der älteren Tochter und die beiden älteren Söhne stießen auf dem Wege aus Hallen und Gemächern zu ihnen. Als sie die Platte des Turms erstiegen hatten, stand schon ein Teil des Gesindes dort und wich ehrerbietig an die Seite; alle schwiegen, nur die alte Schaffnerin flüsterte mit ihrer heiseren Stimme zu dem einen oder anderen: „Die Zeichen des Herrn erfüllen sich! Wißt ihr wohl noch, da um das Julfest dreizehn Kühe jählings wild geworden! Und da wir nach dem Backen das erste Gerstenbrot anschnitten, schnitten wir nicht in schwarzes Blut? Des Herrn Gericht! O alle Heiligen!" Aber niemand antwortete ihr.

Die Schloßfrau hatte die Hand ihres Mannes ergriffen, und bald lagen alle Kinderhände in der seinen; denn schon hatte das schwarze, von Norden kommende Dunstgespenst sich über sie gebreitet und sank in furchtbarem Schweigen auf die Erde.

„Kommt!" sprach der Ritter leise, indem er mit den Seinen zuerst die Treppenstufen hinabstieg. Und alle folgten ihm nach unten zu der kleinen Burgkapelle, deren Thorklinke nur noch mit tappender Hand zu finden war. Drinnen aber zogen schwarze Nebelflocken unter der gewölb-

Digitized by Google

ten Decke und verbargen das Antlitz des crucifixus über dem Hauptaltar; und vor dem der Mutter Gottes scholl die zerrissene Stimme der alten Schaffnerin: „O heilige Jungfrau, deine Augen! Wo sind deine Augen?“ Alle lagen auf ihren Knien in den Stühlen und beteten stumm oder schrien mit gerungenen Händen zu Gott und allen seinen Helfern.

Sie hätten es sich sparen können; denn der schwarze Tod war gekommen, der die Welt leer fraß und gegen den nichts half als sterben.

In selbiger Nacht noch blies er den jüngsten Knaben an, und sein Eingeweide brannte, seine Lippen wurden wie Ruß, und am dritten Tage war statt des schönen Knaben ein schreckhafter blauschwarzer Leichnam auf dem in Todesqual zerwühlten Bette; dann griff er nach der schönen ältesten Tochter; dann nach den beiden anderen Söhnen; und sie starben alle, alle. Hallen und Gemächer dufteten Tag für Tag nach frischem Gras und Thymian, das gegen die böse Pestluft überall gestreut wurde; aber die Mutter Erde und ihre Kräuter hatten keine Heilkraft mehr; es war, als ob selbst Gott der Herr die Macht verloren habe auf seiner Erde.

Ein paar Monde schien dann das Sterben im Schlosse aufzuhalten; da eines Tages trat die Schloßfrau zu ihrem Eheherrn in sein Gemach, gekrümmten Leibes, mit entstelltem Antlitz. „Benedikte!“ schrie er.

— „Ja, Klaus, ich muß nun auch von dir!“

„Du nicht! Nur du nicht, Benedikte!“ und er streckte seine Arme nach ihr aus. „Herr Gott, wo bist du? Schütze deine Menschen!“

Aber bevor er sie berührte, war sie mit ihrer letzten Kraft entflohen. „Ade, o du mein Herzenstrauter! O süße Dagmar!“ So rief sie noch zurück.

Er hatte ihr folgen wollen, aber ein bewußtloser Schrecken hatte ihn festgehalten; dann ging er taumelnd nach ihrem Ehegemach, aber es war leer, und ohne Sinne sank er auf das große Bett.

Die Schaffnerin, die noch lebte, fand ihn am anderen Tage; aber sie erkannte, daß das große Sterben ihn nicht ergriffen habe.

Während sie ihn pflegte, war sein Weib verschwunden, und Dagmar, um die sich niemand kümmerte, das blauschwarze Haar wirr um ihr blaß Gesichtchen, lief, nach der Mutter weinend, durch Hall' und Gänge. Da wollte eine der Dirnen ein Gewandstück aus einer entlegenen Kammer holen; aber schreiend stürzte sie zurück, denn auf einem alten dort stehenden Bette lag ein schwarzer Leichnam, dem die Abendsonne das Gesicht beschien. Da die anderen Dirnen hinzukamen, sahen sie, es sei die Schloßfrau, die einsam hier gestorben war.

Als der Ritter aus seinem Wirrsal aufwachte, war sein Weib nicht mehr im Hause. Die Kinder lagen drunten auf dem nahen Kirchhof; der aber hatte lang schon keine Hand voll Erde für die Toten übrig; seitwärts vom Walde war eine Niederung, dort hatte man mit Pfählen ein Viereck ausgeschlagen, wohin nun alle gebracht wurden, die der Tod erschlug. Draußen auf dem „Pestacker“ war auch des Ritters Weib vergraben worden; so erzählte man ihm jetzt.

Er erwiderte kein Wort auf diese Kunde; aber er erhob sich bald von seiner Bettstatt. Den Gürtel lose um den grauen Leibrock geschlungen, die Otterkappe in die Augen gedrückt, schritt er langsam durch alle Hallen und sich kreuzenden Gänge des ganzen Baues, treppauf und -ab; mitunter riß er eine Thür in ihren schweren Angeln auf, er stand wie hintersinnig auf der Schwelle und blickte in das düstere Gemach; aber die Zellen waren alle leer und totenstill; wo die Älteste geschlafen hatte, lag in der Fensterbrüstung noch das verhungerte Rotkehlchen, das der kleine Axel ihr einst gefangen und jubelnd heimgebracht hatte; die Zellen hatte niemand öffnen dürfen, seitdem die jugendlichen Gestalten als furchtbare Leichen dort herausgehoben waren.

Das Leben und die Arbeit lag danieder, alle Ordnung und Geschäft war aufgelöst; aber jeden Tag, morgens und wenn die Sonne wieder niedersank, machte der Ritter seine düsteren Gänge durch die Burg; er rechnete nicht mit sich, weshalb; es war auch Sonstiges nicht für ihn zu thun. Ein paarmal war Dagmar ihm leise nachgeschritten, aber er sah nicht rückwärts; auch als sie in Angst und Sehnsucht stärker auftrat, schlossen nur seine Hände auf dem Rücken sich fester ineinander, und ohne andere Bewegung schritt er weiter. Da blieb sie stehen, legte die Finger auf ihre zitternden Lippen und verschluckte ein paar Thränen, die ihr aus den Augen fielen; dann kehrte sie um und suchte bei der alten Schaffnerin ihren stillen Unterschlupf.

Nur einmal, da bei seinem Vorübergehen das blasse Gesichtlein ihn so stumm und flehend angesehen hatte, ging er auf seinem Totengang nicht weiter. Er gedachte plötzlich einer Base seines toten Weibes, die einst in ihrer Jugend am Thüringer Hofe auf kurze Zeit zu den gelehrten Frauen gezählt worden sei; denn sie verstand zu lesen und zu schreiben, hatte sogar den Virgilium latein studiert; auch Paramentenstickerei und derlei Künste hatte sie verstanden. Sie war nun alt und lebte in einer kleinen Stadt von einem Rentlein, welches ihr die Sippe gab.

Der Ritter ging in sein Gemach; er setzte sich an seinen Schreibtisch und lud die Base ein, zu Zucht und Lehre Dagmars in sein Haus zu kommen. Und nicht lange, so war sie mit ihrem kleinen Hausrat eingerückt; darunter fanden sich ein Päckchen Pergamentrollen und beschriebener Blätter, eine sauber geschnitzte Mutter Gottes und eine kleine Anzahl von Glasscheiben, für welche man auf ihr Verlangen das sonst nur mit dünnen Därmen bespannte Fenster ihrer Kammer zurichtete.

Seitdem lebte und schlief Dagmar mit der Base. „Wir wollen's gut miteinander haben, Kind!" sagte die Alte, da sie zum erstenmal sich neben dem Mädchen in ihren breiten Sessel setzte.

Und Dagmar ergriff ihre beiden alten Hände.

— „Aber, du zitterst, Kind!" rief die Base.

„Ja, Bas', ich war hier so allein!"

Und die alten guten Augen sahen zärtlich auf das blasse Ding; aber Dagmar zitterte noch immer; sie war der Liebkosungen zu lang nicht mehr gewohnt. Allmählich, erst nach Monden, brach wieder ein zartes Rot durch ihre Wangen, und der süße Augenschein war wiederum darüber; wenn noch so alt, sie hatte itzt doch eine, zu der sie gehörte, die keine andere in ihren Arm nahm als nur sie.

Der Ritter aber war am Ende ein finsterer Mann geworden; die Lust und Güte seines Herzens war bei den Toten; gegen die Lebenden war seine Hand von Eisen.

So ging die Zeit um ein paar Jahre weiter. Der König hatte harte Abgaben auferlegt, die härteste war der Viehzehente; und für falsche Angabe des Viehbestandes waren schwere Bußen ausgeschrieben. Der Ritter saß den Vögten auf dem Nacken, daß alles pünktlich eingetrieben werde; „der König will es," war seine einzige Antwort, wenn sie dagegen über des Volkes Unmacht klagten. Warfen dann die Armen sich ihm selber in den Weg, so wandte er schweigend ihnen den Rücken und schritt davon, bis der Schrei des Elends hinter ihm verhallt war.

Da eines Herbsttages, als schon der Duft gefallenen Laubes durch das offene Thor der unteren großen Halle wehte, war ein Weib hier eingedrungen, als eben der Schloßhauptmann in das Freie treten wollte. Sie war eine Witwe, tief verschuldet und um Verschweigung zweier Rinder schwer gebüßt worden. Da sie unversehens ihm in den Weg trat, herrschte er sie an: „Was willst du? Geh mir aus dem Wege!"

Das Weib erschrak; sie vermochte nicht zu antworten, aber ihre Augenlider öff-

Digitized by Google

neten sich weit, als gebe sie dem zornigen Blick des Mannes ihre Seele preis. „Erbarmen!“ lispelte sie kaum hörbar und warf sich auf die Fliesen nieder.

Der Ritter wollte an ihr vorüberschreiten, aber der Aufschrei einer Kinderstimme machte ihn stille stehen. Als er sich umblickte, sah er sein Kind; sie stand mit einem Fuß noch auf der letzten Stufe der aus dem Treppenturm herabführenden Stiege; die schmalen Händchen, die unter dem schwarzen Ärmelsaum des weißen Kleides hervorsahen, hingen schlaff herab; ihre dunklen Augen blickten erschreckt zu ihm hinüber.

„Du bist es, Dagmar?“ sprach er; er hatte vielleicht in Jahresfrist kein Wort an sie verloren. Sie aber, da sie seine Stimme hörte, war an seinen Hals geflogen und drückte weinend den Kopf an seine Brust.

Der starke Mann bebte und frug mild: „Was willst du denn, mein Kind?“

Da sprach auch sie, doch ohne aufzusehen: „Erbarmen, Vater!“

Er aber hob die Faust gen Himmel und rief: „Fand ich Erbarmen? — Die Hände hab ich im Gebet zerrungen! Gott hat geschwiegen, und so thu ich's auch.“

Da hob das kleine dunkle Haupt sich zu ihm auf, und aus den Kinderaugen drang so gramvoll süße Bitte, daß er verstummte und den zarten Leib, als müsse er ihn zermalmen, mit beiden Armen an sich preßte: „Mein Kind! ... Du lebst! ... Du lebst!“ und seine Augen tranken den Jugendglanz der ihren. „O, doch ein Glück auf Erden noch! — Gott sei mir gnädig!“

Das arme Weib lag noch auf ihren Knien und hatte wortlos diesem Vorgang zugeschaut; jetzt streckte eine Hand sich gegen sie: „Bist du noch hier, Weib?“

„Ja, Herr!“ und ihre Stimme bebte in Erwartung.

„So gehe heim! Die Buße, ich zahle sie für dich!“ — Und noch einmal, da sie schon hinausgeschritten war, rief er sie an: „Was ist dein Name, Weib?“ und als sie es ihm gesagt hatte, sprach er: „So gehe heim, Trien Harders, und herze deine Kinder! Du sahest, unser Gott hat auch mit seinem armen Knechte wiederum Erbarmen.“

Dann hob er sein zehnjährig Töchterchen auf seine Arme und trug sie in sein Gemach. „Dagmar, mein Kind,“ sprach er, indem er sie sanft zu Boden ließ, „es ist so hell hier heute und scheint doch keine Sonne von dem grauen Himmel!“

— — So war nun Dagmar zwischen dem schweigsamen Vater und ihrer fast siebzigjährigen Base und sah nimmer ihresgleichen. Ihre Welt war die düstere Burg und, wenn Frühling und Sommer kamen, der Garten, der dahinter lag; wo außer ihr dann nichts war als das Summen der Bienen und Hummeln und drüben jenseit des tiefen Sandweges das Rufen der Drosseln aus dem Walde. Der Ritter hatte seit seines Weibes Tod ihn nimmer wieder betreten, denn seitwärts, vorbei an den Wipfeln des Waldes, schimmerte der graue Fleck des Pestackers. Dagmars Augen aber sahen gern dort hinüber, oder sie saß auf einer Bank, neben der die hohe Pappel ragte, und unter dem Summen und dem Gesang der Vögel sah sie wie einst den Bruder nach dem Sommervogel schießen.

Meist saß sie freilich droben bei der Base in dem Gemache mit den Butzenscheiben; sie nähte und stickte; auch lernte sie lateinische Vokabeln oder schrieb mit der Feder nach, was ihr die Base vorgeschrieben hatte. Dazwischen kam wohl einmal der Vater, strich sanft über ihr dunkles Haar und ging dann schweigend wieder fort. Als er ihr dabei eines Tages einen Silberreif ums Haupt gelegt hatte, trug sie ihn ferner jeden Tag.

Später holte die alte Dame auch ihre Schriftrollen aus der Truhe; und eines Abends, eigener Jugendstunden denkend, griff sie nach Hartmanns von der Auen „Armen Heinrich“ und begann zu lesen, indessen Dagmar mit offenem Munde ihr zu Füßen saß. Wie krystallene Tröpflein fielen die lichten Worte zu ihr nieder: der junge unheilbar sieche Burgherr im

Digitized by Google

Schwabenland hatte auf seinem Vorwerk bei dem Meyer sich verborgen; die Menschen sollten nicht sein Elend schauen; aber mit seinen noch immer schönen Augen streifte er einmal traurig seines Wirtes junge Tochter, da ließ das Herzeleid um ihren Herrn sie nimmer schlafen; und als an einem Tage ein weiser Meister zu dem Herrn sprach: „Ich will Euch heilen; aber schaffet eine Jungfrau, die um Euch den Tod erkieset und aus der Brust sich das lebendige Herz will schneiden lassen!" da, während der Herr und ihre Eltern sich entsetzten, rief das Kind: „Die Jungfrau, die bin ich! Nehmt nur das Messer, daß mein Herr genese!"

Ein schwerer Seufzer rang sich aus Dagmars Brust; sie griff nach ihrer Base Hand, als müsse sie den Strom der Dichtung hemmen. Dann aber brach ein so erhaben Leuchten aus des Kindes Augen, daß die Base die Schriftrolle hinwarf und sie mit Hast in ihre Arme zog: „Kind, Kind! Ich glaub fürwahr, du könntest selbigs auch!"

— „Ja, Baf'! — War das die Minne?"

„O Kind, Gott hüt dich vor der Minne!" Und die Base packte erschreckt das Schriftwerk an die Seite.

So war Dagmar fast sechzehn Jahr geworden, und noch immer war sie zarteren Leibes, als sonst die Menschen sind. Da sie eines Tages eine Hand voll weißer Anemonen dem Vater in einen Krug ordnete, sah er ihr zu wie einem Wunder: „Du bist wie deine Mutter," sprach er dann; „mein Vater, da ich zuerst die Braut ihm zuführte, weigerte mir lächelnd seinen Segen; die sei der Elbinnen eine und würd nicht bei mir bleiben!" Und als er das gesagt hatte, riß er heftig das Kind an seine Brust.

— Bei dem Verfasser der historiolæ hieß es auch noch, ihr Körper sei gewesen, als habe ihre anima candida ihn selber sich geschaffen.

* * *

Flitterwochen, in denen die Jungfrau sanft zum Weibe reift, hatte es auf Dorning nicht gegeben; die gehörten dem Toten, der mit zerhauenem Schädel in der Grube lag. Statt dessen war die Leidenschaft des Weibes; doch nur in den Stunden der Minne war sie dem Manne unterthan; zu anderer Zeit war ihr eigner Wille schwer zu beugen. Wie kampfgerüstet ging sie schon in der ersten Woche zwischen Gewappneten über alle Teile der Feste; dann schritt sie zu ihrem Eheherrn: „Traust du dem Atterdag? Ich nicht!" und verlangte hier ein Thor oder Fallgitter, dort einen weiteren Graben.

In manchem that er ihr den Willen, in anderem blieb er hart und sprach dagegen: „Meinem Vater ist's so recht gewesen! Nimm deine Kunkel und sorg für Kinderhemde!" Dann ward sie zornig, und es gab üble Worte; kam es, daß es auch ihm wie Funken aus den Augen sprühte, dann konnte sie sich jäh in seine Arme werfen: „Halt, Rolf! Du bist zu schön! Da hast du mich; ich will nichts mehr!"

Dann ward wohl Friede; aber dem Ritter wurde nicht warm in seiner Ehe; es schien, als sei die Freude ihm verloren gangen.

— — Es war zu Nachmittage im Anfang Juni, und die Luft war lieblich; stundenlang waren Frau Wulfhild und ihr Ehgemahl durch ihr Gebiet geritten; aber für ihn war es kein leichter Ritt, denn ihre raschen Augen flogen weit umher, und unter ihrer gewölbten Stirn arbeitete es dabei von neuen Plänen: wo Wald war, wollte sie Ackerfeld, und wo das Feld zu dürre schien, da wollte sie Kiefern- oder Tannenwälder. „Wir müssen Schatten säen!" rief sie, da sie eben in einen Waldbezirk hineiuritten; „fühl nur, wie wohl das thut!" Der Pfad war so schmal, daß die Pferde nur einzeln schreiten konnten; sie ritt voran, der Schreiber Gaspard, den sie als Berater mitgenommen hatte, war der letzte. Das Klopfen der Spechte oder unsichtbar über ihnen der Schrei eines Raubvogels war außer dem Tritt der eigenen Rosse alles, was sie hörten; und über Mann und Weib kamen

Digitized by Google

die Gedanken, die nicht laut werden; aber ihre Wege gingen nicht zusammen.

Der Wald hörte auf, und sie ritten aus dem beklommenen Bodendunst wieder in das Freie. Am Westhimmel war schon ein sanftes Rot erglommen; das Geißblatt, das voll Blüten an den Wällen hing, erfüllte die Luft mit Wohlgeruch, daß sie wie in ein wollüstig Meer von Duft hineinzogen. Rolf blickte nach seinem Weibe, das jetzt ein Stück zurückgeblieben war; dann wandte er wiederum den Kopf und sah ins Abendrot; da sprengte sie plötzlich an seine Seite und drängte ihre weiße Stute hart an seinen Hengst; als aber Rolf die Schwere ihres Hauptes an seiner Brust fühlte, fuhr ein Sporenstich dem Hengste in die Weichen, daß er mit einem Satz zur Seite sprang. „Verzeih, Wulfhild!" rief der junge Reiter, indem er das Tier zusammendrückte, „der Hengst ist Menschenminne nicht gewohnt!" Das Weib ritt wieder zu ihm und faßte mit ihrem kräftigen Arm um seine Hüfte, mit ihren gluhen Augen nach den seinen suchend; vor ihm aber stieg die zierliche Gestalt eines böhmischen Schätzchens auf, das er noch kaum vergessen hatte, und grollend sprach er zu sich selber: „Die du gefreit hast, ist kein Weib zum Minnen; und wenn nicht dazu, wozu denn anders?"

Hinter ihnen ritt schweigend Gaspard der Rabe; er sah mit seiner Schnabelnase schief zur Erden und spielte mit der Kugel seiner Mütze, als ob er an einer Schellenkappe läutete.

Die Pferde gingen jetzt ruhig, und wieder nordwärts lag ein Wald vor ihnen. Das Dunkel kam nicht nur von seinen Schatten; die Dämmerung war stark herabgesunken, und im Osten begann der Mond den letzten Tagschein zu besiegen. Da fuhr es vor ihnen von einer schwarzen Tanne mit einem Satz zu Boden, daß Rolf Lembeck sich jäh aus seinen Träumen aufhob. „Hallo! Was war das, Gaspard?" rief er und riß seine zierliche Armbrust von dem Rücken.

— „Eine Wildkatz, Herr! Seht nur, am Stamme sitzt sie noch, der Breitschwanz, und faucht Euch mit ihren spitzen Zähnen an!"

„Ein edel und ein übel Wild!" sprach der Ritter leis und sprang von seinem Hengste. „Nimm ihn am Zügel, Gaspard!"

Frau Wulfhild griff nach seiner Hand: „Laß doch das Wild! Daheim ist besserer Zeitvertreib!"

Es trieb ihn dennoch fort; „Reitet nur heim!" rief er; ich komme früh genug!" Damit entriß er seine Hand der ihren.

Als aber die Dame, rot vor Zorn, den Weg nach Dorning eingeschlagen hatte, sprengte Gaspard mit den beiden Rossen ihr zur Seite: „Ereifert Euch nicht, edle Herrin! Der Ritter wird die Wildkatz nimmer jagen; laßt ihn daheim ein edler Wild im Lager finden!"

— — Sie ritten fort; Rolf Lembeck aber drang in den dunklen Wald; aus den Tannen kam er in den Buchenforst; er stand an jedem starken Baum und lugte nach allen Ästen, ob nicht die Lichter des Raubtiers irgendwo herunterfunkelten; aber über ihm war so schwere Walduacht, daß nur wie Tropfen das Mondlicht hier und da hindurchfiel; zu hören war nichts als nur das Knicken des Unterholzes, das er durchschritt, auch wohl das Zirpen einer Eulenbrut. Er blieb stehen und warf die Armbrust wieder auf den Rücken: „Du warst ein Narr; hier ist kein Jagen in der Finsternis!" Seine Gedanken flogen heim zu seinem Weibe; doch er schüttelte den Kopf: „Nein, nein, Frau Wulfhild" — er sprach es laut in die einsame Nacht hinaus — „eine Schlachtjungfrau wärst du wohl eher; und hat auch schon ein wundgehauener toter Mann an deinem Leib gehangen!"

Fast erschrak er über die eigenen Worte, die die Stille um ihn her durchbrachen; aber er kehrte nicht um, er schritt weiter auf seinem nächtlichen Irregang. Da, von unweit vor ihm, drang es an sein Ohr, so süß, als wollt' es alle Sehnsucht wecken, die in ihm schlief. „O Nachtigall, selige Singerin!" rief er, seinen Arm in das Dunkel streckend:

Digitized by Google

„Schon flog der Mai
Vorbei, vorbei,
Und brachte nicht, was minnewert!
Willst du sie künden,
Soll ich sie finden,
Die Fraue, die mein Herz begehrt?"

Bald stand er, bald ging er vorsichtig weiter, und immer nur dem Schalle nach. „Was hätt ich bessere Führerin!" sprach er zu sich selber.

Der Wald ging zu Ende, und durch die Stämme sah er auf einen Sandweg, auf den der Mond seinen Schein herabwarf. Jenseit, in gleicher Helle, stieg eine jähe Hügelwand empor, und eine Zinnenmauer streckte sich auf ihr entlang. Rolf Lembeck betrachtete das genau; als aber seine Augen hinter Baumwipfeln den Oberteil eines runden Turmes gewahrten, da wußte er, das sei die Gartenseite von Haderslevhuus, auf dem der Schloßhauptmann des Königs sitze.

Der Ritter schaute starr hinauf, als müsse er ein Wunder hier erwarten; aber nur der Nachthauch rührte dann und wann das Laub der Bäume, und in kurzen Pausen schlug am Waldesrand die Nachtigall. Doch wie ein jäher Schreck durchfuhr es ihn: dort oben zwischen den Zinnen lehnte jetzt ein Weib; nein, nicht ein Weib: ein Kind — er wußte nicht, ob eines, ob das andere. Den Arm mit einem weißen Mäntelchen verhüllt, neigte sie sich tief hinab; denn der Kehle der Nachtbeleberin entquollen jetzt jene langgehaltenen Töne: sehnsüchtig, nicht enden wollend, wie ein heißer Liebeskuß.

Rolf Lembeck stand unten im Waldesschatten, unbeweglich, mit verhaltenem Atem. „O Stunde, bist du da!" Seine Lippen flüsterten es nur; das sanfte Rauschen weiblicher Gewänder berührte von oben her sein Ohr; ein Atmen, mehr ein Seufzer kam herab; und nun hob sich ein Antlitz, schmal und blaß, und legte sich auf das gestützte Händchen; das Mondlicht schimmerte auf einem Silberreife, der das dunkle Haar umfing.

Da befiel den Mann am Waldesrand die sehnende Schwere, die allein nicht mehr zu tragen war; es drängte ihn hinaus ins Helle, und die Arme ihr entgegenstreckend, rief er: „O Schöne, Selige! Gott woll ein süß Erleben so süßem Geschöpfe geben!"

Sie erschrak und bog sich von der Mauer weg; doch dann besann sie sich: die Worte waren ja aus Meister Gottfrieds Tristan; nur daß sie dort auf François geschrieben waren! Sie hatte sie eines Tages dort gelesen; doch die Base hatte ihr voll Angst das Buch entrissen; so etwas sei noch nicht für ihre Jugend! Nun kam der Reiz, zu zeigen, was sie wisse: „Das ist kein Landfahrer, der ist nicht zu fürchten!" sprach es in ihrem Inneren; und als sie wieder sich erhob, erblickte sie drunten den schönen Junkherrn in blitzendem Gewande und sah das Mondlicht auf seinem goldenen Blondhaar spielen; denn er hatte sein Haupt entblößt und hielt die Kappe mit der Reiherfeder in einer seiner Hände, die er wie anbetend ihr entgegenstreckte. Da faßte sie Mut und rief ihm aus demselben Buche ihre Antwort: „Dé te benie! Gott segne dich! Et merzi, gentil Sir!" Aber ihre Stimme zitterte ohnwillens; die fühlte besser, daß es doch ein Wagstück sei, und wehte nur wie ein Duft hernieder.

Gleichwohl, da er seine Kappe wie zum Gegendanke schwenkte, fügte sie zaghaft noch hinzu: „Seid Ihr ein Sänger, Herr?"

„Ein wenig, selig Fräulein!" rief er ihr entgegen. Aber eine Antwort kam nicht mehr herab, denn zu den Füßen des Kindes regte es sich und hob sich auf; vergebens mühte sie sich, den Kopf der ungestümen Dogge niederzuhalten, die schlafend dort gelegen hatte. Zwar neigte sie sich und drückte den Mund an das rauhe Ohr des Tieres: „Still, Heudan, still! sollst auch zur Nacht vor meiner Kammer schlafen!" Es wollte nicht verschlagen; die Dogge drängte die kleinen Hände fort; dann stand sie mit den Vordertatzen auf der Mauer, und ein hallendes Gebell scholl in den Weg hinunter.

Als der Hund sich wieder knurrend zu

Digitized by Google

ihren Füßen gestreckt hatte, wagte auch Dagmar über die Mauer hinabzuschauen; aber es war nichts da als nur der lautlose Mondenschein und in Pausen noch der Schlag der Nachtigall. — Trunken, als habe ein Zauber ihn berührt, schritt Rolf Lembeck indes am Waldesrande seinem Hause zu.

* * *

Es war auf Dorning schon nach Mitternacht. In der hochgelegenen, aber geräumigen Kemenate lagen die Seidendecken von Arras noch unaufgeschlagen auf dem Ehebette; unweit desselben aber auf einem Tischchen war ein lecker Mahl gerichtet; vor zwei Plätzen — nicht sich gegenüber, sondern Seit an Seite — stand je ein silberner Pokal; ein Kränzlein früher Rosen hing an jedem und erfüllte das Gemach mit Duft. Doch die Speisen waren kalt und unberührt, der eine der schmalen Sessel leer; auf dem anderen saß Frau Wulfhild wie ein steinern Bild, den Kopf auf ihren vollen Arm gestützt. Sie wußte nicht, wie lang sie so gesessen hatte; so ruhig der Leib schien, die Ungeduld des Wartens zehrte in ihrem Innern, und ihre Augen glühten dunkel über den heißen Wangen; wie sonder Gedanken hob sie eine Silberkanne und schenkte roten Wein in die Pokale, und mit der anderen Hand sich müde in ihr Goldhaar greifend, nahm sie den ihren und klirrte an den Rand des anderen; dann setzte sie unberührt ihn vor sich hin: „Komm! Komm, Rolf! Dein Weib begehret deiner!" rief sie leise. — „Ich wußt nicht, daß die Minne Todespfeile berge!"

Sie war emporgesprungen, sie stieß ein Fenster auf und bog sich weit hinaus, in der hellen Nacht über die Wipfel der absteigenden Wälder schauend; aber kein Menschentritt, kein Wächterruf erscholl; nur der Nachthauch wehte ihr kühl entgegen und trug von unten aus dem linken Flügel einen Schall vorüber: ein Waffenklirren, ein Stampfen wie mit vollen Krügen, dazwischen heisere Männerstimmen und dann und wann das Lachen eines Knaben. Ein sechzehnjähriger Junker, Gehrt Bookwald, war am Morgen angelangt, um bei dem kaiserlichen Ritter „Reiterei und Gottesfurcht" zu lernen; der Lärm kam unten aus der Gesindestube. Frau Wulfhild lauschte. „Die Knechte bringen ihm den Willkomm!" sprach sie, und das blonde Antlitz des Knaben, der nun ihr Diener war, zog an ihr vorüber. Es schien wüst herzugehen drunten, und eine Stimme scholl ihr gleich der des ersten Ehgemahles, wenn er unter Zechbrüdern in seiner Freude saß; sie schauderte, und das Knabenbild erlosch.

Allmählich ging der Tumult zu Ende; es wurde totenstill; ein Kauz nur schrie von einem Turm herunter. Plötzlich warf sie jäh das Fenster zu und sah sich wild im Zimmer um: das Haupt des Toten, dem sie hatte sterben helfen, hatte aus der Nacht sie angestarrt. Doch es war nicht hereingekommen; die Kerzen brannten hell und ruhig.

Und wieder saß sie unbeweglich, und die Qual vergebenen Harrens war nicht mehr zu tragen. Da gedachte sie eines Wundergürtels, den eine uralte Muhme ihr zum ersten Ehefeste mitgegeben hatte. „Es ist derselbe," hatte sie gesagt, „den einst der Ritter an Ginevra gab; so du ihn umlegst, thut dir kein Leid was an!" Aber die stolze Braut hatte derzeit Zaubermittel nicht vonnöten und warf den Gürtel achtlos von sich. Doch nun war andere Stunde; sie kniete bald vor dieser, bald vor jener Truhe und warf um des verschmähten Kleinods willen ihre Kostbarkeiten durcheinander; da endlich hielt sie den goldgewebten Gürtel in der Hand, und dort saß der Rubin, vor dessen Schein all Ungemach verschwinden sollte. Sie legte ihn über ihr weißes Nachtgewand, und er schmiegte sich leicht um ihre Hüften; aber vergebens sah sie auf den milden Glanz des Steines; der mußte gegen andere Schmerzen sein.

Noch eine Weile trug sie es; dann,

Digitized by Google

wie in Scham ob ihrer Schwäche, riß sie das Zauberstück vom Leibe und warf es von sich, daß der Stein herausſprang; zornig zog sie das Gewand von ihrem schönen Leibe und bestieg das Ehebett. Aber auch die Seidendecke wollte ihr keine Ruhe bringen. „Komm nun! Du sollst, du sollst!“ rief sie, als könne sie durch ihren Willen den Ehgemahl in ihre Arme zwingen. Aber er kam nicht; und das Bild des schönen Mannes, der doch ihr eigen war, peinigte sie wie ein Gespenst; und die Kerzen, die noch auf der Tafel brannten, wurden ihr unheimlich, als sei es zum Begräbnis.

Zitternd stieg sie von ihrem Lager und löschte alle bis auf eine; dann nahm sie ein Stundenglas vom Kamingesimse und stellte es in den kargen Schein. „Nichts anderes will ich sehen!“ sprach sie zu sich selber; „nur wie das Leben rinnt!“

Und so lag sie gestützten Armes auf ihrem Kissen und blickte unablässig auf den rieselnden Sand; und war das letzte Korn hindurchgefallen, so stand sie langsam auf, das Glas zu wenden. Erst als im Dämmerscheine draußen der Wald erwachte und unter ihrem Fenster der Trupp der Arbeiter auf das Feld hinausging, war der schöne Leib in Schlaf versunken. Aber auch mit der Schlafenden trieb die Minne noch ihr Spiel; ein Stöhnen drang aus ihrer weißen Brust, und mehr als einmal streckte sie die Arme aus und ließ sie seufzend wieder auf die Decke sinken.

Der Mann, um den sie solches litt, war längst auf einem Schleichweg in die Burg gekommen; keine Brücke hatte sich um ihn gehoben, kein Thor geöffnet; aber zu seinem Weibe hatte er nicht vermocht zu gehen. Im äußersten Winkel des einen Flügels war eine fast leere Kammer, die er als Hausſohn einstmals inne hatte; dort auf einem harten Faulbett lag er unausgekleidet, den blonden Kopf auf beiden Händen; auch er hob träumend die Arme auf, aber er schloß sie selig lächelnd über seiner Brust, und was vor seinem offenen Fenster die Nachtigall noch singen mochte, es kümmerte ihn nicht.

* * *

Die Zeit war fast um eine Tagfrist weiter gerückt; es war wieder Abend. Frau Wulfhild saß in ihrem Wohngemache, wo dunkelgemusterte Teppiche an den Wänden hingen; auch hier waren kleine Glasscheiben in den beiden Fenstern, und das Mondlicht, das hindurchfiel, mischte sich mit dem Schein der Kerze, die auf dem Tische stand. Das schöne Weib saß unbeweglich mit gestütztem Haupte. Da öffnete sich die Thür, und Gaspard der Rabe trat herein. „So kommst du endlich?“ sprach sie und warf ihre müden Augen auf ihn.

„Wohl, Herrin.“

„Dein Kopf hat sich verrechnet,“ sprach sie wieder. „Dein Herr schlief unter einem Dach mit mir; doch fern, in einer Bodenkammer; er hat das Edelwild verschmäht, das seiner wartete.“

„Ich weiß das, Herrin,“ antwortete der Schreiber; „er hat das Raubtier nicht erjagen können; es wird ihm nur die Wildkatz vor seinen Augen noch gesprungen sein.“

„Laß deine Narreteidung!“ sprach Frau Wulfhild finster. „Ich sagte dir einstmals, ich sei keine Henne, nun willst du mich gar reuen lassen, daß ich keine Wildkatze sei! — Ich fürchte wohl, hier ist ein ander Tier im Spiel!“

„Was sagt Ihr, Herrin?“ und Gaspard richtete seine spitzen Ohren auf.

„Sieh meine Hand, Gaspard; — und fühl sie auch!“ rief Frau Wulfhild und legte ihre weiße Hand an seine gelbe Wange. — „Nun, schauderst du noch nicht?“

— „Nein, Fraue; lasset sie nur immer liegen!“

Aber sie nahm sie fort. „Dann,“ sprach sie, „stößt nicht meine Hand ihn fort; dann ist es eine andere, die ihn zu sich zieht!“

„Sprecht weiter, Herrin! Mein Witz ist nicht so fein wie Frauensinn.“

Digitized by Google

„Du sahst doch," sprach sie, „wie er gestern auf dem Weg mir seine Hand entriß! Es that nicht sanft; aber vorhin in der Dämmerung; er wollte fort, so sagte er, um heute noch das Raubtier zu erlegen; ich griff nach seiner Hand —"

Sie war aufgestanden und ging mit starken Schritten durch das Zimmer. „Sieh her!" rief sie und streckte ihm ihre linke Hand entgegen; „der Blutriß ist von seinem Ehering! Ich hatte, meine ich, genug der Wunden aus meinem ersten Ehebund!" Sie warf den Kopf zurück und begann mit geschlossenen Fäusten wieder auf und ab zu schreiten.

Gaspard sah dem eine Weile zu; dann sprach er: „Und worin, Herrin, heischt Ihr meine Dienste?"

Da stand sie still und sah auf ihn herab; sie mußte erst der Frage nachsinnen. „Er wird auch heut nicht zu mir kommen," sprach sie heimlich, doch ihre Stimme bebte vor Zorn; „er wird auf seine Bodenkammer schleichen und im Traum mit einem Luftbild buhlen; aber du weißt es, Gaspard, der Mann, so stolz und wild er ist — er ist ein Kind; nimm ihm sein Spielzeug, und er vergißt es! Und du — sollst mir die Puppe suchen helfen!"

Gaspard blickte schief zu Boden und zog mit einem leisen Pfiff den Atem durch die Zähne. Dann hob er langsam seine Schnabelnase und sprach mit scharfem Lächeln: „Kopf und Hände sind nur meiner Herrin!"

* * *

An demselben Abend, nur etwas früher, saß zu Haderslevhuus die alte Base in ihrem stillen Gemache; an einer Wand stand das schmale Bettchen Dagmars, an einer anderen das der alten Dame mit dem großen Himmeldach; daneben hing ein Gefäß mit Weihwasser, darüber die geschnitzte Mutter Gottes; in einigen Wandnischen lagen handschriftliche Dichterwerke, an denen sie sich einstmals in der Jugend die Wangen heiß gelesen hatte. Sie selber saß an einem Tischchen vor dem Fenster mit den Butzenscheiben, durch das der Abendschein hereinfiel; ihr gegenüber Dagmar, und beide mit einer heiligen Arbeit in den Händen; denn bei der letzten Firmelung hatte der Bischof dem Reliquienschrank der Kirche zu Hadersley eine Anzahl Schädelknochen der zehntausend Jungfrauen zum Geschenk gemacht, und die Alte wie die Junge waren jetzt damit beschäftigt, sie mit rotem und weißem Sammet und mit Goldstickereien zu überziehen.

Es war ganz still im Gemach; nur das Sticheln der Nadeln wurde hörbar und das eintönige Geräusch eines Dompfaffen, der in seinem Bauer innerhalb des Fensters unaufhaltsam auf- und niederhüpfte. Das junge Kind führte heute ihre Nadel nicht mit gewohnter Sicherheit, und die Blättchen hingen oft nicht richtig an den goldenen Ranken; sie schaute nach jedem zehnten Stiche hastig durch das Fenster, das nach Osten lag; aber der Mond war noch nicht da. Ihr Atem wurde kürzer; in ihrem Inneren war heute eine fremde Kraft, die ihr die Nadel aus der Richte stieß.

Endlich legte die Alte ihr besticktes Schädelstücklein auf den Tisch. „Fertig!" sagte sie. „Guck her, Dagmar! Ob wohl dieser Kopf im Leben solchen Schmuck getragen hat?"

Das Kind hatte nicht gehört: der Mond war eben über den Bäumen aufgegangen.

„Dagmar!" rief die Base. „Du weiß Röslein, was ist dir? Du glühest ja wie Purpur!"

Mit verschleierten Augen sah das Mädchen auf die Alte. „Du hast wohl in deinen Truhen gekramt, Bas'," erwiderte sie; „der Moschusduft, glaub ich, bedränget mir den Atem."

Aber die Alte hatte ihr die Stickerei aus der Hand genommen und wiegte jetzt den Kopf, indem sie sorglich darauf hinsah. „Ei ja, Dagmarleiu," sagte sie, „du hast noch eine Kinderhand; aber doch nicht allemal so sehr! Ich sagt's dir schon: was wollten deine Finger bei dem Toten-

bein! Schelle nach der Grete, daß sie die Kerze bringt; der Tag ist aus, und der da draußen" — sie wies mit ihrem mageren Finger nach dem Mond — „der leuchtet nur Verliebten, aber nicht Kindern und alten Frauen!"

Ein heißes Rot schoß über das junge Antlitz; aber die Alte gewahrte es nicht. „So schelle doch, Kind!" wiederholte sie; „du kannst dann deinen Silbergürtel weiter sticken! Ist der erst fertig zu dem weißen Seidenkleide, da wirst du aussehen wie die heidnische Diana; es fehlt nur noch der Silbermond an deiner weißen Stirn!"

Sie bog sich über den Tisch und streichelte die zarten Mädchenwangen. „Wart nur ein Jährlein, Dagmar! Da nimmt dein Vater dich mit hinaus, nach Wordingborg, nach Kopenhagen! Da kommen die jungen Erdensöhne und werben um einen Blick der keuschen Göttin werben; auch einer, wohl so schön als wie der junge Ritter Lembeck, der letzt auf Dorning eingezogen ist!"

„Auf Dorning?" frug Dagmar achtlos. „Der Ritter Klaus ist ja schon alt!"

— „Ei, Kind! Sein Sohn, sein ältester! Und mit einem schönen stolzen Weibe; gar einer Schauenburgerin!"

„So? Einer Schauenburgerin?"

— „Ei freilich; aber doch nur einer Witib — ein Pfirsich, dran schon ein Toter seine Lippen setzte!"

„Pfui, Baf'! Aber ich kenne sie ja nicht; was kümmern mich die fremden Menschen!"

Dagmar war schon mit der Schelle an die Thür gegangen, kehrte aber zurück, ohne sie geöffnet zu haben. „Nein, Baf'," sagte sie mühsam; „mir ist das Herz bedrückt; ich muß ins Freie, in die Luft!"

— „Ei, Kind, es wird ja Nacht, und du weißt, der alte Joseph sagt, die Unholden schauen dann aus dem Boden!"

„Nur in den Garten, Baf'; da giebt es keine!"

Die Alte wurde unruhig; sie rückte an dem Kinntuch, das sie über ihr schwarzes Käppchen gebunden hatte. „Du weißt, sieh mich nur an!" sagte sie; „das dumme Kopfreißen; ich darf nicht in die Abendluft. Wenn dich was ankäme! Dein Vater ist in Wordingborg!"

„O Baf', ich nehme Heudan, die Dogge, mit!" rief Dagmar beklommen; „sie war auch gestern abend bei mir!"

Die Alte nickte: „Ja, ja, Dagmar, die Dogge; ja, das geht! Du zogst ihr neulich auch den Dorn aus ihrer Tatze, wie Androklus einst dem Löwen! Du kennst doch die Geschichte?"

Sie sah sich um; aber da war Dagmar schon hinausgeschlüpft, und die Glocke stand wieder auf dem Tische. „Ei ja," sagte die Alte seufzend, „da läuft sie mit dem Hunde in die Nacht hinaus, und ich kann hier im Mondschein meine lieben Schatten zu mir laden; wir brauchen keine Lichter!"

Der Mond schien durch die kleinen Scheiben; und mitten im Gemache saß die alte Dame und sah mit geisterhaften Augen in die Dämmerung; nur mitunter eine leise Handbewegung, als sei es ein Willkommen.

— — Dagmar aber war hoch aufatmend die Treppen hinabgeflogen; unten in dem großen Flur erhob sich die Dogge und sprang freudig ihr entgegen. „Heudan, mein Hund, komm, komm mit mir!" rief sie ängstlich; und das Tier drängte sich an die schmächtige Gestalt, daß sie dem Ungestüm kaum wehren konnte.

Sie schritten aus einem hinteren Thore durch einen weiten Hof, an dessen Ende ein Gelaß zur Absonderung bissiger oder neuer Hunde war; und Heudan sah verwundert zu dem Mädchen auf, als sie dort eingetreten waren. Dagmar aber schlug das Herz bis in den Hals hinauf, da sie eine der ledig hängenden Ketten faßte und das Halsband des Tieres daran befestigte. Es war nur Liebes von der jungen Hand gewohnt und leckte mit der roten Zunge nach ihr hin, als wolle es sein blind Vertrauen ihr bezeigen. Da schlug sie die Arme um seinen rauhen Nacken: „O Heudan, ich bin treulos, aber — du, du bellst auch gar zu schreck-

Digitized by Google

bar!“ Und eilig lief sie hinaus und schob den Riegel vor; dann ging sie durch eine Pforte in den Garten, durch Lindengänge und zwischen düsteren Taxusbüschen; da kam vom Hof ein Winseln, und einen Augenblick stand ihr der Atem still; aber sie drückte beide Hände vor die Ohren, und als sie auf den Platz hinaustrat, wo die Würzebeete waren und wo das volle Mondlicht ihr entgegenquoll, da hörte sie nur noch die Nachtigall, die drüben am Waldesrande schlug. Der Atem ging heftig durch ihre offenen Lippen; sie setzte sich auf die Bank und blickte vor sich auf den Wipfel der hohen Pappel, deren Blätter im Nachthauch sich bewegten. Doch aus den beklommenen Atemzügen wurden Worte: „Was wolltest du hier, Dagmar?“ sprach sie leise. „Die Nachtigall?“ — Sie horchte eine Weile, und der Vogel sang, als müsse er den Preis erſingen — aber Dagmar schüttelte das Köpfchen, und ihre Lippen flüsterten, indem sie die Hände vor die Augen schlug: „O heilige Jungfrau, wenn du mir hold sein wolltest!“

Da rauschten neben ihr die dichten Pappelzweige; und ehe sie es fassen konnte, schwang ein Mann sich auf die Mauer und hinab dann in den Garten. Ein Schrei rang sich aus ihrem Munde, aber sie erstickte ihn; denn schon lag er zu ihren Füßen, jung und blond, und sah mit flehenden Augen zu ihr auf: „Seid milde, Fräulein! O, wie schön seid Ihr! Ich sah noch nimmer Euresgleichen!“

Sie sagte nichts; mit kindisch weitgeöffneten Augen blickte sie ihn an; erschreckt und doch entzückt, als wollte sie die Worte ihm von den Lippen lesen. Doch das Winseln der Dogge scholl vom Hof herüber durch die Büsche, und des Ritters Hand fuhr jäh nach einem Jagdstahl, der an seinem Gürtel hing.

Aber sie schüttelte nur leise mit dem Köpfchen, da ließ er die halb gezogene Waffe wieder fallen. „Wer seid Ihr?“ frug er. „Wollet Ihr mir's sagen?“

Und sie antwortete: „Ich bin Dagmar, des Hauses Tochter; und wer seid Ihr?“

Er erschrak und wollte schon eine Mär erzählen, wie er zu anderen Zeiten wohl gethan; doch da er in dies Kinderantlitz blickte, so konnte er es nicht; er sagte nur: „Ich, süße Fraue, bin ein selig unseliger Mann, seitdem ich Euch gesehen habe!“

— „Aber, Herre, das ist nicht rechte Antwort!“

Da hob er die Hände bittend zu ihr auf: „Verlanget nicht ein Weiteres; es wär auf Nimmerwiederkehr!“

„So redet nicht!“ rief sie hastig; aber ein Zug der Angst flog dennoch über das zarte Antlitz, und sie setzte bei: „Nur, um der Gottesmutter Leiden, schweigt nicht zu lang; es thät mir weh!“ Und wie durch körperlichen Schmerz getrieben, drückte sie die Hand auf ihre linke Brust. Da er sorgvoll mit den Augen folgte, sprach sie: „Ihr wisset, das große Sterben, als das ins Land kam ... aber“ — unterbrach sie sich — „wo waret Ihr denn damals?“

„In Paris,“ sagte er leise, als wolle er den Laut der süßen Stimme nicht verlieren; „in Prag dann später; auch am Königshofe dort.“

Sie sah ihm in sein schönes Antlitz, auf den gestickten Sammetrock und wie die goldenen Knöpfe im Mondlicht blitzten. „So wisset Ihr nichts von uns — o meine Mutter! Süße Schwester Heilwig!“ rief sie; „und meine Brüder — sie sind all gestorben!“ Plötzlich ergriff sie seine Hand: „Kommt!“ rief sie und zog ihn mit sich auf eine kleine Höhe, von wo man seitwärts bei dem Walde in das flache Land hinaussehen konnte. Er glaubte eine Niederung zu gewahren und einzelne Pfähle, durch dunstigen Nebel schimmernd, der dort umzog. „Dort!“ sprach sie kaum hörbar und zeigte mit ausgestreckter Hand dahin.

Er schwieg; er wußte, das sei der Pestacker, wohin sie gewiesen hatte. — Ein Nachthauch kam und hob ihr dunkles Haar ein wenig von dem schmalen Antlitz und wehte das Gewand um ihren zarten Körper; ihm war auf einmal, als sei auch sie unhaltbar auf der Erde. „Wenn dort

von Eurem Blute einer ruht, so gönnet ihm die Ruhe!" sprach er zitternd; „der Tote ist im Schein von Gottes Antlitz und braucht um Liebe nicht mehr Leid zu dulden."

Doch sie streckte die Arme aus und rief: „Mein Vater! Mein armer Vater! Wir werden nimmermehr vom Tod geheilet!"

„Das war ein hartes Wort von Euren jungen Lippen!" sprach der Mann.

Da wandte sie ihr Haupt und sah den Schmerz in seinen Augen. „O nein! ich wollte Euch nicht Leides anthun!" sprach sie bittend; „nur sagen: von all dem Sterben hab auch ich mein Teil behalten!" — und sie faßte wieder mit der Hand nach ihrem Herzen — „des Königs Arzt, der spanische Jude, ich hörte ihn im Vorbeigehen zu der Base sagen, es sei zu groß, ich könnt einmal so hingehen; groß Leid und Freude könnt ich nicht ertragen. Und die gute Bas', will sie mir liebthun, sagt sie, ich hätte weiße Rosen auf den Wangen!"

Sie schwieg, und er antwortete ihr nicht; aber sie sahen sich in die Augen, und drunten aus der Tiefe schlug die Nachtigall. „Frühling!" sprach er leise und öffnete die Arme ihr entgegen. Da lag sie an seiner Brust, die Augen geschlossen, die Hände um seinen Hals gestrickt; und für die Worte, welche ihnen fehlten, sang die Nachtigall, als müsse ihr die Brust zerspringen; und nun ein Ton — lang ausatmend, ohne Ende. „Sie stirbt!" rief Dagmar, warf das süße Haupt zurück und schaute in des Mannes Augen. „O, kann man auch vor Liebe sterben!" — Er aber, in dem Thörichtthun der Minne, hob ihre leichte Last gegen den Silberschein des Mondes und küßte ihre Wangen: „O meine weißen Rosen! O heilige Jungfrau, beschütze mir mein ganz unfaßlich Glück!"

Da scholl vom Schlosse her das Klirren einer Pforte, und sie wand sich jäh aus seinen Armen. „Scheiden!" rief sie schmerzlich; dann nahm sie seine Hand und drückte sie um ihre Hüfte; doch nur für eines Atemzuges Dauer. „Nein, fort! — fort!" rief sie in Schrecken. „O, und vergiß nicht mein; ich müßte sterben!"

Sie fühlte einen heißen Kuß auf ihren Mund; dann rauschte es in den Pappelzweigen, und sie war allein. Sie stand, als wäre sie nicht lebend; ihre Wangen waren blaß; von ihren Lippen aber schimmerte es rot: das war die Minne, die dort des anderen Paares harrte. „O Herzliebe, o sehnende Not!" seufzte das Kind und sank auf ihren Sitz. „Und wie heißet er denn nun? — Er? Er —?" und lächelnd antwortete sie sich: „Das weiß ich nicht und darf ich auch nicht wissen!"

Da kamen Schritte näher, und aus den Büschen sprach ein altes Stimmchen: „Nein, nicht dorthin; hier, Grete; hier bei dem Taxus! O heilige Mutter Gottes!" Und die Base in ihrem Marderpelz, den Kopf mit einem dicken Tuch vermummt, trat mit der alten Grete in den Mondschein hinaus. „Kind, Kind, wo bleibst du!" rief sie. „Muß deine alte Bas' dich suchen gehen!"

— „O Bas', es ist so schön hier!"

„Und" — die Alte sah sich um — „du bist ja ganz allein; wo ist der Hund, der Heudan?"

„Der Hund?" sprach Dagmar hastig. „Ist der nicht hier?"

— „Ei, Kind, das mußt du ja doch selber wissen!"

„O Bas', du hättest die Nachtigall nur hören sollen!" Und wie gerufen drang der süße Schall von neuem aus der Tiefe, und das Mondlicht glitzerte auf den Blättern der Hülsen und den Nadeln des Taxus; von Düften schwamm es in der Luft. Einen Augenblick stand die Alte, das Ohr geneigt: „Ja, ja; du heil'ger Gott, das wär ein Plätzchen für die Minne hier!" sprach sie murmelnd vor sich hin. „Vor Zeiten; ach, vor langen Zeiten!" Dann aber trieb sie zu rascher Rückkehr in das Haus, denn ein Abendwind hob sich und rauschte durch die Wipfel der Bäume.

Dagmar ging mit unhörbaren Schrit-

Digitized by Google

ten, da sie dem Gelaß vorbeikamen, worin sie Heudan, die Dogge, eingesperrt hatte. „Morgen, mein Hund," sprach sie leise gegen die verriegelte Thür; „ich hol dich früh!" Aber der Hund schien zu schlafen; es blieb alles still.

Und bald lag sie in dem schmalen Bettchen in der Kemenate der Base: aus dem großen Himmelbette scholl bald das gleichmäßige Atmen einer ruhig Schlafenden; von dem jungfräulichen Lager hob sich in dem zweifelhaften Mondlicht noch ein blasses Köpfchen, das schwarze Haar in ein weißes Seidennetz gehüllt. „O Mutter der Gnaden," flüsterte das Kind, „ich habe sie beide belogen, Heudan erst, den Hund, und dann die gute Base! Ach, Heilige; aber wenn man erst so alt ist! Sie verständen das doch beide nicht!" Dann legte sie die Hände über die junge Brust, und sanft wie eine Wolke kam der Schlaf.

Rolf Lembeck wanderte indessen mit langsamen Schritten heimwärts; er wußte wohl, auf Dorning erwartete ihn auch ein schönes Weib, und sie war sein mit allen ihren Wonnen; aber er fürchtete die starken kühlen Arme und ging den Weg hinab wie in ein Thal des Todes.

* * *

Durch alle Gefahren aber fand die Mimme ihren Weg; Rolf, der Leichtlebende, wie das schuld- und trugloſe Kind, sie waren beide plötzlich klug geworden und reich an Plänen und an Listen; denn Mimme schärfte ihre Sinne und gab ihnen zum Schild die träumerische Vorsicht. Und alles fügte sich, als ob es helfen solle: die Base hatte bei dem Nachtgang ihren Fluß im Kopf verschlimmert; den Schloßhauptmann hielt der König noch in Wordingborg. Rolf Lembeck zwar erkaufte sich bei seinem Weibe durch erlogene Zärtlichkeit die kurzen Stunden seines echten Minneglückes; und mitunter, wenn er sie umfangen wollte, setzte sie ihre schöne Faust gegen seine Brust und sah ihm prüfend in die Augen, ob seine Seele auch dabei sei; und so geschah es dann auch wohl, daß sie plötzlich seine Arme von sich warf und schweigend aus der Thür schritt. — Und als zu Hadersleyhuus der Schloßhauptmann aus Wordingborg heimkam, da trug ihm wohl die Tochter ein schweres Herz entgegen, und als er ihr die Wangen strich und frug: „Was ist mit meiner Dagmar?" da schüttelte sie nur den Kopf und sah zu Boden und nicht wie früher in das geliebte und gefurchte Antlitz über ihr; und zu sich selber sprach sie: „O brennend Leid! Wem soll ich reden und wem schweigen?" Doch es ward nicht laut; sie schwieg nur für den fremden Mann, und ein Weh durchflog sie wie einstmals in der Pestzeit, als sei sie nicht mehr ihres Vaters Kind; doch war es heut durch eigene Schuld.

So schien die Heimlichkeit geborgen; aber ein Durchblick von eines Sandkorns Umfang konnte sie verraten. Schon mehrmals hatte Frau Wulfhild ihren Schreiber angehalten: „Nun, Gaspard, hast du noch die Puppe nicht?" und er hatte geantwortet: „Verzeihet, Frauenwünsche sind schneller noch als Mannesarbeit!" Gleichwohl trug er schon etwas in seinen Sinnen; doch wollte er es unreif nicht herausgeben. Er hatte auch einmal vom Wege aus des Schloßhauptmannes Tochter über die Gartenmauer lehnen sehen; und auch zu ihm hatte die Dogge, die mit den Vordertatzen zwischen den Zinnen stand, das gewaltige Gebell hinabgesandt. „Hm, ein Kind noch!" hatte er bei sich gemurmelt; „ein Kind mit einem Hunde! Und doch — auch bald nicht mehr; wer weiß?"

Und eines Morgens sprach er zu dem Ritter: „Wisset, Herr, drunten in Hadersleb hat ein junger Schmied, der eben aus dem Reich gekommen ist, ein neues Schießwerk heimgebracht: es ist ein eisern Rohr und wird mit einem Pulver draus geschossen! So's Euch gefällt, wir könnten zur Beschau hinüberreiten!"

„Heiliger Hubertus!" rief Herr Rolf; „kümmert Gaspard der Rabe sich auch um Schießzeug?"

Digitized by Google

Der Schreiber warf von unten seine scharfen Blicke auf den Frager: „Wenn ich nur treffen könnte!“ sagte er.

Da lachte Rolf Lembeck: „So komm! Ich sah die Feuerröhre schon zu Prag; wer weiß, ob nicht dein Treffer darin sitzt!“

„Vielleicht,“ erwiderte Gaspard, und da der andere nach dem Reitstall schritt, sah er ihm nach, als sähe er auch seine Beute.

In kurzem ritten sie auf Hadersleb. Es war zu Ende Juni; Rolf hatte sein Mäntelchen schon auf des Rappen Hals gelegt, denn die Sonne brannte; Gaspard warf die Gugelkappe in den Nacken. So ritten sie in dem goldenen Staub der Heerstraße durch das Kirchdorf Hammelef; die Bauernkinder lagen im Sande vor den Hütten und wiesen mit den Fingern auf den schmucken Reiter. Von da führte der Weg durch den Wald, und die Rosse traten vorsichtig zwischen die Eichen- und Buchenwurzeln. Der Ritter blies den Atem von sich: „Ah, Gaspard, das ging schier ums Gesottenwerden!“

Der Schreiber nickte nur; er ritt in tiefem Sinnen. Der Wald hörte auf, und wieder kam der Sonnenbrand; nach einer Weile ein Hügel mit hohen Bäumen, an dem zur Linken ein neues Holz sich hinzog; oben aus den Wipfeln sah die Krönung eines stumpfen Turmes. Wie eine Gabel teilte sich der Weg nach Süd und Nord; und Gaspard, als ob es sich von selbst verstehe, spornte seinen Fuchs nach Süden in den Waldweg; er wollte an der Gartenwand vorüber, um dort des Ritters Mienen und Gebaren zu erforschen; doch da er umblickte, sah er sich allein; der Ritter war in den freien Weg nach Norden eingeritten.

Gaspard wandte sein Pferd und war bald wieder bei ihm. „Ei, Herr,“ sprach er, „was meidet Ihr den Schatten und reitet den weiteren Weg hier in der Sonnenglut?“

Der Ritter sah lachend von seinem Hengst auf ihn herab: „Ich wußt nicht, Gaspard, daß du die Sonne fürchtetest!“

„Ich bin kein Ritter, Herr,“ sprach Gaspard und zog sich seine Gugelkappe in die Stirn. „Ist in dem Schlosse droben etwas, das Euer Auge haßt?“

„Meinst du,“ erwiderte Rolf Lembeck fröhlich, „daß man nur meidet, was man haßt?“ Doch, als besänne er sich plötzlich, fügte er hinzu: „Wohl seh ich lieber hier das freie Land als auf des Dänenkönigs Burgen; mir ist, er spinne wieder Unheil!“ Der Zusatz kam zu spät, denn als er auf den Schreiber blickte, sah er dessen Kopf sich seitwärts drehen und mit der Nase nach der Erde fahren, daß ihm der Kappenzipfel um die Schulter schwenkte. „Holla, Rabe!“ rief er. „Wonach trachtest du?“

„Ihr wisset, Herr,“ entgegnete der Braune, „ich seh bisweilen Dinge, die nicht da sind.“

„Und was Beute sahst du denn dorten auf dem Sande?“

„So Ihr es wissen wollet, Herr — nur eines Fädleins Ende! Ich dachte thöricht, es sei schier mitzunehmen; doch — Ihr habt recht, was sollen wir die Königsburg betrachten!“

„Ei, Gaspard!“ rief der Ritter, „hier ist kein Labyrinth; was sollte dir der Faden?“ Doch plötzlich überkam es ihn, als stehe er mit Dagmar vor aller Welt auf offenem Markt, und aus dem Haufen glühten seines Weibes Augen auf das arme Kind.

Gaspard blinzte mit verkniffenem Lachen auf den jungen Herrn und ließ dann seinen Fuchs nach hinten gehen. So ritten sie, jeder in eigenen Gedanken, in die Stadt.

— — Was mit dem Feuerrohr geworden, vermag ich nicht zu sagen, aber ein anderes. In Holstein, in einer engen Gruft, mußten die Würmer sich durch einen Sarg gefressen und von dem gemunkelt haben, was sie in dem toten Mann gefunden hatten, der, als er oben ging, Hans Pogwisch hieß.

Am Nachmittage, da Rolf Lembeck mit dem Schreiber das Haus des Schmieds verlassen hatte, saß in der Gaststube des

„Schwarzen Stiers“ zu Hadersley ein wüster Holstenkerl; er wollte zum König Waldemar, der wieder einmal Kriegsleute sammelte; ein paar Gesellen, die ihm nicht ungleich sahen, hielten ihn trunkfrei, denn er war ebenso maulfertig im Trinken wie im Reden. „Ihr habt das Weibsstück hier nun nebenbei!“ rief er; „die macht nicht eben Federlesens; und schmuck ist sie, daß sie den Teufel selbst verführen könnte!“ Er stützte den schweren Kopf in seine Hand und streckte die andere breithin auf den Tisch: „Die Königlichen hatten ihr den Mann, der seinem Weib die ganze Ehefröhlichkeit verdorben, zu ihrer Freude so verhauen, daß schon der Gottseibeiuns am Bettende saß, um mit der Seele abzufahren. Aber — das wissen wir selber! Unkraut und Disteln vergehen nicht so leicht; und eines Tages wurde seine Nase wieder rot und kreuzfidel!“

Der Kerl lachte und nahm sein Glas und trank. „Ein Satansweib! Ich bring's ihr; stoßt mit an!“ Und die Gläser der drei Halunken klirrten aneinander.

An einem anderen Tische saß ein Herr im goldgestickten Rock an seinem Vesperbrot; er war schon aufgesprungen und hatte die Hand am Schwertgriff, um die Kerle abzufuchteln, denn er wußte, es war sein Weib, das ihre schmutzigen Mäuler schändeten. Aber er setzte sich schweigend wieder: er mußte hören; das war besserer Gewinn.

Und mit heimlicherer Stimme begann auch schon der Bettelgast am anderen Tische wieder; aber er hatte sich zuvor noch erst sein Stück gelacht: „Der wunde Ritter, ich sagt's Euch schon, hub an seine Fäuste wiederum zu fühlen; da“ — und der Kerl stieß mit seinem Becher auf den Tisch — „da hatte sie auf einmal Ratten zu vergiften! — Ich glaub, es sind auch wohl zwei Ratten mit krepiert; aber es glückte wunderbar: am anderen Morgen war sie eine frohe Witwe!“

„Mordbrand!“ rief einer von den anderen; „gar eine Rittersfrau und hier? Wie heißt sie denn?“

Aber der Kerl wischte sich den Mund und hob mit trunkener Feierlichkeit die flache Hand: „Das bleibt bei mir! Ich bin von ihrem Hof; ein Hundsfott, der seinen Herrn verrät! Möcht nur der Folgmann des armen Vorwirts nicht geworden sein!“

Er leerte sein neu gefülltes Glas und stand taumelnd auf; als er an Rolf Lembeck vorüberkam, sah er ihn mit verglasten Augen an und wollte zur Thür hinaus.

Gleichzeitig war Gaspard in das Gemach getreten, der auf Einkauf für seine Herrin in der Stadt gewesen war, und Rolf drängte zur Heimfahrt. Auf dem Rückweg ließ er den Schreiber vor sich reiten; er wollte weder seine noch eines anderen Menschen Rede hören; ihm war's, als wenn das Hirn ihm friere und gössen Eisstrahlen sich hinab durch seinen Rücken. Nicht seines Weibes dachte er zunächst; nein, Dagmars; und daß zu ihr ein furchtbarer Rettungsweg sich aufgethan.

Als er zu Dorning ins Gemach trat, kam Frau Wulfhild mit ausgestreckten Armen ihm entgegen; aber er griff sie an beiden Handgelenken und hielt sie von sich; mit entsetzten Augen sah er auf ihr Antlitz.

Sie erschrak. „Was ist dir?“ rief sie auffahrend; „bist du auch toll geworden?“

Da ließ er schweigend ihre Hände fahren und ging zur Thür hinaus.

* * *

Nach einigen Tagen stand der Schreiber in Frau Wulfhilds Kemenate.

„Hast du die Puppe?“ frug sie hastig.

Er wiegte seinen kleinen Kopf: „Ich habe sie und habe sie auch nicht.“

— „Das heißt?“

„Ich wette, es ist das Fräulein von des Königs Burg.“

— „Des Schloßhauptmanns Tochter? — Ein Kind!“

Er spreizte seine Finger: „Erlaubt, beim ersten Kusse pflegt sich das zu wandeln; und überdies — das Neue ist ein Dämon!“

Digitized by Google

Sie war vom Sessel aufgesprungen und schritt mit gluhen Augen auf und ab; ihre Finger griffen in ihr Sacktuch, als sei's ein lebend Wesen, das sie würgen müsse.

„Das Spielzeug könnet Ihr nicht nehmen," sagte Gaspard wieder; „doch wenn das Spielzeug nicht vom Kinde kann, so muß das Kind vom Spielzeug!"

— „Was heißt das? Rede deutlich!"

„Sind hier die Wände sicher?"

„Das weißt du selber," erwiderte Frau Wulfhild und warf sich in den Sessel. „Nun rede!"

Und Gaspard setzte sich zu ihren Füßen auf den Schemel, den sie ihm gewiesen hatte. „Ihr habet, edle Herrin," begann er leise, mit Fingerspiel sein Wort begleitend, „meine Maulwurfsarbeit nicht gesehen, aber ich habe sie gethan. So leiht mir nun ein hörend Ohr! — Die unruhigen Herren in Holstein spinnen einmal wieder etwas gegen den König Atterdag" — er sah sich um; dann fuhr er fort: „Sie hatten Euren Schwäher auch zum Rat berufen; Ihr wisset, der gewaltige Herr hat etwas von der Fledermaus; beim Wolfe heut und morgen bei den Falken; und so wollten sie seiner diesmal sicher werden. Aber er bauet die Burg dort auf der Insel und kann nicht fort von all dem wilden Bauvolk." Gaspard senkte seine Nase: „Wollet nicht fragen, wie ich das erfahren habe; aber ich suchte einen klugen Boten und schrieb an Herrn Klaus Lembeck, daß hier ein treuer Mann entbehrlich sei, wenn anders Treu im nächsten Blute liege; ich schrieb auch, daß es Eurem Wunsch entgegenkomme, des Ehgemahls auf eine Weile zu entraten."

„Mich will bedünken," rief das Weib, „du bist noch eigenwilliger als klug! Und Klaus Lembeck" — setzte sie hinzu — „was hat er dir erwidert?"

Der Schreiber nestelte an seinem Rock und reichte ihr zwei Papiere. „Solange," sprach er, „der alte Ritter nicht des Königs ist, sind die Wünsche der Schauenburgerin ihm Befehl! Hier ist ein Brief für Euch, und nebenbei, wenn Ihr sie wollet, die Berufung für Herrn Rolf Lembeck!"

Die Frau griff nach den Briefen und las sie. „Du nimmst mir den Gemahl und solltest ihn mir wahren!" sprach sie seufzend.

— „So laßt mich schreiben, daß Ihr ihn nicht missen könnt!"

Da war sie aufgestanden; den Kopf emporgeworfen, die eine Hand an ihren Lippen, stand sie da, wie in die Weite schauend; dann reichte sie dem Schreiber ihre andere Hand: „Du thatest wohl; du warst mein weiser Rabe, Gaspard! Schick mir deinen Boten; ich werde an Klaus Lembeck schreiben; der Sohn wird diesem Vater nicht zuwiderhandeln."

„Ich wußt es, Herrin; Ihr seid nicht wie die anderen Weiber." Er küßte ihr Gewand; dann wurde er entlassen.

— — Am Abend dieses Tages schritt Rolf Lembeck nach der Gartenmauer zu Haderslevhuus, und Gaspard der Rabe schlich unmerklich hinterdrein; er wollte nähere Bestätigung für einen neuen Plan, den er im Kopfe trug.

Spärlicher Nachtschein zitterte durch die Buchenkronen; nur wenn der Ritter durch eine Lichtung ging, huschten wie blaue Funken die Johanneskäfer um ihn her, und die Nacht war lau und still. Sein Weib hatte nicht versucht, ihn zu halten; dennoch ging er langsam und in schwerem Sinnen, und er hörte nicht den Schritt, der in den seinen trat. Nicht nur was er im „Schwarzen Stier" erfahren hatte, ein anderes noch war ihm gekommen: ein Wort, das er als Knabe aus seines Vaters Mund vernommen hatte. Ein Graf von Orlamünde hatte derzeit von seinem Weibe wollen, um eine Schönere zu freien; aber kein Laie hatte zwischen den beiden Eheleuten den gemeinsamen Blutstropfen finden können, der fähig war, den Bund zu lösen. Da machte der Graf ein gut Teil seiner Habe zu Gold und zog nach Rom; und bald mit heiterem Antlitz kam er heim; zwar ohne Gold, aber mit dem Pergament des heiligen Vaters in der Tasche, das wegen

Digitized by Google

zu nahen Blutes die Ehe annullierte. „Beim heiligen Bart," hatte Klaus Lembeck da gerufen, „der Teufel konnt es nicht, der Papst hat es herausgefunden!"

Der Knabe Rolf hatte das Wort gehört und nicht geachtet; jetzt kam es wieder aus der Tiefe, wo das Gedächtnis die Schätze für die Zukunft aufbewahrt. „Und wenn dem Orlamünder, warum nicht mir?" rief es in ihm. „War meiner Großmuhme Gemahl doch gar ein Vetter von den Schauenburgern!" Dann dachte er des anderen. „Wenn ich es brauchen müßte, das bricht die Kette!" rief er laut, und mit kräftigeren Schritten ging er weiter.

Der Rabe Gaspard war auf seinen Fersen; und als nach einer Weile der Ritter sich aus den dichten Zweigen in die zarten Arme schwang, da war der Laurer an den Waldesrand getreten und sah, was keines Menschen Auge hätte sehen sollen. Denn alle Liebesnot und ungestüme Hoffnung war in dem Ritter aufgesprüht, und er preßte das Kind in seine Arme, daß es rief: „Rolf, Rolf! du tötest mich!"

Da ließ er sie plötzlich und starrte über die Mauer in den Grund hinab. „Hörtest du es, Dagmar? Da drunten lachte was!"

Sie aber hob das süße Antlitz zu ihm auf: „Fürchtest du dich, Rolf?"

— „Ja, Dagmar; wer dich im Arm hält, muß sich fürchten!"

„Doch nicht vor Ringeltauben! Ich hört es auch, es kam dort aus der Buche."

Er warf noch einen Blick hinab, dann zog er sie auf die Bank, wo von dem Weg herauf kein Auge sie erreichen konnte. Die Nachtigall hatte ausgesungen; fast keines Atemzuges Laut war in der Nacht; wie müde legte Dagmar den feinen Nacken auf seinen Arm, und ihre dunklen Augen wollten nichts als ihn. Dämmerung war es, denn der Mond war rund und wieder schmal geworden und stand mit seiner Sichel über den Bäumen im Südost. Rolf Lembeck blickte grübelnd in die Nacht hinaus.

„Nimm! So nimm doch, liebster Mann!" hauchte das Kind und bot ihm ihre roten Lippen.

Aber er drückte wie in Angst ihren Kopf an seine Brust: „Gieb mir nicht mehr, o Süße, Selige!"

Da lachte sie und riß das dunkle Köpfchen wieder gegen ihn auf: „Um was? So nimm doch, was dein eigen ist!"

Aber der Mann stöhnte, in Wonne halb und halb in Schmerz: „O Dagmar, ein Feuer ist die Minne; es soll dich nicht verbrennen!"

Sie verstand ihn nicht; sie frug auch nicht; nur als seine Lippen jetzt flüchtig ihre Stirn berührten, klagte sie: „Das ist ja nicht der Weg zum Herzen! Bist du mir bös? Was that ich dir?"

„Du, Dagmar!" rief er und seine Augen leuchteten wie blaue Sterne, „du füllteſt mir das Herz mit Wonne; ich will nicht Todesnot in deines bringen! Hör mich, du Schöne, Unirdische! Mir ist es oft ein Wunder, daß meine Hände dich berühren können; mir ist, als seiest du mein schöner Schattengeist, von dem die alten Mären sagen, zwischen Lilien aus dem Mondscheinsee zu mir emporgestiegen; mir träumt zu Nacht, daß Flügel an deinen süßen Schultern sprießen, daß du mich fortträgst, weit aus dem Wirrsal meines jungen Lebens!"

— „O nein, nicht so, nicht so!" bat sie ihn flehend, und ihre Hände legten sich auf seinen Mund; „du täuschest dich; ich bin ein Erdenkind; ein Wind kann mich verwehen!"

Anbetend sah der Mann sie an.

Da glitt sie ihm zu Füßen, ein gespenstischer Glanz brach aus ihren Augen: „O Rolf, kein Leben, kein Sterben ohne dich!"

Er zog sie sanft zu sich herauf: „Erst leben, Dagmar! Wir zusammen — möchtest du das nicht?"

Sie nickte nur; aber der Atem stand ihr still, als ob sie Wunder hören solle.

— „So muß ich dich um Urlaub bitten!"

„Urlaub?" rief sie erschreckt. „Du willst fort? — Ganz fort?"

Digitized by Google

— „Nur auf zehn Tage Dagmar! Am Abend nach Mariä Heimsuchung bin ich wieder bei dir!"

„Zehn Tage! — O, das ist lange!"

Er strich ihr liebkosend das lose Haar unter ihren Silberreif: „Ja, Dagmar, lange! Aber ich muß zu meinem Vater!"

Sie blickte ihn plötzlich wie verwundert an: „Hast du auch einen Vater?" frug sie zaghaft.

— „Hast du doch einen, Liebste!" sprach er. „Und meiner soll uns helfen, auf daß mit ihm ich durch das Schloßthor zu dem deinen trete und dich zum Ehgemahl begehre!"

Ein selig Lächeln überflog das Angesicht des Kindes: „O Rolf, wir werden alle glücklich sein!"

Ein Regentropfen fiel herab, ein langer Donner rollte über ihnen hin. „Gott hat's gehört!" sprach er.

— „O Rolf, wann kommst du wieder?"

„Ich sagt's dir ja!"

— „Gewiß?"

„O ganz gewiß! Glaubst du, daß ich den Weg vergessen könne!"

Die Donner rollten stärker und die Blitze flammten heller; vom Turme rief das Wächterhorn. Noch einen heißen Kuß; noch einmal fest, als wie auf ewig, Brust an Brust; dann war nur Nacht und Wetterschein auf diesem Platze.

— — Bevor Rolf Lembeck sein Haus erreichte, war Gaspard heimgekommen, und Bericht und Anschlag waren zwischen der Herrin und ihrem Diener schon zu Ende; als der Ritter in das eheliche Gemach trat, lag Frau Wulfhild wie schlummernd auf ihrem Lager. Doch obschon sie in voller Weibesschöne dalag, ihres Mannes Augen sahen an ihr vorüber, und seine Hand griff nur nach einem Schreiben, das auf einem Tischchen lag, auf dem er seines Vaters Hand erkannt hatte. Als er es hastig aufgerissen hatte, flog es wie Schrecken halb und halb wie Staunen über des Weibes Antlitz, und ihre Augensterne blinzten heimlich durch die Lider, denn Rolf Lembeck hatte zufrieden vor sich hingenickt. Dann streckte er sich ruhig auf sein Lager.

* * *

Einige Tage, nachdem der junge Ritter seine Fahrt nach Burgsom auf der Insel angetreten hatte, saß Frau Wulfhild in ihrem Gemache. Allerlei Schriften lagen vor ihr auf dem Tische; aber ihre Gedanken schienen nicht bei solcher Arbeit: ihr seiden Blondhaar hatte sie rückwärts über die Schulter geworfen, und es glänzte wie Gold gegen das dunkle Muster der Teppiche, die an den Wänden hingen. Inmitten der schönen Stirn des Weibes war eine Falte, die immer tiefer zu werden schien; sie drängte die Augen aneinander, als könne sie sicherer so das eine Ziel verfolgen, das vor ihren Sinnen stand.

Da wurde die schwere Thür zurückgestoßen. Sie fuhr empor: „Wer ist da?"

„Der Herr Schloßhauptmann von Hadersleybuus!" erwiderte der junge Bookwald, der hereingetreten war. „Ihr, Herrin, hättet um sein Kommen ihn ersucht."

„Er ist willkommen! — Doch wart noch, Gehrt! Rück erst den Sessel hier zum Tische!" Sie hatte sich in ihrer stattlichen Gestalt erhoben und begann im Gemache auf und ab zu schreiten, während der Knabe das Aufgetragene besorgte und sich dann entfernte.

Nach einigen Augenblicken war ein grauhaariger Mann in dunkler Tracht und von gewaltigem Körperbau hereingetreten. „Euer Gemahl, edle Frau," sprach er, nachdem die Grüße gewechselt waren, „scheint nicht daheim zu sein; Ihr selber wünschtet mich!"

„Mein Gemahl, Herr Schloßhauptmann," erwiderte Frau Wulfhild, „würde zu Euch gekommen sein; Ihr müsset diesmal Euch an mir genügen lassen!"

„Wollet mich nicht beschämen, edle Frau! So bin ich also hier, um Euch zu hören!"

Sie setzte sich und lud ihn mit der Hand zum Niedersitzen; eine kurze Weile

Digitized by Google

lagen ihre Augen auf seinem Antlitz, das er geduldig ihr entgegenhielt. „Mit Klaus Lembeck," hub sie an, „saß hier ein dänisch Weib; ich bin aus dem Geschlecht der Schauenburger; wir beide sind Landsleute —"

Er unterbrach sie: „Ein Schleswiger bin ich und jetzt des Königs Mann!"

— „Ich weiß es, Ritter; Ihr waret auf Fühnen in der Schar, von der mein seliger Gemahl von seinem Hengst gehauen wurde!"

„Er war mein Feind; ich aber habe ihn nicht gefällt," erwiderte er ruhig.

Sie schwieg einen Augenblick. „Mag sein! Ich habe den Schaden ausgeheilt und bin itzt Herrin hier auf Dorning; wir sind Nachbarn, Ritter; und also ..."

„Wollet Ihr mir etwa Nachbarrat erteilen?"

— „Ei nun, wie Ihr es nehmen wollt!" und da er nickte: „Ihr wisset, hinter Eurem Garten, dort wo es so jäh hinab zu Boden schießt, steht hart daran eine italische Pappel und streckt ihre Zweige an die Mauerzinnen, so dort den Garten abschließen. Man sagt, es soll fast achtzig Fuß dort in die Tiefe gehen! Was ich Euch sagen wollte ... den Baum, Ihr müßt ihn fällen lassen!"

„Die Pappel?" rief der Schloßhauptmann. „Was wirrt Euch, edle Frau! Die ist des Königs Liebling; sein Ahn Christoffer hat sie selbst gepflanzt, da er Südjütland gegen Abels Söhne in Besitz genommen hatte!"

„So habet Ihr wohl keine Tauben oder sonstig edeles Geflügel in der Feste," fuhr sie achtlos fort, „und ist Euch davon nichts zerrissen worden? Denn aus dem Wald genüber laufen Iltis oder Edelmarder an dem Baum hinauf und springen aus dessen Zweigen in den Garten!"

„Was wollet Ihr, edle Fraue," sprach der Ritter; „ich verstehe Eure Rede nicht; ich hatte niemals kostbares Geflügel, und wäre solches mir zerrissen worden, ich würde drum doch nicht des Königs Baum versehren!"

Sie sah ihn an; aber da er ruhig mit der Hand auf seinem Schwerte dasaß, hob sie eine Glocke vom Tisch und schellte, und da der Knabe eintrat, bedeutete sie ihn: „Gaspard soll kommen!" Dann sah sie wieder auf ihren Gast und frug, wie nur, um die Minuten hinzubringen: „Ihr habt wohl schöne Frauen in der Feste?"

— „Wie meint Ihr, edle Frau?"

„Nun, ich hörte auch nur so."

Der Mund des finsteren Mannes lächelte fast: „Wer hat Euch so berichtet? Die Dienerinnen gehen alle an ein halb Jahrhundert, und unsere Base ist noch weit darüber. Ich hab gelitten, Fraue; das Lachen der Jugend thut meinen Ohren weh!"

Die kräftigen Lippen des Weibes zuckten, als wisse sie doch besseren Bescheid als er in seinem eigenen Hause. Dann öffnete sich die Thür, und der braune Mann mit der Gugelkappe war leisen, aber sicheren Schrittes eingetreten und blieb nun an der Schwelle stehen.

„Wer ist der Mann?" frug der Ritter.

„Es ist mein Schreiber," sprach sie; „er mag Euch selbst berichten, was er nachts gesehen hat, da ihn der Weg an Eurem Schloß vorbeiführte."

Der Schloßhauptmann wandte sich in seinem Sessel und blickte auf den Schreiber. „So sprich denn, Mann," sagte er, „was du mir zu sagen hast!"

Gaspard der Rabe hatte von unten einen vorsichtigen Blick auf den finsteren Herrn geworfen. „Ich weiß nicht eben," begann er, „ob es Euch gefallen mag! Wenn man die Füße seiner Worte nicht mehr hört — man weiß nicht, ob sie Dank, ob Undank holen!"

Auf des Gastes Stirne furchten sich die Zeichen der Ungeduld: „Lasset Euren Mann seine Rede thun, edle Fraue, um die Ihr mich geladen habt: mir ist nicht Zeit für andere Weisheit!"

„Sprich ohne Umschweif, Gaspard!" rief Frau Wulfhild.

„Ja, Herr," hub dieser an; „es war eine helle Nacht, vor kaum acht Tagen, da ich von Hadersleb den Weg zwischen Eurem Garten und dem Buchenwald

herunterkam; da stob aus dem Baumschatten ein Gewild — es mochte ein Marder oder Iltis sein — mir vor den Füßen quer über den Weg der großen Pappel zu, und ich hörte, wie es zwischen den Zweigen in den Baum hinaufklomm. Ich stand — ich sah hinauf und dachte: Itzt wird's bald oben sein und auf den Mauerzinnen tanzen!"

— „Nun — und?"

„Ja, Herre, es kam weder ein Marder noch ein Iltis!"

Der Schloßhauptmann fuhr auf: „So sitzt es wohl noch heute in dem Baum!"

„Das wäre möglich," sagte Gaspard; „auch möglich, daß ein Zauberspiel dabei gewesen ist. Ihr hörtet wohl schon sagen: es springt ein Wolf, auch eine rote Maus uns in den Weg, und faßt man's mit dem rechten Wort, so hat man ein altes Weib oder gar einen jungen Knecht in seiner Hand!"

Der Ritter warf einen forschenden Blick auf den Sprecher: „Was soll das hier? Deine Nas' und Augen sind mir zu scharf für solche Kunkelweisheit!"

Aber in Gaspards Augen, die ihm begegneten, war kein Arg zu lesen. „Herr," sagte er, „der eine spricht's, der andere widerspricht's; doch so viel haben meine Augen selbst gesehen: ein Marder war unten in den Baum gesprungen, und oben schwang sich ein junger Fant aus seinen Zweigen auf die Mauerzinnen; ich sah die goldenen Knöpfe an seinem Leibrock funkeln, und der Nachtschein des Mondes leuchtete auf ein goldblond Haar."

Der Schloßhauptmann hatte sich vorgebeugt: „Und dann?"

„Dann sprang er in den Garten."

In der Brust des alten Ritters erhob sich eine Stimme, die sprach: „Einer der Diener war es, der sich beim lustigen Trunk verspätet hatte; du mußt dein Hausrecht brauchen, und es soll nicht mehr geschehen!"

Er sprach das dann auch laut; doch Gaspard erwiderte: „Ich weiß nicht, Herr, ob Ihr so fein Gesinde haltet; auch schien der Fant seine Lust noch vor sich zu haben, und seine Glieder waren sicherer, als ich nach dem Trunk es sonst gesehen habe. Vor allem: hinter der Mauer war ein Weib; noch kaum ein Weib! Ein schmächtig unschuldig Ding; denn ihr Gewand war weiß, gar ungeschickt zu geheimem Minnetreiben; der Mond blitzte auf einem Silberreif, der ihr dunkel Haar zusammenhielt!"

„Und weiter? — Was sahst du weiter?" stieß der Ritter wie in Angst hervor.

— „Ich sah nichts weiter, Herr."

Das Weib hielt den schönen Kopf in ihre Hand gestützt und sah des Ritters Antlitz sich unter seinem grauen Bart mit Todesfarbe decken. Da winkte sie dem Schreiber, und er verließ das Zimmer. „Nun, Herr Schloßhauptmann," sprach sie leise; „werdet Ihr den Baum des Königs fällen lassen?"

Er wandte den Kopf; aber aus seinen Augen waren die Gedanken nach anderswo entflohen; er frug: „Was spracht Ihr, edle Frau?"

Und als sie ihre Worte noch einmal gesprochen hatte, frug er weiter: „Wißt Ihr von diesem Abenteuer mehr zu melden, als ich eben hörte?"

Doch sie erwiderte: „Nein, Herr; Ihr müßt nun so zufrieden sein!"

Er warf seine düsteren Augen auf sie und sprach zu sich selber: „Was will das Weib? Denn nicht um deinetwillen hat sie dich geladen; sie weiß, um wen die Pappel fallen soll!" Laut aber sprach er und richtete in seiner mächtigen Gestalt sich auf: „Ihr drücktet ein Beil in meine Hand! Wohin es treffen soll, Gott mög mir raten; und mög er auch bei Euch sein, edle Frau!"

Er hatte sich gewandt und war aus dem Gemach geschritten. Unten im Hofe führte ein Knecht sein Roß umher; er rief ihm und schwang sich in den Sattel; dann suchte das Tier durch Wald und Felder sich selber seinen Weg. Ob hoch am Himmel die Lerchen sangen, ob Falken und Elstern um ihn schrien, er hörte es nicht; gleich einem gebrochenen Manne hing er im Sattel; vor seinen Augen war immer nur

Digitized by Google

ſein ſchmächtig Kind in eines Fremden Armen, deſſen Antlitz er nicht erkennen konnte.

Erſt als das Roß unter den Bäumen des Schloßberges hinantrabte, fuhr er empor und zog den Zügel an. Aber er wandte ſein Tier und ritt zurück; er wußte ſelber nicht wohin; in ſeinem Kopfe war zu ſchmerzlich Wirrſal, das er weder ſchlichten noch zur Ruhe bringen konnte. Es dunkelte ſchon, da er zum zweitenmal heimkam und jetzt langſam in den Schloßhof eintritt. — Nachts von ſeinem Bette, wo er mit geſtütztem Kopfe lag, trieb es ihn wieder auf; er fand ſich plötzlich die Turmtreppe hinabſteigend; dann ſtand er hinten in dem Garten, den er ſeit Jahren nicht betreten hatte, und ſah bald auf den Wipfel der großen Pappel, bald hinunter in die Tiefe. Ei ja; ſie drängte ihr mächtiges Gezweig hart an die Bergwand und oben an die Zinnen, er hatte ſie lang darauf nicht angeſehen; der König ſelber konnte dort den Baum nicht dulden!

Dann ſtieg er zurück in ſeine Kemenate und warf ſich wieder auf ſein Lager; als aber im Zwielicht der Ton des Wächterhornes an ſein Ohr drang, ſprang er auf und holte drunten ſelbſt ein Dutzend Knechte aus den Betten. Und da die Sonne aufgeſtiegen war, hallten donnernde Schläge durch die Burg und riſſen alle aus den Betten, die noch in Morgenträumen lagen. „Baſ'! Baſ'! der Feind kommt!" rief Dagmar, jäh vom Kiſſen fahrend; und die alte Dame lallte, noch halb vom Schlaf befangen: „Bete, Kind! Bete! Wir ſind arme Frauen!" Als aber Dagmar jetzt vor ihrer Bettſtatt auf den Knien lag, richtete ſie ſich mühſam auf und ſtrich mit ihrer ſanften alten Hand das wirre Haar von ihres Lieblings Stirn: „Mein Kind, es iſt ja nimmer Krieg. Horch nur! Es iſt die Holzaxt, die da fällt!"

Ein Rauſchen wie von hundert Adlerflügeln, der Donner eines furchtbaren Sturzes machte in dieſem Augenblick die dicken Scheiben des Gemaches klirren. Dagmar ward totenbleich, und ihre Hand zitterte in der der Baſe; die aber lächelte: „Es iſt ja nichts, Kind; ſie haben einen Baum gefällt!"

Aber in Dagmars großen Augen ſtand der Schrecken: „Einen Baum? O Baſ', ich dacht, der Himmel falle ein!"

Die Baſe ſchüttelte den Kopf: „Es kam ja von der Gartenſeite; hört'ſt du das nicht?"

Dagmar griff plötzlich nach ihren Kleidern und begann ſie über ſich zu werfen. „Ja, Baſ', ich glaub; ich will hinab!"

„Du thöricht Frätzchen!" rief die Baſe. „Was kümmert dich der Baum? Die Vögel ſind ja kaum vom Neſt geflogen!"

Aber das Kind, dem in der Bruſt der Atem ſtockte, war ſelber ſchon hinabgeflogen; und die Alte faltete zum Morgengebet die Hände; durch das kleine Fenſter fielen die erſten Morgenſtrahlen.

— — Nicht lange danach trat der Schloßhauptmann in den Garten; die Dogge Heudan folgte ihm. Als ſie an die Zinnen hinaustraten, ſtand der Hund und ſchaute wie verwundert vor ſich hin: die Pappel, wo war ſie denn? Dann wandte er den Kopf und lief plötzlich in Sprüngen ein Stückchen ſeitwärts auf die Mauer zu.

„Dagmar!" rief der Ritter. „Du hier? ſo früh?"

Sein Kind ſtand reglos an den Zinnen und ſtarrte in die Tiefe; ſie ſchien ihn nicht zu hören; ihre Händchen hielt ſie übereinander auf die Bruſt gedrückt, als müſſe ſie den Tod gefangen halten.

„Dagmar!" rief er angſtvoll. „Was iſt dir? Biſt du krank geworden?"

Da wandte ſie den Kopf und ſah ihn an.

„Kennſt du mich nicht? Ich bin's, dein Vater!" rief er und zog ſie mit ſanften Händen zu ſich.

Ein leichter Schrei rang ſich aus ihrer Bruſt: „O, er kommt nimmer wieder!" Dann brach ſie in ihres Vaters Arm zuſammen.

Ratlos blickte er auf das ſchmale Antlitz: die Wimpern der geſchloſſenen Augen lagen ruhig auf den blaſſen Wangen; aber das Herz ſchlug ſo gewaltſam, als wollte

es die kleine Brust zersprengen. Leis neigte er sich an ihr Ohr: „Dagmar, mein Kind, wer wird nicht wiederkommen?“

Ihre Lippen regten sich, aber ein Wort war nicht zu hören. „Wer, mein vielliebes Kind?“ wiederholte er. „Ich will ihn suchen helfen!“

Da flog ein selig Lächeln über das süße Antlitz: „Rolf!“ hauchte sie; und noch einmal wieder: „Rolf!“

„Weiter!“ rief er hastig. „Wie weiter? Der Name läuft auf allen Gassen!“

Aber sie vermochte nur leis den Kopf zu wiegen, als sei das alles, was sie wisse.

„Rolf? Wer ist Rolf?“ frug sich der Ritter. Zorn gegen den, der seinem Kinde das gethan hatte, brauste betäubend in ihm auf; aber er durfte jetzt nicht schelten, was sie liebte: ihr Leben hing daran. Des Schreibers Gaspard Nachricht tauchte in ihm auf: ein Junker, ein ritterlicher Mann doch mußte es gewesen sein! Da schlug ein furchtbarer Gedanke ihm durchs Hirn: „Dagmar,“ sprach er bebend, „besinne dich! Nicht wahr, er trug einen Rock, einen Gürtel mit Stickereien? War nirgend denn ein Wappentier, ein Gatter oder Turm darauf gestickt?“

Er starrte lang vergebens auf ihr Antlitz; dann bewegten sich ihre Augen unter den geschlossenen Lidern; sie schüttelte den Kopf: „Nein, nein — ein blauer Bach — auf Silber —“ und sie schloß die Augen wieder, die sie kaum geöffnet hatte.

Der Ritter fuhr in jähem Schreck zusammen: „Rolf Lembeck!“ schrie er. „Verfluchter! Das gilt dir deinen Tod!“

Das Kind aber schlug die Arme fest um seinen Hals: „Vater! mein Vater!“ rief sie. „O, ich sterbe!“

Der Augenblick, den des Königs Arzt vorhergesehen hatte, schien gekommen. Zwiefach gespitzt war ihr der Pfeil ins Herz gedrungen; sie sprach nicht mehr; erbarmungslose Gichter warfen den jungen Körper in ihres Vaters Armen hin und wider.

Still trug der Ritter sein Kind ins Schloß zurück; Hendan, die Dogge, folgte mit gesenktem Haupt.

„Mariä Heimsuchung!“ murmelte der Mann. „O heilige Mutter, nimm mein Kind in deinen Schutz!“

— — Aber die Mutter Gottes war nicht die Hüterin der Minne. — Ein Bote auf schnellstem Rosse ritt nach Schleswig, um einen sicheren Medikus zu holen; inzwischen legte die Base mit zitternder Hand kühle Binden um das Herz des Kindes, und ein Chirurg aus Hadersleb ging ihr dabei zur Hilfe; am Fuß des Bettes stand der Schloßhauptmann. „Die Thränen helfen nicht!“ sprach er leis und biß die Zähne aufeinander.

— — Als aber die Dämmerung herabfiel, brachen jenseit des Gartens junge mutige Schritte aus dem Holz hervor; doch sie stockten plötzlich, da sie den Waldesrand erreichten. Es war lautlose Stille weit umher; nur eins war anders, als es sonst gewesen: im Wege vor des Anschreitenden Füßen lag der gestürzte Baum, und droben über der Mauerzinne, wo sonst die Pappelblätter flüsterten, stand jetzt die leere Luft.

Dem drunten mochte bald wohl alles anders scheinen; denn statt des dunklen Köpfchens mit dem Silberreife sah er plötzlich die Gestalt eines starken Mannes dort oben an der Mauer. „Rolf Lembeck!“ hörte er es wie im Traum herunterschallen; ihm war, als führe die Hand des Mannes nach dem Schwerte — es kümmerte ihn nicht, es war nur wie Gespensterspiel vor seinen Augen. Wie es geworden, wann er von dort gegangen, er wußte später nichts darüber.

— — An manchem Tage noch, im Mondlicht und im Sonnenscheine, stand Rolf Lembeck unten an dem Waldesrand. Die Tage wurden kürzer, der September begann das Laub zu färben, und nur Krähen und Falken schrien noch im Walde; aber fortan sah er droben nie ein anderes als die kahlen Mauerzinnen, und kein Weg und keine Kunde war zwischen ihm und ihr.

Das waren Minnequalen, wie er noch

Digitized by Google

nicht empfunden hatte, und sie gruben ihre Spuren in sein hoffnungsfrohes Antlitz und löschten den Glanz in seinen blauen Augen.

„O Minneleid, o sehnende Not,
Euch will ich tragen
Sonder Klagen
Vom Morgen- bis zum Abendrot;
Nur nicht, wovon zu sagen:
Kein Leben und kein Tod!"

So klagte er. Aber sie, die eine, hörte es nicht; ein anderer war es, der ihre Hand zu fassen kam.

* * *

In der Kemenate der Base lag Dagmar; die Alte hatte ihrem Kinde den Platz geräumt und sich wo anders hingebettet. Die Kranke war am Abend mit den Sterbesakramenten versehen worden; jetzt brachen die ersten Morgenlichter in das Zimmer.

„Mein Vater!" rief sie.

„Ich bin bei dir, Kind!" sprach der Schloßhauptmann, der die Nacht am Bette gewacht hatte.

„Hör!" sagte sie und hob einen Finger ihrer bleichen Hand. „Über uns, da oben auf der Hausfirst, sang die Amsel!"

Er schüttelte den Kopf: „Du irrst dich, Dagmar; im September singt keine Amsel mehr; die Blätter fallen schon."

„Ja, horch nur!" sagte sie wieder. „Ich hör's; sie singet mir den Tod an!" Und sie streckte sich lang auf ihrem Lager und faltete die Hände unter ihrer Brust.

„Mein Kind, du weißt, sie singet auch dem Leben; aber ich höre keine Amsel."

Sie antwortete nicht; nur ihr Haupt, das mit geschlossenen Augen auf dem Kissen lag, bewegte sich wie verneinend.

Der Ritter sah auf sein Kind und wie in schweren Zügen die kleine Brust sich hob und senkte; dann ward es stiller. Da streckte sie plötzlich wie in heftigem Gebet die Arme vor: „Nein, nein! O, noch nicht!" rief sie angstvoll; „nur noch ein Weilchen!" Dann wandte sie das Haupt, und mit weit aufgerissenen Augen blickte sie auf ihren Vater.

Er fuhr zusammen, denn er kannte diesen flimmernden Schein; die Seele schien ihn nur noch mühsam festzuhalten. „Sprich, mein Kind!" sagte der Ritter sanft.

„Ich sterbe, noch heute!" sprach sie hart, und ihre kleine Hand erfaßte mit festem Griff des Vaters Arm. „Ich hab noch einen Erdenwunsch: Rolf Lembeck — zürn nicht!" rief sie zagend.

Aber der verhaßte Name, den sie nimmer noch gesprochen hatte, war gleich eines giftigen Wurmes Stich ihm in das Herz gedrungen. „Nenn den Verruchten nicht! Die Minne, die dich thörte, verwest mit deinem Leib im Grabe!"

„Wer sagt das?" rief sie heftig.

— „Nicht ich, mein Kind; die heiligen Bücher sagen es, die Kirche! Du weißt es ja!"

Ein Seufzer, wie ein Abschied von aller Erdenseligkeit, entrang sich ihrer Brust. Dann aber kam ein hastig Sinnen in ihre Augen, und ihre Hände strichen das wirre Haar sich von der Stirn. „Nein," rief sie laut und richtete sich jäh empor, ein geisterhaftes Leuchten flog aus ihren Augen, „ich weiß es, Vater: die Minne ist stärker als der Tod!"

Ein Lachen voll Verzweiflung scholl aus des Ritters Kehle: „Gott wird euch scheiden!" rief er. „Dich wird er zu der Mutter seines Sohnes weisen; er, der Verfluchte, geht zum tiefsten Grund der Höllen. Thu dein Gebet, daß Gott sein Bild aus deiner Seele reiße!"

Da antwortete sie nicht mehr; aber ihre Hände hob sie betend auf, und flehend, daß kein Menschenherz ihr hätte widerstehen können, sprach sie: „Hilf du mir, lieber Herregott! Nimm ihn mir nicht! Ich könnt sonst nicht in deinem Himmel leben!"

Der starke Mann fiel nieder auf die Knie: „Sprich, Kind! Sprich alles, was du willst!"

Sie hatte sich mit beiden Armen aufgestemmt, mit aufgerissenen Augen sah sie ihren Vater an: „Rolf Lembeck!" flüsterte sie heiser. „Weiter nichts!" Sie hatte dem Tod die Worte abgerungen; nicht

Digitized by Google

Dagmar war es, nur ein Gespenst von Dagmar saß an ihrer Stelle. „Lad ihn zu meiner Leiche, Vater! Sein Aug soll auf mir ruhen; noch einmal! Dann" — die Stimme brach ihr plötzlich — „laß ihn ziehen in Frieden!"

Ihr Mund ward stumm; sie sank auf ihre Kissen.

Die Base war inzwischen leis hereingetreten und kniete neben ihr. „O Kind, in solcher Thörnis willst du uns verlassen!" murmelten die alten Lippen; aber die Kranke regte sich nicht mehr. Der Ritter sprach zu sich: „Es ist bald alles aus, mein Leben mit dem deinen!" Er legte lind die Hand auf Dagmars Stirn und sprach: „Es soll geschehen, wie du es willst, mein Kind." Und wie ein Lächeln flog es noch einmal über ihr Antlitz; sie lebte noch.

Aber da ihr Odem schwächer wurde und er sah, daß ihre Seele fliehen wollte, ging er zu einem Lädlein, darin geweihte Kerzen lagen, noch von dem großen Sterben her. Er nahm eine heraus und entzündete sie an dem Lämplein, das noch brannte. „Für mein Letztes!" sprach er und trat wieder zu seinem Kinde; dann faßte er ihre feinen Hände und schloß sie um die brennende Totenkerze und legte die seinen sorgsam noch darüber, daß nicht ein Tröpfchen heißen Wachses sie von ihrem letzten Pfad zurückschrecke. Still harrend saß er auf der Kante des Bettes; die neben ihm kniende Base sprach: „Gott hat dir ein Lichtlein geben; das leucht dir ins ewige Leben!" und beide sahen, wie die Flamme von dem Odem der Sterbenden immer schwächer bewegt wurde. Da plötzlich flackerte die Kerze und erlosch; ein leichter blauer Qualm zog durchs Gemach. „Dagmar, mein Kind! O süße Dagmar!" rief der Mann; aber Dagmar hatte sanft ihr Haupt geneigt, und eine schöne Tote lag jetzt auf den Kissen. Die Base sprach: „Auf Wiedersehn in Gottes Himmelreich!"

Der Schloßhauptmann hatte die erloschene Kerze fortgelegt und sah jetzt finster auf die Leiche seiner Tochter: „Sein Name war dein Letztes, armes Kind —" Er ging zur Thür und schellte.

Eine alte Dienerin war eingetreten. „Meine Tochter Dagmar ist nicht mehr auf Erden," sprach er und schwieg dann plötzlich; das Knochengespenst des Todes, der ihm sein Kind genommen hatte, stand plötzlich vor ihm; aber statt des nackten Schädels trug es den schönen Kopf des jungen Ritters Lembeck auf den Schulterknochen. Und aus der lang verschlossenen Falte seines Herzens schoß der Jähzorn ihm ins Hirn und fegte es leer von Verzweiflung und Leid, die es erdrücken wollten. Und in ihm sprach es: „Es soll geschehen; ich hab mein Wort gegeben; doch — umsonst, Rolf Lembeck, ist auch nicht der ärmste Tropfen deines Minneglücks!" Dann wandte er sich wieder zu der Dienerin: „Versteh mich, Sine, und künd es auch den anderen: drei Tage lang, bis daß ich Eure Zungen löse, geht von dem Tod nicht Kunde über unsere Mauern! Das Zügenglöcklein soll nicht läuten; bestelle mir sogleich Ambrosius, meinen alten Diener; laß unten in meinem Gemach den Priester mich erwarten!"

* * *

Im Hofe zu Dorning saß gegen Abend des nächsten Tages der Ritter Rolf Lembeck unter der Burglinde. — Er war allein; noch am Tage seiner Rückkunft, als vorher die Pappel und sein Glück gefället worden, hatte Frau Wulfhild eilig nach ihrem Hof in Holstein müssen: zwischen Meyer und Gesinde, so hatte sie gesagt, sei Unfriede ausgebrochen und die Gegenwart der Herrin nötig worden. Aber es lag wohl Tieferes am Grunde; im Augenblick der Abreise hatte Rolf einen Zug wie von versteinertem Entsetzen in ihrem Antlitz wahrgenommen; die Leidenschaft zu ihrem Eheherrn schien völlig ausgelöscht. Nach ihrer Abfahrt hatte der Junker Bookwald ihm geplaudert: es heiße, Hans Pogwisch, des Ritters Vorwirt, sei nicht durch seine Wunde, er sei durch Gift vom Leben in den Tod ge-

Digitized by Google

kommen; so werd in der Gesindestub geredet; woher es komme, wiss' er nicht; als aber die Schürzenmagd es an die Frau vertragen, sei die zum Tod erschrokken worden und hab ihr zornig Schweigen auferlegt, was doch nicht habe helfen wollen.

Darüber grübelte der Ritter, und seine Augen folgten achtlos, wie der Abendschatten allmählich den Brunnen und den ganzen Hof bedeckte. „Darum auch!" sprach er leise; „sie wollte keinen mit sich haben; nicht mich, nicht Gaspard — den am wenigsten!" — Dann flogen die Gedanken mit ihm nach dem Inseldorfe Borgsum; was er mit seinem Vater dort am Bau geredet hatte, kam ihm zurück: er hörte wieder das Lachen des alten Herrn bei der Geschichte von dem Orlamünder: „Geduld, mein Sohn! Was dieses Weib dir wert ist, wirst du erst leben, wenn dich der Däne überfallen kommt! Und — mit den Schauenburgern muß man sachte gehen!" Als aber der Tod des Pogwisch dann zur Sprache kommen, war er still geworden; einen Stein hatte er vom Boden gehoben und in den Bau geworfen. „Herrin auf Dorning und eine Gifthexe?" hatte er überlaut gerufen. „Nein, Rolf, das soll sie nicht, und wenn sie des großen Carol Tochter wär! Ich helfe dir, mein Sohn; aber — Geduld! denn stumpfe Pfeile erlegen dir kein Wild!"

Er fühlte noch, wie ihm der Atem derzeit bei diesen Worten frei geworden, wie lind die Nachtluft durch sein Haar gestrichen, da er sie später und vergebens ihr entgegentrug. — Leis und in Qualen rief er ihren Namen.

Es dunkelte mehr und mehr, und der Ritter war aufgestanden, um in die Burg zurückzugehen; da drang ein dröhnender Ton vom Außenthor herein, das schon geschlossen war; dort hingen Schalltafel und Hammer in Ketten an dem Pfosten: es hatte jemand angeschlagen, um Einlaß zu begehren. Dann knarrte das größere Thor, und bald schritt aus der Einfahrt einer der Wächter über den Hof und meldete: „Ein Bote vom Schloßhauptmann zu Haderslevhuus!"

„So spät?" Rolf Lembeck war es, als habe er unsichtbar einen Schlag erhalten. „Laß ihn hieher kommen!"

Es ritt dann einer in den Hof, und als er näher kam, erkannte der Ritter bei dem Mondlicht, das über den Seitenbau hereinschien, daß er bunt und lustig gekleidet war: von der Achsel hing ihm ein lichtrot Seidengeschnür, auch solche Feder von der Haubenkappe. Als er aber schwerfällig von seinem weißen Pferde gestiegen und, das Tier dem Knechte übergebend, mit entblößtem Haupte vor den Ritter getreten war, sah dieser, daß es ein alter Mann sei, dessen weißer Knebelbart über einem zahnlosen Munde hing.

Der verneigte sich und begann eine lange, kaum verständliche Ansprache; doch der Ritter fiel ihm in die Rede: „Ich hab nicht Lust am Überflüssigen; mach's dir bequem, sag's kurz, was wünscht dein Herr von mir! Mir klang's, als solltst du mich zur Hochzeit laden?"

„Ihr habet recht gehört, Herr Ritter," sprach der Bote; „ich aber dank Euch für den Richtsteig."

„Zur Hochzeit?" frug Rolf Lembeck sinnend. „Man pflegt sonst solche Ladung am hellen Morgen zu bestellen!"

— „Verzeihet, Herr! Ich bin nur der älteste der Knechte und bin geritten, wie der Herr mich ausgesandt."

„So sprich denn, wessen Hochzeit soll begangen werden? Will Euer Herr der Witwerschaft Valet geben?"

Da schien der Bote sich mühsam aufzuraffen, und erst nach einer Weile sprach er: „Die Jungfrau Dagmar, des Herrn letzte Tochter, ist es, zu deren Fest ich Eure Gegenwart erbitten soll."

Der Ritter schwieg; in seinem Hirn erstickte er den Schrei: „Du lügst!" Nur sein Antlitz wurde braun und wieder blaß; aber der Bote sah es nicht, denn der Ritter saß im Lindenschatten. Mit trockener Stimme sprach er endlich: „So sag mir auch, wie heißt der Mann, dem solches Glück gefallen ist?"

„Herr," erwiderte der Alte, „ein schneller Freier ist's gewesen! Ich sah ihn nicht und ward sein Nam mir nicht genannt; doch soll er weit bekannt sein in der Welt. Es fehlt an ritterbürt'gen Zeugen; drum wollet der Jungfrau die erbetene Ehre anthun! Wenn Ihr mit Mondesaufgang kommet, wird es recht sein!"

Wieder schwieg der Ritter, und der Bote stand harrend vor ihm. Einzelne Knechte mit trüben Hornleuchten gingen über den Hof, und wenn im Flügel die Thür nach der Gesindestube aufging, flog ein Lichtschein durch die Mauerschatten; im Brunnen fielen die Tropfen von dem Eimer tönend in die Tiefe. Da kam ein junger Schritt vorüber. „Gehrt, bist du es?" rief der Ritter.

— „Ich bin es, Herr!"

„So nimm den Boten mit dir und laß ihm guten Trunk geben!"

„Und was für Kunde," frug dieser, „bring ich meinem Herrn?"

„Geh nur! Wo Jungfrau Dagmar freit, darf ich nicht fehlen!"

Sie gingen, und der Ritter saß wieder auf der Lindenbank. Vergebens bohrte sein Verstand an diesen Rätseln; aber in seinem Inneren kochte es vor Weh und Grimm.

* * *

Am nächsten Tage, da schon die Abendschatten fielen, stand in einem Burggemache Gaspard der Rabe vor seinem Herrn; die Augen des klugen Gesichtleins blickten fast ermüdet. „Du siehst gar übel aus; was ist dir?" sprach der Ritter, der mit gestütztem Arm an einem Tische saß.

„Herr, für uns ist üble Zeit," erwiderte der Schreiber und sah dem anderen in die verwachten hohlen Augen. „Wenn Ihr's erlaubt, Ihr sehet selber kaum einem Hochzeitsgaste gleich!"

Ein schweres Atmen war die einzige Antwort. „Herr!" rief Gaspard plötzlich, „geht nicht, wohin man Euch geladen hat!"

Wie abwesend sah ihn der Ritter an: „Meinst du? Weshalb nicht, Gaspard?"

— „Verzeihet, wenn ich von Euren letzten Tagen mehr weiß, als Ihr denket" — und Gaspard ließ den Kopf zur Seite sinken — „Ihr seid unschuldig doch in Eurem Herzen! Herr, trauet nicht den Dänen!"

„Du weißt, es ist kein Däne, der mich geladen hat!"

— „Er ist des Königs Mann."

Tonlos erwiderte der Ritter: „So sprich, wenn du Unholdes von ihm wahrgenommen!"

„Herr!" sprach Gaspard und legte die Hand auf seine schmale Brust; „soweit nicht unsere Herrin meinen Dienst begehrt, der er zunächst gehöret, sind Kopf und Hand die Euren! Ich bin noch in der Nacht dem Boten nachgegangen, hab bis zum Morgenrot die Burg umschlichen vom Vormittage bis zum Mittag dann: es ist, als sei sie zugemauert; kein Thor, kein Schlupfpförtlein hat sich aufgethan; ich hab nichts wahrgenommen. Doch — was soll Euch die Hochzeit? — Der Schloßhauptmann wird einen dänischen Junker sich geholet haben und mit dem das arme Kind zusammenschmieden lassen. Euch aber wird man aus den Hochzeitsbechern Hohn und Weh zu trinken geben! Wer weiß, Ihr trinket wohl den Tod daraus! Bleibt, gehet nicht, o lieber Herr!"

Er wollte ihm zu Füßen fallen; aber Rolf ergriff ihn bei den Schultern und sah mit blitzenden Augen in die seinen: „Da du es ehrlich meinst, so hör mich, Gaspard!" Er schrie es, daß es in dem weiten Raume von den Wänden hallte: „Und wenn auch in den Tod, ich muß! Dies Kind hat mir die Seele ausgetrunken! — Ruf mir den Junker!" fuhr er nach einer Weile fort. „Er soll mein schwarz Gewand mir bringen; das ziemet mir bei dieser Hochzeit! Und auch — vergiß das nicht — mein allerschärfstes Schwert! — Ihr beide, wenn ihr wollt, dürft mich begleiten!"

— — Um ein paar Stunden später ritten sie dahin, und schon trabten die

Pferde in dem Sandweg und im Schutz des dunklen Waldes. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, und Wolken zogen über den Mond; über ihnen rauschte es in den Wipfeln. Rolf Lembeck, der voranritt, hatte auf dem Weg kein Wort verloren; als sie der Burg sich nahten, drückte er die linke Faust auf seine Brust, als müsse er dem Blute wehren, sie zu sprengen. Auch Gaspard hatte genug an Sorg und Neubegier und ließ die Zunge ruhen; nur Junker Gehrt stieß mitunter seiner Stute die Sporen in die Weichen, daß sie wild emporstieg; er mußte seinem inneren Jauchzen Luft geben, denn er dachte an den Reigentanz mit hold geschmückten Jungfräulein, dem er entgegenreite.

„Gaspard!" rief er; „mir ist — hört Ihr die Flöten und Geigen von der Burg herunter?"

Doch Gaspard lachte verdrossen: „Euch Jungen ist leicht gepfiffen; ich hör die Wetterfahnen auf den kleinen Türmen kreischen."

„Ei was! Ihr habt doch feine Ohren!"

Aber er blieb ohne Antwort. Sie wandten die Pferde in den finsteren Baumgang und trabten den Anberg zu der Burg hinauf. Ein heller Schein drang durch zwei offene Thore und über der Ringmauer ihnen entgegen.

„Joseph und heilige Jungfrau!" rief der Junker; „da bremt der Wachs von einem ganzen Sommer!"

„Ja, Junker," sagte Gaspard, „Eure Jugend wird nicht verborgen bleiben."

So ritten sie über die Brücke durch die Thorfahrt in den inneren Hof, wo der gewaltige Bau vor ihnen aufstieg; aus seinen vielen kleinen Fensterhöhlen schoß eine Flut von Kerzenstrahlen auf sie zu, nur links am Flügel ragte der stumpfe Turm lichtlos in die Sternennacht. Ihren geblendeten Augen war der Hof bis an die Mauern voll von Menschen; aber ein hochzeitliches Treiben schien es nicht; es war, als ob sie nur die Köpfe wandten und leise zueinander raunten.

Als die Reiter von ihren Rossen gesprungen und Diener vorgetreten waren, die ihnen die Tiere fortführten, stand ein großer Mann mit todblassem Antlitz unter grauem Haupthaar vor dem Ritter; zwei Diener mit Windlichtern, deren Flamme im Nachtwind wehte, waren ihm zur Seite. Da die Herren sich im Fackelscheine sahen, stutzten sie einen Augenblick, ein jeder über des anderen schwarze Tracht; dann sprach der graue Mann: „Nehmt Dank, Herr Ritter, von mir und für mein Kind! Ihr durftet heut nicht fehlen!"

„So dacht ich auch," erwiderte der andere beklommen. „Doch wollet mich nun führen, Herr Schloßhauptmann, auf daß ich Wunsch und Ehrerbietung der Braut zu Füßen lege!"

Der alte Ritter, der seinen Gast mit starrem Aug gemustert hatte, neigte das Haupt und faßte dessen Hand; die Diener mit den Lichtern schritten ihnen voran, durch die schweigenden Menschen dem Treppenturm im Hauptbau zu. Als sie hineintraten, blickte Gaspard, der mit dem Junker folgte, durch eine offene Thür, die seitwärts in die untere Halle ging; es brannten viele Kerzen dort, sonst war es leer; nur mitten auf den Fliesen schlief ein großer Hund.

Aber der Hausherr führte sie die Wendelstiege zum oberen Stock hinan. Da sprach Rolf Lembeck im Emporsteigen: „Es ist der Hof voll Menschen, Herr; was ist es doch so totenstille hier?"

Der Schloßhauptmann aber warf das Haupt zurück: „Mein Kind hat viel gelitten," sprach er; „es bedarf der Ruhe."

Sie waren in eine große Halle eingetreten, an deren einer Seite sich viele Thüren, im Grunde ein geschlossenes Doppelthor befand; vor diesem war ein niedriger Aufbau, mit weißem Sammettuch behangen; an beiden Seiten der Halle standen Männer und Frauen, alle in feierlicher Ruhe und in schwarzen Gewändern; nur an dem Doppelthore stand ein Priester in weißer Albe.

Dem jungen Ritter, da er sich umsah, ward der Atem schwer. „Herr Schloßhauptmann," sprach er wieder, „wollet

mir sagen: ich sah noch nimmer eine Hochzeit mit so dunklen Gästen!"

Der aber erwiderte: „Seit dreien Tagen hat mein Kind sich schwarz zur Leibfarb angenommen; es ist wohl seltsam; doch es ist mein letztes — so muß ich ihr den Willen thun. Geduldet Euch, die Braut wird bald erscheinen!"

Rolf Lembeck schwieg; und unter all den Menschen war es wieder lautlos still.

Da nahte sich ein Rauschen hinter den geschlossenen Thoren, ein Zug von langsamen Schritten wurde hörbar, und indem die Thore sich öffneten, scholl von jungen Frauenstimmen ein De profundis wie von den Sternen nieder.

Ein Schauer schlug Rolf Lembeck durch die Glieder; aber schon hatte der Zug der Jungfrauen die Schwelle überschritten. Er streckte sich und hob den Kopf; so stand er wie erstarrt, und nur sein Auge wurde wie das eines Raubvogels. Er sah die singenden Jungfrauen eine Totenlade von den Schultern heben und sie auf die Sammetbühne niederlassen; er sah in weißen Sterbgewändern ein Weib — nein, nicht ein Weib; aus weißen Binden sah ein totes Kinderantlitz — da ließ der Bann von ihm: ein furchtbarer Schrei scholl durch die Halle. Der Gesang riß ab, und mit erhobenen Armen brach Rolf Lembeck durch die Menschen; er stürzte am Sarge nieder, er preßte seine Lippen auf das tote Antlitz seiner Liebe: „O Dagmar, das ist unsere Hochzeit!"

Und von denen, die es sahen, rührte keiner nur ein Glied.

Aber ein anderes geschah: Rolf Lembeck, ehe einer dachte, es zu hindern, hatte die Tote aus der Lade gehoben und ließ ihr schönes Haupt an seine Schulter sinken. Da fuhren die Schwerter aus den Scheiden, die Frauen schrien auf und Stimmen flogen durch die Halle: „Wer ist's? Der Lembeck? Haltet den Tollen, den Leichenschänder! Schlagt ihn nieder!" Der Priester streckte die Hände nach dem Kühnen und schrie: „Anathema!" Nur der jungen Sängerinnen eine, die der Blick aus seinem blauen Aug gestreift hatte, sank in die Knie und betete: „O Gott der Liebe, erbarm dich ihrer beider!"

Zwei Männer waren, die hatten nicht ihr Schwert gezogen: der Schloßhauptmann der eine, der andere Rolf Lembeck. Der erstere fuhr rasch empor: „Zurück, ihr Freunde!" rief er, seine Hand ausstreckend; „mein Fest — mein Kind und — mein auch dieser Ritter!"

Doch als er darauf sich ihm nahen wollte, da wich Rolf Lembeck und entfloh mit seiner leichten Beute durch die offenen Thürflügel in den weiten hellen Saal dahinter, die Tote an sich pressend, die Augen wie im Wahnsinn auf das süße, starre Antlitz heftend. Er floh, er wußte nicht wohin; nur irgendwo allein, in Sicherheit mit ihr! Nur eine, noch eine stille letzte Stunde mit der Toten! Ob jemand folge, daran dachte er nicht; er kam durch eine Thür in kleine düstere Gemächer, wo nur ein Mondstreif auf das Totenantlitz fiel; hinunter eine Treppe, durch einen Vorplatz, eine große Thür; da schlug der Kerzenglanz aus einer weiten Halle ihm entgegen; von der Mitte des Fußbodens erhob sich ein gewaltiger Hund und rannte mit heiserem Knurren auf ihn zu. Rolf schloß die Leiche fester an sich und hatte schon die Hand am Schwert, da sprang das große Tier mit zärtlichem Winseln an ihm auf und leckte die herabhängende Hand der Toten. „Heudan, du bist es, Heudan!" rief er und stand einen Augenblick und legte die Hand liebkosend auf den Kopf des Tieres.

Aber drüben aus der Thür der Turmtreppe trat die furchtbare Gestalt des Schloßhauptmannes; ein Wutschrei flog zu ihm hinüber; da erschrak er und floh durch dieselbe Thür zurück. Noch ein paar finstere Räume, dann strauchelte sein Fuß an einer Treppenstiege; er klomm hinauf, da kam es hinter ihm — nein, es war nur der Hund! Die Treppe wandte sich im Kreis empor, nur hier und da ein Mauerloch, durch das die Nachtluft zog, dann oben eine offene Luke. Er stieg hindurch und warf sie zu.

Es war die Platte des stumpfen Tur-

Digitized by Google

mes, die er erſtiegen hatte; ſanft rauſchten die Baumwipfel aus der Tiefe herauf, denn der Abendwind war faſt entſchlafen; über ihm flammte der Himmel in ſeinen Millionen Sternen, und von Süden ſchimmerte die Bucht des kleinen Beltes, über die Waſſer hatte der Mondſchein eine Brücke von Licht geworfen.

Rolf lag auf beiden Knien, die Liebſte in ſeinem Schoß. „Weg mit den Totenbinden!“ ſprach er leiſe und löſte die breiten weißen Bänder, die das zarte Haupt umſchloſſen hielten; wie traurige Freude flog es durch ſeine Augen, als jetzt das ſchwarze Seidenhaar hervorquoll. „Du biſt es, ſüße, heilige Dagmar!“

Da ſchollen Schritte von der Wendelſtiege her; raſch und zornig kamen ſie herauf. Er ſprang empor, er lief zur Brüſtung und hielt die Tote auf beiden Armen in den weiten Himmelsraum hinaus: da war noch Platz für ſie und ihn, auf Erden nicht mehr! — Plötzlich wandte er den Kopf, da ſah er die Fallthür aufgeſchlagen, und mit halbem Leibe ragte die Geſtalt des Schloßhauptmannes daraus hervor. Aber er ſtieg nicht weiter; mit entſetzten Augen ſtreckte er die Arme aus und rief in bitterem Flehen: „Rolf! Rolf Lembeck, gieb mir mein Kind! Was gilt dir noch der tote Leib?“

Der aber wandte ſeine Augen wieder zu dem bleichen Antlitz: „O Dagmar!“ rief er; „Süße, Selige! Ja, du biſt tot! Breit deine Flügel nun und nimm mich mit dir!“ Er küßte ihre Lippen, er ſchlang die Arme feſt um den geliebten Leib; da war mit einem Satz der greiſe Mann ihm in dem Rücken; er ſtürzte vor und griff nach ihm, doch ſeine Fauſt fuhr in das Leere. Ihm war, als flög ein Schatten ihm vorüber; er ſah jenſeit der Brüſtung, wie in der Sternennacht, die Sterbekleider ſeines Kindes wehen; dann nichts mehr, nur von unten auf der Nachhall eines ſchweren Falles. Der Abendhauch fuhr über die leere Turmdecke; nur der Hund ſtand mit den Vordertatzen auf den Zinnen und ſah winſelnd in die Tiefe.

Da war ſein Zorn als wie ein Rauch verflogen; er fiel auf ſeine Knie und faltete die Hände: „Herrgott, ſo nimm ſie beide gnädig in dein Reich!“ Und über ihm flimmerten die Nachtgeſtirne in ihrer ſtummen unerſchütterlichen Ruhe.

— — So endeten zwei ſchöne Menſchenblüten, und ſo endet dieſe Märe; es war, wie es in unſerem alten Liede heißt: „daß Liebe ſtets nur Leiden am letzten Ende giebt.“

* * *

„Und die anderen?“ fragt ihr; „was ward aus denen?“

— Die anderen? — Der Verfaſſer der historiolæ ſagt nichts von ihnen; es gab ja Klöſter derzeit, in die hinein ſich ein beraubtes, auch ein verpfuſchtes Leben flüchten konnte! Was liegt daran? Die Geräuſche, die ihre Schritte machten, ſind ſeit Jahrhunderten verhallt und werden nimmermehr gehört werden.

Hermann Kolbe.

Ein Lebensbild

von

Hermann Ost.

Zu den in weiteren Kreisen bekannten Chemikern der Gegenwart zählte der am 25. November vorigen Jahres verstorbene Professor Hermann Kolbe zu Leipzig. Seine ganz hervorragenden wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiet der organischen Chemie sichern ihm einen Platz unter den ersten Gelehrten seiner Zeit; dem größeren gebildeten Publikum ist sein Name bekannt geworden durch seinen Laboratoriumsbau in Leipzig, durch die künstliche Darstellung der Salicylsäure und die Entdeckung ihrer antiseptischen Eigenschaften und durch seine zahlreichen polemischen Schriften, in denen er im letzten Jahrzehnt die moderne Chemie schonungs- und rücksichtslos bekämpft hat.

Selten ist ein Mann so verschiedenartig beurteilt worden wie Kolbe; viele haben ihn hochgepriesen, die meisten dagegen, und nicht zum wenigsten die Chemiker von Fach, angegriffen und herabgesetzt. Der Grund davon lag zum großen Teil in seinem eigenartigen Charakter; Kolbe liebte es, unbekümmert um die Ansichten anderer, seinen eigenen Weg zu gehen, und so ist es gekommen, daß seine zum Teil epochemachenden Leistungen von vielen unterschätzt oder ignoriert worden sind. Jetzt, nachdem sich ein frühes Grab über dem Forscher geschlossen hat und der Streit der Parteien verstummt ist, will ein Schüler des Verstorbenen sein Bild zeichnen, wie es sich dem nahestehenden Beschauer eingeprägt hat, das Bild eines Mannes von felsenfestem Charakter, der stets das Beste gewollt und Außerordentliches geleistet hat.

Hermann Kolbe stammte aus einer einfachen Predigerfamilie. Er wurde geboren am 27. September 1818 in dem Dorf Elliehausen bei Göttingen als erstes von fünfzehn Kindern, mit denen das Predigerhaus sich nach und nach bevölkerte. Wenn sein gerader Charakter und fester Wille wesentlich Erbteile vom Vater Karl Kolbe waren, so verdankte er der Mutter, einer Tochter des Medizinprofessors Heumpel in Göttingen, seine Neigung zu den Naturwissenschaften. Gegenstände der Natur boten dem Knaben die anziehendsten Beschäftigungen, Schmetterlings- und Käfersammlungen wurden in großem Umfang angelegt, und sein größtes Vergnügen war, Wein aus Birkensaft, Veilchensirup u. s. w. zu fabrizieren, worin ein kundiger Blick gewiß den zukünftigen Chemiker hätte ahnen können. Ein trefflicher Hauslehrer leitete den Unterricht, über welchem nützliche Leibesübungen, Turnen, Schlittschuhlaufen und dergleichen nicht vernachlässigt wurden.

Mit dem dreizehnten Jahre bezog Kolbe das großväterliche Haus in Göttingen zum Besuch des Gymnasiums, auf dem er sich durch Strebsamkeit und Bescheidenheit die Neigung seiner Lehrer in

hohem Grade erwarb, obgleich er für die dort gelehrten Materien keine außergewöhnliche Begabung zeigte. Seine Freunde aus der Schulzeit schildern ihn als einen lernbegierigen Knaben, der allem, was seine Aufmerksamkeit einmal erregt hatte, mit großer Gründlichkeit nachforschte.

Die Bekanntschaft mit einem Schulgenossen, v. d. Knesebeck, ist für Kolbes Lebensweg entscheidend gewesen. Knesebeck besaß ein kleines chemisches Laboratorium und machte hier Kolbe zum erstenmal mit chemischen Erscheinungen bekannt. Dieser fand so mächtiges Interesse an der ihm neuen Wissenschaft, daß er bald entschlossen war, das Studium der Theologie, welches sein Vater wünschte, mit dem für einen Predigersohn damals etwas ungewöhnlichen Studium der Chemie zu vertauschen. Leider machte ein trauriger Unglücksfall den gemeinsamen Experimenten, womit die beiden Freunde ihre Freistunden ausfüllten, bald ein plötzliches Ende. Eines Morgens wurde Knesebeck, vielleicht infolge unvorsichtigen Opiumgenusses, plötzlich in der Schule unwohl, wurde auf des Freundes nahes Zimmer geführt und starb nach kurzer Zeit in dessen Armen (1837).

Als Kolbe im Jahre 1838 nach bestandenem Examen das Gymnasium verließ, um seine Fachstudien zu beginnen, fand er den Weg dazu bereits geebnet und hatte nicht mehr mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie noch zwei Jahrzehnte früher einem Liebig entgegenstanden. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts gab es in Deutschland keine chemische Schule, es fehlten die Unterrichtslaboratorien, wie sie jetzt an allen Universitäten und technischen Hochschulen bestehen; ja, es fehlte in Deutschland selbst an hervorragenden Chemikern. Wer damals Chemie studieren wollte, ging, nachdem er gewöhnlich die dornenvolle Lehrzeit eines Apothekers durchgemacht, nach Paris, wo eine große Zahl Chemiker ersten Ranges: Gay-Lussac, Thénard, Dulong, Chevreul und andere, Jünger der Chemie aus der ganzen Welt um sich versammelte, oder nach Stockholm, wo Berzelius seine unsterblichen Werke schuf. So hatten Liebig in Paris, Mitscherlich, Wöhler und die Gebrüder Rose in Stockholm ihre wissenschaftliche chemische Ausbildung erhalten.

Liebig ist es gewesen, welcher, im Jahre 1824 als Professor der Chemie nach Gießen berufen, dahin strebte, die Chemie, deren Bedeutung für Gewerbe und Industrie niemand mehr als er begriffen hatte, einem großen Schülerkreise zugänglich zu machen, das heißt nicht nur chemische Dilettanten, sondern wirkliche Chemiker in größerer Zahl heranzubilden; dazu bedurfte er eines Unterrichtslaboratoriums, worin der Studierende selbst die chemischen Substanzen in die Hände bekommt und chemische Fragen praktisch lösen lernt. Liebig hat zuerst die Anerkennung dieser Ideen im Volk und bei den Regierungen durch schwere Kämpfe errungen und ist somit der Begründer des weit verbreiteten und vertieften chemischen Fachstudiums in Deutschland geworden.

Kolbe fielen 1838 bereits die Früchte der Errungenschaften Liebigs zu; er fand in Göttingen die günstigste Gelegenheit, sich zum Chemiker auszubilden. Dort lehrte Wöhler seit 1836 und hatte ein wenn auch kleines, doch für damalige Verhältnisse genügendes Unterrichtslaboratorium eingerichtet. In diesem begann Kolbe seine chemischen Studien und erlangte in den vier Jahren, welche er daselbst zubrachte, durch emsigen Fleiß so weit Herrschaft über die chemischen Stoffe, daß er bereits 1842 mit der Beantwortung einer größeren chemischen Frage hervortreten konnte.

Kolbe besaß nicht die Gabe, mühelos zu lernen, aber es war ihm von der Natur der Drang mitgegeben, mit Beharrlichkeit festen Zielen zuzusteuern und bei allem, was er angriff, bis auf die Tiefen hinabzusteigen. Viele seiner Arbeiten zeigen, daß Kolbe da, wo andere Chemiker, und nicht die geringsten seiner Zeitgenossen, mit ihren Untersuchungen aufhörten, zu untersuchen erst anfing.

Schon in seiner Doktorarbeit, welche in Wöhlers Laboratorium begonnen wurde, griff Kolbe in die chemischen Tagesfragen kräftig ein. Er studierte die Einwirkung von Chlor auf Schwefelkohlenstoff und gelangte dabei zu Resultaten, welche für eine von Berzelius ausgesprochene Vermutung schöne Argumente beibrachten. Berzelius schreibt dem jungen Doktor:

„Ich hoffe, daß Euer Wohlgeboren mir erlauben, den Inhalt Ihres Briefes der Akademie der Wissenschaften mitzuteilen. — Mag Euer Wohlgeboren auf diese Weise fortfahren, unsere schöne Wissenschaft zu bereichern, sie wird gegen jeden wahren Bearbeiter immer dankbar sein."

Kolbe hatte bei dieser Arbeit mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, teils durch Aufsuchung eines kräftigen chemischen Reagens, welches er endlich in dem galvanischen Strom entdeckte, teils durch Beschaffung des erforderlichen chemischen Materials, des Schwefelkohlenstoffes, den er in großen Mengen gebrauchte. Diesen Stoff, welcher heute zu den ordinärsten und billigsten Handelsartikeln zählt, der in Hunderten von Centnern jährlich, zum Beispiel zum Ausziehen von Pflanzenfetten, verbraucht wird, konnte man damals nicht kaufen; Kolbe mußte ihn sich selbst im Laboratorium darstellen. Diese Erstlingsarbeit war maßgebend für Kolbes spätere Untersuchungen und für seine wissenschaftliche Richtung, sie führte ihn Berzelius' Fahne zu und bildete den Anfang einer langen Reihe von Experimentalunterſuchungen; von ihr ausgehend, entwickelte Kolbe mit schnurgerader Konsequenz und unwiderstehlicher Logik seine klassischen Ideen über die chemische Konstitution organischer Verbindungen.

Im Jahre 1842 war Kolbe nach Marburg übergesiedelt, wo er auf Wöhlers Empfehlung an Bunsens Laboratorium eine Anstellung als Assistent mit zweihundert Thaler Gehalt erhielt. Er blieb daselbst bis 1845, erwarb den Doktorgrad und vervollkommnete sich in der Kunst des Experimentierens, vor allem lernte er Bunsens Gasanalyse kennen. Mit Hilfe dieser ersten exakten, Bunsenschen Methode, die Zusammensetzung von Gasgemischen zu ermitteln, mit einer Genauigkeit, wie sie früher bei weitem nicht erreicht worden war, konnte Kolbe später bei einer seiner hervorragendsten Arbeiten die Zersetzungsprodukte der Essigsäure, welche bei der Elektrolyse derselben entstehen und welche wesentlich Gase sind, genau untersuchen.

Die Fertigkeit in der Gasanalyse verschaffte Kolbe im Jahre 1845 eine Berufung als Assistent Lyon Playfairs in London, welcher mit einer Untersuchung der schlagenden Wetter in den Steinkohlengruben und der Ursache der vielen dadurch hervorgerufenen beklagenswerten Unglücksfälle beschäftigt war — einer Frage, die leider heute noch nicht befriedigend gelöst ist. Kolbe erregte in London bald die Aufmerksamkeit der englischen Fachgenossen, nicht bloß durch seine Geschicklichkeit und äußerste Sorgfalt im Experimentieren, sondern noch mehr durch die Begeisterung, welche er für die organische Chemie an den Tag legte. Hierdurch namentlich erwarb er sich die Freundschaft des jungen Frankland, dessen Name bald berühmt werden und der den wichtigsten Einfluß auf Kolbes chemische Entwickelung ausüben sollte. Frankland, von Kolbe eingeführt in die Berzeliusschen Forschungen über die organische Körperwelt, vereinigte sich mit Kolbe zu einer gemeinsamen Arbeit, begleitete ihn, als er im Frühjahr 1847 London verließ, nach Marburg zur Fortsetzung dieser Arbeit in Bunsens Laboratorium und hat später, wiewohl räumlich von Kolbe getrennt, mit ihm einen regen brieflichen Verkehr unterhalten. Wie aus Liebigs und Wöhlers Freundschaft sind auch aus dem Gedankenaustausch dieser beiden Männer der wissenschaftlichen Chemie die schönsten Früchte zugefallen.

Ende der vierziger Jahre finden wir Kolbe in Braunschweig mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Im Jahre 1837 hatten Liebig, Poggendorff und Wöhler die Herausgabe des großen Handwörter-

Digitized by Google

buches der Chemie begonnen, ein Riesenunternehmen, welches in zwölf starken Bänden das ganze chemische Wissen in alphabetisch geordneten Artikeln behandeln sollte. Den Verlag dieses 1863 vollendeten, jetzt in neuer Auflage von v. Fehling und Hell bearbeiteten Werkes hatte die Firma Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig übernommen. Damals war das Unternehmen etwas ins Stocken geraten, und um dasselbe wieder in Fluß zu bringen, erging auf Wöhlers Vorschlag an Kolbe die Aufforderung, die Redaktion zu leiten und zu dem Zweck nach Braunschweig überzusiedeln. Kolbe nahm den Vorschlag an, und es gelang ihm, durch Anwerbung tüchtiger Mitarbeiter, später unter Mitredaktion H. v. Fehlings, das Werk so zu fördern, daß es nicht nur selbst einen bedeutenden Absatz fand, sondern daß es nach seiner Vollendung einem ähnlichen englischen Handwörterbuch von Watts und einem französischen von Wurtz als Muster gedient hat. Es ist dem Chemiker ein bequemes und zuverlässiges Nachschlagebuch für einzelne Thatsachen geworden und enthält mustergültige, von Meisterhand geschriebene Aufsätze allgemeineren Inhalts.

Hermann Kolbe.

Kolbe verlebte in Braunschweig vier der angenehmsten Jahre. Er verkehrte fast täglich in dem gastlichen Viewegschen Hause; zwischen ihm und dem bedeutend älteren Chef der Firma, Eduard Vieweg, bildete sich ein inniges freundschaftliches Verhältnis heraus, welches nie eine Trübung erlitten hat. Ebenso vertraut wurde Kolbe mit Professor Varrentrapp, bekannt durch seine mit Will gemeinschaftlich erfundene Methode, den Stickstoff in organischen Verbindungen zu bestimmen. Varrentrapp war ebenfalls litterarisch für das Viewegsche Haus thätig und besaß als Chemiker des Braunschweiger Gewerbevereins ein Laboratorium, in dem Kolbe Gelegenheit fand, seine Experimental-Untersuchungen fortzusetzen. In den politisch erregten Jahren 1848/49 nahm Kolbe an den Bestrebungen der ‚Gothaer' lebhaften Anteil und gehörte dem diese Partei in Braunschweig repräsentierenden „Vaterländischen Verein" an; er war es, welcher den zur Flucht aus Kurhessen genötigten und in Braunschweig von seiner Regierung reklamierten Historiker Adam Pfaff heimlich nach Hamburg in Sicherheit brachte.

Mitten in seiner litterarischen Thätigkeit erhielt Kolbe 1851 einen Ruf als ordentlicher Professor nach Marburg. Bunsen siedelte von dort nach Breslau über und hatte seinen ehemaligen Assistenten auf das wärmste zum Nachfolger empfohlen. Kolbe erhielt nun die lange sehnsüchtig

herbeigewünschte Gelegenheit, seine sich drängenden Ideen über die chemische Konstitution der organischen Säuren und anderer organischer Verbindungen experimentell zu prüfen und überhaupt seine Kräfte in ihrem ganzen Umfang zur Entfaltung zu bringen. Freilich machten ihm die Marburger Kollegen anfangs das Leben nicht angenehm; der neue Professor, der nie Privatdocent gewesen war, wurde als nicht zu ihnen gehörend betrachtet und mit Chikanen aller Art belästigt. — Kolbe bezog als ordentlicher Professor ein jährliches Gehalt von sechshundert Thalern, welches erst nach zehnjähriger Dienstzeit auf siebenhundert Thaler erhöht wurde. Der Fonds des Laboratoriums, in welchem Bunsen zuerst ein regelmäßiges Praktikum für Studierende eingerichtet hatte, war von diesem allmählich auf tausend Thaler gebracht, wurde aber mit Bunsens Fortgang wieder auf siebenhundert Thaler herabgesetzt. An diesem primitiven und beschränkten, mit der Zeit immer ungenügender werdenden Laboratorium hat Kolbe, nur von einem Assistenten unterstützt, eine außerordentlich fruchtbare Lehrthätigkeit entfaltet und gleichzeitig eine Reihe der wertvollsten Untersuchungen ausgeführt, deren Hauptinhalt im folgenden kurz dargestellt werden soll.

* * *

Kolbes Arbeiten von Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn an bis in die sechziger Jahre hinein stehen in einem ununterbrochenen Zusammenhang; sie enthalten im wesentlichen die exakte Beantwortung einer Frage. Es waren damals viele Chemiker bemüht, den Schleier zu lüften, welcher das Gebiet der organischen Chemie noch verhüllte, und den Faden zu finden, mit dessen Hilfe ein Gang durch das Labyrinth der chemischen Bestandteile der organischen Körperwelt gewagt werden konnte. Kolbe schloß sich diesen Chemikern, an deren Spitze Berzelius, Liebig und der Franzose Dumas vorgedrungen waren, an und unternahm es speciell, in die scheinbar nach buntester Mannigfaltigkeit zusammengesetzten organischen Säuren Ordnung zu bringen. Da gab es eine Essigsäure im Essig, eine Ameisensäure in dem ätzenden Saft der Ameisen, eine Buttersäure in der Butter und anderen Fetten, eine Valeriansäure in der Baldrianwurzel, eine Milchsäure in der sauren Milch, eine Oxalsäure im Sauerklee, eine Bernsteinsäure, Äpfelsäure, Weinsäure, Citronensäure und zahlreiche andere.

Man hatte zur Untersuchung dieser Säuren bereits die ersten Schritte gethan, hatte sie analysiert und festgestellt, daß sie sämtlich nur die drei Hauptelemente der organischen Natur: Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, enthalten, hatte für jede Säure den Prozentgehalt an diesen Elementen quantitativ bestimmt und die Zusammensetzung durch eine Formel, in Atomen ausgedrückt. So war z. B. für die Essigsäure die Formel $C_4 H_3 O_3$* aufgestellt, wodurch man ausdrückte, daß die Essigsäure auf vier Atome Kohlenstoff (C = Carbo) drei Atome Wasserstoff (H = Hydrogenium) und drei Atome Sauerstoff (O = Oxygenium) enthalte. Da der Chemiker unter „Atom" das kleinste unteilbare Masseteilchen eines Elementes von konstantem Gewicht versteht, so wird durch jene Formel die qualitative und quantitative (elementare) Zusammensetzung der Essigsäure angegeben.

Damit begnügt sich aber der Chemiker nicht. Die Atome einer Verbindung sind nicht beliebig durcheinander gewürfelt, sondern in einer bestimmten Reihenfolge angeordnet; denn wir kennen die „isomeren" Verbindungen, Körper von gleicher prozentischer Zusammensetzung, aber verschiedenen Eigenschaften, so daß diese letzteren nur die Folge einer verschiedenen Anordnung der Atome sein können. Der Chemiker will also weiter wissen, in welcher Reihenfolge die Atome miteinander verbunden sind und durch welche Gesetz-

* Unsere heutigen Atomgewichte weichen von den damals gebräuchlichen ab; die heutige Formel der Essigsäure (des Hydrats) ist $C_2 H_4 O_2$.

mäßigkeiten gerade diese bestimmte Zusammensetzungsweise zu stande kommt.

Auch hierüber war schon eine Ansicht gebildet in der Radikaltheorie von Berzelius. Derselbe ließ sich von der Überzeugung leiten, daß diejenigen Gesetzmäßigkeiten, welche an den einfacheren und eingehender studierten Körpern der unorganischen Chemie ermittelt waren, der Leitfaden für die Untersuchung der komplizierter zusammengesetzten organischen Körper sein müßten. Wie z. B. die Schwefelsäure die Verbindung von drei Atomen Sauerstoff einerseits mit einem Atom Schwefel andererseits ist — SO_3 — beide Teile vereinigt durch die den Atomen innewohnenden entgegengesetzten Elektricitäten, so dachte sich Berzelius die Essigsäure bestehend aus den drei elektronegativen Sauerstoffatomen und einem positiven Atomkomplex, vier Atome Kohlenstoff und drei Atome Wasserstoff enthaltend — $(C_4H_3)O_3$ — und dachte sich, daß in der Essigsäure dieser Atomkomplex C_4H_3, „Acetyl" genannt, dieselbe Rolle spiele wie in der Schwefelsäure der Schwefel. Diese Vorstellung wurde auf alle organischen Säuren ausgedehnt; man betrachtete sie zusammengesetzt aus Sauerstoff und verschiedenen aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden „Radikalen" und nannte diese Vorstellungsweise „Radikaltheorie".

Die chemische Forschung machte hier kurze Zeit Rast, aber bald drängte die fortschreitende Wissenschaft nach einer weiteren Zergliederung des Acetyls. Diese gefunden zu haben, ist das Hauptverdienst Kolbes. Mit dem bereits von ihm erprobten galvanischen Strom gelang es ihm, aus dem Acetyl einen einfacheren Atomkomplex abzuspalten, nämlich das aus zwei Atomen Kohlenstoff und drei Atomen Wasserstoff bestehende Methyl C_2H_3, ein Radikal, welches bereits in einer anderen organischen Verbindung, in dem Methylalkohol aufgefunden war; und Kolbe war in Gemeinschaft mit seinem Freunde Frankland so glücklich, von dem aus Holz gewonnenen Methylalkohol ausgehend, die komplizierter zusammengesetzte Essigsäure wieder aufzubauen.

Wie ist nun die Einordnung des Methyls unter die übrigen Bestandteile der Essigsäure zu denken? Ist dasselbe zunächst mit den beiden anderen Kohlenstoffatomen zu Acetyl $(C_2H_3)C_2$ verbunden und stehen die Sauerstoffatome mit dem Methyl oder mit den anderen Kohlenstoffatomen oder mit dem ganzen Acetyl in Verbindung? Um diese Frage zu beantworten, betrat Kolbe den Weg, welcher dem Naturforscher überhaupt vorgeschrieben ist: er suchte nach Analogien. Und es fand sich eine solche in der Verbindung des Methyls mit dem Element Arsen, in jener Flüssigkeit, welche aus der Essigsäure und dem giftigen Arsenik gewonnen wird und welche nach der Formel C_4H_6As (As = Arsen) zusammengesetzt ist, wegen ihres furchtbaren Geruches „Kakodyl" genannt. Als Kolbe nun in der Essigsäure Methyl entdeckte, schloß er, dasselbe Methyl müsse auch in dem aus der Essigsäure entstehenden Kakodyl enthalten sein, und zwar müsse Kakodyl aus einem Atom Arsen und zwei Methylen bestehen: $C_4H_6As = (C_2H_3)_2As$, eine Annahme, die sich nachher als vollkommen richtig erwies. Nun verbindet sich Kakodyl mit drei Atomen Sauerstoff zu Kakodylsäure $(C_2H_3)_2As,O_3$, gerade wie sich das Radikal Acetyl $(C_2H_3)C_2$ mit drei Atomen Sauerstoff zu Essigsäure verbindet; Kakodylsäure und Essigsäure sind also Analoga, mit dem Unterschied, daß in der Kakodylsäure zwei Methylradikale und ein Atom Arsen, in der Essigsäure ein Methyl und zwei Kohlenstoffatome enthalten sind, was die Formeln $(C_2H_3)_2As,O_3$ = Kakodylsäure, $(C_2H_3)C_2,O_3$ = Essigsäure erläutern.

Eine weitere Analogie fand Frankland, welcher auf den für die Entwickelung der Chemie höchst bedeutsamen Gedanken kam, diese Methylverbindung des Arsens und ebenso diejenigen des Antimons, des Zinks und anderer Elemente, welche er damals entdeckt hatte, mit den unorganischen Verbindungen derselben Elemente zu ver-

Digitized by Google

gleichen. Er beachtete die Thatsache, daß das Arsenatom, welches vom Sauerstoff drei resp. fünf Atome zu binden vermag — in der arsenigen Säure AsO_3 und der Arsensäure AsO_5 —, nur eins resp. drei aufnimmt, wenn gleichzeitig zwei Methyle in die Verbindung eintreten, daß also z. B. der Kakodylsäure $AsO_3(C_2H_3)_2$ auf keine Weise noch Sauerstoff zugeführt werden kann, ebensowenig wie der Arsensäure AsO_5. Man kann deshalb, sagt Frankland, die Kakodylsäure betrachten als ein Substitutionsprodukt der Arsensäure, als Arsensäure, worin zwei Sauerstoffatome durch zwei Methyle ersetzt sind.

Kolbe erkannte alsbald die Tragweite dieser Idee für die Essigsäure, und darin liegt sein größtes Verdienst: die Essigsäure mußte danach ein Substitutionsprodukt der Kohlensäure C_2O_4 sein. Sie ist in der That eine Kohlensäure, von deren vier Sauerstoffatomen eins durch Methyl ersetzt ist, was Kolbe durch die Formeln C_2O_4 für Kohlensäure und $C_2\begin{cases}O_3\\C_2H_3\end{cases}$ für Essigsäure ausdrückte. Nun waren den einzelnen Atomen der Essigsäure ihre bestimmten Rollen zugeteilt; zwei Kohlenstoffatome haben dieselben „Funktionen" auszuüben wie diejenigen der Kohlensäure, die beiden anderen wie diejenigen des Methylalkohols; die ersteren sind gewissermaßen das „Haupt" der ganzen Verbindung, welchem auch die drei Sauerstoffatome direkt unterstellt sind.

Kolbe ging noch einen Schritt weiter. Wenn sich ein Sauerstoffatom der Kohlensäure durch Methyl ersetzen läßt, so wird auch wohl noch ein zweites durch Methyl ersetzbar sein; es gelang Kolbe, nachzuweisen, daß ein Körper, welcher bei der trockenen Destillation des Holzes entsteht, das Aceton, nichts anderes ist als zweifach methylierte Kohlensäure — $C_2\begin{cases}O_2\\(C_2H_3)_2\end{cases}$ — und daß überhaupt alle vier Sauerstoffatome der Kohlensäure durch Methyle oder durch andere organische Radikale oder durch Wasser- ersetzt werden können.

Dem Laien, welcher dem Vorstehenden aufmerksam gefolgt ist, mag es scheinen, als sei dieser Gedanke sehr einfach und müsse sehr nahe gelegen haben, nachdem überhaupt Methyl als Bestandteil der Essigsäure nachgewiesen war; dem ist aber nicht so. Einfach zwar, aber nicht naheliegend; jeder Naturforscher weiß, daß das Einfachste gewöhnlich zuletzt gefunden wird, aber auch das Wertvollste ist. Kolbes Vorstellung über die Essigsäure hat eine lange Reihe von Entwickelungsphasen durchgemacht, war anfangs unbestimmt und von sehr wenig einfacher Art; erst gegen Ende des Jahres 1856, dreizehn Jahre nach begonnener Arbeit, konnte Kolbe, durch Frankland unterstützt, obigen Satz über die „chemische Konstitution" der Essigsäure klar und bestimmt formulieren.

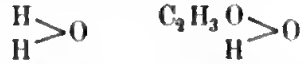
Der Wert eines Naturgesetzes steigt mit dem Umfang seiner Gültigkeit. Kolbe bewies, daß das, was für die Essigsäure gefunden war, auch für die übrigen organischen Säuren gelte: für Buttersäure, Ameisensäure, Bernsteinsäure u. s. f., daß sie sämtlich Substitutionsprodukte der Kohlensäure sind, nur daß sie da, wo die Essigsäure Methyl enthält, andere Radikale, z. B. die Buttersäure das Radikal „Propyl" C_6H_7, enthalten; und so wurde für diese große Klasse organischer Verbindungen das Band gefunden, welches sie gemeinsam umschlingt und welches sie zugleich an die unorganische Säure, die Kohlensäure, knüpft. Das letztere ist noch von besonderer Wichtigkeit. Die Kohlensäure ist der Stoff, von welchem aus die Entstehung der organischen Substanzen in der Natur beginnt; in dem Laboratorium der grünen Pflanzenzelle verliert die Kohlensäure unter dem Einfluß des Sonnenlichtes einen Teil ihres Sauerstoffes, welchen die grüne Zelle ausatmet, nimmt aus dem Wasser Wasserstoff auf und wird in Stärke, Zucker und in die organischen Säuren umgewandelt. Kolbe zeigte zum erstenmal, daß diese organischen Säuren noch die größte Ähnlichkeit mit der Mutter Kohlensäure haben und daß es mög-

Digitized by Google

lich ist, dieselben aus der Kohlensäure direkt künstlich aufzubauen.

Man bezeichnet die Entwickelungsphase der organischen Chemie, welche die organischen Körper als Substitutionsprodukte der unorganischen erkannte, welche die letzteren, z. B. die Kohlensäure, als „Typen" hinstellte, nach denen die organischen gebildet seien, als die Phase der „Typentheorie". Dieselbe erreichte ihren Gipfelpunkt in den Forschungen A. W. Hofmanns und Kolbes, wurde aber begründet von einer anderen chemischen Schule, an deren Spitze der französische Chemiker Dumas stand. Dumas und seine Anhänger suchten nach anderen Vorstellungen über die Zusammensetzungsweise der organischen Verbindungen, als Berzelius sie gelehrt hatte. Sie lengneten das Vorhandensein entgegengesetzter Elektricitäten in den eine Verbindung bildenden Bestandteilen und glaubten nicht, daß jede Verbindung aus zwei Teilen bestehen müsse, von denen einer mit positiver, der andere mit negativer Elekrieität geladen sei. Sie ignorierten einstweilen die Resultate der Schule Berzelius', betrachteten eine jede chemische Verbindung wieder als ein geschlossenes Ganzes, welches sie „Molekül" nannten, und fingen mit der Zergliederung von vorn an, aber auf einem ganz anderen Wege. Sie spalteten nämlich das Molekül nicht wie Berzelius durch fortgesetzte Zweiteilung, sondern sie nahmen Atome oder größere Bruchstücke heraus unter gleichzeitigem Ersatz durch andere Atome, ohne das Ganze in seinem Zusammenhang und in der Anordnung der Bestandteile zu stören. Sie sind damit Begründer der „Substitutionstheorien" geworden. Zudem führten sie andere Atomgewichte für die Elemente ein, diejenigen nämlich, welche wir heute allgemein gebrauchen, nach welchen die Zusammensetzung der Essigsäure durch die Formel $C_2H_4O_2$ ausgedrückt wird.

Beide Untersuchungsmethoden gestatten uns leider keinen direkten Einblick in die chemischen Moleküle, wir können die Atome darin nicht wahrnehmen, wie wir das Gefüge eines Gebäudes aus Säulen und Balken mit Augen sehen; vielmehr bekommt der chemische Forscher nur einzelne Bruchstücke vom Ganzen (indirekt) zu sehen, die er sammeln und aus denen er das Ganze rekonstruieren muß. Während nun Kolbe als ein Bruchstück der Essigsäure das Methyl auffand, fielen Dumas und seinen Anhängern Williamson und Gerhardt bei ihren Untersuchungen andere Bruchstücke der Essigsäure in die Hände, aber viel gröbere und weniger charakteristische, und aus diesen konstruierten sie ums Jahr 1851 ein anderes, nach dem Muster des Moleküls „Wasser" geformtes Gebilde; sie betrachteten die Essigsäure als ein Substitutionsprodukt des Wassers, welches an Stelle eines der beiden Wasserstoffatome ein Radikal C_2H_3O, heute Acetyl genannt, enthalte:



Wasser Essigsäure.

Wer hatte nun recht? Kolbe oder Williamson und Gerhardt? Liegt der Essigsäure das Modell Wasser oder das reicher gegliederte Modell Kohlensäure zu Grunde? — Die moderne Chemie, die sogenannte Strukturchemie, hat hierauf eine befriedigende Antwort gegeben; sie hat gezeigt, daß beide recht hatten, sie hat den weiteren Begriff gefunden, in welchem sowohl die Anschauung Kolbes wie diejenige seiner Gegner gleichzeitig enthalten ist.

Kolbe hatte durch seine Experimentaluntersuchungen die Zusammensetzungsweise der organischen Säuren tiefer ergründet als alle seine Zeitgenossen, und es gelang ihm, mit Hilfe seiner Vorstellungen eine ganze Reihe wichtiger Naturprodukte künstlich darzustellen. Zunächst die Essigsäure selbst, die er von den Elementen aus in bewundernswürdiger Weise Atom für Atom zusammenfügte, dann stufenweis die komplizierteren Säuren, die Propionsäure und namentlich die Milchsäure, deren nahe Beziehungen zur Propionsäure Kolbe entdeckte und durch einen neuen Begriff, nämlich den der „Oxysäuren", uns zuerst erläuterte. Er stellte die in der Galle

enthaltenen Stoffe Glykokoll und Taurin, das Asparagin der Spargel, die Salicylsäure ꝛc. künstlich dar oder gab den richtigen Weg zur Synthese derselben an und ist damit der eigentliche Schöpfer der Synthese organischer Verbindungen geworden. Wenn auch der erste Stoff der organischen Körperwelt, der Harnstoff, schon zwanzig Jahre früher von Wöhler künstlich dargestellt war, so ist doch die Möglichkeit der künstlichen Erzeugung aller organischen Verbindungen erst durch Kolbes Forschungen bewiesen worden.

Gleichzeitig gewann Kolbe neue ungeahnte Einblicke in die Natur der Alkohole, jener Körperklasse, deren Repräsentant der gewöhnliche Weingeist, Äthylalkohol, ist, zu welcher der Methylalkohol oder Holzgeist, der Amylalkohol im Fuselöl und zahlreiche andere gehören. Er konnte es wagen, die Existenz neuer Klassen von Alkoholen, welche noch gar nicht entdeckt waren, die der „sekundären" und „tertiären", vorherzusagen und sogar ihre mutmaßlichen wichtigsten Eigenschaften anzugeben; und als bald darauf der erste Repräsentant dieser Körper, der Isopropylalkohol, entdeckt wurde, fand Kolbe alle seine Prophezeiungen auf das glänzendste bestätigt. Kolbe hat in Anerkennung dieser Forschungen auf dem Gebiet der Alkohole noch wenige Wochen vor seinem Tode von der British Association for the Advancement of Science, zu deren Mitgliedern sein ehemaliger wissenschaftlicher Gegner Williamson gehört, die große goldene Davy-Medaille erhalten. Und wirklich sind diese Untersuchungen Kolbes, deren Resultate heute jeder Student in den Elementarvorlesungen über organische Chemie lernt, von allergrößtem Einfluß auf unsere heutigen Ansichten und auf die Fortschritte der organischen Chemie geworden; sie bilden speciell die Grundlage der heutigen Lehre von der Vierwertigkeit des Kohlenstoffatoms.

* * *

Kolbes Lehrgebäude war in seinen Grundmauern um das Jahr 1860 vollendet; was später noch hinzukam, waren nur weitere Ausführungen und Stützen dieses Baues. Eine zusammenhängende Darstellung desselben hat er in seinem „Lehrbuch der Chemie" gegeben, einem ausführlichen, drei umfangreiche Bände fassenden Werk, welches als selbständiger Teil des großen „Lehrbuches der Chemie" von Graham-Otto bei Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig vom Jahre 1854 an erschien. Nachdem Kolbe bis zum Jahre 1864 die beiden ersten Bände vollendet hatte, fand er, nach Leipzig übergesiedelt, nicht mehr Muße genug, daran zu arbeiten; sein Mitredacteur am Handwörterbuch, v. Fehling, und seine beiden Assistenten Weddige und v. Meyer haben später den dritten Teil verfaßt. Mit Recht gilt dies Werk als epochemachend für die Entwickelung der organischen Chemie; durch die Fülle neuer Ideen und kritische Behandlung des Stoffes, sowie durch klare und einfache Darstellungsweise hat das Buch seiner Zeit das größte Aufsehen erregt; es bildet noch heute, trotzdem die organische Chemie seitdem ein ganz anderes Aussehen bekommen hat, eine anziehende und belehrende Lektüre und wird seinen Wert nie verlieren, weil die darin ausgesprochenen Ideen wohl erweitert, nicht aber, wie diejenigen mancher anderen Autoren, durch die Fortschritte der Wissenschaft widerlegt worden sind.

Der Name Kolbe war inzwischen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt geworden; es hatte sich in dem alten engen Marburger Laboratorium nach und nach eine große Zahl Schüler aus dem In- und Auslande um den Lehrer geschart, und die chemische Abteilung bildete einen Glanzpunkt der Universität Marburg. Von den Chemikern, welche dort ihre Ausbildung erhielten, sind zu nennen R. Schmitt, jetzt Professor an der technischen Hochschule in Dresden, welcher acht Jahre lang einziger Assistent Kolbes war und durch Umwandlung der Weinsäure und Äpfelsäure in Bernsteinsäure, sowie durch die gemeinsam mit Kolbe gemachte Entdeckung des roten Farbstoffes

Digitized by Google

Rosolsäure (Corallin) bekannt ist; ferner E. Lautemann, J. Volhard, jetzt Professor an der Universität Halle, Kalle, Fabrikant in Biebrich, v. Oefele, P. Grieß, der Entdecker der Diazoverbindungen; eine Zahl russischer Chemiker, welche jetzt hervorragende Stellungen in Rußland bekleiden: Konstantin und Alexander Saytzeff, Menschutkin, Wischin; die Engländer Crum-Brown, Armstrong; mehrere Schweden u. s. f.

Nachdem das Laboratorium sich schon längst als ganz unzureichend erwiesen hatte, wurden Kolbe endlich 1863 die Mittel zu einer erheblichen Erweiterung desselben bewilligt und der jährliche Fonds wurde wieder auf tausend Thaler erhöht, freilich immer noch zu wenig, um die Ansprüche der dreißig bis vierzig Praktikanten, namentlich die große Zahl der fortgeschrittenen, zu befriedigen. Auch das erweiterte Laboratorium hat nur siebzehn Jahre genügt; 1880 ist durch die preußische Regierung ein glänzender Neubau aufgeführt worden, der sich endlich den Instituten der übrigen naturwissenschaftlichen und medizinischen Disciplinen daselbst ebenbürtig an die Seite stellt.

In Marburg hat Kolbe bald nach Antritt der Professur seine Lebensgefährtin gefunden. Im Jahre 1852 verheiratete er sich mit Charlotte v. Bardeleben, einer Tochter des Generalmajors v. Bardeleben in Marburg, mit welcher er dreiundzwanzig Jahre lang in glücklichster Ehe gelebt hat.

* * *

Nach vierzehnjähriger Wirksamkeit in Marburg erhielt Kolbe 1865 einen Ruf nach Leipzig. Diese Universität gehörte Anfang der sechziger Jahre noch zu den kleineren in Deutschland, so daß Liebig, Kolbe gratulierend, schrieb, er habe gehört, Kolbe sei nach Bonn berufen, das scheine aber leeres Gerücht gewesen zu sein, da Kolbe wahrscheinlich Bonn den Vorzug gegeben haben würde. Heute hat Leipzig fast die vierfache Studentenzahl Bonns, sie ist nach Berlin die größte Universität Deutschlands und verdankt diese Blüte der reichen Ausstattung mit hervorragenden Lehrkräften und prächtigen Instituten, welche sie in den sechziger Jahren namentlich durch die Fürsorge des sächsischen Kultusministers v. Falkenstein erhalten hat. Als Kolbe nach Leipzig berufen wurde, überschritt die Zahl der dort immatrikulierten Studenten das erste Tausend, um dann binnen fünf Jahren auf 2500 und seit 1878 auf über 3000 zu steigen.

Kolbe wurde berufen an Stelle des verstorbenen zweiten Chemikers Kühn, als Kollege Erdmanns, und da ihm nicht nur eine glänzende pekuniäre Stellung und ein viel ausgedehnterer Wirkungskreis eröffnet, sondern auch der Bau eines neuen Laboratoriums in sichere Aussicht gestellt wurde, so besann er sich nicht, den Ruf anzunehmen. Er begann alsbald die Pläne zu einem neuen Laboratorium auszuarbeiten, und nachdem die Mittel im Januar 1867 von den Ständen bewilligt waren, wurde der Bau sofort begonnen und konnte schon am 16. November 1868 eingeweiht und bezogen werden.

Auch dieser Laboratoriumsbau ist eine glänzende Leistung Kolbes gewesen. Wenn Liebig in Gießen das erste Unterrichtslaboratorium in Deutschland überhaupt gebaut hat, so beginnt die Epoche der großen Laboratorien, wie sie seitdem überall aufgeführt sind, mit Kolbes Bau in Leipzig und den gleichzeitig entstandenen Bauten Hofmanns in Bonn und Berlin. Kolbes Laboratorium war lange Zeit das weitaus größte, es faßte die ungeheure Zahl von hundertzweiunddreißig Arbeitsplätzen, soviel wie das Bonner und Berliner zusammengenommen, und bildete wegen seiner außerordentlich zweckmäßigen und mit den einfachsten Mitteln hergestellten Einrichtungen jahrelang den Wallfahrtsort der Chemiker von nah und fern. Es ist darin zu rühmen die große Fülle von Licht in allen Arbeitssälen, die sehr wirkungsvolle Ventilation, welche durch einfache, zum Teil mit Gas geheizte Ventilationskanäle für zu- und abzuführende

Luft ohne besondere Ventiliermaschinen hervorgebracht wird, die ungemein praktische Verteilung der Räume und der relativ sehr geringe Kostenaufwand. Während die künstlerisch überreich ausgeschmückten Laboratorien in Bonn und Berlin jedes ohne innere Ausstattung 120000 Thaler gekostet haben, wurde das Leipziger viel größere Institut inklusive Ausstattung mit allen Utensilien und Instrumenten für nicht ganz 100000 Thaler hergestellt.

Diese enormen Summen und die noch viel größeren, welche in den letzten Jahren auf den Bau chemischer Unterrichtslaboratorien vom Staat aufgewendet worden sind, haben sich bereits in reichem Maße bezahlt gemacht oder werden sichere Früchte tragen. Unsere chemische Industrie, die nicht den kleinsten Teil der Industrie überhaupt bildet, verdankt ihren großen Aufschwung in erster Linie der besseren wissenschaftlichen chemischen Bildung, welche nicht bloß eine kleine Zahl, sondern die große Masse der heutigen Techniker in den Laboratorien der höheren Unterrichtsanstalten sich erworben haben und erwerben. Das in dieser Hinsicht weniger gut versorgte Ausland ist hinter uns zurückgeblieben, es schickt uns deshalb große Massen von chemischem Rohmaterial, zum Beispiel von Steinkohlenteer, um sie in Form von wertvollen Farbstoffen — für cirka sechzig Millionen Mark jährlich — zurückzunehmen.

Indessen kann man über eine Frage zweifelhaft sein, nämlich ob man gut daran gethan hat, so große Laboratorien unter einer Direktion zu bauen oder ob der Unterricht in mehreren kleineren Laboratorien seinen Zweck besser erfüllt. Auch über diese Frage hat sich Liebig schon geäußert in einem Brief an Kolbe vom 25. Dezember 1872, worin er sich für die ihm von Kolbe übersandten Photographien des Leipziger Laboratoriums bedankt. Dort heißt es:

„Die schönen Photographien habe ich empfangen, das Laboratorium sieht aus wie ein Palast; ich hatte nicht gedacht, daß es so schön werden würde. Diese praktischen Lehranstalten sind aber nach meiner Überzeugung zu groß; der Lehrer kann auch mit dem besten Willen seiner Aufgabe nicht genügen, und es muß zu viel den Assistenten überlassen werden. Es ist auch gar nichts angreifender als der Unterricht in einem Laboratorium; ich konnte es in Gießen nicht mehr, und dies ist der eigentliche Grund, warum ich Gießen verließ."

Bei der großen und stetig zunehmenden Ausdehnung des chemischen Studiums und dem Anwachsen der einzelnen Gebiete des chemischen Wissens ist es eine Notwendigkeit für den Chemiker, sich zu specialisieren, und damit ist die Teilung der Laboratorien von selbst gegeben; diese Teilung ist um so nötiger, als die verschiedenen Lehrgebiete der Chemie verschiedene Bedürfnisse haben, die analytische Chemie zum Beispiel andere Einrichtungen verlangt als die organische. Die Teilung hat sich an vielen Unterrichtsanstalten bereits vollzogen, und es giebt nur noch wenige Vertreter der Chemie, welche die analytische, unorganische, organische und theoretische ꝛc. Chemie in einer Person so beherrschen, wie es zur Ausbildung der Studierenden erforderlich ist.

Die hundertzweiunddreißig Arbeitsplätze in dem großen Leipziger Laboratorium waren fast immer bis auf den letzten besetzt, in der Hochflut des chemischen Studiums in den Jahren 1873 bis 1876 mußten viele Angemeldete — einmal über dreißig — abgewiesen werden. Kolbe leitete den praktischen Unterricht mit vier Assistenten. Er beschäftigte die Anfänger, welche durch die Masse neu einzuprägender Thatsachen besonders überladen sind, halbtägig, wogegen den Studierenden vom dritten Semester an das Laboratorium ganztägig, von morgens acht bis abends fünf respektive sechs Uhr, geöffnet war. Da die Anfänger sich weder die neuen Erscheinungen deuten können, noch in den vorzunehmenden Manipulationen bewandert sind und der erste Unterricht meist entscheidend für die spätere chemische Ent-

wickelung des Schülers ist, so bedürfen diese der unausgesetzten Aufmerksamkeit des Lehrers, und Kolbe hat sich, abgesehen von den paar letzten Jahren, in denen Kränklichkeit ihn oft ganz aus dem Laboratorium fern hielt, auch stets der Anfänger angenommen, wenn auch naturgemäß die eigentliche Leitung ihres Unterrichtes nach im allgemeinen feststehender Methode in den Händen der Assistenten ruhte. Sein Hauptinteresse ward aber den älteren Studierenden, welche sich mit der organischen Chemie beschäftigten, zugewandt, und durch eigene Bearbeitung großer wissenschaftlicher Fragen schaffte er Stoff zu Aufgaben für die zahlreichen älteren Schüler herbei.

Der Grundzug in Kolbes Lehrmethode war Streben nach Einfachheit. Seine ersten Vorträge über allgemeine unorganische Chemie setzten bei dem Hörer keinerlei chemische Kenntnisse voraus, was für die überwiegende Zahl der Gymnasialabiturienten auch nicht möglich war; die chemischen Prozesse wurden in möglichst einfacher Form vorgeführt, und es wurde zunächst nur der Kern derselben dem Studierenden eingeprägt. Derselbe bekam so einen in wenigen kräftigen Linien gezeichneten Grundriß, ehe er mit den Details und den Unregelmäßigkeiten unserer künstlich in die Natur hineingetragenen Regeln behelligt wurde. Es ist das sicher die größte pädagogische Kunst, in den Vorträgen nicht alles Wissenswerte überhaupt zu bringen, sondern nur das, was dem jeweiligen Fassungsvermögen des Studierenden entspricht. Weiter gehört noch zu einem guten Vortrag lebendige Darstellung, welche der Chemiker nur durch eigene, mit Interesse getriebene experimentelle Studien erwerben kann. Beide Eigenschaften zeichneten die Vorträge Kolbes in hohem Grade aus, und er war deshalb, obgleich er die Gabe glänzender Darstellung nicht besaß, ein vorzüglicher akademischer Lehrer.

Den Schwerpunkt des chemischen Unterrichtes verlegte Kolbe mit Liebig in das Laboratorium; hören wir ihn darüber selbst: „Bei der Chemie liegt der Schwerpunkt des Unterrichtes nicht wie bei anderen Disciplinen in den Vorlesungen, sondern in den praktischen Arbeiten des Laboratoriums. Selbst nach mehrmaligem Hören der Vorlesungen gewinnt der Anfänger daraus nicht mehr als eine oberflächliche Bekanntschaft mit den Rudimenten der Wissenschaft. Wirkliche chemische Erfahrungen mit der Fähigkeit, sie zu gebrauchen, erwirbt man sich erst durch eigenes Arbeiten im Laboratorium."

„Der Chemiker, welcher alles gelernt hat, was man in chemischen Vorlesungen lernen kann, hat es in der Chemie etwa ebenso weit gebracht wie ein Schwimmer, welcher sich über die Kunst des Schwimmens mündlich hat unterrichten lassen und zugleich andere hat schwimmen sehen; er kann darum noch nicht schwimmen. Beides will geübt sein."

Und über den Unterricht im Laboratorium: „Die Bestimmung der chemischen Laboratorien ist, was Liebig vor dreißig Jahren schon ausgesprochen hat, nicht die, daß der Chemie studierende Pharmaceut Medizin, der Landwirt Dünger, der Techniker Soda oder Seife fabrizieren und der Hüttenmann Erze ausbringen lerne, sie besteht vielmehr darin, daß alle, gleichviel ob sie Chemiker von Fach sind oder ob sie von der Chemie als Hilfswissenschaft irgend welche Anwendung zu machen beabsichtigen, die Befähigung erlangen, chemische Fragen geschickt zu behandeln, die entgegenstehenden Schwierigkeiten mit den einfachsten Mitteln zu beseitigen und aus den gewonnenen Resultaten richtige Schlüsse zu ziehen, mit einem Worte, daß sie chemisch denken lernen."

Neben der umfangreichen und anstrengenden Lehrthätigkeit gelangen Kolbe auch in Leipzig mehrere wissenschaftliche Untersuchungen, von denen an hervorragendster Stelle die vereinfachte Synthese der Salicylsäure und die Entdeckung ihrer antiseptischen Eigenschaften zu nennen ist. Kolbe hatte bereits in Marburg die aus der Weide (salix) zuerst gewonnene und in größerer Menge in dem Wintergrünöl

(Gaultheriaöl) aufgefundene Salicylsäure künstlich dargestellt, aus den beiden Bestandteilen, in welche sich diese Säure leicht spalten läßt, aus Karbolsäure und Kohlensäure. Er brauchte dazu die Mitwirkung des Metalls Natrium, dessen hoher Preis die künstliche Säure damals teurer machte als die natürliche. Erst nachdem es ihm 1873 durch viele Versuche gelungen war, das Natrium durch das wohlfeile Ätznatron zu ersetzen, wurde das Verfahren im großen ausführbar und lohnend. Dr. F. v. Heyden in Dresden gebührt das Verdienst, die fabrikmäßige Darstellung der Salicylsäure durchgeführt zu haben, und seitdem ist dieser Stoff dem Chemiker äußerst leicht zugänglich geworden. Kolbe war bei seiner Untersuchung von der Hoffnung ausgegangen, in der Salicylsäure ein Übergangsprodukt zur künstlichen Darstellung des Indigos zu finden, jenes wertvollen blauen Farbstoffes, dessen Synthese inzwischen auf anderen Wegen Professor Baeyer in Münster gelungen ist; statt dessen hatte Kolbe in der Salicylsäure selbst einen ganz anderen unerwarteten Schatz gehoben, nämlich ein vorzügliches Antiseptikum, einen Stoff, der in kleinen Mengen gewisse chemische Zersetzungen, Gärungs- und Fäulnisprozesse aufzuhalten oder zu verhindern im stande ist.

Verfasser erinnert sich noch des ersten Versuches, welchen Kolbe, von den nahen Beziehungen der Salicylsäure zur antiseptischen Karbolsäure geleitet, in dieser Richtung anstellte. Wenn bittere Mandeln mit Wasser zerquetscht werden, so erleidet ein darin enthaltener Stoff, das Amygdalin, eine der Gärung ähnliche chemische Zersetzung, infolge deren der bekannte starke Geruch nach bitteren Mandeln auftritt; dieser Geruch bleibt aus, sobald den Mandeln eine Spur Salicylsäure zugesetzt wird. Ein so einfacher Versuch bildete den Ausgangspunkt für zahlreiche weitere Experimente, namentlich auf dem Gebiet der Gärungschemie. Die Hefe, welche den Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerlegt, wird in ihrer Wirksamkeit schon durch kleine Mengen Salicylsäure beschränkt, durch größere unter Umständen getötet. Noch leichter unterliegen andere, unliebsame Fermente, welche bei der alkoholischen Gärung auftreten können, welche das Sauerwerden und Verderben des Bieres und Weines verursachen, der Wirkung der Salicylsäure. Es kann diese daher benutzt werden, um die Nachgärung des Bieres und Weines zu verlangsamen, namentlich aber um ersteres vor dem „Stich" lange Zeit zu schützen. Da die erforderlichen Mengen Salicylsäure sehr gering sind — 5 bis 10 g pro Hektoliter — und die Salicylsäure eine geruchlose und in der großen Verdünnung geschmacklose und unschädliche Substanz ist, so hat das deutsche Nahrungsmittelgesetz (nicht dagegen das bayerische Landesgesetz) diesen Zusatz zum Bier und Wein nicht beanstanden zu dürfen geglaubt. Es giebt noch ein anderes brauchbares Verfahren, Bier für wärmere Temperaturen, namentlich für den Transport in die Tropen, haltbar zu machen, das „Pasteurisieren", welches in dem Töten der Fermente durch Erhitzen der luftdicht verschlossenen Flaschen auf 60 Grad besteht. Vor diesem Verfahren hat das Salicylieren die größere Bequemlichkeit und allgemeinere Anwendbarkeit voraus, und die noch vielfach bestehende Abneigung des Publikums gegen den „fremden Zusatz" wird mit der Zeit schon überwunden werden, da er in der That das Exportbier verbessert.

Wie leicht zu erklären, gingen die Wogen des Salicylsäureenthusiasmus anfangs sehr hoch; man glaubte ein Mittel für alles gefunden zu haben, einen neuen Stein der Weisen, ein Mittel gegen die Diphtheritis-, Cholera- und Typhuskeime, zum Konservieren von Fleisch, Milch, Butter, frischem Obst und Südfrüchten. Diese übertriebenen Erwartungen sind nur zum Teil in Erfüllung gegangen. Gegen die Bacillen der Cholera, des Typhus und anderer ansteckender Krankheiten hat sich die Salicylsäure bisher noch nicht als wirksames Gift erwiesen, und auch die dem Verderben ausgesetzten Nahrungs-

Digitized by Google

mittel sind nur auf verhältnismäßig kurze Zeit durch sie frisch zu erhalten. Indessen ist sie vorzüglich brauchbar zur antiseptischen Wundbehandlung, sie dient in ausgedehntem Maßstabe dem Chirurgen als Salicylwatte, -pulver ꝛc. und ist merkwürdigerweise ein nie versagendes Mittel gegen Gelenkrheumatismus.

Die Salicylsäure kann dem Nichtchemiker als lehrreiches Beispiel dienen, wie nützlich die Chemie auch als reine Wissenschaft ist, denn die erste künstliche Darstellung der Salicylsäure gelang, ehe man von einer Nutzanwendung derselben etwas wußte, auf Grund und im Interesse rein theoretischer Spekulationen.

In den letzten Jahren seines Lebens hat Kolbe eine sehr reiche litterarische Thätigkeit entfaltet. Er war allmählich, seinen eigenen Weg gehend, dem Gedankengang der übrigen Chemiker, welche in geschlossener Phalanx vorrückten, entfremdet und hatte mehr und mehr die Überzeugung gewonnen, daß die Strukturchemie, zu der er doch selbst den Grund gelegt, in ihrer Weiterentwickelung in den letzten zwei Jahrzehnten eine falsche Bahn eingeschlagen habe. Bestärkt wurde er in dieser Ansicht durch die oft oberflächliche und unwissenschaftliche Behandlung chemischer Fragen von seiten vieler unberufenen Chemiker, welche, der nötigen Befähigung bar und ernste angestrengte Arbeit scheuend, sich in der wissenschaftlichen Chemie breit machten und mit leichter Mühe die schwierigsten Fragen lösen zu können glaubten. Jedermann kann sich von dieser heute noch nicht ausgestorbenen Oberflächlichkeit überzeugen, wenn er sieht, in welchem Stil manche chemische Abhandlungen geschrieben werden. Kolbe, der wie wenige andere die Schwierigkeiten einer exakten Behandlung chemischer Probleme erfahren hatte und welcher seine klaren Gedanken in einem einfachen, präcisen, wahrhaft klassischen Stil auszudrücken gewohnt war, haßte dieses Sichgehenlassen Unberufener im höchsten Grade und hielt es, zumal bei dem Fehlen jeglicher Kritik, für seine Pflicht, gegen die Mißbräuche zu Felde zu ziehen. Leider ließ sich Kolbe dabei hinreißen, fast alles „Moderne" zu verurteilen, die Führer der Strukturchemie für alle Schäden verantwortlich zu machen, und hat nicht selten auch in der Form seiner Polemik die Grenzen des Üblichen überschritten. Indessen hat er in vielen Punkten recht gehabt.

Die übertriebenen Anforderungen, welche man an die Strukturchemie stellt, und die Art, wie man häufig die chemischen Verbindungen interpretiert, ist eine ungenügende und unbefriedigende. Die Chemie ist als Wissenschaft noch zu jung, um bereits allgemein gültige Gesetze aufstellen zu können, die gefundenen Regeln bringen nur Bruchstücke unter einheitliche Gesichtspunkte. Die Sucht, alles in das „System" einzuordnen, führt zu unfruchtbarer „Formelgaukelspielerei", wie Kolbe sagt — ein Vorwurf, welchen er schon früher manchen Vertretern der Typentheorie gemacht hatte. Eine vorzügliche Kritik dieser schematischen Behandlung der Chemie findet sich in dem „Vertraulichen Schreiben an Professor Kolbe" vom 31. Dezember 1877, worin ein fingierter Dr. R. in B. mit Hilfe der „Theorie" sechzehn Verbindungen von der Zusammensetzung C_2O_2NH konstruiert, von denen bis jetzt nur eine wirklich bekannt ist und viele sicher nicht existieren können, wie jeder praktisch erfahrene Chemiker entgegen der Theorie sofort einsieht. Offenbar giebt die jetzige Theorie die Thatsachen noch nicht richtig wieder, und man sollte doch wenigstens in solchen Fällen die Theorie ruhen lassen, wo sie überhaupt nichts erklärt, sondern höchstens ein neues Wort für den alten Begriff gebraucht. — Kolbe standen bei seiner Polemik in seiner Satire und einem oft köstlichen Humor höchst wirksame Waffen zur Verfügung. Einen durch besonders komplizierte Verbindungsweise zusammengefügten Atomkomplex nennt er einen „wahren Rattenkönig von Bindungen"; ein eigentümlich „verkettetes" Sauerstoffatom, von einem Strukturchemiker nicht sehr geschmackvoll „Brückensauerstoff" genannt, schlägt Kolbe vor, lieber gleich

Digitized by Google

„Kettenbrückensauerstoff" zu nennen; und um die Bezeichnungen gewisser Abkömmlinge des Benzols, welche von den heutigen Chemikern als Ortho-, Para- und Metaverbindungen unterschieden werden, zu verhöhnen, teilt er die bei einer passenden Gelegenheit getadelten Physiker in Ortho-, Para- und Metaphysiker ein. Eine stattliche Reihe derartiger Aussprüche sowie Geißelung von Inkorrektheiten im Gedanken und Stil finden sich in Kolbes höchst erheiternder „Blumenlese modernchemischer Autoren" und in anderen Aufsätzen zusammengestellt.

Kolbes sämtliche Arbeiten seit dem Jahre 1871 sind in Erdmanns „Journal für praktische Chemie", im Verlage von J. A. Barth, veröffentlicht, dessen Redaktion Kolbe nach dem Tode Erdmanns 1871 übernahm. Später trat Prof. von Meyer mit in die Redaktion ein. In seinen letzten Lebensjahren hat Kolbe noch ein kurzes „Lehrbuch der Chemie" geschrieben, welches dem angehenden Studierenden in einfacher und anziehender Form die wichtigsten chemischen Verbindungen der unorganischen und organischen Natur vorzuführen bestimmt ist. Von den beiden kleinen Bänden ist namentlich der erste, der unorganische Teil, vortrefflich gelungen und bereits nach drei Jahren in zweiter Auflage erschienen.

* * *

Kolbe war kein vielseitiger Gelehrter, aber was er sich zu eigen gemacht hatte, bekam von seinem Geist ein besonderes Gepräge. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Vorlesung von Kolbe über organische Chemie und der vieler anderer Chemiker! Und wie oft hat Kolbe den bekanntesten Gegenständen durch seine Experimentaluntersuchungen neue und ganz überraschende Gesichtspunkte abgewonnen! Und fast alles schuf Kolbe allein aus sich selbst. Es giebt Naturen, welche zur Förderung ihrer Arbeiten des fortgesetzten Gedankenaustausches mit wissenschaftlichen Freunden bedürfen und im persönlichen Verkehr Anregung zu neuem Denken und neuem Schaffen gewinnen; und andere, denen in stiller Abgeschlossenheit und völliger Hingabe an den Gegenstand sich die verborgenen Fäden zeigen, welche die untersuchenden Gegenstände lieber selbst sprechen lassen als durch Vermittelung anderer. Kolbe gehörte zu den letzteren; er war der Ansicht, daß überhaupt wirklich Neues in den Naturwissenschaften nur durch stille, jahrelang einem Gegenstand zugewandte Arbeit einzelner gewonnen werden könne. So hat Kolbe gelebt und geschaffen; durch eisernen Fleiß und konsequentes Festhalten des ergriffenen Gegenstandes hat er seine großen Aufgaben gelöst. Nur wenig äußeren Einflüssen zugänglich, von schwachen Anfängen, einer von Berzelius hingeworfenen Frage über die chemische Konstitution der Essigsäure ausgehend, hat er durch unausgesetztes Studium dieser einen Verbindung im wesentlichen aus sich selbst heraus, fast nur von Frankland und Hofmann beeinflußt, die an dieser Verbindung gewonnenen neuen Ideen allmählich zu einem mustergültigen Lehrgebäude für die wichtigsten Körperklassen der organischen Chemie erweitern können! So erklärt es sich leichter, daß Kolbe eine einmal gewonnene Überzeugung nicht gern wieder aufgab, daß er, wiederholt Sieger geblieben gegen die Mehrzahl der Fachgenossen, in seinen späteren Jahren manche gewohnte Anschauungsweise den Fortschritten der Wissenschaft nicht anpassen mochte, daß er bei wachsendem Widerstand sich immer mehr in sich selbst zurückzog und schließlich, alle halben Bundesgenossen von sich weisend, seine Position nur mit wenigen Getreuen verteidigte.

Obgleich Kolbe es wenig verstand und wenig darauf anlegte, sich bei Mächtigen und einflußreichen Männern in Gunst zu setzen, so hat es ihm an Anerkennungen seiner Verdienste nicht gefehlt. Er ist Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften gewesen; von den ihm zugefallenen Orden legte er großes Gewicht auf den bayerischen Maximiliansorden und die große goldene Davymedaille der British Association. Kaum nach Leipzig berufen,

Digitized by Google

erging an ihn 1867 ein Ruf nach Bonn an Stelle des nach Berlin übersiedelnden Hofmann; er lehnte ab. Ebenso schlug er die nach dem Tode Liebigs 1873 an ihn ergangene Aufforderung aus, dessen Nachfolger in München zu werden, da ihm inzwischen sein Leipziger Laboratorium und seine Stellung zu Leipziger Kollegen sehr lieb geworden war, zumal die sächsische Regierung bereitwillig den Laboratoriumsfonds auf 13 500 Mark jährlich erhöhte und durch einen leicht anzubringenden Anbau das Auditorium für zweihundertfünfzig Zuhörer vergrößerte.

Kolbes Bild, wie es sich seiner nächsten Umgebung eingeprägt hat, ist ein wesentlich anderes, als es den meisten Fernerstehenden erscheint. Kolbe war durchaus Gentleman, dabei von seltener Liebenswürdigkeit und Wohlwollen. Er war ein liebevoller Gatte und sorgsamer Vater, war ungemein gastlich gegen Fremde, welche sich ihm in angemessener Form näherten; und wer einmal sein Interesse erweckt hatte, konnte seiner fortgesetzten Teilnahme sicher sein. In inniger Freundschaft verbunden war er mit Liebig und mit seinem ehemaligen Lehrer Bunsen; mit beiden hat er bis zu seinem Tode einen ununterbrochenen Verkehr unterhalten. Auch als Fachgenossen schätzte er diese beiden Männer stets am höchsten, und seine wissenschaftlichen Entdeckungen machten ihm doppelte Freude, wenn jene, wie das oft geschehen ist, ihrer Anteilnahme daran in Briefen den lebhaftesten Ausdruck gaben.

Kolbe war ein großer Naturfreund und liebte das Reisen. 1864 hatte er auf Einladung seines väterlichen Freundes Vieweg in Braunschweig Gelegenheit, mit diesem und dessen Sohn eine längere Reise nach Norwegen zu machen. Es ging an der Westküste hinauf bis Tromsö und in das Thal von Maalselv, wo Kolbe unterhalb des herrlichen Wasserfalls dem aufregenden Vergnügen, Lachse an der Angel zu fangen, nicht widerstehen konnte, obwohl er sonst kein Sportsmann war. Kolbe hat von dieser Reise die lebhaftesten Eindrücke mitgebracht und wußte nach zwanzig Jahren noch viele Einzelheiten davon zu erzählen. — In den letzten zehn Jahren unternahm Kolbe regelmäßig größere Reisen in den Oster- und Herbstferien. Niemand bedarf so sehr der Erholung in frischer Luft wie der Chemiker, der während des Semesters fast den ganzen Tag die Laboratoriumsluft atmet. Kolbe konnte sich in Leipzig, dank den pekuniären Erfolgen der Salicylsäure, diese Erholung reichlich verschaffen; er nahm seinen Aufenthalt in der Regel am Vierwaldstätter See, in Brunnen oder im Frühjahr in dem geschützten Gersau, hat dort sechzehnmal mehrere Wochen zugebracht, und es waren ihm mit der Zeit der See und die Berge und auch die Menschen dort so ans Herz gewachsen, daß er den Vierwaldstätter See als eine zweite Heimat betrachtete.

Einen harten Verlust erlitt Kolbe 1876 durch den Tod seiner Frau. Obwohl er seitdem viel Glückliches in seiner Familie erlebte, hat er diesen Schmerz doch nie ganz überwunden. In den letzten fünf Jahren war die sonst so rüstige Gesundheit Kolbes ins Wanken geraten; er litt an Herzverfettung, dazu kam ein Lungenleiden, welches ihn mehr und mehr von den Experimentaluntersuchungen und aus den Laboratoriumsräumen fernhielt. Nachdem er einen guten Sommer verbracht, ereilte ihn im siebenundsechzigsten Lebensjahre am 25. November 1884 ein unerwarteter jäher Tod. Von einer Ausfahrt zurückgekehrt, machte ein plötzlicher Herzschlag seinem reichen Leben ein Ende.

Die Freunde und Schüler Kolbes werden sein Andenken treu bewahren und in ihm nicht nur den exakten Forscher und genialen Schöpfer neuer Ideen, sondern auch den charaktervollen Mann verehren, dem seine Wissenschaft über alles ging und der das von ihm als wahr Erkannte gegen eine ganze Welt, ohne zu wanken, verteidigte.

Digitized by Google

Das Milchlamm.

Eine Seegeſchichte
von
Heinrich Kruſe.

Heut ging fröhlich es her beim Mittagsmahl der Kadetten,
Da weit mehr als im „Speck mit Erbſen“ des Koches wir ſchwelgten
In der Erinnerung noch an den geſtrigen herrlichen Abend.
Jahrmarkt war's in der Stadt La Guayra, und der geſtrenge
Herr Kapitän zur See hatt uns ſechs ältern Kadetten
Urlaub gnädig erteilt, doch brummt' er ein wenig zum Abſchied:
„Nur, das bitt ich mir aus, kein Unſinn, Leutchen, am Lande!“
Und wir hatten den Tag in der ſinnigſten Weiſe genoſſen!
Schon von der Reede zum Hafen auf unſerer Jolle dermaßen,
Allen Verboten zum Trotz, uns mit lautem Gelächter geſchaukelt,
Daß um ein Haar wir übergewippt, und hatten das Milchlamm
Glücklich ins Waſſer geſtoßen zum allgemeinen Vergnügen.
Milchlamm hieß auf dem Schiff ein hübſcher und zierlicher Burſche,
Hans von Heyden, ein Junker aus pommerſchem gutem Geblüte,
Welcher als Mutterſöhnchen beſtändig geneckt und geſoppt ward.
Während der ſprießende Flaum, kaum ſichtbar, die Lippen umkränzte,
Sah er wie Milch und Blut und piepte mit flötender Stimme;
Aber ſie ſchlug oft um zum Ergötzen der lachenden Meſſe.
Zwiſchen der Lieb und dem Spott ſtand uns Hans Heyden, das Milchlamm,
Auch wohl Baby genannt, auf ſchwer zu ſcheidender Grenze.
Hans war wie zum Häuſeln gemacht. Stets blieb er gemütlich,
Selbſt ins Waſſer geſtoßen, vergaß er nicht mitzulachen.
Schwamm wie ein Seehund hinter uns her mit pruſtenden Backen,
Gleich als wär ihm erwünſcht bei der drückenden Hitze die Kühlung.
„Nehmt mich lieber doch auf; mir deucht, ich ſah einen Haifiſch!“
Rief er plötzlich und ſchwamm ans Boot. Wir waren erſchrocken,
Denn wir fühlten, wir hatten den Scherz zu weit ſchon getrieben;
Und ſo zogen wir ihn, ſo raſch wir konnten, ins Fahrzeug.
Ein paar Augenblicke darauf hob über die Fläche
Richtig ein Hai den geräumigen Schlund mit den ſpitzigen Zähnen.
Doch von der Lebensgefahr ward nicht ein Wörtchen geſprochen.
Milchlamms triefende Kleidung war längſt an der Sonne getrocknet,

Digitized by Google

Als wir im beſten Humor La Guayras Hafen erreichten.
Eng und hoch ſind die Straßen der Stadt; die geblendeten Augen
Wurden vom Schatten erfriſcht, und labende Kühlung umgab uns.
Jahrmarktslärm und Muſik ſcholl weit uns entgegen vom Marktplatz.
Was gab's dort nicht alles zu ſchmauſen für Augen und Ohren!
Da war ein Rieſenweib zu bewundern — ich dachte an Brunhild
Oder an Klara Ziegler; doch war's nur ein langer Stettiner,
Ward nachher uns geſagt, der ſo ſein Brot ſich verdiente.
Ja, in Amerika kann man alles werden; ein Kölner
Ging nach Amerika hin, um dort Rheinſchürger zu werden!
Und wir ſahn Papageien und Affen und zwei Botokuden,
Ritten im Karuſſell und würfelten auch in den Zelten.
Dann ward Bowle gebraut in einer vorzüglichen Kneipe
Und Maibowle genannt, da im Mai wir waren. Ich dachte
Recht ſehnſüchtig dabei an die liebliche Heimat, wo oft wir
Uns Waldmeiſter geſucht im Schatten der herrlichen Buchen
Und auf die Waldhöhn rings von der Luhdener Klippe geſehen
Und das geſegnete Thal, durch welches die Weſer ſich windet.
Bald kam auch ein Trupp Franzoſen herein (denn ein Kriegsſchiff
Von der franzöſiſchen Flotte war eben im Hafen geankert),
Setzten ſich weit von uns, von dort uns Blicke des Haſſes
Und des verhaltenen Grolls zuwerfend. Nicht faul, uns zu rächen,
Stimmten die Wacht am Rhein wir an, daß dröhnten die Wände.
Darauf ſtießen die Herren Franzoſen die Gläschen zuſammen,
Voll von grünem Abſinth, und riefen mit drohender Stimme:
„Alsace et Lorraine!“ Wir Deutſchen, wir ſchrien noch lauter:
„Elſaß und Lothringen!“ Als ſo die erhitzten Gemüter
Brannten vor Luſt zum Streit, da bedurft es nur wenig, nur eines
Funkens, den Kampf zu entzünden. Und einer der Unſern erzählte:
„Während des letzten Krieges mit Frankreich wurde bei Minden
Für die gefangnen Franzoſen ein Lager errichtet. Sie klagten
Über den ſchwarzen Verrat, der ſie zu Gefangenen machte,
Und dann läſterten ſie, als wohl noch ſchwärzer, das Schwarzbrot,
Das man in Deutſchland ißt; ſonſt übrigens waren die roten
Hoſen beſcheiden geworden, ſoweit den Franzoſen das möglich.“
„Reizt die Franzoſen doch nicht!“ ſo ſagte da leiſe das Milchlamm.
„Biſt du bange vor Schlägen?“ erwiderte ſpottend der andre.
„Schläge ſind ungewohnt dem verhätſchelten Liebling geweſen,
Darum iſt ihm die Angſt davor bis heute geblieben.“
Milchlamm zuckte die Achſel und ließ den Erzähler gewähren.
„Ja,“ ſo fuhr er denn fort, „die Franzoſen ſind muntere Leute,
Welche ſich heiter die Zeit im Lager zu kürzen verſtanden.
Wir, wir bewachten ſie gut, ſonſt haben den Herrn Froſcheſſern
Nichts wir zuleide gethan und thunlichſt Freiheit gelaſſen.
Als ſie begehrten zu gehn in die Stadt, Einkäufe zu machen,
Ward es ſofort zwar geſtattet, doch ihnen zur Wach und Begleitung

Pommersche Landwehr beigesellt. Die Gefangenen durften
Sich in der Stadt nicht zerstreun und einzeln gehn in die Läden;
Sondern sie mußten dabei zusammenbleiben, die ganze
Schar auf einmal ziehn in die Handlungshäuser von Minden.
Und nun war es ein Spaß, wie die wackeren Pommern es machten.
‚Halt!‘ so riefen sie vor den Kaufmannsläden. Dann wurde:
‚Grande nation, 'rin!‘ kommandiert. So warteten draußen die Deutschen,
Ließen die Zeit den Franzosen, um einzukaufen, und schien es
Ihnen genug zu sein, so kommandierten sie wieder:
‚Grande nation, 'rut!‘ und es war ein Vergnügen, zu sehn, wie das große
Eitele Volk so geduldig den wackeren Pommern gehorchte.
Ja, die große Nation war zahm und bescheiden geworden,
Folgsam wie Elefanten dem Kornak sind!“ Die Franzosen
Hielten sich länger nicht mehr bei solcherlei spöttischen Reden.
Einer, der deutsch verstand, dolmetschte die kränkenden Worte,
Und er verstärkte sie noch. Aufsprangen ergrimmt die Franzosen,
Stürzten sich auf uns los mit lautem „Morbleu!“ und im Nu war
Solch ein Handgemeng entstanden, daß alles in Aufruhr.
Keile setzt es, die Jupiter selbst uns könnte beneiden.
Aber der Wirt, um die Gläser besorgt und die Flaschen und Spiegel,
Trippelte auf und ab und sagte beständig: „Ich bitte!
Bitte die Herrn recht sehr, hinaus in den Garten zu gehen.
Dort, Ihr Herren, ist Raum, um sich für die Ehre des Landes
Hals und Glieder zu brechen; drum bitt ich, bemühn Sie sich! bitte!
Bitte, zerbrechen Sie nicht mir die Stühle! Die Stühle sind kostbar,
Und statt des Stuhlbeins finden im Garten Sie Pfähle die Menge.
Also muß ich als Wirt zum ‚Goldenen Kreuz‘ von La Guayra,
Weit und breit bekannt als honettes und ruhiges Wirtshaus,
Alle verehrlichen Gäste gehorsamst ersuchen — Was kracht da?
Jes. Mar. Jos.! Da ward schon ein Spiegel zerschlagen! Ich bitte,
Bitt inständigst, Ihr Herren, verfügen Sie sich in den Garten!“
Und so verpflanzte sich jetzt das Gewoge des Kampfes nach draußen.
Während wir untereinander erprobten die Stärke der Fäuste,
War auf unserer Seite der Sieg; denn gegen die Riesen
Pommerns und Mecklenburgs, was besagten die kleinen Franzosen?
Aber sie waren vor Zorn fast rasend und zogen die Messer.
Und wir trauten uns nicht, die Seitengewehre zu lüpfen,
Denn vor der Abfahrt war es uns noch ausdrücklich verboten.
Nun, wir Seekadetten, verstärkt mit deutschen Matrosen,
Hatten die Hälfte des Gartens besetzt; in der anderen Hälfte
Lagerten sich die Franzosen, vermehrt durch Amerikaner,
Spanier und Portugiesen. Ein Weg war mitten im Garten,
Gleichsam Brücke des Kampfs, der nun heißblütig entbrannte.
Drüben erhob sich ein großer Sergeant, ein Bretagner, so hieß es,
Welcher den Degen zog und mitten im Weg auf uns losging.
Ja, da flogen auch uns die Seitengewehr aus den Scheiden,

Und, wie Vater Homer zu ſagen pflegte, es wären
Nun entſetzliche Thaten geſchehn, wenn nicht einer der Unſern
Einen gewichtigen Stuhl im Augenblicke, als jener
Stürmt mit der Klinge heran, von oben ihm ſchlug auf die Platte
(Nämlich das Haupt des Bretagners war kahl wie Salaz y Gomez);
Und mit ſolchem Erfolg, daß der Stuhl zerbrach und der Kampfhahn
Niedergeſtreckt dalag, quer über dem Wege, wie weiland
Goliath vorn auf der Stirne von Davids Kieſel getroffen.
Dumpf hinkracht er im Fall und zerbrach im Falle die Klinge.
Aber die feindliche Macht wuchs immer noch an, und wir nahmen
Drum die Gelegenheit wahr, als Sieger den Platz zu verlaſſen.
Hinter uns wälzten die Feinde ſich nach und ſchrieen gewaltig;
Doch da zogen wir unſre Revolver, und zweimal und dreimal
Knallten wir los, und erſchreckt ließ ab der verfolgende Haufe,
Daß wir glücklich zum Hafen und unſerer Jolle gelangten.
Und wir jubelten laut auf „ſiegrückkehrendem" Schiffe,
Denn wir hatten die Rache für Sedan glücklich vereitelt.
Freilich, am anderen Morgen, da kam als hinkender Bote,
Vom Alkalden geſandt, ein Beamter der Stadt, mit Beſchwerde
Über die Schiffsmannſchaft und die Störung der nächtlichen Ruhe.
Unſer Kap'tän, den ſtets in die Luft zu ſprengen, ein dünner
Schwefelfaden genügt, fuhr auf: „Herr, meinen Kadetten
Hab ich ja ſtrengſtens verboten ſogar, nur die Plempe zu ziehen,
Und wie ſollten ſie denn mit Revolvern — Habt ihr Revolver
Mitgenommen ans Land? Was? Habt ihr geſchoſſen, Kadetten?"
Alſo ſchnauzt er uns an, zornfunkelnd. Wir mußten denn leider
Uns zu Revolvern bekennen und Schüſſen; doch mit der Beteurung,
Blind nur wären die Schüſſe geweſen, wir hätten aus Not nur,
Um die verfolgende Meute zurückzuſchrecken, gefeuert.
Und weil niemand durch Kugeln verletzt war, wurde für diesmal
Keinerlei Strafe verhängt, doch ſtrenge befohlen für künftig,
Daß kein Seekadett an das Land mitnähme Revolver.
„Tödliche Waffen ſind kein Spielzeug!" ſo rief der Kap'tän aus.
„Alſo Revolver an Bord! Das ſchreibt euch hinter die Ohren.
Wer am Lande betreffen ſich läßt mit einem Revolver,
Hat dreitägigen Mittelarreſt als mindeſte Strafe,
Die nach des Falles Gelegenheit noch nachdrücklich verſchärft wird."
Und der Kap'tän war einer wie Wallenſtein, der erklärte:
„Zweimal etwas zu ſagen, das raucht mir, Mann, in die Naſe."
Aber der Auftritt war gar bald von der Jugend vergeſſen,
Die nach der Meſſe noch ſaß auf den Bänken in munterm Geplauder.
Und im Nachgenuſſe des geſtrigen Tages von ihren
Heldenthaten erzählte, die jeder im Kampfe verrichtet.
Da kam plötzlich Befehl an den Seekadetten von Heyden,
Beſſer bekannt im Schiff als Milchlamm, nach der Kajüte
Sich zum Herrn Kommodore ſofort zu verfügen. Wir waren

Mit zwei anderen Schiffen zu einem Geschwader vereinigt,
Welches das Karaibische Meer sorgfältig durchkreuzte;
So war unser Kap'tän zum stolzeren Titel gekommen.
„Zum Kommodore?" so fragte man rings. „Was soll das bedeuten?"
Milchlamm dachte wie alle sogleich an die gestrige Schwimmfahrt;
War sie verraten, so waren die Schuldigen sicher der Strafe;
Und gutherzig besorgt für die Kameraden und deren
Höchst leichtsinnigen Streich, versucht er vor Seiner Gestrengen,
Ihre Schuld zu vertuschen und sagte mit stotterndem Munde:
„Ich bin gestern," begann er, „ins Wasser gefallen —" — „Was soll das?"
Sprach der Kap'tän. „Man ist ja, Gott sei Dank, nicht ertrunken,
Und man darf nicht winseln um Kleinigkeiten als Milchlamm."
Nämlich er pflegte mit „man" die künftigen Helden der Flotte
Anzureden und wechselte dann zuweilen mit „Ihr" ab,
Während der jüngste Kadett sonst stets mit „Sie" sich beehrt sieht.
Das war hart für Hans, daß sein Spitzname schon amtlich
Wurde rekognosziert; doch mußt er den Ärger verschlucken.
„Hört, ich habe für Euch ein Geschäft. Hier unser Gelehrter,
Welcher die Fahrt mitmacht auf Kosten des Staates, der Doktor,
Hat zwei Meilen von hier Inschriften gefunden, 'nen Denkstein,
‚Sehr merkwürdig!' so sagen sie stets, die Herren Gelehrten,
Und sie brächten am liebsten die ausgegrabnen Kolosse,
Felsen und Berge sogar, die mit Inschriften versehn sind,
Uns an Bord, wo der Raum uns ohnehin schon so knapp ist.
‚Wie viel Leute sind nötig, den Stein zu heben?' so fragt ich.
Sechs Mann schienen dem Doktor genug; allein für die Jolle
Ist doch der Stein wohl zu schwer und gefährlich. Drum nehmt die Pinasse —
Nein, ein Kutter genügt. Ja, nehmet den Kutter und wählt Euch
Selbst sechs Ruderer aus, von den stärksten, und holet den Stein uns;
Denn Ihr seid ja selber ein halber Gelehrter, so sagt man."
Milchlamm fühlte sich durch die gelehrte Verwendung geschmeichelt,
Nur war's mißlich für ihn, die Bemannung selbst sich zu wählen;
Denn so weit zu rudern, ist immer den Leuten verdrießlich.
Deshalb war es ihm lieb, daß sich sechs starke Matrosen
Ihm freiwillig zur Fahrt anboten. Im rüstigen Takte
Flog sein Kutter dahin mit langausstreichenden Riemen;
Hinter dem waldigen Kap war bald er den Blicken entschwunden.
Bald war auch, auf dem Wege nach Porto Cabello, das Dörfchen
Glücklich erreicht, wo die Steininschrift vom Gelehrten entdeckt war.
Als noch kaum auf den Strand anschrammte der Kutter, da sprangen
Seine Matrosen ans Land, und Milchlamm fragte verwundert:
„Was, zum Teufel, bedeutet denn das? Wer führt das Kommando?
Dürft ihr es wagen, zuerst vom Boote zu springen, ihr Lümmel,
Ohne Befehl von mir?" Da lachten die starken Matrosen,
Welche das Milchlamm auch als Kind ansahen, und sagten:
„Mit dem Befehlen, mein Sohn, ist's aus; wir haben beschlossen,

Uns von dem Hund von Kap'tän nicht mehr ſchuhriegeln zu laſſen,
Haben uns auch ſchon verheuert auf einem braſiliſchen Barkſchiff.
Lebe denn wohl, mein Sohn! Wir deſertieren! Nun weißt du's!
Unſere Sachen ſind ſchon aus dem Schiffe geſchmuggelt, die Barke
Ankert da, ſieh! und iſt ſchon klar, nach Livorno zu ſegeln.
Wenn du verſprichſt, ein Stündchen dahier ganz ruhig zu warten,
Bis wir in Sicherheit ſind, und dafür dein Wort uns verpfändeſt —
Sonſt — ſonſt müſſen wir dich, Milchlamm, feſtbinden am Baume,
Und da kannſt du dir nicht abwehren Mosquitos und Mücken,
Die dir das hübſche Geſichtchen zerſtechen. Es wäre doch ſchade,
Da du ſo ſchmuck und wie ein verkleidetes Mädchen dich ausnimmſt."
Alſo ſagten die wilden Geſellen mit wieherndem Lachen,
Gingen bereits auf ihn los, als wollten ſie Hand an ihn legen.
Milchlamm ſprach kein Wort auf die höhniſchen Reden. Er ſprang bloß
Schweigend ans Land und donnerte dann laut ihnen ein Halt! zu;
Wenigſtens wollt er es thun, doch die kindliche Stimme verſagt' ihm
Und ſchlug um in der Kehle zum lauten Gekicher der Kerle;
Aber es weckte der Hohn nur um ſo mehr ihm die Thatkraft.
Milchlamm griff in die Taſche, worin der Revolver noch ſteckte;
Denn den Befehl, an Bord zurückzulaſſen die Waffe,
Hatt er vergeſſen, erregt von dem plötzlich erhaltenen Auftrag.
Blitzſchnell zog er hervor den Revolver und rief zu den Leuten
Sein Kommando: „Zurück an Bord!" Doch der ſtärkſte, ein langer
Bootsmannsmaat, ein Kerl wie ein Strandträger in Stralſund,
Der ſechs Scheffel vermag wie nichts auf den Buckel zu ſchwingen,
Springt auf ihn zu. Da zielt er ſogleich und trifft ihn auch richtig,
Wo er es wollte, am Bein, und hilflos lag er im Sande.
„Tragt den verwundeten Maat in das Boot!" ſo herrſchte nun Milchlamm.
Jene bedachten ſich noch. Da erhob er nochmal den Revolver.
„Seht, ich zähle mit eins! zwei! drei! und ſchieß euch wie Hunde
Nieder, wenn nicht ihr gehorcht! Fünf Schüſſe noch hab ich im Laufe!
Grade genug für euch!" Da zitterten ſie und gehorchten.
Als der Verwundete niedergelegt auf den Boden, befahl er:
„Setzt euch verkehrt auf die Bank, mit dem Rücken nach hinten; ich will euch
Stets im Auge behalten, ihr ſollt dagegen nicht mich ſehn!"
„Rückwärts rudert es aber ſich ſchlecht!" ſo murrt ein Matroſe.
Hans von Heyden erwidert darauf: „Ihr frechen Geſellen,
Meint ihr, es handle ſich hier um eure Bequemlichkeit, Schurken?
Setzt euch, wie ich befahl!" Sie zogen es vor, zu gehorchen.
„Holt gut aus mit den Riemen! Wer eine verdächt'ge Bewegung
Sich zu machen erlaubt, der hat ſchon die Kugel im Leibe!"
Alſo verwarnte der Seekadett die erblaßten Matroſen,
Und ſo ruderten ſie, Hans Heyden am Steuer, zur Flotte.
Still war alles im Boot; nur ſtöhnt es zuweilen am Boden,
Oder der Rudernden einem entfährt ein heimlicher Seufzer,
Während dem andern vor Angſt zuſammenklappen die Zähne.

Einmal wagt' es ein Mann und blickte verstohlen nach hinten,
Aber da sah er mit Schrecken, daß grad ins Gesicht der Kadett ihm
Zielte bereits, ausstreckend den Arm, loslassend das Ruder.
„O, ich wollte ja nichts!" so fleht er mit bebenden Lippen.
Aber der Kommandant des Kutters entgegnete strenge:
„Meint ihr, ich sollt euch gestatten, den Augenblick zu erspähen,
Über mich herzufallen? Wenn ich nur die Spitze der Nase
Eines Halunken erblicke, so ziel ich nicht nach dem Beine,
Sondern nach Rücken und Kopf! Und nun kein Wort mehr geredet!"
Wie man Galeerensklaven anschmiedet mit klirrenden Ketten,
Waren die Meutrer gefesselt vom eisernen Mut des Kadetten.
Als sie kamen in Sicht und wir den verwundeten Bootsmann
Schwimmend im Blute gewahrten, erstaunten wir alle; doch Milchlamm
Schwang sich behend an Bord, und stumm abweisend die Frager,
Schritt er zum Achterdeck gradweges auf seinen Kap'tän zu,
Und so stattet' er ihm in dienstlicher Haltung Bericht ab,
Warum nicht er den Stein, bloß einen Verwundeten bringe,
Ohne Rühmens, nur kurz und getreu, was geschehen, erzählend,
Wie uns Friedrich der Große berichtet vom Siege bei Roßbach.
Aber der Herr Kapitän zog hoch und höher die Brauen:
„Ei, du bist nicht ein Lamm, du bist ein Löwe!" so rief er.
„Hab ich dich du genannt? So mag's denn unter uns bleiben;
Nenne mich auch du, Hans; dein Vater war schon mir befreundet,
Und ich liebe dich jetzt, so wie ein Vater den Sohn liebt!"
Und so ließ er die Seesoldaten und sämtliche Mannschaft
Unter Trommelschlag antreten, erzählte mit Nachdruck,
Wie da das Bürschchen gehandelt als Mann und der Flotte die Schande
Dieser verwegenen Flucht von sechs Matrosen ersparte.
Da nun die Schuldigen schon durch Reden verdächtig geworden
Und das Verschwinden der Sachen vom Schiff laut gegen sie zeugte,
Wußten sie nicht ein Wort zu erwidern in ihrem Verhöre.
Trotzig schwiegen sie ganz, und mit Handschellen versehen
Wurden sie abgeführt; der Verwundete kam an den Wundarzt.
Und die Verhandlung beschloß der Kap'tän mit folgenden Worten:
„Seht, der, welchen ihr oft als Weichling verhöhntet — ich darf mich
Nicht ausnehmen —, den wir als Muttersöhnchen verspottet,
Hat sich bewährt als Mann und als Held. Ich schreibe noch heute
An den Minister und Chef, um die rühmliche That zu berichten
Und den Kadetten von Heyden die Hoffnung der Flotte zu nennen.
Ordnung aber muß sein! Und da er verbotene Waffen,
Zwar, wie sich zeigte, zum Glück, doch gegen ausdrückliche Ordre,
Mit sich genommen ans Land, so tritt er morgen die Strafe,
Mittelarrest, dreitägigen, an! Heut bleibt er in Freiheit.
Rum, eine volle Ration, wird heut an die sämtlichen Leute
Extra verteilt; sie wünschen vielleicht Gesundheit zu trinken."

Litterarische Notizen.

Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich v. Treitschke. Zweite Auflage. (Berlin, G. Reimer.) — Die Natur rubriziert die Menschen nicht in der Stufenfolge, in welcher die Gelehrten sie erblicken. Es ist noch nicht lange her, daß die Vertreter der Ästhetik an den deutschen Universitäten in ihrer aufsteigenden Reihe von Dichtungsarten für den Roman keinen Platz fanden, sondern ihn als eine Zwittergattung der vollen und strengen Poesie gegenüberstellten. War das doch selbst die Ansicht von Gervinus. So pflegen die Gelehrten denn auch mit einer ganz anderen Art von Ehrfurcht den Namen eines hervorragenden Naturforschers auszusprechen, als mit welcher sie den des politischen Schriftstellers nennen. Und doch, sieht man der Natur in ihre Werkstatt, so folgen einander ein Dutzend hervorragender Naturforscher, ehe ein einziger echter politischer Schriftsteller auftritt. So hat Frankreich in unserem Jahrhundert nur den einen, Toqueville, auftreten sehen, der in der Beurteilung der Nachwelt immer wachsen wird. Will man Gentz nicht unserem Jahrhundert zurechnen, dann nimmt in Deutschland Heinrich v. Treitschke für unser Jahrhundert ebenfalls als politischer Schriftsteller eine ganz singuläre Stellung ein. Mit einem wunderlichen Gefühl durchliest man heute wieder Aufsätze wie den von 1865 über die Parteien und die Herzogtümer; den von 1870: Was fordern wir von Frankreich? oder den über die Friedenshoffnungen aus demselben Jahre. Als diese Aufsätze erschienen, waren sie lebendige That und Handlung, und so sind sie nun ein merkwürdiges Dokument der Geschichte unserer Zeit. Was auch ein gegenwärtiger Leser an ihnen billigen oder verwerfen mag — denn sie sind nicht dazu angethan, nur Beifall zu finden —, die Macht und Bedeutung des Schriftstellers, des Ganzen geistiger Kräfte, das hier verbunden ist, wird auch von dem Gegner anerkannt werden müssen.

Lessing als Reformator der deutschen Litteratur. Von Kuno Fischer. Zwei Bände. (Stuttgart, J. G. Cotta.) — Es wird vielen angenehm sein, die einzelnen Aufsätze Fischers über Lessing hier vereinigt zu finden. Dieselben runden sich zu einem sehr fesselnden Gesamtbilde ab. Der Gesichtspunkt, unter welchen hier Lessing gestellt wird, ist dieser, daß Lessing den Punkt bezeichnet, an welchem der deutsche Geist, der durch die Schule zuerst der Alten, dann der romanischen Völker, endlich der Engländer gegangen war, sich in seiner Originalität konstituiert; und zwar war dies nur möglich, indem produktives dichterisches Vermögen, welches Originale in der Dichtung schafft, sich verknüpft mit dem kritischen Vermögen, welches Regeln aufstellt, die gleich weit von der Verwilderung der Form, welche die Zeit der Reformation zeigt, und der Nachahmung fremder Formen, der Unterwerfung unter fremde Regeln abstehen. Unter diesem Gesichtspunkt wird die Bedeutung der dichterischen Werke Lessings entwickelt; in diesem Zusammenhang wird in einer interessanten Untersuchung der Plan des „Faust" wiederherzustellen versucht; indem „Nathan" als Höhepunkt des dichterischen Schaffens von Lessing erscheint, wird derselbe im Zusammenhang der geistigen Kämpfe der Zeit um die höchsten Probleme, im Zusammenhang der theologischen und philosophischen Arbeiten Lessings dargestellt. Findet in diesen Darlegungen der Historiker schwerlich viel Neues, so muß er doch für die vollendete Darlegung des Bekannten an größere Kreise dem Verfasser sehr dankbar sein.

Über die Beziehungen Chr. Garves zu Kant. Von A. Stern. (Leipzig, Denickes Verlag.) — Diese kleine Schrift ist aus der Durchforschung des Nachlasses von Garve in Breslau entstanden und hat durch Mitteilung eines bis dahin unbekannten höchst wichtigen Briefes von Kant, aus dem Besitz des Oberbibliothekars Reike, noch größeren Wert erhalten. Sie ist eine wichtige Bereicherung unserer Erkennt-

nis Kants, sie zeigt, wie wahrhaft Erkenntnis suchende Männer, wie Garve und Kant, trotz einzelner Mißverständnisse und großer sachlicher Differenzen ein edles Verhältnis zu gestalten im stande waren. Möchten so manche unserer Gelehrten daraus lernen!

* * *

Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung. Von L. Beck. Erste Abteilung. Mit 315 Holzstichen. (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.) — Das vorliegende Werk ist einer der ersten bedeutenden Versuche, die Entwickelung eines technischen Gebietes im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte der Menschheit darzustellen; bisher fehlt es noch an einem eingehenden Studium der kulturellen Bedeutung der technischen Erfindungen in den einzelnen Geschichtsepochen. Trotz der Schwierigkeiten, die sich für eine derartige Arbeit aus der notwendigen Verbindung technischer und geschichtlicher Kenntnisse ergeben, hat sich der Verfasser seiner Aufgabe mit außerordentlicher Liebe und Gründlichkeit unterzogen und ein umfassendes Quellenstudium zu Grunde gelegt. Aus den historischen und poetischen Werken des Altertums und Mittelalters sind die zerstreuten einschlägigen Bemerkungen gesammelt, die wichtigen Forschungen der Anthropologie und Archäologie, die Mythen- und Sagenkunde, sowie die Resultate der Sprachforschung sind gewissenhaft verwertet worden. So stellt sich das Ganze als eine mühevolle Mosaikarbeit dar, der es sodann historischen Zusammenhang zu geben galt. — Das Altertum ist nach den verschiedenen Kulturvölkern eingeteilt, in deren Entwickelung das Eisen eine Rolle gespielt hat, späterhin tritt die verschiedene Verwendung des Eisens selbst in den Vordergrund. — Hinsichtlich der prähistorischen Zeiten verwirft der Verfasser die übliche Annahme, daß auf die Steinzeit die Bronze- und dann erst die Eisenzeit gefolgt sei und hält das Umgekehrte, ein Vorangehen der Eisenzeit vor der Bronzezeit, aus technischen Gründen für wahrscheinlicher. Ebenso wird im Gegensatz zur herrschenden Ansicht der Anthropologen die Behauptung vertreten, daß in Alt-Amerika schon vor der europäischen Invasion die Verwendung des Eisens bestand, wie dies am besten die alte merkwürdige Inkastraße bezeugt, welche in die harten Felswände der Cordilleren eingeschnitten ist und noch deutliche Spuren der angewandten Meißel zeigt. Beim Übergang zu den nordischen Völkern heben wir die höchst interessante Beschreibung der uralten aus der Pfahlbautenzeit stammenden Eisenschmelzhütten, wie solche im Berner Jura gefunden sind, hervor. Ihre Lage war nach Hesiod „im entlegenen Waldthale". „In den unbewohnten Thälern, wo noch heute nicht Feld noch Wiese, sondern Wald anzutreffen, sind sie am häufigsten. Wo sie sich im Gebiet des Ackerlandes finden, sind sie älter wie die Waldung."

Der vorliegende erste Teil des Buches führt bis ans Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und schließt mit Leonardo da Vinci, jenem Kunst und Wissenschaft in gleichem Maße beherrschenden Riesengeist, der auch der größte Physiker und Ingenieur seiner Zeit war und sich eingehend mit der Herstellung des Erzgusses und der Konstruktion der Schmelzöfen beschäftigte. — Möge der zweite Band, der die Entwickelung der Eisentechnik bis zur Neuzeit behandeln soll, das interessante Werk bald beschließen!

Physiographie. Eine Einleitung in das Studium der Natur von T. H. Huxley. Für deutsche Leser frei bearbeitet von H. Jordan. LXIII. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek". (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Das Werk nennt sich etwas allgemein eine „Einleitung in das Studium der Natur"; es behandelt speciell diejenigen Naturerscheinungen, welche von hervorragendem Einfluß auf die Umgestaltung unserer Erdoberfläche gewesen sind und deren Wirkungen noch jetzt bestehen. Wir heben besonders hervor: die Entstehung der Quellen und Flüsse, die mechanischen und chemischen Einwirkungen des Wassers in seinen verschiedenen Gestalten als Regen, Bach, Strom und Meer, die vulkanischen Erscheinungen, die noch jetzt bemerkbaren Hebungen und Senkungen des Landes, endlich die Landbildung durch organische Lebensäußerung (Korallenbau und Foraminiferenland). Das Werk will kein methodisches Lehrbuch sein, sondern es sucht, ohne jede Vorkenntnis zu verlangen, nur mit Zuhilfenahme der thatsächlichen Anschauung, den Leser in die schwierige Materie einzuführen. Und dies ist dem Verfasser durch eine klare und faßliche Darstellungsweise wohl gelungen. Man lese z. B. im elften Kapitel die höchst plastische Schilderung der aushöhlenden und brechenden Wirkung der Meereswellen an steilen Uferklippen und weiterhin über die Entstehung der Korallenriffe. Durch diese Vorzüge eignet sich das Buch recht zu einer elementaren Einführung in die wissenschaftlich physikalische Geographie. Die Anlehnung an das englische Original gereicht der vorliegenden deutschen Bearbeitung zum Vorteil, denn gerade diese populäre Behandlung des Naturwissens ist in England hoch entwickelt und für uns mustergültig.

Das Licht im Dienste wissenschaftlicher Forschung. Von S. Th. Stein. Mit über 600 Textabbildungen und Tafeln. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heft 1 u. 2. (Halle a. S., W. Knapp.) — Das

Digitized by Google

vorliegende Werk ist eine ausführliche und sorgsame Zusammenstellung der praktischen Resultate, welche sich bisher für die verschiedensten Gebiete menschlicher Thätigkeit aus dem Studium der Erscheinungen des Lichtes ergeben haben. Es wird noch besonders wertvoll für den wissenschaftlichen Fachmann durch die detaillierte, vermittels Zeichnungen erläuterte Beschreibung der für wissenschaftliche Untersuchungen erfundenen optischen Apparate. — Von den uns vorliegenden Heften giebt das erste eine Übersicht über die allgemeinen optischen Erscheinungen, besonders über die chemischen Wirkungen des Lichtes und die künstlichen Lichtquellen (elektrisches Licht) und kann somit als Einleitung für die weiteren Teile gelten, während das zweite Heft schon einer speciellen Lichttechnik, den mikroskopischen Darstellungsmethoden (Mikrophotographie), sich zuwendet. Von allgemeinem Interesse dürfte die photographische Darstellung der Bakterien, der jetzt so viel besprochenen Krankheitserreger, sein; auf photographischen Tafeln finden wir einige derselben in tausendfacher linearer Vergrößerung. Das Buch wird auch in der zweiten Auflage viele Kreise interessieren.

* * *

Japanische Märchen und Sagen, gesammelt von David Brauns, Professor an der Universität Halle. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Professor Brauns war längere Zeit an einer höheren Lehranstalt zu Tokio in Japan angestellt und hat unter Mitwirkung seiner als belletristische Schriftstellerin geschätzten Gattin die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Japaner besonders sorgfältig studiert. Die vorliegenden Sagen hat er aus den verschiedensten Gegenden des Landes eifrig gesammelt, wobei ihm seine Schüler behilflich waren. So ist es gekommen, daß die gesammelten Märchen und Sagen einen durchaus unverfälschten Charakter bewahrt haben und uns ebenso absonderlich und dabei naiv-poetisch berühren, wie es etwa die japanische Kunstproduktion bei näherem Studium vermag. Die Phantasie dieses seltsamen Volkes geht eben ihren eigenartigen Weg, aber gerade deshalb gewähren diese Götter-, Helden- und Gespenstergeschichten einen wertvollen Blick in das Gebiet der Völkerpsychologie und sind von diesem Standpunkt aus von großem Werte.

* * *

Zur Sittengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien von Ferdinand Lotheißen. (Leipzig, Verlag von Bernhard Schlicke [Balthasar Elischer].) — Dieser Band enthält eine Reihe von Abhandlungen, in welchen das rein Menschliche aus dem Kulturleben der entsprechenden Zeitperiode in interessanten Zügen hervorgehoben wird. Es ist ein besonderes Verdienst des rühmlich bekannten Verfassers, der gerade die Zeit vor der französischen Revolution genau studiert hat, daß er hier eine Reihe von Episoden, welche in genauem Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwickelung stehen, in ansprechender Form vorführt. Namentlich sind viele Züge aus dem Privatleben der vornehmen Gesellschaft ebenso anschaulich wie fesselnd und unterhaltend geschildert.

* * *

Machiavelli als Komödiendichter und italienische Profile. Von Siegfried Samosch. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) — Der Verfasser ist schon wiederholt mit litterarischen Essays in die Öffentlichkeit getreten und hat sich dabei als gründlicher und geschmackvoller Kenner französischer und italienischer Litteraturverhältnisse zu erkennen gegeben. Auch das vorliegende Buch bestätigt diesen günstigen Eindruck. Außer den Litteraturbildern, welche der Vergangenheit angehören, sind namentlich die Charakteristiken aus neuerer Zeit — Emilio Praga, Giovanni Verga und L. Stecchetti — mit liebevollem Eingehen auf die Eigentümlichkeiten der betreffenden Dichter geschrieben, und somit giebt Siegfried Samosch durch diese Studien wieder einen Beweis dafür, wie sehr man in Deutschland das Verdienst fremdländischer Dichter zu schätzen weiß.

* * *

Tankaro. Novelle von Stefanie Keyser. (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.) — Ein recht frisches und anmutiges Talent giebt sich in dieser Novelle zu erkennen, und wenn in der Charakteristik der beiden Hauptpersonen auch vielleicht mancher Zug über das Ziel hinausschießt, so ist doch eine gewisse Konsequenz in der Zeichnung dieser Charaktere rühmend anzuerkennen. Die Verfasserin greift in das wirkliche Leben und führt uns einen Konflikt vor, der in echt deutschen Vorurteilen wurzelt und mit lobenswerter Objektivität behandelt ist.

* * *

Durch Massai-Land. Forschungsreise durch Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Viktoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von Joseph Thomson. Autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. v. Freden. Mit zweiundsechzig Holzschnitten und zwei Karten. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Die Erforschung der Nilquellen, welche man lange Zeit in dem fabelhaften Mondgebirge suchte, hat auch dieses Reisewerk veranlaßt, und der Verfasser schlug den Weg von Sansibar über Massai zum Schneeberg

Kenia und dem Baringo-See ein. Von den Eingeborenen als Medizinmann betrachtet, hatte er vielfach Gelegenheit, das intime Leben derselben kennen zu lernen und Blicke in ihre Familieninteressen zu werfen. Es sind in letzter Zeit viele Reisewerke über Afrika veröffentlicht worden, aber das vorliegende Buch wird zwischen den anderen seinen Platz sicher behaupten. Namentlich darf auch auf die zahlreichen charakteristischen Holzschnitte hingewiesen werden. Die deutsche Ausgabe ist tadellos und die Ausstattung des Werkes dem hohen Werte desselben entsprechend.

* * *

Die poetisch begabte Tochter F. Freiligraths, Frau Käthe Kroeker, hat sich, wie schon früher durch vortreffliche englische Bearbeitung deutscher Märchen, neuerdings wieder den warmen Dank des englischen Publikums erworben und zwar diesmal durch die äußerst glückliche Übertragung einiger der schönsten **Märchen Clemens Brentanos** (London, T. Fisher Unwin). Auch wir können an dem neuen glänzenden Gewande, in welchem der bei uns nur allzuwenig gelesene deutsche Romantiker vor uns erscheint, wahre Freude haben — so meisterhaft hat die Interpretin ihre keineswegs leichte Aufgabe gelöst, so ansprechend und formgewandt ist die liebevolle Wiedergabe des bald kindlich gemütvollen, bald übermütig humoristischen Textes, so köstlich sind die der Stimmung und Situation überall vollkommen entsprechenden Illustrationen des Mr. F. Carruthers Gould. Die Auswahl umschließt die vorzüglich zur Kinderlektüre geeigneten vier Märchen „Vom Liebseelchen", „Von dem Baron von Hüpfenstich", „Vom Dilldapp" und „Von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen". Als Einleitung hat Frau Freiligrath-Kroeker eine kurze Besprechung des Dichters beigefügt, und zur Abrundung dient ein anmutiges, in der Märchenstimmung des Ganzen gehaltenes Schlußwort an ihre kleinen Leser.

* * *

Ein Vermächtnis. Von A. Feuerbach. (Wien, C. Geroldś Sohn.) — Es ist nur nötig, darauf hinzuweisen, daß diese außerordentlich merkwürdigen Aufzeichnungen des berühmten Malers in einer zweiten Auflage jetzt erscheinen. Die erste Auflage war von 1878. Anselm Feuerbach hatte im Frühling 1876 nach schwerer Krankheit in der Rekonvalescenz diese Aufzeichnungen gemacht. Es haftet an jeder Äußerung von Künstlern über die Art, wie ihre Werke in ihnen entstanden sind, ein außerordentliches Interesse. Je seltener solche Aufzeichnungen sind, desto sorgfältiger müssen sie für die Kenntnis des Vorgangs künstlerischen Schaffens verwendet werden. Hierzu kommt, daß Anselm Feuerbach als der Sohn des berühmten Ästhetikers die Feder mit der Vollkommenheit handhabt, die in seiner Familie erblich ist. Die Selbstbiographie umfaßt Aufzeichnungen über seine Jugend, die verschiedenen Perioden seiner Entwickelung und seine Wirksamkeit als Künstler. Sie ist überall ergänzt und vervollständigt durch Briefe, welche die Lücken der Aufzeichnungen ausfüllen. In diesen Briefen herrscht die Macht der lyrischen Empfindung, jenes gänzliche Durchdringen der Anschauung mit einer gehaltenen sanft-melancholischen Gefühlsweise, welche auch seinen Werken eigentümlich ist. So sind sie ein Schlüssel derselben.

Plaudereien und Mehr. Von Julius Duboc. (Hamburg, L. Günther.) — Eine Sammlung von Aufsätzen, die sich auf neueste Litteraturgeschichte hauptsächlich beziehen und unter denen wir einen über die geistigen Strömungen in England mit besonderem Interesse gelesen haben.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

MUSEUM

Eine Audienz bei Agrippa.
Gemälde von Alma Tadema.

Digitized by Google

Auf Tod und Leben.

Novelle

von

Paul Heyſe.

Im grünſten, haldenreichſten Thale des Prättigau, rings von hohen Berggipfeln umſchirmt und reich an Laubholz und Föhrenwäldern, liegt das Dorf Kloſters, deſſen Geſchichte bis in das dreizehnte Jahrhundert hinaufreicht, das aber gleichwohl lange Jahre hindurch nicht mehr von ſich reden machte, bis es eines Tages aus ſeiner Verſchollenheit wieder hervortrat und ſeitdem neben den berühmteren Sommerafylen der Oſtſchweiz eines beſcheidenen, aber wohlbegründeten Rufes genießt. Die wandernden Freündlinge, die es entdeckten, fanden nämlich, daß ſich hier oben, viertauſend Fuß über dem Meere, in der ſchwülen Jahreszeit gut hauſen laſſe, weil die Sonnenglut, die an den gewaltigen Bergwänden zwiſchen dem Caſanna und Silvretta in den breiten Alpenkeſſel niedertrieft, regelmäßig um die zehnte Morgenſtunde durch einen friſchen Wind gekühlt wird, der aus dem ſanft anſteigenden, von Nord nach Süd gelagerten Thalgrunde heraufkommt und anhält, bis die Sonne ſich gegen den Bergrand neigt. Dazu geſellt ſich der friſche, feuchte Hauch, der das Flüßchen Landquart begleitet, welches, vom Silvretta-Gletſcher genährt, ſich zuerſt in ſanftem Fall durch den oberen Teil des Wieſenlandes ergießt, dann, unter Kloſters-Brücke hindurchſtrömend, eine ſcharfe Biegung nach Norden macht und in ſchäumendem Sturz in den üppig grünenden Thalgrund hinunterrauſcht. Dicht neben der Brücke ſteht der älteſte Gaſthof des Ortes, Hotel Silvretta genannt, hundert Schritte aufwärts zwei andere Hotels, behaglich eingerichtet und mit hoffnungsvollen Anpflanzungen umgeben. Auch flüchten die Sommergäſte während der heißen Mittagsſtunden gern in das Erlenwäldchen hinab, das an beiden Ufern der Landquart ſich weit ins Thal hinaus erſtreckt, und wo es lieblich iſt, im leichten Schatten die ſprühende Friſche des Gletſcherwaſſers zu atmen und, durch das Wellenrauſchen in einen Halbtraum gewiegt, zu denken, daß zu dieſer Zeit im Tieflande

drunten die minder glücklichen Sterblichen in Staub und Hundstagsglut verschmachten müssen.

Nun ist es noch nicht gar lange her, daß an einem Hochsommertage in diesem gesegneten Weltwinkel drei Menschen sich zusammenfanden, die schon in der ersten Stunde sich so wohlgefielen, daß sie etliche Wochen hindurch unzertrennlich waren, obwohl sie sich vor dieser Zeit nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten. Sie waren, da sie in verschiedenen Hotels wohnten, sich erst in dem Erlenwäldchen unten begegnet, hatten aber schon denselben Nachmittag einen weitläufigen Spaziergang miteinander gemacht und für den folgenden Tag eine gemeinsame Fahrt nach der Alp Novai verabredet. Seitdem verging kein Tag, wo man nicht das junge Paar, den Hauptmann Rüdiger, der im Hotel Brosi wohnte, und das schöne Freifräulein Lucile von Berningen, das im Hotel Silvretta einquartiert war, in der Mittagsstunde am Flüßchen auf und ab lustwandeln oder auf einer der zahlreichen Bänke plaudernd beisammensitzen sah, während der alte Baron einer seiner vielen Liebhabereien nachging, mit der Angel den Forellen im Gletscherbach auflauerte, botanische Studien auf der Wiese trieb oder in einem Zeichenbüchlein leidenschaftliche Versuche machte, einen Heustadel oder ein paar wunderlich gekrümmte Erlenstämme nachzubilden. Es konnte nicht fehlen, daß unter den Kurgästen, die nicht viel Wichtigeres zu thun hatten, als über ihre Nebenmenschen Glossen zu machen, das stete Beisammensein dieser drei Menschen zu eifrigem Gerede und Geraune Anlaß gab, um so mehr, als sie sich ausschließlich mit sich beschäftigten und von ihrer sonstigen Umgebung wenig Notiz nahmen. Doch war im Grunde nichts Unerhörtes dabei, daß ein ritterlicher Mann, nicht mehr in den jüngsten Jahren, einem schönen Fräulein unter den Augen ihres Vaters den Hof machte. Als es daher in die vierte Woche ging, verlor dies Thema den Reiz der Neuheit, und man hörte auf, in den Damensalons, bei den Croquetpartien und an den runden Kaffeetischen im Garten von einem Verhältnis zu sprechen, das mit der Zeit so selbstverständlich erschien, als wenn es sich um ein verlobtes Paar und den künftigen Schwiegerpapa gehandelt hätte.

Wer aber als unsichtbarer Zeuge dem Paar auf Schritt und Tritt gefolgt wäre, würde zu seinem Erstaunen nie ein Wort vernommen haben, das jenen Verdacht eines zärtlichen Einverständnisses bestätigt hätte. Auch in Blick und Gebärde ging der Hauptmann nie über die Grenze einer ehrerbietigen Courtoisie hinaus, und auf dem hellen Gesicht des schönen Mädchens war nie der Schatten einer Befangenheit oder leidenschaftlichen Spannung zu entdecken, wie sie in kritischen Zeiten, wo es sich um entscheidende Lebenswendungen handelt, ein weibliches Gemüt zu bedrängen pflegen. Was sie miteinander sprachen, hätte jeder Dritte hören können, und das anmutige Lachen, das oft von den Lippen des Fräuleins kam, mußte jeden beschämen, der an einen heimlichen oder eingestandenen Liebeshandel der beiden Leutchen gedacht hatte.

So saßen sie wieder eines Mittags beieinander auf einer der Bänke im Wäldchen, von wo sie die blühende Halde, die zum Dorf hinaufsteigt, überblicken und den alten Herrn im Auge behalten konnten, der in seinem hellen Sommerhabit mit dem großen Strohhut unter dem Schattendach der letzten Wipfel auf einem Feldstühlchen hockte und eifrig bemüht war, den ganzen Umriß des Ortes samt Kirchturm und Berghintergrund in sein Skizzenbuch zu kritzeln. Es war schon leer geworden in dem kühlen Revier. Die meisten hatten ihre Zimmer aufgesucht, um für die Mittagstafel sich umzukleiden. Lucile, in ihrem zierlichen Morgenkleide, den Hut über die Lehne der Bank gehängt, war noch in ihre Stickerei vertieft, während der Hauptmann tiefsinnig neben ihr saß, die kleinen Strähnchen vielfarbiger Seide in der Linken, mit der Rechten sich mühend, die verworrenen Fäden zu schlich-

Digitized by Google

ten. Er sah seine Nachbarin nicht an, und beide hatten seit einer Viertelstunde kein Wort miteinander gewechselt.

Plötzlich ließ sie die Leinwand, die sie mit bunten Seidenblumen bedeckte, in den Schoß sinken und sah auf, erst zu dem zeichnenden Vater hinüber, dann über das Flüßchen hinweg nach dem anderen Ufer, wo auf einer ziemlich versteckten Bank eine weibliche Figur in einem blauen Kleide, halb unterm Gezweig verborgen, zu entdecken war. Dann wandte sie sich zu ihrem Nachbar, der mit düsterem Gesicht auf seine Handarbeit starrte, und sagte plötzlich:

„Haben wir nicht gerade Mittag? Und steht um zwölf die Sonne nicht im Zenith, so daß, wenn man einen Stock in die Erde stößt, er keinen Schatten wirft?"

Der Hauptmann sah auf mit einem zerstreuten, nur halb wachen Blick, wie jemand, der durch einen leichten Schlag aus tiefen Betrachtungen aufgeschreckt wird. Er sah das Fräulein befremdet an, ohne ein Wort zu erwidern.

„Aus welchem fernen Weltteil kehren Sie zurück, lieber Freund?" fuhr Lucile lachend fort. „Geben Sie mir den grünen Faden da, den Sie so unbarmherzig zerzausen. Sie sind heute nicht gut gelaunt, Sie mißhandeln meine armen Seidensträhnchen, die zum Glück fühllos sind, aber Sie vernachlässigen auch unbarmherzig die blaue Dame, die leider nur allzu gefühlvoll ist und der Sie heute noch keinen Blick geschenkt haben."

„Die blaue Dame?" fragte er, indem er immer noch wie geistesabwesend umherblickte.

„Sehen Sie sie nicht da drüben sitzen und unverwandt herüberspähen? Sie wissen ja, daß sie mein Schatten ist, den ich nur kurz vor Tisch verliere, weil sie da große Toilette macht zur table d'hôte. Und heute bleibt sie unerschütterlich und spottet aller Gesetze der Physik und Astronomie."

Er antwortete nicht gleich, sah auch nicht nach der Bank am anderen Ufer, sondern bohrte die Spitze ihres kleinen Sonnenschirmes, der zwischen ihnen an der Bank lehnte, so tief er konnte, in den Kiesgrund; dann seufzte er mit einem trübsinnigen Lächeln, das gleich wieder verschwand:

„Ich mache es nicht besser," sagte er. „Auch ich folge Ihnen ja wie Ihr Schatten und respektiere heute nicht einmal die Mittagsstunde."

Der Ton, in welchem er sprach, war ihr offenbar ungewohnt. Sie sah ihn mit einem prüfenden Blick von der Seite an, zog dann aber einen neuen Faden in ihre Nadel und erwiderte, indem sie scheinbar gleichmütig fortarbeitete:

„O Sie! Mit Ihnen ist es etwas anderes. Sie sind ein freundschaftlicher Schatten, und wenn wir Sie verlören, würden wir uns wie rechte Schlemihle vorkommen. Und Sie sind schwarz, wie ein richtiger Schatten sein soll, nicht bloß brünett, sondern auch von dunkler Gemütsart, heute besonders. Die Schildwach da drüben aber — ich sollte nachgerade daran gewöhnt sein, einen solchen blauen Schatten mir auf den Fersen folgen zu lassen; manchmal aber wird er mir doch lästig, und das Mitleid mit dem armen Geschöpf verwandelt sich in Ärger und Ungeduld darüber, beständig mit Feindesblicken angegafft zu werden."

Er sah nun auch nach der Bank hinüber, wo der blaue Fleck unbeweglich, von spielenden Sonnenlichtern überflogen, unter den Zweigen saß.

„Feindesblicke?" wiederholte er langsam. „Sie thun ihr doch wohl unrecht. Was hätten Sie ihr zuleide gethan? Ich denke, es sind nur Neugierblicke, mit denen sie Sie verfolgt. Sie steht hier ganz allein, niemand kümmert sich um sie, da kümmert sie sich denn um alle."

„Meinen Sie? Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie sich der verlassenen Jungfrau so ritterlich annehmen. Aber glauben Sie mir, wir Frauen verstehen uns besser darauf, die Fehler und Tugenden an unserem eigenen Geschlecht zu würdigen. Diese blonde Unheimliche, der ich sonst nichts Böses nachsagen will, auf mich hat sie

einen tödlichen Haß geworfen. Wir fanden sie hier vor, da wir vor einem Monat ankamen. Sie saß bei Tische neben einem jungen Mann, der sie sehr zu verehren schien, da sie die edelsten Gesinnungen und Gefühle zu äußern liebt und eine Menge guter Bücher halb auswendig weiß. Ich hatte das Unglück, die Aufmerksamkeit ihres Nachbarn auf mich zu ziehen; wir entdeckten, daß wir gemeinsame Freunde hatten. Seitdem teilte er sein Herz zwischen uns beiden, was sie mir nicht vergab, und reiste endlich ab, indem er auch nur die Hälfte seines Herzens nicht in ihrem Besitze ließ. Darauf kam ein junger Maler, der ihr offenbar sehr gefiel, was er aber nicht erwiderte. Sie hatte mich im Verdacht, ihn ihr abtrünnig zu machen, obwohl es nur Papa war, der sich näher mit ihm einließ, um Kunstgespräche zu führen und das Geheimnis von ihm herauszulocken, wie man das Wasser eines Wildbachs skizziert. Am erbittertsten machte sie die Erfahrung, daß ein Professor, den sie hier erwartete, von dem sie als einem Jugendfreund schon viel erzählt hatte, sich offenbar ein wenig in mich verliebte. Sie veranstaltete eine förmliche Intrigue, damit er Hals über Kopf wieder abreisen mußte, und seitdem ist sie meine Todfeindin, der ich das Leben retten könnte und sie bisse mir zum Dank in den Finger. Ich habe Ihnen nie davon gesagt. Vielleicht, dacht ich, gefällt sie Ihnen und Sie halten sie schadlos für so viele Enttäuschungen. Dann wollte ich ihrem Glück nicht im Wege stehen."

Sie sah ihn schalkhaft von der Seite an. Auf seinem männlich schönen, stark gebräunten Gesicht war aber kein Zug von Heiterkeit zu entdecken.

„Das arme Wesen!" sagte er vor sich hin, ohne sich viel dabei zu denken.

Sie schwiegen dann eine Weile. Lucile stickte eifrig weiter, und er betrachtete wie gebannt die schlanken weißen Finger, die so klug und ernsthaft ihr Werk verrichteten.

„Wissen Sie," sagte sie auf einmal, ohne aufzublicken, „daß ich diese meine intime Feindin eigentlich mehr bewundere als bedaure? Sie hat etwas Heroisches in ihrem Charakter, zu dem ich hinaufstaune. Sie will heiraten um jeden Preis. Gehört da nicht ein Mut dazu, der noch weit größer ist, als wenn ein Offizier um jeden Preis eine feindliche Schanze stürmen will? Beides ist ein Wagestück auf Leben und Tod. Aber wenn Sie sich auf einen Feind stürzen, dessen Stärke Sie nicht genau kennen, so entscheidet sich's in einer kurzen Stunde, ob Sie siegen oder unterliegen. Ein Mädchen aber, das einen Mann haben will, bloß um eine Frau zu werden, ohne durch äußere Not dazu gedrängt zu sein, muß die nicht dreifaches Erz um die Brust haben? Denn wenn es nicht glücklich ausfällt, was sie auf Tod und Leben unternommen hat — der Tod kommt so langsam, und das Leben ist so unerbittlich. Meinen Sie nicht auch?"

Er nickte vor sich hin. „Gewiß!" sagte er. „Aber wer sagt Ihnen, ob Ihr blauer Schatten nicht vielleicht aus purer Desperation das Wagestück unternehmen will, nur um nicht ewig zur Schattenrolle verurteilt zu sein, sondern auch endlich etwas für sich vorzustellen? Oder sie hat ein Herz, das auf jede Gefahr sich an ein anderes hingeben will, weil selbst die unholdeste Gesellschaft ihm lieber wäre als die Einsamkeit?"

Lucile ließ die Hände in den Schoß sinken und sah nachdenklich vor sich hin.

„Es mag so sein," versetzte sie. „Ich will ihr alles Gute zutrauen, obwohl ich noch kein Zeichen an ihr gesehen habe, das auf ein bedürftiges Herz deutet. Sie kann an Kindern vorbeigehen, ohne sie nur anzublicken, geschweige sie zu liebkosen, und vor Hunden hat sie einen erklärten Abscheu. Dennoch bleibt es mir unfaßbar, wie man dem ersten besten sein Leben anvertrauen kann, den man nur zweimal gesprochen, ohne daß man jenen übermächtigen Zug der Seele empfindet, der aller Hindernisse und Gefahren spottet. Mein Gott, wenn ich denke, die langen Tage, Wochen, Monate und Jahre mit einem einzigen Menschen verbunden

Digitized by Google

zu sein, der nicht so natürlich zu einem gehört wie die linke Hand zur rechten — Ich bin immer nur froh, daß ich nicht in die Gefahr kommen kann, das zu erleben."

„Sie nicht? Warum Sie nicht, Fräulein Lucile? Haben Sie das Gelübde gethan, nie zu heiraten?"

„Nein, lieber Freund," sagte sie mit stillem Lächeln, das halb geheimnisvoll, halb schwermütig um ihre schönen roten Lippen schwebte, „Gelübde derart soll man ja nicht thun, weil sich dann sofort die Versuchung meldet, sie zu brechen. Aber wie Sie uns kennen gelernt haben, werden Sie doch begreifen, daß sich die Sache ohne alle Förmlichkeit von selber versteht. Wie soll ich es je übers Herz bringen, mein großes Kind in der Welt allein zu lassen? Und wo fände sich ein Mann, der eine solche Zugabe in seine junge Ehe sich gefallen ließe?"

Indem sie dies sagte, blickte sie zu dem kleinen Herrn hinüber, der noch immer auf dem Feldstühlchen saß und es gar nicht bemerkte, daß die höhersteigende Sonne ihn im Rücken überfallen hatte und schwer auf seinen Nacken niederstrahlte. Nur die Halsbinde hatte er gelockert und wischte sich mit seinem Tuch die Schweißtropfen von der Stirn, die unter dem Strohhut vordrangen und hin und wieder schon auf die Zeichnung niederfielen.

Seine Tochter war augenblicklich bei ihm. „Du mußt mehr in den Schatten rücken, Papa," sagte sie, indem sie ihn mit sanfter Gewalt aufzustehen nötigte. „Siehst du, hier an dem breiten Stamm hast du eine prächtige Lehne. Aber willst du nicht lieber aufhören und morgen das Blatt fertig machen?"

„Ich habe nur noch das bißchen Vordergrund zu entwerfen, Kind," sagte der eifrige alte Kunstjünger. „Morgen ist da vielleicht ein Wolkenschatten, der alles verändert. Wie findest du den Entwurf?"

„O, sehr schön!" erwiderte sie ganz ernsthaft. „Sehen Sie doch einmal, Herr Hauptmann, Papa ist beinah schon fertig mit dem ganzen Dorf. Finden Sie nicht auch, daß er Fortschritte macht?"

Sie hielt dem Freunde das Büchlein hin, der es mit höflichem Kopfnicken betrachtete. Es war eine sehr kindliche Strichelei auf grauem Papier, die beleuchteten Stellen mit weißer Farbe aufgehöht, auch am Himmel das Weiß nicht gespart, was dem Ganzen auf eine gewisse Entfernung den Anstrich einer kecken Studie gab.

„Nur eins, Papa," sagte Lucile, indem sie die Zeichnung abermals sorgfältig zu studieren schien, „dein Dorf rutscht den Abhang hinunter. Du hast den Turm nach links geneigt, und alle übrigen senkrechten Linien haben sich danach gerichtet. Dem ist aber leicht abzuhelfen. Wart' einen Augenblick."

Sie sprang nach ihrem Arbeitskörbchen, nahm eine Schere heraus und machte sich daran, das Blatt ringsum zu beschneiden, so daß die Turmwände in den rechten Winkel zu stehen kamen. Der alte Herr, der zuerst etwas ängstlich zugesehen, da sie mit seinem Kunstwerk so eigenmächtig verfuhr, küßte sie hocherfreut auf die Wange, als sie ihm das gerichtete und gerettete Blatt zurückgab. „Du bist eine Tausendkünstlerin, Lucile!" rief er. „Was finge ich ohne dich an? Sehen Sie nur, lieber Rüdiger, nun ist alles in Ordnung. Ich hätte es sonst umzeichnen müssen, und die Frische des ersten Striches, die bei Skizzen den Hauptreiz ausmacht, wäre verloren. Nur noch zehn Minuten, so bin ich fertig."

Er hockte sich wieder auf seinen niedrigen Sitz, und sein Stift fuhr aufgeregt über den unteren Rand des Blattes, an welchem allerlei Wasserpflanzen und Gräser sprießen sollten.

Lucile ließ noch eine Weile ihre Augen auf ihm ruhen mit einem fast mütterlichen Ausdruck, wie auf einem geliebten Kinde, das ganz in ein harmloses Spiel vertieft ist.

„Haben Sie es nun gehört?" sagte sie leise. „Was finge er ohne mich an! Und er hat ganz recht. Sein Leben würde

allen Halt verlieren. Solange die Mama noch lebte, an der er so rührend hing, hatte er doch noch eine Aufgabe: ihr die Hände unter die Füße zu legen. Sie verdiente es auch. Sie übersah ihn weit und ließ es ihn doch nie empfinden, weil seine unergründliche Güte ihr doch mehr gab, als manch höherer und reicherer Geist ihr vielleicht geboten hätte. Und dann: sie war eine Französin und verstand bis an ihr Ende kein Deutsch, und so erkannte sie nie so recht seine Grenzen, denn Geist kann man doch nur in seiner Muttersprache haben. Und daß er eigentlich nie eine ernste Beschäftigung gehabt, fiel ihr auch nicht auf, weil sie beide an unserem kleinen Hofe lebten und Hofdienst immer für etwas außerordentlich Wichtiges angesehen wird, obwohl im Grunde alles darauf hinausläuft, mit ernsthaftem Anstande um taube Nüsse zu spielen, als ob Kerne darin wären, nur um die Satisfaktion zu genießen, daß man mit an dem hohen Spieltisch sitzen darf. Meine beiden Eltern waren in großer Gunst bei den Herrschaften; auch mir stand das vielbeneidete Los bevor, irgend eine Hofdamenstelle zu erhalten, dafür wurde ich aufs beste erzogen in einem hochadeligen Institut — und plötzlich brachen die Weltgeschicke herein, die auch in unserem kleinen Fürstentum das Unterste zu oberst kehrten, und mein armer Papa, der bisher ein so vielgeschäftiges verantwortliches Leben geführt hatte, mit lauter Pflichten ausgefüllt, die sich um glänzende Nichtigkeiten drehten, hatte auf einmal keinen Lebenszweck mehr. Wären die kleinen Künste nicht gewesen, die er bisher zur Unterhaltung der höchsten Herrschaften betrieben, so hätte er in der traurigsten Langeweile seine Tage hinbringen müssen. Aber glauben Sie mir: so heiteren Temperaments er erscheint, ein Fond von Melancholie ist in ihm, den nur seine liebenswürdige Frau zuweilen erleichtern konnte, und seit ihrem Tode seine Tochter, über deren Tyrannei er sich zuweilen beklagt, die er aber doch nicht entbehren könnte, und wenn man ihm ein Königreich böte und ein Heer von dienstbaren Geistern — die er aber nicht zu regieren verstände."

Er schwieg beharrlich und bohrte wieder mit dem Sonnenschirm in die Erde. Sie warf ihm einen befremdeten Blick zu.

„Finden Sie es unkindlich, daß ich so von meinem Vater spreche?" fragte sie nach einer Weile. „Glauben Sie nicht, daß man jemand sehr lieben und doch alle seine Schwächen klar erkennen kann? Warum sind Sie heute so stumm? Ich habe durch irgend etwas Ihr Mißfallen erregt — nein, leugnen Sie es nicht. Sagen Sie mir lieber, was es war. Ich bin es gewöhnt, daß Sie sich über alles offen gegen mich aussprechen. Warum nicht über mich selbst? Sie wissen doch, daß ich weder eitel noch empfindlich bin und ein leidenschaftliches Bedürfnis nach Wahrheit habe."

Er stand auf. Sein Gesicht war noch düsterer geworden als vorher.

„Teuerstes Fräulein," sagte er, „Sie irren durchaus, wenn Sie glauben, irgend etwas hätte mich gegen Sie verstimmt. Sie sollten wissen, daß das unmöglich ist. Wenn ich Ihnen zerstreut und unfroh erscheine, so hängt das freilich auch mit Ihnen zusammen. Wir müßten diese ganze Zeit nicht so traulich miteinander geteilt haben, einander nicht so freundschaftlich nahe gekommen sein, wenn — wenn der Abschied mir gleichgültig sein sollte."

„Der Abschied?"

Sie wandte sich hastig nach ihm um, als ob sie in seinen Augen lesen wollte, daß er in vollem Ernste gesprochen habe.

„Ja, Fräulein Lucile," fuhr er mit sichtbarer Anstrengung fort, „es ist so — es muß endlich sein — ich habe es von Tag zu Tage hinausgeschoben — ich fürchtete mich davor wie vor einer grausamen Operation — warum es mir so schwer wird, können Sie freilich nicht ganz verstehen, aber ein wenig werden doch auch Sie mich vermissen — ich hoffe wenigstens," fügte er mit einem mühsamen Lächeln hinzu, „ich habe mich so gut aufgeführt, daß Sie mir zum Ab-

Digitized by Google

ſchied eine gute Cenſur nicht verſagen werden."

Sie verwandte keinen Blick von ihm, während er die Augen am Boden haften ließ.

„Und warum müſſen Sie ſchon fort?" fragte ſie endlich. „Sie ſagten doch, Sie ſeien völlig frei, auch Ihr Töchterchen bei den Großeltern ſo gut aufgehoben, daß es Ihrer nicht bedürfe. Irgend etwas muß ſich plötzlich ereignet haben, was Ihnen dieſen Aufenthalt und unſer friedliches Beiſammenſein verleidet. Darf ich es nicht wiſſen? Aber verzeihen Sie: wenn ich es wiſſen dürfte, würden Sie es mir ja wohl ſagen. So reiſen Sie denn. Ich entbinde Sie Ihres Wortes, mir meine Seidenfäden nachzutragen, bis die Decke hier fertig geworden. Obwohl — es iſt doch ſchade darum. Wir haben uns gut miteinander vertragen."

Sie verſtummte, da ſie wohl fühlte, daß der ſcherzhafte Ton, zu dem ſie ſich gezwungen, nicht natürlich klang. In dieſem Augenblick hörten ſie vom Hotel Silvretta aus die Glocke läuten, die zu Tiſche rief.

Der Zeichner ſtand eilfertig auf, klappte ſein Büchlein zuſammen und kam auf die Bank zugeſchritten, von der Lucile ſich erhoben hatte.

„Kind," rief er, „es iſt die höchſte Zeit! Wir werden wie gewöhnlich die Letzten ſein!"

„Ich denke mich nicht umzukleiden, Papa," erwiderte ſie nun wieder mit ihrer ruhigen Stimme, indem ſie die Arbeit zuſammenlegte. „Aber was ſagſt du, Papa: unſer Freund will fort. Er hat ſoeben Abſchied von mir genommen."

Das gute runde Geſicht des alten Herrn nahm plötzlich einen hilflos erſchrockenen Ausdruck an.

„Fort? Unſer Hauptmann? Und der Abſchied ſo ganz vom Zaune gebrochen?" ſtammelte er.

„Es muß endlich einmal ſein," verſetzte jener und reichte dem kleinen Manne herzlich die Hand. „Ich will Ihnen keine Gründe angeben, die aus der Luft gegriffen wären. Es ſind keinerlei Geſchäfte, keine Nachrichten von zu Hauſe, die mich eilig zurückriefen. Im Gegenteil gedenke ich noch eine Zeit lang herumzuſtreifen, etwas höhere Regionen aufzuſuchen, da mir hier im Thale — wie ſoll ich es ſagen? — es klingt ſeltſam, wenn man ein baumſtarker Menſch und ein Soldat iſt — aber die Luft ſagt mir hier nicht zu, ich ſchlafe jede Nacht ſchlechter und eſſe immer weniger — Ich will heute abend noch fort und in Davos übernachten."

„Heute ſchon? O, das iſt wirklich fatal! Und unſere Gletſcherpartie? Und die Fahrt nach Spina? Lucile, du ſollteſt den Herrn Hauptmann doch bitten —"

„Der Herr Hauptmann wird wiſſen, was er thun und laſſen muß, Papa. Findeſt du nicht auch, daß er angegriffen ausſieht? Und er iſt nicht mehr ſo heiter wie in der erſten Zeit. Es wäre ſehr ſelbſtſüchtig von uns, wenn wir uns bemühten, ihn feſtzuhalten, bloß der angenehmen Geſellſchaft wegen. Reiſen Sie glücklich, Herr Hauptmann, und verſprechen Sie mir, einmal ein Wort zu ſchreiben. Wir wüßten gern, ob Sie ſich in Ihren höheren Regionen erholt haben. Nicht wahr, eine Poſtkarte können Sie an zwei Menſchen wenden, die es aufrichtig gut mit Ihnen meinen?"

Er ergriff ihre Hand, die ſie ihm in ſichtbarer Erregung entgegenſtreckte, und drückte ſie lebhaft. Das Wort, das er erwidern wollte, erſtarb ihm auf den Lippen. Dann gab er die Hand wieder frei und ſetzte den Hut auf.

„Und das ſoll der ganze Abſchied ſein?" rief der Baron und ſchüttelte höchſt unwillig das Haupt. „Nein, das laſſ' ich nicht zu. Sie müſſen heute noch durchaus mit uns eſſen, ein kleines Henkersmahl in einem aparten Zimmer und eine Flaſche Schweizer Champagner, den Sie ſonderbarerweiſe trinkbar finden. Dann auf ein fröhliches Wiederſehen angeſtoßen und was ſonſt dazu gehört. Mort de Dieu, man geht doch nicht vier Wochen ſo brüderlich miteinander um und läßt

Digitized by Google

sich dann sans façon laufen wie eine erste beste Eisenbahnbekanntschaft!"

„Sie sind die Güte selbst," erwiderte der Hauptmann, „und ich werde als ein recht ungeschliffener, undankbarer Mensch vor Ihnen dastehen, wenn ich gleichwohl bitte, es bei unserem Abschied hier im Wäldchen bewenden zu lassen. Ich habe in der That noch einen wichtigen Brief zu schreiben und möchte den Weg nach Davos dann beizeiten antreten, zu Fuß; meinen Koffer kann abends die Post nachbringen. Bestehen Sie nicht auf einer Verlängerung meiner Abschiedswehen, bester Freund. Ich kann nichts weniger ertragen als Aufschub einer traurigen Notwendigkeit. Für all Ihre Güte und Freundschaft — Sie haben mir so unvergeßlich schöne Tage bereitet —"

Er stockte und sah zu Boden. Dann ergriff er noch einmal beide Hände des ganz versteinerten alten Herrn, schüttelte sie herzhaft, verneigte sich leicht gegen die Tochter und wandte sich hastig hinweg.

Sie sahen ihn über das Brückchen schreiten und am anderen Ufer hineilen, ohne noch einmal umzublicken. Die Dame in Blau erhob sich, sobald er an ihr vorüber war.

„Laß uns gehen, Lucile," sagte der alte Herr mit einem Seufzer. „Kurioser Mensch, der Hauptmann! Wenn er mich jetzt plötzlich um deine Hand gebeten hätte, ich wäre weniger dadurch überrascht worden, als daß er so de bout en blanc auf und davon geht. Hast du dich mit ihm gezankt? Aber wie könnte irgend ein Mensch dir etwas übelnehmen! Nun, du wirst dich jetzt wieder mit deinem langweiligen alten Papa behelfen müssen."

* * *

Der Hauptmann war mit starken Schritten, wie wenn er einem unsichtbaren Verfolger entfliehen wollte, die Straße hinaufgeeilt, die nach dem Hotel Brosi führt. Als er droben in sein heiteres Zimmer trat, das, an der Ecke gelegen, von der Morgen- und Mittagssonne durchstrahlt wurde, schloß er sofort die Fensterläden, so daß plötzlich eine tiefe Dämmerung ihn umgab. Hierauf warf er sich wie ein tief erschöpfter Mann auf einen Stuhl und lag wohl eine halbe Stunde mit geschlossenen Augen, während ihm das Blut in den Schläfen klopfte und seine Zunge fieberhaft am Gaumen klebte. Er hörte unten die Tischglocke durchs Haus schallen, blieb aber regungslos sitzen. Erst nach einer geraumen Zeit besänftigte sich sein stürmendes Blut. Er erhob sich schwerfällig und begann durch das dunkle Zimmer langsam auf und ab zu schreiten. Auf seinem Tische stand noch eine angebrochene Flasche Veltliner Wein; die trank er nach und nach im Vorüberwandeln in kleinen Zügen aus und fühlte sich endlich ein wenig besser. Er stieß den Laden des einen Fensters auf, das nach Süden gegen die Brücke und das Silvretta-Hotel sich öffnete. Ein Fenster in diesem, nach welchem er täglich seine Blicke zu richten pflegte, war fest geschlossen. An manchem Morgen hatte er wohl eine Stunde lang gewartet, bis eine wohlbekannte Hand den Laden drunten zurückstieß, um die erfrischende Morgenkühle hineinzulassen. Jetzt war es ihm fast lieb, daß nichts mehr dort sich regte. Er klingelte und ließ sich etwas zu essen heraufbringen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, unter den vielen gleichgültigen Gesichtern unten im Speisesaal sich blicken zu lassen. Als er dann seinen geringen Hunger gestillt hatte, zog er seinen Koffer hervor und fing an einzupacken, in großen Pausen, während deren er mitten im Zimmer stand oder saß und, irgend ein Stück seiner Habseligkeiten in der Hand, träumerisch vor sich hinsah. Immer war es, als zupfe ihn jemand am Arm, ihn von einem unseligen Beginnen freundschaftlich zurückzuhalten. Doch brachte er das Geschäft endlich notdürftig zum Schluß; nur sein Schreibgerät hatte er noch draußen gelassen und setzte sich nun, einen schweren Seufzer tief aus der Brust heraufholend, an den Tisch neben dem Fenster, um folgenden Brief zu schreiben:

„Mein teures, innig verehrtes Fräulein!

Vielleicht wäre es besser, ich hielte alles, was ich Ihnen noch zu sagen wünschte, zurück und ließe Sie in dem Glauben, irgend eine wunderliche Laune hätte mich plötzlich bestimmt, dem Glück Ihrer Nähe zu entsagen. Denn was mich heute von Ihnen treibt, wird Ihnen, da ich das letzte Wort unausgesprochen lassen muß, nicht minder rätselhaft erscheinen als die Erklärung, die ich Ihrem Vater gab, ein Luftwechsel sei mir dringend nötig. Sie haben freilich diese kümmerliche Ausrede sofort durchschaut. Mit Ihrem hellen Blick waren Sie zu lange gewohnt, jede Regung in meinem Inneren zu erkennen, um nicht zu wissen, daß mein jäher Abschied einen tieferen Grund haben muß als eine physische Verstörung. Und doch sprach ich nicht die Unwahrheit. Ich habe wirklich seit einer Woche Schlaf und Eßlust verloren. Aber die Luft dieses schönen Thalgrundes trägt nicht die geringste Schuld daran, nur die Staffage dieser Landschaft, und zwar von allen, die sie bevölkern, nur eine einzige Person.

Muß ich sie Ihnen nennen? Haben Sie nicht bei aller anspruchslosen Meinung, die Sie von Ihrem eigenen Werte hegen, längst herausgefühlt, wie sehr ich Ihnen zugethan bin? Ich darf mir nachsagen, daß ich mich vom ersten Augenblick an, wo ich dies erkannte, streng überwacht und mir jedes Wort, jedes noch so erlaubte Zeichen meines innersten Gefühls versagt habe. Und doch müßten Sie nicht die sein, die Sie sind, mit dem unbestechlichen reinen Instinkt für alles Menschliche begabt, wenn es Ihnen ein Geheimnis geblieben wäre, daß ich eine tiefe leidenschaftliche Neigung zu Ihnen gefaßt habe, die durch jede gemeinsame Stunde dieser wundersamen Tage, jede einsame Meditation meiner Nächte nur heller angefacht wurde.

Da Sie mich öfters Ihren „Freund" genannt, darf ich, muß ich nun auch hinzufügen, daß ich mich des beglückenden Gefühls nicht erwehren konnte, auch Ihnen nicht gleichgültig zu bleiben, wenn ich auch die thörichte Einbildung nicht hege, einen ebenso unauslöschlichen Eindruck auf Sie gemacht zu haben, Ihnen ebenso unentbehrlich, unschätzbar, unvergleichbar erschienen zu sein, wie Sie es mir gewesen sind. In jedem Verhältnis ist Geben und Empfangen ungleich verteilt. Es hätte mich nicht beschämt, als der Ärmere neben Ihnen zu stehen, zumal Sie es gewohnt sind, mit den Menschen, die durch Sie glücklich gemacht werden, nicht zu rechnen.

Und nun gehe ich von Ihnen, als wäre dies alles nicht die schönste, lebendigste Wirklichkeit, mit Händen zu greifen, wenn man sich nur das Herz faßte, eine Hand danach auszustrecken.

Was sollen Sie von mir denken? Ist das der Dank für so viel freundschaftliche Offenheit, wie Sie mir bewiesen haben?

Sie wissen, daß ich seit sieben Jahren verwitwet bin, und ob ich auch das Glück dieser ersten Liebe und Ehe noch so treu in meiner Erinnerung hege — ich bin nicht zu alt, um noch ein neues Leben wünschen und hoffen zu können. Daß die Rücksicht auf Ihren trefflichen Vater, von dem Sie sich nie trennen würden, mir ein Hindernis wäre, können Sie, da Sie gesehen, wie gut wir drei zusammen taugen, nicht im Ernst meinen. Ich weiß nicht, ob Ihnen selbst bisher der Gedanke gekommen ist, ich könne um Sie werben, ob Sie sich die Frage vorgelegt haben, was Sie in diesem Falle beschließen würden. Doch liegt ein solcher Fall in unserem Verhältnis zu nah, als daß Ihnen nicht wenigstens jetzt das Rätsel entgegentreten sollte: Wie hat er es übers Herz gebracht, mich so zu lieben und so ohne weiteres, ohne den Schatten eines zwingenden Grundes auf mich zu verzichten?

Nun denn, meine teure Freundin, dieses Rätsel kann und darf ich Ihnen auch jetzt nicht lösen. Nur bitten und beschwören will ich Sie in diesen Zeilen, daß Sie ebenso an den Ernst der bitteren Notwendigkeit, Ihnen zu entsagen, glauben möchten wie an die Tiefe und Kraft meiner Liebe zu Ihnen. Es ist mir eine schmerzlich-süße Genugthuung, es wenig-

Digitized by Google

stens vor dem Scheiden ein einziges Mal Ihnen auszusprechen, daß ich es für ein überschwenglich großes, unverdientes Glück halten würde, mein Leben mit Ihnen teilen zu dürfen, daß ich auch ein gutes Zutrauen zu mir hätte, wenn Sie mich annähmen, Sie so glücklich zu machen, wie ein Mensch von mäßigen Gaben und Eigenschaften ein Ausnahmswesen wie Sie zu machen vermöchte.

Und nun bitte ich Sie ernstlich, lassen Sie mich meines einsamen Weges gehen, ohne sich über mein unabwendbares Schicksal sonderlich zu betrüben. Es ist sehr erhellt und erquickt worden durch diese Wochen, die ich mit Ihnen teilen durfte. Denken Sie meiner wie eines Menschen in einem anderen Weltteil, dem Sie nun einmal die Hand nicht reichen können, so gütig Sie auch gegen ihn gesinnt bleiben. Das Wasser ist viel zu tief.

Leben Sie wohl!

In unwandelbarer Gesinnung Ihr

Rüdiger."

* * *

Er saß lange vor dem Blatt, ohne es noch einmal durchzulesen, den Kopf in die Hände gestützt, die Augen zugedrückt. Dann schüttelte er die letzte Unentschlossenheit ab, faltete den Brief zusammen, versiegelte ihn und klingelte dem Hausknecht, dem er auftrug, seinen Koffer drunten in der Post aufzugeben, daß er ihm heute abend nach Davos nachgeschickt würde. „Diesen Brief," setzte er hinzu, „besorgen Sie selbst an seine Adresse, aber verstehen Sie wohl, erst morgen früh; ich verlasse mich darauf."

Der Bursche nahm, seine Dienstwilligkeit beteuernd, den Brief in Empfang und das reichliche Trinkgeld, das Rüdiger ihm gab, belud sich mit dem Koffer und wünschte dem Herrn Hauptmann eine glückliche Reise. Dieser blieb dann wieder allein. Er sah nach der Uhr. Es war noch zu früh, um die heiße Landstraße hinaufzuwandern. Auch wollte er das Haus nicht verlassen, ohne dem wackeren Wirt, der gerade abwesend war, lebewohl zu sagen. So packte er seine letzten kleinen Habseligkeiten in die Reisetasche, die er umzuhängen pflegte, und ging dann aus dem Zimmer.

Er schlug den Weg nach der Brücke ein, immer mit beklommenem Herzen nach dem Fenster drunten spähend, ob niemand sich dort zeige, der seine Schritte bewache. Die Läden aber blieben geschlossen. Da bog er rechts ab in den schmalen Wiesenpfad, der längs des brausenden Flüßchens hinführt, und ging langsam am Rande der Schlucht dahin. Es that ihm wohl, daß der Lärm der Wellen seine Gedanken übertäubte. Er kam sich schon wie abgeschieden vor und wunderte sich, daß er die schmerzliche Trennung, vor der er sich seit lange gefürchtet, so glimpflich überstanden hatte. Er ließ seine Augen über die Landschaft wandern, die ihn hier zuerst gefesselt hatte, ehe er noch ahnte, welcher Menschennatur er auf diesen Pfaden begegnen sollte. Als er die Stelle erreichte, wo er oft mit Lucile gestanden und sich an der Aussicht geweidet hatte, fühlte er sein Herz heftiger pochen und warf sich im Schatten eines Heuschuppens ins Gras. Vor ihm breitete der herrliche Thalgrund sich aus, dessen sanft niedersteigende Wände sich in den schönsten Linien zusammenschlossen. Die letzten Höhenzüge leuchteten in zartem Sonnenduft herüber, immer bestimmtere Formen schoben sich davor, ein Paradies sonnengoldiger Wipfel füllte die Tiefe, in welchem jede Spur menschlicher Ansiedelung vom Laubwalddickicht überwuchert ward, nur am Saum der schwarzen Fichten an den Bergabhängen zur Rechten sah man zerstreute Blockhäuschen und die dichteren Häusergruppen von Klosters Dörfli und Mezzaselva, in denen jedoch nicht der leiseste Herdesrauch an menschliches Dasein erinnerte. Es mochte inzwischen vier Uhr geworden sein. Die Sonne hatte sich schon gegen den Kamm des Casanna herabgeneigt, und die Steile des schwarzen Abhangs zur Linken, an dessen Fuß der wilde Fluß hinrauschte, war tief verschattet. Es that dem einsamen Manne wohl, die heißen Augen in diese Finster-

Digitized by Google

nis zu tauchen. Zuletzt fielen sie ihm völlig zu, und ein leichter Traumstraum spann seine Gedanken ein.

Die Uhr des Kirchturms aber, die fünf harte Schläge that, riß ihn aus dieser kurzen Ruhe auf. Er besann sich, daß es nun Ernst werden müsse mit seiner Flucht, warf noch einen Blick in die verzauberte Tiefe hinab und eilte dann auf dem geradesten Wege durch die Wiesen dem Gasthof zu, wo er nun auch den Herrn des Hauses antraf und die letzten freundlichen Abschiedsworte tauschte.

Als er aber noch einmal sein Zimmer betrat, die Wandertasche zu holen, erschrak er. Auf dem Tische lag ein kleiner Brief, er erkannte trotz der Dämmerung hinter den geschlossenen Läden die Handschrift, und das Couvert mit zitternder Hast öffnend, las er die folgenden Zeilen:

„Wir haben zwar schon feierlich Abschied genommen, werteſter Freund. Da Sie aber erst am Abend aufbrechen wollen, ist eigentlich kein Grund, weshalb wir unseren gewohnten Nachmittagsspaziergang nicht noch einmal zusammen machen sollten — vorausgesetzt, daß Ihre Briefe bereits geschrieben sind. Wir versprechen, von der bevorstehenden Trennung nicht weiter Notiz zu nehmen und mit Ihnen zu plaudern, als ob wir uns heute zufällig zum erstenmal begegneten. Hernach sagen wir uns adieu, als sollte es mit Grazie in infinitum täglich so fortgehen.

Das Leben ist ein so unsicheres Vergnügen, daß man sich nicht ohne Not der wenigen guten Stunden, die es bietet, selbstwillig berauben sollte. Finden Sie nicht auch? — Wir warten also auf Sie wie gewöhnlich.

Lucile."

„Es soll nicht sein!" murmelte er vor sich hin, als er gelesen hatte. „Ich soll den Kelch bis auf die Nagelprobe leeren. Nun, Zeit und Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag."

Er steckte das kleine Blatt sorgfältig in seine Brieftasche, trat dann ans Fenster und sah zum letztenmal nach „Silvretta" hinüber. Jetzt waren die Läden geöffnet, einen Augenblick glaubte er am Fenster eine Gestalt sich bewegen zu sehen, die aber gleich wieder verschwand. In seinem Herzen stieg plötzlich eine lodernde Sehnsucht auf, das reizende Gesicht noch einmal zu betrachten, das ihm jetzt noch erreichbar war. „Sie hat recht," sagte er seufzend, „man muß jeden guten Augenblick genießen. Ich war ein Narr, daß ich den letzten Tag mir noch verkürzen wollte."

Nun ging er mit beflügelten Schritten, die Reisetasche leicht über die Schulter gehängt, die Treppe hinab, nickte den Dienerinnen einen freundlichen Abschied zu und stürmte aus dem Hause. An der Brücke schon sah er Vater und Tochter seiner harren. Der Baron trug seine grüne Botanisiertrommel und ein Schmetterlingsnetz an einem derben Bergstock befestigt, einen grauen Schleier um den Hut geschlungen, der ihm den entblößten Hals gegen den Sonnenbrand schützen sollte. Lucile in ihrem schlichten Wanderanzug hatte wie gewöhnlich das Ledertäschchen umgeschnallt, in welchem sie die kleinen Siebensachen trug, deren ihr großes Kind etwa unterwegs bedürfen konnte: ein Skizzenbüchlein von besonderem Format für den Nachmittag, wo in der Regel nicht gezeichnet wurde, einige Tüchlein für die windigen Stellen, etwas Mundvorrat und ein kleines Fernrohr. An einem Riemen über der Schulter trug sie noch ein zusammengerolltes Plaid aus sehr feiner Wolle, auch mehr zum Schutz für den Vater als für sich selbst, da sie die Gesundheit selbst und sehr wetterfest war. Wie oft hatte Rüdiger ihr Plaid und Tasche abnehmen und sich damit beladen wollen. Sie behauptete aber, sie sei eine zu leichte Person; ohne einen solchen Ballast laufe sie Gefahr, von der ersten besten lustigen Felsspitze in den Abgrund hinabgeweht zu werden.

Nun sah sie unter ihrem Strohhütchen dem Herankommenden mit dem heitersten Gesicht entgegen, daß er fast irre an ihr wurde. Die Miene, mit der sie vor Tische ihn verabschiedet hatte, war ihm viel lie-

ber gewesen, obwohl sie ihm nicht verbarg, daß er in Ungnaden entlassen wurde. Er bereute jetzt, den Brief geschrieben zu haben, um einen Unmut zu versöhnen, der überhaupt nicht vorhanden zu sein schien. Doch während er noch überlegte, ob er die Beichte nicht zurücknehmen sollte, die vielleicht unverstanden bleiben würde, war der alte Herr schon mit freundschaftlichen Vorwürfen über sein heutiges Zaudern ihm entgegengeeilt.

„Lucile will uns mit Gewalt den Berg hinaufschleppen durch den Rütiwald. Sie wissen, daß wir schon einmal dort vergebens nach einem Punkt herumgeklettert sind, von wo aus man den Blick in das Thal von Sernens genießt. Heute soll nun nicht geruht werden, bis wir darüber klar geworden sind. Im Grunde ist es mir ganz lieb. Die Flora an den tieferen Abhängen ist von Mähern und weidendem Vieh bereits so zugerichtet worden, daß für meine Sammlung nicht viel mehr abfällt. Hoffentlich finde ich oben noch einige Ausbeute. Wie geht es Ihnen? Sind Sie schon ganz reisefertig?"

„Husch, Papa!" machte Lucile, indem sie ihm ihre kleine Hand leicht vor den Mund hielt. „Du kennst unsere Abrede. Das Wort ‚reisefertig' steht nicht in unserem Lexikon. Es ist hübsch von Ihnen, Herr Hauptmann, daß Sie zufällig desselben Weges kommen und uns eine Strecke begleiten wollen. Sobald Sie genug haben, lassen Sie uns ohne Umstände allein. Aber nun wollen wir unsere Wanderung antreten."

Sie setzte ihren langen Sonnenschirm, die einzige Stütze, deren sie sich, auch mehr spielend, bediente, in Bewegung und schritt leichtfüßig voran.

* * *

Doch schlug sie nicht den gelinde auf und ab sich schlängelnden Weg am unteren Saume der Landquartschlucht ein, sondern den steileren Anstieg, der, in geradem Lauf den oberen Rütiwald durchschneidend, zu den Weideplätzen des Hausviehes führt. Wie gewöhnlich ging sie voran, so rasch und leicht, daß der alte Herr, der nur im Schweiß seines Angesichts selbst mäßigere Höhen gewann, sehr bald weit zurückblieb und nur Rüdiger dicht hinter ihr sich zu halten vermochte. Sie machte dann aber geduldig Halt, bis der Papa sie wieder erreicht hatte, zuerst an der Stelle, wo man die freie Bergwand verläßt, um dann in den Schatten der Föhren und Rottannen zu verschwinden. Als sie ihre Blicke hinuntergleiten ließ, sah sie auf einer Bank am unteren Wege die „blaue Dame" sitzen, die ihnen mit unverhohlenem Neide nachblickte.

„Ein Schatten sollte doch so flinke Beine haben und einen so leichten Atem wie sein Körper," sagte Lucile lächelnd zu ihrem Begleiter. „Aber der Arzt hat ihr das Klettern verboten. So müssen wir uns mit dem Waldesschatten begnügen."

Er erwiderte nichts auf ihren Scherz, auch war es das letzte Mal, daß sie den alten lustigen Ton anschlug. Von jetzt an sprach sie nur selten ein gleichgültiges Wort, nur um den keuchenden alten Herrn bei guter Laune zu erhalten. Ihr feines, kluges Gesicht, das durch die Mühe des Steigens sich kaum röter färbte, behielt beständig den geheimnisvollen, sinnenden Ausdruck, mit dem sie Rüdiger schon unten an der Brücke begegnet war. Er fragte sich, warum sie Wert darauf gelegt habe, noch diese Stunden in seiner Gesellschaft zu verbringen, wenn sie sich nicht die geringste Mühe gab, dies letzte Beisammensein heiter und traulich zu genießen.

So waren sie schweigend eine Strecke weit hinaufgestiegen. Dann und wann hatte der alte Herr auf einem Felsblock gerastet und die benachbarte Halde mit botanisierenden Augen gemustert. Über einige Pflänzchen, die ihm merkwürdig waren, hielt er sachkundige Vorträge, denen der Hauptmann andächtig wie ein Schüler zuhörte, während Lucile, die Hände leicht um den Griff des Schirmes gelegt, über die schwarzen Wipfel hinweg ins Blaue schaute. Auch sie war in des

Vaters Pflanzenkunde ein wenig eingeweiht, heute aber überhörte sie alles, was er zum besten gab.

Dann mahnte sie zuerst wieder zum Aufbruch. Die Sonne stand noch ziemlich hoch, es war keine Gefahr, daß die Dämmerung sie hier so bald überraschte; aber eine seltsame Rastlosigkeit flackerte ihr in den Augen und trieb sie mit unermüdlicher Hast den Abhang hinan.

Auf einmal hörte sie hinter sich eine französische Verwünschung ausstoßen, die dem Papa nur bei ganz feierlichen Anlässen entfuhr. Als sie sich erschrocken umwandte, mußte sie bei all ihrem töchterlichen Mitgefühl doch lächeln. Denn es sah possierlich genug aus, wie der ehrwürdige kleine Mann bis an die Knöchel in einen moosigen Wiesenfleck versunken stand, beide Arme wie ein hilfloses Kind in die Höhe streckend, während ein kurzer Sprung ihn aufs Trockene gebracht haben würde.

Sogleich, noch ehe der Hauptmann sich besinnen konnte, war Lucile an der Unheilsstätte und rief dem Vater zu, ihr seinen Bergstock entgegenzustrecken. Der alte Herr gehorchte mechanisch, und in zwei Minuten, wie wenn er an einem Zauberstabe in die Höhe gehoben worden wäre, hatte er sich aus dem sumpfigen Boden herausgearbeitet und begann auf dem steinigen Grunde des Fußweges ein drolliges Stampfen und Schürfen, um seine Bergschuhe zu reinigen.

„Hol der Teufel diese Genzianenvarietät, die mich in die nasse Fallgrube gelockt hat!“ rief er, sich die Stirn mit seinem Tuche trocknend. „Nun ist mir der ganze Spaß verdorben, denn ich habe so viel Schlamm in den Schuhen, daß ich den Tod davon haben könnte, wenn ich keine trockenen Strümpfe anzöge. Lucile, hast du nicht zufällig ein paar Reservesocken bei dir? Nicht? Nun, dann bleibt mir nichts übrig, als umzukehren und im Hotel mein Fußzeug zu wechseln. Es ist ohnehin hier oben keine Flora, die der Rede wert wäre, und zum Zeichnen wäre ich nach diesem Abenteuer noch weniger aufgelegt. Sie müssen mich schon entschuldigen, lieber Hauptmann. Aber ich hatte gleich eine Ahnung, ich begriff das Kind nicht, daß es sich so fest auf diese Exkursion steifen konnte, zumal nachdem wir schon heute im Erlenwäldchen —“

„Lieber Papa,“ unterbrach ihn Lucile, „ich glaube allerdings, daß du gut thun würdest, für trockene Füße zu sorgen. Was mich betrifft, da du mich dazu nicht brauchst, möchte ich doch noch ein wenig höher hinaufsteigen; noch jedesmal sind wir gerade in dieser Gegend wieder umgekehrt. Ich will endlich einmal den Bann brechen und über die Hütten dort noch eine Strecke weit hinaufschauen.“

„Wie du willst, mein Schatz,“ sagte der kleine Herr. „Nur sieh dich vor, wenn es steiler werden sollte. Geben Sie acht auf das wagehalsige Mädchen, Herr Hauptmann. Sie hat einen Fuß, auf den sie sich nicht ganz verlassen kann. Und übrigens viel Vergnügen zur Entdeckung des nordwestlichen Durchblicks — und sans adieu, lieber Freund! Ich respektiere unsere Verabredung.“

Er winkte den beiden, die schweigend nebeneinander standen, treuherzig zu, und sie sahen ihn mit vorsichtigen kleinen Schritten den steilen Weg hinunterklimmen und um die nächste Waldecke verschwinden.

„Was meinte Ihr Vater mit seiner Warnung?“ fragte Rüdiger. „Ich höre zum erstenmal, daß Sie an irgend einer körperlichen Schwäche leiden.“

Sie schien die Frage erst überhört zu haben, so unbeweglich starrte sie zu Boden. Dann hob sie wieder ihren Schirm zum Weitergehen und sagte langsam: „Ich habe mir vorm Jahr den linken Fuß übertreten, davon ist etwas im Knöchel zurückgeblieben, das mir, wenn ich den Fuß scharf anstrenge, beschwerlich wird. Papa denkt nie daran, solange ich bei ihm bin. Er hält sich für meine irdische Vorsehung, unter deren Obhut mir nichts Menschliches zustoßen könne. Sobald er mich allein weiß, zittert er vor jedem rauhen Lüftchen, das mich umblasen

Digitized by Google

könnte. Aber es ist keine Gefahr. Ich nehm es noch mit manchem Alpenwanderer auf."

Nun ging sie wieder voran, und er blieb dicht hinter ihr, gesprochen aber wurde kein Wort, obwohl der Weg nicht so beschwerlich war, um den Atem sparen zu müssen, und überall kühler Schatten sie umgab. Zuweilen freilich öffnete sich der Wald, und sie sahen ein einsames Blockhaus auf einer sammetgrünen Halde liegen, wo sie einige Augenblicke anhielten, um in die Tiefe hinabzuschauen, aus welcher die wohlbekannten Häuser heraufschimmerten. Nach Norden zu stiegen nur schwarze Gipfel über Gipfeln empor, und ein Gewitter hing an jener Himmelsgegend, während die Luft über ihnen sich nur mit einem leichten Dunst überflorte.

Sie kamen durch die weidende Herde der „Heimkühe" und Ziegen hindurch. Ein Versuch aber, mit dem Hüterbuben sich darüber zu verständigen, ob dieser Pfad zu einem Aussichtspunkt führe, scheiterte an der Härte des unverfälschten Prättigauer Idioms. Ein leichter Schatten legte sich über das Gesicht des schönen Mädchens. „Wir werden es aufgeben müssen," sagte sie wie zu sich selbst. Ihm lag nicht das mindeste an dem Blick in die Thalgründe, den sie so eifrig suchte. Er konnte die Augen nicht wegwenden von der schlanken, schmiegsamen Gestalt seiner Führerin, und mit verstohlener Wonne, in die sich freilich ein bitteres Gefühl des nahen Verlustes mischte, setzte er seine Füße sorgsam in die Stapfen, die ihre schmalen Sohlen auf dem feuchten, vielfach von Quellen durchsickerten Wege zurückließen.

Da blieb sie plötzlich stehen und deutete nach einem Blockhaus, das ein wenig stattlicher erschien als die anderen Hütten, an denen sie vorbeigekommen waren. Der obere Teil, der zur Bergung des Heues bestimmt war, sprang weiter als gewöhnlich vor, und vor dem vergitterten Eingang in den darunterliegenden Stall war ein geräumiger, mit neuen Brettern gedielter Vorplatz, von dem aus die übliche Stiege ins Obergeschoß hinaufführte. Auch hier war keine Menschenseele zu erblicken. Aber ein Brünnlein sprudelte dicht am Hause und belebte die stumme Einsamkeit. Nicht sehr tief senkte sich vorn die Halde hinab, bis die Föhren wieder ihre Äste verschränkten, und auch dicht hinter dem Holzschuppen stieg der Wald wieder hinan. Es lag aber ein verirrter Sonnenschimmer auf dem Schindeldach und den Steinen, die es beschwerten, und lud gastlicher zum Verweilen ein als irgend eine andere Stelle am Wege.

Sie band ihren Hut ab, trat dicht an das Brünnchen heran und war eben im Begriff, zu trinken, als er noch zur rechten Zeit dazwischensprang. „Sie müssen erlauben, daß ich meine Rolle als Stellvertreter Ihrer irdischen Vorsehung beginne," sagte er. „Sie sind viel zu erhitzt, und dies Bergwasser ist eisig."

„Ich weiß, was ich thun darf," sagte sie kurz angebunden. „Aber wenn es Ihnen Sorge macht, will ich mich noch fünf Minuten gedulden. Einstweilen wollen wir uns dort auf die Bank setzen. Unsere Expedition gebe ich auf. Auch möchte ich doch bald nach dem Papa sehen."

Damit ging sie auf die Holzhütte zu, deren braunrote Stämme, durchglüht von der Kraft der Abendsonne, leuchteten, und setzte sich unter das vorspringende Gebälk, immer ohne ihn anzusehen. Er folgte ihr und ließ sich neben ihr nieder. Gleich darauf erblich der Sonnenglanz, eine Wolke war dazwischengetreten. Sie sahen im Westen eine horizontale, blauschwarze Wolkenschicht schwer über den Berggipfeln lagern, mit scharfem Rande gegen den entfernteren Himmel abgegrenzt, der kupferfarben in durchsichtigem Schimmer brannte und wetterleuchtend zuckte und loderte. Über ihnen war es noch hell, nur verlorene Tropfen fielen aus dem Blauen herab, man wußte nicht, woher sie kamen.

„Wenn der Wind das Wetter heraufttriebe, könnte sich's noch über unserem Heimweg entladen," sagte Rüdiger. — Es war ihm nicht eben ernst damit, sie zu

Digitized by Google

raschem Aufbruch zu mahnen. Viel zu glücklich schlug ihm das Herz in dieser feierlichen Vergeinsamkeit neben dem Mädchen, das er liebte. Als er sein Gewissen beruhigt hatte und sie nichts darauf erwiderte, saß er ganz still. Er wagte nicht, sie offen anzusehen; doch entging ihm kein Zug in dem lieblichen Gesicht, das sich ihm nur halb zuwendete. Warum schwieg sie noch immer, während sie sonst gerade unter vier Augen mit ihm so zutraulich zu plaudern pflegte, als wäre er ihr ältester Freund oder mehr, eine schwesterliche Freundin, vor der man das Innerste sich zu sagen getraut?

Auf einmal öffnete sie die Lippen und sagte, immer noch den Blick zu Boden gekehrt: „Sie haben mir einen Brief geschrieben, den ich nicht ganz verstehe. Wollen Sie nicht die Freundlichkeit für mich haben, mir zu erklären, was mir darin dunkel geblieben ist?"

Er zuckte zusammen, wie von einem Wetterstrahl getroffen. „Meinen Brief?" stammelte er. „Sie haben ihn schon gelesen? Sie sollten ihn doch erst, wenn ich schon weit fort wäre —"

„So hatten Sie es freilich bestimmt. Aber es ist vielleicht gut, daß es anders kommen sollte, daß Ihr Bote dem Zimmermädchen aus unserem Hotel begegnete und, um sich morgen früh einen Gang zu sparen, den Brief gleich heute ablieferte. Sie mußte ihm versprechen, Ihren Befehl pünktlich zu vollziehen. Aber ein Frauenzimmer kann sich nicht vorstellen, wie man einen Brief zwölf Stunden ungelesen lassen kann, der schon fix und fertig geschrieben ist. Und diesmal hat diese Schwäche unseres Geschlechts auch mich angesteckt, die ich sonst von der weiblichen Neugier ziemlich frei bin. Was konnten Sie mir zu sagen haben, das nicht heute so gut wie morgen zwischen uns besprochen werden könnte? Wir sind doch so gute Freunde geworden in dieser kurzen Zeit. Auch beteuern Sie es mir ja ausdrücklich schwarz auf weiß. Können Sie mir's nun verdenken, wenn ich an dieser guten Freundschaft irre werde, die mir plötzlich den Rücken wendet aus einem geheimnisvollen Grunde, der mir nicht anvertraut werden darf? Warum nicht? Trauen Sie mir nicht die nötige Verschwiegenheit zu oder — nicht das volle Verständnis? Wenn das letztere der Fall wäre, müßte ich mich freilich bescheiden, trotz der Lobrede, die Sie meinem Mitfühlen alles Menschlichen halten. Aber ein anderes Hindernis lasse ich nicht gelten. Und um hierüber keinen Zweifel bestehen zu lassen, lud ich Sie noch zu einem letzten Spaziergang ein. Wollen Sie nun offen gegen mich sein? Oder haben wir uns ganz umsonst hier heraufbemüht?"

Sie sah ihm jetzt zum erstenmal voll ins Gesicht, mit einem so seelenvollen, halb bekümmerten, halb kindlich vertrauenden Blick, daß ihm das Herz zu springen drohte vor stürmischer Bewegung.

„Sie haben ihn gelesen!" war alles, was er zunächst herauszubringen wußte. „Mein Gott, was werden Sie von mir denken!"

„Nun, nichts allzu Schlimmes," erwiderte sie. „Wollen Sie es ganz genau wissen? Ich denke mir, daß Sie eine Art Hypochonder sind, der, durch lange Trauer vereinsamt und verstört, weder sich noch die Menschen um sich her richtig zu beurteilen versteht und sich mit selbstquälerischen Einbildungen zu schaffen macht. Glauben Sie nur, Sie haben mich ganz recht taxiert: ich habe viel Menschenkenntnis — ich meine, viel dunkles, aber scharfes Gefühl vom Wert und Unwert der Menschen, ihrem Charakter nach, nicht in Bezug auf ihren Geist, wozu ich mich nicht befähigt glaube. Und so steht es mir ganz fest: wenn Sie daran verzweifeln, eines glücklichen Lebens noch einmal teilhaftig zu werden, wenn Sie sich dessen nicht würdig halten, so ist das nur eine krankhafte Grille, und Sie sollten Ihren Freunden, die Sie besser kennen, nicht so eigensinnig den Rücken wenden."

Er schwieg und sah mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. „Wissen Sie das so gewiß?" brach es endlich von seinen Lippen, die erblaßt waren und leise

bebten. „Wissen Sie, was für ein Schicksal auf mir lastet, das mir jedes Aufstreben niederwuchtet, jeden Lebens- und Zukunftsmut lähmt und im Angesicht des liebenswürdigsten Glückes mich zu ewigem Verzichten und Verzagen zwingt?“

Seine Stimme klang so schneidend trostlos, daß sie all ihren Mut zusammennehmen mußte, um sich nicht völlig niederschlagen zu lassen.

„Ich weiß von Ihrem Leben nicht viel,“ sagte sie einfach. „Aber von Ihrem inneren Wesen hab ich genug erfahren, um der festen Überzeugung zu sein: etwas Niedriges, wahrhaft Böses, was man sich selbst nie vergeben könnte, was alle Fasern des Gemüts vergiftet, kann nie in Ihnen gewesen sein. Und was für Schicksale, außer eigenen unvergeßlichen Sünden, können einen Menschen so zu Boden drücken, daß er nie wieder sich aufrichten und heiter gen Himmel blicken lernte?“

Sie wagte jetzt, ihn anzusehen. Er saß mit zugedrückten Augen, den Kopf zurückgelehnt gegen die dunkle Balkenwand, das gebräunte Gesicht fahl und hager, wie wenn ein schweres Fieber in seinem Blut tobte. Seine Hände lagen auf den Knien; sie sah, wie von Zeit zu Zeit ein leises Zucken die Finger bewegte.

„Lieber Freund,“ sagte sie endlich mit ihrer weichsten Stimme, „Sie leiden sehr. War es unrecht von mir, daß ich so in Sie drang? Verzeihen Sie es mir. Sie sollen nicht antworten; wir wollen hier noch eine kleine Weile still beisammensitzen und dann uns trennen. Daran aber zweifeln Sie gewiß nicht: wenn ich Ihnen weh that, so war es nur das Ungeschick eines herzlich guten Willens, der Ihnen gern geholfen hätte.“

Er öffnete langsam die Augen und that einen tiefen Atemzug. „Ich danke Ihnen,“ sagte er. „Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir, besser als ich es verdiene. Wir wollen thun, wie Sie sagen, hier noch eine kleine Weile rasten und dann voneinander gehen. Ich muß Ihnen aber erst sagen, was ich noch nie einem Menschen gesagt habe und nie einem zweiten sagen werde — ich werde es freilich auch keinem wieder schuldig sein. Sie aber — Sie haben ja den Brief gelesen — Sie wissen, welch unbegrenztes Vertrauen ich auf Sie setze, so sehr, daß ich Ihnen blindlings mein ganzes Leben anvertrauen könnte — wenn das eben noch möglich wäre. Aber Sie selbst — wenn Sie erst wissen, was ich mit mir herumtrage — Sie werden begreifen, daß ich so schreiben mußte, daß für mich nicht mehr die Rede davon sein kann, glücklich zu werden. Ich — ich habe meine Frau getötet.“

Auf diese Worte blieb es eine Weile totenstill zwischen den beiden Menschen in der grünen Wildnis. Nur das Rauschen des Brummens tönte fort, und dann und wann trug der Wind den Schall der Herdenglocken durch das Tannendickicht herauf. Rüdiger hatte sich wieder zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Das schöne Mädchen neben ihm hielt den Atem an.

Erst nach einer langen stummen Pause sagte sie: „Wie entsetzlich ist das! Wie furchtbar müssen Sie gelitten haben! O, ich kann es so gut verstehen, daß ein solches Unglück einem das ganze Leben hindurch nachgeht!“

Er erhob sich plötzlich und schien gehen zu wollen. Im nächsten Augenblick sank er wieder auf die Bank.

„Ein Unglück!“ sagte er dumpf. „Ich könnte Sie dabei lassen, und es wäre genug, um Ihnen mein widerspruchsvolles Betragen zu erklären. Aber Sie haben mir nun einmal so viel Freundschaft gezeigt, Sie sollen mich ganz kennen. Ein Unglück war's freilich, aber das größte, das einem Menschen begegnen kann. Denn was ist jammervoller, als gezwungen zu werden, gezwungen von einem guten und reinen Gefühl, etwas zu begehen, das nie gesühnt werden kann? Ich bin schuld am Tode meiner Frau nicht aus Versehen, weil etwa ein Gewehr losging, das ich in der Hand hielt, sondern ich habe ihr den Tod gegeben mit vollem Bewußtsein dessen, was ich that, und habe eine ganze Nacht hindurch ihrem Todeskampf zuge-

Digitized by Google

ſchaut, ohne Himmel und Erde zu ihrer Rettung in Bewegung zu ſetzen.

„Ja," fuhr er fort, als er ſah, wie ſie erblaßte und die Augen in verzweifelndem Entſetzen, ob ſie auch recht gehört, zu ihm aufſchlug, „hieran iſt keine Silbe übertrieben. Mit dieſer Hand habe ich dem geliebteſten, unſchuldigſten, liebevollſten Weſen, das die Erde trug, den Todeskelch gereicht, und habe dann den armſeligen Mut gehabt, weiterzuleben. Wenn ich an jene Stunde denke" — er drückte die Hände gegen die Stirn, und ein Schauer lief ihm vom Scheitel bis zur Sohle durch den Leib — „Sie begreifen, mein teures Fräulein, obwohl es nichts Niedriges und im gemeinen Sinne Böſes war, ſo was vergiftet einem dennoch, wie Sie ſagten, jede Faſer des Gemüts. Man kann ſich nicht wieder davon erholen, auch wenn man ſich noch ſo eifrig Vernunft predigt.

„Und daran hab ich es gewiß nicht fehlen laſſen. Ich ſagte mir immer wieder, daß ſie ſelbſt es von mir gefordert hatte und daß ich heute ſo wenig wie damals es übers Herz bringen würde, ihr dieſe Bitte abzuſchlagen. Wir hatten nur ein paar Jahre miteinander gelebt, in einem Glück, einem Einverſtändnis, das jeden Tag zunahm. Unſer Kind fing eben an zu ſprechen; es war das lieblichſte Geſchöpf, das man ſehen konnte. Alles um uns her trug dazu bei, uns das Leben zu einem beſtändigen Feſt zu machen. Ich war aus dem Kriege mit einer leichten Verwundung zurückgekehrt. Die Eltern meiner Marie, die ein Landgut in der ſchönſten und geſundeſten Lage am Fuß des Gebirges bewohnten und mir von früher her freundlich geſinnt waren, luden mich ein, meine volle Geneſung in ihrem Hauſe abzuwarten. Da verlor ich mein Herz an ihre Tochter, und wir wurden ſchon im nächſten Winter ein glückliches Paar. Immer, wenn mich der Dienſt auf Monate abrief, vertraute ich meine Frau ihrer Mutter an. Ich glaubte, es könne keinen begnadigteren Menſchen unter der Sonne geben als mich. Wenn Sie dies ſeltene Weſen gekannt hätten, das nur für mich lebte, ihre Heiterkeit, ihren Ernſt, wo es darauf ankam — ich habe ſpäterhin nur einmal eine ähnliche Vereinigung von ſo viel herrlichen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens gefunden —

„Und nun ſtellen Sie ſich vor, wie ich erſchrak, als ich einſt im Frühherbſt von den Manövern kam und dieſe geliebte Frau in einem kläglichen Zuſtande traf. Da ſie ſich nie ſchonte, hatte ſie ſich in einer rauhen Nacht, wo es galt, einer armen Wöchnerin im Dorf beizuſtehen, eine Erkältung geholt, und von dem heftigen rheumatiſchen Fieber, das ſie darauf befallen, war ein Herzleiden zurückgeblieben. Sie achtete es anfangs kaum, auch der Dorfarzt, den die Eltern befragten, machte nicht viel daraus. Das Übel aber nahm ſo reißend überhand, daß, als ich kam, die Schmerzen und Ängſte ſchon einen unerträglichen Grad erreicht hatten.

„Der Vater hatte bereits in die Stadt geſchrieben und den berühmteſten Arzt, der mit der Familie befreundet war, hinauscitiert. Er traf einen Tag nach mir ein. Marie wollte anfangs nichts davon wiſſen, ſich von ihm unterſuchen zu laſſen. ‚Du wirſt ſehen,' ſagte ſie, ‚er entmutigt uns nur, ich habe dann nicht die Courage, trotz alledem wieder geſund zu werden; um Herzleiden zu überwinden, muß man ſich ein Herz faſſen.' — Als der alte Herr ihr allerlei Troſt zuſprach, ſah ſie ihm feſt ins Geſicht. ‚Ich bin für Sie noch immer das Kind wie vor ſechs Jahren,' ſagte ſie. ‚Aber glauben Sie mir, mir iſt mit guten Worten gar nicht gedient, wenn die böſen Thatſachen, die ſie Lügen ſtrafen, hinterdrein kommen. Sagen Sie mir, ob ich leben oder ſterben ſoll?' — Er gab eine ausweichende Antwort, die ein Scherz ſein ſollte; darauf ſchwieg ſie und bat nur, daß man ſie allein laſſen möchte. Als der Arzt weggefahren war, rief ſie mich in ihr Zimmer, wo ſie die Tage auf einem Ruhebett verbrachte, da jede Bewegung ihre Leiden ſteigerte. ‚Du brauchſt mir nichts zu ſagen,' flüſterte ſie, da ich

mich neben sie setzte; ‚ich weiß, daß er dir keine Hoffnung gegeben hat. Sage mir nur, ob es noch lange dauern kann.‘ — Ich wollte sie beschwichtigen und einen heiteren Ton anstimmen, so furchtbar ich litt seit dem letzten Gespräch mit dem Doktor. Sie sah mich aber mit ihrem stillen Auge so durchdringend an, daß ich unsicher wurde und nur noch sagen konnte: ihre Jugend, ihre treffliche Natur würde sie gewiß über die Gefahr hinwegheben. — ‚Das meinst du vielleicht,‘ erwiderte sie. ‚Das hat aber der Doktor gewiß nicht gesagt, ich kenne sein Gesicht, wenn der Fall hoffnungslos ist; ich entsinne mich noch gut, wie er aussah, da die gute Tante starb. Nun, ich muß es eben leiden. Ich murre auch nicht. Ich bin so glücklich gewesen wie wenige; ich habe, seit ich denken kann, nie etwas Schmerzliches erlebt, und meine Träume von Glück sind alle überschwenglich in Erfüllung gegangen. Ich habe dich besessen und unser Kind. Nun bleibt mir noch ein einziger Wunsch, den mußt du mir erfüllen, ich sage ihn dir aber erst morgen. Heute thut mir das Sprechen zu weh.‘

„Sie war den übrigen Tag so heiter, als wäre nichts vorgefallen, nur das Kind durfte nicht bei ihr sein. So oft sie es ansah, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Am Abend des folgenden Tages, da ich glaubte, sie schlafe schon, und ganz leise zu Bett gehen wollte, richtete sie sich plötzlich in den Kissen auf und sagte: ‚Du mußt mich erst noch anhören.‘ — Ich erschrak, denn eine entsetzliche Ahnung hatte mich schon den ganzen Tag verfolgt. Und wirklich, sie trug mir ohne Umschweife ihre Bitte vor. Sie wollte sterben, und ich sollte ihr dazu behilflich sein, daß es ohne Aufsehen geschähe, daß ihre Eltern, die sehr strenggläubig waren, nur an eine natürliche Todesursache glaubten. Sie fürchte sich nicht vor dem Ende, nur vor den Qualen, mit denen gerade Kranke wie sie aus dem Leben zu gehen pflegten. Sie wisse, daß ich mein Herzblut hingeben würde, ihr Leben glücklich zu machen. Nun sollte ich ihr den höchsten Beweis meiner Liebe geben, indem ich ihr zu einem sanften Tode verhülfe. Wenn sie glauben könnte, mit einer verlängerten Schmerzenszeit mir oder ihrem Kinde oder irgend wem zu nützen, würde sie nicht feige ihren Posten verlassen. Sie könne aber uns alle nur dadurch betrüben; denn was sie leide, wenn die furchtbaren Anfälle kämen, sei über alle menschliche Vorstellung hinaus. — Ich wußte, wie sehr sie recht hatte; ich war Zeuge eines solches Erstickungskrampfes gewesen, der entsetzlicher war als jede Agonie. Und doch — Sie begreifen — der Gedanke, dies arme, ängstlich flackernde Lebenslicht mit eigenem Hauch auszulöschen —

„Ich hatte einen Kampf zu bestehen, der mir selbst den Wunsch, das Leben abzuwerfen, nahe legte. Das sagt ich ihr, und daß ich bereit sei, mit ihr zu gehen. Aber sie wurde durch diesen Gedanken so aufgeregt, daß ich Mühe hatte, sie wieder zu beruhigen. Sie beschwor mich, an unser Kind zu denken, mein Leben doppelt sorgsam zu hüten, wenn das arme Geschöpf keine Mutter mehr hätte. So mußte ich mich ergeben.

„Ich bat sie, noch drei Tage und Nächte sich zu gedulden; sie willigte ein, obwohl widerstrebend. Wie ich diese Zeit überstanden, ist mir selbst ein Rätsel geblieben. Ein zum Tode Verurteilter kann nicht halb die Pein erdulden, die ich in diesem Henkersbewußtsein mit mir herumtrug.

„Und sie immer heiter, liebevoll, ja zu Scherzen aufgelegt, zumal wenn ihre Mutter bei ihr war, an der sie sehr hing. Nur wenn wir zwei allein waren, fühlte ich zuweilen ihr Auge ernst auf mir ruhen wie mit einer stillen Frage, ob ich ihre Hoffnung auch nicht täuschen würde.

„Ich war mehr als einmal nahe daran, ihr zu erklären, es gehe über meine Kräfte. Am dritten Tage aber hatte sie wieder einen so fürchterlichen Anfall, daß ich jedes feige Zaudern von mir warf.

„Wir verbrachten den Abend darauf

Digitized by Google

in der wunderſamſten Stimmung. Was ſie mir da ſagte, wie ſie ſich betrug — nie wird das bis auf den kleinſten Zug in mir erlöſchen. Dann ſtand ſie noch einmal auf und ging in das Zimmer, wo das Kind ſchlief, ſah es lange an, küßte es auf die Stirn und nickte der Wärterin zu, die aus dem erſten Schlaf auffuhr. Darauf, ohne eine Thräne zu weinen, ging ſie auf den Zehen wieder hinaus, legte ſich ruhig in ihr Bett und ſagte, indem ſie mich mit einem überirdiſchen Lächeln anſah: ‚Ich danke dir, mein geliebter Mann, für das tauſendfache Glück, das du mir geſchenkt haſt, und für den letzten großen Dienſt. Und nun laß mich einſchlafen.‘

„Ich ſtürzte neben ihrem Bett auf die Knie und weinte auf ihre Hand, die ſtill und weiß wie eine Totenhand auf der Decke lag. Sie entzog ſie mir ſanft. ‚Mach uns nicht weich,‘ ſagte ſie. ‚Und was du thun willſt, thue bald.‘

„Da that ich es.“

* * *

Wieder war es eine geraume Zeit ganz ſtill droben auf dem kleinen freien Flur des Blockhauſes. Auch das Wetter, das dann und wann durch ein fernes Murren im Weſten ſich verkündigt hatte, war durch den Abendwind hinter die Berge gewälzt und die Sonne wieder hervorgetreten. Drüben die hohen Gipfel und das ewige Eis des Silvretta brannten in einer ſanften Glut, und in der Tiefe wogten leiſe die ſchwarzen Tannenhäupter.

„Ich weiß, daß Sie jetzt im Geiſte von mir wegrücken,“ fing der düſtere Mann wieder an zu ſprechen. „Nur weil Sie mich ſchonen wollen, unterdrücken Sie jeden Ruf des Abſcheues und Entſetzens. Nicht daß Sie mich als einen gemeinen Mörder betrachten. Aber wen ein ſchadenfrohes Schickſal zum Werkzeug einer verhängnisvollen That auserſehen hat, der iſt gezeichnet, den meiden die Glücklichen. Nein, leugnen Sie es nicht, ich würde es Ihnen nicht glauben. War ich mir ſelbſt doch ein Gegenſtand des Grauens und bin es geblieben. Es geſchah nichts Gewaltſames, meine Hand iſt nicht mit Blut befleckt. Und was iſt der Tod eines Menſchen? Ich habe Schlachten mitgemacht, aus denen ich mit der Überzeugung hinwegging, ein mehr als ſiebenfacher Mörder zu ſein. Aber das war Männerkampf, und die heiligſten Pflichten trieben uns in das wilde Getümmel, ſo daß dem weichſten Menſchenfreund ein Panzer um die Bruſt wuchs. Hier aber — eine Frau — die ich über alles geliebt hatte, die ſo ſtill und klaglos abwartete, daß ich zu dem Arzneikaſten neben meinem Bette ging, zu welchem ich allein den Schlüſſel hatte, ihn aufſchloß und das Fläſchchen mit dem tödlichen Saft herausnahm. Der Arzt hatte aufs ſtrengſte verboten, ihr mit Morphium Linderung zu verſchaffen. Nun goß ich den ganzen Inhalt in das Glas mit Mandelmilch, das neben ihrem Bette ſtand. ‚Meinſt du, daß es genug ſein wird?‘ fragte ſie. Ich brach in Thränen aus und fiel auf einen Stuhl. Als ich mich wieder aufrichtete, ſtand das Glas geleert auf dem Tiſchchen. Sie winkte mir mit der Hand und zog mich zu ſich herab. ‚Ich danke dir, mein einzig geliebter Freund!‘ hauchte ſie. ‚Und nun — laß mich allein!‘

„Sie legte ſich, von mir abgewandt, in die Kiſſen zurück und ſchloß die Augen. — Nichts mehr davon! Die Schrecken dieſer Nacht, die ich in halbem Irrſinn neben dieſem Sterbebette zubrachte — ſieben lange Jahre haben ſie nicht in meiner Seele auslöſchen können.

„Wie der Morgen eben heraufdämmerte, war es vorüber.

„Als ihre Mutter dann eine Stunde ſpäter anklopfte, um ſich zu erkundigen, wie die Nacht vergangen, konnte ich mich mit Mühe nach der Thür ſchleppen. Ein Wort zu ſprechen, war mir unmöglich, mein Blut war wie eingetrocknet, meine Augen brannten wie Kohlen und kein Tropfen linderte die Glut. Rings um mich her Jammergeſchrei, Weinen und Wehklagen, und ich wie ein ſteinernes

Bild mitten unter den Lebendigen, die der Schmerz hin und her wirbelte.

„Der Dorfarzt wurde herbeigeholt; er konstatierte eine Lähmung des Herzens, einen Nervenschlag infolge eines jähen Krampfanfalls; niemand bezweifelte seine Aussage. Auch fand niemand die Versteinerung, die über mich gekommen, befremdlich. Wußte man doch, wie ich diese Frau geliebt hatte; es war kein Wunder, daß sich der ungeheure Schmerz auf ungewöhnliche Art offenbarte, nicht in Thränen, wie um einen alltäglichen Verlust, sich Luft machte.

„Und dann bin ich fortgereist gleich nach dem Begräbnis. Ich konnte den Anblick unseres kleinen Mädchens nicht ertragen.

„Ein Jahr hab ich es noch über mich gebracht, das Leben wie sonst zu führen, meinen Dienst zu thun, mit Menschen, die mir kondolierten, die landläufigen Gespräche zu tauschen. Dann nahm ich meinen Abschied und blieb lange ganz einsam, in Studien vertieft, die ich als junger Mensch mit Vorliebe getrieben, mathematische, physikalische, kriegswissenschaftliche. Die Mathematik war mir noch am vertrautesten. Sie ist so gemütlos, ihre Probleme liegen fern ab von allem Sittlichen. Aber wenn ich von meinen Figuren und Zahlen wieder aufsah, war doch immer wieder der blasse Kopf auf dem Kissen vor meinen Augen und die ewig bohrende Frage: ob ich auch thun *durfte*, was ich gethan.

„Nun, der Mensch ist wie jedes Naturgeschöpf dazu angelegt, sich den Umständen anzupassen. Der Nacken härtet sich am Joch. Eine Kugel, die man mit sich herumträgt, wird mit der Zeit förmlich zu einem Bestandteil unseres Organismus, der nur etwa bei einem Witterungswechsel noch als ein fremder Körper empfunden wird. So auch dieser Gedanke, diese ewige Frage. Ich wurde wieder fähiger, Menschen zu ertragen, ich reiste und hatte Interesse an den neuen Dingen, die ich sah, ich war beinah wieder ein freudenfähiger Mensch geworden. Aber das stand mir über allem Zweifel: auch wenn sich mir wieder ein Glück genähert hätte, das jenem ersten ebenbürtig erschienen wäre, ich durfte ihm nicht wieder den Eingang in mein Herz verstatten.

„Glauben Sie nicht, teure Lucile, daß ich je bereute, so gehandelt zu haben. Ich wußte, wenn die That mit all ihren jetzt wohlbekannten Folgen noch einmal in meine Hand gelegt würde, ich müßte sie wieder thun. Aber wer so etwas gethan hat, der ist wie der Henker, der auch nur seine Pflicht thut und doch zu den Unehrlichen gehört. Wer ihn kennt und weiß, was für ein trauriges Amt er auf sich genommen, der weicht ihm aus. Eine unsichtbare Schranke ist zwischen ihm und den harmlosen Menschen aufgerichtet, die nie in die furchtbare Lage gekommen sind, dem langsamen Gericht der Natur vorzugreifen, den dünnen Faden, an welchem ein Menschenleben hängt, zu zerschneiden. Und jener vollzieht den Spruch des Rechts über Ungerechte. Ich aber — es hat nie ein schuldloseres Herz in einer Weiberbrust geschlagen als ihres."

Er stand auf und blieb vor der atemlos Lauschenden stehen.

„Haben Sie Dank," sagte er, „daß Sie mich geduldig angehört haben. Sie begreifen, wenn man so lange Jahre solche Gedanken in sich nährt und Tag für Tag herumwälzt, so ist es eine Wohlthat, seine Brust einmal lüften und alles aussprechen zu können. Und nun leben Sie wohl. Es ist Zeit —"

„Nein, mein Freund," unterbrach sie ihn. „So dürfen Sie nicht von mir gehen. Ich kann das unbegrenzte Vertrauen, das Sie mir geschenkt, nicht annehmen, ohne es zu erwidern. Aber wenn ich Sie noch so tief in den innersten Grund meines Herzens blicken ließe, nicht *eine* Regung würden Sie darin entdecken, die mich Ihnen entfremdet hätte, seit ich alles weiß. O mein Gott, wie könnte ich an das Schicksal dieser armen jungen Frau denken, ohne bei allem Jammer sie glücklich zu preisen, daß sie einen solchen Freund besessen, der ihr treu blieb auf Tod und Leben. Haben Sie vergessen,

Digitized by Google

was ich heute im Wäldchen drunten von dem Wagnis sagte, als welches mir jede Ehe erschiene? Nun, ihr ist es geglückt. Sie hat in der höchsten Not den Helfer gefunden, nach dem so manche sich vergebens sehnen wird. Nein, lieber Freund," fuhr sie erregter fort und stand von dem Bänkchen auf, „Sie sind mir nicht unheimlich geworden durch das, was Sie gethan. Ich gestehe Ihnen, daß ich oft den Kopf geschüttelt habe, wenn ich sah, wie Ärzte es für ihre Pflicht halten, ein verlorenes Leben, das ihnen jammervoll unter den Händen hinschwindet, mit aller Mühe und Kunst noch um Wochen, Tage und Stunden zurückzuhalten, Qualen zu verlängern, nur um das arme Dasein, das allen Wert verloren, noch zu fristen; wie mit den letzten Atemzügen noch gegeizt wird, als wollte man die Galgenfrist eines Verurteilten um jeden Preis verlängern. Ist das nicht eines der grausamsten, gedankenlosesten Vorurteile unserer menschlichen Gesellschaft? Wenn wir ein Tier leiden sehen, beeilen wir uns, seine Qualen zu verkürzen. Einen armen Schmetterling, der sich an einer Kerze halb verbrannt hat, erlösen wir geschwinde von seinem verstümmelten Dasein. Und die, die uns die Liebsten und Nächsten sind, sehen wir nicht nur unthätig sich in Todesschmerzen hinquälen, sondern entfernen aus ihrer Nähe alles, was ihnen in einem Augenblick der Verzweiflung dazu helfen könnte, ein Ende zu machen! Von jedem kleinsten Schmerz suchen wir sie zu befreien, jeden Splitter, den sie sich in die Haut geritzt, ziehen wir sorgsam aus, und mit der größten, der unerträglichsten Qual, dem Sterbenwollen und Nichtsterbenkönnen, haben wir kein Erbarmen. Der Arzt mag vielleicht das Recht zu eigenmächtiger Hilfe sich nicht anmaßen dürfen. Wie vielem Mißbrauch wäre da Thor und Thür geöffnet! Aber ein Freund — ein Gatte — der den Mut haben sollte, die Verantwortung für einen solchen Liebesdienst auf sich zu nehmen — und der wendet den Rücken und versinkt in ein thatloses Mitgefühl, aus feiger Selbstsucht! Ich habe oft darüber nachgegrübelt und mich nur damit getröstet, daß kommende Zeiten, wie mit anderem Aberglauben, auch mit diesem so verhängnisvollen aufräumen werden. Wer aber jetzt schon den Mut hat, in diesem Punkt nur seine Liebe und sein Gewissen zu befragen, sollte ich den — wie Sie sagten — verabscheuen? nicht vielmehr bewundern und glücklich darüber sein, ihn auch meinen Freund nennen zu dürfen?"

Sie errötete, da die letzten Worte ihr entfallen waren, aber die Bewegung des Augenblicks hob sie darüber hinweg. Auch schien er nicht darauf geachtet zu haben, welch ein Sinn aus diesen Worten herauszuhören war.

„Sie haben völlig recht," sagte er, „und alles, was Sie empfinden, entspricht auch meinem innersten Gefühl. Darum aber können Sie sich doch nicht ganz in meine Lage hineindenken. Gerade weil zwei, die sich so innig angehören, eins werden, kann nach solchem Schicksal der eine, der übrigbleibt, nie wieder sich eines eigenen Glückes würdig fühlen. Ein Liebespaar, das zusammen zu sterben beschließt, weil es sich nicht angehören soll, ist weit klüger. Der Mann, der erst die Geliebte und dann sich selbst tötet, thut seine Schuldigkeit, und Lob und Tadel seiner That sind ihm sehr gleichgültig. Aber Sie glauben nicht, wie niederschlagend das Gefühl für einen Mann ist, einer Frau diesen Dienst geleistet zu haben, ohne ihr nachzusterben. Die Sorge für das Kind — nun ja, im ersten Moment mag diese Rücksicht sich geltend machen. Aber auf die Länge ist das unhaltbar. Unser kleines Mädchen ist so gut aufgehoben, auch wenn ich nicht bei ihr bin — ja besser, als wenn ich ihre Erziehung übernähme. Unfrohe Menschen taugen nicht zur Gesellschaft für Kinder. Und wie soll jemand Freude um sich verbreiten, der das Organ, sich zu freuen, verloren hat? Ist Ihnen das nicht klar? Können Sie dagegen mit irgend einem Argument aufkommen, das sich immer nur an den Verstand, nicht an das Gefühl wendet?"

„Sie haben vielleicht recht," erwiderte sie nach kurzem Besinnen. „Was Sie nicht verwinden können, ist eben etwas Unfaßbares: Sie glauben, eine unritterliche That begangen zu haben. Das ist ein Begriff, der mit der eigentlichen Sittlichkeit nichts zu schaffen hat, der aber doch in vielen Fällen stärker ist als alle moralischen Erwägungen. Aber wenn nun eine von dem Geschlecht, gegen das Sie sich verschuldet zu haben glauben durch diese vermeintliche Unritterlichkeit, Sie im Namen aller ihrer Schwestern lossprícht? Wenn ich Ihnen die ehrliche Versicherung gebe, daß ich Sie um nichts höher schätzen würde, wenn Sie in jener Nacht Ihrer armen Frau nachgestorben wären?"

Er sah einen Augenblick zu Boden. Dann blickte er sie innig an und hielt ihr beide Hände hin.

„Sie sind ein Engel," sagte er; „ich werde es Ihnen ewig danken, was Sie an mir gethan. Aber glauben Sie mir, es ist umsonst. Ich muß die Last noch eine Weile weitertragen, niemand kann sie mir abnehmen. Ich würde eine neue Schuld auf mich laden, wenn ich irgend jemand zumutete, dies verstörte Leben mit mir zu teilen. Sie wissen alles, was ich noch sagen möchte. Sie haben meinen Brief gelesen. Es ist nun auch für mich ein unschätzbarer Gewinn, daß alles so kommen mußte, daß wir das letzte Wort einander sagen konnten. Nun aber bitte ich Sie herzlich, bleiben Sie Ihren Grundsätzen getreu und verhelfen auch mir zu einem raschen Ende. Sie wissen nicht, welchen Kampf ich zu kämpfen habe."

Er ließ ihre Hände fahren und griff nach seiner Reisetasche und dem Hut, die er auf die Bank gelegt hatte. Sie erwiderte kein Wort; auch einen schweren Seufzer, der sich ihrer Brust entringen wollte, zwang sie hinab. Ein seltsamer Ausdruck von Entschlossenheit lag plötzlich in ihrem Gesicht, als sie sich ganz ruhig zu ihm wandte und sagte: „Wir haben hier schon zu lange gerastet. Der Papa möchte unruhig werden, denn in einer halben Stunde ist es Nacht. Kommen Sie! Sie werden spät in Davos eintreffen. Übrigens wandert es sich gut bei Sternenlicht."

Damit schritt sie wieder voran, und er folgte ihr, ein wenig betroffen über ihren plötzlichen Gleichmut nach so aufregenden Gesprächen. Sie ging behutsam die abschüssige Straße hinab, mit der Spitze ihres Schirms den Weg prüfend. Zuweilen stand sie still und sah wie träumend über die Wipfel hinweg in die abenddunklen Thäler. Sie sprach aber kein Wort. Es war völlig, als hätten sie sich schon getrennt und jeder ginge nun allein seines Weges weiter.

Auf einmal hörte er, wie sie leicht aufschrie, und sah sie ausgleiten und seitwärts niedersinken. Im Augenblick war er neben ihr und versuchte sie aufzurichten.

Sie wehrte ihn nicht ab. Eine tiefe Blässe hatte ihr Gesicht entfärbt. Doch versuchte sie zu lächeln.

„Es ist nichts," sagte sie. „Ein ungeschickter Tritt — mein unzuverlässiger linker Fuß, der mir wieder einmal einen Streich gespielt hat. Papa hat recht behalten mit seiner Warnung. Warum versteigt man sich auch in solche Regionen, von denen man nur schwer den Rückweg findet!"

Eine seltsame Bitterkeit lag in dem Ton, mit dem sie diese Worte sagte. Er überhörte es aber, ganz erfüllt von der Sorge, daß sie sich ernstlich beschädigt haben möchte.

„Nein," beruhigte sie ihn, „es ist ganz gewiß nichts Arges, ich kenne das leider schon; nicht zum erstenmal läßt mich der schlecht geheilte Knöchel im Stich. Aber er treibt es zum Glück nicht bösartig. Nur eine ruhige Nacht und eine kleine Kompresse mit Franzbranntwein, den ich deshalb immer mit mir führe — und morgen ist alles wieder in bester Ordnung."

„Morgen?" rief er. „Aber um Gottes willen, wie wollen Sie bis morgen — — hier in dieser Wildnis — Sie müssen mir erlauben, hinunterzueilen und eine Sänfte oder einen Wagen —"

„Bemühen Sie sich ja nicht!“ unterbrach sie ihn lebhaft. „Eine Sänfte ist im Ort nicht aufzutreiben, und einem Wagen würde ich mich auf diesem bedenklich schmalen, abschüssigen Pfade nimmermehr anvertrauen, zumal es tiefe Nacht werden würde, bis die Hilfe käme. Nein, seien Sie ohne Sorge, es wird alles gut und glatt abgehen. Zum Glück sind wir nur eine kurze Strecke von unserem Blockhaus entfernt. Da oben im weichen Heu eine schöne Sommernacht hinzubringen, ist wahrlich kein Unglück. Eine rechte Alpenfreundin thut so etwas zu ihrem Vergnügen. Wenn Sie mich nur bis dahin begleiten und ein wenig stützen wollen, bergauf kann ich die hundert Schritte wohl noch ohne Schaden zurücklegen. Und wenn ich dann droben installiert und häuslich eingerichtet bin, brauche ich weiter nichts, und Sie sollen in Ihrem Reiseplan keineswegs gestört werden.“

„Was muten Sie mir zu, teures Fräulein!“ rief er in hellem Unmut. „Sie glauben, ich würde Sie in dieser einsamen Höhe Ihrem Schicksal überlassen? Meine einzige Sorge ist nur, daß Ihr guter Papa Sie vergebens erwarten und sich tot ängstigen würde. Aber auch dafür — wenn Sie wirklich auf Ihrem Entschluß bestehen — kann ja Rat geschafft werden. Ich führe Sie erst hinauf und eile dann in den Ort hinab, Ihren Vater zu benachrichtigen. Er mag dann selbst überlegen, was er thun will. Jedenfalls lasse ich Sie nur die kurze Zeit allein.“

Sie sah nachdenklich vor sich hin. „Nein,“ sagte sie endlich, „er würde gewiß nicht unten bleiben, sondern bei Nacht und Nebel zu mir heraufklettern, um hier oben eine abscheuliche Nacht zu verbringen, da er all seine gewohnten Bequemlichkeiten vermissen würde. Wir müssen ihn freilich beruhigen, aber auf eine Art, daß er den Gedanken, mich aufzusuchen, nicht fassen kann. So geht's am besten — so brauchen auch Sie sich nicht ohne Not zu bemühen.“

Sie hatte sich auf dem Rasenabhang, auf dem sie ruhte, halb aufgerichtet und öffnete jetzt das Täschchen mit ihren kleinen Unentbehrlichkeiten. Rasch hatte sie ein Blatt aus des Vaters Skizzenbuch ausgerissen und schrieb nun darauf mit großen hastigen Buchstaben:

„Liebster Papa, mein Fuß hat sich wieder einmal unnütz gemacht, ich bin ausgeglitten und habe ihn natürlich wieder ein bißchen verstaucht. Eine Bagatelle, Papa. Aber du weißt, wenn ich mich nicht ganz still verhalte, schwillt das Gelenk wieder an. Zum Glück ist hier ein Bauernhaus in der Nähe, wo ich die Nacht ganz komfortabel zubringen kann und auf einem weichen Lager prächtig aufgehoben bin. Also ängstige dich ja nicht, liebster Papa, geh ruhig zu Bett — du sändest mich ja doch nicht, wenn du nicht den ganzen Ort aufbötest und jedes Blockhaus im Rütiwald mit Laternen durchsuchen ließest, was sehr feuergefährlich wäre. ‚Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wiederum geweckt‘ von deiner dich zärtlich liebenden landstreichenden Tochter

Lueile.“

„So!“ sagte sie, indem sie das Blatt künstlich in Kreuzform zusammenfaltete und die Adresse darauf schrieb, „nun müssen Sie nur die Güte haben, das Billet noch hundert Schritte weiter bergab zu tragen und dem Hüterbuben einzuhändigen, der eben im Begriff ist, seine Herde zusammenzutreiben, um sie für die Nacht in die Ställe drunten zu führen. Er muß ja an unserem Hotel vorbei. Obwohl er nicht der Weltkundigste ist, so gescheit wird er schon sein, diese Botschaft richtig zu bestellen. Er braucht nur im Vorüberziehen dem Portier das Briefchen zu übergeben, nicht einmal den Namen, der darauf steht, zu behalten. Er soll königlich belohnt werden. Aber eilen Sie, ehe es zu spät wird.“

Er wollte etwas erwidern. Aber ihr Blick und ihre Rede waren so bestimmt, daß er jeden Widerspruch aufgab. „In fünf Minuten bin ich wieder bei Ihnen!“

Digitized by Google

rief er. „Rühren Sie sich ja nicht vom Fleck. Sie dürfen keinen Schritt allein gehen."

* * *

Als er nach einer kleinen Weile wieder heraufkam, fand er sie noch auf derselben Stelle sitzend. Sie hatte ein Fläschchen neben sich stehen, mit dessen Inhalt sie ein Tüchlein getränkt und dann den Verband um ihren schlanken Knöchel herumgelegt hatte. „Vielen Dank!" rief sie ihm entgegen. „Und nun lassen Sie uns die Herberge aufsuchen."

Sie erhob sich mit sichtlicher Mühe, ehe er noch hinzuspringen konnte, nahm dann aber seinen Stock und die Stütze seines Armes ohne Weigerung an. Es gehe leidlich, bergan, versicherte sie, immer mit leichtem Erröten, während sie sich kaum fühlbar auf seinen Arm stützte. — „Soll ich Sie nicht tragen?" fragte er. „Der Weg ist nicht steil, und Sie sind eine leichte Last." — Davon aber wollte sie nichts hören. „Sie haben ohnehin Mühe und Ungelegenheit genug mit mir, und ich störe Ihnen Ihren Reiseplan. Aber wahrhaftig, es ist völlig unnötig, daß Sie mich hier oben bewachen. Keine Menschenseele würde mich in der Heuhütte suchen, und reißende Tiere, wie Sie wissen, hausen im Prättigau nicht mehr." — Er erwiderte nichts, sorgsam den Boden im Auge haltend, um jeden Stein zu vermeiden. Erst als sie das Blockhaus wieder erreicht hatten und sie erschöpft auf das Bänkchen gesunken war, sagte er sehr ernst: „Ich bitte Sie nochmals, teure Lucile, lassen Sie mich Hilfe von unten holen und Sie sicher zu Ihrem Vater zurücktransportieren. Daß ich Sie hier unter keinen Umständen verlassen werde, steht fest. Aber eben darum — ich möchte Sie auch nicht müßigem Geschwätz aussetzen. Wer weiß, wie dieser Unfall herumgetragen und glossiert werden wird! Sie setzen sich leicht über boshafte Verleumdungen hinweg. Mir aber darf es nicht gleichgültig sein; es ist meine Freundespflicht, Sie daran zu erinnern."

Sie reichte ihm die Hand, doch ohne ihn anzusehen. „Ich danke Ihnen," sagte sie. „Aber machen Sie sich keine Sorge. Ich nehme alle Folgen auf mich und bin überzeugt, es hat keine Gefahr. Wenn Sie aber wirklich darauf bestehen, Ihre Ritterdienste dem fahrenden Fräulein zu widmen — bitte, schöpfen Sie mir ein wenig Wasser; ich bin ganz verschmachtet."

Sie nahm einen kleinen silbernen Becher aus ihrer Vorratstasche und reichte ihn Rüdiger.

„Darf ich Ihnen nicht von meinem Wein anbieten?" fragte er. „Meine Reiseflasche ist heute erst mit gutem Saffella gefüllt worden, und Sie werden eine Stärkung nach dem Schrecken gebrauchen können."

Sie schüttelte den Kopf. „Sie wissen, ich liebe den Wein nicht. Aber nun fällt mir erst aufs Herz, daß man in dieser Waldherberge auf Gäste nicht eingerichtet ist. Sie werden hungern müssen, auch wenn ich meinen ganzen Vorrat Ihnen auftische — sehen Sie: ein einziges Brötchen mit etwas kaltem Fleisch, das ich für den Papa mitgenommen habe. Er ist auch darin wie ein großes Kind, daß er alle Augenblicke Hunger bekommt und eigentlich zu jeder Stunde essen kann. Nehmen Sie nur. Ich selbst könnte um die Welt nichts genießen — wenn ich Schmerzen habe. Und hier ist noch ein Päckchen Schokolade. Wenn Sie Ihren Wein nicht schonen, halten Sie's doch am Ende mit diesem Souper bis morgen aus."

Sie hatte ein reines Tüchlein auf die Bank gebreitet und lud nun ihren Gast ein, sich zu Tisch zu setzen. Sie selbst leerte den Becher, den er ihr am Brunnen füllte, mehreremal. Dabei sprachen sie nur verlorene, gleichgültige Worte; doch wurde sie immer heiterer, da sie dem Reiz dieses wunderlichen Beisammenseins in der Bergeinsamkeit nicht widerstehen konnte. Ihr verbundener Fuß ruhte ganz behaglich auf einem runden Holzklötzchen, das er herbeigeschafft. Er fragte zuweilen, ob sie noch Schmerzen habe. — „Bis morgen früh werden keine Bulletins mehr

Digitized by Google

ausgegeben!" erwiderte sie abweisend. Es schien, daß sie nicht gern an dies Gebrechen erinnert sein wollte. Sie betrachtete lange voll Entzücken den Sternhimmel, an dem die Milchstraße sich in besonderer Leuchtkraft hervorthat. Einige der Sternbilder kannte sie, andere nannte er ihr, und sie vertieften sich in ein astronomisches Gespräch. Dann bestand sie darauf, daß er das Brötchen essen mußte, das er noch nicht angerührt hatte. Sie gehe nicht eher schlafen, versicherte sie. Dann müsse sie von der Schokolade kosten, verlangte er, was sie auch endlich that. „Unten sitzen sie nun nach einem langweiligen Abendessen im Damensalon oder vor der Thür und ahnen nicht, wie schön es hier oben ist!" sagte sie. „Ich glaube, an mir ist eine gute Sennerin verloren. Ich erschrecke oft selbst, wenn ich mich darauf ertappe, wie wenig ich die Menschen brauche und wie viel interessanter als das gewöhnliche Geplauder ich das Gebimmel einer Kuhglocke finde oder das knipernde Geräusch einer Ziege, die Kräuter abweidet. Verraten Sie mich ja nicht! Ich bin ohnehin unbeliebt genug."

Er hatte nicht das Herz, mit einer zierlichen Redensart zu antworten. Auch ihm war es nicht um die Menschen zu thun; desto inniger genoß er die Nähe dieses Mädchens, das hier so traulich an seiner Seite saß und — wie er wohl fühlte — mit ihm wie mit sich selber sprach. Ihm war nach der langen schmerzlichen Beichte das Herz so leicht geworden, wie er es seit all den Jahren nicht mehr gekannt. Aber seine Entschlüsse blieben unerschüttert.

Neun Uhr schlug es unten vom Kirchturm. Sie erhob sich ein wenig unbeholfen, aber ohne einen Schmerzenslaut.

„Es ist Zeit, zu Bett zu gehen," sagte sie; „nicht für civilisierte Menschen, aber für Waldmenschen wie unsereins. Wenn Sie mir die Fallthür öffnen wollten, die über dem Treppchen zu liegen pflegt — ich krieche dann in die Beletage hinauf und überlasse Ihnen das Parterre. Aber wie werden Sie hier unten sich betten können? Im warmen Stall ist's nicht reinlich, und hier draußen auf dem harten Boden ist nicht einmal ein Leintuch vorhanden, das Sie ausstopfen und zum Kopfkissen nehmen könnten."

„O," sagte er lächelnd, „sorgen Sie nicht um einen alten Soldaten, der an viel unwirtlichere Bivouacs gewöhnt war! Wenn Sie nur ein erträgliches Lager finden."

Er klomm die kleine Stiege hinauf, stemmte sich gegen die derbe Klappe, mit welcher der obere Raum verschlossen war, und tauchte dann in das Dunkel hinein, das nur durch die Ritzen zwischen den schweren Balkenwänden einen schwachen Lichtschein und Luftzug von außen erhielt. Nach wenigen Minuten glitt er die Stiege wieder hinab.

„Ich habe Ihnen droben ein Lager zurechtgemacht, so gut es die Umstände gestatten," sagte er lächelnd. „Breiten Sie Ihr Plaid über das Heu und wickeln ein Tuch um den Kopf, so werden Sie morgen kaum Nachwehen Ihres ungewohnten Nachtlagers empfinden. Und wenn Sie mir folgen, trinken Sie einen Becher Wein. Gerade weil Sie ihn nicht gewöhnt sind, wird er Ihnen zu einer guten Nacht verhelfen."

Sie nickte und sah ihn freundlich an. „Sie sind sorgsam wie eine Kinderfrau. Ich will aber auch ein gehorsames Kind sein."

Sie trank von dem Wein und stieg dann mit einiger Mühe das Treppchen hinan. Als sie droben war, rief sie ihm noch eine gute Nacht hinunter. Dann schloß sie leise die Fallthür. „Die Zugluft ist so empfindlich!" entschuldigte sie sich. — „Sie haben recht!" antwortete er. „Auf der Alm soll man nicht bei offenen Thüren schlafen."

Nun war er allein. Der heitere Zug, der, während sie mit ihm war, sein Gesicht belebt hatte, verschwand sofort, und die düstere Falte zwischen seinen Brauen zog sich wieder zusammen. Er goß den Rest des Weines in das Becherchen, das sie auf die Bank gestellt hatte, und trank an der Stelle, die von ihren Lippen noch

Digitized by Google

warm war. Dann nahm er eine Cigarre, zündete sie an und blies, langsam über den schmalen Vorplatz auf und ab schreitend, den blauen Rauch in die Nacht hinaus.

Ihm zu Häupten regte sich nichts mehr. Tausend Gedanken gingen ihm in wilder Flucht durch den Kopf, immer kehrte der eine zurück, daß er hier nur durch eine dünne Bretterdecke von dem getrennt war, was sein bestes Glück, der einzige Trost in seinem verödeten Leben sein konnte. Und er schritt hier unten hin und wieder wie ein Wächter, der ein Schatzhaus bewacht, von dessen kostbarem Inhalt ihm selbst nichts gehören soll.

Er wiederholte sich jedes Wort, das sie auf sein langes Bekenntnis erwidert hatte. Er mußte sich sagen, daß er eine vollständigere Begnadigung nie aus irgend einem sterblichen Munde erwarten durfte. Aber die alte Gewohnheit der Selbstzucht und Selbstverdammnis war mächtiger als jede Lockung zu Glück und Versöhnung.

Er konnte den Streit seines Inneren endlich nicht mehr ertragen, warf die Cigarre weg und bereitete sich zu seiner Nachtruhe vor. Das runde Klötzchen, auf das sie den kranken Fuß gestützt, legte er an das Kopfende, seine Reisetasche darauf und streckte sich dann genügsam auf den hölzernen-Boden, der ihm kein allzu unsanftes Lager schien, wenn er an die Laufgräben vor Paris und die Schneefelder dachte, in denen er manche Nacht kampiert hatte.

Eben hatte er sich zurechtgelegt, da öffnete sich die Fallthür, und ein großes Bündel Heu, in ein dunkles Tuch zusammengeknüpft, fuhr die Stufen hinab und rollte ihm gerade vor die Füße. Er sah erschrocken auf.

„Was thun Sie?“ rief er, sich aufrichtend. „Wollen Sie mir nicht glauben, daß ich nichts mehr zu meiner Bequemlichkeit bedarf?“

„Besser ist besser!“ hörte er die Stimme seines unsichtbaren Schutzgeistes wispern, während die Klappe der Fallthür sanft wieder geschlossen wurde. „Ich gebe Ihnen nur von meinem Überfluß ab. Heu habe ich à discrétion, und das Plaid, das mir in meinem warmen Bett ganz überflüssig ist, wird Ihnen unter freiem Himmel gute Dienste leisten.“

„Ich werde es nie und nimmer zugeben!“ rief er zurück; „so gern ich von Ihrem Überfluß mitgenieße, das Tuch aber müssen Sie auf jeden Fall zurücknehmen.“

„Gut!“ hörte er sie sagen. „Dann verspreche ich Ihnen, daß ich die ganze Nacht kein Auge zuthun werde, aus Angst, Sie möchten um meinetwillen sich erkälten. Sie kennen die Bergnebel nicht, die in dieser Höhe so tückisch herumspuken. Wollen Sie es darauf ankommen lassen, daß ich eine schlechte Nacht habe und mich mit Ihnen ernstlich überwerfe? Und wenn es nur eine Grille von mir wäre — seien Sie der Vernünftigere und geben Sie nach. Wenn Sie mich lieb haben, kein Wort weiter als eine letzte gute Nacht!“

Sie wußte wohl, welchen Trumpf sie mit diesem Wort ausspielte. Schweigend erhob er sich, bereitete sich aus dem Heu eine etwas weichere Lagerstatt und zog das große dunkle Tuch über sich her, mit stiller Wonne den leisen Duft atmend, den alles, was sie besaß, ausströmte. Als er so nach ihrem Willen gethan, rief er leise hinauf: „Die Rollen sind vertauscht; die Kinderfrau ist nun selbst zu einem artigen Kinde geworden und hofft morgen früh gelobt zu werden! Schlafen Sie wohl, Fräulein, und haben Sie gute Träume!“

„Gute Nacht!“ klang es ebenso leise von oben. Dann blieb alles still. Man konnte deutlich das Rauschen der Landquart hören, die tief unten in der Schlucht ruhelos zu Thal stürmte.

* * *

Das eintönige Schlaflied aber hielt ihn wach, statt ihn einzulullen. Er horchte mit überspannten Sinnen umher und wälzte sich wie ein Fieberkranker auf sei-

nem kühlen Lager. Die Stunden gingen träge und schauerlich hin; Mitternacht hatte längst auf dem Turm unten ausgeklungen, und noch starrte er mit heißen offenen Augen gegen die Balkendecke über seinem Haupt. Er stand endlich auf, tastete sich nach dem Brunnen hin und kühlte sich die brennenden Schläfen unter dem sprudelnden Strahl. Dann suchte er wieder sein Lager auf, wickelte sich fest in Luciles Plaid, und indem er immer nur an ihre Augen dachte und alle anderen Bilder und Gedanken entschlossen abwehrte, kam endlich eine Stille über ihn, und er schlief fest und traumlos ein.

Als er die Augen wieder aufschlug, war es hell um ihn. Doch konnte er sich nicht sogleich besinnen, wo er sich befand, und ob er wirklich wache oder einen abenteuerlichen Traum träume. Denn auf dem Bänkchen neben ihm saß Lucile, schon in ihrer vollständigen Wanderausrüstung, die Tasche umgegürtet, den Hut auf dem Kopf und den Sonnenschirm in Händen. Seine Augen trafen die ihrigen, die mit einem heiteren, doch etwas verschleierten Glanz auf ihm ruhten.

„Guten Morgen, Herr Hauptmann," hörte er sie sagen. „Sie haben für einen Wachtposten fest genug geschlafen, und inzwischen hätte ich Ihnen zehnmal entwischen können. Aber Sie hätten am Ende geglaubt, ich sei Ihnen gestohlen worden; deshalb blieb ich. Nun aber wird es Zeit sein zur Reveille. Es ist halb sechs Uhr. Der Papa wird bald aufstehen und dann doch ängstlich sein, was über Nacht aus seiner verlorenen Tochter geworden ist."

Er sprang in heller Beschämung in die Höhe. „O Fräulein Lucile," rief er, „denken Sie nicht zu schlimm von mir! Ich habe die halbe Nacht umsonst auf Schlaf gewartet und war davon so ermattet, daß er mich nachher überfallen konnte wie ein gewappneter Mann. Nun aber steh ich zu Diensten. Wie haben Sie geschlafen? Was macht Ihr Fuß?"

„Geschlafen hab ich, als ob ich ein gutes Gewissen hätte, und mein Fuß hat sich über Nacht eines Besseren besonnen," antwortete sie erröteud. „Den Verband hab ich nur aus Vorsicht erneuert, der Schmerz ist völlig verschwunden. Indessen Sie schliefen, hab ich auch schon ein wenig Morgentoilette gemacht dort am Brunnen. Hoffentlich sieht man mir nicht mehr an, daß ich im Heu übernachtet habe. Jetzt hab ich nur zwei lebhafte Verlangen: meinen guten Papa zu umarmen und mich an einem reichlichen Frühstück für das mangelhafte Souper von gestern abend zu entschädigen. Also kommen Sie!"

Sie stand von dem Bänkchen auf, trat an ihn heran und begann ohne weiteres ihm die Heuhälmchen vom Rock zu lesen und mit ihrem Tuch den Staub von seinem Hut zu klopfen. „So!" sagte sie, „nun sind Sie präsentabel, und nun bitte ich um Ihren Arm. Niemand, der uns begegnet, wird ahnen, woher wir kommen und daß wir die Nacht nicht in ganz normalen Gasthofsbetten zugebracht haben."

Sie stützte sich leicht auf seinen Arm, doch schien ihr das Gehen in der That keine Mühe zu machen. Aber der scherzhafte Ton, den sie angestimmt, versagte ihr, je weiter sie auf ihrem langsamen Wege hinabkamen. Sie fanden die Kühe und Ziegen aus dem Dorf schon wieder auf ihren Weideplätzen zerstreut; der Hüterbub lag unter einer Tanne und schlief. Unten im Thal war noch eine graue Nebelluft verbreitet, aber die Gipfel glühten herrlich im Morgenlicht. Für all das schien sie weder Auge noch Herz zu haben; vielmehr stand sie öfters still, atmete schwer, wie wenn es nicht bergab, sondern eine steile Höhe hinanginge, und ihr Blick irrte unstät am Boden hin. Auch er blieb stumm. Er hatte ein paarmal auf der Zunge, zu fragen, ob sie sich hier nicht trennen sollten; die Rücksicht darauf, wie man es deuten möchte, wenn man sie zu dieser unerhörten Stunde Arm in Arm aus dem Wald herabsteigen sähe, ängstigte ihn beständig. Doch konnte er es nicht über sich gewin-

Digitized by Google

nen, da sie noch so unsicher sich auf den Füßen hielt, sie hier sich selbst zu überlassen, und spähte nur scharf umher, ob kein verdächtiger Zeuge um den Weg sei.

Plötzlich erschrak er und blieb stehen. Er hörte einen eiligen Schritt hinter der nächsten Waldecke heraufkommen. „Soll ich nicht lieber von Ihnen gehen?“ fragte er.

Sie sah ihn ruhig an. „Ich habe Ihnen gesagt, was ich von dem Gerede der Leute halte,“ erwiderte sie. „Thun Sie nun, was Ihnen gut dünkt.“

Dann, nach einem kurzen Lauschen: „Ihre Sorge ist umsonst gewesen. Der frühe Bergwanderer ist niemand anders als mein großes Kind, das seiner Boune entgegeneilt. Papa!“ rief sie, „lieber armer Papa, bist du sehr böse auf deine Lucile? Hab ich dir sehr viel Sorge gemacht?“

Sie ließ den Arm ihres Begleiters fahren und flog die kurze Strecke hinab dem alten Herrn in die Arme, der mit hochgerötetem Gesicht, aber vor Freude leuchtenden Augen ihr entgegenkam.

„Gott sei gepriesen!“ rief er noch atemlos, als er sich aus ihrer stürmischen Umarmung losgemacht hatte. „Da ist das ungeratene Mädel! Da hab ich die Landstreicherin wieder! Laß dich ansehen, du böses Kind! Heil vom Kopf bis zu den Füßen? Und so rosige Bäckchen, als ob das unartige Fräulein, das seinem Papa so viel Not gemacht, den Schlaf des Gerechten geschlafen hätte? Hundertmal hab ich mich einen Thoren und Schlimmeres gescholten, daß ich mich so ohne weiteres gefügt und nicht dennoch alles aufgeboten habe, um dich in deinem Nachtquartier aufzusuchen. Aber ich bin leider zu sehr an Gehorsam gewöhnt — die reine verkehrte Welt — ein noch ganz rüstiger, wohlkonservierter Vater, der sich von seinem unartigen jungen Kinde gängeln läßt, als ob er ein dekrepiter Greis wäre. Damit hat's nun aber ein Ende. Von heute an — Ah, der Herr Hauptmann! Sie auch schon auf den Beinen, werter Freund? Und wie sind Sie auf den Gedanken gekommen — oder hätten Sie gar —“

Er verstummte, da ihm jetzt erst der Gedanke kam, daß er die Tochter ja in dieser Gesellschaft gestern zurückgelassen hatte. „Erkläre mir, Kind —“ stammelte er, indem er seine Augen mit drolligem Entsetzen von einem zum anderen gehen ließ.

„Alles soll dir klar werden, lieber bester Papa!“ unterbrach ihn die Tochter, indem sie seinen Arm ergriff und sofort Anstalten machte, sich von ihm hinabführen zu lassen. „Nur gedulde dich noch ein kleines Weilchen. Wir haben noch nicht gefrühstückt, ich bin halb ohnmächtig vor Hunger, und ehe wir nicht an einem gedeckten Tische sitzen, kannst du keinen zusammenhängenden Bericht über dies Intermezzo von mir verlangen. Übrigens war es nicht so interessant, wie du vielleicht glaubst. Ich bin jedoch dem Herrn Hauptmann den größten Dank schuldig, daß er so ritterlich bei mir ausgeharrt hat.“

Das Gesicht des kleinen Herrn war sehr nachdenklich geworden.

„Der Herr Hauptmann,“ stammelte er, „er hat wirklich — nun allerdings, auch ich bin ihm sehr verpflichtet. Aber im Grunde — du hättest es doch nicht von ihm annehmen sollen. Die Bauersleute, in deren Hause du übernachtet hast, hätten dich wohl allein bis zum Morgen behüten können. Man muß denn doch — es giebt Rücksichten — wenn du nicht immer bloß an das Nächste dächtest —“

„Nicht schelten, Papa!“ sagte sie leise. „Wenn er es hörte! Er hat nicht so bequem ruhen können wie ich; stell dir vor: auf dem gebielten Vorplatz vor dem Hause, im Freien, nur ein Bündel Heu unterm Kopf — aber von all dem nachher. Jetzt ist die Hauptsache, daß wir ohne neuen Unfall unten ankommen.“

Da hörten sie die Stimme des Hauptmanns hinter sich.

„Sie werden mich entschuldigen, bester Baron, wenn ich mich hier von Ihnen verabschiede. Ich habe droben etwas ver-

gessen, was ich noch suchen muß, ehe es ein anderer findet. Fräulein Lucile bedarf meines Schutzes nicht mehr, da ich sie jetzt in so guter und sicherer Obhut sehe. Ich selbst — ich möchte nicht erst in mein Hotel zurück, wo man mich seit gestern abend abgereist glaubt. Man würde sich wundern, daß ich diese Nacht hier in der Gegend und nicht unter dem gewohnten Dache zugebracht habe. Hoffentlich hat der kleine Unfall keine weiteren Nachwehen. Und da wir schon gestern Abschied genommen haben —"

Der Baron war stehen geblieben und hatte den seltsamen Freund mit verblüfftem Gesicht angestarrt. „Aber, teurer Freund —" brachte er stotternd hervor — „ich bitte Sie um alles — wenn Sie doch schon einmal Ihre Abreise verschoben haben — es wäre mir ein so herzliches Bedürfnis — Sie haben meiner Lucile einen so großen Dienst erwiesen —"

„Ihr Fräulein Tochter wird Ihnen erzählen, wie wenig ich für sie thun konnte. Statt alles Dankes erlauben Sie mir, so unhöflich es auch scheinen mag, gleich jetzt meiner Wege zu gehen. Vielleicht — wer kann es wissen — das Leben führt die Menschen so rätselhaft auseinander und wieder zusammen — lassen Sie uns auf Wiedersehen! sagen und jetzt einander zum letztenmal die Hand drücken."

Er trat auf Lucile zu, die totenblaß, keines Wortes mächtig, neben ihrem Vater stand, ergriff ihre Hand, die er rasch an seine Lippen drückte, schüttelte dem ganz entgeisterten alten Herrn die Rechte und wandte sich dann hastig ab, einen Richtweg einschlagend, der wieder in die Höhe führte.

* * *

Fast ohne ein Wort auszutauschen, hatte das Paar seinen Niedersteig fortgesetzt, der alte Herr sichtbar bekümmert durch einen Gedanken, der ihn trieb, zuweilen still für sich den Kopf zu schütteln, seine Tochter so völlig nach innen gekehrt, daß sie sich wie mit verbundenen Augen der Führung ihres Vaters überließ. Als sie den Gasthof unten erreicht hatten, der schon von früh Abreisenden zu Fuß und zu Wagen belebt wurde, ließ sie den Arm ihres Papas fahren und sagte: „Du mußt mir erlauben, auf meinem Zimmer zu frühstücken, wenn ich mich erst ein wenig ausgeruht habe. Ich fühle mich unsäglich erschöpft, aber ängstige dich nicht, du kennst meine Natur, ich bin leicht zusammengeknickt und gleich wieder in der Höhe. Sorge nur für dich selbst. Du bist das frühe Klettern nicht gewöhnt und mußt mir versprechen, sehr gründlich zu frühstücken."

Sie machte einen schwachen Versuch, ihn anzulächeln, streichelte ihm die Wange und küßte seine Hand; dann ging sie in ihr Zimmer hinauf und schloß sich ein.

Kaum aber fand sie sich allein, so brach die lange zurückgehaltene Erregung in einen Strom von Thränen aus, den sie nicht zu hemmen suchte. So wie sie ging und stand, mit Hut und Wandertasche, war sie auf das Ruhebett gesunken und lag zusammengekauert, schluchzend wie ein Kind, wohl eine halbe Stunde, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Herrschaft über sich selbst, die sie lange genug geübt, wiederzugewinnen. Als die Thränen endlich zu fließen aufhörten, richtete sie sich ein wenig auf und fing langsam an, ihr schmerzliches Inneres zu mustern, gleichsam das Inventar aller qualvollen Gefühle und Gedanken aufzunehmen, deren sie sich nach und nach mit immer deutlicherer Schärfe bewußt wurde.

Er war von ihr gegangen, jetzt unwiderruflich und für immer. Wie sie ihren Verlust verschmerzen sollte, begriff sie noch nicht; das aber war nicht ihr bitterster Kummer. Ihn jetzt wieder in das öde, glücklose Leben hinauswandern zu wissen, von jenem Gespenst verfolgt, das nur von ihm lassen konnte, wenn wieder eine warme Hand in seiner ruhte und eine vertraute Stimme ihm im Ohre klang — und denken zu müssen, daß sie nun unabsehliche Jahre darauf warten würde, ob sein Wort sich erfüllen, ob wirklich das rätselhafte Leben sie wieder zusammenführen sollte — —

Aber sie durfte sich diesen lebensfeindlichen Gedanken nicht wehrlos überlassen. Sie hörte die Stimme ihres Vaters draußen, der leise anklopfte und fragte, wie sie sich fühle und ob sie ihn nicht sehen wolle. Sie bat noch um eine halbe Stunde. Dann aber mußte sie ihm ein heiteres Gesicht zeigen; ihr großes Kind durfte nicht darunter leiden, daß sie ein schweres Schicksal zu tragen hatte.

Sie fing an, sich umzukleiden. Alles, was sie an diese Nacht erinnerte, mußte sie sich aus den Augen schaffen. Als sie sich dann im Spiegel betrachtete, sagte sie ernsthaft vor sich hin: „Das ist die Lucile von gestern nicht mehr — und wird's auch nie wieder! — Dann aber erhob sie sich gefaßt und wollte eben Anstalten machen, ihren Thee zu bestellen, da klopfte es abermals an der Thür. „Herein!" rief sie und schob den Riegel zurück. Die Thür ging auf, und herein trat nicht der Vater, wie sie erwartet hatte, sondern Rüdiger.

Er sah noch ernster aus als bei dem Abschiede vor wenigen Stunden, und seine bräunlichen Wangen waren gerötet.

„Verzeihen Sie, teure Lucile, daß ich so früh bei Ihnen eindringe," sagte er mit dem Ton verhaltener Erregung. „Zweimal habe ich Abschied von Ihnen genommen; nun komme ich doch wieder und muß Sie fragen, ob Sie damit einverstanden sind, wenn es nun überhaupt keine Trennung zwischen uns mehr geben soll?"

Sie sah ihm schweigend mit gespanntem Blick, als verstände sie kein Wort von seiner Rede, ins Gesicht.

„Ich komme," fuhr er fort, „um Sie zu fragen, ob Sie nach allem, was Sie nun von mir wissen, das Herz haben, es mit mir zu wagen. Daß Sie mir Ihre Freundschaft darum nicht entzogen, habe ich mit tiefer Dankbarkeit empfunden. Was ich aber jetzt fordere, ist mehr als ein Gefühl menschlicher Teilnahme. Ich weiß ja, wie Sie davon denken, daß Sie es für eine Tollkühnheit halten, sich auf Tod und Leben, wie Sie sagten, einem anderen hinzugeben. Auch bilde ich mir nicht ein, das Bekenntnis, das ich Ihnen gemacht, lasse Ihnen dies Wagestück minder gefährlich erscheinen. Vielmehr bin ich selbst nur noch zaghafter geworden, es Ihnen zuzumuten; und gewiß, ich wäre jetzt schon auf dem Wege, weit fortzugehen, die Kluft zwischen uns immer breiter zu machen, so daß die Versuchung, sie zu überspringen, immer schwächer würde. Ich habe aber inzwischen etwas erlebt, was es mir zur Pflicht macht, Sie selbst entscheiden zu lassen."

Sie war auf einen Stuhl gesunken, immer noch unfähig, ein Wort hervorzubringen. Er stand am Tische, auf den er sich in sichtbarer Erschöpfung stützte, daß die Platte leise zitterte.

„Als ich Sie unten angekommen glaubte," fuhr er fort, „stieg ich selbst aus dem Walde hinab. Ich war entschlossen, noch am Morgen den Weg nach Davos zu machen, mit der Post, die um halb zehn Uhr von unten heraufkommt. Denn alles, was die letzten Stunden gebracht, lag mir in den Gliedern — ich schäme mich, wie es mir zugesetzt hat — Sie erlauben wohl, daß ich mir einen Stuhl nehme. Nun also — um die paar Stunden hinzubringen, ging ich in das Erlenwäldchen, das noch ganz menschenleer war. Ich warf mich auf eine Bank und starrte besinnungs- und gedankenlos in den Fluß. Es währte aber nicht lange, so hörte ich Schritte den Gang hinter mir herkommen und sah, durch die Stämme hinter meinem Rücken selbst den Blicken entzogen, Ihre blaue Dame mit irgend einer anderen langsam sich nähern, in so eifrigem Gespräch, daß sie auf nichts in ihrer Nähe achteten. ‚Denken Sie nur, meine Liebe,' sagte die Blaue, ‚die ganze Nacht ist sie ausgeblieben, der Himmel weiß wo, aber jedenfalls wird man es noch erfahren. Und er, der es sehr klug zu machen glaubte, wenn er seinen Koffer nach Davos vorausschickte, und vorgab, er wolle ihm zu Fuß folgen, er ist ebenfalls noch heute früh hier herum gesehen worden. Nun, man weiß, daß sie ein extravagantes Geschöpf ist; es ist nicht viel an ihr verloren. Nur der arme alte Papa

thut mir leid. Ich habe eine Couſine, die in derſelben Stadt lebt und die Familie ganz gut kennt. Sie hat mich in ihrem letzten Brief ausdrücklich gewarnt, mich mit dieſem hochmütigen Ding nicht zu lieren. Nun wird ſie die Hände überm Kopf zuſammenſchlagen! Was an dem Ruf dieſer Prinzeſſin noch heil war, nach einem ſolchen Abenteuer, begreifen Sie wohl —' Das übrige blieb mir unverſtändlich. Die beiden Damen entfernten ſich von meiner Bank, und ich ſah nur noch das blaue Morgenkleid Ihres liebevollen Schattens durch die Stämme ſchimmern. Muß ich noch etwas hinzuſetzen? Werden Sie es nicht ſelbſt begreifen, daß plötzlich alles Zaudern, alle Rückſicht auf mich ſelbſt und die Vorſätze, die ich für mein Leben gefaßt, ſchwinden mußten, daß ich nur noch den *einen* Gedanken habe, Ihnen, teure Lucile, jeden Kummer zu erſparen, Ihr Leben ſo leicht und glücklich zu machen, wie es irgend in meiner Macht ſteht?"

Er war aufgeſprungen und vor ſie hingetreten. Sie aber ſaß, den Kopf tief auf die Bruſt geſenkt, und eine Weile ſchien es, als ob die alte Schranke zwiſchen ihnen unüberwindlich bleiben ſollte.

Endlich hob ſie den Kopf ein wenig. Aber ihr Geſicht zeigte noch keinen Schimmer von Freude.

„Es überraſcht mich nicht," ſagte ſie leiſe. „Auch dies ſieht Ihnen ſo ähnlich. Für ſich ſelbſt haben Sie auf jedes Glück verzichtet. Sobald es aber gilt, einen Stein aus dem Wege zu räumen, an dem mein Fuß ſich ſtoßen könnte, kennen Sie keine andere Pflicht, als ſich mir zu widmen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie tief mich das rührt. Wenn Sie mir nicht ſchon ſo teuer geweſen wären, wenn ich nicht hundert Beweiſe von Ihrer ſelbſtloſen Güte, Ihrer Ritterlichkeit hätte — die Art, wie Sie mir jetzt begegnen — Aber eben darum, weil ich Sie für den beſten Menſchen auf Erden halte, bin ich jetzt ſo tief erſchrocken, daß Sie mir Ihr ganzes Leben ſchenken wollen. Denn mich — mich kennen Sie nicht ſo gut, wie ich Sie kenne; Sie wiſſen nicht — o mein Gott, wenn ich geahnt hätte, daß es ſo kommen würde —"

„Teuerſte Lucile," rief er leiſe und beugte ſich zu ihr hinab, „was iſt Ihnen? Was für ſeltſame Zweifel und Sorgen? Ich Sie nicht kennen? Ich lege die Hand dafür ins Feuer, daß ich Sie nur inniger und grenzenloſer lieb gewinnen kann, je mehr ich jede Faſer Ihres Herzens kennen lerne."

Sie ſchüttelte langſam den Kopf. „Und doch habe ich Sie betrogen," ſagte ſie tonlos. „Ja, ich habe Sie hintergangen und begreife jetzt nicht, wie ich es übers Herz bringen konnte. Ich war aber ſo ratlos, ſo verzweifelt, ich griff nach dem erſten beſten, was mir ein Auskunftsmittel ſchien, und wenn es eine Lüge ſein ſollte. Als Sie nach unſerem langen Geſpräch droben bei der Blockhütte Ihr letztes Wort geſagt hatten, daß, wer eine ſolche Erinnerung an eine unſelige That mit ſich trage, nicht würdig und fähig ſei, ein neues Leben zu beginnen, als Sie dann aufſtanden und ſich anſchickten, den letzten Weg anzutreten, der uns für immer auseinander führen ſollte, da rief es in mir: So kannſt du ihn nicht gehen laſſen! In dieſer Stimmung könnt ihr euch nicht trennen! Du mußt ihn feſthalten um jeden Preis; Zeit gewonnen, iſt alles gewonnen, und vielleicht bringt die Nacht guten Rat. Es iſt ja unmöglich, daß du weiterlebſt, wenn du ihn draußen in der Welt mit dieſem Schickſal herumirren weißt. Und da — da geriet ich auf den Einfall — der Papa hatte mich an meinen Fuß erinnert — ich glitt in der That ein wenig aus — aber ich verletzte mich durchaus nicht, und nur wie Sie fragten, ob ich mir nichts gethan, da ſagte ich die Lüge, die mich jetzt in Ihren Augen ſo tief erniedrigen muß, denn damit begann die ganze Komödie, die ich vor Ihnen geſpielt und an die ich jetzt nur mit Scham und Reue zurückdenken kann."

Als er in tiefer Bewegung noch immer ſchwieg, fuhr ſie nur noch trauriger fort: „Sie haben ganz recht, es war unverzeih-

lich. Am Abend konnte ich mir noch darüber weghelfen. Immer noch hoffte ich, es würde wenigstens zu einem guten Ziele führen, ein erlösender Gedanke würde mir kommen. Ja, lassen Sie mich alles gestehen: selbst daran dachte ich, daß Sie vielleicht thun würden, was Sie jetzt gethan: nur darum von Ihrem Entschluß ablassen, weil — weil Sie mich kompromittiert hätten. Gewiß, als ich den Fall that, dachte ich *daran* noch nicht; mir war's nur um eine Bedenkzeit zu thun, um Aufschub unserer Trennung. Aber in der Nacht, wie es mich nicht schlafen ließ — denken Sie nur, ich *wünschte*, man möchte uns aufsuchen und uns so unter demselben Dache finden. Als ich dann aber am Morgen aufwachte und alles war noch wie am Abend vorher — wie mir da zu Mute war, kann ich nicht beschreiben. Und dann trafen wir den Vater, und dann nahmen Sie zum zweitenmal Abschied — da glaubte ich, das Herz müsse mir mitten entzweispringen. Das ganze täuschende Spiel war umsonst gewesen, und zu allem Kummer um Ihr Schicksal noch der Gedanke, daß Sie mich verachten würden, wenn Sie wüßten, welch niedriges Mittel ich angewendet, um Sie zu halten. O, die bösen Zungen, die so hämisch meinen Ruf vernichten möchten — was sie mir nachsagen mögen, ist mir sehr gleichgültig, und wahrhaftig, um ihretwillen brauchen Sie Ihrem Entschluß nicht untreu zu werden. Ich werde mit freier Stirn nach Hause zurückkehren und mich so aufführen, daß die Lästerer verstummen müssen. Wenn *Sie* mir nur sagen, daß Sie mir Ihre Freundschaft nicht völlig entziehen wollen, wenn auch Ihre Gefühle für ein Mädchen, das sich so vergessen konnte —"

Sie sollte das Wort nicht zu Ende bringen. Sie fühlte sich plötzlich von seinen Armen umschlungen und an seine Brust emporgezogen. „Geliebtes Herz!" rief er, „ist es möglich? Das hast du für mich gethan? Du, die Wahrhaftigste deines Geschlechts — um mein verlorenes Leben zu retten, hast du die Wahrheit verleugnet? O, wenn es eine Sünde war, so beschämt sie viele Tugenden, die aus einem kälteren Herzen entspringen! Welchen höheren Beweis kann ich noch verlangen, daß es nicht bloß himmlisches Erbarmen ist, wenn du dich auf Tod und Leben mir ergeben willst! Sag, ist es denn wahr? Du liebst mich? Fast so sehr, wie ich dich liebe? Dein Glück und Leben hängt daran, daß ich nicht von dir gehe? So wäre ich ja ein selbstsüchtiger Thor, ein todeswürdiger Verbrecher, wenn ich nur an *mein* Schicksal dächte, und die lebenslange Buße, die ich auch fernerhin allein zu tragen entschlossen war, würde auf dich zurückfallen. Nein, sage kein Wort mehr! Laß mich deine Lippen küssen, die nach einer feierlichen Absolution von dieser ersten und letzten Sünde verlangen! Lucile — ist es denn möglich —?"

Sie hörten es nicht, daß an der Thür gepocht wurde, daß sie dann leise sich öffnete und der alte Herr hereintrat.

„Dieu de Dieu!" rief er. „Sie hier? Nehmen Sie zum drittenmal Abschied — und so zärtlich? — Ich kenne mein sprödes Kind gar nicht wieder!"

„O liebster Papa," sagte die Tochter, indem sie sich errötend aus Rüdigers Umarmung losmachte und an die Brust ihres Vaters warf — „dein *sprödes* Kind ist nicht mehr vorhanden; du hast nur noch ein *glückliches* Kind!"

Lorenz Alma Tadema.

Von

Georg Ebers.

II.

Zugleich mit der „Ägyptischen Totenklage", oder doch bald nach ihrer Vollendung, malte Tadema, vielleicht um sich von dem Weh zu erlösen, dem er in der Totenklage so lebendigen Ausdruck gegeben, die „Siesta" (1868), eine herrliche Darstellung aus dem griechischen Leben voll glückseliger Ruhe.

Laß dich in den Schatten nieder!
Schön, Bathyll, ist dieser Baum;
Durch das Laub zieht hin und wieder
Zephyr, wie ein leichter Traum.

Wie Anakreon und sein Liebling, so haben sich auf diesem lebensgroßen Gemälde ein Greis und ein Jüngling in freundlicher Gemeinschaft niedergelassen. Von süßer Ruhe umfangen, lauschen sie unter dem Schutz der das Herz beglückenden Aphrodite bei Blumen, Wein und Früchten dem sanften Ton einer Flöte.

Auch Tademas nächstes Bild führt uns nach Griechenland, und zwar diesmal nach Athen und in die Zeit seiner höchsten Blüte. Es zeigt uns den Phidias selbst, nachdem er den Fries für den Parthenon, das edelste aller Werke der Bildhauerkunst, zur Vollendung gebracht hat. Der Aufzug beim Panathenäenfest mit herrlichen Jünglingen, Rossen und Reitern ist fertig. Eine leichte Schranke sondert die Beschauer auf dem Gerüst von dem schaffenden Künstler. Der bärtige Mann in der Mitte hinter der Schranke mit der Rolle in der Rechten ist der Meister selbst, welcher mit bescheidenem Selbstgefühl die Häupter von Athen geladen hat, sein vollendetes Werk zu betrachten. Wer anders könnte der Jüngling ganz links unter den Zuschauern hinter der Schranke wohl sein als Alkibiades? Der würdige Mann, dem Phidias gegenüber, welcher in Betrachtung versunken das Seil mit den Händen umfaßt, muß den Perikles, das schöne Weib zu seiner Rechten Aspasia darstellen. Ein merkwürdiges Gemälde! Der Marmor, dessen der Bildhauer bedarf, der Maler weiß ihn zu schaffen, und in einem Meisterwerke der Farbenkunst ward hier der wundervollsten Schöpfung der Skulptur die höchste Ehre erwiesen.

Als heiteres Seitenstück zu diesem ernsten Gemälde entstand dann das reizende „Blumenmädchen", welches mit den bunten Frühlingskindern, die es feil hält, wohl jeden an das hübsche Epigramm des Dionysius erinnert:*

Du mit Rosen im Korb, was, rosiges Mädchen, verkaufst du?
Rosen? Dich selbst? — o sprich! oder auch beide zugleich?

Das „Boudoir" und die „Einschiffung" sind dem römischen Privatleben entnom-

* Dieselbe Epigramm hat sechs Jahre früher den Verfasser dieses Essay zu einer Scene in der „Ägyptischen Königstochter" angeregt. Bd. III, S. 85 u. 286. A. 85.

men. Das letztere Bild, ein kleines Meisterstück von feinster Farbenwirkung, haben wir in dem an köstlichen Perlen der Malerkunst reichen Hause des großen holländischen Marinemalers Mesdag, seines Besitzers, bewundert. In der „Wochenstube" und einem anderen prächtigen Bilde, das wir „Vor dem Kirchgang" nennen möchten — es könnte unserem Klaus Meyer zum Vorbild gedient haben —, hat es ihm gefallen, sich an die alten niederländischen Meister zu schließen.

1870 vollendete er zuerst das reizende Bild „Lesbias Haus". (Die schöne Dichtergeliebte lauscht den Versen Catulls.) Sodann begann unser Meister sein herrliches „Winzerfest". Dies — als sei es für den Schmuck eines Frieses bestimmt — in der Länge komponierte Bild ist auch in Deutschland durch den Stich Blanchards so bekannt, daß wir uns einer näheren Beschreibung enthalten können. Das hellste Licht ist über den Tempel ergossen, in den die Winzer einziehen, um für den Segen des Herbstes zu danken. Ihnen voran schwingt sich in leichtem Tanzschritt die schöne, jugendliche Priesterin des Gottes mit Weinlaub im welligen Goldhaar und der Fackel in der Hand, mit der sie das Feuer auf dem Altar des Gottes entzündet. Wie anmutsvoll schreiten die Mädchen daher, welche den Gesang der Menge in der Halle, die sich im Hintergrunde öffnet, mit Doppelflöten und Tamburinschall begleiten; wie kraftvoll sind die Männer, welche die gewaltigen Krüge mit der Gabe des Gottes auf den starken Armen tragen. Ruhig und doch tief durchdrungen von andächtiger Dankesempfindung bewegt sich der Zug vorwärts, und die echteste festliche Stimmung umschwebt heiter und würdig Tempel und Menschen. Der Marmor leuchtet, die Bronze schimmert in wundervollen Tönen, und in dem hellen Glanzlicht dieses Feiertages kommt jede Miene, jedes Gerät, jedes Ornament und jede Fuge des Steines voll und ganz zur Geltung. Wer dieses Gemäldes gedenkt, dem ist es, als sei es ihm vergönnt gewesen, die Festfreude der Hellenen als Gast zu teilen.

Dies seltene Kunstwerk sollte nicht mehr in Brüssel, sondern in London zur Vollendung gelangen. Tadema hatte in der belgischen Hauptstadt seine Gattin und einen Sohn verloren und durch Erfahrung gelernt, daß die Niederländer zwar seine Kunst zu schätzen und hoch zu preisen verstanden, aber keineswegs geneigt waren, auch nur das geringste Opfer für den Künstler zu bringen. Es ist kaum glaublich; doch steht es in Tademas Biographie des Holländers Graaff und zwar mit gesperrten Lettern und als unumstößliche Thatsache zu lesen, daß unser Meister in seinem reichen holländischen Vaterlande von 1856 bis 1880, also in beinahe einem viertel Jahrhundert, nicht mehr als tausend Gulden verdient hat, und doch wurde dort ein Gemälde, welches er 1867 für sechshundert Gulden aus der Hand gegeben hatte, für dreizehntausend Gulden wieder verkauft. Es hat ihm also weder der König, noch die Regierung, noch ein Kunstinstitut seiner Heimat, auch nachdem er schon den Gipfel des Ruhmes erreicht hatte, die geringste Bestellung gegeben oder eine seiner Meisterschöpfungen zu erwerben versucht, während man in England und Amerika seine Bilder mit Gold aufwog und auch in Deutschland, Frankreich und Belgien nach ihrem Anblick geizte, sie und ihren Schöpfer mit den höchsten Ehren auszeichnete und sich mehr als einmal entschloß, sie für hohe, ja für die höchsten Preise zu kaufen.

Auch der Künstler will leben, und England, das seine Gemälde nicht nur zu würdigen verstand, sondern die Werke seines Genius auch gegen angemessenen Lohn zu erwerben geneigt war, zog ihn auch sonst mit mächtigen Magneten an sich. Das englische Wesen sagte dem Friesen, dessen Stamm mit dem angelsächsischen verwandt ist, lebhaft zu; viele bedeutende Freunde und Kunstgenossen riefen ihn nach Großbritannien, und endlich zog ihn das Herz dorthin, denn eine der schönsten Töchter Albions, Miß Laura

Epps, selbst eine talentvolle Malerin, hatte seine Liebe erwidert und ihm (1871) die Hand am Traualtar gereicht.

So siedelte er denn mit seinen beiden lieblichen Töchterchen aus erster Ehe (Laurence und Anne) nach London über und gründete sich dort ein zweites eigenes Heim. Das erste Bild, welches er in demselben vollendete, war nun jenes in Brüssel begonnene Winzerfest, dessen Beschreibung wir oben gegeben.

Das Atelier, in dem er den letzten Pinselstrich daran that, und die Räume, die sich in seinem Townshendhouse am Regentspark, derjenigen Gegend Londons, wo es an dem Licht und der freien Luft, die der Künstler bedarf, am wenigsten mangelt, an seine Werkstatt schlossen, sollten sich bald durch die Schönheit und Eigentümlichkeit ihrer Ausstattung weit über Englands Grenzen hinaus Berühmtheit erwerben. Zwar wurde wenige Jahre, nachdem er das „Salve“ auf der Schwelle des neuen Hauses überschritten (1874), ein großer Teil der seltenen Geräte und Ausstattungsstücke in demselben durch eine verhängnisvolle Explosion bei dem benachbarten Northgate zerstört, doch hat er den Schaden bald wieder gut und sein Townshendhouse zu dem zu machen gewußt, was es jetzt ist: das Entzücken aller Freunde der Kunst, des Schönen, des Behagens und eines Luxus, der dem Auge wohlthut, ihm die angenehmsten und wechselvollsten Eindrücke zuführt, den Geist anregt, zu fragen und zu forschen, und dessen Herstellung selbst den Millionen des Krösus — und hätte er zu seinem Beistande auch einen großen Künstler geworben — unmöglich sein würde; denn für den Fremden ruft ein solcher nicht alles auf, was ihm innewohnt an Sinn für Behagen und Schönheit; und nur das Selbstwohnen im eigenen Heim bringt den Genius auf so neue und glückliche Gedanken für die Ergänzung des Fehlenden, sowie für die weitere Vervollkommnung dessen, was schon von vornherein hübsch und ansprechend war.

Wohl erinnert das untere Stockwerk des Tadema-Heim von außen an ein pompejanisches Haus; aber so edel auch seine Proportionen sind, fällt es doch nicht ins Auge. Der Klopfer — eine antike Maske von Bronze — fällt auf den Stahlbeschlag an der massiven Hausthür, und wir überschreiten das gastliche „Salve“ der Schwelle. In dem unteren Stockwerk waltet die Hausfrau. Hier befindet sich ihr Atelier, ein freundlicher Raum, in dessen anspruchslose, aber behagliche und anmutige Ausstattung sich viel Japanisches mischt. Das Klavier für den täglichen Gebrauch ist mit köstlichen Dekorationen von Tademas eigener Hand und der seiner Gattin geschmückt, und an einer Wand dieses heimeligen Gemaches mahnt an den Ernst des Lebens des Meisters herrliches Bild „Der Tod der Erstgeburt“, von dem wir zu reden haben werden.

Von hier, wo manches liebliche Bild von Frau Laura Tadema vollendet wurde, gelangen wir durch ein eigentümliches Zimmer, welches mit spanischem Leder bekleidet ist, in einen heiteren Empfangsraum, der freundlich an das Viridarium der römischen Häuser erinnert. Das Speisezimmer, welches mit Blumen und Fruchtstücken in Wasserfarbe köstlich verziert ist, schließt sich an diesen Raum, der nach genossenem Mahl wie kein anderer zum Rasten, Träumen und Plaudern ladet. Saftige Blattpflanzen in Kübeln von eigentümlicher malerischer Form versetzen uns hier ins Freie, und die Illusion wird gesteigert durch den Wasserstrahl, welchen eine antike Maske in einen Marmorbehälter ergießt. Sein leises Geplätscher erhöht die träumerische Stimmung, und Tag und Nacht steigt er auf zu Dalous Büste des Meisters, welche über dem Springquell steht. Eine Hängematte ladet zum Schlummer, und chinesische Lampen, welche von der Decke niederhängen, verleihen diesem grünen Friedenswinkel bei Abend wechselndes und doch wohlthuendes Licht. In diesem unteren Stockwerk befindet sich auch die Bibliothek. Hier schmücken Bücher die Wände; aber an dem gotischen Tisch,

welcher nach Tademas eigener Zeichnung hergestellt ward, macht auch hier die Kunst sich geltend.

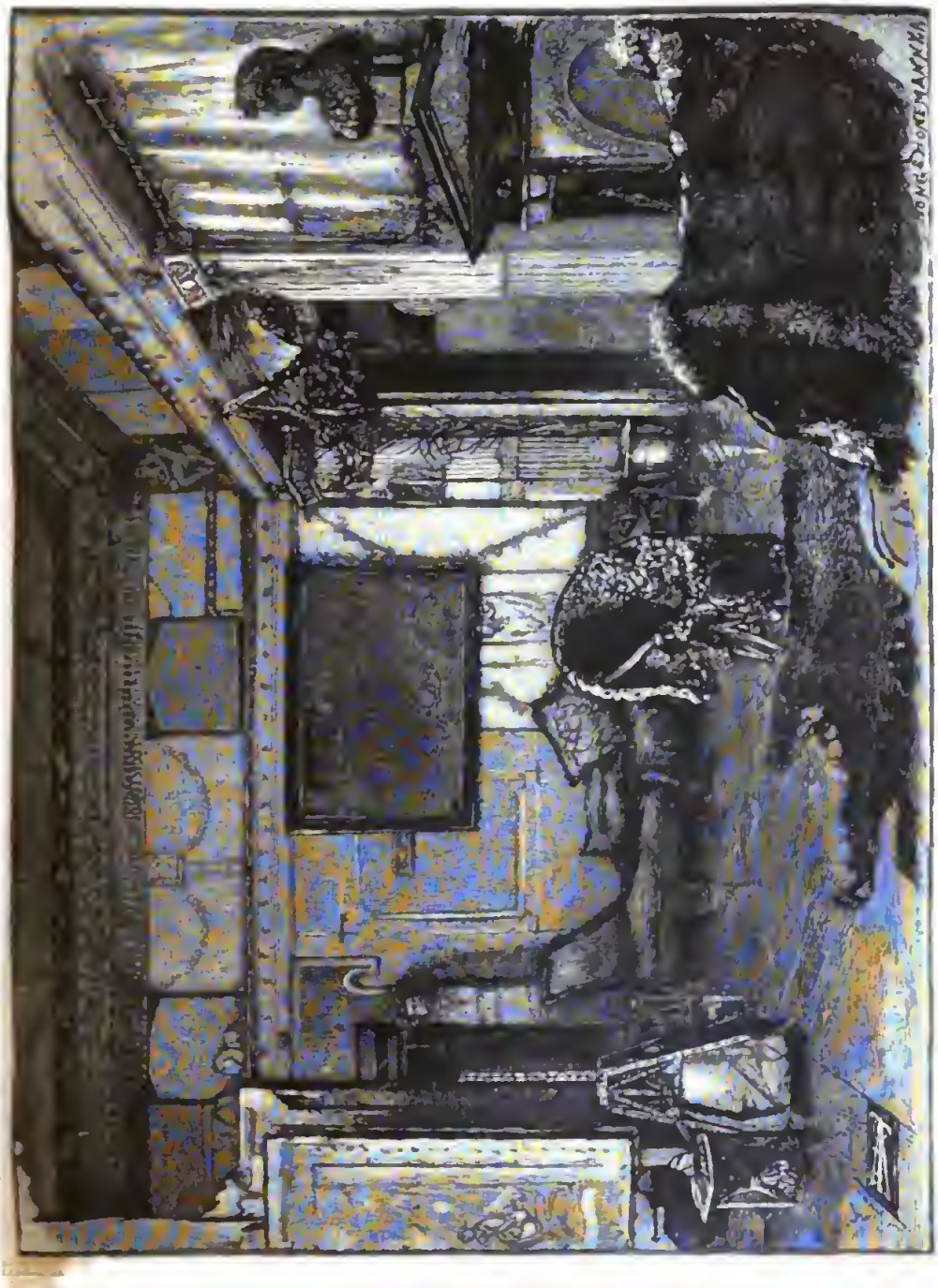
Die in das obere Stockwerk führende Treppe ist einfach gehalten. An der tiefbraunen Wand zieht sich ein Ornament mit dem Granatapfelmotiv hin; aber es ist hier von Farbe wenig zu sehen, denn dem Aufsteigenden schauen dicht aneinander gereiht Photographien nach Bildern des Meisters entgegen. Hier oben befindet sich die Werkstätte, wo alle diese Schöpfungen entstanden sind, heute noch entstehen und noch recht lange entstehen sollten, wenn Tadema sich nicht gezwungen sähe, (infolge einer Senkung des Bodens) sein jetziges Heim durch ein neues, vielleicht noch schöneres zu ersetzen. (Abbild. S. 181.) Es ist ein stattlicher viereckiger, wohl beleuchteter Raum, an dessen Eingang rechts sich eine Statue des Meisters erhebt. Die Wände hat seine eigene Hand mit fein gewählten Motiven aus Pompeji in jenen maßvollen Farben geschmückt, die der Laie oft für verblichen hält, die aber von vornherein nicht anders gewesen sein können, weil — eine Bemerkung von Tadema selbst — auch die Mosaiken, in denen die Farben der Steine ewige Dauer haben, mit demselben weisen Maß gefärbt sind. Jedes Ornament ist hier griechisch, und hinter Vorhängen werden daselbst in Schränken die Kostüme und archäologischen Werke aufbewahrt, deren der Künstler für seine Modelle und zum gelegentlichen Nachschlagen bedarf. Möbel nach antiken Mustern dienen zur weiteren Ausstattung des Ateliers, in dem sich ein Maler aus dem alten Pompeji sicher heimisch fühlen würde. Selten fehlt es an diesem Schauplatze des rastlosesten Fleißes an blühenden Blumen.

Einmal fesselte Tadema ein großer Oleanderstrauch, den er von Brüssel mit nach London genommen und der sich dort zum erstenmal über und über mit Blüten bekleidet hatte, wochenlang. Er gab sich nicht zufrieden, bis er den vollen Reichtum und die ganze Zartheit seines üppigen rosenfarbigen Blütenschmuckes auf die Leinwand gefesselt hatte; und wie weiß er den Farbenzauber und das Leben der Anemonen, welche er an der Riviera lieben gelernt hat und die ihm von dort aus häufig durch Freunde zukommen, der Rosen, Mohnblumen und anderer bunt gekleideter Kinder der Flora, zu beobachten, zu genießen und wiederzugeben! So naturwahr, daß man sich versucht fühlt, den Tastsinn an ihrer sammetnen Blumenweichheit zu erfreuen, stehen sie da, und sieht man näher hin, so findet man, daß sie keineswegs infolge einer mühsamen Vielheit von Pinselstrichen ihren Vorbildern so ganz entsprechen. Tadema hat Freunde selbst darauf aufmerksam gemacht, wie scheinbar mühelos sie entstanden sind. Ein glücklicher Wurf übertrug sie von der Netzhaut des Auges, welches alles so treu festhält, was es mit dem Künstlerblick erschaut, auf die Leinwand oder Mauer, und was von vornherein richtig geschaut und angelegt war, konnte der mühsamen und gequälten Ausführung entbehren.

Wenige Stufen führen aus dem Atelier in mehrere zusammenhängende Wohnräume von mäßiger Größe. In dem ersten wird die getäfelte Decke von ionischen Säulen mit wundervollem Marmorglanz getragen, den eingelegten Fußboden bedecken orientalische Teppiche von ausgesuchter Schönheit, und auf den Stühlen und Diwans liegen herrlich gefärbte Kissen in buntem Gehäuf. Keiner der Wohnräume wird durch eine Thür von dem anderen getrennt; nur gewölbte Eingänge dienen zu ihrer Sonderung, und an der Pforte des Säulenzimmers hängt ein wundervoller alter Vorhang, der dem Palast eines venetianischen Edlen entstammt und schwer seinesgleichen finden möchte. In den folgenden Raum, das Goldzimmer, dringt das Licht durch lauter Scheiben von mexikanischem Onyx und wird durch dasselbe genügend gedämpft, um diesem seltenen Gemach den zauberhaften und doch nicht blendenden Glanz zu verleihen, den Tadema ihm zu geben wünschte. Wände und Decke sind ganz

Digitized by Google

und gar übergoldet, und man kann sich schwer vorstellen, welche Wirkung diese ungewöhnliche Zimmerbekleidung hervorbringt, wenn sie die durch Onyxscheiben



Lorenz Alma Tademas Atelier.

gemäßigte Sonne bestrahlt. Einem glücklichen Zufall dankt diese merkwürdige Dekoration die Entstehung. Tadema hatte erst nur versucht, wie es sich machen würde, wenn er Gold, die natürliche Umrahmung der Bilder, als Unterlage für die hier aufzuhängenden Gemälde anwenden würde; als er dann aber fand, daß sich die vergoldeten Wände für sich allein vortrefflich machten, hing er hier keine Gemälde auf, sondern schuf das Goldzimmer und stattete es so würdig wie geschmackvoll aus. Daß es einen glänzenden Eindruck macht, versteht sich von selbst,

und Meynets Urteil, daß es ganz angemessen dem Sinne der Alten und besonders des späteren Rom und der Byzantiner gedacht sei, trifft völlig zu. Nero, bei all seinen Lastern durch und durch eine Künstlernatur, wollte in einem goldenen Palast wohnen; warum sollte es der Darsteller des alten Rom nicht einmal mit einem goldenen Zimmer versuchen? Über dem weiten Eingang in diesen seltenen Raum ist zu Seiten einer schönen Rosette je ein halbkreisförmiger Bogen angebracht, und diese beiden Wölbungen bilden zusammen mit dem Tragebalken, auf den sie sich stützen, zwei Nischen, in denen seltene antike Vasen und andere auserlesene Werke der alten Töpferkunst in malerischer Fülle scheinbar ordnungslos aufgestellt sind. Von ihnen hängt ein mächtiger, faltenreicher Vorhang von chinesischer Seide in Gelb, Blau und Gold auf den Fußboden herab, der aus Ebenholz und Ahorn zusammengesetzt ist. Über dem schönen Sims auf dem fünf Fuß hohen byzantinisch gezeichneten Sockel, der sich an der Wand hinzieht, ist der berühmte Reiterzug des Phidias vom Fries des Parthenon in einer köstlichen, stark verjüngten Nachbildung von Elfenbein auf Ebenholzgrund angebracht. Sonst begegnet das Auge hier, wohin es auch blickt, nur strahlendem Gold, und die wenigen dunklen Möbel sowie der freistehende große silberne Mischkrug (eine Nachbildung des bei Hildesheim gefundenen Prachtgefäßes), der glänzend gefärbte Vorhang und das fremdartige Kunstgerät in den dunklen Nischen bekleiden sich hier oft mit wahrhaft märchenhaft schimmernden Lichtern.

In diesem Raume steht auch der Tademasche Konzertflügel, welcher eine gewisse Berühmtheit erlangt hat und der kaum seinesgleichen auf Erden besitzt, nicht nur wegen der ausgesuchten Schönheit seiner byzantinischen Form, des edlen Materials, aus dem er besteht, und des Ornamentalbandes, mit dem Tadema ihn geschmückt hat, sondern auch weil er eine höchst seltene Autographensammlung enthält. Das Innere des beweglichen Deckels ist nämlich zum Teil mit seinem Pergament bekleidet, worauf alle Virtuosen, die auf diesem Instrument gespielt haben, ihren Namen verzeichneten, und selten verläßt ein bedeutender Tonkünstler London, ohne daß er Townshendhouse besucht und hier in größerem oder kleinerem Kreise musiziert hätte. An dies Goldzimmer schließt sich ein reizendes kleines Gemach, welches bis ins einzelne ein altholländisches Zimmer nachahmt und dem das Licht durch ein köstliches Renaissancefenster zuströmt. Das ist der Schauplatz des heiteren Familienlebens und ernsten Schaffens unseres Freundes. Er hat es so zu gestalten verstanden, daß sein Künstlerauge Freude empfinden kann, wohin es auch schaut. Was zerstreuend auf den Gelehrten wirken würde, für den Maler ist es Bedürfnis; und wo sich der Luxus wie hier in echt künstlerische Formen kleidet, da darf man ihn als lebendigen Ausdruck des opferwilligen Schönheitssinnes begrüßen.

Vosmaer bemerkt mit Recht, daß seit Tademas Übersiedelung nach London, oder sagen wir lieber seit seiner Vermählung mit einer Tochter Albions, seine Frauengestalten anders gebildet seien als früher. Sie gewinnen kräftigere Formen, sie zeigen einen höheren, edleren Wuchs, und das goldige Haupthaar der angelsächsischen Rasse leuchtet uns öfter aus seinen Bildern entgegen. Es ziert auch das anmutige Haupt seiner Gattin, die ein Typus der vornehmen Schönheit echt englischer Frauen genannt zu werden verdient.

Die ersten vier Bilder, welche er an der Seite dieser seltenen Gefährtin in Townshendhouse begann und vollendete, waren „Die Töpferarbeit", die „Fête intime", „Die Vorwürfe" und „Die Kirschen". Das letztere Bild stellt eine ruhende Schöne dar, welche auf einem Tigerfell liegt und sich in wohliger Rast an den blanken Kirschen freut, die sie genießen will. Es ist beinahe lebensgroß, und er gab es dem cercle artistique in Antwerpen, dem er lange angehört hatte,

Digitized by Google

zum Geschenk. „Caligulas Ermordung“ ward hier wiederholt und dann „Griechischer Wein“ gemalt, ein heiteres Bild, aus dem uns des Rufinus Verse entgegenklingen:

Laß uns, wenn wir gebadet, o Prodike, Kränze den Schläfen
Binden und schäumenden Most schlürfen aus größerm Pokal.

An wie viele ähnliche Lieder könnte Tadema gedacht haben! Eins der schönsten — Meleagros sang es — hat einen Beigeschmack von moderner Sentimentalität, und es lautet:

Nische, wenn du wieder füllst den Becher,
Heliodoras Namen mit hinein!
Binde mir ums Haupt den Kranz, dem Zecher,
Den sie gestern mir gereicht beim Wein!
Doch die Ros' im Kranze scheint belaut
Sie von Thränen. O, sie hat Erbarmen,
Weinet, daß sie heut in meinen Armen
Nicht die holde Heliodora schaut.

Die Rose hat Mitleid; die Blumen mahnen an die Vergänglichkeit:

„Wie dies Blumengeflecht,“ singt ein Dichter aus der Anthologie seiner Rhodoklea zu, „blühst du und welkest dahin.“ Dies Blumenlos wird auch das junge griechische Weib teilen, welches auf dem Gemälde „Die letzten Rosen“ späte Herbstrosen als frommes Opfer auf den marmornen Altar niederlegt.

Wir haben den Ton der Rede dämpfen und beim Anblick der letzten Rose des Jahres und des nächsten Bildes „Die Witwe“ uns an den Winter und die Wandelbarkeit des Glückes erinnern müssen, da wir wußten, daß es uns bevorstehe, den Leser vor ein Gemälde zu führen, das für uns zu dem Ergreifendsten gehört, was je der Genius eines Künstlers geschaffen. „Die letzte Landplage“ hat Tadema diese merkwürdige Schöpfung genannt. Der Würgengel ist in die Häuser und Paläste Ägyptens gebrochen. Alle Erstgeburt zu töten, heißt sein furchtbares Amt, und der unerbittliche Gottesbote hat auch an das junge Herz des Erben der Krone gepocht und es zum Stillstand gezwungen. Vielleicht ist es ein hohes Gemach, wohin der Maler uns führt, aber er hat die Leinwand dicht über den Häuptern der dargestellten Personen abgeschnitten, und so fühlt man sich bedrückt und kann kaum atmen in diesem engen Raume, wo Krankheit und Leid sich niedergelassen, und der Duft von Räucherungswerk, Spezereien und Blumen die Brust beengt. Auf dem Schoße des Königs liegt sein von der Seuche hingewürgter Erbe, ein schöner Knabe, dessen Haupt in den Schoß der Mutter gesunken ist, die, überwältigt von leidenschaftlichem Schmerz, die Wange an die von keinem Atemzug, von keinem Herzschlag bewegte Brust ihres Lieblings preßt. Schlaff hängt der Arm des Verstorbenen nieder, und die erstarrten Finger schmiegen sich wie hilfesuchend um den Saum des väterlichen Gewandes. Noch preßt sich eine Binde um die Stirn, die vor kurzem so heiß geglüht und ihn so unerträglich geschmerzt hat. Der Vater sitzt da wie versteinert. Mit der Linken stützt er die jugendliche Leiche, in der Rechten hält er eine Blume; sein Antlitz ist uns voll zugekehrt. Das Verhängnis, das ihn betroffen, ist stärker als er. Soll er beten? Soll er trotzen? Soll er weinen und in die laute Klage der Gattin mit einstimmen? All diese Fragen sind in den Zügen dieses Mannes zu lesen, der sich äußerlich so aufrecht hält, weil er das innere Gleichgewicht verloren und zusammensinken würde, wenn er sich nicht bezwänge. Neben ihm kauert der Arzt, ein lebendig gewordener Naophoros, wie jedes Museum ihn zeigt. Er hat das Seine gethan, und bis man ihn ruft, um den Leichnam zu den Balsamierern zu führen, hat er Zeit, zu träumen und an die Unzulänglichkeit seiner Kunst zu denken. Durch die Thür sieht man die klagende Menge und unter ihr in stolzer, der weiteren Entschlüsse des Monarchen harrender Ruhe Moses und Aaron. Trauermusik schallt in das Sterbegemach. Große des Landes haben sich vor dem Könige niedergeworfen, vielleicht um ihn anzuflehen, das Entsetzliche abzuwenden und die Forderung der furchtbaren Zauberer da draußen zu erfüllen; aber er achtet

ihrer so wenig, als gehörten sie mit zu den Fliesen des Estrichs.

Das ist es, was dies Gemälde jedem Beschauer mit furchtbarem Ernst in die

vieles, was der Laie nicht wahrnimmt. Das ist auferstandenes echt ägyptisches Leben! Da ist nichts, was nicht in die Pharaonenzeit gehörte. Wie diese Wand

Beim Skulpturenhändler in Rom. Gemälde von Alma Tadema.

Seele prägt. Als ich es dem Leiter der artistischen Herstellung meines „Ägypten in Bild und Wort", dem zu früh verstorbenen Gnauth, sandte, schrieb er mir: „Dies Bild wirkt wie ein erhabener Hymnus." Dem Ägyptologen erzählt es

waren die Säle des Palastes Ramses' III. von Tell el-Jehûdije belegt mit blumigen Fayenceplatten, der Arzt trägt das Käppchen des ägyptischen Äskulap Imhotep, die tragbare Apotheke, jeder Krug, die Haartracht der Frau, der Kopfputz

des Mannes: alles und alles ist echt; und als habe der Meister vorausgeahnt, was erst zehn Jahre nach der Vollendung seines Werkes entdeckt werden sollte, legte er zu Füßen des Toten ein Blumengewinde nieder, das denen täuschend gleich sieht, welche in den königlichen Särgen zu Dêr el-Bachri gefunden worden sind. Hätte Tadema nichts als dieses Gemälde vollendet, so würde er doch berechtigt sein, sich zu den größten Künstlern seiner Zeit zu zählen.

Bei einem Bilderhändler in Rom. Gemälde von Alma Tadema.

Wie zu London machte dasselbe auch in Paris und Berlin, wo es der Herbstausstellung in der Akademie zur Zier gereichte, gerechtes Aufsehen. Jeder Kunstfreund in der Reichshauptstadt sah sich von nun an, sobald eine neue Ausstellung

eröffnet war, in erster Reihe nach Gemälden von Tadema um. Auch in München wurde seine Kunst freudig anerkannt, und da er unser Vaterland liebt und es selten versäumt, seine größeren Schöpfungen dort auszustellen, eroberte er sich bald das Bürgerrecht unter unseren Malern. Wie sein Meister van Leys ist er oft in Deutschland gewesen und hat hier bei dem ihm eigenen feinen Sprachsinn so gut deutsch sprechen gelernt, daß ich oft erstaunt war über die feinen, absonderlichen und echt deutschen Wendungen, deren er sich in fließender Rede bedient. Es versteht sich, daß er italienisch spricht, und Franzosen und Engländer halten ihn, wenn er redet, für einen in ihrer Heimat geborenen Landsmann.

1874 malte er „Joseph, der Aufseher der Kornspeicher", ein Gemälde, welches in koloristischer Hinsicht zu seinen besten Werken gehört. Eine Nachbildung findet sich in unserem „Ägypten", doch will es mir scheinen, als habe er auf diesem Gemälde sich bei der Person des Pharao auf dem Throne zu sehr von der Vortragsweise der an ihren Kanon gebundenen ägyptischen Künstler beeinflussen lassen. Prächtig und ganz real ist dagegen die Gestalt des jungen jüdischen Finanzmannes Joseph, der seinem Gebieter aus einer Papyrusrolle vorliest, welche neuen wirtschaftlichen Maßregeln er getroffen.

Im selben Jahre 1874 wandte er sich wieder nach Rom und malte zuerst eine römische Dame, die sich damit ergötzt, Fische in dem Teiche neben ihrer Villa zu fangen, und dann die beiden herrlichen Gemälde, von denen das erste eine Skulpturen-, das zweite eine Bildergalerie in Rom darstellt. Diese Werke trugen ihm in Berlin die große goldene Medaille ein, stellten auf der Ausstellung 1874 die meisten anderen Bilder in den Hintergrund, bildeten das Tagesgespräch in allen Kunstkreisen und ebneten ihm den Weg zu der höchsten äußeren Auszeichnung, welche irgend ein Staat zu verleihen hat, dem von wenigen Größten wenigen Ebenbürtigen zugesprochenen preußischen Orden pour le mérite, den er 1881 empfing. Sie sind durch die Blanchardschen Stiche sehr bekannt, und Tadema hat die gleichen Stoffe in ganz anderer Weise später noch einmal behandelt.

Die schönsten dieser Bilder, welche wir im Holzschnitt reproduzieren lassen (S. 184 u. 185), sind nur wenigen zugänglich geworden, denn sie befinden sich im Besitz des reichen Kunstverlegers Gambard in Nizza, der seine zauberhaft gelegene und mit edlen Gemälden und Skulpturen angefüllte Villa Les Palmiers — ein wahres Feenschlößchen im herrlichsten Garten — nur ungern fremden Besuchern öffnet. Beide sind an Zeichnung, Farbe, Lebenswahrheit und archäologischer Treue gleich vorzüglich. Auf der Gambardschen Skulpturengalerie bildet den Mittelpunkt eine prachtvolle, mächtige Vase aus edlem dunklem Gestein, die ein älterer Diener (das halbmondförmige Zeichen am Halse kennzeichnet ihn als Sklaven) auf dem Postament umdreht, um sie der vornehmen Familie, welche sie bewundert und vielleicht zu kaufen gedenkt, besser zu zeigen. Das Marmorgetäfel an der Wand und all die Skulpturen, welche die Galerie oder Sammlung bilden, sind Wunderwerke täuschender Nachbildekunst, und wie wahr, wie sprechend, wie köstlich gruppiert sind die Menschen, welche ihre Aufmerksamkeit auf dieselbe richten. Der reiche Herr, welcher sich mit seiner Gattin niedergelassen hat und ihr darlegt, was er an dem Kunstwerke, das man ihm da vorführt, besonders schätzt; die Kinder, welche ganz nah an dasselbe herangetreten sind und es betasten möchten, als ob es schon ihr Eigentum wäre; das schöne junge Weib hinter ihnen, vielleicht ihrer Mutter Schwester, das sie behütet und doch die Vase betrachtet — das alles ist dem lebendigen Leben abgelauscht und würde bei uns nicht anders vor sich gehen wie im alten Rom. In der zweiten Skulpturengalerie bildet die Statue des Sophokles (Lateran) den Mittelpunkt, und das Kunstgespräch, welches ein Patricier in ruhiger Haltung, ein lebendiger Kri-

Digitized by Google

tiker, und eine römische Dame über dieselbe führen, ist so anschaulich zur Darstellung gebracht, daß man meint, man könnte ihm folgen.

In der Bildergalerie giebt es Licht- und Farbenwirkungen von wahrhaft bestrickendem Reiz. Wer kann den hellen Sonnenschein vergessen, der durch das Fenster unter der Decke in den weiten Raum der Sammlung fällt? Aber nicht minder scharf prägt sich dem Beschauer der junge Künstler ins Gedächtnis, der ganz versunken vor dem Gemälde auf der Staffelei sitzt, sowie die vornehme Römerin auf dem Diwan, welche ihm über die Schulter fortsieht und dabei eine Schrift in der Hand hält. Sie nimmt es weniger ernst als der Jüngling, und der Papyrus könnte die Beschreibung des dargestellten Gegenstandes, aber ebensogut die Ephemeris mit den Neuigkeiten des Tages enthalten. Auf der anderen Darstellung desselben Stoffes erwecken der scharf hinsehende Kenner vor dem Bilde, die reife Schöne auf dem Polster, welche sich mehr um das Gemälde als die Auseinandersetzungen ihres jungen Begleiters kümmert, und das kluge Gesicht des Kritikers hinter ihr besonderes Interesse. Dieser Mann versteht seine Sache, aber er sucht nicht auf, was er loben, sondern zunächst was er bemängeln könnte.

Diese beiden Gemälde haben eine gewaltig fesselnde Kraft. Jedes neue Versenken in ihren reichen Inhalt beschenkt uns mit einem neuen Genuß. Man schaut mit den Schauenden, man ist entzückt von dem, was diese Galerien enthalten, und die Besucher derselben bieten kein geringeres Interesse als die Galerie selbst; denn jeder von ihnen ist ein echter Mensch, dessen Ansicht zu erfahren lohnen würde und mit dem man sich gern in ein Gespräch einlassen möchte. Es widersteht uns, mit den technischen Stichwörtern der Kunstkritiker zu prunken; aber das darf gesagt sein, daß ein gleich harmonischer Gesang der Farben uns aus wenigen anderen Gemälden entgegengeklungen ist.

1875 begab sich Tadema wiederum nach Italien, und es entstanden dort und später in England die „Kleopatra" und die drei Bilder, welche er unter dem Namen „Die Tragödie einer ehrbaren Frau" zusammenfaßte. Diese Farbentrilogie bezieht sich auf die unglückliche Galsvintha, welche Tadema, so wenig Gregor von Tours auch von ihr zu erzählen weiß, wegen ihres traurigen Schicksals lieb gewonnen zu haben scheint. Es werden durch sie zur Anschauung gebracht: Galsvinthas Ankunft mit der Morgengabe bei ihrem Gatten, ihr Mord und das Wunder, welches sich nach ihrem Tode ereignet haben soll. „Eine Lampe," so berichtet Gregor, „welche über ihrem Grabe an einer Schnur aufgehängt war und dort brannte, stürzte, obwohl keiner sie anrührte, da der Strick riß, auf den Estrich herab, und indem der harte Boden ihr nachgab, sank sie gleich wie in eine weiche Masse hinein und wurde halb von ihm bedeckt, ohne jedoch irgend Schaden zu nehmen. Alle, die es sahen, waren voll Staunen über dies Wunder", welches übrigens auch von Fortunatus erzählt wird.

„Er kommt" führt uns wieder nach Rom. Das Bacchusfest hat begonnen, schon ist Flötenschall und Evoeruf erklungen und die schöne — sagen wir Lydia — steht in rosenfarbigem Gewande hinter dem Vorhang und schaut nach dem Liebsten aus, der sie in den Arm nehmen und sich mit ihr, des Gottes voll, dem tobenden Zuge nachschwingen soll.* „Nach dem Tanze" heißt das folgende Bild. Das Bacchusfest ist vorüber, die fromme Raserei hat ihr Ende gefunden, und die müde Bacchantin streckt die schönen Glieder auf dem bunten Raubtierfell aus, um wohlig zu rasten.

Nach diesen Genrestücken vollendete Tadema ein größeres Gemälde, das im vollsten Sinne des Wortes historisch ist, obgleich es keinen Einzelmoment der Weltgeschichte darstellt. (s. Titelbild.) Der

* Auch von diesem Bilde hat Blanchard einen guten Stich geliefert. - Lefèvres Verlag.

Künstler hat hier seine Vorstellung von der Macht, dem Einfluß, der Umgebungswelt eines großen Römers in Linien und Farben wiederzugeben versucht. Dazu hat er mit seinem Takt nicht den Hof des Kaisers gewählt, an dem die bewaffnete Macht, viel Fremdartiges und störender Prunk

Tänzerin. Kreideskizze von Alma Tadema.

einen zu großen Raum eingenommen hätte, sondern das Haus des größten und mächtigsten Privatmannes in der Zeit des Octavianus Augustus, jenes Marcus Vipsanius Agrippa, dessen stolze Devise gelautet hat: „Meisterlich gehorsam, aber nur gegen einen", und von dem Mäcen gesagt haben soll, er sei so groß geworden, daß dem Kaiser nichts übrigbleibe, als ihn zu töten oder ihn zu seinem Schwiegersohne zu machen. Jedermann kennt ihn als den Gatten der Julia, und wer sich unter den Trümmern Roms forschend umschaut, wird keinen Bauherrnnamen häufiger nennen hören als den seinen. Verschiedene Wasserwerke, wie die Aqua Julia und Virgo, das Pantheon und unzählige andere Architekturen sind unter seinen Auspicien entstanden. Dem Volke hatte er in seinem Testament seine Gärten und die Thermen, welche seinen Namen trugen, vermacht, und Octavianus, sein Haupterbe, dessen zuverlässigster Vertrauter, Ratgeber und bester Feldherr Agrippa gewesen, schenkte den Bürgern Roms, um sein Andenken zu ehren, nach seinem Tode Mann für Mann hundert Denare.

Der Eingang zu dem Hause dieses echten Großen (vielleicht der frühere Palast des Antonius, welchen Octavian dem Freunde geschenkt hatte und der später verbrannte) steht dem Beschauer dieses Gemäldes gegenüber. Eine breite, stolze Treppe von köstlichem Marmor führt in das weite, offene, vielsäulige Peristyl.

Seilspringerin. Kreideskizze von Alma Tadema.

Vornehm und groß, würdig des Agrippa, ist dies Bauwerk. Auf dem schlichten Postament am Fuße der Treppe steht eine hohe Statue, nicht die des Agrippa selbst, welche ihm die Stadt Athen auf der Akropolis errichtet, sondern die des einzigen Mannes, dem er zu gehorchen verstand, des Octavianus Augustus. Sie war für das Pantheon bestimmt gewesen, aber der Kaiser hatte ihre Aufstellung daselbst untersagt, und so war sie dort durch die des Julius Cäsar ersetzt worden. Am Fuße dieses Standbildes haben Supplikanten Aufstellung genommen: ein edler Herr, seiner Kleidung nach der Fürst eines orientalischen Volkes, der gekommen ist, um eine Gnade von dem Bürger zu erflehen, vor dem sich Könige beugten, sowie seine Gemahlin oder Tochter. Diese hält kostbares Goldgerät in der Hand, sei es, um es dem großen Gönner als Geschenk zu überreichen, sei es, um vor ihm wie vor einem Gotte (eine Inschrift zu Mytilene nennt ihn „Gott und Retter") eine Libation auszugießen. Der junge Begleiter dieser beiden ruft dem Fürsten zu, welcher den Worten nachsinnt, die das Herz des Allmächtigen rühren sollen, daß Agrippa nun komme; und in der That zeigt er sich auf der Treppe. Kühl und stumm schreitet er in ruhiger Würde die Stufen hinab, und durch einen schicklichen Raum von ihm getrennt, drängt ihm die wimmelnde Schar der Klienten nach. Auf den einsamen Mann in der Mitte der Treppe, der nur einem gehorcht, wendet sich im Angesicht dieses einen, der von seinem Marmorpostament die ganze Handlung stumm überragt, die Aufmerksamkeit jeder dargestellten Figur und auch die des Beschauers. Des Winkes Agrippas gewärtig ist die Menge der vornehmen Bürger, welche ihm folgt, auf ihn harren in atemloser Spannung die edlen Bittsteller. Bald wird er die Schwelle mit dem Tigerfell betreten, und dann wird ihn der Fürst mit seinem Anliegen aufhalten, seine Tochter wird ihm Geschenke reichen und ihn göttlich verehren, die Klienten werden still stehen wie gebannt, bis es dem Großen gefallen hat, Gnade zu gewähren oder abzuweisen und seinen Fuß auf die untersten Stufen und auf die Straße zu setzen. Wie einig ist dieses vielgliederige Ganze, wie voll bringt es den Gedanken der unermeßlichen Macht eines großen Bürgers der größeren Roma zum Ausdruck. Und welchen Reichtum an Farbenwundern und Wunderfarben enthält dieses Bild, wie mannigfaltig und eigenartig sind diese Tinten, und wie klingen sie doch so harmonisch zusammen! Ein in so undefinierbaren Tönen gefärbtes Gestein ist uns auf keinem anderen Gemälde begegnet, aber die Natur hat uns Gleiches oder Ähnliches doch schon gezeigt, und die helleren Töne der Gewänder und des Tigerfelles im Vordergrunde heben sich von ihnen ab wie der schärfere Ton wohlgestimmter Flöten von dem Klang der weicheren Instrumente beim Vortrag einer edlen Symphonie. Lange Abhandlungen über die Machtstellung eines Mannes wie Agrippa können das nicht lehren, was dies Gemälde jedem Beschauer stumm, aber mit unauslöschlicher Deutlichkeit in die Seele prägt.

1876 entstand das reizende „Versteckspiel" (hide and seek), welches wir nachbilden ließen (Titelbild im Oktoberheft) und das uns in die römische Villa Albani versetzt. Der lange Stufengang, der durch den Garten in den Sommerpalast führt, ist ganz verlassen. Die Mittagssonne scheint auf den hellen Marmor, und selbst die hohen Hermen auf der Plattform gewähren nur spärlichen Schatten. Wer mag jetzt im Freien weilen, wer zöge es nicht vor, im kühlen Schatten der Villa dort hinten zu rasten? Nur Liebe und Kinderspiel fragt nicht nach dem Stande der Sonne, und das wilde, halb erwachsene Töchterchen — vielleicht des Gärtners — hat sich hinter die Herme versteckt und lauscht auf den Spielgefährten, der es sucht und der so leise heranschleicht, daß es ihm den widerspenstigen Kobold mit dem mächtigen Haarschmuck und den übermütigen Augen zu überlisten gelingt. Der Knabe hat im Versteckspiel gewonnen; ob er später

Digitized by Google

bei ernsterem Spiel mit diesem feurigen Wildfang nicht den kürzeren ziehen wird?

Tademas „Hoffnung und Furcht" zeigt eine Greisengestalt, welche an Priamos und Nestor erinnert, sein „Nymphäum" eine schöne Frau, die noch unentkleidet sich auf die köstliche Mosaik des Estrichs hingestreckt hat und, auf ein Kissen gestützt, halb prüfend, halb träumend in das laue Naß schaut, das sie zum Bade einladet. Die „Balneatrix", welche unsere Abbildung S. 192 dem Leser zeigt, bringt die warmen Tücher, um die erfrischten Glieder der dem Bade entstiegenen Dame zu trocknen. Ein anderes köstliches Gemälde zeigt uns badende Römerinnen im überreich sprudelnden Wasser der Therme.

Großes Aufsehen erregte das „Modell des Bildhauers", ein lebensgroßes Gemälde, welches 1877 vollendet ward und zu dem ihn die Ausgrabung der sogenannten esquilinischen Venus (entdeckt 1874) angeregt hatte. Es stellt das Modell zu diesem Kunstwerk in derselben Haltung dar, die ihm sein Bildner gegeben. Höchst wirkungsvoll hebt sich der warme Fleischton der schönen nackten Glieder von dem kühlen Grau des Basreliefs an der Hinterwand ab. Wohl gerundet, aber nicht üppig ist dieser schlanke Mädchenleib, und das stark beschattete, fein geschnittene Antlitz erzählt eine ganze Geschichte. Ungern ist diese junge Kreatur in die Werkstätte gekommen, und ob sie sich auch, während sie das Haar mit der Linken aufnimmt, mit der Rechten auf einen Palmenzweig stützt, verdrießt es sie doch, daß sie Modell stehen muß, und die Zeit wird ihr lang. Dem Laien mag dies herrliche Gemälde wohl weniger zusagen als viele andere Schöpfungen des Meisters, der Kenner aber muß es wegen der wunderbaren Lichtwirkungen, an denen es so reich ist, und um des köstlichen Goldtones der Farbe willen besonders hochstellen. So gewagt das Motiv ist, so warme Töne sich auch über dies schöne Fleisch ergießen, so zart und tändelnd auch die Blattfedern des Palmzweiges in die edlen und großen Linien des nackten Körpers hineinspielen, so keusch wirkt dennoch auch dies Gemälde. Es ist, als ob die Reinheit der Seele dieses Künstlers all seinen Schöpfungen den Stempel aufdrücke. Wie die Alten, so schreckt auch er nicht vor dem Natürlichen zurück, aber es fesselt ihn nur und reizt ihn nur zur Darstellung an um seiner Schönheit willen, und mit dem Begriff Schönheit fällt für ihn der der Reinheit zusammen. Dazu ist „das Maßhalten" der Antike ihm ganz zu eigen geworden, und ihm bleibt er treu, auch wo er die leidenschaftlichste Bewegung zur Anschauung bringt, wie in seinem „Pyrrhichischen Tanze".

Welch eine Aufgabe, dieses „mimisch-kriegerische Waffenspiel", wie Plato es nennt, mit Stift und Farben darzustellen, und wie hat er sie gelöst! Vasenbilder haben ihm die Reihen der Männer in voller Rüstung mit dem wallenden Busch auf dem Kamme des Helmes gezeigt; Plato lehrte ihn, wie bei diesem (später auch römischen) Spiel die Scheinkämpfer gegeneinander anrückten und mit geschmeidigen Bewegungen und schönen Pantomimen das Ausweichen und Angreifen, wie es beim blutigen Kampfe gegen den Feind geübt ward, zur Darstellung brachten. Wie erregend muß dieser Tanz auf die Zuschauer gewirkt haben, wie viel Anmut, Kraft und Schönheit mußte es bei demselben zu entfalten möglich gewesen sein, da es gut bezeugt ist, daß Caligula und auch Nero die Epheben, welche die Pyrrhiche (πυρρίχη) besonders schön getanzt hatten, mit dem Bürgerrecht beschenkten. — Man möchte sich zu den Greisen und Jünglingen unter dem Säulengange gesellen, um diesem Tanze, wie Tadema ihn uns vorführt, zuzuschauen. Welcher feine Takt gehört dazu, hier das Maß nicht zu überschreiten und uns den Tanz von Männern mit Männern, der unserer Gewohnheit widerspricht, nicht nur erträglich, sondern schön und würdig und dabei doch lebendig und kräftig erscheinen zu lassen! Ein Schritt vorwärts, und dieser Männertanz würde uns roh erscheinen; ein Schritt rückwärts, und er könnte den Zuschauer zum Lachen

reizen. Ein ptolemäischer König von Ägypten, dem er wohl unwürdig vorgeführt worden war, ließ ihn von Affen aufführen, und das Spottspiel gelang, bis ein Spaßvogel Nüsse unter die vierfüßigen Tänzer warf. Ein heiteres Motiv für unseren Paul Meyerheim! Beweist nicht die mitgeteilte Anekdote, daß die Pyrrhiche da, wo sie nicht ganz vorzüglich und maßvoll zur Ausführung gelangte, selbst den Griechen komisch erscheinen konnte? Aber auch ihnen würde, denken wir, Tademas Waffentanz zur Freude gereicht haben.

Im Frühling 1878 zog der Meister wiederum nach Italien, und das Bild, welches er vor dem Aufbruch dorthin vollendete, scheint ganz unter dem Einfluß der Freude auf den Sonnenglanz und die Farbenpracht, welche er dort zu finden erwartete, entstanden zu sein. Er nannte es „Herzlich willkommen" (Hearty welcome), und es strotzt von Licht, lachendem Blumenbunt und inniger Herzensfreude. Dem Beschauer blüht das eng umschlossene Gärtchen eines pompejanischen Hauses entgegen, und in leuchtenderen Farben wie auf dem Beete vor uns hat der Sommer nirgends Mohnblüten gefärbt, glänzendere Sonnenblumen als die dort auf der Mauer haben sich niemals erschlossen. Der Schattenweiser zeigt auf die dem Mittag folgende Stunde, und das Tagesgestirn scheint hell und warm auf die Tempel und größeren Gebäude, welche das heitere Bürgerhaus überragen. Dort herrscht große Freude, denn das Töchterchen ist heimgekehrt und hängt am Halse der Mutter, die, dem Vater voraus, ihm entgegengeeilt ist. Aber auch an ihn kommt die Reihe. Er ist ein Schriftsteller, Philosoph oder Dichter — die Papyrusrolle in seiner Hand deutet darauf hin —, und wie es hieß, der erwartete Liebling komme, hat er sich nur weniger schnell von dem Schreibpult loszumachen verstanden als die Mutter von den häuslichen Geschäften. Wie innig, wie froh ist diese Begrüßung! Jedes Mitglied der Familie soll teil an ihr haben. Da kommt auch schon eine Magd und bringt das Nesthäkchen der Heimkehrenden entgegen. Selbst der brave Hund will sie begrüßen, und rechts, im Schatten, wo der Hausaltar steht, rinnt das Wasser so frisch aus dem Brunnen, als wollt es auch sein „Willkommen" plätschern. Bedingungslos schließen wir uns Vosmaer, dem Biographen Rembrandts, an, wenn er von diesem Gemälde sagt: „Die harmonische Verbindung der Licht- und Schattenpartien, die feine Farbenwahl, die Kraft und Glut der Tinten, sowie die bei der äußersten Feinheit der Ausführung des einzelnen doch breite und flüssige Vortragsweise machen dies Bild für mich zu einem der vollendetsten Werke des Meisters."

Römische Badedienerin.
Gemälde von Alma Tadema.

Das iſt es ſicherlich; aber er hat zwei Jahre ſpäter ein anderes, ihm verwandtes geſchaffen, dem wir dennoch den Vorzug

Eigenſchaften die, daß ſie ſein ſind, und der Verfaſſer dieſer Zeilen hat das Glück, Eigner eines Gemäldes zu ſein, welches

Miß Anne Tadema. Gemälde von Alma Tadema.

geben; denn wie mit unſeren Kindern, ſo ergeht es uns auch mit unſeren Gemälden; für ihre Beſitzer iſt eine ihrer ſchönſten

Tadema den „Abſchiedskuß“ nannte. Er kennt es wie ſein Kind, wie ſein bevorzugtes Lieblingswerk, und dennoch findet er täg-

lich neue Schönheiten darin. Es versetzt uns gleichfalls in ein pompejanisches Haus. Ein Sklave hält die Thür offen, und durch dieselbe sieht man auf die Straße, wo der Wagen wartet, und über sie hinaus auf das die sanft gebogene Bucht azurblau erfüllende Meer. In dem schönen Vorgemach, in dessen Marmorboden ein mit reichen Mosaikornamenten umrahmtes Wasserbecken gesenkt ist, steht die holdselige junge Mutter und neigt sich zu ihrem halb erwachsenen Töchterchen nieder, das zärtlich zu ihr aufstrebt und den Abschiedskuß freudig empfängt. Des Vaters Büste schaut vom hohen Postament auf diesen freundlichen, von tiefer Gemütswärme ganz erfüllten Vorgang. Es gilt keinen schmerzlichen Abschied, es steht keine lange Trennung in Aussicht, der Wagen soll die Mutter wohl nur zu ihren Eltern in Herkulanum oder ins Bad nach Bajä führen. Was aber diesem Juwel von einem Gemälde besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß die schöne junge Frau mit den Veilchen im Haar die Gattin des Meisters selbst, daß das Töchterchen die liebliche Miß Anne Tadema ist und daß die Büste auf dem Postament den Meister darstellt. Alle drei sind vorzüglich getroffen, auf den ersten Blick zu erkennen. Wie wert ist dem Verfasser dies Gemälde als Kunstwerk, aber erst recht lieb macht es ihm seine erinnernde Kraft.

In Rom selbst begann Tadema (1878) die „Vier Jahreszeiten", welche durch Blanchardsche Stiche sehr bekannt geworden sind.

Den Frühling stellt er also dar: Durch eine Wiese so saftgrün und blumenreich, daß sie dem Beschauer ins Herz lacht, schreitet ein Mädchen, ein liebliches, sittiges, frisch erblühtes Menschenkind, selbst eine kaum erschlossene Frühlingsblume, und schaut verschämt, unbewußt des Zaubers der eigenen Anmut, auf die Blume in ihrer Linken. Gewiß ist der erste Lenzschimmer der Liebe in ihrem Herzen erwacht, und nun sollen die Blumenblätter ihr ein Orakel erteilen; oder fragt sie sich nur, ob sie es wagen dürfe, ihm die Blume zu reichen, die sie gepflückt hat?

Der Sommer. Ein heißer Tag! In dem Badezimmer eines vornehmen Hauses — es ist ganz mit köstlich ausskulptiertem Marmor bekleidet — ruht in dem ovalen, in den Boden eingesenkten Bassin ein liebliches, müdes Mädchen, mit einem vollen Blumenkranz auf dem rabenschwarzen Haar, und fächelt sich langsam mit einer Straußenfeder Kühlung zu. Ihre schönen Glieder umspült kühlendes Naß, und auf der Oberfläche des Wassers schwimmen die Blätter duftiger Sommerblumen in bunter Menge. Auf der Bank über der Wanne schlummert in träger Erschlaffung der Badenden schöne Schwester.

Der Herbst. Flammen steigen von dem Opferaltar in die Höhe und lodern auf zu der Herme mit dem bärtigen Silen, um dessen Stirn sich Weinlaub schlingt und von dessen Schläfen Trauben niederhängen. Eine hohe Amphora mit dem frischen Most dieses Herbstes lehnt an der Wand, ein Weinkrug steht mitten im Feuer. Es gilt, dem Dionysos für die beste Gabe des Herbstes zu danken, und vor dem Altar schwingt sich in stürmischem Tanzschritt eine junge Baechantin. In der Rechten hält sie die brennende Fackel, in der Linken den edel geformten Becher. Ein Kranz schmückt ihr volles, dunkles Haar, und das Pantherfell hängt ihr in glänzender Färbung über Arm und Brust nieder auf das schlichte Gewand.

Der Winter. An dem Fuß einer mächtigen Säule sucht eine Familie Schutz vor dem Frost des Winters. Aus dem tragbaren Öflein dringt Wärme und der Dampf der siedenden Speise. Das schlichte Mahl hat begonnen. Die junge Mutter, welche zwischen dem Haupt der Familie und einem artigen Mädchen — vielleicht ihre Schwester — sitzt, hebt ihr Kindchen heiter zu dem frischen Antlitz empor, als solle es sich mit ihr des warmen Winkels und des Mahles freuen, welches da wartet. Ein freundliches Bild schlichten und doch innigen winterlichen Behagens.

Das Bild „Fredegunde und Galsvintha"

Digitized by Google

ist eine Wiederholung aus dem Cyklus der Tragödie einer ehrbaren Frau. Neben diesem lebensgroßen entstand (1878) vielleicht sein kleinstes Gemälde „Eine Frage" (a sollicitation). Zwei Männerhände können dies winzige Kunstwerk bedecken, und doch hat kein anderes in der großen Münchener Ausstellung von 1879 auch nur annähernd die gleiche Anziehungskraft geübt. So oft wir uns ihm näherten, fanden wir es dicht umdrängt, und was selten geschieht, traf bei ihm zusammen: Kritiker und Laien hatten die gleiche Freude daran.

Ein Sommertag, so hell, so licht, so warm, wie ihn nur der glückliche Süden bietet. Das Meer schimmernd im reinsten Blau, ein Spiegel des wolkenlosen Himmels über ihm. An seinem Ufer eine Bank von weißem Marmor, und auf dieser ruhend ein Jüngling, der an das blonde Mädchen, das mit Rosen im Schoß neben ihm sitzt, eine Frage richtet. Wer ist von diesem Bilde geschieden ohne die Empfindung, daß es ihm vergönnt gewesen sei, einen Blick in eine hellere, seligere Welt als die unsere zu thun? wem hätte sich das glückliche Paar auf der Marmorbank nicht ins Gedächtnis geprägt? Mich hat dies Bild nicht in Frieden gelassen, bis ich die Antwort auf die Frage, welche es dem Beschauer vorlegt, gefunden und mein Idyll „Eine Frage" geschrieben hatte.

Im Kunstpalast am grünen Ilarstrand
Hab ich gar lang vor einem Bild gesessen,
Es hielt mich wie mit Zauberkraft gebannt,
Und als ich fortzog, konnt ich's nicht vergessen.

Ein Jahr verging, der Winter kam herbei,
Nur selten sahen wir die Sonne scheinen.
Da faßt ich mir ein Herz und rief: „Es sei!"
Und nach dem Süden zog ich mit den Meinen.

Wie Wandervögel bauten wir ein Nest
An einem Palmenufer, lichtumflossen,
Dort blühte uns das Dasein wie ein Fest,
Und herzensdankbar haben wir's genossen.

Oft konnt ich dort zum Meere, purpurblau,
Mit neuer Lust den Blick herniedersenken,
Und tausendmal mußt ich bei solcher Schau
An Alma Tademas Gemälde denken.

Einst kam ein Tag, froh wie ein Brautgesicht,
Ganz voll von Duft und Licht und guten Stunden,
Und da – es flog mir zu, ich suchte es nicht –
Hab ich das Wort zum Bild des Freunds gefunden.

So, gerade so ist's gewesen, so bin ich dazu gekommen, mein bescheidenes Werk „Eine Frage" zu schaffen.

1879 entstanden die Bilder: „Stromabwärts" (Down to the river), „Der Gartenaltar" (The garden altar), „Nicht zu Hause" (Not at home), „Zum Tempel der Ceres" (To the temple of Ceres) und 1880 „Ave Cæsar Imperator".

Seine „Sappho" vollendete Tadema 1881, und dies Gemälde erregte in der Berliner Kunstausstellung große Bewunderung, nicht nur wegen der köstlichen Wiedergabe des Marmors, sondern wegen der wundervollen Gruppierung der Figuren und der echt antiken Ruhe, in die das Ganze getränkt ist. Sehe ich recht, so hat Tadema diesmal sein Motiv einer Elegie der Hermesianer entnommen, in der es heißt:

Du weißt es ja, wie in dem Lesbierland
Alkaios oft den Festesreigen führte,
Von Liebesglut für Sapphos Reiz entbrannt,
Im Lied sie feiernd, seine Saiten rührte.

Er, Alkaios, nicht Sappho, ist denn auch die Hauptperson in diesem Gemälde. „Im Lied sie feiernd" läßt er das Saitenspiel erklingen, sie aber hört ihm, über die Tafel und den Kranz gebeugt, der auf derselben liegt, gütig und hoch erfreut zu. Neben ihr steht ihr Töchterchen, dessen sie in einem ihrer Lieder gedenkt; auf der Exedra sitzen die Freundinnen und Schülerinnen der „neunten Muse", des „weiblichen Homer", beglückt diesen Meister diese Meisterin feiern zu hören. — Edel und eigentümlich hat er die Person der großen Dichterin aufgefaßt. Das ist nicht das liebeskranke Weib, von dem die Sage, wahrscheinlich an die spätere Komödie anknüpfend, berichtet, daß es sich aus unglücklicher Liebe das Leben genommen, das ist die Poetin, von der die Grabschrift des Pinytos singt:

Sapphos Asch und Gebein und den Namen nur deckt die Erde.
Aber ihr weiser Gesang freut der Unsterblichkeit sich.

Diese weise Sängerin zeigt uns Tadema, und doch verstehen wir, daß gerade sie

der heißen Leidenschaft fähig war, welche einige unter den wenigen Liedern, die von ihr erhalten blieben, erfüllen. Herrlich ist der Gegensatz zwischen dem weißen Marmor, den voll beleuchteten Figuren und dem tiefen Dunkelblau des Meeres im Hintergrunde.

Die „Kleopatra", die „Vorlesung des Horaz" und den „Hadrian, wie er bei seinem Besuche Britanniens eine Töpferwerkstätte besucht", haben wir leider nicht gesehen. Die Komposition des letzteren Werkes soll eins seiner größten Meisterwerke sein; sicher ist gerade auf diesem Bilde auch das Detail köstlich, denn Tadema ist ein Freund und seltener Kenner antiker Gefäße, und er hat auch öfter die Töpferkunst und ihre Produkte mit Stift und Farbe dargestellt. Will er ihr danken, daß des Töpfers Dibutades Tochter, wie die Sage erzählt, seine Kunst, die Malerei, erfunden?

Auch als Porträtmaler hat sich Tadema bewährt; das Bildnis seiner Tochter Anne, woran sich der Leser erfreuen mag (S. 193), war eine Zier der letzten Berliner Ausstellung. Der längst überschrittene Raum verbietet uns, die Porträts und Aquarelle, die wir von ihm kennen, einzeln anzuführen. Die letzteren würden eines näheren Eingehens wohl wert sein, denn gerade in dieser Malweise möchte ihn außer unserem Menzel, den Tadema tief und herzlich verehrt, kein lebender Künstler übertreffen. Auch seine Gattin, welche so liebenswürdige Ölbilder zu schaffen versteht, ist eine feine Aquarellistin. Die Coulissen, welche er für die Vorstellung lebender Bilder gemalt hatte, die zum Teil durch seinen Beistand und Einfluß zum Besten der Überschwemmten in den Rheinlanden zu stande gekommen war, sollen Meisterwerke ersten Ranges gewesen sein. Andere kleine Bilder, die er in glücklichen Stunden entworfen hatte, haben Schauspieldirektoren mit richtigem Verständnis des ihnen innewohnenden Zaubers in Theaterdekorationen umwandeln lassen.

An den Früchten soll man den Baum erkennen; um ein treffendes Bild des Künstlers zu geben, haben wir uns eingehend mit seinen Werken beschäftigt. Wer diese kennt, kennt ihn selbst. Den Menschen Tadema in einem durchgeführten Gemälde darzustellen, dazu ist, mein ich, die Zeit noch nicht gekommen; er gehört ja noch, gottlob, zu den Lebenden, und wenn in ferner Zeit auch seine letzte Stunde schlägt, werden viele Berufenere sich beeilen, ihm das Elogium zu schreiben. Was mich betrifft, so kann ich nur sagen, daß ich es als eine ganz besondere Gunst des Schicksals betrachte, diesen seltenen, tief unterrichteten, warmherzigen Mann und echten Künstler Freund nennen zu dürfen. Bei so viel Größe, so reichem Wissen und einer so ungewöhnlichen Verbreitung des Ruhmes hat er eine köstliche Schlichtheit des Gemütes bewahrt. Wer ihn kennt, der weiß, woher das Licht und die sonnige Heiterkeit stammen, welche viele seiner Gemälde umleuchten; sie entspringen aus seiner keuschen und reinen Seele, die übervoll ist von ihnen. Ich will sein Antlitz und den Schimmer seiner Künstleraugen nie vergessen, als er mir an einem Maientage, bei einer Fahrt mit seiner und meiner Gattin durch unser bescheidenes Leipziger Rosenthal, bei Sonnenschein, frischem Grün und Vogelgesang zurief: „Ebers, die Welt ist doch schön!"

Gottfried Keller.

Ein Dichterporträt

von

Ernst Ziel.

Wir sind heute zu kritisch-nüchtern, zu politisch-spitzfindig, zu pathetisch-ernsthaft geworden, um — produzierend oder genießend — noch jener in gewissem Sinne heiteren epischen Muse dienen zu können, welche ohne alle zersetzenden Elemente des modernen Geistes ihre Gestalten rein naiv und unmittelbar vor uns hinstellt. Der naiven Kunst, zumal der humoristischen und komischen, fehlen heutigestags Priester wie Andächtige, denn beide, Dichter und Publikum — wie könnte es anders sein? — sind heute wie immer Kinder ihrer Zeit; unserer Zeit aber ist alle Naivetät des Empfindens abhanden gekommen und damit der heiteren Freiheit des Nichtreflektierten und Ursprünglichen in der Dichtung nahezu aller Boden entzogen. Das ist sehr bedauerlich. Das Firmament über uns bedrückt und beklemmt uns, wenn ihm die lachende Bläue fehlt. Der wahre Litteraturfreund fühlt sich nicht wohl unter einem litterarischen Zeithimmel, dem die azurnen Tinten des Naiven, des Heiteren, des Humoristischen gebrechen. Dem gegenüber aber wird ihn etwas von der aufatmenden Freude überkommen, die wir angesichts eines Sonnenblicks an wolkenverhängten Tagen empfinden, wenn eine gute Stunde ihm unter all den bewußt kunstvollen und mühsam aufgebauten Dichtwerken des heutigen Büchermarktes einmal einen wirklich unmittelbar schaffenden Poeten zuführt. Ein solches Gefühl aufatmender Freude empfinde ich stets, wenn die klare, lichte Welt der Gottfried Kellerschen Dichtungen sich mir erschließt.

Ich habe anderenorts, bei Besprechung der Kellerschen Lyrik, als einen Hauptzug im dichterischen Charakter unseres schweizerischen Poeten den unentwegbaren Optimismus bezeichnet, welcher seine lyrischen Schöpfungen durchleuchtet. Ich fand diesen Optimismus in den Kellerschen Gedichten seltsam gepaart mit einer ausnehmenden Vorliebe für das Bizarre und Barocke in der Erfindung der Sujets. Diese beiden charakteristischen Momente sind aber nicht nur den lyrischen Produkten Kellers eigen, sie machen sich in seiner gesamten Produktion fühlbar, werden aber — in den Erzählungen mehr als in den Gedichten — durch ein drittes hervorstechendes Moment moderiert und einheitlich verschmolzen; es ist dies der grundhaltige und kernige Realismus im Verhalten Kellers seinen Objekten gegenüber. Keller ist seinem Naturell nach sanguinischer Optimist und barocker Phantast, aber als Korrektiv für beides, das nur selten versagt, gab ihm die Natur den überlegen dreinschauenden Kritizismus einer streng objektiven Welt- und Menschenbetrachtung, und dieses Korrektiv bewahrt ihn einerseits vor dem Überschlagen seines Optimismus in den Quie-

Digitized by Google

tismus einer gedanken- und haltlosen Rosigseherei, andererseits vor dem Abspringen seiner Phantasie ins Gebiet traumhafter Phantasterei. Der Realist in Keller weiß sich den Optimisten und den Phantasten in so maßgebender Weise dienstbar zu machen, er weiß beiden dabei so ausgiebig ihr Recht zu wahren, daß das Resultat das denkbar gesundeste ist: der Realist empfängt vom Optimisten Wärme, vom Phantasten Farbe und giebt ihnen beiden dafür kritische Ruhe und Besonnenheit. (Keller kennt keinen Superlativ — um ein Wort Berthold Auerbachs hier einzuschalten.) Aus solchem Verschmelzungsprozeß aber resultiert die heutigestags ebenso seltene wie wohlthuende Eigenart der Kellerschen Dichtweise: das, was ich im Eingange mit der heiteren Freiheit des Nichtreflektierten und Ursprünglichen in der Dichtung bezeichnet habe.

Der Realismus Kellers ist wie der Dichter selbst durchaus schweizerisch durchsättigt: er hat etwas Autochthonisches, etwas von der Scholle an sich, die, fern von den großen Treibhäusern der modernen Kultur, kräftig und unberührt auf den lustigen Höhen und in den duftigen Thälern der schweizerischen Alpen wächst: etwas wie frischen Erdgeruch und körnige Konsistenz. Es ist das Nüchterne und Derbe, das Robuste und Anstellige, das Solide und Moderierte, das Knappe und Reservierte, das diesen Realismus kennzeichnet. In den Erzählungen unseres Poeten atmet echt helvetischer Volksgeist, aber er ist seiner erfaßt und reinlicher ausgesiebt als in den gar zu handfesten und derb-volkstümlichen Geschichten eines Jeremias Gotthelf.

Menschen und Lokale, Anschauungen und Zustände sind bei Keller fast durchweg schweizerisch.

Zunächst die Menschen! Wie stattlich und kräftig, gleichsam in den nägelbeschlagenen Schuhen des Gebirgsvolkes, schreiten sie einher! Wie gesund ihr Denken, wie warmblütig oft ihr Empfinden! Gerade daß sie aus einer bestimmten nationalen Sphäre mit so sicherer Hand gegriffen, daß sie Individuen sind von provinziellem Gepräge, das verleiht ihnen einen besonderen realistischen Reiz. Und abgesehen von dem reizvollen Genuß, den sie uns gewähren, auch rein litterarisch betrachtet, hat dieses Provinzielle einen hohen Wert; denn das Provinzielle in der Litteratur bewahrt die litterarische Produktion einer Zeit vor Einseitigkeit und Verknöcherung und erfrischt sie mit dem verjüngenden Hauche des Individuellen. Die Kunst der Menschenschilderung bewährt überdies in der Beschränkung erst eigentlich ihre Kraft, und es ist eine viel höhere künstlerische Leistung, fest umrissene Menschenbilder mit den ausgeprägten Charaktermerkmalen eines bestimmten geographischen Bezirks und im Zusammenhange mit den lokalen Bedingungen hinzustellen, aus denen sie erwachsen sind, als allgemein gedachte Typen in ein beliebiges Phantasielokal hineinzudichten. Keller entnimmt seine Gestalten frisch zugreifend dem schweizerischen Leben, und wie der verständige Gärtner zugleich mit der Pflanze den Erdmantel aus dem Boden hebt, der ihre Wurzeln umgiebt, so reicht unser Dichter uns in seinen Gebilden nicht nur sie selbst dar, sondern zugleich mit ihnen auch ein Stück des Mutterbodens, der sie hervorgebracht.

Ein Stück des Mutterbodens! Denn schweizerisch ist bei Keller, wie gesagt, außer den Menschen selbst, die er uns zeichnet, ferner noch das Lokal: seine Städte- und Landschaftsbilder, sein Haus- und Draußenleben, seine Coulissen für Wald- und Feldscenerien, seine Staffage für Werkstatt und Schenkstube — all das zeigt im großen wie im kleinen spezifisch schweizerisches Kolorit und schweizerische Linien. Seine Landschaften speciell sind von einem so porträtartig wirkenden Realismus — das heißt also von einem schweizerischen — erfüllt, wie ihn das frei komponierte Naturbild niemals erreichen könnte. Die Schweiz ist, der Hauptsache nach, der Schauplatz des „Grünen Heinrich"; die „Leute von Seldwyla"

Digitized by Google

und die „Züricher Novellen“ gehen in der Schweiz vor sich; bei den „Legenden“ freilich, soweit sie überhaupt ein Lokal haben, wurde dieses dem Dichter durch den Stoff vorgeschrieben, und so entbehren wir bei Keller nur in ihnen und im „Sinngedicht“, das eine lokale Präcisierung vermeidet, schweizerischen Grund und Boden. Die greifbare Herausbildung und sinnliche Veranschaulichung des Lokals gehört zu den allerstärksten Seiten Kellers. Hier zeigt sich sein Realismus von einer seiner glänzendsten Seiten; denn wie sich die dramatisch-charakteristische Kraft unseres Dichters in der Gestaltung seiner Menschen bewährt, so sein episch-deskriptives Können, sein plastifizierendes Vermögen in der Entrollung von Landschafts- und Architekturgemälden und von Kleinmalereien aus dem Volksleben auf dem lokalen Hintergrunde der Schweiz.

Schweizerisch, habe ich behauptet, sind bei Keller außer den Menschen und Lokalen auch die Anschauungen und die Zustände, in welche er die ersteren hineinstellt. Und in der That: die geistige Atmosphäre, welche seine Menschen atmen, ist vorwiegend schweizerisch; das eigentlich Sauerstoffhaltige aber in dieser Atmosphäre ist das mit stark demokratischen Ingredienzien erfüllte staatsbürgerliche Element im schweizerischen Leben. Der Schweizer ist seit Jahrhunderten an eine intime Anteilnahme am politischen und kirchlichen Leben seiner Heimat gewöhnt. Infolge dieser stetigen Mitarbeit am Bau und an der Leitung des Staates ist er bis in die untersten Gesellschaftsschichten hinein zu einer großen Sicherheit des politischen und religiösen wie des socialen Urteils gereift, und aus dieser staatspolitischen Zucht ist ihm namentlich zweierlei erwachsen: einesteils der stark ausgeprägte praktische Bethätigungstrieb, welchem, eben weil er aus einem lebhaften Staatsbewußtsein quillt, Vaterlandsgefühl und Moralgefühl identische Begriffe sind, anderenteils aber ein gewisses gleichmäßiges Bildungsniveau, das die natürlichen Unterschiede der Stände bis zu einem bestimmten Grade ausgleicht und unter gewissen Bedingungen sogar aufhebt. Keller, wenn er seine Menschen gestaltet, rechnet stets mit diesen beiden Faktoren, und das Vorhandensein derselben erleichtert ihm in manchen Punkten die Arbeit des Charakterisierens und Motivierens. So ist er namentlich — um nur *eines* hervorzuheben — häufig der schwierigen Abtönung der Farben überhoben, welche ein Schilderer von Menschen mancher anderen Landschaft gar nicht zu umgehen vermag, so oft er die Bildungsunterschiede und -Übergänge gelegentlich der Berührung der verschiedenen Stände darzustellen hat. Der deutsche Leser nimmt mit Erstaunen wahr, wie Keller seine Menschen, wettergehärtete, schlichte Leute mit schwieligen Händen, oft unvermutet Gedanken über kirchliche und staatsbürgerliche Fragen aussprechen läßt, die anscheinend weit über den Kreis ihrer gesellschaftlichen und menschlichen Bildung hinausliegen. Und doch ist das vollständig gerechtfertigt, ein Ausfluß gerade der mit nationalen Eigentümlichkeiten rechnenden realistischen Darstellungsweise unseres Poeten. Denn wenn bei uns in Deutschland das Maß der Bildung eines Menschen meistens in dem Niveau seines gesellschaftlichen und schönwissenschaftlichen Standpunktes zu suchen ist, so trifft das in der Schweiz absolut nicht zu: die demokratischen Staatseinrichtungen haben sich an Kellers Landsleuten als ein volkspädagogisches Ferment von eigentümlicher Bedeutung erwiesen; sie haben ihnen eine achtbare politische Einsicht verliehen, mit der die übrigen Disciplinen ihrer Bildung, ihr Bücherwissen und ihre Umgangspolitur, freilich nicht immer Schritt zu halten vermögen. Diese schweizerischen Eigentümlichkeiten nun kommen in den Erzählungen Kellers vielfach zum Austrag. Aber er giebt sie als etwas Selbstverständliches, das eine Erklärung gar nicht erfordert. Und er darf sich das erlauben. Der Beneidenswerte! Ein deutscher Erzähler, der provinzielle Menschen und Zustände seiner Heimat schildert, müßte, um sich verständlich zu

machen, viel umständlicher motivieren, wenn er außerhalb des engeren Lokals seiner Dichtung nicht für einen ganz utopischen Fabulanten gehalten werden wollte — eine Klippe für den deutschen Sitten- und Kulturschilderer, die, wie so viel anderes Üble in Deutschland, mit dem bisherigen centralisationslosen Gange unserer historischen Entwickelung zusammenhängt. Bei Fritz Renter, den man vielleicht geneigt sein könnte, mir zur Widerlegung meiner Behauptung entgegenzuhalten, ist das etwas ganz anderes: der mecklenburgische Humorist führt uns nicht, wie der schweizerische, Menschen vor, denen gewissermaßen das Gleichgewicht der Bildung verloren gegangen, indem sie politisch, religiös oder sonstwie einseitig und auf Kosten ihrer übrigen geistigen Qualitäten vorgeschritten sind — durchaus nicht! Denn bei den obotritischen Bauern und Kleinbürgern Renters liegt nicht wie dort eine proportionswidrige Verschiebung der einzelnen Bildungsgebiete vor; sie sind einfach Leute, die in der Totalität ihres Denkens und Wissens auf dem längst überflügelten Standpunkte früherer Jahrhunderte zurückgeblieben sind. Genau wie ihre plattdeutsche Sprache auch! Die ebenmäßige Mischung ihrer Bildungselemente ist nirgends gestört; es ist nur ein niedrigerer Grad der geistigen Reife und Geweckheit überhaupt, der bei den Reuterschen Charakteren fühlbar wird, und so brauchen wir — ungleich anders wie den Kellerschen Menschen gegenüber — bei dem mecklenburgischen Dichter nur von unserem gewohnten höheren Beobachtungsstandpunkte herabzusteigen, um sofort für seine Gestalten das richtige Gesichtsniveau zu gewinnen.

Aber das nur nebenbei!

Ich habe anzudeuten versucht, inwiefern Keller schweizerisch ist in seinen Menschen, in der Örtlichkeit, in den Anschauungen und Zuständen, die er schildert. Schweizerisch endlich ist er in einem vierten Punkte: in gewissen Elementen seines dichterischen Vortrags. Kernige Objektivität und ansnehmende Herbigkeit ist der Grundzug seiner Diktion; sein Stil ist völlig naiv, oft nahezu trocken, häufig von feinem Humor durchwürzt, mitunter duftig angehaucht, stets aber gedrungen und kompakt, kraftvoll gereift und absolut phrasenlos. Gedanke und Anschauung, Empfindung und Bild fließen bei Keller ungesucht und natürlich in eins zusammen. Das ist das Schweizerische in seinem Stil. Aber ist Keller in seiner Menschen- und Lokalschilderung wie nach Maßgabe der geistigen und ethischen Atmosphäre, welche in seinen Werken weht, eine vorwiegend schweizerische Erscheinung, so erweitert sich das Bild, das der Stil uns von dem Manne entwirft — und: le style c'est l'homme — doch aus dem soeben angedeuteten Eng-Schweizerischen hinaus in die weitere Sphäre des Allgemein-Menschlichen. Der Kellersche Stil ist in gewissem Sinne universell. Unser Dichter verfügt über eine große Fülle der Tonarten, über einen künstlerischen Instinkt, der sich bei der sprachlichen Einkleidung des gegebenen Stoffes niemals in der Klangfarbe vergreift und so immer der Seele den konformen Körper anzubilden versteht. Keller gebietet über die ganze Skala epischer Darstellungskunst vom trockenen, behaglich nüchternen Chronikenstil an bis hinauf zur zartduftigen Sprache des Märchens: bald entwirft er uns in kräftig gesättigter Fülle des Details ein breiter ausgeführtes Seelen-, Zeit- oder Kulturgemälde, das uns in der kontemplativen Ruhe seiner Linienführung wie ein Erzeugnis jener „guten alten Zeit" gemahnt, da Dampf und Elektricität noch nicht an die Stelle von Beschaulichkeit und Friedsamkeit getreten; bald klingen seine Erzählungen im Gegensatze dazu an die nahezu epigrammatisch zugespitzte, aphoristische Form der altitalienischen Schule an, welche den Faden der Handlung knapp und säuberlich ausspinnt, aber alles arabeskenhafte Beiwerk vermeidet und die Episode haßt; das eine Mal bietet er uns humorstrotzende Geschichten im Stile der spanischen Schelmenromane eines Men-

Digitized by Google

doza, Guevara und Aleman, wenngleich in gedrungenerer Schürzung; das andere Mal beschwört er düstergefärbte Nachtstücke aus den Tiefen und Untiefen des modernen Lebens herauf; jetzt zeichnet er uns in derber Holzschnittmanier Karikaturen im Geure der alten Volksschwänke, um uns gleich darauf zartgewobene Legenden in der kryſtallenen Schale einer ideal angehauchten Sprache darzureichen.

Diese Universalität des Stils deutet auf die deutschen Einflüsse hin, denen unser Dichter von früh an sich unterstellte. Man kann es kurz sagen: Ist Keller dem Herzen und dem Blute nach ein Sohn des dem Auslande gegenüber konservativ abgeschlossenen Schweizerlandes, so ist er der Bildung und dem Geiste nach ein Schüler des der europäischen Kultur von jeher offenen Deutschland. Er ist bei uns so zu sagen in die Lehre gegangen — im eigentlichen und im uneigentlichen Sinne des Wortes.

Gottfried Keller.

Unser Dichter wurde am 19. Juli 1819 als Sohn eines in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebenden Drechslermeisters zu Zürich geboren. Es ist bezeichnend für gewisse Seiten im dichterischen Wesen Kellers, daß er sich anfangs zum Maler berufen fühlte und der Verwirklichung dieser irrtümlich gefaßten Meinung jahrelang nachlebte und nachstrebte. Die augenfällige Plastik seines epischen Gestaltungs- und Gruppierungsvermögens, die farbige Sättigung seiner Diktion und vor allem der echt künstlerische Takt, mit dem er alles bloß Abstraktionsmäßige vermeidet und uns in dem Kranze seiner Dichtungen nur konkretes Leben und blühende Realitäten bietet, all dies ist ohne Frage auf die Impulse und Qualitäten zurückzuführen, in denen er seine Malermission suchte und die im Grunde nichts waren als sein damals noch latenter und schmählich mißkannter Dichterberuf. Die Thatsache, daß auch Fritz Reuter — um noch einmal auf den Mecklenburger zurückzukommen — von Malerinklinationen ausging und jahrelang seine höchste Lust und seinen höchsten Ehrgeiz im Zeichnen suchte, ist, zusammengehalten mit der gleichen Neigung Kellers, wie mir scheint, nicht uninteressant. Bei beiden Dichtern darf wohl auf einen innern Zusammenhang ihres Malertriebes mit dem ihnen beiden eigenen schriftstellerischen Realismus geschlossen werden.

Keller hat neun Jahre in Deutschland gelebt: zunächst von 1840 bis 1842, die Lorbeeren des Landschaftsmalers suchend, in München; sodann von 1848 bis 1855, an der Kunst längst verzweifelt und Staatswissenschaften studierend, in Heidelberg und Berlin. Wer den Entwickelungsfäden des Kellerschen Geistes in den Werken unseres Dichters nachgeht — sie liegen namentlich im „Grünen Heinrich“ klar zu Tage —, für den ist es leicht ersichtlich, daß der Züricher Drechsler-

Digitized by Google

sohn vorwiegend in Deutschland das Reifen und die Klärung seiner menschlichen und künstlerischen Anlagen erlebte. Daß aber Deutschland die Bildungsschule Kellers wurde, ist nicht etwa auf eine zufällige Wendung in seinem Leben zurückzuführen, ist vielmehr aus der frühesten Gedankenrichtung des Knaben und Jünglings zu erklären. Seine Sehnsucht richtete sich schon zeitig in das Land der Dichter und Denker, an dessen Litteratur er sich genährt, dessen Sprache die Sprache seiner Heimat und dem er sich nicht nur geistes-, sondern auch blutsverwandt fühlte. So war es ein durchaus innerer Impuls, der den Zwanzigjährigen über den Rhein in sein „zweites Heimatsland" trieb, wie er selbst Deutschland bezeichnet. Es war die Zeit der anhebenden vierziger Jahre, in welcher unser Dichter zuerst den Fuß auf deutschen Boden setzte, um in München Malerei zu studieren. Die Nachwirkungen der Julirevolution machten sich noch immer in leisen Vibrationen sowohl in unserem öffentlichen Leben wie besonders in unserem Schrifttum fühlbar; aber die Vorboten des Bewegungsjahres 1848 kündigten sich bereits heimlich an. Die geschichtlichen Ereignisse hatten die Litteratur mit liberalem Geiste imprägniert, und die Poesie war längst aus den exklusiven Zirkeln der Romantik auf das große Welttheater, aus den akademischen Hörsälen auf das politische Forum hinausgetreten. Diese Zeitatmosphäre konnte auf den jugendlichen schweizerischen Pseudomaler und latenten Poeten bei seinem ersten Eintritt in Deutschland um so weniger ohne tiefgreifenden Einfluß bleiben, als er in seinem Herzen neben dem Altar der Liebe zu seiner engeren Heimat längst das Banner deutsch-patriotischer Gesinnung aufgepflanzt hatte. Apostrophiert er doch selbst Schaffhausen und seinen Wasserfall:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo, ungestört und ungekannt,
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

Und trat er bei seinem ersten Verweilen in Deutschland in eine mit politischen und socialen Zündstoffen stark erfüllte Luft, so bezeichnet sein zweites Betreten des deutschen Bodens den Moment, wo der elektrische Schlag sich bereits entlud: kam Keller doch gerade 1848, nunmehr nahezu dreißig Jahre alt und mit seinen Malerphantasien längst fertig, nach Heidelberg, um seine bisher autodidaktisch betriebenen Rechtsstudien an der alma mater in die legalen Bahnen der akademischen Schulung zu lenken. Tiefgreifende Einflüsse aus dieser Zeit ließen sich in Kellers Werken unschwer nachweisen. Aber sah er Deutschland damals in der Erregung, so sah er es einige Jahre später in der Erschlaffung: sein Aufenthalt in Berlin (1850 bis 1855) machte ihn zum unfreiwilligen Zeugen einer dumpfen Reaktion, die mit ihren vom Staate sanktionierten Intriguen und Leisetretereien, mit ihren Denunziationen und Demokratenriechereien ihres Eindrucks auf unseren Dichter nicht verfehlen konnte, wie dies denn auch durch die Reflexe beurkundet wird, welche sie in die Dichtungen Kellers geworfen hat.

Die Untersuchung, welche modifizierte Richtung, welchen veränderten Inhalt das dichterische Schaffen Kellers gewonnen hätte, wenn er deutschen Einflüssen, politischen wie litterarischen, nicht so stark unterstellt gewesen wäre, und zwar gerade in den maßgebendsten Jahren seiner Entwickelung — diese Untersuchung läßt sich gar nicht führen. So viel aber darf ich wohl behaupten: das Maßvolle und Ausgeglichene in Keller ist eine speciell cisrhenanische Errungenschaft unseres Dichters; es hat in der Mischung seiner Charakterelemente nicht die Bedeutung eines schweizerischen Natur-, sondern eines deutschen Erziehungsproduktes. Das Bizarre und Phantastische in ihm, das ich eingangs dieser Studie betonte, das Naturalistische in seinem Wesen fand durch die Berührung mit deutscher Bildung und deutscher Art, mit deutscher Politik und deutscher Wissenschaft eine wohlthuende Ausgleichung. Keller hat einen ausgesprochenen Hang zur kapriziösen Laune,

Digitized by Google

aber er bändigt und regelt die Laune durch das Gesetz; Keller liebt romantische Excentricitäten und phantastische Extravaganzen, aber er weiß sie realistisch zu verwahrscheinlichen und logisch zu organisieren; Keller räumt der Willkür in seinen Erfindungen einen großen Raum ein, aber in der Ausführung verfährt er maßvoll und sachlich. In diesen Antithesen, glaube ich, liegen die Gegensätze andeutungsweise ausgedrückt zwischen dem, was ursprünglich in unseren Dichter gelegt war, und dem, was er durch Leben nach außen und Arbeit nach innen daraus geformt hat. Das Bild des Menschen wie des Dichters in Keller giebt dem scharf hinblickenden Beobachter die erfreuliche Überzeugung: hier haben sich die Elemente einer reich und kräftig veranlagten Menschennatur zu einer bedeutenden und interessanten Dichterpersönlichkeit herausgebildet und ausgelebt.

Der Werdegang aber, den solche Elemente zu solchem Ziele genommen, thut sich in den Werken des Dichters vor uns auf.

Man kann im Schaffen Kellers am natürlichsten drei Perioden* unterscheiden: die erste, gewissermaßen die des Sturmes und Dranges, umfaßt die „Gedichte" (1846), die „Neueren Gedichte" (1851 und 1854), den „Grünen Heinrich" (1854 bis 1855) und aus der Reihe der „Leute von Seldwyla" (1856) die beiden Erzählungen „Pankraz der Schmoller" und „Regel Amrain"; die zweite wird der Hauptsache nach durch die übrigen Novellen der „Leute von Seldwyla" und die „Sieben Legenden" (1872) bezeichnet, während in die dritte die „Züricher Novellen" (1877), das „Sinngedicht" (1881) und die Neubearbeitung des „Grünen Heinrich" (1884) fallen.

Was zunächst den „Grünen Heinrich" betrifft — um eine Würdigung von Kellers frühesten Veröffentlichungen, den Gedichten, die 1883 in einer Gesamtausgabe erschienen, bis zum Schluß meiner Studie aufzusparen —, so haben wir es mit einer Art von Selbstschau, mit einem litterarisch zum Austrag kommenden inneren Klärungsprozeß des Dichters zu thun; denn wie Keller selbst in einem Aufsatze der „Gegenwart" (Jahrgang 1877, Nr. 1) ausdrücklich darlegt, ist die Entstehung des Romans auf das Bedürfnis des Autors zurückzuführen, einen Blick rückwärts auf seine eigene Entwickelungsperiode zu werfen und die Stimmungen und Gedankengänge, welche diese Entwickelungsperiode begleiteten, noch einmal dichterisch zu durchleben und in einem künstlerisch gerundeten Werke sich zu vergegenständlichen. Somit ist der Roman etwas wie eine dissectio animi poetæ, etwas wie ein psychologisches Experiment, das die Hebel der Untersuchung da anlegt, wo im Wesen des Untersuchers selbst die frühesten und tiefsten Wurzelfasern liegen: der „Grüne Heinrich" enthält die Bildungsgeschichte Kellers und erweckt daher außer dem ästhetischen noch ein hervorragendes psychologisches Interesse. Er wirft tiefe Blicke nicht nur in die Seele seines Helden, sondern auch in die Menschenseele überhaupt; er gehört demselben von Romantik tief durchtränkten litterarischen Genre an wie Goethes „Wilhelm Meister". Dort wie hier dasselbe Grundproblem: die erziehliche Entwickelung des Menschen aus dem bloß Ästhetischen zum Praktischen, Politischen, aus dem jugendlichen Subjektivismus zur objektiv gereiften Welt- und Lebensanschauung! Abgesehen aber von dem Interesse, das dieses psychologische Grundproblem erweckt, excelliert der Roman durch die realistische Kraft des epischen Talentes, das sich hier dokumentiert. Ich will gar nicht sprechen von der oft nahezu stereoskopischen Plastik, von der reichen Farbenfülle, die uns hier in den Schilderungen des äußeren Lebens, wie zum Beispiel in prächtigen schweizerischen Land-

* Ich folge hierin wie auch sonst in manchen Punkten meiner Studie dem vortrefflichen, durch gründliches Eingehen in den Gegenstand und große Klarheit des Blickes ausgezeichneten Essay „Gottfried Keller" von Otto Brahm (Leipzig, Albert Unstad), welche geistvolle Arbeit ich hiermit der Beachtung aller Keller-Freunde wärmstens empfehle.

schaftsgemälden und Scenen aus dem Volksleben, entgegentritt; ich will nicht sprechen von der Kunst, mit welcher der Dichter diese Außendinge aus der Sphäre der realen Welt in die Regionen poetischer Schönheit erhebt — ich will nur auf die wahrhaft geniale Art hinweisen, wie er seine stets mit einer überraschenden Fülle kleiner Züge ausgestatteten Einzelschilderungen hier dem höheren Ganzen organisch einzufügen und von dem so prägnant hingestellten Außen die Brücke zu schlagen versteht zu dem Innen, auf das es ihm eigentlich ankommt. Innerlich sind im „Grünen Heinrich" die Stimmungen: sie haben echten Schimmer aus der Tiefe des Gemüts; innerlich sind die Reflexionen: sie haben philosophischen Gehalt; innerlich sind die Charaktere: sie haben solid begründete Lebenswahrheit. Aus der Zahl der letzteren leuchtet derjenige der Frau Lee, der Mutter des Helden, durch Feinheit der Konturen vor den übrigen hervor, und das menschlich schöne, zart innige Verhältnis dieser einigermaßen charakterschwachen Frau zu ihrem Sohn, den sie ungezügelt und ungebunden aufwachsen läßt, hat etwas von der elementaren Gewalt, mit der alles Echtmenschliche ans Herz greift. Aber neben diesem Licht fehlt es dem Roman allerdings nicht an tiefem Schatten. Abgeschwächt wird seine Wirkung namentlich vielfach durch allerlei stoffliches und gedankenliches Bei- und Nebenwerk, das der Dichter aus Gründen, die mit der Idee der Dichtung nichts zu thun haben, in diese hineingetragen hat und das daher als ein stoffartiges Totes aus dem Rahmen herausfällt: dahin gehört, ganz abgesehen von einer üppig rankenden Episodik der Handlung, das ganze didaktische An und Um, das Keller in seinen „Heinrich" hineingeheimnißt hat, als wäre der arme Jüngling ein lebendiges Bücherregal, das die Quintessenzen aus allen wissenschaftlichen Disciplinen ächzend zu tragen habe. Und wären es nur die Quintessenzen! Ganze breit ausgeführte Abhandlungen über Theologie und Medizin, über Metaphysik und Jurisprudenz, über Malerei und Plastik lagert der Dichter in seinem Romane ab und verwischt dadurch nicht nur die Linien einer kunstvollen Komposition der Handlung, sondern trübt auch die einheitliche Gestaltung der Charaktere, zumal des Helden, in empfindlicher Weise, und das Schlimmste dabei ist, daß man die persönliche Absicht des Autors spürt, diesen Überschuß seines Wissensschatzes bei der guten Gelegenheit, die der Roman ihm bietet, los zu werden — ich sage: seine persönliche Absicht, und noch dazu eine Absicht, die mit einem gewissen Aufwande von Mühe ausgeführt wird, nicht aber eine künstlerische Nötigung, die ihre Gegenstände frei und schön aus sich herausstellt. Das Verstimmende, das in diesem Mißverhältnis der didaktischen Elemente des Romans zu Kern und Form desselben liegt, hat auch durch die vom Dichter vorgenommene Umarbeitung leider nicht ganz beseitigt werden können, denn das Verdienst dieser Umarbeitung des „Grünen Heinrich" beschränkt sich der Hauptsache nach auf die Ersetzung des marottenhaften Schlusses durch eine gesunde Ausgangswendung und die Umschmelzung des Romans in die Form der Selbstbiographie.

Wiegt im „Grünen Heinrich" das Romantische und das Didaktische noch störend vor, zwei Momente, die auf einer Linie liegen mit dem, was ich im Eingange dieser Skizze als das Bizarre und das dieses moderierende Realistische in Keller bezeichnet habe, so bahnt sich eine gegenseitige Durchdringung dieser beiden Momente schon merklich in denjenigen beiden Erzählungen an, die man als die Grenzscheide zwischen der ersten und zweiten Schaffensperiode unseres Poeten betrachten darf: in „Pankraz der Schmoller" und „Regel Amrain". Beide — zu den Seldwyler Geschichten gehörend — stehen noch mit einem Fuße auf dem Gebiete des Subjektivismus, das wir im „Grünen Heinrich" kennen lernten, und beide behandeln, ähnlich wie jener Roman, vorwiegend pädagogische (also didaktische) Probleme, aber in einem weit ausge-

Digitized by Google

reifteren Realismus, der das dort überwuchernde Romantische kaum noch störend durchblicken läßt. Und hier ist es auch, wo zuerst jenes dritte Moment in kräftig farbegebender Weise hervortritt, das ich in der Einleitung neben dem Bizarren und Realistischen als eine Fundamentaleigenschaft von Kellers dichterischem Charakter bezeichnet habe, das für unseren Poeten so signifikante Moment des Optimismus, das diese beiden Novellen in Form eines überaus glücklichen Humors erfüllt, wenn auch unter dem Schleier strengen Ernstes.

Die „Leute von Seldwyla", mit denen die zweite Periode im Schaffen Kellers anhebt, ragen in demselben Maße in eine höhere dichterische Rangstufe hinein, wie sie aus dem subjektiven Gefühlskreise des Dichters, den der „Grüne Heinrich" bezeichnet, hinaustreten; sie bekunden technisch wie geistig ein gereifteres künstlerisches Leisten als jener Jugendroman. Ein lebenskräftigerer Realismus, der zumeist in der Form des gesinnungstüchtigen Bürgersinns zum Austrag kommt, stellt diese Erzählungen in einen gewissen Gegensatz zu dem Romantizismus des „Grünen Heinrich", und das ist es eben, worauf das Recht des Litterarhistorikers sich zu stützen vermag, von hier an eine neue Epoche in der Produktion Kellers zu datieren.

Die Seldwyler Geschichten — zehn an der Zahl — spielen sämtlich in der Heimat des Dichters, ohne sich auf einem bestimmten geographisch abgegrenzten Terrain zu bewegen. Seldwyla liegt überall in der Schweiz und doch nirgends in der Schweiz. Was den Inhalt dieser Erzählungen betrifft, so haben sie alle mehr oder weniger einen moralischen Kern, aber sie moralisieren nicht. Es sind seltsame Leute, diese Leute von Seldwyla! Der eine ist ein Projektenmacher, der andere ein Schmoller; dieser hat etwas Geckenhaftes, jener etwas Protziges; hier ist einer ein leichtgläubiger Flatterkopf, dort einer ein gefallsüchtiger Egoist; wie aber die guten Seldwyler von diesen mannigfachen Gebrechen und strafwürdigen Eigenschaften, denen der Dichter oft als echter Humorist das Kolorit des Schnurrsamen und Wunderlichen zu leihen weiß, kuriert werden, das bildet das ethische — wenn man will: pädagogische — Moment in diesen prächtigen Erzählungen, das ist das eigentliche Problem, das sie lösen. Keller kleidet seine Seldwyler Erzählungen in die verschiedenartigsten poetischen Gewänder: bald malt er uns in derben Strichen und mit krassen Farben ein eigenartig erfundenes Bild aus dem Volksleben, wie in den in Dissonanzen ausklingenden „Drei gerechten Kammmachern", bald zaubert er uns in scharfem Gegensatze dazu mit dem vollen Aufgebot echter Herzenspoesie ein sinniges Idyll vors Auge, wie das in allen seinen Teilen ebenmäßige Märchen „Spiegel das Kätzchen"; das eine Mal — und dieser Fall ist bei weitem der häufigste — taucht er ein entwickelungsreiches, inhaltschweres Menschenleben in die satten Farben des Humors, wie in den psychologisch tiefgründigen Erzählungen „Dietigen" und „Der Schmied seines Glückes", das andere Mal aber rückt er ein ergreifendes Seelengemälde in eine düstere Beleuchtung, wie in der wahrhaft klassisch gefügten tragischen Liebesgeschichte „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

Nach der Seite künstlerischer Rundung wie eindrucksvoller Charakterzeichnung hin ist diese zuletzt erwähnte Geschichte wohl die hervorragendste in dem ganzen Cyklus: sie stellt bedeutsame Menschen in große, bis zur dramatischen Höhe gesteigerte Konflikte und organisiert eine bewegte Handlung in technisch vollendeter Weise. An poetischem Wert können sich meines Erachtens dieser tief ergreifenden Geschichte nur noch zwei der hier zusammengefügten Erzählungen an die Seite stellen: „Dietigen" und „Das verlorene Lachen", Perlen der modernen Novellistik von eigenartigem Glanze, die uns in sehr verschiedene Zeitsphären versetzen: „Dietigen" entrollt ein fest umrissenes und knapp gefaßtes Geschichtsbild aus der Übergangs-

zeit vom fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert mit weiten Ausblicken in die Zeit und tiefen Einblicken in die gezeichneten Charaktere, während in dem „Verlorenen Lachen", dessen tief-ernster Inhalt schon im Titel ausgesprochen liegt, ein Gemälde der politischen, religiösen und industriellen Kämpfe unserer Tage hingestellt wird, in dem der Dichter unter Beiseitelassung jeder vordringlichen Tendenz vielfach Front macht gegen gewisse destruktive Einflüsse der mit pietistischen und orthodoxen Elementen durchsetzten modernen Philosophie auf das heutige Familienleben, wobei er sich mit Vorliebe der Waffe der Ironie bedient. Keller schenkt uns in „Romeo und Julia auf dem Dorfe" ein klassisches Produkt von rein dichterischem Gepräge; er entwirft in „Dietigen" ein objektiv erfaßtes und durchgeführtes Geschichtsbild und setzt sich in dem „Verlorenen Lachen" mit den Fundamentalfragen seiner Zeit poetisch auseinander. Wir lernen ihn also in diesen drei Geschichten als reinen Künstler, als objektiven Historienmaler und als gesinnungstüchtigen Schilderer seiner eigenen Zeit kennen, und nach diesen drei zur Beurteilung des Dichters so wichtigen Richtungen hin werden diese Novellen von keiner der übrigen Seldwyler Geschichten übertroffen — sie nehmen also eine hervorragende Stellung unter den Dichtungen Kellers ein.

Das Bizarre, das ich als ein Hauptingredienz im Charakter Kellers schon wiederholt betonen mußte, macht sich in den Seldwyler Geschichten vielfach geltend. So in der Erzählung „Der Schmied seines Glückes", wo die Handlung in Erfindung und Durchführung fortwährend auf der Grenze des Unmöglichen balanciert und im Moment der Umkehr völlig ins Unglaubliche zu stürzen droht; so in „Kleider machen Leute", das einige waghalsige Passagen aufweist; so in „Die mißbrauchten Liebesbriefe", wo wir mit so vielem Anmutigen und Ergreifenden des Barocken und Willkürlichen nicht wenig in den Kauf nehmen müssen. Aber solche phantastische Anwandlungen unseres Dichters bedeuten immer nur ein momentanes Entgleisen auf der soliden Bahn eines gesunden Realismus, und Kellers durch nichts zu beirrender Humor, der ein Ausfluß seiner optimistischen Lebensanschauung ist, die feine Kunst, mit der er im kleinen sachlich und logisch zu motivieren versteht, gleichen manches wieder aus, was er im großen, das heißt in den Voraussetzungen und Verkettungen seiner Handlungen, in der Grundierung und Entwickelung seiner Charaktere, mitunter bloß willkürlich hinstellt, statt es aus den Dingen selbst heraus glaubhaft zu begründen.

Den Seldwyler Novellen folgen in der Reihe der Kellerschen Werke die „Sieben Legenden". Indem sie das Gebiet der Wundergeschichte beschreitet, tritt die Muse unseres Dichters in eine ganz andere als die bisher von ihr bewohnte Welt. Nichts, scheint es, kann dem realistisch gearteten schweizerischen Dichter ferner liegen als Heiligen- und Mirakelpoesie, aber vergessen wir nicht, daß neben dem Realistischen ja gerade das Barocke, das Phantastische, das in der Legende ein adäquates Gefäß findet, einen Hauptangelpunkt im dichterischen Naturell Kellers ausmacht! Und überdies: wir haben es in diesen „Legenden" beileibe nicht mit kirchlicher Poesie zu thun. Nichts von religiösen Tendenzen! Nichts von mittelalterlicher Askese! Nichts von übersinnlicher Gläubigkeit! Im Gegenteil: der gesunde realistische Sinn, der weltfreudige Optimismus, beide finden hier neben dem dritten integrierenden Faktor in Keller, neben dem Phantastischen, ihre volle Rechnung; denn was diese Prosadichtungen, welche die alten Legendenstoffe in ihrer Weise umschreiben und verweltlichen, mehrfach wollen, das ist: gerade im Gegensatz zu den weltfeindlichen Tendenzen jener kirchlichen Legenden kräftig einzutreten für die Rechte der Welt, für die Pflege des irdischen Glückes und einer auf Gefühlsreinheit begründeten natürlichen Genußfreudigkeit. Es ist eine ethische Atmosphäre,

Digitized by Google

die in diesen Legenden weht; eine Stellungnahme gegenüber der Kirche liegt ihnen fern; sie wollen nur ihre poetischen Stoffe poetisch austragen.

In der dritten Periode Kellers, die durch die „Züricher Novellen" und das „Sinngedicht" bezeichnet wird, hat sich die völlige Durchdringung des Bizarren und des Optimistischen durch das moderierende Moment des Realistischen bis zur künstlerischen Harmonie vollzogen. Der auf ethisch-praktische Zwecke gerichtete Realismus, der im „Grünen Heinrich" durchschimmert und in den Seldwyler Erzählungen so charakteristisch hervorleuchtet, ist in den beiden Novellensammlungen dieser Periode in noch höherem Grade evident: der erste Band der „Züricher Novellen", den Cyklus „Hadlaub", „Der Narr auf Manegg" und „Der Landvogt von Greifensee" umfassend, ist wie der „Grüne Heinrich" und ein großer Teil der „Leute von Seldwyla" auf ein Lieblingsziel Kellers, auf das Erziehliche, gerichtet: der junge Jacques wird zum pädagogischen Objekt. Das Didaktische des „Grünen Heinrich" blickt hier somit wieder stark durch. Ähnliche ethische Motive verfolgt auch das „Sinngedicht", das sechs Einzelnovellen in eine Rahmengeschichte kunstvoll einordnet: es ist auch hier wiederum eine Bethätigung der erziehlichen Bestrebungen des Dichters zu konstatieren, diesmal ein Hinüberspielen der pädagogischen Ansichten und Absichten Kellers von dem Gebiete der Einzelerziehung auf das der Familie als Ganzes und namentlich auf das der ethischen Beziehungen zwischen Mann und Weib in der Ehe.

Beide Sammlungen, die „Züricher Novellen" wie das „Sinngedicht", zeigen uns den Dichter entschieden auf einer höheren Staffel seines Künstlertums als in seinen früheren Erzählungen, und es sind besonders zwei Richtungen, nach denen hin sich sein Wachstum bekundet: seine Charaktere haben an bedeutsamem Inhalt und an plastischer Lebensfülle und Lebenswahrheit unverkennbar gewonnen, und sein technisches Können im Aufbau und in der Gliederung seiner Handlungen zeigt sich uns hier auf einer höheren Entwickelungsstufe. Welche lebendige Anschaulichkeit beispielsweise in dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", einer temperamentvoll bewegten Geschichte, die mit der prächtigen „Ursula" den zweiten Band der „Züricher Novellen" bildet! Alles lebt und leibt in diesen vom echten Genius diktierten Erzählungen, und wie die Charaktere unmittelbare Wirklichkeit atmen, so lassen in der Erfindung und Durchführung von Zuständen und Ereignissen die logischen Konsequenzen den Dichter niemals im Stich. Er führt seine Gestalten streng durch und hält die Verhältnisse, in die er sie stellt, stets innerhalb der Grenzen eines maßvollen Realismus.

Technisch interessant ist die cyklische Form des „Sinngedichts". Wie die Personen der ersten Geschichte, welche den Rahmen der sechs übrigen bildet, Lucie, Reinhart und der Oberst, ihre Erzählungen vortragen, wie jede einzelne dieser Erzählungen ein in sich fertiges und rundes Ganzes bildet und doch einen Teil ausmacht, der sich dem Cyklus organisch ein- und unterordnet, das ist mit einer Kunst ausgeführt, welche die Bewunderung des Lesers herausfordert.

Die geistige Stellung des Dichters zu seinen Objekten ist in dieser dritten Periode seines dichterischen Schaffens im Vergleich mit seinen früheren Entwickelungsphasen eine wesentlich veränderte: verhielt er sich in seiner ersten Periode seinen Gestalten gegenüber ausschließlich subjektiv, ja identifizierte er sich vielfach mit denselben, stellte er sich in der zweiten Epoche, der des gefestigten Realismus, in ein objektives Verhältnis zu ihnen, so ist sein Standpunkt in dieser dritten mehrfach ein kritisch-ironischer. Er scheint hier seine früheren romantischen Inklinationen und seine subjektive Befangenheit vielfach zu belächeln; er ist Mann geworden in jeder Linie. Es ist durchaus ein philosophisches Gereiftsein, ein Beherrschen der realen Welt, ein Stehen über den Dingen, dem wir hier begegnen.

Digitized by Google

Nicht am wenigsten mag zu dieser Vollreife unseres Dichters der Umstand beigetragen haben, daß er das Leben im Staat und die Anteilnahme an den öffentlichen Geschäften seiner Heimat — Bethätigungsmomente, die er in seinen dichterischen Schöpfungen überall so hoch stellt — inzwischen auf sich selbst hatte wirken lassen: Keller trat nach seiner Rückkehr aus Deutschland in schweizerischen Staatsdienst; er wurde in Zürich als erster Staatsschreiber des Kantons angestellt und diente zwanzig Jahre hindurch treu seinem Amte. Erst im Jahre 1876 trat er in den Ruhestand, um von da ab sich seiner litterarischen Thätigkeit eifriger zu widmen.

— — — — — — — — — — —

Am Schlusse meiner Skizze erübrigt mir noch ein Blick auf die Kellersche Lyrik. Die, wie gesagt, 1883 erschienene Gesamtausgabe der Gedichte umfaßt die lyrische Ausbeute des Kellerschen Lebens von den Jahren der ersten geistigen Entwickelungsanfänge an bis in die Tage der männlichen Reife hinein. Wir haben hier also gewissermaßen den Poeten in nuce, dies um so mehr, als die Lyrik ja der subjektivste Gefühls- und Gedankenausdruck eines dichterisch produktiven Geistes ist. Und in der That: der ganze Keller mit all seinen Eigenarten spricht zu uns aus diesen Gedichten.

Ich kann hier im wesentlichen nur wiederholen, was ich über die Kellersche Lyrik an einer anderen Stelle („Allgemeine Zeitung", Beilage zu Nr. 71 von 1884) bereits gesagt habe; ich thue es zum Teil in wörtlicher Wiedergabe meiner dortigen Darlegung. Zunächst muß hervorgehoben werden: die Kellersche Lyrik ist eine Lyrik, die ihrem Grundtone nach alles andere ist, nur nicht — lyrisch. Die Gedichte weisen zwar Kundgebungen auf von einer weltüberblickenden Höhe des Standpunkts, von dauerndem Werte des Ideengehalts, sie haben nicht selten Goetheschen Schmelz der Empfindung und Platensche Architektonik der Form, aber daneben stehen in großer Zahl Erzeugnisse, die uns gemahnen wie Sonderlinge auf dem lyrischen Parnaß, Poesien, die bald ihrem Inhalt nach unklar und rätselhaft, bald ihrer Form nach unfertig und unebenmäßig sind. Das Interesse, das die Kellerschen Gedichte ihrer Mehrzahl nach einflößen, ist zunächst kein rein ästhetisches; es ist das Interesse, das man dem Besonderen, dem Eigenartigen, dem Frappierenden, ja dem Verblüffenden, weil es pikant ist, entgegenbringt, ohne zu untersuchen, ob es zugleich das Normale und Gesunde ist. Kellers Gedichte haben nicht selten etwas Forciertes, Wunderliches und Barockes; sie halten vielfach einer poetischen Verherrlichung für würdig, was dem nüchternen Beurteiler als ganz prosaisch und häßlich erscheint, und gehen umgekehrt über Hochpoetisches mit der Nonchalance des Prosaikers hinweg. Da haben wir wiederum das Bizarre, dem wir, wie die obige Betrachtung gezeigt, in den Werken unseres Poeten überall begegnen. Um das Gesagte zu belegen, nenne ich hier nur eine einzige Dichtung, den höchst absonderlichen Cyklus „Lebendig begraben", welcher, vierzehn Gedichte in einfachen Jambenstrophen umfassend, in doppeltem Sinne für Keller bezeichnend ist: nicht nur für das Bizarre im Wesen unseres Poeten ist er beweiskräftig, auch der Zug des Optimistischen, der neben jenem anderen Moment wie ein roter Faden durch die Dichtungen Kellers geht, macht sich hier in hervorstechender Weise fühlbar: wir haben in „Lebendig begraben" einen im eminenten Sinne des Wortes bizarren Stoff, aber er wird uns in einer Einkleidung der Stimmung und des Gedankens geboten, die uns den Optimismus Kellers auf seiner Höhe zeigt. Der Inhalt ist kurz dieser: Jemand wird lebendig begraben. „Wie poltert es!" hebt das erste Gedicht des Cyklus an. Der Scheintote hört, wie man ihn begräbt. Jeder andere Poet, wenn er nun einmal den krassen Stoff behandelte, würde ihn tragisch nehmen; Grauen und Entsetzen, Angst und Verzweiflung wären die natürlichen Farben, welche er dem Bilde auf-

Digitized by Google

jetzte — es würde eben ein Nachtstück werden wie nur eines. Denn wo in der Welt ist ein haarsträubenderer Stoff? Ganz anders unser schweizerischer Poet! Er malt zwar die fürchterliche Situation; er malt sie mit wenigen Strichen, anschaulich und ans Herz greifend, aber er nimmt dem Stoffe alles Grausige und Beklemmende, indem er ihn — echt Kellerisch! — philosophisch-optimistisch behandelt und mit einem sanften Rosenrot retouchiert.

Ich fühle nicht die Glieder, die erstarrten,
Doch heiter glimmt die stille Seele mir!
— — — — — — — — — — — —
Den herbsten Kelch des Lebens will ich kosten —
Halt mir das Glas, o Seelentrost, Humor!

monologisiert der verschüttete Philosoph unter dem Rasen. Es folgt nun eine Reihe von Betrachtungen des Lebendig-Toten, wobei Gedichte verschiedenen Inhalts herausspringen: teils zwischen Resignation und Wehmut schillernde Genrebilder — Phantasien darüber, wie der Frühling da oben über dem Eingesargten wohl blühen und grünen mag, dämmernde Erinnerungsbilder aus seinem Leben — teils aber Selbstgespräche allgemeiner Natur, die häufiger ins Humoristische als ins Elegische spielen. Endlich stirbt der Begrabene:

Fahr hin, o Selbst, vergängliches Ideal!

Die Voraussetzungen des Gedichts sind gewiß so barock wie nur möglich; es ist etwas Pathologisches in dem hier behandelten Vorwurfe, aber der Humor, der in diesen Strophen rieselt, ist das Gegengift, welches das Gift des Sujets neutralisiert. Die Wirkung dieses „Lebendig begraben" auf den Leser ist — wunderbar genug! — eher eine erhebende, beruhigende als eine niederdrückende, aufregende — gewiß ein Beweis dafür, daß der Optimismus unseres Dichters durch keinen noch so düsteren Stoff tot zu machen ist.

Charakteristisch für das dichterische Naturell Kellers ist ferner die fast gänzliche Abwesenheit des Leidenschaftlichen in seinen Gedichten. Keine hell und jach auflodernde Flamme stürmischer Empfindung, wohl aber das still und stetig brennende Feuer einer zielbewußten Begeisterung! Das Subjektiv-Belebte tritt hinter dem Objektiv-Gedämpften zurück. Sagt er doch selbst:

Die Hoffnung, das Verlorensein
Sind gleicher Stärke in mir wach;
Die Lebenslust, die Todespein,
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau das Spiel in stiller Ruh,
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Leben zu.

„Das Beschauen des Spiels in stiller Ruhe" ist ein überaus charakteristisches Moment in Kellers Dichtung. Das besonnen Ausgleichende gehört zu seinem Wesen — da zeigt sich eben wieder der Optimist, der überall das Versöhnende sieht und das Versöhnende will. Den Lebensäußerungen dieses Kellerschen Optimismus auf den von ihm betretenen Gebieten des Denkens und Fühlens nachzugehen, wäre äußerst interessant. In seinen religiösen und politischen Anschauungen namentlich klingt dieses Konziliante überall durch und verbreitet rings um sich etwas wie lichten Sonnenglanz. Keller ist ein religiöser wie ein politischer Freidenker, und die Universalrepublik ist sein Ideal. Er hofft, eine große Zeit werde kommen, und dann —

— — — in tausend Wiegen,
Hier in Gold und dort in Holz,
Wird der junge Kaiser liegen,
Freier Mütter Ruhm und Stolz,
Wird als Hirt auf Blumenauen,
Im Gebirg als Jäger gehn,
Auf des Meerschiffs schwanken Tauen
Als ein braver Seemann stehn.

Und wie denkt sich unser Poet den Weg, auf dem wir dieses Volkskaisertum erreichen werden? Der Optimist Keller hegt die zuversichtliche Hoffnung: nicht auf dem Wege von Blut und Eisen werde der Völkerfrühling der Freiheit, die fürstenlose Zeit der Universalrepublik, hereinbrechen, sondern auf dem normaler und ruhiger Entwickelung in Frieden und Eintracht. Er spricht diese Hoffnung — abermals charakteristisch für Keller — in humoristischer Form aus, und zwar in dem Gedicht „Rote Lehre". Aber neben

Digitized by Google

dem Humoristischen hat die politische Lyra unseres Sängers auch Töne des Hochpathetischen. Als Probe für den hohen, edlen Ton, den Keller in seinen patriotischen Gedichten anzuschlagen versteht, mögen hier die nachfolgenden Strophen einen Platz finden:

Ist es ein Traumbild, das mir lacht?
Ist's Frühlingstraum vom neuen Jahr? —
Die Freiheit wandelt durch die Nacht
Mit wallend aufgelöstem Haar.

Und wandelnd späht sie rings und lauscht,
Die bleiche, hohe Königin,
Und ihre Purpurschleppe rauscht
Leis über dunkle Gräber hin.

Sie hat gar eine reiche Saat
Verborgen in der Erde Schoß;
Sie forscht, ob die und jene That
Nicht schon in grüne Keime sproß.

Sie drückt ein Schwert an ihre Brust,
Das blinkt im weißen Dämmerlicht;
Sie bricht in wehmutvoller Lust
Manch blutiges Vergißmeinnicht.

Es ist auf Erden keine Stadt,
Es ist kein Dorf, das stille Hut
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Darin ein Freiheitsmärt'rer ruht —

Das ist echte stimmunggesättigte Poesie, die für Keller, den Republikaner, sehr charakteristisch ist. Und charakteristisch ist für die politische Lyrik unseres Poeten endlich noch eins: nur selten waltet in ihr ein lediglich lokalpolitischer Zug vor; es sind — dem ethischen Grundtone in Keller gemäß — fast ausschließlich menschheitliche Fragen, die er zu lösen sucht, allgemeine Ziele, denen er nachjagt.

Die Momente des Bizarren und des Optimistischen, von denen meine Besprechung ausging, gehören, wie wir gesehen, auch zu den signifikanten Merkmalen der Gedichte Kellers, wie sie seinem gesamten Schaffen aufgeprägt sind.

Ich habe einen Blick auf die Lyrik Kellers geworfen — und damit haben wir die geistige Wanderung durch die Werke unseres schweizerischen Poeten beendet.

Blicken wir zurück auf den gemachten Weg, so stellt sich uns das Bild des Dichters als ein bedeutsames und eigenartiges, ja in gewissem Sinne als ein imposantes dar: edle, schöne Menschlichkeit charakterisiert Keller vor allem. Er ist ein ebenso tiefer Denker, wie er ein wahrer Dichter ist: ein philosophischer, ein ethischer Zug geht durch sein Wesen, aber er versteht es, sein Denken in künstlerischen Gebilden ohne jeden Rest der Abstraktion sinnenfällig aus sich herauszustellen. Er ist von ebenso inniger Liebe für Wahrheit und Mannhaftigkeit beseelt wie von glühendem Haß gegen Unwahrheit und Heuchelei; nichts ist ihm heiliger als ein treues Stehen zu den Fahnen der Freiheit, sei es im religiösen Bekenntnis oder im öffentlichen Leben; nichts aber ist ihm verächtlicher als geistige Unfreiheit, als Tyrannensinn und knechtisches Wesen: er kennt keine Unterwürfigkeit als die unter die Gesetze des Guten, Wahren und Schönen, keine Konzessionen gegenüber einer politischen oder socialen Partei, keine Rücksichten auf die Ansprüche des Publikums. Natur und Volk stehen im Centrum seiner Dichtung; in ihnen sucht er seinem Schaffen die Vorbilder; in ihnen lebt und atmet er als Mensch wie als Dichter. Seine Sprache ist schlicht und kernig, wie Natur und Volk auch, und schlicht und kernig ist auch der Geist, der diese Sprache erfüllt: kein üppig wucherndes Geranke in Ausdruck und Gliederung der Gedanken, wohl aber viel saftiges Mark und knorriges Holz des Geistes! Gottfried Keller, den Paul Heyse in seinem bekannten Sonett mit vollem Recht den „Shakespeare der Novelle" nennt, ist ein Dichter, auf den nicht nur sein engeres Vaterland, die Schweiz, stolz sein darf, sondern auch sein weiteres, Deutschland.

Partie aus dem Göttergarten bei Manitou.

Colorado, die amerikaniſche Schweiz.

Von

Robert v. Schlagintweit.

II.

Betrachten wir jetzt die in Colorado herrſchenden ſocialen Verhältniſſe und Zuſtände.

Wohl die wenigſten dürften eine klare Vorſtellung von dem wüſten und rohen Leben und Treiben haben, das vielfach im fernen amerikaniſchen Weſten an den Grenzen der Civiliſation herrſcht; nur wenige ahnen, welch geringer Wert, namentlich in den Minengegenden Colorados, auf das Menſchenleben gelegt wird. Mir wurde in Colorado ein Mann gezeigt von unterſetzter, kräftiger Statur, aber ſehr ſanftem, geradezu gutmütigem Blick, der, obſchon er kaum mehr als ſiebenundzwanzig Jahre alt war, dennoch ſchon mindeſtens zwölf Menſchen erſchoſſen, aber keinen einzigen davon auf dem Gewiſſen hatte. Er iſt ein geſetzliebender Bürger und hat die Leute ſtets nur in Selbſtverteidigung oder im Intereſſe von Ruhe und Ordnung niedergeſchoſſen. Er kam nicht wegen einer einzigen der von ihm verübten Tötungen vor Gericht, das ihn unbedingt jedesmal glänzend freigeſprochen hätte. Denn Strolche und Strapanzer, Hochſtapler, deſperate Charaktere, falſche Spieler, Glücksritter und Abenteurer der gefährlichſten Art, ſowie eine Maſſe von Menſchen finden ſich hier ein, deren Schild

der Ehre arg mit Flecken aller Art überzogen ist, alle von dem Gedanken beseelt, in der einen oder anderen Art, sei es auf ehrliche, sei es auf unehrliche Weise, Geld zu verdienen. Es herrscht unter dieser Sorte von Menschen ein ganz eigentümlicher „Faust- und Gewaltcomment", der zwar auch sein Anziehendes haben mag, dessen genaue Kenntnis aber gar mancher sich im wahren Sinne des Wortes „blutig" erkaufen muß. Die Waffen stecken lose im Gürtel oder in der Tasche. In diesen fernen Gegenden treiben sich zuweilen Hyänen in Menschengestalt einher, die der Schrecken der Minenlager sind, harmlose Bergleute und Reisende berauben und ermorden, und deren Unwesen nicht eher gesteuert werden kann, als bis von Staats wegen auf ihre Köpfe, tot oder lebendig, eine Belohnung ausgesetzt ist, deren Höhe zuweilen über zweitausend Mark beträgt.

Diese rohe Bande, den Schrecken der ruhigen, friedliebenden Bevölkerung, im Zaume zu halten, wäre ohne das Lynchgesetz gar nicht möglich. Lynchhinrichtungen sind im amerikanischen Westen namentlich deshalb so häufig, weil es überaus schwierig ist, von den zuständigen Gerichten die Vollstreckung eines gefällten Todesurteils zu erwirken. So sind in Colorado zwischen den Jahren 1863 und 1883 nur sieben Personen, wahre Scheusale der Menschheit, gesetzlich hingerichtet worden, während im genannten Zeitraum daselbst mindestens fünfzig Verbrecher gelyncht wurden.

Teeren und Federn eines Verbrechers kommt auch noch hier und da, aber doch nur selten in Colorado vor. Es ist dies nicht nur eine äußerst schimpfliche, sondern aus nachstehenden Gründen auch mit großen körperlichen Schmerzen verbundene Strafe. Durch das mittels eines Besens bewerkstelligte Bestreichen des bloßen Körpers mit Teer wird die Thätigkeit der Hautporen wesentlich unterdrückt und hierdurch ein Zustand der Beängstigung hervorgerufen, der, zu lange fortgesetzt, den Tod herbeiführen müßte. Auch überzieht der Teer die feinen Haare, die den Körper bedecken, so fest, daß eine Änderung der Stellung das Gefühl verursacht, als ob dieselben nach und nach ausgerissen würden. Nicht minder schmerzhaft ist die mittels Öls, Besen und Bürsten zu bewirkende Entfernung des Teers; sie nimmt eine geraume Zeit in Anspruch und läßt, wenn auch mit größter Behutsamkeit ausgeführt, den Körper in einem Zustande der Blutrünstigkeit zurück, der erst nach Wochen eine völlig schmerzlose freie Bewegung der Glieder wiederum gestattet.

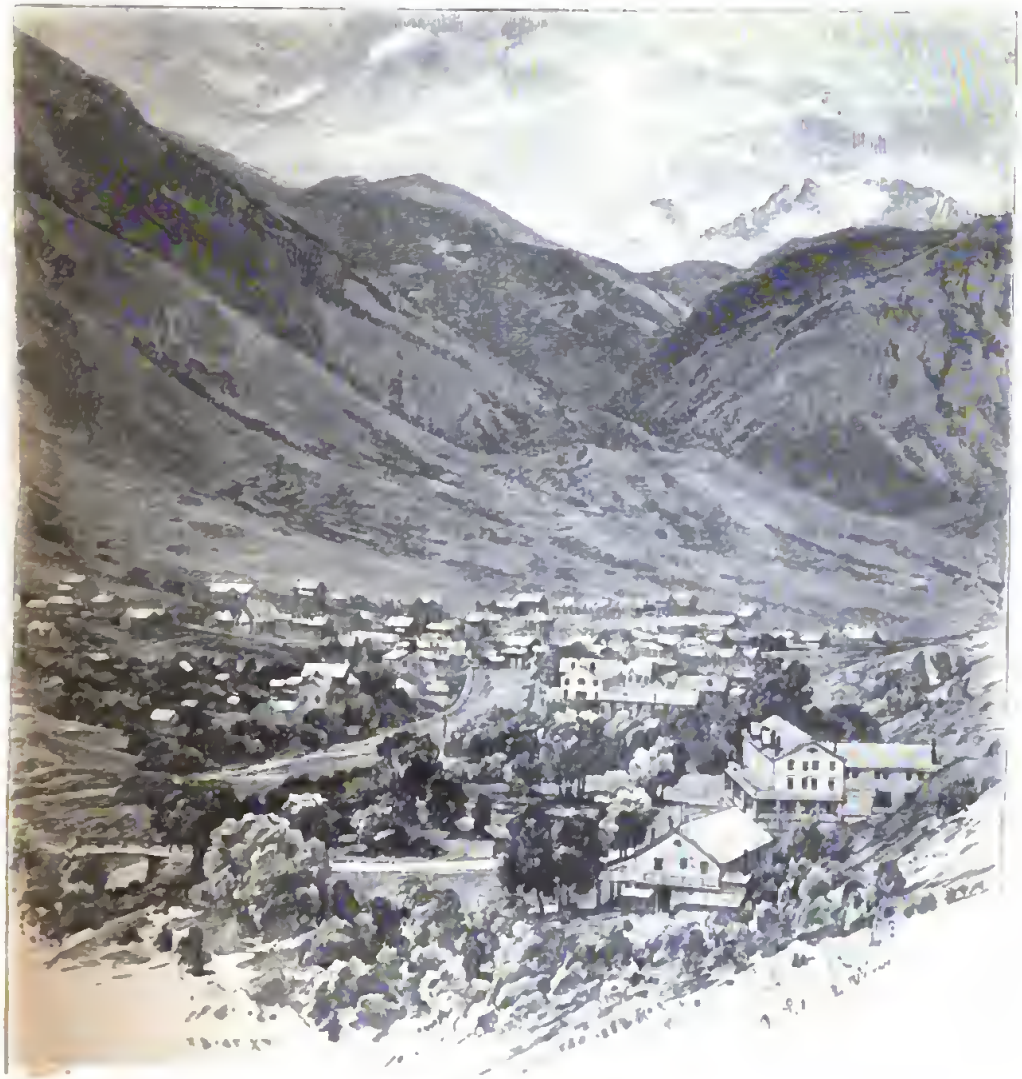
Fast in jedem Ort Colorados besteht ganz im geheimen ein Sicherheitsausschuß, ein sogenanntes Vigilanzkomitee, das Ruhe und Ordnung aufrecht erhält und die Schuldigen mit unerbittlicher, aber gerechter Strenge bestraft. Händel-, zank- und streitsüchtige Individuen, unverbesserliche Rauf- und Trunkenbolde und falsche Spieler — natürlich fast ausschließlich nur Männer —, hier und da jedoch, freilich ganz ausnahmsweise, wenn es auch kein Engel mehr aushält, keifende und klatschsüchtige, Unfrieden und Zwietracht säende und anonyme Briefe schreibende Weiber — sogenannte Hausdrachen, Xantippen oder böse Sieben — werden von den Mitgliedern dieses Ausschusses, die sich auch häufig „Regulatoren der Gesellschaft" heißen, keineswegs jedoch öffentlich mit Namen bekannt sind, sondern nach Art der früheren deutschen Femgerichte ihre Thätigkeit in geheimnisvolles Dunkel hüllen, kurzweg ausgewiesen, Räuber, Mörder, Einbrecher und ähnliches Gelichter ohne weitere Umstände und viel Federlesen kunstgerecht gehängt. Übrigens mag es ängstlichen Gemütern und namentlich zartbesaiteten Damen, von denen vielleicht manche beim Lesen dieser Zeilen um eine Nuance blässer werden, was ihren guten Herzen alle Ehre macht, aber vollständig unnötig ist, zur Beruhigung dienen, daß bis jetzt in Colorado keiner gelyncht wurde, der nicht mit Fug und Recht zweifach den Galgen verdient hatte.

Die Redacteure der in diesen entfernten Gegenden erscheinenden Zeitungen erlan-

Digitized by Google

gen nach und nach eine geradezu staunenswerte Geschicklichkeit, in zuweilen oft geistvoller Weise Lynchhinrichtungen durch die Blume zu unserer Kenntnis zu bringen. Wir können in einem solchen Blatte zum Beispiel lesen: „Der in unserer Stadt immer unserer ‚prominentesten Mitbürger') — an ihrer Spitze unseren hochverehrten Herrn Bürgermeister —, die alle aus einer uns unbekannt gebliebenen Ursache kräftigst an einem Seile zogen."

Ein andermal überrascht uns folgende



Bad Manitou in Colorado

als falscher Spieler, Raufs- und Trunkenbold erster Klasse, gelegentlicher Einbrecher, Räuber und Mörder wohlbekannte Herr so und so ist seit gestern auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Wir sahen ihn zuletzt unter einem Baume stehen und gewahrten in seiner unmittelbarsten Nähe einige unserer hervorragendsten Mitbürger (so heißt es übrigens niemals, man sagt

Feinheit des Stils: „Der auch in unserer Stadt nicht besonders vorteilhaft bekannte Herr so und so unternahm neulich von seinem Wohnort aus eine Reise, um Pferde zu holen, die ihm nicht gehörten. Er kam aber nicht mehr nach Hause, weil er plötzlich nicht mehr im stande war, mit seinen Füßen den Erdboden zu erreichen."

Wer überhaupt Land und Leute Colo

rados eingehend kennen lernen will, wer eben deshalb auch an kleinen Plätzen sich aufhält und von hier aus in die Umgebung Ausflüge unternimmt, hat leider oft genug von der Roheit der Bevölkerung zu leiden, der er an kleinen Orten nicht auszuweichen im stande ist und die ihn gar nicht selten geradezu verfolgt — und er kann sich zuweilen glücklich preisen, wenn er stets die nötige Kaltblütigkeit bewahrt und wenn alles gut für ihn verläuft. Ich selbst war während meiner ausgedehnten Reisen im amerikanischen Westen wiederholt in Lagen, obschon ich mich stets bestrebte, ihnen aus dem Wege zu gehen, dem Grundsatz huldigend: „Es giebt Gelegenheiten, wo es besser ist, durch Körperabwesenheit als durch Geistesgegenwart zu glänzen", wo eine einzige unbedachte Äußerung meinerseits oder ein Übelnehmen eines gegen mich von Unbekannten verübten, ganz unpassenden oder selbst äußerst rohen Scherzes für mich die schlimmsten Folgen hätte haben können.

Wie ganz anders freilich als in kleinen Orten und in Minenansiedelungen gestaltet sich das Leben in Denver, der Hauptstadt von Colorado, die 5200 Fuß über dem Meere erbaut ist, allerdings nicht in den Felsengebirgen selbst, sondern in der nahezu ganz ebenen, vom Fuß des Gebirges begrenzten Prairie. Es hat wirklich eine reizend-schöne Lage, und gäbe es keine Salzseestadt — Salt Lake City in Utah, die Hauptstadt der Mormonen —, so müßte man unbedingt Denver als die schönstgelege ne Stadt ganz Nordamerikas erklären. In nahezu jeder Straße haben wir bezaubernde Aussichten auf die nahen Felsengebirge und auf einige ihrer höchsten Gipfel, die wie der je 14200 Fuß überragende Pike's Peak im Süden und der Long's Peak im Norden mit Ausnahme der wärmsten Sommermonate immer mehr oder minder mit Schnee bedeckt sind.

Denver zählt gegenwärtig, obschon kaum fünfundzwanzig Jahre alt, über 45000 Einwohner. Daß wir in eine Großstadt kommen, gewahren wir bei unserer Ankunft sehr bald. Denn kaum haben wir den schönen und geräumigen Centralbahnhof erreicht, so empfängt uns sofort beim Aussteigen aus dem Wagen ein zwar nicht ohrzerreißendes, aber doch ohrverletzendes Geschrei, hervorgebracht von den zahlreichen, ihre Peitschen wild über unsere Köpfe schwingenden Omnibusführern und Droschkenkutschern. Doch in überraschend kurzer Zeit verstummt es, da jeder sehr bald die ihm passendste Fahrgelegenheit gefunden hat. In scharfem Trabe eilen die teils mit zwei, teils mit vier Pferden bespannten Wagen durch ungepflasterte, staubige Straßen der nahen Stadt zu.

Da es für jeden, der in irgend einem Teile Colorados etwas zu erledigen hat, eine gar nicht zu umgehende Notwendigkeit ist, nach Denver zu kommen, so finden wir in dieser stets von Fremden erfüllten Stadt ein überaus reges Leben; im Sommer rechnet man täglich durchschnittlich auf die Ankunft von mindestens fünfhundert Reisenden. In großartigen Magazinen sind riesige Vorräte von allem angehäuft, was der Mensch, er mag Miner oder Landmann oder Rentier sein — letztere Sorte ist freilich in Colorado, wie im ganzen amerikanischen Westen, noch sehr wenig vorhanden —, irgendwie benötigt. Die mit breiten Straßen, elektrischer Beleuchtung, Telephoneinrichtung, Pferdeeisenbahnen, zahlreichen schönen Gebäuden und wirklich vorzüglichen Hotels versehene Stadt hat einen ganz großstädtischen Charakter. Im Jahre 1882 wurden über vier Millionen Dollar für Neubauten verausgabt. Neun Eisenbahnen gehen nach allen Richtungen ab.

Denver hat eine so große Anzahl von Deutschen, daß sogar zwei deutsche Turnvereine ganz gut nebeneinander bestehen können. Wenn wir an einem schönen Sommerabend den Cremona Park besuchen, worunter wir uns allerdings keinen Park, sondern einen deutschen Biergarten vorzustellen haben, wo wöchentlich mehrmals eine nur aus deutschen Musikern bestehende Kapelle spielt, so hören wir nur deutsch sprechen, und wir fragen uns ganz erstaunt, wir greifen uns unwillkür-

Digitized by Google

lich an den Kopf, ob wir uns denn in Denver befinden, am Fuße der Felsengebirge, im Inneren Nordamerikas, auf dem nächsten zur Zeit möglichen Wege 3188 km westlich von New-York.

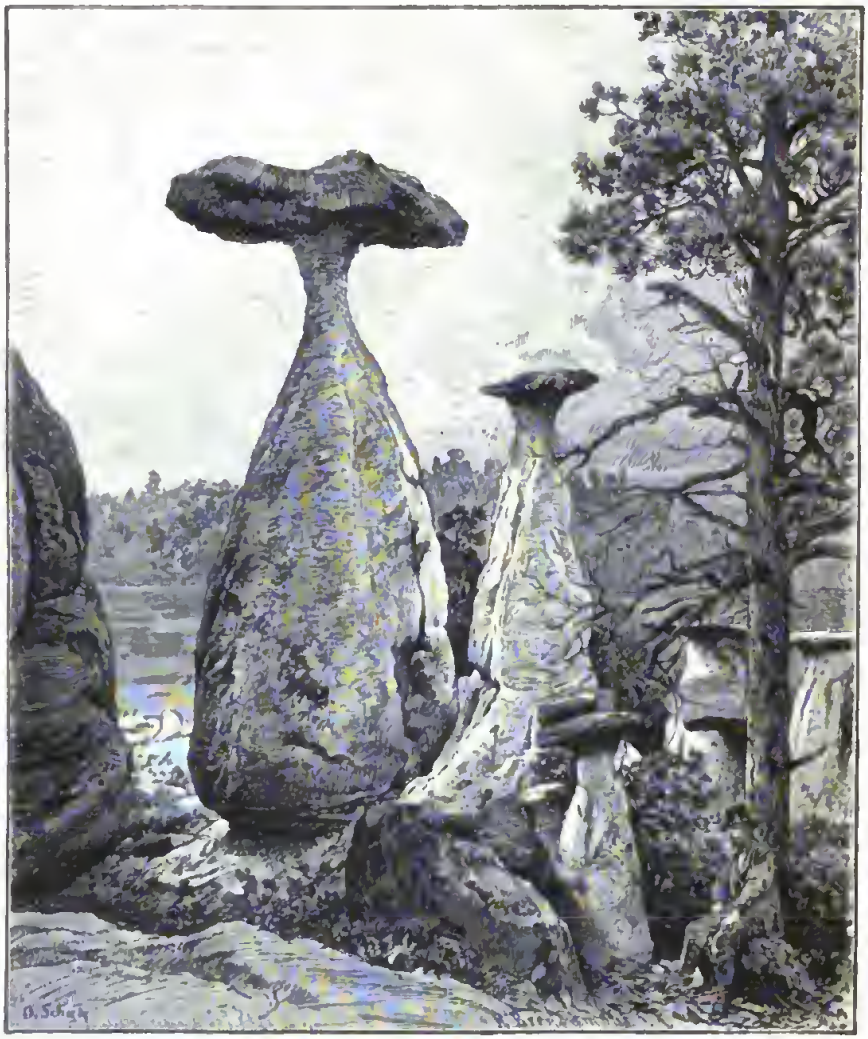
Einen wichtigen, nicht zu unterschätzenden Vorteil hat Denver in seinem unbestreitbar heilkräftigen und stärkenden Klima. Gar manchen Asthmaleidenden, auch Lungenkranken bin ich hier begegnet, die, wie sie mich allgemein versicherten, bedeutende Erleichterung von ihren Übeln erfahren haben und sich wohler als seit Jahren befanden. Überhaupt ist das Klima in den Felsengebirgen Colorados allen Brust- und Lungenleidenden in hohem Grade zuträglich. Überdies ist in Colorado eine Unmasse von mineralischen und heißen Quellen aller Art vorhanden, die sich für Heilzwecke vorzüglich eignen. Von weither besucht und hochberühmt ist der 6300 Fuß über dem Meere gelegene Badeort Manitou, nicht nur wegen seiner zahlreichen zum Baden und Trinken benutzten Quellen, sondern auch wegen seiner schönen Lage und prachtvollen Umgebung. Denn gerade über Manitou ragt der 14336 Fuß hohe Pike's Peak empor; ein Spaziergang von wenigen Kilometern führt uns in den Monument Park, ein näherer noch in den Göttergarten, besser gesagt: in ein Gebirgsterrain, das zwar nichts von dem aufweist, was wir unter einem Garten verstehen, dafür aber eine Unzahl der merkwürdigsten Felsgebilde, die auf wenigen Quadratkilometern anzutreffen sind.

So günstig ist die Lage von Manitou, daß ich ganz bequem ohne jede Überanstrengung in der Zeit von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr abends auf den 14336 Fuß hohen Pike's Peak herauf- und wieder herunterreiten konnte. Der ganz zufriedenstellende, für jemand, der schwindelfrei ist, nahezu gefahrlose Weg hinauf zu dem Gipfel führt uns zuweilen durch überaus wilde, vielfach gut bewaldete, mit üppigen grünen Matten abwechselnde Gebirgspartien. Der Gipfel selbst besteht aus einem sehr großen, mit einer Unmasse von Steinen und Blöcken aller Art erfüllten Plateau. Wer übrigens glaubt, von dieser immerhin ziemlich bedeutenden Höhe eine lohnende Aussicht zu haben, findet sich enttäuscht. Freilich stoßen uns oft in amerikanischen Reisebeschreibungen enthusiastische Schilderungen der prachtvollen Aussicht auf, die man vom Pike's Peak hat; allein sie stammen von Personen, die, wie mir scheint, früher nie ein höheres Gebirge gesehen und von dem, was eigentlich eine schöne Aussicht ist, gar keine Idee haben. Schon die verhältnismäßig große Ausdehnung des ebenen und flachen Gipfels verhindert die Rundsicht; man könnte sie nur dann haben, wenn man noch einen 100 oder 150 Fuß hohen Aussichtsturm auf dem Gipfel selbst errichtete. Dazu kommt noch, daß das Umhergehen auf den riesigen, den Gipfel bedeckenden, meistens in hohem Grade in Verwitterung begriffenen Syeniten und anderen Gesteinen ungemein beschwerlich und schwierig ist, so daß man, um auch nur einige hundert Schritt vorwärts zu kommen, einer ganz erheblichen Anstrengung und Zeit bedarf. Auch auf dem Pike's Peak fand ich die Richtigkeit meiner auf anderen hohen Gipfeln wiederholt gemachten Erfahrungen bestätigt, daß nämlich nicht die Höhe eines Berges allein die Aussicht bedingt, sondern wesentlich auch seine Lage.

Auf dem Gipfel des Pike's Peak oder vielmehr auf dem Rande des Plateaus befindet sich ein einfaches zwar, aber solid aus Steinen erbautes Häuschen, in welchem, jeden Monat abwechselnd, das ganze Jahr hindurch zwei Militärpersonen wohnen, deren Aufgabe es ist, regelmäßig meteorologische Beobachtungen anzustellen, die sie täglich dreimal nach Washington, der politischen Kapitale Nordamerikas, mit dem bis in diese Höhe führenden Telegraphen berichten. Der Pike's Peak ist zur Zeit das höchste meteorologische Observatorium auf der ganzen Welt. Der erste wissenschaftliche Beobachter daselbst war ein Deutscher, der es übrigens in der dünnen Atmosphäre dort oben nicht

Digitized by Google

ganz vierzehn Tage aushielt. Der unangenehmſte Aufenthalt auf dem Pike's Peak iſt nicht, wie man im vorhinein erwie man die Quellen und Hilfsmittel eines Bades behufs Stärkung oder Wiedererlangung der Geſundheit rationell be-



Aus dem Monument Park bei Manitou.

warten ſollte, im Winter, ſondern im April, wo furchtbare Stürme oft tagelang über den Gipfel dahinbrauſen und überdies wiederholt Schnee bis zu zehn Fuß fällt.

Aus dem wirklich reizend gelegenen Manitou, das zur Zeit überwiegend aus Hotels beſteht, die den Reiſenden und Gäſten eine ganz zufriedenſtellende Unterkunft gewähren, ließe ſich ohne beſondere Schwierigkeit und ohne bedeutende Koſten ein Badeort erſten Ranges, geradezu einzig in ſeiner Art, herſtellen. Aber leider hat im allgemeinen ein Amerikaner davon, nutzen muß, keine blaſſe Idee. Bade- und Brunnenärzte, die ihm in dieſer Hinſicht mit Ratſchlägen beiſtehen, energiſch auf eine geregelte Lebensweiſe und vernünftige Diät dringen und die Gaſthofsbeſitzer zur Herſtellung und Verabreichung kurgemäßer Koſt anhalten würden, giebt es bis jetzt in keinem amerikaniſchen Badeort. Auch fehlt eines Badekommiſſärs oder Kurvereins umſichtige Leitung, wie ſie ſich bei allen größeren deutſchen Bädern zu ihrem Vorteil bemerkbar macht. So ließe ſich durch Erhebung einer Kurtaxe,

die kaum auf besondere Schwierigkeiten stoßen würde, da der Amerikaner willig zahlt, sofern ihm nur für sein Geld etwas geboten wird, ein ansehnlicher Fonds sammeln, der natürlich ausschließlich nur zum Besten des Bades zu verwenden wäre, unter anderem namentlich zur Beschaffung einer guten Musikkapelle.

Wie aber die Verhältnisse gegenwärtig liegen, trinkt so ein Yankee — nein, das ist zu zart gesagt — er stürzt, wenn es ihm gerade paßt, unmittelbar vor oder nach einer schweren Mahlzeit, literweise die eingreifendsten Mineralwasser hinab, und seiner Trinkkur ungeachtet verschlingt er zugleich riesige Massen der schärfsten Gurken, Mixed Pickles, Ketschup und pikantesten Saucen, und wenn er so ein naturwidriges Verfahren Wochen hindurch fortgesetzt hat, dann wundert er sich, daß er nicht gesund wird, schimpft greulich auf das Bad und erklärt, zu Hause angekommen, sehr irrig alles für Schwindel und Humbug. Wie unglaublich urwüchsig es auch heute noch zuweilen in dem Badeort Manitou zugeht, möge folgendes, mir persönlich zugestoßene Erlebnis zeigen.

Felsen im Monument Park bei Manitou.

Eines schönen frühen Morgens stieß

ich auf einen Menschen — es war kein Amerikaner, sondern ein Mexikaner —, der die Hauptquelle, wahrscheinlich weil sie mäßig gut gefaßt ist, in seiner Unschuld für ein großes Waschbecken hielt und sich darin mit der größten Gemütsruhe die Hände und das Gesicht wusch; ob er sich nicht vorher die Füße gereinigt hat, weiß ich nicht; gesehen habe ich es nicht, aber möglich bleibt es immerhin. Kaum war dieser mexikanische Schmierfink im wahren Sinne des Wortes hinter den die Quelle umgebenden Gebüschen verschwommen, als aus diesen Gebüschen hervor zwei reizende, morgentaufrische Amerikanerinnen, so eine Sorte höherer Backfische, herbeischwebten, von denen die eine einen kleinen silbernen Trinkbecher trug. Wie eine Gazelle eilte sie hin zur Quelle, beugte sich graziös, schöpfte anmutig daraus, und ehe ich noch, von dem reizenden Bilde wie bezaubert, dazwischen treten konnte, trank sie mit vielem Behagen und rief dann ganz entzückt aus: „Oh, how delicious“ — o, wie köstlich! Nun, dachte ich bei mir, verehrter amerikanischer Backfisch, wenn dir's schmeckt — ich habe nichts dagegen. Prost die Mahlzeit!

Wir haben uns bis jetzt fast nur mit den gebirgigen Teilen Colorados beschäftigt, die allerdings zwei Drittel dieses Landes umfassen; zur Vervollständigung des Bildes haben wir noch die im Osten Colorados gelegenen Prairien zu besprechen. Wie bereits eingangs dieses Aufsatzes erwähnt, eignen sich diese 4000 bis 5000 Fuß hohen Prairien zum Ackerbau nur dann, wenn sie künstlich bewässert werden, wogegen sie sich für die Viehzucht äußerst vorteilhaft erweisen. Zur Zeit finden wir auf diesen Prairien große Herden von Schafen und Rindern, aber nie vereinigt, sondern stets getrennt. Denn eigentümlich — wo die Schafzucht gedeiht, können nicht zugleich auch Rinder gezüchtet werden. Das Rindvieh läßt sich nämlich nicht bewegen, auf Flächen zu weiden, auf denen nicht zu lange vorher Schafe gegrast haben; ja mehr noch, es verschmäht sogar das Wasser der Bäche, wo Schafe vor mehreren Stunden getränkt wurden.

Auf den ausgedehnten Colorado-Prairien weiden große Rindviehherden ohne alle und jegliche Aufsicht, und sie grasen ohne den geringsten Schutz frei nach Belieben umher, wenngleich ihnen nicht nur von Indianern, sondern auch von Weißen hier und da Gefahr droht. Auch im Winter, obschon er zuweilen einige recht kalte Tage im Gefolge hat, bleiben die Tiere ohne alles Obdach. Sie meiden mit Vorliebe die Bahnlinien und sind daher für uns, die Reisenden, nicht sichtbar; höchstens, daß wir hier und da in der Nähe einer Station eine kleine Anzahl von Rindern gewahren. Dieses Verfahren kostet selbstverständlich die Eigentümer der Herden sehr wenig, bedingt aber einen sehr bedeutenden Abgang von Vieh.

Jährlich einmal im Hochsommer finden sich an einem vorher bestimmten Ort die Herdenbesitzer mit ihren Knechten, den wegen ihrer schrecklichen Roheit mit Recht übelberüchtigten Cowboys, zusammen behufs Abhaltung eines fünf bis sechs Wochen in Anspruch nehmenden sogenannten round-up. Ein round-up besteht darin, daß man die von Rindern belebten Prairien nach allen Richtungen zu Pferde durchzieht, das auf ihnen grasende Vieh zusammentreibt und jedem einzelnen jungen Stück das Zeichen seines Eigentümers einbrennt. Wem es angehöre, darüber entsteht selten eine Streitigkeit; denn die jungen Rinder folgen immer der Kuh, die bereits von früher her gezeichnet ist. Jeder Herdenbesitzer hat nämlich für seine Herde ein eigenes Zeichen, den sogenannten „brand“, der wie eine Fabrikmarke gerichtlich eingetragen und hierdurch vor mißbräuchlicher Benutzung von seiten eines Unbefugten geschützt ist.

Man sollte es nun nicht für möglich halten, daß die geschickte Hand eines Viehdiebes die Brandmarke mittels eines Glüheisens so zu ändern versteht, daß sie sogar von ihrem rechtmäßigen Eigentümer nicht mehr mit Bestimmtheit erkannt wird. Diese Art des selbstverständlich stets mit

Diebstahl verübten Betruges hat in der letzteren Zeit so zugenommen, daß hierdurch die Verluste der Herdenbesitzer geradezu empfindlich geworden sind.

Alle bei einem round-up beteiligten Personen sind gut beritten. Wehe jenem, der im Vertrauen auf seine körperliche Kraft und Stärke es wagen wollte, sich zu Fuß in eine solche Herde von halbwilden Rindern hineinzubegeben oder ihr auch nur nahe zu kommen. Während ein zwölf-, ja selbst ein zehnjähriger Knabe, auf einem Pferde sitzend, mitten unter Hunderte von Rindern hineinreiten und ein ihm vorher bezeichnetes Stück gefahrlos mit der Peitsche aus der Herde heraustreiben kann, ist eine Anzahl erwachsener Personen, auch wenn sie sich mit Knütteln und Stöcken versehen, sofern sie es wagen, sich zu Fuß einer Herde zu nahen, ihres Lebens kaum sicher. Der Anblick von Fußgängern setzt die Herde zunächst in Erstaunen; bald aber gerät sie in eine große Aufregung, und plötzlich bemächtigt sich ihrer eine furchtbare Wut. Unter lautem Gebrüll, mit zu Boden gesenkten Köpfen, mit weit hervorstehenden Augen, mit hoch emporgerichteten Schweifen stürzen sich die Tiere auf die harmlosen, unberittenen Personen, zertreten, zerstampfen, zermalmen sie oder schleudern sie wutentbrannt mit den Hörnern hoch in die Lüfte.

Ganz ohne Unfall verläuft überhaupt ein round-up nur selten. In den von richtigen, ordentlichen Wegen nicht durchzogenen Gegenden stürzen mehr als einmal die Pferde, deren Reiter zwar dann häufig ohne jeglichen Schaden davonkommen, zuweilen sich aber doch teils kleinere, teils größere, ausnahmsweise sogar tödliche Verletzungen zuziehen.

Das Leben, das die bei einem round-up beteiligten Personen führen, ist selbstverständlich rauh. Zwar ist der eine oder andere Wagen da, in welchem verschiedenartige Lebensmittel wie Mehl, Kaffee, Thee, Zucker, Speck, Crackers und Blechbüchsen mit eingemachten Gemüsen und Früchten verpackt sind, aber in der Hitze der Verfolgung gelingt es dem Führer des Wagens zuweilen nicht, am Abend den Versammlungsort zu finden oder von den ihn eifrig Suchenden entdeckt zu werden. Dieser Wagen führt auch meistens das eine oder andere einfache Zelt mit sich, das dann nachts einigen wenigen Personen Schutz gewährt. Die meisten Leute lagern jedoch in der freien Natur und schlafen unter offenem Himmel; etliche legen sich auch unter den Wagen selbst.

Diese großen Colorado-Prairien haben auch ein sehr interessantes Tierleben. Aber die Eisenbahnen, die gegenwärtig nach gar manchen Richtungen diese Prairien durchziehen, haben einen merkwürdigen Einfluß auf die auf ihnen vorhandene Tierwelt ausgeübt. Denn das in großer Anzahl vorhandene, aus Büffeln, Prairiehunden, Prairiewölfen, Füchsen und schnellfüßigen Antilopen bestehende Wild, welches sonst diese menschenleeren Einöden belebte, flüchtet jetzt scheu und ängstlich vor der schnaubenden, funkensprühenden Lokomotive. Antilopen freilich gewahren wir mehr als einmal während der Fahrt, und mehr als einmal machen einzelne Reisende den Versuch, sie während der Fahrt vom Wagen aus zu erlegen, was uns, den Mitreisenden, stets eine angenehme Unterhaltung und Zerstreuung verschafft und den niedlichen, reizenden Tierchen niemals auch nur das allermindeste schadet. Aber vergebens spähen wir nach den Büffeln umher, die in allen früheren Schilderungen der Reisenden, als sie vor Eröffnung irgend einer Eisenbahnstraße unter unsäglichen Mühen und Beschwerden mit ihren Ochsenwagen und Pferden diese Regionen durchziehen mußten, eine so hervorragende Rolle spielten. Nicht nur aus den weiten Prairien Colorados, auch aus anderen Gegenden, die noch vor zehn Jahren einen beliebten, vielbesuchten Tummelplatz für Tausende und abermals Tausende dieser mächtigen Tiere abgaben, sind sie jetzt so gut wie verschwunden. Nur dann, wenn der glückliche Zufall uns begünstigt, den Tieren während ihrer Wanderungen zu begegnen, können wir

Digitized by Google

ihrer auch jetzt noch in großen Scharen ansichtig werden. Denn in Herden von mehreren Tausenden wandern die Büffel, im Winter ein milderes Klima aufsuchend, in die südlichen Teile der Prairien, die sie im Sommer wieder mit den nördlichen oder auch Gebirgspartien vertauschen. Wenige bei Tieren zu beobachtende Handlungen dürften ein fesselnderes Schauspiel

Büffelkopf.

gewähren als eine auf der Wanderung begriffene Büffelschar. Eines der Tiere wird allgemein als der Führer anerkannt, dem alle übrigen willig sich unterordnen. Glaubt er die Zeit des Aufbruchs für gekommen, dann hallt sein lautes Brüllen weithin über die glatten Flächen der Prairien, und von allen Seiten eilen die Tiere herbei, bereit, ihrem Führer zu folgen. Kommt die Wanderkolonne an ein den Weg kreuzendes Gewässer, dann wird einen Augenblick Halt gemacht, damit die Tiere sich sammeln und zum Übersetzen vorbereiten mögen. Der Führer geht scheinbar musternd um die Herde herum, dann stellt er sich an die Spitze, schüttelt die schwere Mähne, welche die gebogenen Hörner und die immer unstät rollenden Augen beschattet, richtet sich auf den Hinterbeinen hoch empor, stößt ein dumpfes Brüllen aus und stürzt sich in die Fluten, die er in gerader Richtung quer nach dem anderen Ufer durchschneidet. Ihm auf dem Fuße folgt nun die Herde. So dicht schwimmen die Tiere neben- und hintereinander, daß die ganze mächtige Schar, aus nicht zu weiter Ferne betrachtet, einer großen, dunkelbraunen, den Fluß kreuzenden Schlange ähnlich sieht.

So zahlreich die Büffel auch jetzt noch immer in Colorado vorhanden sind, werden sie doch in wenigen Jahrzehnten aus mehr als einer Ursache verschwunden sein. Ihr Hauptfeind ist und bleibt der Mensch, namentlich der Indianer, der ihnen zu Fuß und zu Roß, mit allen möglichen Arten von Waffen, wie Pfeil und Bogen, Büchse und Revolver, nachstellt, der sie steile Abhänge herabjagt, damit er sie unten zerschmettert vorfinden kann. Dazu kommt noch, daß dem amerikanischen Pionier die dämonische Leidenschaft, ganze Tiergeschlechter nutz-, sinn-, zweck- und erbarmungslos auszurotten, gleichsam angeboren ist. Sofern nicht der Kongreß Maßregeln zur Verhütung der völlig unnützen Ausrottung der Büffel trifft, fallen diese Tiere zweifellos dem sicheren Untergang anheim.

Charakteristisch für die Tierwelt der Prairien sind ferner die in ungeheuren Mengen auf ihnen vorkommenden, äußerst gesellig lebenden Prairiehunde, die übrigens weit richtiger Erdeichhörnchen ge-

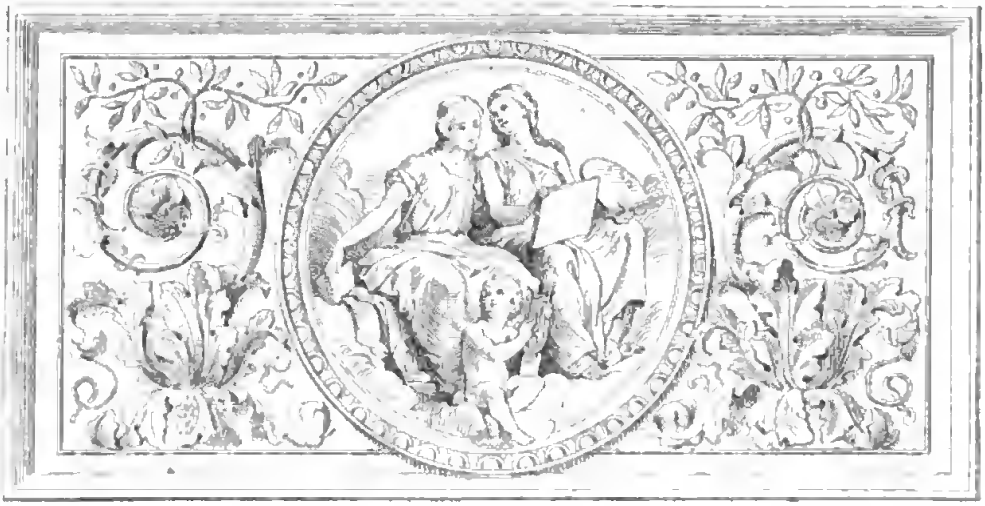
nannt würden. Sie leben in unterirdischen, weit verzweigten, von ihnen selbst ausgehöhlten Wohnungen. Von dem ausgegrabenen Erdreich errichten sie kleine Hügel, die oft auf große Strecken, soweit das Auge reicht, die Prairien bedecken und ebendeshalb ganz charakteristisch Prairiehundedörfer genannt werden. Die von den Prairiebewohnern fest und steif gehegte Ansicht, daß die Prairiehunde mit besonderer Vorliebe Eulen und Schlangen in ihren unterirdischen Behausungen beherbergen, ist entschieden falsch.

Antilopenkopf.

Schlangen sind auf den Colorado-Prairien häufiger anzutreffen, als wir erwarten sollten, aber mit Ausnahme der bei einiger Vorsicht leicht zu vermeidenden Klapperschlange ungiftig und daher dem Menschen nicht gefährlich. Dazu kommt noch, daß der Biß der Klapperschlange keineswegs absolut tödlich ist wie der der indischen Brillenschlange. Zahlreich sind die Fälle, wo von der Klapperschlange gebissene Menschen geheilt wurden. Überdies benutzen die Prairiebewohner ein leicht anzuwendendes und — so sonderbar es auch erscheinen mag — fast durchaus sicher wirkendes Mittel gegen Schlangenbiß. Sie lassen nämlich den Verwundeten möglichst große Mengen von Schnaps trinken; er ist als gerettet zu betrachten, sobald er Symptome von Trunkenheit zeigt, die übrigens erst dann eintreten, wenn das Gift neutralisiert und dadurch die Wirkung des Alkohols ermöglicht ist. Der brasilianische Arzt Lacerdo hat erst vor wenigen Jahren durch wissenschaftliche Experimente nachgewiesen, warum der Alkohol das beste Gegenmittel gegen Schlangenbiß ist. Störender als die Schlangen fand ich die im Sommer in unermeßlichen Mengen auf den Colorado-Prairien vorhandenen Fliegen.

Für den Landmann erweisen sich in einzelnen Fällen geradezu verhängnisvoll die Heuschrecken, die zuweilen plötzlich, auf ganz unerwartete Weise in zahllosen Schwärmen erscheinend, in Bäumen, Gärten, Feldern und überhaupt allen Anpflanzungen furchtbares Unheil anstiften. Welschkorn scheint von ihnen besonders bevorzugt zu werden. Aber bei ihrer Freßgier, die geradezu unersättlich scheint, verschmähen sie weder Getreide noch selbst Gartengemüse und Obst irgend einer Art. Der Kartoffel, der Rübe und anderen Knollengewächsen kann dies Insekt nicht viel schaden.

Daß die Heuschrecken ein beliebtes Nahrungsmittel der Indianer sind, ist bekannt; aber auch Amerikaner haben in jüngster Zeit Versuche über ihre Eßbarkeit angestellt und gefunden, daß das Aroma der zubereiteten Tiere höchst angenehm ist und daß sie, im eigenen Fett gebraten, einen lieblichen, nußartigen Geschmack haben.



Eine vornehme Frau.

Von

Hermann Heiberg.

II.

Kurze Zeit darauf hatte Teut Gelegenheit, noch einmal mit Ange zu sprechen. Ein Vorfall, der nur allzu charakteristisch für sie war, gab dazu Veranlassung. Er trat am Spätnachmittag ins Haus und fand sie bei der Besichtigung eines seidenen Kleides, das sie gerade der Jungfer mit den Worten zurückgab: „Nein, auch das geht nicht. Ich werde mir dann für das Fest ein neues machen lassen und heute noch ausfahren, um den Stoff auszusuchen."

„Ich störe wohl, Frau Gräfin —" hob Teut, rücksichtsvoll ins Zimmer tretend, an.

Sie schüttelte ihren Kinderkopf, raffte errötend und verlegen allerlei auf den Stühlen umherliegende Garderobengegenstände auf, schob sie der Kammerjungfer über den Arm und hieß sie und Erna, welche eben, die Thür sperrweit offen lassend, ins Zimmer gestürmt kam, gehen.

„Nein, halt! Warten Sie, Charlotte!" unterbrach sie aber doch ihren Befehl. „Der Herr Rittmeister mag entscheiden."

Die Jungfer that, wie ihr gesagt ward. Sie legte die Kleider auf einen Stuhl und suchte unter den überreichen Toiletten eine hervor, die sie ihrer ungeduldig wartenden Herrin überreichte.

„Ich verstehe von Kleidern gar nichts," sagte Teut schroff. Es störte ihn, daß Ange in Gegenwart der Zofe mit ihm dergleichen Dinge besprechen wollte.

Ange sah ihn mißmutig an, wollte etwas erwidern, unterdrückte aber die Entgegnung.

Inzwischen nahm Erna eines der Kleider vom Stuhl, fuhr mit den Armen hinein, schob die Schleppe mit den Füßen ungeschickt hin und her, so daß sie diese mit den bestäubten Schuhen berührte, und rief endlich laut: „Mama, Mama, sieh einmal!"

„Aber Erna, Erna!" flehte Ange und eilte erschrocken hinzu. Erna aber hob den seidenen Rock empor, lief rasch davon und rief: „Das müssen Jorinde und Ange sehen! Nein, nein, ich gebe es nicht!"

Ange ließ denn auch das Kind gehen

und machte der Zofe ein Zeichen, nachzueilen.

Als sie zu Teut emporblickte, begegnete sie seiner mißbilligenden Miene. „Unverbesserlich sind Sie, liebe Gräfin," sagte er und schüttelte den Kopf.

„Nicht schelten!" bettelte sie und sah ihn mit ihrem bezaubernden Blicke an. „Aber doch ernsthaft raten! Sehen Sie, liebster Teut, das ist mein bestes Kleid, und darin kann ich doch den Ball nicht besuchen, nicht wahr?"

Allerdings; das Kleid war unverantwortlich behandelt. Die Spitzen, mit denen man es besetzt hatte, waren zerrissen; die Schleppe war besudelt, an der Taille fehlten Knöpfe. Im übrigen war der Stoff, eine mit anmutigen Blumenbouquets eingewirkte weiße Seide, einer Königin würdig.

„Man könnte das Kleid einer geschickten Schneiderin übergeben, es mit neuen Spitzen garnieren und säubern lassen," sagte Teut phlegmatisch. Er war selbst erstaunt über den Umfang seiner Kenntnisse und über seine praktischen Ratschläge.

„Nein, nein!" sagte Ange, als ob es sich um ein Puppenkostüm handle. „Hier ist ja sogar ein großes Loch!" und sie zeigte ihm den Rock, in welchem übrigens nur die Naht hinten seitlich eingerissen war.

„Kann genäht werden!" resolvierte Teut mit seiner stoischen Ruhe.

„Ach, mit Ihnen über Toilette sprechen! Kommen Sie, Teut! Wir haben wundervolle Melonen erhalten. Der Frühstückstisch ist gedeckt."

„Nein," sagte er, „erst muß ich Sie sprechen. Heute ist die erste Lektion."

Sie sah ihn mit ihrem naiven Blick an, dann glitt ein ungeduldiger Ausdruck über ihr Gesicht.

„Wieder eine Waldpredigt! Nein, heute mag ich nicht; weshalb quälen Sie mich! Ach, wie war ich sonst glücklich! Nun stehen Sie neben mir wie ein Schulmeister; ich bin doch kein Kind mehr!"

„Doch, ja," sagte Teut kurz. Und dann weicher: „Sie sind ein Kind, ein liebes, reizvolles Kind. Aber nun kommen Sie! Lassen Sie uns noch einmal reden!"

Er stand auf und schloß die Thür. Ange graute bei diesen Vorbereitungen.

„Zuerst, liebe Freundin — bitte, setzen Sie sich doch mir gegenüber, dort in den Fauteuil" (sie that es schmollend und zerpflückte eine spät erblühte weiße Rose, deren Blätter sie auf den Teppich fallen ließ) — „ein sehr ernstes Wort! Ich habe mit Clairefort gesprochen; es ist, wie er sagt. Sie besitzen heute nur einen Teil Ihres beiderseitigen Vermögens."

Er hielt einen Augenblick inne und beobachtete die Wirkung seiner Worte.

„Und wie ist dies zugegangen?" fragte Ange mehr neugierig als erschrocken.

„Ein Banquier, bei dem Clairefort seine Papiere niedergelegt hatte, mußte seine Zahlungen einstellen. Es ging dort alles verloren."

„Der arme, arme Clairefort! Ist er sehr betrübt?" hob sie besorgt an. Sie forschte ängstlich in Teuts Angesicht; sie dachte nur an ihren Mann, wie er die Sache aufgenommen, in welcher Stimmung er sei. Ob sie gehen solle, um ihn zu trösten, ihm zu sagen, daß sie auch fortan sparsamer sein wolle. Es bliebe dann gewiß noch genug, schloß sie.

„Ja, das ist es. Nun sehen Sie doch ein, daß Sie ganz anders leben müssen, daß Sie den großen, überflüssigen Hausstand einschränken, die Kinder regelmäßig in die Schule schicken und sich sorgsamer um Ihre Wirtschaft bekümmern müssen!" sagte Teut ernst.

Sie nickte wie ein Kind, das gescholten wird, das voll guter Vorsätze ist, zerknirscht anhört, was es verbrochen hat, bis Natur und Freiheit, bis Spiel und Tändelei alles wieder verwischen.

„Das erste wird sein, daß wir auch Tibet ins Vertrauen ziehen. Wir werden überlegen müssen, wer von der Dienerschaft bleiben kann, welche Ausgaben überflüssig sind, wie die Geselligkeit zu beschränken, wie Fuhrwerk und Pferde drunten —"

„Meine himmlischen Pferde auch?“ rief Ange. „Und gar die Hunde? Müssen wir ein anderes Haus, eine andere Wohnung beziehen? Ach, Teut, sagen Sie, ist's denn so schlimm? Besitzen wir nichts, gar nichts mehr? Sprechen Sie ein Trostwort!“

Mit thränendem Blick sah sie zu ihm empor und erwartete zitternd seine Antwort.

Umfang und Bedeutung der eingetretenen Verhältnisse überschätzte sie nun so sehr, daß sie sich, wie ihre weiteren Fragen ergaben, schon in einem kleinen beschränkten Häuschen sah und mit Ängsten an ihre Kinder dachte, die dadurch Entbehrungen erleiden würden. Teut erkannte besorgt, welchen Eindruck seine Worte hervorgerufen, welche Schreckbilder er unbeabsichtigt heraufbeschworen hatte.

„Sie sollen nichts entbehren, liebe Freundin!“ beruhigte er, hingerissen von Anges Anmut, von ihrem bei allen diesen Erörterungen hervortretenden selbstlosen Wesen, und strich in heftiger Bewegung den Schnurrbart. „Nichts, meine teure Freundin! Ich stehe dafür! Nur Überflüssiges, Thörichtes wollen wir beseitigen. Schon um der Kinder willen werden wir —“ Er betonte die Worte und stockte.

Sie schaute ihn an. Was lag alles in diesen guten, klugen Augen, die sich mit solcher Innigkeit auf sie richteten. Und da riß es sie fort; sie schnellte empor, umtanzte den tröstenden Freund und umschlang ihn in stürmischer Freude mit ihren Armen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür; beide flogen auseinander. Claireſort aber, der sich zeigte, sagte mit einem eisigen Blick: „Ach, ich störe wohl?“

„Carlos, Carlos!“ rief Ange, ahnend, daß sich etwas Furchtbares ereignen würde, und stürmte dem Fortgegangenen nach. Teut aber schlug heftig mit den Hacken der Reiterstiefel zusammen und seufzte einige Male tief auf.

* * *

„Wann kann ich die Ehre haben, Sie zu sprechen?

von Claireſort.“

„Bitte, kommen Sie rasch!

Ange.“

Teut blickte gedankenvoll auf zwei Blättchen, die er empfangen hatte und die diese Worte enthielten. Seit einigen Tagen war er nicht zu Claireforts zurückgekehrt; nun war geschehen, was er hatte kommen sehen.

Er übersetzte sich die Worte seiner Freunde in seine Sprache. „Rechtfertigen Sie sich!“ lauteten diese — „Eilen Sie, ich bin sehr unglücklich und bedarf Ihres Trostes!“ deutete er sich jene.

Lange Zeit saß Teut grübelnd da und ließ alles, was geschehen war, noch einmal an seinem Geist vorübergehen. Hin und wieder erhob er den Blick, und dieser haftete mechanisch an den vielen Gegenständen, die seine Gemächer ausfüllten. In einem genialen Durcheinander sah man die widersprechendsten Dinge. Auf einem seidenbezogenen Sessel lag ein neuer, ungebrauchter Sattel, an den Wänden zur Linken hingen, flankiert von ausgestopften Vogel- und anderen Tierköpfen, Pistolen, Säbel und sonstige alte und neue Waffen. Die rechte Wandseite nahm ein übergroßes, wundervoll ausgeführtes Frauenbrustbild in der zarten Manier Angelika Kaufmanns ein; daneben waren in unregelmäßigen Abständen Photographien, zahlreiche Kupferstiche und Lithographien aufgehängt, teils Porträts, teils Jagd- und Reiterbilder: hier ein Sturz vom Pferde beim Rennen, dort rote Röcke mit Trara hinter dem fliehenden Wild im Walde.

Auf den Tischen lagen Berge von Handschuhen, vertrocknete Blumen, ausgerissene Kartons und Jagdutensilien. Auf einem chinesischen Kästchen erhob sich eine Bronzefigur Napoleons I. mit verschränkten Armen. Ihm zur Seite stand eine halbnackte, zum Sprung ins Bad bereite Frauengestalt aus weißem Marmor. Auf einer an den Tisch gerückten Etagere lagen

Digitized by Google

in merkwürdiger gegensätzlicher Ordnung Dutzende von Cigarrenetuis; viele mit Wappen in Silber oder Elfenbein; auch kostbar gebundene Bücher; daneben erhoben sich einige Medaillonbilder auf zierlichen Gestellen — und all diese Gegenstände beherrschte eine weißschimmernde marmorne Klytia mit dem schwermütig sanften Blick. Auf dem grünen Teppich, der das ganze Zimmer bedeckte, war vor einem Schreibtisch das riesige Fell eines Eisbären ausgebreitet, und den ersteren bedeckten zahlreiche Schriften, Papier, aufgeschnittene Bücher und Schreibmaterialien, die sich um eine alte französische Uhr gruppierten, welche hier Platz gefunden hatte. Und ringsum saubere hellpolierte oder tiefschwarze Möbel; auch einige primitiv gearbeitete, aber praktisch eingerichtete Schränke, aus deren geöffneten Schubladen Rehposten, Patronen und Pulvertüten hervorschauten. Endlich stand in der Mitte des Zimmers eine mit einem Tigerfell behangene Chaiselongue, die aber selten benutzt zu werden schien, denn eine ganze kleine Bibliothek war hier aufgeschichtet.

Früher hatte Teut täglich viele Stunden in seiner Wohnung zugebracht. Er blätterte in den Journalen, las die neuesten deutschen und französischen Romane, empfing Billetdoux und beantwortete sie, schraubte wohl mit zufriedenem Lächeln einen Flintenlauf vom Kolben oder drückte an dem Schloß und freute sich der schönen Ciselierungen am Rohr. Oder er richtete im Nebengemach, im Eßzimmer, ein Abendessen, bereitete selbst die Bowle und stand in lederner Hausjoppe neben Flaschen und Gläsern. Alles, alles hatte seinen Reiz verloren. Jede Stunde, die er nicht im Dienst war, floh er die Räume und eilte zu Auge.

Aber noch mehr. Die rechte Freude am Dasein war dahin; es gab nur noch Kämpfe, Sorgen, Selbstüberwindungen, um ein gegebenes Wort zu erfüllen. Ihr guter Geist wollte er ja fortan auf Erden sein, das hatte er geschworen — ihr Freund, ihr Bruder — ihr stumm verzichtender Verehrer.

„Kleine Auge, kleine liebe Auge," flüsterte der Mann und grub die Zähne in die Lippen, um seiner innerlichen Erregung Herr zu werden. „Nun beginnt der große Roman — der Roman unseres Lebens!"

* * *

Teut beantwortete beide Briefe zugleich. Auge schrieb er:

„Auch von Carlos erhielt ich einige Zeilen. Der kurze formelle Inhalt läßt mich schließen, daß es sich um nichts Gutes handelt! Ich komme bestimmt heut abend. Dann sieht Sie

Ihr getreuer Teut."

Dem Freunde aber sandte er nur seine Karte und schrieb:

„Ich besuche Sie kurz vor der Theestunde in Ihrem Zimmer.

v. T."

Als aber der Nachmittag kam, änderte Teut seinen Entschluß. Es fiel ihm ein, daß er den Kameraden versprochen hatte, abends den Besuch eines Freundes im Kasino zu feiern. Er ging deshalb früher zu Claireforts. Als er die Wohnung erreichte, stieg er, in Gedanken verloren und ohne sich umzusehen, die Treppe empor. Er wünschte, obgleich er das Richtige zu vermuten glaubte, zunächst von Auge zu erfahren, was vorgefallen sei, und dann Clairefort aufzusuchen. Zu seiner Überraschung fand er alle Thüren offen und weder jemanden im Empfangssalon noch in Auges Gemächern, überall aber eine große Unordnung.

Hier stand das Schaukelpferd eines der Knaben, dort hing neben fortgeworfenem Spielzeug eine Puppe mit gesenktem Kopf und schlaffen Armen rückwärts über einem Stuhlpolster. Auf dem Tisch des Wohngemaches lagen Kinderhüte und der hastig abgestreifte Paletot eines der Kinder. In Auges Schreibtisch war eine Schublade aufgezogen, und eine Sammlung von zartgefärbten Handschuhen lag in wilder Unordnung durcheinander. Einer hing mit schlaffen Fingern über den Rand des Schubfaches hinaus.

Teut schritt weiter bis an die Kinderzimmer. Er fand auch hier niemand, aber ein ähnliches Durcheinander.

Die Wohnung machte den Eindruck, als ob eine Familie in fliegender Hast, vor einer Gefahr flüchtend und alles im Stich lassend, davongeeilt sei. Kopfschüttelnd ging Teut weiter und trat gegenüber in Claireforts Privatgemach. Er klopfte. Keine Antwort. Er öffnete behutsam. Hier sah es aus wie stets: dieselbe peinliche, übertriebene Ordnung, derselbe düstere Ernst, derselbe Mangel an freundlichen, belebenden Eindrücken. Keine Blume, keine lebhaften Bilder! Ein Hauch von Schwermut schien das Gemach zu durchdringen. Nur allzu deutlich drückte sich in den Räumen der Charakter seines Bewohners aus. Natürlich that auch die Dienerschaft, unter solchem Beispiel und keine strenge Hand über sich fühlend, was sie wollte. Nirgends ein männliches oder ein weibliches Wesen, das nach dem Fortgang der Herrschaft die Thüren geschlossen und in den Räumen Ordnung geschaffen hätte.

Teut wandte sich zurück, und während er noch überlegte, ob er nach Hause zurückkehren oder warten solle, bis die offenbar auf einer Ausfahrt begriffene Familie wiederkommen werde, hörte er Schritte. Er horchte auf und trat einen Augenblick zurück. Es war Tibet, der geschäftig aufräumte, hier sich nach einem Spielzeug, dort nach einem Kleidungsstück bückte und ordnend die Hand an Tisch und Stühle legte. Ja, Tibet, Tibet! Er übernahm die Pflichten aller.

„Die Herrschaften sind ausgefahren?" fragte Teut, endlich hervortretend und den Kammerdiener begrüßend.

„Jawohl, Herr Baron. Frau Gräfin macht Besuche mit den Kindern; der Herr Graf ist schon früher fortgeritten." Er sprach in seiner gewohnten ehrerbietigen Weise und schob eine Puppe, die er gerade in der Hand hatte, verlegen hinter sich.

Teut nickte und ließ sich nieder. Es paßte ihm gut, den Vertrauten des Hauses einmal zu treffen, und er beschloß, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

„Wie lange sind Sie eigentlich schon in der gräflichen Familie, Tibet?"

„Seit meinem fünfundzwanzigsten Jahre," erwiderte dieser mit einem melancholischen Anflug in der Stimme.

„Im Hause der Familie Butin oder bei Claireforts?"

„Bei Claireforts."

„Und Sie hatten nie eine andere Beschäftigung oder Thätigkeit?"

„Doch, Herr Baron!"

„Und welche?"

„Ich wollte mich ursprünglich dem Kaufmannsstande widmen."

„So, so! Hatten Ihre Eltern schon Beziehungen zu der Familie?"

„Nein, Herr Baron."

„Sie sind wohl schon ein guter Vierziger, Tibet?"

„Ja, Herr Baron."

Nein — ja, Herr Baron! Auch im Verfolg des Gespräches gab er diese einsilbigen Antworten. Dieser Mensch sprach nur, wenn man ihn fragte, und dann lediglich das Notwendigste. Teut beschloß, es anders anzufangen, und indem er in bekannter Weise die Stiefelhacken zusammenschlug und den Schnurrbart drehte, sagte er mit starker Betonung.

„Tibet!"

„Herr Baron!"

„Ich weiß, daß Sie eine große Anhänglichkeit an den Herrn Grafen und besonders auch an die Frau Gräfin haben. Sie wissen zugleich, daß ich ein aufrichtiger Freund der Familie bin. Nicht wahr, Sie glauben das?"

Statt zu antworten, sah Tibet Teut einen Augenblick mit höchster Befremdung an. „Ja, ich verehre die Frau Gräfin wie niemand sonst." Die zweite Frage überging er.

„Gut. So dachte ich. Aber zu mir haben Sie wenig Vertrauen, Tibet, nicht wahr?" lächelte Teut.

„Ich verstehe nicht, Herr Baron." Tibet schlug verlegen die Augen zu Boden.

„Sie verstehen recht gut. Sprechen wir einmal offen miteinander."

Digitized by Google

Tibet ſtand noch immer mit der Puppe in der Hand, die wie gelähmt die Arme und Beine hängen ließ. Wenn man dieſen großen, hageren, ernſthaft dreinſchauenden Mann in der dunklen Kleidung ſo daſtehen ſah, mußte man unwillkürlich lächeln.

Als Teut die letzten Worte ſprach, überfiel Tibet — man ſah es deutlich — ein ſtarkes Unbehagen. Zuletzt malte ſich eine gewiſſe Abwehr, ja Trotz in ſeinen Mienen.

„Alſo, Tibet,“ fuhr Teut unbekümmert fort, „ohne Umſchweife! Hier im Hauſe iſt nicht alles, wie es ſein ſoll. Die Gräfin weiß keine Wirtſchaft zu führen, der Graf leidet darunter — nicht nur in ſeiner Schatulle. Sie wiſſen das alles. — Das muß anders werden. Beide wünſchen es auch, aber die Gräfin verſteht es nicht zu ändern, und den Grafen halten andere Gründe zurück. Ich möchte bei Zeiten etwas verhindern, was ſonſt unabänderlich ſcheint. Wollen Sie mir helfen?“

„Ich?“ fragte Tibet kurz, ſtarrköpfig und faſt aus der Rolle des Untergebenen fallend. „Ich bin ein Diener! Wie dürfte ich wagen, mich in die Angelegenheiten meiner Herrſchaft zu miſchen?“

„Sie ſind kein Diener hier im Hauſe, ſondern ein Freund, zudem ein braver, ehrlicher Mann, ſogar die Perle eines Menſchen, Tibet. Verſprechen Sie mir, um der Freundſchaft willen, die Sie für die Familie hegen, mein treuer Verbündeter zu werden!“

Einige Augenblicke ſtand Tibet unbeweglich; die Puppe war jetzt ſo tief herabgeſunken, daß die kleinen lackledernen Schuhe mit Kreuzbändern den Fußboden berührten. Endlich ſagte er aufſchauend:

„Herr Baron, ich will es mir überlegen. Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung. Geſtatten Sie mir indeſſen jetzt — Ah, da kommen die Herrſchaften bereits!“

Und offenbar erleichtert und mit einer entſchuldigenden Bewegung eilte er ans Fenſter, guckte raſch hier- und dorthin und entfernte ſich endlich, alle Siebenſachen unter den Arm raffend, durch die nach dem Ausgang führende Thür.

Teut ſah nach der Uhr. Es war Tiſchzeit geworden und für ſeine Abſichten ſomit zu ſpät. Während er noch zauderte, trat Clairefort von der entgegengeſetzten Seite in den Salon, blickte überraſcht auf, als er Teut in dem Stuhl ſitzend fand, ſchritt förmlich auf ihn zu und ſagte gezwungen:

„Ah, ich glaubte Sie erſt heut abend erwarten zu dürfen! Aber wenn es Ihnen gefällig iſt — Zugleich meinen Dank für Ihre Artigkeit. Ich wäre natürlich zu Ihnen —“

„Bitte, bitte!“ erwiderte Teut in ſeiner kurzen Weiſe. „Ich bin ja Ihr täglicher Gaſt! Weshalb wollten Sie ſich zu mir bemühen? Ich ſtehe alſo ganz zu Ihrer Verfügung.“

Mit dieſen Worten machte er einige Schritte, um Clairefort zu folgen. Aber zu gleicher Zeit öffnete ſich auch die Thür, und Ange in einem reizenden Promenadenkoſtüm, das goldene Haar rückwärts in zwei nachläſſige Knoten geſchlungen, die Wangen von der kalten Luft ſanft gerötet, das Geſicht ganz umrahmt von einem kleinen roſaſeidenen Hütchen, trat raſch und lebhaft ins Zimmer. Ihr folgte die Schar ihrer Engel, eins ſchöner, graziöſer und vornehmer als das andere. In der That ein entzückender Anblick.

Des Grafen nicht achtend, ganz beſchäftigt mit dem Bilde, das ſich ihm bot, eilte ihr Teut entgegen, und ſie begrüßten ſich mit einer Herzlichkeit, als ob ſie eine lange Zeit getrennt geweſen wären.

Aber in demſelben Moment und während die Kinder Teut jubelnd umringten, veränderten ſich Anges Züge und erhielten einen furchtſamen Ausdruck.

Da ſtand der Graf, finſter, bleich, und biß ſich auf die Lippen. Da ſtand er, der Herr des Hauſes, und weder Frau noch Kinder näherten ſich ihm. Aber alle umringten ihn — ihn, den Hausfreund, dem auch er ſein größtes Vertrauen geſchenkt und den er doch in dieſem Augenblick mehr haßte als den Tod.

Digitized by Google

„Wartet mit dem Essen!“ sagte Claire-fort, seinen Unmut schlecht verbergend, und machte eine Bewegung gegen Teut, ihm zu folgen. Letzterer sah noch Auges erbleichendes Gesicht und warf ihr einen beruhigenden Blick zu. Dann schloß sich hinter beiden Männern die Thür.

Als sie Platz genommen, knöpfte Claire-fort den Rock auf und holte tief Atem. Teut aber sagte nachlässig und mit einem Anflug von Ungeduld: „Nun, was steht zu Diensten, Clairefort?“

Durch diesen Ton war jener schon halb entwaffnet; jedenfalls fand er nicht gleich das Wort. Und als er es noch immer nicht fand und, um es zu gewinnen, auf-stand und das Fenster öffnete, obgleich von draußen der Spätherbstnachmittag kühl ins Zimmer drang, erhob sich Teut und sagte:

„Nun, Clairefort, dann will ich zuerst sprechen. Sie wünschen abermals über Ihre Frau mit mir zu reden oder rich-tiger über Ihre Frau und mich, und Sie wollen mir sagen, daß es besser ist, wenn alles beim alten bleibt, ja noch mehr, daß Sie mich höher aus der Entfernung schätzen als in Ihrer Nähe und deshalb — nein, ich bitte, lieber Clairefort, wir wollen einmal deutsch sprechen! — und deshalb wünschen, daß ich meine Besuche einstelle. Sie sind in blinder, thörichter Eifersucht befangen und zeigen dadurch, wie wenig Sie den Charakter Ihrer edlen Frau zu schätzen wissen, wie gering Sie auch von mir denken. Aber da ich Ihnen nachfühlen kann, ja heute mich ganz hin-einzuversetzen vermag, weshalb es Ihnen schwer wird, zu thun, was Sie als recht befunden, was auszuführen aber eine heilige Pflicht ist gegen Ihre Familie, gegen Ihr künftiges Wohlergehen, deshalb sagte ich als Freund, der Ihre Frau wie eine Schwester liebt und der Ihnen warm und herzlich zugethan ist: Ich will dir helfen. Lasse mich handeln, und wenn's gelungen ist, dann heiße mich meinethal-ben gehen. So wollte ich es, so dachte ich es! Sie, Clairefort, zweifelten schon bei dem ersten Schritt, den ich that, wie mir scheinen will, an meiner Aufrichtig-keit und an der Reinheit meiner Gesinnun-gen. Als Ihre Frau mir dankte und es in ihrem kindlichen Herzen überströmte, standen Sie da wie ein zorniger Brigant und kämpften nur mühsam Ihre Leiden-schaft nieder. Und nun noch eins! Jeder-zeit bin ich für Ihre Frau auf der Welt, solange ich atme — für sie und ihre Kin-der! Aber ich bitte Sie auch um derent-willen, unterdrücken Sie so falsche, durch nichts gerechtfertigte Regungen! Habe ich durch meine Rede unangenehme Empfin-dungen geweckt, habe ich Ihnen gar wehe gethan, Clairefort, so sehen Sie mir dies nach! Vergessen Sie! Es mußte Klarheit zwischen uns sein! So, und nun lassen Sie mich gehen. Ich wünsche noch, Auge zu sagen, daß wir uns als Män-ner ausgesprochen haben. Ich wünsche es, weil ich den furchtsamen Blick in ihrem lieben Gesicht beobachtete und sie niemals leiden sehen möchte, wo immer es in meiner Macht steht, dies zu verhindern.“

Clairefort hatte das Fenster wieder ge-schlossen. Er stand, das Gesicht der Scheibe zugewendet, bewegungslos. Einigemal hatte es in seinem Körper gezuckt, mehrere-mal ballte er die Faust — aber er hatte kein Wort entgegnet und sprach auch jetzt nicht. Als Teut sich zur Thür wandte, als sich in seinem langsamen Schritt nicht Zwang, wohl aber die Erwartung einer Erwiderung von jener Seite ausdrückte, kehrte sich Clairefort zu ihm.

Es war feucht in seinen Augen. Ein unsagbarer Schmerz irrte um seine zucken-den Mundwinkel, und er sah Teut mit einem solch hilflosen Blicke an, daß dieser auf ihn zueilte und ihm die Hand drückte.

War nun endlich alles im alten Ge-leise? Teut war darüber nicht klar. Auge aber schmiegte sich ängstlich und zärtlich an den Freund, als er ihr Gemach be-trat. Als er auf ihre hastigen Fragen mit jener vertrauenerweckenden Ruhe antwor-tete, die ihn so unwiderstehlich machte, da entwichen die ernsten Schatten auf ihrem Gesicht, glückstrahlende Hoffnung verschönte ihre Züge und in ihrem unzer-

Digitized by Google

störbaren Sanguinismus glaubte sie, nunmehr sei alles gewonnen.

„Sie bleiben heut nicht zu Tisch, Teut? Wann kommen Sie? Wann reiten wir aus? Sie sind doch morgen bei dem Diner? Sehen wir uns nachher?“ so fragte sie und so schien schon alles wieder verwischt, was sie noch eben bis ins innerste Herz betrübt hatte.

* * *

Die Zeit war vergangen.

Teut hatte durchgesetzt, was er wollte. Der größte Teil der Dienerschaft wurde entfernt. In das Hauswesen, in Küche und Keller kam eine andere Ordnung, in die Erziehung der Kinder ein anderer Geist. Die neue Gouvernante erhielt die gemessensten Befehle und empfing Vollmachten, die es unmöglich machten, daß das frühere planlose Treiben fortgesetzt wurde.

Unter dem Vorgeben, daß ein trauriges Familienereignis es verbiete, Gesellschaften mitzumachen und in gewohnter Weise Besuch im Hause zu empfangen, ward auch diese kostspielige Seite des bisherigen Lebens eingeschränkt, und Ange mußte sich dazu verstehen, mit einer streng begrenzten Summe die eigene Toilette und die ihrer Kinder zu bestreiten. Das alles schaute sie mit harter Nüchternheit an; die Schule des Lebens schlägt ihre Pfade nicht durch blühende Büsche, sie fordert Entbehrungen und Kämpfe.

„Wo sind die Kinder?“ fragte Ange, und die Antwort hieß: „Sie lernen, sie haben Unterricht.“ Wenn sie den Kopf in die Thür steckte, sah sie das strenge, unbewegliche Gesicht der neuen Gouvernante und oft genug ein Thränlein in den Augen ihrer Lieblinge. Die Befriedigung augenblicklicher Neigungen stieß auf Schwierigkeiten. Wenn sie Einkäufe gemacht hatte und die Rechnung präsentiert wurde, gab es Scenen mit Carlos. Er sandte den Diener ohne Geld zurück und dieser stand ratlos da. Tibet lief mit bedrückter Miene hin und her, und durch die offene Thür sah Ange den wartenden Boten, der nicht befriedigt wurde, und die betroffenen Gesichter ihrer Umgebung, die ihre stummen Bemerkungen machten.

„Konrad soll anspannen!“ befahl sie, und wenn sie, zum Ausfahren gerüstet, hinabsteigen wollte, stand statt des Wagens der Kutscher vor ihr und erklärte, das eine Pferd sei krank. Ange fragte nicht, weshalb man statt der Schimmel nicht die Braunen anspanne; die Braunen waren verkauft worden.

Wenn es ihr plötzlich durch den Kopf fuhr, wie früher eine Gesellschaft einzuladen, schüttelte Carlos den Kopf, und statt des reich beladenen Frühstückstisches, welcher für gern gesehene Gäste immer bereit gewesen war, standen nun kleine Brotschnittchen neben einer halb geleerten Flasche Wein auf der sauber gedeckten, aber kargen Tafel.

Nichts durfte mehr angeschrieben werden. Tibet erklärte, er habe lediglich Geld für die täglichen Bedürfnisse und für besondere nur nach Rücksprache mit dem Grafen.

Drunten in Küche und Stall begegnete man mürrischen Mienen. Teils wirkte die Kündigung nach, teils verglich man die alten Zeiten mit den neuen und fand sich enttäuscht. Die reichlichen Trinkgelder, welche die Gäste bei dem täglichen Verkehr und nach den vielen Gesellschaften in die Hände der Dienerschaft hatten gleiten lassen, blieben jetzt aus.

Die Familie Clairefort ward von ihrer eigenen Umgebung hämisch und tadelnd beschwatzt, und an die plötzlichen Veränderungen und Einschränkungen knüpften sich zudem die übertriebensten Vermutungen und Voraussetzungen.

Bisweilen wandte sich Ange in ihrer Ratlosigkeit an Carlos und bat ihn, in einigen Dingen nachzugeben. Sie schilderte ihm die vielen kleinen Ungelegenheiten, berichtete von diesem und jenem und forderte Abhilfe. Wenn sie dann so eindringlich auf ihn einsprach und mit ihrer bezaubernden Art durchzusetzen versuchte, was sie wünschte, gab er wohl nach; ja, einigemal brauste er sogar auf,

Digitized by Google

und böse Worte gegen Teut entschlüpften ihm.

Aber nur, wenn Erinnerungen an frühere Zeiten einen falschen Stolz weckten, wenn er Teuts Hand allzu deutlich zu erkennen glaubte, dann überfiel ihn ein eigensinniger Widerstand, und die Eifersucht verführte ihn zu falschen Deutungen. Es entstanden dann heftige Auseinandersetzungen mit dem Rittmeister, der aber stets ruhig blieb und immer wieder auf die festen Abmachungen verwies, welche von Anbeginn vereinbart waren.

Anges Klagen entstanden freilich immer nur aus Hilflosigkeit; sie dachte niemals an sich. Wenn aber das Schluchzen der Kinder über die ihnen geraubte Freiheit an ihr Ohr schlug, verließen sie alle guten Vorsätze. Oft flüchtete sie sich mit ihrem Kummer in ein entferntes Gemach und weinte sich dort aus. Es gab Augenblicke, wo sie hätte Teut hassen können.

Aber dieser feste Charakter ließ sich nicht beirren. Es schien, als ob er unempfindlich sei gegen jeden Angriff, jeden Vorwurf und Tadel. In seiner kurzen, bestimmten Art verteidigte er seinen Standpunkt, ließ sich nicht überreden und nicht überzeugen, und nur einmal, als es ihm gar zu arg wurde, riß er an dem langen Schnurrbart und rief:

„Entweder — oder! Ich habe euer beiderseitiges Wort! Reut es euch, trete ich zurück!"

Freilich sah Teut auch, nachdem er alles geordnet, daß die Fröhlichkeit ihren Auszug aus dem Hause gehalten hatte. Clairefort ward ernster, mißmutiger, unzugänglicher als je, und Ange, der leichtbeschwingte Vogel, der Freiheit und Bewegung, Licht und Luft um sich sehen mußte, ließ die Flügel hängen. Oft griff sich Teut an die Stirn und überlegte, ob er auch recht gehandelt habe. Ja, verständige Verhältnisse waren geschaffen, aber alles schien in dem Hause geknickt. Die Kinder, diese frischen, ungebundenen und zärtlichen Geschöpfe, schlichen eingeschüchtert und befangen umher. Die Zucht in den Schulstunden, die Arbeiten, die sie außer diesen beschäftigten, der jetzt fehlende fröhliche Trost, den sie früher bei Mama Ange fanden, machte sie verdrossen und verschlossen, und es zeigte sich, daß sie der Geist der Mutter beherrsche, der nun einmal nur im hellen Sonnenlicht und in der Freiheit gedeihen konnte. Und die Rückwirkung blieb auch bei Teut trotz äußerer Unempfindlichkeit nicht aus. Mit Wehmut und innigem Mitleid sah er, wie ernst Ange geworden war und wie sie sich nach dem alten, zwanglosen Leben zurücksehnte. Selten noch tönte ihr helles, herzliches Lachen durch die Räume.

Einmal fand er sie weinend unter den Kindern sitzen und sich mühend, ihnen bei ihren Arbeiten zu helfen. Kein heiterer Zug glitt über ihr Gesicht, als Teut sich näherte, und die wohlerzogenen Kleinen erhoben sich, gaben ihr Händchen und machten ihre Knixe, statt wie früher stürmisch auf ihn zuzueilen und ihn zu umschlingen.

Jeden Tag sandte Teut das frische Bouquet, jeden Tag nahm es Ange entgegen, aber sie hatte keine Freude mehr daran. „Ach, schicken Sie doch nicht die schönen Blumen, Teut; sie verwelken ja doch — und es ist überflüssig — und kostspielig —"

Sie wandte sich ab und suchte ihre Thränen zu verbergen.

„Ange! Ange!" rief Teut erschrocken. „Das von Ihnen? O, sagen Sie mir, was Sie bekümmert, weshalb Sie so hart, so ungerecht gegen mich sind?"

„Schaffen Sie die Gouvernante aus dem Hause; ich hasse die Person!" rief Ange in furchtbarer Erregung. „Aber bald, bald, sonst passiert ein Unglück! Sie vergiftet meine süßen Kinder mit ihrer Strenge, ihrer Pedanterie und ihrer scheinheiligen Christenlehre! Sehen Sie doch — was hat man aus ihnen gemacht? Ist das noch mein feuriger Carlitos, sind das meine Erna und Jorinde; und die beiden besten Kinder, Ben und Fred? Was ist aus ihnen geworden? Ange habe ich ihr schon entzogen! Sie hat das

kleine Geschöpf mit einem Lineal geschlagen! O, ich erwürge diese Person nächstens!"

„Ange, Ange, beruhigen Sie sich! Vieles kann ja nach Ihren Wünschen geschehen! Carlos wird gewiß gutheißen, was Sie verständigerweise anordnen."

„Er? Der? Sitzt er nicht auf seinem Zimmer und grübelt den ganzen Tag? Sehen wir ihn anders als bei den Mahlzeiten? Ist er noch mein bester, heißgeliebter Mann? mein Augenstern, mein alles? — Ein verdrießlicher Hypochonder, ein rauher, abwehrender Mensch hockt drüben, der an nichts Freude hat — nicht einmal" — jetzt traf bitterliches Schluchzen Teuts Ohr — „an seiner Familie, an seinen Kindern! O, wie grenzenlos unglücklich bin ich! Wo ist die alte, gute Zeit geblieben! Unser Haus ist ja eine Totengruft geworden!"

Unter heftiger Bewegung hörte Teut das alles an. Trug er denn die Schuld? Hatte er das alles heraufbeschworen? — Vielleicht! Er erkannte, daß nur die Not selbst zur Lehrmeisterin der Menschen wird. Er hatte vorzeitig eingegriffen in die Pläne des Schicksals. Statt aus dem Regen den Sonnenschein von neuem hervorbrechen zu lassen, hatte er diesem ein frühzeitiges Dach gebaut und das goldene Licht verscheucht.

* * *

Teut saß in seinem Zimmer und arbeitete. Seit Stunden war er nicht vom Schreibtisch gewichen, und oft lehnte er sich zurück und blickte sinnend und verloren, die Pinselstriche der flüchtigen Malerei zählend, zur Decke empor. Die letzten Vorgänge hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er litt mit seiner geliebten Ange und verstand alles und sann, wie ihr zu helfen sei. Aber konnte er ihr die sorglose, die herzerquickende Fröhlichkeit zurückgeben? Konnte er sie wieder jung machen? Was sie innerlich litt, übertrug sich auf ihre Erscheinung. Schon begann sich etwas von dem holden Zauber zu lösen, der sie vor Jahren so unwiderstehlich gemacht hatte.

Und dann sagte er sich doch, daß nicht die veränderte Lebensweise schuld sein könne, sondern ganz andere Dinge sie beschäftigen müßten. Ja, das war es! Ange war nicht glücklich in ihrer Ehe, und den Ersatz, den sie früher in ihren Kindern fand, entbehrte sie jetzt doppelt, da man sie ihr halb genommen hatte. Aber das letztere konnte doch wieder ins rechte Geleis gebracht werden. Ein Wechsel in der Persönlichkeit, die den Unterricht erteilte, war schnell zu bewerkstelligen. Es brauchte nicht alles wie bisher auf die Spitze getrieben zu werden; es gab auch freundliche Ermahnungen statt rücksichtsloser Strenge, und es handelte sich nicht um Lernen und Wissen allein. Der gute Mittelweg war auch hier der richtige, und indem man diesen einschlug, würde wiederkehren, wonach Ange verlangte. Eines stand fest in Teut: auch jetzt mußte er eingreifen, da Clairefort zu keiner Initiative zu bewegen war.

Wie oft hatte Ange geklagt, daß sie nicht auszukommen vermöge, wie sehr sie sich einschränken müsse. Clairefort blieb bei alledem taub. Aus ihm war jetzt ein ängstlicher Sparer, ein Geizhals geworden.

„Kann ich Sie heute einmal ruhig sprechen? Sind Sie zu hören aufgelegt, liebe Ange?" fragte Teut an einem der nächsten Tage. Sie nickte und legte die Hände in den Schoß. Seltsam! Teut bemerkte, daß sie sich vernachlässigte, keinen sonderlichen Wert mehr auf ihre Toilette legte, auf Blumen und Schmuck wie früher.

Auch heute sah sie unvorteilhaft aus. Das graue Hauskleid stand ihr nicht eben gut, und das wundervolle Haar saß versteckt unter einer Haube, die sie um viele Jahre älter machte.

„Ich wollte Ihnen nach unserem letzten Gespräch einen Vorschlag machen," hob Teut an. „Ich habe viel über das nachgedacht, was Sie mir gesagt haben. Darf ich offen reden? Versprechen Sie mir, daß Sie mir nicht zürnen werden?"

Digitized by Google

Sie nickte abermals, ohne Ausdruck in ihrem stillen Gesicht.

„Ich höre, daß Carlos seinen Abschied nehmen will, daß er ihn nehmen muß —"

„Wie?" unterbrach ihn Ange ängstlich.

„Ja! Sein Zustand — sein hartnäckiges Nervenleiden macht ihm die Ausübung seiner militärischen Pflichten unmöglich. Besser denn, bei Zeiten die anstrengende Thätigkeit einstellen. Aber — dadurch wird sich — Ihre Einnahme noch mehr verkleinern, Ange —" Er stockte.

„Ja gewiß!" sagte sie tonlos.

„Da wollte ich denn —" — er zögerte abermals, riß an seinem Schnurrbart und eine seltsame Röte trat auf seine starken Backenknochen — „Sie bitten, Ange, daß Sie mich wie einen Bruder ansehen mögen, daß Sie — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, Ange — daß wenn Sie etwa einmal einen Wunsch haben — etwa für die Kinder einen Wunsch haben sollten — wenn — wenn — Sie hören nicht, Ange?"

„O, o!" hauchte die junge Frau überwältigt. „Nicht weiter!" Ihre Stimme brach vor Rührung; sie vermochte nicht mehr zu sprechen, und ihr Köpfchen verbarg sich unter dem Tüchelchen, das sie hervorgezogen hatte.

„Doch, doch," sagte Teut weich und ergriff ihre Hand, ihre kleine Hand, die so schmal und krank heute aussah. Aber weiter wagte er nicht zu sprechen; es trat eine längere Pause ein. Die Dinge ringsum schienen noch ernster, stummer als sonst. Es wehte ein Hauch von schwermütiger Trauer durch das Haus, in dem das Lachen erstorben war.

„Und die Gouvernante? die Gouvernante? Schicken wir sie fort?" flüsterte Ange zaghaft. Sie dachte nicht an sich; immer waren es die Kinder, mit denen sie sich in ihren Gedanken beschäftigte.

„Gewiß, gewiß!" bestätigte Teut lebhaft. „Noch heute spreche ich mit Carlos! Alles, alles soll sich nach Ihren Wünschen gestalten! Alles, was Sie, meine teure Ange, wieder fröhlich — und glücklich machen kann!"

„Ein Gott, kein Mensch sind Sie!" tönte es von Anges Lippen. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte.

Er stand auf und trat ihr näher. Sie erhob den Blick — einen Blick, in dem der Abglanz ihrer Seele sich spiegelte, einen Blick, in dem der Mann alles fand, was er je zu hoffen gewünscht, und alles, was im Austausch Liebe gegen Liebe zu geben vermag!

* * *

Es war vorauszusehen, daß von dem, was sich im Laufe der Zeit in der Clairefortschen Familie zugetragen hatte, mancherlei hinausdrang und daß die öffentliche Meinung sich begierig und mit wenig Wohlwollen eines Gegenstandes bemächtigte, der zu so verschiedenen Deutungen Anlaß gab. In den Menschen liegt einmal der Drang, sich dem Thun und Treiben ihrer Nächsten zu widersetzen.

In erster Linie ward das Verhältnis Teuts zu Frau Ange besprochen, und es fand kaum ein mündlicher Austausch in den C.schen Gesellschaftskreisen statt, ohne daß die holde Frau mit bösen Nachreden überschüttet ward. Wie der Sturm rücksichtslos über ein in seinem unschuldigen weißen Blütenschmuck stehendes Bäumchen dahinwütet, so zerpflückte man Anges Ehre und guten Ruf. Da der Graf, hieß es, ein bedauernswerter, durch sein Nervenleiden kaum mehr zurechnungsfähiger Mann wäre, sei es nicht zu verwundern, daß das empörende Treiben ungeahndet unter seinen Augen sich vollziehe. Auch könne man es einem lebenslustigen unverheirateten Husarenrittmeister nicht verübeln, wenn er die süßen Früchte, welche eine so verführerische und gefallsüchtige Frau ihm darbiete, nicht zurückweise. Ärgererregend genug sei es, daß er nicht einmal die gewöhnlichsten Rücksichten beobachte und das Verhältnis so offen zu Tage treten lasse; aber auch das werde durch ihr excentrisches und leichtfertiges Wesen eher entschuldigt.

In dieser und ähnlicher Weise erging sich die Gesellschaft in ihrem Urteil und

hielt es — selbst nur allzu erprobt in Dingen, die man jenen unterzuschieben sich unterfing — für unmöglich, daß Menschen etwas anderes verbinden könne als eine strafbare Leidenschaft.

Aber man blieb dabei nicht stehen. Die Vermögensverhältnisse Claireforts wurden gleichfalls einer Beurteilung unterzogen. Es sei nichts mit dem großen Reichtum! Nur der maßlosen Verschwendungssucht der Frau widerstandslos nachgebend, habe Clairefort die Villa in solcher luxuriösen Weise herrichten lassen und einen Aufwand gutgeheißen, der jeder Beschreibung spotte.

Nun sei der Rückschlag bereits eingetreten. Niemand wolle mehr Kredit geben; ja, man habe den Dienstboten, welche man entlassen mußte, kaum den Lohn zahlen können. Des Grafen schwermütiges Leiden sei auf diese mit täglicher Sorge verknüpften Verhältnisse zurückzuführen, und wenn von seinem Abschied die Rede, so sei dieser wohl kein freiwilliger.

Ah, und diese Kinder! Habe man jemals eine unverantwortlichere Erziehung erlebt? Wie die Affen wandelten sie einher und erregten Ärger bei alt und jung durch ihre Geziertheit und ihr hochmütiges Auftreten. Zuletzt gedachte man auch noch des geheimnisvollen Verhältnisses zwischen Tibet und dem Grafen und bezeichnete den Kammerdiener als einen gefährlichen Menschen, der im Trüben fische und das sonderbar erscheinende Vertrauen, das man ihm schenke, lediglich zu seinem Vorteil ausbeute.

Bisher war Tent nichts von allen diesen Dingen zu Ohren gekommen. Es lag auch in der Natur der Sache, daß man gegen ihn Verhältnisse nicht berührte, in denen er selbst eine so hervortretende Rolle spielte.

Inzwischen aber ereignete sich etwas, das ihm über die Anschauungen der Menge deutlich die Augen öffnete und was nicht ohne Rückwirkung auf ihn selbst blieb. Die Offiziere verkehrten häufig in der Familie eines Herrn von Juk, eines Gutsbesitzers, der vor längeren Jahren, bei Gelegenheit einer zweiten Heirat, seinen Besitz verkauft und seine Übersiedelung in die Stadt bewirkt hatte. Er war ein mehr als harmloser Mensch, der niemanden interessierte, aber auch niemandem im Wege stand. Seine Frau dagegen gehörte zu jenen thatkräftigen Damen, deren rücksichtsloser Egoismus und deren mit einem bedeutenden Verstand verbundene Herrschsucht oftmals bedauern lassen, daß ihnen nicht eine andere Stellung und ein anderer Wirkungskreis in der Welt angewiesen ist.

Frau Olga konnte nur hassen oder lieben; richtiger gesagt: nur hassen oder die Menschen sich dienstbar machen, denn sie besaß neben einem übertriebenen Hochmut wenig Herz und zertrat ohne Bedenken, was sich ihr hindernd in den Weg stellte. Es war indessen bei allen diesen Eigenschaften bezeichnend, daß sie gegen Menschen, die eine Stellung in der Gesellschaft einnahmen, sich von einer geschmeidigen Höflichkeit zeigte und nicht eher ruhte, bis es ihr gelang, in einen engeren Verkehr mit ihnen zu treten.

Ihr Hauswesen war musterhaft geordnet; man amüsierte sich gut in dem Jukschen Hause. Frau Olga befolgte eine weise Lehre, die so wenigen bekannt ist und jedenfalls selten befolgt wird. Sie betrachtete den Gast wie einen Vogel, der sich nach seiner Neigung hier oder dort unter den Baum flüchtet, nascht, zwitschert und nach Geschmack und Laune wieder davonfliegt.

Der Verkehr mit dem sprichwörtlich reichen Rittmeister Baron von Tent-Eder war seit Jahren für Frau Olga eine unerfüllte Hoffnung. Alle ihre Versuche, ihn heranzuziehen, scheiterten an seiner höflichen, aber entschiedenen Abwehr. Dies reizte Frau von Juk um so mehr, als Widerstand in solchen Fällen den Wert erhöht. Überdies besaß sie drei Töchter, von denen eine aus der ersten Ehe ihres Gatten stammte.

Klara von Juk, ein blasses, äußerst graziöses, aber nicht mehr ganz junges

Mädchen, sah man häufig mit verweinten Augen. Zwei Menschen konnten sich nicht ehrlicher hassen als Mutter und Stieftochter, aber selten gab es auch zwei so verschiedene Naturen.

Klara war eine offene, aufrichtige, allem Schein abgeneigte Natur, während die Tiefen der Seele einer Frau Olga noch niemand ergründet hatte. Natürlich wünschte Frau von Ink ihre beiden recht hübschen Kinder zu verheiraten, aber nicht minder lag ihr daran, sich endlich Klaras zu entledigen. Teut war eine überaus glänzende Partie. Beide paßten im Alter zusammen, und aus dieser Verbindung konnten sich ebensoviele Annehmlichkeiten entwickeln, wie jetzt Mißhelligkeiten an der Tagesordnung waren. Im übrigen würde Frau Olga auch ihrer Tochter gleichen Namens oder der hübschen Eva nichts in den Weg gestellt haben, obgleich der tolle Rittmeister fast deren Vater hätte sein können.

Ink und Teut hatten sich neuerdings bei einem Pferdehandel berührt. Daraus entwickelte sich eine mehrfache Begegnung, die mit sich führte, daß Herr von Ink den Rittmeister eines Vormittags in sein Haus einzutreten und ihn an dem eben servierten Frühstück teil zu nehmen bat. Teut konnte sich dem nicht entziehen, und nun hatte die ehrsüchtige Frau endlich ihren Wunsch erreicht! Bevor der Gast Abschied nahm, mußte er wohl oder übel noch eine Einladung zu einem unmittelbar bevorstehenden Diner annehmen. Welch ein Triumph für Frau Olga, die sicher im letzten Augenblick eine der gewohnheitsmäßigen Absagen gefürchtet hatte, als der vielbesprochene Baron wirklich zu der festgesetzten Stunde eintraf und damit dauernd für das Inksche Haus gewonnen zu sein schien. Aber auch noch einen anderen längst verfolgten Plan hoffte Frau Olga durch die Annäherung an den Rittmeister zu erreichen. Auch Claireforts gehörten zu den Personen, mit denen es ihr nicht gelungen war, in nähere Berührung zu treten, und nun fand sie eine bequeme und, wie sie vermeinte, sichere Anknüpfung durch diesen. Die gräfliche Familie einmal bei sich zu sehen, einen Blick in das dortige Hauswesen werfen zu können oder gar mit Claireforts dauernd zu verkehren, gehörte zu jenen sehnsüchtigen Wünschen, deren Erfüllung sie kaum zu hoffen gewagt.

Schon bei dem Mittagessen — Teut hatte als letzter eingetretener Gast die Ehre, die Frau des Hauses zu führen — brachte Olga das Gespräch auf jene, aber dieser wich geschickt aus. Er erzählte kurz und bedauernd, daß es seinem Freunde körperlich und geistig schlecht gehe, daß die Frau Gräfin sich infolgedessen mehr und mehr von aller Geselligkeit habe zurückziehen müssen und im übrigen die vollendetste Frau unter Gottes Sonne sei. Er ließ auch einiges über seine Person und seine Verhältnisse fallen und erwähnte, daß die Verwaltung seiner Besitztümer durch fremde Hand manche Unzuträglichkeiten mit sich führe. Er sei aber, wie er hinzufügte, ein Gewohnheitsmensch und zudem ein eingefleischter Soldat, der nur sein Handwerk, seine Pferde und die Jagd liebe und dabei doch so bequem werde, daß er beispielsweise eine Einladung seines Vetters zu einem auf acht Tage berechneten Feste auf dessen Gütern ausgeschlagen habe.

Nur eins hätte ihn bestimmen können, seines Verwandten Aufforderung Folge zu leisten, und zwar der Wunsch, darauf hinzuwirken, daß dieser unverbesserliche Junggeselle nun endlich heirate.

„Ach, das sagen Sie?“ rief Frau von Ink, von diesem Gespräch besonders gefesselt, „Sie, der Sie ja fast ein Weiberfeind sind, das heißt — mit einer Ausnahme,“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Ich bestreite dies entschieden, gnädige Frau,“ erwiderte Teut, ohne den Schlußsatz zu beachten. „Ich verehre die Frauen wie alles Schöne auf der Welt, aber ich habe kein Glück und kein Geschick im Verkehr mit ihnen. Zudem — je älter man wird —“

„Sie sprechen von Alter!?“

Teut nickte. „Gewiß, wie hoch schätzen Sie mich, gnädige Frau?“

Digitized by Google

„Nun, jedenfalls sind Sie in dem besten — im Heiratsalter. — Was, liebes Kind?“ unterbrach sie sich entschuldigend, als plötzlich Eva hinter ihren Stuhl trat und eine Frage an sie richtete.

Tent schob sich artig zurück, während die Damen einige Worte austauschten, und zugleich beobachtete er Olgas Tochter genauer. Eva glich einer wilden Rose in ihrer Erscheinung; sie war in der That sehr hübsch, aber das Gesicht war geistlos.

„Ich bitte um Verzeihung!“ wandte sich Frau Olga wieder zu ihrem Gast.

„Ein schönes junges Mädchen,“ sagte Tent verbindlich und von einer gewissen Absicht beherrscht. „Sie haben hier gleich einen Beweis, daß es unmöglich ist, Frauen nicht zu verehren.“

Frau Olga sah mit einem Anflug angenehmer Überraschung den Sprechenden an. Hatte sie recht gehört? Sie wußte von Tent, daß er wohl Derbheiten, aber selten Komplimente zu sagen pflegte.

„Ah, Sie Spötter!“ erwiderte sie, in der Absicht, mehr zu hören. Tent aber lächelte und schwieg. Es gefiel ihm, sie in Zweifel zu lassen. Endlich sagte er:

„Ihre beiden Jüngsten — Zwillinge, wenn ich nicht irre? — sind gleich liebreizend. Das ist sehr schlimm.“

„Schlimm? Wie so? selbst unter der Voraussetzung der Richtigkeit Ihrer schmeichelhaften Behauptung.“

„Es kann sie doch niemand beide heiraten, und eine von ihnen zu wählen, würde neben der höchsten Befriedigung des Besitzes zugleich den höchsten Schmerz über einen sicheren Verlust hervorrufen. Schlimm in der That, recht schlimm, gnädige Frau!“

„Ich vermute, daß Sie ein wenig Spott treiben wollen,“ sagte Frau Olga. „Überhaupt — und damit zugleich ein offenes Bekenntnis —, nachdem ich endlich das Glück habe, Sie näher kennen lernen zu dürfen“ (Tent verbeugte sich) „finde ich doch die Bestätigung dessen, was man mir so oft erzählt hat.“

„Nur eine Bestätigung?“ scherzte Tent. „Ich hatte gehofft, daß meine Person die Beschreibung weit überträfe, denn ich bin überzeugt, Sie finden nur Gutes.“

„Wer weiß! Sie sind der erste Mann, der mir im Leben begegnet ist, vor dessen Spott und Sarkasmus ich mich fürchte.“

Dergleichen halbe Artigkeiten und halben Tadel enthaltende Äußerungen liebte Frau Olga. Sie hatte unzählige bereit, wenn sie jemanden fesseln wollte.

Zu ihrem Erstaunen sagte Tent ernst:

„Es liegt vielleicht etwas Berechtigtes darin, gnädige Frau. Ich bin ein so ehrlicher Hasser der gesellschaftlichen Lüge und Verstellung, daß ich rücksichtslos meine Meinung, oft genug meinen Abscheu dagegen ausspreche. Und natürlich, jeder, der nicht mit Komödie spielt, wird naturgemäß gefürchtet.“

Frau Olga kam in eine etwas unbequeme Stimmung; es war ja fast undenkbar, daß ein Mann von so guter Erziehung wie Tent diese Bemerkung gegen sie persönlich zugespitzt hatte, aber andererseits konnte sie kaum anders als diese auf sich beziehen.

Es lag auch in ihrer Art, dergleichen nicht zu übergehen, denn ihre Klugheit verließ sie nur allzu häufig, wenn ihre Empfindlichkeit oder ihre Eitelkeit verletzt wurden. Sie sagte deshalb in einem recht schroffen Tone:

„Nein, meine Furcht stützt sich auf etwas anderes, Herr Rittmeister. Was Sie hervorheben, könnte ja in unserem Verkehr überhaupt keinen Anlaß zu einer solchen geben!“

„Natürlich,“ sagte Tent ganz ernsthaft, ließ aber einen infam ironischen Zug um seine Mundwinkel spielen. „Und bitte, weiter, meine Gnädige.“

Frau Olga hob in einiger Erregung das Glas empor, das Tent eben gefüllt hatte, trank es hastig aus und sagte, mühsam ihren Unmut versteckend:

„Ich liebe die Gradheit und Offenheit wie Sie. Diese kann mich nur mit Respekt erfüllen und wird mir nie Unbehagen einflößen. Aber Ihre —“ Sie stockte.

„Nun, gnädige Frau?“

„Ah, gleichviel!“ machte Olga und zuckte verdrießlich die Achseln.

Digitized by Google

„Wie, meine gnädige Frau," sagte Teut in einem ernsthaften Tone und doch mit demselben teuflischen Lächeln, „Sie laden mich in Ihr sonst so unvergleichliches Haus und wollen mich auf die Folter spannen? Ist das christlich? Ich bitte — wenn nicht etwas Bedenkliches für mich die Folge sein soll —"

„Ja, ja! Das ist es! Sie sind boshaft! Sie sind's auch jetzt! Das ist eine Eigenschaft, die mir allerdings Furcht einflößt, ja, die ich hasse, denn es giebt gegen diese keine Waffen."

In diesem Augenblick schlug Herr von Juk ans Glas und brachte eine seiner gewöhnlichen geistlosen Gesundheiten aus.

Auch das reizte Frau Olga.

„Sehr, sehr hübsch!" sagte Teut und strich den langen Schnurrbart.

Frau Olga hätte ihn mit dem silbernen Fischmesser töten können.

Nach dem Diner ging man in den Garten und nahm den Kaffee. Sodann wurde ein Ausflug zu Pferde und Wagen geplant.

Vor dem Jukschen Hause hielten bereits die Stallknechte mit den Reitpferden, und die Kutscher warteten auf dem Bock.

Teut, der meistens in einem zierlich gebauten, für zwei Personen berechneten Wagen kutschierte und dessen langgeschweifte, dunkelschwarze Renner ihm allseitig beneidet wurden, bot Frau Olga den Platz in seinem Wagen an. Sie war sehr glücklich über diese Auszeichnung, um so mehr, als bisher nur Frau Ange Clairefort eine solche genossen, freilich so oft genossen hatte, daß der verleumdungssüchtige Mund der Stadt dies Fuhrwerk schon mit einem Spottnamen belegt hatte.

Der Nachmittag war herrlich. Man hatte mit Rücksicht auf den Ausflug früher gespeist, und es winkten angenehme Stunden.

Als alles sich passend zusammengefunden hatte, gab Rittmeister von Zirp, der häufigste Gast des Hauses, ein nicht ganz übler, aber wegen seiner unbedachtsamen Schwätzereien Teut nicht allzu sympathischer Kamerad, das Zeichen, und die lustige Kavalkade setzte sich in Bewegung.

Schon bei der Abfahrt hatte sich viel Volk zusammengefunden, das die livrierten Kutscher und die prächtigen Reitpferde anstaunte. Allen voran fuhr Teut mit Frau Olga. Seine Renner flogen dahin, und in der That war es begreiflich, daß die Augen der Einwohner sich besonders auf dieses Gefährt richteten. War man doch gewohnt, nur Ange an der Seite des Rittmeisters zu sehen, während jetzt die nicht minder viel besprochene Frau von Juk neben dem bizarren Rittmeister dahinkutschierte.

Mit einer großen Spannung sah Olga dem Augenblick entgegen, wo sie an der Clairefortschen Villa vorbeifahren würden. Ob Teut wohl hinüberschauen, ob wohl zufällig die Gräfin auf dem Balkon oder im Garten sein werde? Olgas Triumph über die viel beneidete Frau wäre ein vollendeter gewesen! Aber als sie die Villa erreichten, lag das Haus inmitten seines herrlichen Parkes wie ausgestorben. Nicht einmal eins der Kinder, auch niemand von der Dienerschaft war sichtbar.

Plötzlich machten die Pferde — gewohnt, hier zu halten — eine rasche Seitenbewegung, und Olga ergriff unwillkürlich Teuts Arm, indem sie einen leisen Schrei ausstieß.

„Was ist, meine Gnädige?" fragte Teut kurz und wandte den Blick in raschem Wechsel von der Villa zu den Tieren und von diesen zu ihr.

Olga erklärte entschuldigend, und der Wagen eilte weiter.

„Sie scheinen etwas ängstlich! Wünschen Sie, daß ich langsamer fahre?" fuhr er fort und zog die Zügel an.

Olga verneinte, obgleich das Gegenteil der Fall war.

„Neben einem so vollendeten Pferdelenker kann man keine Furcht empfinden," sagte sie, in ihren schmeichelnden Ton zurückfallend; aber sie bereute, gerade dieses Wort gebraucht zu haben, denn Teut fiel ein und rief lachend:

„Ah, also auf dem Bock bin ich nicht boshaft, gnädige Frau? Wenn Sie sich nur nicht täuschen werden!"

Digitized by Google

Nach einigen Zwischengesprächen brachte Olga nochmals die Rede auf Ange. Sie wollte durchaus etwas Näheres über sie aus seinem Munde hören.

„Frau von Claireſort iſt wohl eine treffliche Reiterin und ſoll, wie ich höre, ſelbſt mit Vieren erſtaunlich ſicher fahren?"

„Allerdings, ſie ſucht ihresgleichen!" erwiderte Teut, kurz abbrechend, machte Olga — mit der Peitſche in die Ferne weiſend — auf einen ſchön gelegenen Punkt aufmerkſam und erging ſich über dieſen und die Umgegend in lebhafte Lobeserhebungen.

Olga verſtand, er wollte nicht von Claireforts ſprechen. Es ärgerte ſie, daß er dieſe Menſchen gleichſam wie ſeine Domäne betrachtete und durch ſein Ausweichen den Abſtand andeuten zu wollen ſchien, der zwiſchen ihr und Ange lag.

Sie beſchloß aber doch noch einen Verſuch zu machen. Vielleicht ſtand ſie auch nur unter einem Vorurteil! Sie nahm letzteres an, weil ſie es wünſchte.

„Es intereſſiert mich ſehr, etwas über Frau von Claireſort zu erfahren," hob ſie an. „Ich erinnere mich nicht, jemals einer ſo ſchönen und intereſſanten Frau begegnet zu ſein, und würde es als eine Bevorzugung anſehen, ihr einmal perſönlich näher treten zu dürfen. Sie ſoll neuerdings ſehr ernſt geworden ſein und ſich faſt ausſchließlich der Erziehung ihrer Kinder widmen? Übrigens, welch eine Schar von entzückenden Geſchöpfen!"

Teut fiel bei dieſen Worten Anges Trauer und alles das wieder ein, was ihn ſo lebhaft beſchäftigte. Auch reizte ihn die etwas zudringliche Art Olgas, nachdem er hinlänglich an den Tag gelegt hatte, daß er über ſeine Freunde nicht ſprechen wollte. Er ſagte deshalb, ganz entſprechend ſeiner Art:

„Meine Freunde haben ihren Umgang aus vorher ſchon erwähnten Gründen weſentlich eingeſchränkt und leben ſehr zurückgezogen. Ich würde ſonſt mit Vergnügen bereit ſein, der Frau Gräfin Ihre Wünſche zu übermitteln, gnädige Frau, und bin überzeugt, daß Sie beſtätigt finden würden, was ich Ihnen bereits bei Tiſch über die Familie mitteilte. Überdies iſt es möglich, daß Claireforts C. überhaupt verlaſſen, ſobald der Graf ſeinen Abſchied genommen hat."

„Nimmt er ſeinen Abſchied?" fragte Olga, zugleich durch eine Bewegung ihren Dank für Teuts Bereitwilligkeit ausdrückend. „Ich denke, man giebt ihm dem Herrn Grafen?"

„Wer ſagt das?" fuhr Teut auf und lenkte mit raſcher Biegung in einen Seitenpfad.

„Nun, ich hörte ſo, Herr Rittmeiſter. Ich bin indes durch den Ton Ihrer Frage belehrt und bitte um Entſchuldigung. Übrigens cirkulieren über die Claireſortſche Familie ſo viele widerſprechende Nachrichten und ſie bildet ſo oft den Gegenſtand des Geſpräches, daß es ſchwer iſt, ſich ein einigermaßen zutreffendes Bild von ihnen zu entwerfen."

Teut horchte geſpannt auf. Beide Hände waren beſchäftigt; nur allzu gern hätte er ſeinen Schnurrbart gedreht. „Wie? Meine ruhig lebenden, liebenswürdigen Freunde werden ſo viel beſprochen? Es iſt das erſte Mal, daß ich dies höre. Nun, ich denke, man kann nur Gutes von ihnen ſagen, gnädige Frau," entgegnete er mit gezwungener Sorgloſigkeit.

Olga ſchwieg. Da ſie ihre Pläne vereitelt ſah, wollte ſie wenigſtens ihre kleine Frauenrache.

Teut ließ die Pferde im Schritt gehen, ſah mit einem nicht mißzuverſtehenden Blick ſeine Begleiterin an und ſagte:

„Sie ſchweigen, meine gnädige Frau. Ich bitte, da Sie ſelbſt das Thema berührten."

Nun gut! dachte Olga und fuhr laut fort: „Setzt es Sie in Verwunderung, daß man über eine Dame ſpricht, die ſo abweichende Gewohnheiten hat wie Frau von Claireſort, die reitet und ſelbſt auf dem Bock ſitzt, die ſo ſchön und ſo lebhaft iſt, deren Mann ſich vor der Welt mit ſeinem geheimnisvollen Kammerdiener verſchließt und der mit einem ſo ungewöhn-

lichen Aufwande sein Hauswesen einrichtete, um plötzlich — man sagt so — eine fast ängstliche Sparsamkeit einzuführen?"

Olga brach ab. Was sie sagte, war nicht verletzend, aber sie wußte, daß jedes Wort Teut kränken mußte.

„Sie sprachen noch nicht von mir. Ich gehöre doch auch zu den Gegenständen dieser sehr überflüssigen Betrachtungen des verehrlichen Publikums. Wollen Sie nicht die Güte haben, nun auch die Ansichten über mich beizufügen," erwiderte Teut, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich glaube, nur die Thatsachen, aus denen Urteile und Ansichten sich folgern, wiedergegeben zu haben, Herr Rittmeister."

„Ganz recht, meine Gnädige. Und die Thatsachen, die sich auf mich beziehen?"

„Nun, Sie sind täglicher Gast im Hause und erscheinen öffentlich stets neben Frau von Clairefort —"

„Allerdings, und weiter, wenn ich bitten darf?"

„Deshalb glaubt das Publikum," fuhr sie fort, „ein Recht zu haben, Bemerkungen zu machen, die freilich und natürlich jeder Unbefangene verdammt."

„Ah, vortrefflich! Und zu diesen Unbefangenen gehören auch Sie, gnädige Frau, und der Intimus Ihres Hauses, Herr von Zirp?"

Der Ton, in dem Teut diese Worte sprach, war allerdings impertinent, ja beleidigend; aber der Blick, mit dem Olga erwiderte, gab nichts nach.

Das Gespräch verstummte, und unter einer recht peinlichen Stimmung legten beide den übrigen Teil des Weges zurück. Vor Teut war ein Vorhang zurückgezogen, dessen Hintergrund ihn erschreckte. Er biß sich auf die Lippen und knirschte mit den Zähnen. Diesen Engel hatte man zu verdächtigen gewagt, und eine Frau wie seine Begleiterin hatte eine boshafte Freude an der Wiedergabe solchen Geschwätzes.

Teut durchschaute Olga nur zu gut. Da er ihr die Aussicht genommen, mit Auge in Berührung zu treten, ließ sie die Maske fallen und zeigte ihr wahres Gesicht. Aber auch in Olga gärte es. Sie fühlte, daß sie durch dieses Gespräch alles verloren hatte. Ihr entging vielleicht sogar das, was sie mit etwas mehr Selbstbeherrschung sich hätte erhalten können: der künftige Umgang mit dem für sie doch allzu interessanten Rittmeister.

Und diese Einsicht, aber auch die Hoffnung, daß er vielleicht vergessen könne, veranlaßte sie, zuerst wieder das Wort zu ergreifen und in möglichst unbefangener Weise gleichgültige Gesprächsgegenstände zu berühren. Es ward ihr dies erleichtert, da man inzwischen nahe dem Ziele war und einige Herren, darunter mehrere von Teuts Kameraden, herangaloppierend, sich dem Wagen näherten.

„Wir fürchteten schon, daß Herr Rittmeister von Teut Sie zu entführen gedenke, gnädige Frau!" rief einer von ihnen, ein junger Assessor. „Sie waren uns gänzlich entrückt, und wir haben Mühe gehabt, Sie einzuholen. Aber da kommen auch die übrigen," fuhr er fort, und in der That stob eine Wolke auf, in deren grauem Staubnebel man Pferdeköpfe, blitzende Knöpfe und blanke Uniformen erkannte.

Teut, der an alles dachte, hatte seinen Reitknecht vorausgesandt. Als man am Bestimmungsort eintraf, stand dieser schon wartend da und nahm das Gefährt in Empfang.

Während Teut Olga vom Wagen hob, drückte sie ihm leicht die Hand und flüsterte: „Sie sind verstimmt, Herr Rittmeister. Unsere gute, eben begonnene Freundschaft hat doch keinen Stoß erlitten? Ich hoffe es nicht."

Teut aber sagte: „Sie hatten doch recht mit Ihrer Befürchtung, meine gnädige Frau. Ich nehme den halben Zweifel, den ich bei Tisch aussprach, jetzt ganz zurück."

Nach diesen Worten verbeugte er sich artig und ließ Olga betroffen und nach einer Deutung seiner Worte suchend stehen.

Wie sehr deren Laune durch diesen Zwischenfall gelitten hatte, davon erhielt

Digitized by Google

Klara einen nachdrücklichen Beweis, die, einer fröhlichen und dankbaren Regung folgend, auf sie zugeeilt kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ohne ihr zu antworten oder gar zu danken, sagte Olga:

„Mein Gott, wie dir nur wieder der Hut sitzt und wie du dein Kleid zugerichtet hast! Sieh nur! Wie ein Harfenmädchen siehst du aus! Geh und ordne deine Toilette!“

Und unmittelbar nach diesen in einem empörenden Ton gesprochenen Worten wandte sie sich mit ihrem bezaubernden Lächeln zu einem der Herren, der auf sie zugeeilt kam und ihr den Arm bot.

Klara stand einen Augenblick leichenblaß. Ihre Augen füllten sich mit Thränen des Zorns, und ihr Gesicht erglühte vor Erregung.

Die Gesellschaft nahm nach einem kurzen Spaziergang, dessen Ziel ein hübsches Wäldchen gewesen war, das Abendessen auf einer Terrasse ein, welche einen zu dem Wirtshause gehörenden Garten begrenzte. Linksseitig von derselben zog sich die Landstraße hin, und geradezu schaute man auf den Fluß.

Es war in der That ein außerordentlich schöner Punkt. Langsam zogen, von der Abenddämmerung schon halb verschlungen, große Segelfahrzeuge vorüber, die, aus der Flut geheimnisvoll auftauchend, einem Traumbilde anzugehören, nicht aber die Vermittler harten Tagewerkes zu sein schienen.

Aber drüben sah man auf der stahlgrauen, vom zarten rötlichen Abendsonnenschein umrahmten Wasserfläche die größeren Segelfahrzeuge wie abgelöst von der spiegelstillen Flut, und die zwischen ihnen hin- und herirrenden kleineren Böte erhöhten durch den Gegensatz die majestätische Ruhe ihrer Erscheinung.

Im Nachtschlaf ruhten schon die Wälder, von drüben erscholl friedlicher Gesang, mitunter ertönte auch ein helles Hallo über das Wasser, und vom jenseitigen Ufer, an dem die glitzernden Lichter der Wirtshäuser aufblitzten, drang einmal leise Militärmusik herüber.

Und über all diesem: über der silbernen Stahlflut, über den stummen Gebüschen, über den traumselig dahingleitenden Fahrzeugen, über den Menschen mit ihren ernsten oder sorglosen Gedanken, schwamm der Mond am blaudunklen Himmel und sandte sein weltendurchleuchtendes, geisterhaftes Licht herab.

Im ganzen weiten Umkreis eine einzige gewaltige, schneeweiße, wie vom Sturm gepeitschte Wolke mit Riesenfangarmen und Flügeln, unmittelbar über der Mondscheibe schwebend, gebannt, unbeweglich, gleichsam im Schönheitszauber erstarrt.

Teut stand an dem Rande der Brüstung und überschaute die Landschaft. Auch die übrigen hatten sich erhoben, denn nun rasselte es über der nahen Brücke, und in überschnellem Lauf flog ein Wagen dahin. Deutlich waren Menschen und Dinge noch erkennbar.

Und dann plötzlich erscholl aus Kindermund der laute und jubelnde Ruf: „Onkel Axel! Onkel Axel!“ und aus dem vorübereilenden Wagen winkten Händchen, und eine schöne junge Frau, die den Wagen lenkte, nickte lebhaft und neigte, die Gesellschaft bemerkend, mit verlegener Artigkeit das Haupt. Es war Anne, die, von einem ihrer Ausflüge heimkehrend, jetzt rasch nach Hause drängte.

Wie sie so dasaß mit dem vornehmen, auf den feinen Schultern ruhenden Kopf, umweht von dem weißen Schleier, der in die Abendluft hinausflatterte, so leicht und graziös in der Erscheinung und doch so fest und sicher die Zügel der raschen und ungeduldigen Pferde regierend, mußte sie die Blicke der Menschen fesseln. In wenigen Augenblicken jedoch war sie den Blicken der Nachschauenden entschwunden, und unwillkürlich wandten sich aller Augen auf Teut.

Es gab wohl niemanden in der Gesellschaft, den nicht der gleiche Gedanke beherrschte, und einer von ihnen gab diesem auch Ausdruck. Es war der Assessor, der mit zudringlicher Vertraulichkeit an Teut herantrat und leicht hinwarf:

Digitized by Google

„Da war ja Ihre kleine, entzückende Gräfin, Herr Rittmeister —"

Aber er sprach nicht aus, denn Teut wandte sich mit seinem starkknochigen Gungesicht zu ihm, und indem er den Sprechenden mit einem Blicke musterte, vor dem jener unwillkürlich den seinigen zu Boden senkte, sagte er mit schneidender Zurückweisung:

„Da war die Frau Gräfin Auge von Clairefort, mein Herr! Der von Ihnen beliebte Ausdruck war respektwidrig und äußerst unpassend! Sie werden die Güte haben, sich dies für kommende Fälle zu merken!"

Und dann drehte er dem gemaßregelten Assessor den Rücken und ging auf Klara von Juk zu, mit der er sich, ohne die übrige Gesellschaft für den Rest des Abends sonderlich zu beachten, ausschließlich beschäftigte.

Auch bot er, den Augenblick erspähend, wo Olga einen Platz neben Baron von Zirp wählte, jener seinen Wagen an und kutschierte, seinen Reitknecht hinter sich, eilend in die Stadt zurück. Seine Verabschiedung von Juks war überaus höflich, aber förmlich. Auch lehnte es Teut ab, an diesem Abend der Aufforderung seiner Kameraden zum weiteren Zusammenbleiben zu folgen.

Als der Wächter die Morgenstunde abrief, saß er, die Hand an die Stirn gestützt, noch immer grübelnd in seinem juchtenduftenden Arbeitszimmer. Ein wilder Kampf von Empfindungen, der durch seine Brust jagte, raubte ihm Ruhe und Schlaf.

* * *

Auge ward, als sie dem Wagen entstieg und ihre kleine Schar von der Dienerschaft herabgehoben wurde, von dem ernsten Ausdruck überrascht, der sich in Tibets Mienen widerspiegelte. Er stand, wie immer, wenn sie zurückkehrte, vorn auf dem Treppenausbau der Villa und öffnete ehrerbietig die Thür.

„Was ist?" fragte sie ängstlich und hieß ihn durch ihre lebhaften Gebärden rascher sprechen, als es seine Gewohnheit war.

„Carlitos hat heute nachmittag einen heftigen Anfall von Ohnmacht und Erbrechen gehabt; wir haben ihn gleich ins Bett gebracht, Frau Gräfin."

Auge schrie auf und flog die Stufen empor.

„War der Arzt schon da? Ist der Graf in seinem Zimmer?" redete sie hastig im Vorübereilen die Kammerjungfer an, aber fragte auch nur, ohne die Antwort abzuwarten. Sie durcheilte die Wohnräume und erreichte das Kinderzimmer. Hinter ihr schoß wie immer der Strom der Kleinen, die rasch abgezogenen Kleider und Hüte in den Händen und achtlos nach sich schleifend.

„Stille, stille, süße Kinder! Unser Carlitos ist nicht wohl!" dämpfte sie, als jene ins Gemach stürmten. Sie saß bereits an dem Bett ihres Knaben und ließ ihre Hand auf seiner heißen Stirn ruhen. „Wachst du, mein Carlitos?" flüsterte sie und neigte sich zu ihm herab.

Er wachte nicht und er schlief nicht; er wälzte sich unruhig hin und her, und die Hände erglühten in trockener Fieberhitze. Auge übergab die lebhafte Jorinde und die übrigen der eintretenden Jungfer und hieß sie ins Speisezimmer hinübergehen. Sie selbst eilte, nachdem sie kühle Tücher über Carlitos' Stirn gelegt, zunächst in das Zimmer ihres Mannes.

Der Graf saß — ein schmerzerweckender Anblick — in seinem großen Stuhl und hatte den Kopf in die Hände vergraben. Die Vorhänge waren fest zugezogen, die mit einem grünen Schirm umgebene Lampe verbreitete ein mattes, schwermütiges Licht, und eine atembeengende Luft erfüllte das Gemach. Dazu die unheimliche Stille und diese peinliche, den Dingen ihr fröhliches Gesicht raubende Ordnung. Auge erschien der dumpfe Raum wie eine Gruft; unwillkürlich schrak sie zusammen. Und kein Lebenszeichen von ihm als sie die Thür öffnete. Er war entweder eingeschlafen oder eine Erschöpfung hatte ihn in einen halbwachen, willenlosen Zustand versetzt.

„Lieber Carlos!“ ſagte Ange weich und trat an den Stuhl, in dem die große gebrochene Geſtalt ruhte.

„Du wünſcheſt?“ fragte nach einer Pauſe eine tiefe Stimme.

„Weißt du denn nicht, daß unſer Carlitos krank iſt? Ich komme, um dich zu fragen, was der Arzt geſagt hat. Ich bin in großer Sorge.“

Er neigte langſam und müde den Kopf zur Beſtätigung.

„Es iſt bis jetzt alles geſchehen, was er angeordnet hat. Ich war bei unſerem Knaben. Er ſchläft. Doktor Küß meint, man müſſe die Nacht abwarten, morgen würden vielleicht kalte Bäder nötig ſein.“

„Und was iſt es?“ fragte Ange äußerlich ruhig, innerlich von einer unbeſchreiblichen Angſt verzehrt.

„Ich weiß es nicht,“ ſagte Clairefort tonlos und ließ das Haupt wieder in die geſtützte Rechte zurückfallen.

Sie ſank neben ihm nieder und ergriff die ſchlaff herabhängende Linke. „Mein Carlos!“ hauchte ſie leiſe und innig.

Er gab den Druck ſanft zurück, aber er hob ſie nicht auf, und für Augenblicke ſchien es in dem Gemach wie ausgeſtorben. Nur ein leiſes Schluchzen war vernehmbar, das aus Anges bedrängter Seele emporſtieg. Sie wußten beide, um was es ſich handelte, weshalb ſie neben ihm hingeſunken war und weinte.

War das derſelbe Mann, der einſt um Ange von Butins Hand geworben, der kräftige Mann, aus deſſen Augen das Leben blitzte?

Wie hatte man Ange ihr Glück geneidet! Er hatte ſie umworben wie kaum ein Mann ein Weib zuvor. Ihr Lächeln, ihr zärtlicher Blick berauſchten ihn, ihre Fröhlichkeit riß auch ihn mit fort, und jede noch ſo thörichte Hoffnung auf eine ewige Dauer des Glückes teilte er mit ihr.

Und wie Carlitos geboren ward und ſpäter Jorinda und Erna — hatte er nicht im ungeſtümen Freudentaumel das Haus mit Blumen ſchmücken laſſen, ſeine Umgebung beſchenkt und täglich ſtundenlang dankerfüllt an ihrem Bett geſeſſen? Und ähnlich war's noch, als die beiden ſchönen Knaben zur Welt kamen. Er plante mit Ange, was ſie dermaleinſt werden ſollten, wie er für ihre, für der übrigen Zukunft ſorgen könne.

Bei der Geburt der kleinen Ange hatte ſich ſchon manches anders geſtaltet. Claire-fort war nicht mehr ſo herzlich, ſo teilnehmend; andere Dinge beſchäftigten ihn.

Es ſchien, als ob ihn etwas heftig bedrücke, als ob ein ſchwerer Kummer an ihm nage. Die Rückkehr zu einer heiteren, ſorgloſeren Stimmung war immer nur eine vorübergehende, und ſie war ſtets mit einem ſichtlichen Zwang verbunden. Und dann wurde er immer finſterer, immer wortkarger, immer ausweichender, lebte nur für ſich, ſchalt wohl einmal in heftigem Zorn, aber flüchtete ſich doch wieder in ſeine Einſamkeit.

Bei der Überſiedelung nach C. ergriff ihn ſcheinbar noch einmal die alte Freude am Leben. Er überſchüttete Ange mit Zärtlichkeit, lauſchte ihre Wünſche ab und ſprach von einem neuen Leben in neuen Verhältniſſen. Auch verkehrte er nicht mehr ſo abgeſchloſſen und geheimnisvoll mit Tibet.

Aber bald war's wieder wie ehedem, ja ſchlimmer, denn der alte Kummer ſchien ihn von neuem zu bedrücken, und auch die Eiferſucht verzehrte ihn. Und doch ſuchte er ſein Weib nicht an ſich heranzuziehen, und nur vorübergehend war er verſtändigen Auseinanderſetzungen zugänglich. Allmählich kam ſeine Krankheit; die nervöſen Beſchwerden nahmen zu. Der Arzt hatte es ausgeſprochen, es war nicht zu verbergen: ein unheilbares Rückenmarkleiden zehrte an ihm. Zuletzt kam er um ſeinen Abſchied ein.

Nun ſaß er da; kein Mann, kein Soldat, kein Reitersmann mehr, gebrochen, ein lebensmüder Greis, leiſe oder laut in Schmerzen wimmernd.

Aber nicht körperliche Leiden allein hatten ihn gelähmt. Er hatte geklagt über jede Ausgabe und doch nicht die Kraft gehabt, etwas zu ändern oder Ange etwas zu verweigern.

Ja, gewiß, auch die Sorgen quälten und verfolgten ihn.

Und dann gedachte Auge Teuts. Welch ein Mann, welch ein Freund! Wie er eingegriffen hatte in die Verhältnisse, wie er alles so wohl gestattet und wie mürrisch ihm Carlos gedankt hatte.

O, was sollte nun werden! Wie traurig, wie trostlos starrte der Frau das Leben und die Zukunft entgegen! Heute war sie, von Teut mehrfach ermuntert und den früheren Neigungen folgend, einmal wieder hinausgefahren und hatte sich hineingeträumt für Stunden in die alten sorglosen Zeiten.

Ihre Gedanken wurden aber durch die Erinnerung an Carlitos unterbrochen.

„O Carlos, Carlos!" flüsterte sie. „Ich leide entsetzlich, weil ich weiß, daß du leidest. Sag, Carlos" — sie stockte; sie drückte seine Hand und legte ihr Köpfchen an seine Schulter — „liebst du mich noch?"

„O Auge Auge!" preßte der Mann hervor. „Ob ich dich liebe?"

Plötzlich wandte er sich mit mühsamer, aber rascher Bewegung zu ihr, umfaßte sie mit seinen Armen, hob sie empor und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen und — mit Thränen.

So saßen sie lange.

„Sag mir, was dich beunruhigt, mein Carlos, was dich bedrückt neben deiner Krankheit, um die ich Tag und Nacht sorge," hob Auge endlich an und schmiegte sich fester an die Brust ihres Mannes.

Clairefort zitterte, als ob er an ein Verbrechen erinnert werde. Sie fühlte es. Ein drängendes, unerklärlich angstvolles Gefühl jagte durch ihr Inneres.

Aber er stand ihr nicht Rede, selbst jetzt nicht, wo ihre Seelen in Liebe und Zärtlichkeit zusammenschmolzen, selbst jetzt nicht, wo das Höchste sie ergriff, was Menschenbrust durchdringen kann.

Sie war zu zart und zu vornehm geartet, um etwas zu erzwingen, was ihr nicht freiwillig gewährt wurde. Und um ihn nicht im Zweifel zu lassen, flüsterte sie besänftigend:

„Nicht Neugierde läßt mich bitten, mein einziger, teurer Carlos, nur Sorge — Sorge — um dich."

Die letzten Worte wurden erdrückt durch ihr Schluchzen. Er aber seufzte, von Seelenschmerz gefoltert, tief auf, und nun sein Haupt an ihrer Brust bergend wie ein Kind, hauchte er: „O Auge, Auge, du Engel — nicht nur dem Namen nach ein Engel!"

Nachdem Auge ihren Mann verlassen hatte, beherrschte sie nur der einzige Gedanke, wie sie ihrem Kinde helfen könne. Sie ordnete an, daß noch einmal zum Doktor gesandt werde, und widerrief es doch wieder, weil er kaum vor einer Stunde das Haus verlassen hatte. Sie befahl, anzuspannen, um zu ihm zu fahren, und doch sandte sie den Wagen wieder fort. Endlich beschloß sie, noch einen anderen Arzt zu Rate zu ziehen und dies bei jenem am nächsten Tage durch ihre Angst und Sorge zu entschuldigen. Sie schrieb auch wirklich ein Billet, und ein Diener mußte damit forteilen; aber er kam unverrichteter Sache zurück, da jener aufs Land gerufen war.

Nun endlich wandte sie sich mit ihren Gedanken zu Teut.

Konnte sie den Freund in so später Abendstunde zu sich bitten?

Sie hockte an dem Bett des Knaben und betrachtete jede seiner Bewegungen. Ach, wenn sie ihm doch nicht nachgegeben hätte, als er darauf bestand, zurückzubleiben, um in dem nahgelegenen Weiher zu fischen! Dort konnten giftige Dünste emporgestiegen sein — er mochte sich heftig erkältet haben — oder ihm war gar ein Unfall zugestoßen, den er verschwiegen hatte. So ging es in ihr auf und ab. Immer von neuem kühlte sie des Knaben Stirn, rückte ihm das Kopfkissen, horchte, lauschte auf seine Atemzüge und war zärtlich und ängstlich um ihn besorgt.

Aber die Krankheit nahm nach Mitternacht einen heftigeren Charakter an. Carlitos wollte aus dem Bett und sprach wirre Dinge.

Er kämpfte mit ihr, während sie ihm weinend widerstand.

„Ach, sei doch ruhig, mein lieber Carlitos, ich flehe dich an! Siehst du nicht, daß deine Mama bei dir ist! Bitte, bitte, Carlitos, bleibe liegen und rege dich nicht auf!"

Aber er kannte sie schon nicht mehr, er raste in heftigem Fieber.

In Todesängsten zog Auge die Schnur. Tibet erschien. Er saß geduldig wartend im Nebenzimmer.

„Gehen Sie, gehen Sie und sehen Sie, ob der Graf noch wacht. Wenn er kommen kann, bitten Sie ihn zu mir; sollte er aber ruhen —" Jetzt rührte sich der Knabe wieder und schlug um sich. „O Tibet, Tibet, mein Kind! Nein, nein, hören Sie! Eilen Sie! Man soll eine Wanne bringen, Eiswasser und dann — Ich danke Ihnen im voraus, Tibet! Eilen Sie zu Herrn von Teut, sagen Sie ihm, ich ließe ihn flehentlich bitten, zu kommen! Nicht wahr, der Doktor sagte, man solle, wenn das Fieber schlimmer werde, ihn kalt begießen? Ah, und die Fenster sind geschlossen! Wir müssen sie öffnen! Ich hörte, Luft, frische Luft sei vor allem nötig!"

Und Tibet eilte fort, und die Frau war wieder allein mit ihrer Sorge und Angst.

Teut war erschienen, hatte getröstet und hatte geholfen. Er setzte den Kleinen in die Wanne und tropfte eisiges Wasser aus großen Schwämmen über das heißglühende Haupt; er hob ihn vom Lager und bettete ihn von neuem; er ordnete an, daß die übrigen Kinder in andere Gemächer geschafft wurden, und er bewirkte, daß Carlitos gegen Morgen in einen ruhigeren Schlaf versank.

Aber war es, daß gegen dieses Rasen des Fiebers keine menschliche Hilfe etwas vermochte oder daß das unerforschliche Schicksal es bestimmt hatte — das Herz dieser holden Frau sollte brechen. Nach zeitweiliger Besserung tobte die Krankheit nur noch heftiger hervor, und was man mit allen Mitteln zu bannen suchte, schien sich lediglich zu verstärken.

Die Ärzte suchten zu trösten, aber das Kind war verloren. Nach mehrtägigem Ringen fielen des Knaben Wangen ein, eine seltsame Farbe bedeckte sein Gesicht, trocken wurden Stirn und Hände, aus dem Munde drang ein Hauch, vor dem Auge erbebte, und endlich — es ging ein Schrei durch das Krankenzimmer, wie er selten einer menschlichen Brust sich entwand — erlosch der Herzschlag des Kindes.

* * *

„Teut," sagte Auge, die in einem Zimmer nach dem Garten gebettet war und — einem Marmorbild vergleichbar, das Thränen vergießt — jedes menschliche Mitleid wachrufen mußte, einige Tage später, „eine Bitte habe ich an Sie, wenn mein süßer Knabe —" — hier brach die Stimme und verlor sich in ein so verzehrendes Schluchzen, daß des starken Mannes Inneres erbebte — „wenn morgen Carlitos begraben wird, lassen Sie Lux und Lady Anna den Totenwagen ziehen. Wissen Sie noch, Teut, wie Carlitos die Tiere liebte? Sie zu besitzen, war sein höchster Wunsch. Er wollte ganz werden wie Sie, Teut. Alles, was Sie thaten, was Sie besaßen, war unnachahmlich. Nicht wahr, Sie haben ihn auch geliebt —?"

Thränen erstickten von neuem ihre Stimme.

Teut wandte sich ab und trat ans Fenster. Ja, ihr Wunsch sollte erfüllt werden, aber es bedurfte dazu einer Vorbereitung, vor der Teut einen Augenblick zurückschreckte. Diese wilden Geschöpfe gingen in keinem bedächtigen Trauerschritt; sie mußten gejagt, erschöpft werden, um sanften Schrittes des Knaben sterbliche Überreste an den Totenacker zu führen.

„Es giebt nichts, was ich Ihnen verweigern würde, Auge," sagte Teut bewegt und reichte der blassen Kranken die Hand. „Ich gehe jetzt, um alles vorzubereiten."

Er riß sich gewaltsam von ihr los, besuchte Clairefort, der ganz gebrochen daniederlag, und eilte nach Hause. Hier

traf er noch einige auf das Begräbnis bezügliche Anordnungen, und dann ließ er anspannen. Seine zwei Diener mußten sich auf den Rücksitz setzen, und nun verließ er die Stadt.

Im Carriere jagte Teut über die Landstraßen, fuhr die ganze Nacht, erbarmungslos auf die Tiere einhauend, und als sie endlich zurückkehrten, als Lux und Lady Anna standen, zitterten sie wie in Fieberschauern und keuchten wie gemarterte Schlachtrosse. Ein Geschirr, mit weißen Rosen, Lilien und Kamelien völlig übersät, war bereits angelangt. Es ward Lux und Lady Anna angelegt und sie selbst vor den dunklen Trauerwagen gespannt, von dem unzählige Rosenbüschel herabhingen oder zu Blumenkronen aufgebunden waren.

So langte Teut, von Scharen Neugieriger und Leidtragender umstanden, vor der Villa an.

Im Hause roch es scharf und unheimlich nach Lebensblumen und Lorbeer, zudem erfüllte eine betäubende Luft alle Räume, denn Kränze und schleifenverzierte Bouquets lagen berghoch in den Vorzimmern.

Endlich war der Augenblick gekommen. Man hob den mit Blüten und Blättern überschütteten Sarg empor und trug ihn hinab.

Teut führte Clairefort und Ange, die jetzt thränenlos vor Schmerz, mit irrem Blick, an seinem Arme hing, ans Fenster, öffnete es und ließ sie hinausschauen.

In diesem Augenblick ertönte in sanften Accorden ein Trauermarsch, langgezogen, schmerzvoll und jeden Anwesenden bis ins Herz rührend.

Und dann sah Ange auf Teuts Lieblingspferde, die mit gesenkten Köpfen, gleichsam mittrauernd und mitempfindend, dastanden und deren schwarze Leiber umwunden waren von den weißen Abschiedsblumen, die Teut seinem kleinen Freunde Carlitos mit auf den Weg gab.

„Carlitos, Carlitos — mein einziger süßer Knabe! — O Carlos! Teut — Teut!“ brach es aus Ange hervor, und in den ersterbenden Blick mischte sich ein Ausdruck des Dankes, um welchen die Himmlischen den Mann hätten beneiden können.

Endlich überließen die Männer Ange den Händen der Frauen und schlossen sich den in Trauerkleidern harrenden Geschwistern des Verstorbenen an. Wie sie schön waren mit ihren feinen, blassen Gesichtern und mit ihrem goldenen Haar, und vor allem, wie rührend die kleine Ange aussah, die hinter dem Sarge einherschritt.

Es war, als ob die Mutter noch einmal jung geworden, nun aber kein menschliches Gebilde mehr sei, sondern ein herabgestiegener Engel mit jenem schwermütigen Verzicht in den ernsten Zügen, welche wir in den Kunstschöpfungen großer Meister bewundern.

Als die Klänge der Musik in der Ferne verhallt, als die letzten dunklen Gestalten Anges Blick entrückt waren, als nun Wirklichkeit geworden war, wogegen sich die Gedanken und Empfindungen der Frau in überqualvollen Tag- und Nachtstunden aufgelehnt hatten, da schoß auch der Schmerz wie eine alles verzehrende und vernichtende Flamme noch einmal empor, stieß seine brennenden Zungen in das Herz der Gemarterten und bewirkte, daß sie mit einem dumpfen Schrei zu Boden fiel.

So fand Tibet, der im Nebenzimmer, bleich wie ein Verurteilter, den Vorgängen draußen mit dem Blick gefolgt war und nun erschrocken herbeieilte, seine schöne, arme, geliebte Herrin.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Mäßigkeitskampfes.

Von

August Lammers.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts ist die europäisch-amerikanische Welt inne geworden, daß sie sich dem Genusse des in allerlei Getränken mehr oder minder verdünnt steckenden Giftes Alkohol allzu sorglos hingegeben habe; und mit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts begannen daher nach und nach überall die Versuche, in gemeinsamer öffentlicher Arbeit diesen Genuß so weit zu beschränken, daß er sich mit dem allgemeinen Wohl vertrage. Hierbei ist das schwedische Volk denn in den Vordergrund getreten. Es war am weitesten in der Branntweinvöllerei gegangen; es hat nun den längsten Weg rückwärts vollbracht, und mit den eigentümlichsten Beförderungsmitteln wie auch unter den ergreifendsten Kämpfen. Eine Schrift von Siegfried Wieselgren in Gothenburg (deutsch herausgekommen bei Emil Strauß in Bonn) schildert übersichtlich diese fünfzigjährige lehrreiche Geschichte.*

Das jetzt über Schweden herrschende königliche Geschlecht darf sich rühmen, darin nicht die letzte oder schlechteste Rolle gespielt zu haben. Sein Gründer Bernadotte kam nach Stockholm aus dem südlichen Frankreich, wo man damals eigentlich nur erst Wein als Getränk kannte, oder, wenn Branntwein, dann in der verhältnismäßig unschuldigen Form des Weingeistes oder reinen Äthylalkohols; die Wahrnehmung, welche Mengen der stärksten Spirituosen seine neuen nordischen Unterthanen zu verschlucken pflegten, muß ihn in gewaltiges Erstaunen versetzt haben; und wenn er selbst in seinen alten Tagen auch nicht mehr zügelnd eingegriffen hat, so sah er es doch sicherlich nicht ungern, daß sein Sohn und Thronfolger Oskar sich im Jahre 1837 als Ehrenmitglied in die „Schwedische Nüchternheitsgesellschaft" aufnehmen ließ. Als König sanktionierte dieser dann im Beginn des Jahres 1855 jene berühmten Gesetze, welche der Schwede stolz seine „Branntwein-Verfassung" nennt, weil sie den Absolutismus des Tyrannen Schnaps heilsam einschränkten. Oskar II. aber, des ersteren jüngerer, jetzt regierender Sohn, hielt eine schirmende Hand über diese Verfassung, als ihr um das Jahr 1880 herum ein gefährlicher Riß drohte.

Die Hauptsache mußte immerhin das Volk selber thun; und damit es sich hierzu entschlösse und aufraffte, mußten ihm die Augen geöffnet werden.

Das geschah zuerst besonders von geistlicher Seite. Stiftete auch der berühmte Ethnograph und Arzt Dr. Andreas Retzius in Stockholm 1830 den ersten Mäßigkeitsverein und trat der große Chemiker Berzelius nachher mit in den Vorstand der Schwedischen Nüchternheitsgesellschaft, so

* Der Umstand, daß die Frage des Branntweingenusses auch von der deutschen Reichsregierung neuerdings lebhaft erörtert wird, dürfte dieser Abhandlung besonderes Interesse verleihen. D. R.

ward die Seele dieser ersten Bewegung doch der jenrige spätere Dompropst von Gothenburg Peter Wieselgren, der schon als Gymnasiast in Wexiö 1819 einer Verbindung angehört hatte, welche sich selbst alles Branntweintrinken verbot. Nun zog er durch das Land und rief die Massen gegen ihre eigene verderbliche Leidenschaft für den Schnaps auf. Wein und Bier ließ er unangetastet; aber dem Schnapse sollten sie ganz entsagen: die einen, um sich diesem ihrem grausamen Despoten zu entziehen, die anderen des guten Beispiels halber. Er fand viele Nachfolger, und bis nahe an hunderttausend Menschen in einem Volke, das damals doch kaum drei Millionen Köpfe zählte, ließen sich in die Nüchternheitslisten eintragen.

Allein man füllte sein Wasser in ein nicht durchweg dichtes Faß. Die Versuchung war so lange übermächtig, als auf jedem Bauernhof im Lande Schnaps gebrannt werden durfte; und die optimistische Einseitigkeit einer Agitation, welche schlechthin alles von der inneren Hebung der Menschen erwartete, rächte sich nun. Gegen das stürmische Jahr 1848 hin, das in Deutschland die Mäßigkeitsvereine in seinen Sandwirbeln begrub, erlahmte auch in Schweden die Bewegung.

Ihr Nachlassen aber war gleichbedeutend mit neuer Zunahme des maßlosen wüsten Trinkens, und diese wurde nun doch schon nicht mehr so gleichgültig angesehen wie früher. Ein hervorragender Arzt, Dr. Magnus Huß, wies in klassischen Schriften die zerstörenden Wirkungen des im Schnapse steckenden Giftes auf Körper, Geist und Seele nach. Oberst Hagelstam rechnete der Nation vor, welche Unsummen dieses Lieblingslaster ihr koste. Indem solche Aufklärungen sich zu dem hinterbliebenen sittlichen Antrieb der ersten Bewegung gesellten, änderte sich die Stimmung im Volke. Spott und Hohn verstummte; „Mäßigkeitsfreund" klang nicht länger lächerlich, sondern schon fast ebenso gut wie Vaterlands- und Volksfreund. Mehr als achthundert Petitionen, für jene Zeit eine ungeheure Menge, ergingen im Laufe der Jahre 1852 und 1853 an König und Reichstag mit der dringenden Bitte, die einschlägige Gesetzgebung zu ändern, damit nicht mehr in dem Übermaß allgegenwärtiger Versuchungen der schwache gute Wille zur Mäßigkeit bei den Armen und Jungen zu Grunde gehe.

Die Beschwörungen wirkten. Nur der Bauernstand unter den damaligen vier Ständen des Reichstages widerstrebte zäh; zuletzt aber ging aus der Landesvertretung der Regierungsentwurf zu neuen Steuer- und Schankgesetzen noch wesentlich verschärft hervor, und am 18. Januar 1855 erhielt die neue Branntwein-Verfassung des hocherfreuten Königs Unterschrift. Bezeichnenderweise verbot sie gewissen Ständen, nämlich den Geistlichen, Beamten und Ärzten, sowie auf gewissen Ländereien, die der Krone, dem Staat oder der Kirche gehörten, das Brennen ganz als ein minder würdiges Gewerbe, wie die Absicht des Gesetzes seitdem immer aufgefaßt worden ist. Unterdrückt wurden ferner die zahllosen kleinen Brennereien, deren Erzeugnis ein mörderischer Fusel war und die gleich ebensovielen Schenken und Schnapsläden wirkten. Die Gemeinden bekamen das Recht, die Zahl der Schank- und Kleinverkaufsstellen festzusetzen und die entsprechenden Befugnisse öffentlich zu versteigern, wofern sie nicht etwa vorzögen, sie sämtlich einer Gesellschaft zu übertragen. Diese letzte Bestimmung, zuerst kaum beachtet, sollte später unendlich folgen- und segensreich werden.

Der nächste tiefe Einschnitt aber war der, welchem die kleinen Brennereien und damit der Aberglaube an die Notwendigkeit des Brennens als allgemeines landwirtschaftliches Nebengewerbe zum Opfer fielen. Ihre Zahl war im Jahre 1829 bis auf die fast unbegreifliche Höhe von 173124 gestiegen, durchschnittlich eine auf noch nicht zwanzig Einwohner! Hatte die wachsende Überlegenheit des Dampf- und Großbetriebes sie auch im Jahre 1853 schon auf 33342 vermindert, so

ging es mit ihrer Menge nun doch weit reißender abwärts, nämlich schon im Laufe des Jahres 1855 auf 3481, und diese Zahl ist bis heute noch einmal decimiert, das heißt auf 300 bis 400 heruntergebracht worden.

Das Verschwinden der Branntweinpfannen aus den Bauernhöfen hätte nun bei bestehender Gewerbefreiheit ohne Zweifel binnen kürzester Frist zur Entstehung einer Masse von Schnapsschenken geführt. Aber da der Gesetzgeber sich weislich nicht auf einen einzelnen Streich beschränkt, sondern seine Aufgabe umfassend ergriffen und das Übel auf allen Punkten zurückzudrängen gesucht hatte, so kam es dazu nicht. Die Landbevölkerung hatte wohl ihre Brennbefugnis festhalten wollen, aber um andere neue Schnapsquellen war es ihr nicht zu thun. In ihren Gemeinden machte sie von dem Rechte der Feststellung der Zahl einen so entschlossenen Gebrauch, daß im Jahre nach dem Erlaß der neuen Gesetze auf dem offenen Lande nur noch 64 Läden und 493 Schenken für Schnaps gefunden wurden, darunter 411 nicht sogleich loszuwerdende auf Grund von Einzelrechten oder Privilegien. Zur alten Zeit hatte man auf dem Lande in Schweden nur irgend ein Haus zu betreten brauchen, um Schnaps zu kaufen oder zu trinken. Was war das für ein Fortschritt!

Aber nicht so gut ging es in den Städten. Sie hatten zu derselben Zeit noch 584 Läden und 1170 Wirtshäuser für Schnaps, das heißt mehr als zweimal so viel Wirtshäuser und neunmal so viel Läden wie das Land, während auf diesem siebenmal so viel Menschen wohnten als in den Städten; wovon denn unter anderem die Folge war, daß unter den sieben Achteln der Reichsbevölkerung, welche auf dem Lande wohnten, 1399 Bestrafungen wegen Trunkenheit erfolgten, und in dem letzten städtischen Achtel 10 507 oder achtmal so viel Bestrafungen! Freilich waren darunter auch manche in der Stadt ergriffene ländliche Säufer.

Was die Gesetzgebung sonst Gutes verordnet hatte: das Verbot, auf Borg Schnaps zu verkaufen oder auszuschenken, die Vorschrift des Feilhaltens fester Speisen in den Schenken neben dem Schnaps und dergleichen, konnte keine rechte Wirkung thun, solange Wirte und Kunden gegen die bessernde Absicht des Gesetzgebers zusammenhielten.

In dieser Lage kam der schöpferische Gemeinsinn einer Stadt, die darin unter den Städten des Weltalls fast einzig dasteht, dem schwedischen Volke zu Hilfe. Der Mäßigkeitsprediger Dr. Peter Wieselgren war im Jahre 1857 als Dompropst nach Gothenburg übergesiedelt; und da er sich eifrig um die Zustände der Massen bekümmerte, nahm er nicht nur deutlich wahr, wie sie unter der Trunksucht litten, sondern konnte auch nicht lassen zu versuchen, ob die neugebotenen gesetzlichen Mittel sich zu haltbaren Dämmen wider diese Flut des Unheils benutzen ließen. Die Stadt hatte damals kaum mehr als 35000 Einwohner: 8800 derselben setzten ihre Namen unter eine von ihm verfaßte Bittschrift an den Magistrat, wenigstens Sonntags die Schnapsschenken ganz oder bis auf zwei bis drei Mittagstunden zum Speisen zu schließen. Der Magistrat, der die Gemeindeangelegenheiten damals noch unumschränkt verwaltete, ließ sich weder durch die Beredsamkeit des Dompropstes noch durch die verhältnismäßig so gewaltige Zahl seiner Mitbittsteller rühren. Aber im folgenden Jahre trat ihm eine Stadtverordnetenversammlung zur Seite; und auf diese wirkte das öffentliche Empfinden unmittelbarer ein. Da mit dem Branntweintrinken die Verarmung beunruhigend zunahm, stellte der Herausgeber der Gothenburger Handels- und Schiffahrtszeitung — des einzigen skandinavischen Blattes, das im deutsch-französischen Kriege 1870 auf unserer Seite stand —, der warmherzige Menschenfreund Sven Adolf Hedlund, im Jahre 1864 den Antrag, einen besonderen Ausschuß mit der Untersuchung der Ursachen der zunehmenden Armut zu beauftragen. Der Bericht dieses Ausschusses, im April 1865 erstattet,

Digitized by Google

klagte zwei Hauptursachen an: schlechte Wohnungen und maßloses Branntweintrinken. Für jene war die Abhilfe einfach; man mußte Arbeiterhäuser in Menge herstellen, und es geschah. Ungleich origineller griff man die zweite Ursache des Pauperismus an. Man empfahl ein lokales Schankmonopol. Eine Gesellschaft bemittelter Bürger, der es nicht auf Gewinn, sondern auf die Hebung der Lage des Arbeiterstandes ankomme, solle der seit 1855 gegebenen rechtlichen Möglichkeit gemäß alle städtischen Schenken, sobald sie aus der Pacht fielen, übernehmen. Diese Gesellschaft präsentierte der Ausschuß, als er seinen Bericht erstattete, fertig gebildet mit. Die Stadtbehörden ließen sie sich gefallen und gaben ihr einige Jahre später die Schnapsladenbefugnisse obendrein.

So war aus einem Zusammentreffen erschreckender Volkszustände und günstiger Reformbedingungen, nämlich der Einsetzung einer Stadtverordnetenversammlung, der Initiative von Männern wie Peter Wieselgren und Hedlund, des kräftigen Gemeinsinns in den oberen Ständen der Stadt, das seitdem so berühmt gewordene Gothenburger System geboren.

Die neue Schankgesellschaft machte sich verdient und rechtfertigte ihr Monopol durch uneigennützige Verwaltung im Interesse der Gesamtheit. Sie verzichtete, über landesübliche Zinsen ihres nicht sehr bedeutenden Kapitals hinaus, auf Gewinn zu gunsten kommunaler Kassen. Sie setzte Wirte und Ladenverkäufer ein, die an der Höhe des Schnapsabsatzes kein Interesse hatten — die ersteren vielmehr umgekehrt ein Interesse an möglichst hohem Absatz konkurrierender Getränke ohne Alkohol und der ebenfalls feilgehaltenen Speisen. Ihr Verhalten wurde durch andere Angestellte der Gesellschaft beaufsichtigt. Da es den Wirten zum mindesten einerlei sein konnte, wieviel Schnaps ihre Gäste zu sich nahmen, ließen sich nun auch die bisher auf dem Papier gebliebenen Vorschriften, daß weder auf Borg noch an Kinder und Betrunkene Branntwein verabreicht werden solle, zur Wirklichkeit erheben. Auf den Trinkschnaps aber schlug man so viel auf, daß mittellose Leute darin ein Hindernis übermäßigen Verbrauchs erfuhren, ohne doch allzu stark zur Umgehung der gewöhnlichen Quellen gereizt zu werden. In der Schenke war der Preisaufschlag höher als in den Läden, ohne daß deshalb der Verkauf über die Straße, und mit ihm der Trunk im Hause, im Verhältnis zu dem Trunk in der Schenke zugenommen hätte.

Beide nahmen vielmehr ab. Während die städtische Bevölkerung reißend wuchs, ließ die gemeinnützige Schankgesellschaft Schenke auf Schenke und Laden auf Laden eingehen, bis nur noch eine in Deutschland unerhörte Zahl übrigblieb. Vor der Reform waren auf 35000 Einwohner 136 Kleinverkaufsstellen gekommen, darunter 72 Schenken. Die Schankgesellschaft erhielt bei ihrer Entstehung 61 Schankbefugnisse, die sie jedoch vom ersten Tage an nicht sämtlich benutzte, und macht heute bei 83000 Einwohnern nur noch von 19 dieser Schankbefugnisse Gebrauch. Eine Schenke kommt also durchschnittlich auf 4263 Einwohner, während in unseren deutschen Städten selten mehr als 200 Einwohner auf eine Schnapsverkaufsstelle kommen, abgesehen von den heimlichen und unerlaubten! So viel gesegneter sind wir an diesen interessanten Lokalen.

Die Schankgesellschaft von Gothenburg ist aber bei dieser Einschränkung der Stätten der Versuchung nicht stehen geblieben. Sie hat das nicht zu verkennende Bedürfnis des Arbeiterstandes auch schöpferisch zu befriedigen gesucht durch die Eröffnung von vier Speisestellen, wo außer dem landesüblichen Appetitschnaps zur Mahlzeit kein Branntwein verbraucht wird, und von fünf sogenannten Leseräumen, die gar keine berauschenden Getränke führen. In allen Schenken aber hängen Anschläge, in denen mit großer Schrift darauf hingewiesen wird, wieviel sich durch Verzicht auf ein, zwei, drei und mehr Gläser Branntwein täglich für Tag, Woche, Monat und Jahr ersparen läßt. Hier fordern also die Schenkwirte selbst

Digitized by Google

so zu sagen zur Mäßigkeit auf! Es ist ein großartiges öffentliches Abgewöhnungsverfahren, was die nordischen Schankgesellschaften auf die tief eingewurzelte alte Gewohnheit des Branntweintrinkens zur Anwendung bringen.

Denn was Gothenburg seit 1865 vormachte, das haben nahezu alle schwedischen, norwegischen und finnischen Städte seitdem nachgemacht. In Norwegen, wo dies 1870 durch ein neues Landesgesetz ermöglicht wurde, gewann man zeitweilig sogar den Vorsprung. Nicht allein, daß Bergen zuerst am Hafen Warteräume für unbeschäftige Arbeiter schuf, die ihre Wärme, Erleuchtung und Lesevorräte ohne allen Verzehrungszwang spenden: auch des Bierausschanks suchen sich die norwegischen Schankgesellschaften zu bemächtigen und ihren regelnden, mäßigenden Einfluß auf dieses dort sehr stark alkoholische Geselligkeitsgetränk mitzuerstrecken, und liefern ihre Überschüsse nicht zu beliebiger Verwendung an die Kommunalkassen ab, sondern verwenden sie selbst im Interesse des Arbeiterstandes, unter anderem zur Unterstützung der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine, die es ihm erleichtern, nüchtern zu bleiben. Der erste Urheber des Gothenburger Systems, S. A. Hedlund, giebt dieser Art der Verfügung über die Reingewinne den Vorzug.

Mit dieser Vervollständigung des Gesetzgebungswerkes von 1855, das auch die Städte an seinen befreienden Wohlthaten teilnehmen ließ, hatte der im Volk erwachte Mäßigkeitseifer zunächst sein Ziel erreicht. Er ließ deshalb nach, und so hoben die niedergeschlagenen widerstrebenden Interessen allmählich von neuem ihr Haupt. Sie fühlten sich ebensosehr in ihrem Selbstgefühl gekränkt wie wirtschaftlich benachteiligt, wenn sie nicht allein die Branntweinerzeugung auf zwei Monate im Jahre beschränken und die Steuer im voraus erlegen mußten, sondern auch zusehen, wie die angesehensten Stände und die im Besitz der großen Körperschaften befindlichen Grundstücke vom Branntweinbrennen gesetzlich ausgeschlossen blieben, als beflecke es sie. Es kam hinzu, daß in Schweden die Städte aus dem Betrieb des Schankgewerbes durch städtische gemeinnützige Gesellschaften bald eine bedeutende Einnahme zogen, an welcher die Kreise und die Landwirtschaftsgesellschaften zwar Anteil nahmen, aber doch keinen gleich großen. Nun besann der Bauernstand sich auf sein Übergewicht an Zahl, 88 Prozent gegen 12, und rechnete den Städten nach, wieviel sie an den Schnapsgroschen des Landvolks verdienten, wenn es zu Markte komme. Er murrte daher über die Verteilung des Gewinns der Schankgesellschaften, woraus ein geschickter Demagoge sich bald das Feuer für eine Reaktion gegen die bestehenden Branntweingesetze anzufachen wußte.

Dies ist die eigenartigste Erscheinung, welche bisher noch irgendwo auf dem Schauplatz des Kampfes um den Alkohol hervorgetreten ist — ein Mann von den größten geistigen und geschäftlichen Gaben, über dessen sittliche Würdigkeit aber selbst heute noch das Urteil schwer ist, dessen Bedeutung in der Geschichte seines Landes erst später festzustellen sein wird. Außerhalb Schwedens hat man von L. O. Smith bald als dem „schwedischen Branntweinkönig", bald als dem anerkannten Führer der Arbeiter, einer Art von Marx oder Lassalle, gehört. Indessen liegt seine öffentliche Thätigkeit so gut wie ganz innerhalb der Mäßigkeitskämpfe des Landes, in die niemand neuerdings entfernt so mächtig eingegriffen hat.

Ursprünglich hieß er Lars Olsson und war ein völlig mittelloser Junge vom Lande, den ein Krämer Namens Smith in einer kleinen Stadt des südlichen Schweden wegen seiner Anstelligkeit als Sohn annahm. Während der Lehrjahre lernte der junge Lars in seinen Mußestunden fast alle im Handel wichtigen europäischen Sprachen. Dies scheint das Geisteskapital gewesen zu sein, mit welchem er sich zuerst in der Geschäftswelt höher hinaufarbeitete. Sein Schicksal verflocht ihn in den Branntweinhandel; und in diesem wurde er verhältnismäßig rasch der erste Mann,

Digitized by Google

der an der Stockholmer Börse den Ton angab. Nun drang dorthin das siegreiche Gothenburger System vor. Im Jahre 1877 wurde es auch in der Landeshauptstadt eingeführt. Smith hatte sich schon mit den unzufriedenen ländlichen Interessen eingelassen, die er als einer der Hauptvertreiber des im Lande erzeugten Branntweins ja am Ende teilte; aber sein geschäftlicher Ehrgeiz zeigte ihm doch auch noch eine Möglichkeit, in ein positives Verhältnis zu der Stockholmer Schankgesellschaft zu treten, nämlich wenn diese einwilligte, sich von ihm allen gebrauchten Schnaps liefern zu lassen. Er machte ihr dazu die lockendsten Anerbietungen. Ihrem Monopol auf den örtlichen Kleinverkauf und Ausschank sollte seine alleinige, ausschließliche Lieferung der Ware an sie zur Seite stehen. Aber die Schankgesellschaft wollte nicht. Teils scheint sie zu nahe mit den übrigen Großhändlern und Fabrikanten des Zweiges verbunden gewesen zu sein, um diese alle dem einen zu opfern; teils scheute sie des einen rücksichtslose Herrschsucht, die damals schon hinlänglich hervorgetreten sein muß. Es folgten heftige, erbitterte Kämpfe zwischen ihr und ihm, deren Hauptphasen man in Schweden bezeichnenderweise den ersten und den zweiten Branntweinkrieg zu nennen pflegt. L. O. Smith bediente sich darin nebeneinander edel-humaner und sittlich verpönter Waffen; er nahm wohl einen Anlauf, sich auf die höhere Stufe eines thätigen unternehmenden Menschenfreundes zu heben, aber er fiel dann gleich wieder zurück in die gemeine Sphäre kaufmännischer Konkurrenzkämpfe um jeden Preis. Deutsche und französische Gelehrte lernten ihn damals kennen als einen Mann, der sich für die Entfuselung des von ihm vertriebenen Trinkschnapses lebhaft interessierte und bereit war, die Auffindung eines dazu dienenden bequemen, überall anwendbaren Verfahrens sich viel Geld kosten zu lassen. Er selbst erzählt, er habe im Jahre 1876 in Paris zufällig eine statistische Schrift gefunden, deren französischer Verfasser nachwies, daß in Schweden alljährlich viertausend Menschen durch maßlosen Alkoholgenuß elend zu Grunde gingen; er sei darüber sehr bestürzt gewesen, weil drei Viertel des schwedischen Branntweinhandels durch seine Hände gingen und folglich dreitausend Landsleute von Jahr zu Jahr durch ihr Verkommen zur Mehrung seines Reichtums beitragen mußten; habe sich folglich vorgenommen, Mittel und Kräfte daran zu setzen, daß diesem Massenunglück gewehrt werde. Zunächst also warf er sich auf eine gründliche Reinigung des Schnapses. Er hatte zwar noch nach diesem seinem „Tage von Damaskus" der Stockholmer Schankgesellschaft die Lieferung von nicht besser als bisher gereinigtem Schnaps zu einem Preise angeboten, der eine kostspielige gründliche Reinigung kaum zuließ. Aber nachdem sein Vorschlag abgelehnt war, klagte er die Gesellschaft laut und leidenschaftlich an, daß sie das Volk der Hauptstadt mit Fusel vergifte. Immerhin war dies ein Fingerzeig in der rechten Richtung, denn fuselfreier Branntwein ist nicht so mörderisch wie der ungereinigte. Aber um die Bevölkerung Stockholms der widerspenstigen Schankgesellschaft zum Trotz mit seinem Schnaps zu beglücken, schlug er einen Weg zur Umgehung der Staats- und Stadtgesetze ein, den ein sittlich strengerer, seiner fühlender Mann nicht für sich offen gehalten hätte. Er verschaffte sich auf einer nicht zu Stockholm gehörenden Insel im Mälarsee von der Gemeinde eine Branntweinabsatzbefugnis und fuhr dann jeden, der dort Schnaps kaufen wollte, auf seinen Dampfschiffen unentgeltlich hin und zurück. Das hieß zum mindesten schon einen wahren Aberglauben an die Heilkraft des ganz gereinigten Branntweins bekennen. Seine geschäftlichen Gegner aber gingen doch kaum fehl, wenn sie darin vor allem einen Ausfluß seiner Rach- und Herrschsucht erblickten, die sich bei der Abweisung seiner Lieferungsvorschläge nicht beruhigen wollte.

Zu gleicher Zeit unterhandelte Smith mit den Führern des Bauernstandes wegen

Digitized by Google

eines Angriffs auf die „Branntwein-Verfassung" von 1855. Er lieferte ihnen dazu das Stich- und Losungswort: Verschmelzung der Branntweinabgaben, nämlich so, daß der Staat allein dieses Erzeugnis besteure. Hierin lag die Aufhebung der städtischen Schankgesellschaften von selbst. Es wurde zu mehrerer Wirkung aber auch noch eine zweite populäre Saite angeschlagen: Freigebung des Schankgewerbes — Wiedereinfügung dieser Ausnahme in die allgemeine Regel der Gewerbefreiheit. An die Stelle der gemeinnützigen Schenkwirte sollten wieder die nur an sich selbst denkenden, für sich selbst sorgenden treten.

Da diese Erhebung der Branntweininteressen zusammentraf mit der Gelangung der „Landmannspartei" zur Macht, die sich in dem Ministerium des Grafen Arwed Posse ausdrückte, so trug sie auch einen ersten äußerlichen Erfolg davon. Der König willigte im Jahre 1878 ein, einen Ausschuß mit der Prüfung der Gesetze von 1855 zu beauftragen; und in diesem Ausschuß hatten ihre Gegner die Mehrheit. Kam auch keine Mehrheit für eine durchgreifende Aufhebung oder völlige Abänderung zu stande, so klang den Mäßigkeitsfreunden doch aufregend und besorgniserregend genug, was der Ausschuß am Ende des genannten Jahres empfahl. Die Branntweinbrennerei sollte wieder ein Nebengewerbe der Landwirtschaft und deshalb das ganze Jahr hindurch erlaubt, das Mindestmaß der Fabrikproduktion wesentlich herabgesetzt werden; und statt des gemeinnützigen Schankbetriebes und Kleinverkaufs sollte wieder die freie Besetzung jedes Unbescholtenen als Schankwirt oder Schnapshändler eintreten, es sei denn, daß die Gemeinde selbst und unmittelbar das Schnapsgeschäft übernehmen wolle.

Herr Smith und seine Bundesgenossen durften einen Augenblick wohl hoffen, hiermit durchzudringen. Der Mäßigkeitseifer im Lande war teils eingeschlafen, teils gespalten. Unter dem Einfluß des amerikanischen Enthaltsamkeitspredigers Eli Johnson waren manche dazu übergegangen, auch Bier und Wein zu verdammen, während das alte schwedische Feldgeschrei nur den Schnaps verwarf, den freilich ganz. Eine allgemeine Versammlung der Nüchternheitsfreunde des Landes, welche im Juni 1877 in Upsala stattgefunden hatte, war durch diesen Zwiespalt gesprengt worden. So verfloß ein volles Jahr, ehe jenem Ausschuß-Gutachten überhaupt nur laut und stark widersprochen wurde.

Dann aber raffte der noch bestehende Vorstand der unthätig gewordenen, wenn auch nicht förmlich aufgehobenen alten Schwedischen Nüchternheitsgesellschaft sich auf; und was er alsbald vollbrachte, zeugt für die Ratsamkeit der Nichtauflösung agitatorischer Vereine, solange ihr Zweck noch nicht ganz erfüllt und sichergestellt ist. Man pflegt für das Gegenteil den weisen Beschluß des englischen Bundes wider die Kornzölle (Anti-corn-law league) anzuführen, nach glücklich erlangter Abschaffung dieser Zölle sein Leben freiwillig zu beendigen. Aber dieser so unerhört erfolgreiche Bund hatte sein Ziel eben vollkommen erreicht: heute noch bestimmt die Nachwirkung seiner musterhaften Agitation die Handelspolitik Englands. Die schwedischen Nüchternheitsfreunde hingegen schwebten im Jahre 1879 noch in brennender Gefahr, die Früchte ihrer langen Arbeit vor dem Jahre 1855 wieder einzubüßen. Der glücklicherweise formell fortexistierende Vorstand ihres nationalen Vereins hatte Vollmacht und auch noch genug Ansehen, um im August 1880 zu Jönköping in der Mitte des Landes eine maßgebende Versammlung aller Gleichgesinnten zu veranstalten und sich von dieser mit neuen Ermächtigungen versehen zu lassen, um einerseits vor dem Throne für die Aufrechthaltung der Branntwein-Verfassung von 1855 einzutreten, andererseits die weltlichen und kirchlichen Gemeindevertretungen feierlich um ihre Meinung zu befragen.

Die Verbindung dieser beiden Schritte war ein Meisterstreich. So tief erwies

sich nun doch schon das Grauen vor den Verheerungen schrankenlos verbreiteten Alkoholgiftes in der Nation, daß von je hundert Kommunalvorständen und Kirchgemeinderäten immer nur einer mit dem Gutachten des königlichen Ausschusses ging, die übrigen neunundneunzig sich für das Gothenburger System, und was demselben in der Landesgesetzgebung zu Grunde lag, erklärten. Hierauf aber gestützt, vermochten die Sprecher der Versammlung zu Jönköping von König Oskar II. leicht die Zusicherung zu erlangen, daß seine verfassungsmäßige Macht niemals einer Reaktion, wie jener Ausschuß sie anheimgebe, zu Hilfe kommen werde. Fürst und Volk, von den erklärten Mäßigkeitsfreunden des Landes aufgerufen, zerrissen das durch einen Bund von Branntweininteressen und allzu einseitig aufgefaßten Freiheitsdoktrinen gewobene Netz. Das Ausschuß-Gutachten blieb, was es war: ein bloßer Vorschlag, und eine ganz andere Art von Gesetz hat im Jahre 1885 die langen Kämpfe um den Alkohol vorläufig abgeschlossen — die Frucht der neuen mächtigen Erhebung des Mäßigkeitseifers im Jahre 1880.

Ehe sie jedoch gepflückt werden konnte, unternahm der rastlose und anschlägige Geist des Herrn L. O. Smith noch eine neue Diversion. Die Bauern waren ihm abgefallen, als sie in ihren Landgemeinden auf die Frage der Jönköpinger Versammlung zu antworten hatten. So versuchte er es nun mit den Arbeitern. Früh im Sommer 1883 traten auf seinen Betrieb zuerst in Stockholm, dann vielerwärts im Lande sogenannte Arbeiterringe ins Leben, denen er ein Programm gab ähnlich den Bestrebungen von Schulze-Delitzsch und den englischen Gewerkvereinen, entworfen durch einen in Deutschland gebildeten Nationalökonomen Dr. Johann Leffler, den Smith zu diesem Behuf vorher auf eine Forschungsreise geschickt hatte. Mit Hilfe ihres freigebigen und geschäftskundigen Gönners sollten die Ringe dem Arbeiterstande zu bequemem Kredit, guter und preiswürdiger Nahrung, gesunden und allmählich ihr Eigen werdenden Wohnungen, Lohnstellen im Falle des Beschäftigungsverlustes u. dergl. m. verhelfen. Aber wiederum mischte sich ein unnötiger, störender Tropfen Gift in den Segensbecher. Herr Smith konnte so viel Macht über die hauptstädtischen Volksmassen nicht in seiner Hand fühlen, ohne ihnen eine feindselige Wendung gegen die seinen Liebeswerbungen entschlüpfte Schankgesellschaft zu geben. Er warnte die Arbeiter vor deren Schenken; aber nicht um sie aus der Sklaverei der Schnapssucht zu retten, denn er stellte ihnen auch jetzt noch gelegentlich die Vorteile verbilligten Branntweins lockend vor Augen. Getrieben von seinem geschäftlich-politischen Hasse wider die Schankgesellschaften, band er von einem Seebad aus sogar mit derjenigen in Gothenburg an, die den Fehler begangen hatte, unmaßhaltige Gläser nicht zu zerbrechen, sondern dem Lieferer zurückzugeben, der nun mit denselben, da sie den Stempel der Gesellschaft G. U. B. (Göteborgs Utskänknings Bolag) trugen, den einen oder anderen Wirt der Schankgesellschaft zu betrügerischem Mißbrauch verleitete. Ihre Kunden hatten also zum Teil eine Zeit lang weniger Schnaps für ihr Geld bekommen, als ihnen zukam: für ihre Mäßigkeit im Genuß gerade kein Unglück und nicht der niederschmetternde Beweis von der Unhaltbarkeit des Systems, als welcher er anfänglich von den Smithianern in die Welt hinaus verkündigt wurde. In Gothenburg sowohl wie anderswo hielt die Ächtung der Gesellschaftsschenken durch die Arbeiterringe nicht lange vor. Was schlimmer war: sie verwirklichten auch sehr wenig von den Hoffnungen, welche sie dem Arbeiterstande eröffnet hatten. Ihr „König" — denn vom Branntweinkönig war durch sie Herr Smith im Volksmunde zum Arbeiterkönig avanciert — erließ, als er eines Herzleidens halber für den Winter nach dem Süden mußte, eine Thronrede in Gestalt eines Offenen Briefes, die neue schöne Versprechungen machte, aber schon oberflächlicher als vorher aufgegriffen, und

Digitized by Google

für das Frühjahr eine Art Arbeiter-Reichstag in die Landeshauptſtadt einberief. Allein es iſt ſeitdem nach dieſer ganzen Bewegung auffällig ſtill geworden, vielleicht weil ſie nicht den Erfolg gehabt hat, den Fortgang der einſchränkenden Schnapsgeſetzgebung aufzuhalten. Denn vom Branntwein kann Smith einmal nicht loskommen, wenn er ihn auch lieber fuſelfrei haben will. Nach dem kurzen Vergnügen einer Arbeiterführerſchaft (in allerdings anderem Sinne als Laſſalle oder Stöcker) iſt er, wie es ſcheint, in ſein Branntweinkönigreich zurückgekehrt und denkt da ſeine Laufbahn zu beſchließen. Auf Siegfried Wieſelgrens Schrift wird er demgemäß ohne Zweifel mit einer Gegendarſtellung antworten, zu welcher er ſchon lange Stoff und Gedanken ſammeln läßt.

Das Geſetz vom 29. Mai 1885 ſetzt das Werk der Befreiung vom Alkoholgift weiter fort, welches dreißig Jahre früher begann. Es beſeitigt einen zwiſchen Groß- und Kleinhandel ſtehenden Mittelhandel, der noch beſtand, ganz und gar, beſchränkt die ſtiegenden Schenken in Bädern und hebt ſie auf für Truppenlager und Manöver, verbietet alles Branntweinausſchenken am Sonntag bis auf den Appetitſchnaps zum Mittagsmahl (was elf- bis zwölftauſend Stockholmer Arbeiter ſchon jahrelang vorher erbeten hatten), und unterwirft den Branntweingeſetzen alle Getränke, die mehr als 25 Prozent Alkohol enthalten, damit nicht unter dem Namen Wein oder Bier der Schnaps ſich wieder einſchleicht. In den Reichstagsverhandlungen wurde der 1877 ſo laute Ruf nach Verſchmelzung der Branntweinabgaben gar nicht mehr gehört. Das Gothenburger Syſtem ward anerkannt als jeglicher Förderung wert, und Herrn Smiths große Panacee, der abſolut fuſelfreie Branntwein, erhielt in dem neuen Geſetz nicht einmal eine Stelle, weil man in Schweden neuerdings den Glauben an die alles verſchuldende Bedeutung des Fuſels im Schnapſe verloren hat und das Volk nicht irre machen will in der Abwendung vom Schnapſe ſchlechthin, gleichviel, was er enthält.

Ein außerordentlich lehrreicher Gang der Dinge! An ſeiner Betrachtung kann der noch ſchwache Mut zum Agitieren für beſſere Volksgewohnheiten ſich ſtärken, mit dem wir Deutſche herumgehen, ſeit die erſte Mäßigkeitsbewegung im Sande verlaufen iſt. Ein ſolches Streben läßt zwar in der Nation zeitweilig ſo gut einmal nach wie die Spannkraft und Hoffnungsfreudigkeit im einzelnen; aber die ausgeſtreute Saat von Einſicht, Auffaſſungsweiſe und Entſchlußbereitſchaft geht darum nicht ſpurlos unter, ſondern jede neue Erntezeit zeigt ſie kräftiger und ausgedehnter, bis ſie das ringsum wuchernde Unkraut durch die bloße Friſche und Freudigkeit ihres eigenen Gedeihens erſtickt.

Über neue photographiſche

Abbildungen des geſtirnten Himmels.

Von

G. D. E. Weyer.

Seit der Erfindung der Photographie konnte man auch auf eine erfolgreiche Anwendung derſelben zur Erlangung treuer Abbildungen von Gegenſtänden des geſtirnten Himmels hoffen. Es ergaben ſich aber zunächſt beſondere Schwierigkeiten, indem z. B. für die Abbildung der Sonne die Lichteinwirkung auf die photographiſche Platte viel zu ſtark war, als daß dieſelbe auch nur eine halbe Sekunde dem direkten Sonnenlicht ausgeſetzt werden durfte, und für alle übrigen Himmelskörper erwies ſich dagegen deren Licht ſo ſchwach, daß ebenſo wie bei irdiſchen Gegenſtänden eine längere Zeit erforderlich wurde, um das Licht in unveränderter Richtung wirken zu laſſen. Es mußte daher der photographiſche Apparat entweder mit einem genauen Uhrwerk verſehen werden, um der täglichen Bewegung der Himmelskörper folgen zu können, alſo um der Drehung der Erde entgegenzuwirken, oder man hatte die Einhaltung dieſer unveränderten Richtung des Fernrohrs mittels Auge und Hand direkt zu beſorgen. Zur Photographie der Sonne aber half man ſich durch Verdeckung des Sonnenlichtes vermittels eines Schirmbrettes mit einem ſchmalen horizontalen Schlitze, und es genügte ſchon, den Schirm alsdann vertikal ſo ſchnell zu verſchieben, wie es der freie Fall desſelben mit ſich brachte, um allein durch den hinunterbewegten Schlitz das ganze Bild der Sonne mit ihren Flecken u. ſ. w. auf der Platte zu empfangen, welche dabei alſo nur während eines ſehr kleinen Bruchteils einer Sekunde dem Sonnenlicht ausgeſetzt war. Sehr ſchöne photographiſche Abbildungen des Mondes und der Sonne hat man von Warren de la Rue in England, von Secchi in Rom u. a. Weniger ſind bis jetzt die photographiſchen Darſtellungen der Spektra von Himmelskörpern gelungen, wo die direkte Beobachtung und Abmeſſung einſtweilen noch das Hauptmittel bleiben wird. Dagegen ſind wieder beſonders ſchätzbar die Photographien der Korona bei totalen Sonnenfinſterniſſen, wo die direkten Wahrnehmungen gewöhnlich nicht objektiv genug auszufallen pflegten und bei verſchiedenen Beobachtern oft ſehr wenig übereinſtimmten.

Eine der früheſten aſtronomiſchen Anwendungen der Photographie war auf die Abbildung von Doppelſternen und Sternhaufen gerichtet, und über dieſe ſtellare Photographie iſt nun ein neuer bemerkenswerter Fortſchritt zu verzeichnen. In der Sitzung der Pariſer Akademie vom 15. Juni d. J. machte der jetzige Direktor der dortigen Sternwarte, Contreadmiral Mouchez, folgende intereſſante Mitteilungen über die neueſten Erfolge der Herren Paul und Prosper Henry zur Photographierung von Himmelskarten in der Milchſtraße. Der neue photo-

graphische Apparat der Herren Henry war seit einigen Tagen vollendet, und das schöne Wetter gestattete die Aufnahme großartiger Photographien in dieser sternreichen Himmelsgegend. Auf einer der Akademie vorgelegten Abbildung konnte man an fünftausend Sterne von der sechsten bis zur fünfzehnten Größe zählen, welche in dem kleinen Raume von $2^1/_4$ Grad Länge und drei Grad Breite enthalten waren, also nur ein Flächestück umfaßten, welches die Kreisscheibe einnehmen würde, deren Radius ungefähr sechsmal größer als der Mondradius ist. Um dabei den gerechtfertigten Einwurf des Herrn Fizeau zu beseitigen, daß eine Verwechselung der Unvollkommenheiten der photographischen Platte mit den Sterneindrücken möglich sei, war die Aufnahme dreimal wiederholt worden, jedesmal mit einer bestimmten kleinen Verschiebung von fünf Sekunden, so daß jeder Stern dreimal dargestellt wurde und sich damit ein kleines Dreieck von fünf Sekunden Seitenlänge bildete. Der Astronom mußte dabei während drei aufeinander folgender Stunden das Auge und die Hand am Fernrohr haben, um es genau in derselben Richtung auf die Gestirne zu halten. Mit einem Mikroskop von zwanzig- bis dreißigmaliger Vergrößerung ergab sich nachher alles Detail dieser Photographie mit großer Deutlichkeit.

Dies sehr merkwürdige Resultat hat die letzten Zweifel verschwinden lassen, welche man noch über die Möglichkeit hegen konnte, heutzutage eine photographische Darstellung von Karten des ganzen Himmelsgewölbes zu unternehmen, worin auch die schwächsten in großen Fernröhren noch sichtbaren Sterne enthalten wären. Um nämlich die 41 253 Quadratgrade der Oberfläche der Himmelskugel darzustellen, würden 6112 solche Platten von der obigen Ausdehnung erforderlich sein. Es wird nun in dem französischen Bericht angenommen, daß man auf sechs oder acht Sternwarten bei guter Lage in beiden Hemisphären sich vereinigen könnte, diese Arbeit zu unternehmen, und wenn auf jeder Station jährlich hundertfünfzig bis zweihundert derartige Clichés angefertigt würden, daß eine vollständige Himmelskarte mit mehr als zwanzig Millionen Sternen bis zur vierzehnten oder fünfzehnten Größe in der Zeit von fünf bis sechs Jahren zu vollenden wäre. Das würde in der That die großartigste astronomische Arbeit sein, welche man jemals auf diesem Gebiet ausgeführt hätte, eine „Historia coelestis“ im vollsten Sinne, welche der Nachwelt ein sehr genaues Bild des Himmels am Ende des neunzehnten Jahrhunderts überliefern würde. Das Pariser Observatorium erklärt sich bereit, seinen Teil dieser Arbeit zu übernehmen und ihn mit dem großen photographischen Apparat von 0,34 m Öffnung, konstruiert von den Herren Henry und Gautier, auszuführen. Inzwischen sollen die dort schon angefangenen ekliptischen Karten auf diesem photographischen Wege fortgesetzt werden.

Kreuzerfregatte „Stein“ mit Seitenwind unter Segel und Dampf.

Die modernen Kriegsſchiffe

mit beſonderer Berückſichtigung der deutſchen Marine.

Von

Reinhold Werner.

II.

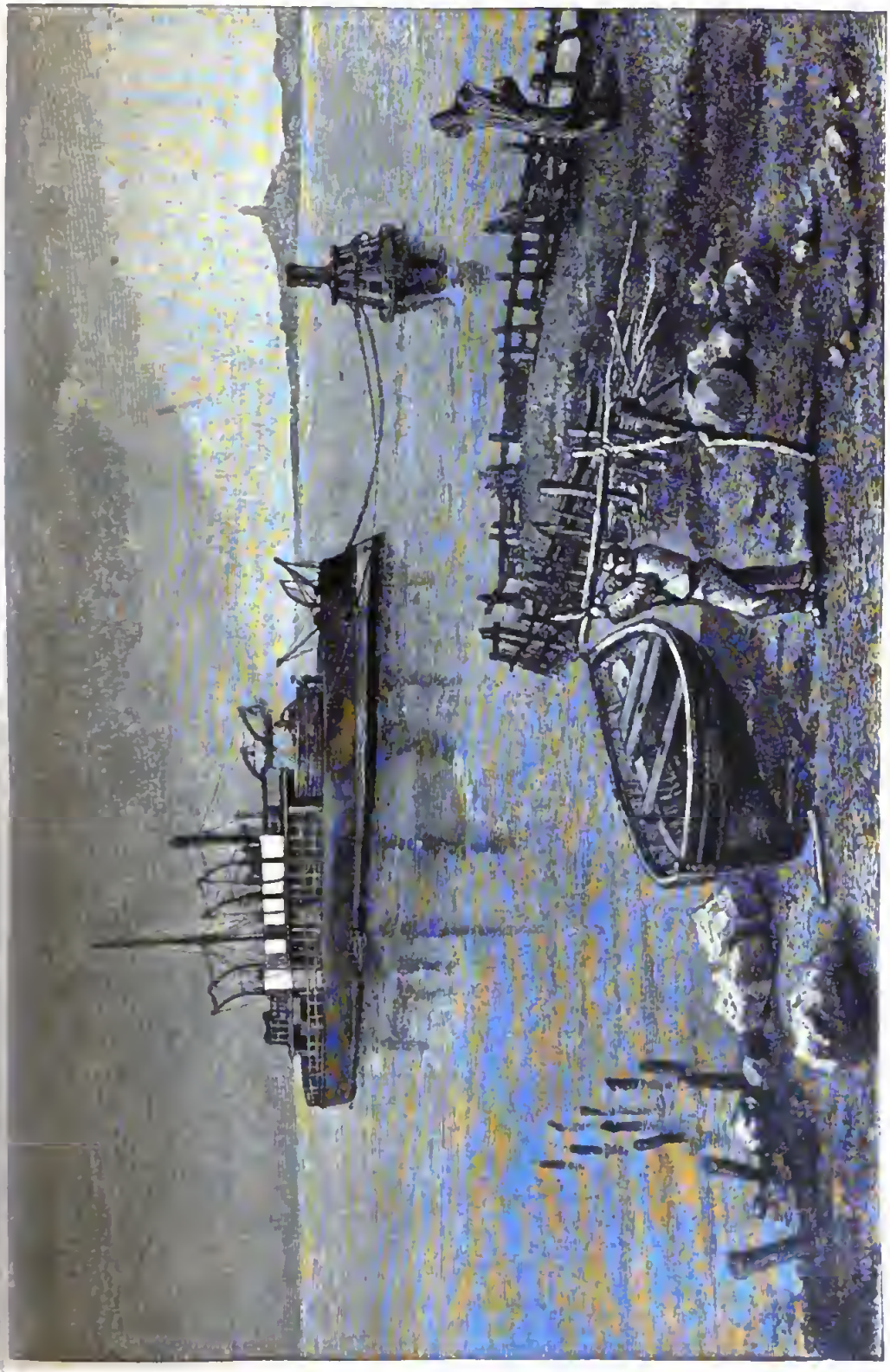
Der erſte Panzer, welchen die preußiſche Marine bauen ließ, war ein Monitor und zwar der „Arminius“. Er wurde noch unter dem Eindruck der Vorgänge in Nordamerika 1863 auf der Themſe bei Gebrüder Samuda in Beſtellung gegeben und 1865 vollendet. Er war zum Küſtenſchutz beſtimmt, hat aber weit größere Abmeſſungen als der erſte Monitor, das heißt, bei 64 m Länge eine Breite von 11 m und einen Tiefgang von 4,5 m. Sein Deck liegt 1 m über Waſſer; er iſt vorn und hinten ſpitz, hat einen Sporn und zwei drehbare Türme in der Mittellinie des Schiffes mit je zwei Kruppſchen 21 cm Geſchützen. Sein Rumpf iſt überall bis 1 m unter der Waſſerlinie mit 12 cm Platten, die Türme ſind jedoch mit 20 cm gepanzert. Früher beſaß er zwei Maſten, jetzt ſind dieſelben als unnütz entfernt und durch einen Signalmaſt erſetzt. Den jetzigen Rieſengeſchützen gegenüber, welche auf 3000 bis 4000 m Entfernung noch 24 cm Platten durchſchlagen, iſt ſein kriegeriſcher Wert ſehr herabgemindert.

Der zweite Panzer unſerer Marine, auch eine Art Monitor, aber mit zwei feſten Türmen, der „Prinz Adalbert“, wurde 1865 fertig gekauft. Er war urſprünglich in Frankreich für die Konföde-

Panzerschiffe „König Wilhelm“, „

„Friedrich Karl“ im Geschwader.

November 1885.



Panzerfahrzeug „Arminius".

rierten gebaut, aber nicht abgenommen worden, weil die Nordstaaten eine zu scharfe Blockade übten. Von ungefähr derselben Größe wie der „Arminius", bestand er im Gegensatz zu dessen Eisenbau aus Holz und hatte nur drei Geschütze

von 17 cm, eins im vorderen Turm, der zugleich den Bug des Fahrzeuges bildete, und zwei im hinteren. Diese konnten durch mehrere Pforten in verschiedenen Richtungen schießen, jenes nur nach vorn. Ein über 6 m langer Sporn machte das Schiff unhandlich. Um seine Manövrierfähigkeit zu erhöhen, besaß es zwei Schrauben; aber während man jetzt die Wellen seitwärts vom Hinterschiff heraustreten läßt, hatte man merkwürdigerweise hier unter Wasser zwei nebeneinander liegende Hinterschiffe gebaut, in deren Mittellinie die Wellen lagen, wie es jetzt bei den Schiffen mit einzelnen Schrauben stattfindet. Die Konstruktion sowie überhaupt das ganze Schiff bewährte sich nicht, es war beständig leck und wurde vor einigen Jahren als unbrauchbar ganz aus der Marineliste gestrichen.

Kasemattschiff „Kaiser" von vorn gesehen.

Während Frankreich an dem von ihm begonnenen Panzerfregattensystem vorläufig festhielt und Wert auf eine einheitliche Konstruktion seiner Schiffe legte, von denen es zunächst zehn mit 15 cm Panzer und Breitseitengeschützen baute, und überhaupt auch bis heute nur auf einigen kleinen Panzern zum Küstenschutz Drehtürme angenommen hat, experimentierte man in England nach allen Richtungen und übertrug auch das Monitorsystem auf große Schiffe. Das erste derselben, der „Captain", ging jedoch in einem Sturm im Biscayischen Meerbusen auf offenem Meere mit Mann und Maus verloren, und dieser furchtbare Unfall ließ teilweise die Breitseitschiffe wieder mehr in den Vordergrund treten, teils die Monitorbauart so modifizieren, daß man den Rumpf weit höher aus dem Wasser ragen ließ und damit größere Sicherheit gegen Kentern (Umschlagen) schuf.

Die nächste Verstärkung unserer Marine geschah unmittelbar nach Gründung des Norddeutschen Bundes, wo größere finanzielle Mittel zu Gebote standen als bisher, durch die Beschaffung von drei Breitseitenschiffen, dem „König Wilhelm", dem „Kronprinz" und „Friedrich Karl". Die beiden letzteren wurden das eine in England, das andere in Frankreich 1865 bestellt und im Jahre 1867 vollendet, der „König Wilhelm" im zuletzt genannten Jahre fertiggekauft. „Kronprinz" und „Friedrich Karl" sind in ihren Dimensionen ziemlich gleich. Sie haben etwas über 90 m Länge bei 17 m Breite und 7 m Tiefgang und Fregattentakelage. Die Maschinenkraft ist etwas verschieden, 4800 bei ersterem gegen 3500 Pferdekräfte, was dem „Kronprinz" eine um einen Knoten größere Geschwindigkeit als dem „Friedrich Karl" (vierzehn gegen dreizehn, das heißt ebensoviel Seemeilen oder $3^1/_2$ gegen $3^1/_4$ geographische Meilen in der Stunde) verleiht. Der Panzer ist bei beiden gleich stark — 13 cm —, ebenso die Bewaffnung, die aus sechzehn Kruppgeschützen von 21 cm Kaliber besteht. Davon befinden sich vierzehn unter Deck in der Batterie, welche durch Pforten feuern, und je eins als Bug- und Heckgeschütz vorn und hinten auf dem Oberdeck. Die Batterie ist zum Schutz gegen Enfilierung an

beiden Enden durch gepanzerte Querwände abgeschlossen, beide Schiffe haben einen doppelten Boden, wie alle seither gebauten Panzer, und außerdem sechs durch wasserdichte Schotten geschaffene große Abteilungen. Die Bemannung beträgt fünfhundert Köpfe, darunter zweiundsiebzig Mann Maschinenpersonal. Auch diese Schiffe haben jetzt für den Kampf gegen moderne Geschütze nur noch einen untergeordneten Wert. Geschütze, wie sie die neuesten Schiffe Englands, Frankreichs und Italiens besitzen, würden jedes ihrer Geschosse quer durch beide Bordwände senden. In geringerem Grade als sie, wenn immer noch bedeutend hat auch der „König Wilhelm" an seinem früheren Gefechtswert eingebüßt. Er war ursprünglich von der Türkei bei den Thames Iron Works in Poplar bestellt, konnte aus Geldmangel nicht abgenommen werden und ging deshalb in deutsche Hände über. Zur Zeit seiner Fertigstellung (1867) war er eines der größten, am stärksten gepanzerten und am schwersten bewaffneten Schiffe, welche existierten. Seine Abmessungen sind 112 m Länge, 17,5 m Breite und 8 m Tiefgang. Die schwersten englischen Geschütze waren zur Zeit seiner Erbauung hundertpfündige gezogene (18 cm), und das Schiff war bestimmt, von diesen dreiunddreißig zu führen. Zwei Jahre später nach seiner Fertigstellung waren aber die Kaliber schon wieder so gewachsen, daß

Panzerfregatte „Preußen" abgetakelt.

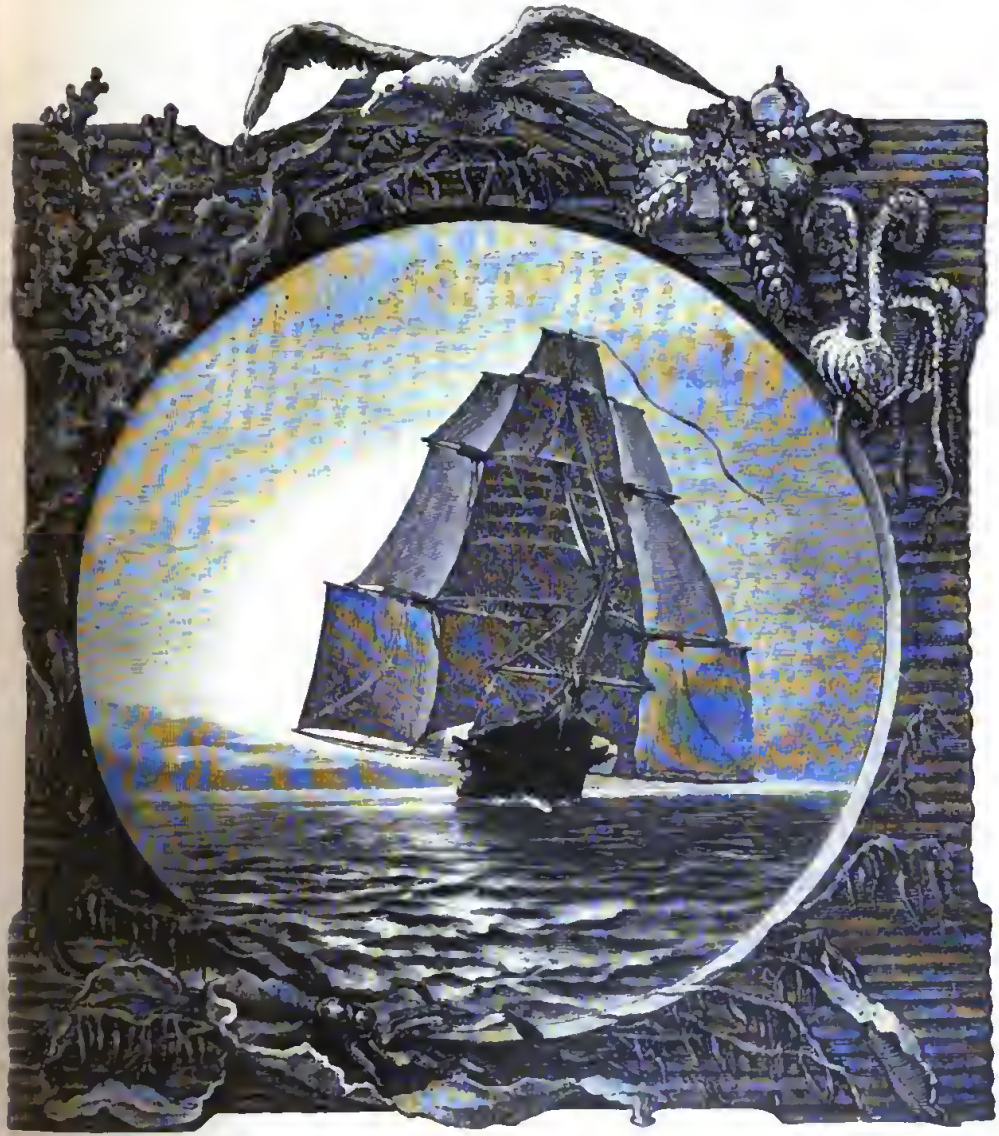
man es mit den weit schwereren Kruppschen 24 cm Kanonen bewaffnete. In Anbetracht des vermehrten Gewichtes beschränkte man ihre Zahl auf neunzehn in der Batterie, während dazu noch fünf 21 cm auf Oberdeck traten. Von jenen neunzehn stand eine als Rückzugsgeschütz in der Kapitänskajüte, von den Oberdeckgeschützen eins vorn im Bug, eins hinten auf dem Heck und je eins mittschiffs in seitwärts ausgebauten Halbtürmen. Die Maschine des „König Wilhelm" entwickelt 8000 Pferdekräfte, giebt dem Schiffe vierzehn Knoten Geschwindigkeit, und Masten und untere Rahen der Fregattentakelage bestehen, wie jetzt bei allen größeren Schiffen, aus Eisen. Die Besatzung beträgt siebenhundert Mann. In gleichem Schritt wie das Geschützkaliber war zu jener Zeit auch die Panzerung gewachsen. Franzosen und Engländer hatten Ausgang der fünfziger Jahre mit 11,4 cm begonnen, waren 1865 bis 15 cm gestiegen, und bei „König Wilhelm" betrug 1867 die Stärke schon 21 cm, wenigstens soweit die Batterie reichte. Nach vorn und hinten verjüngte er sich bis 15 cm und 13 cm und die 2 m unter der Wasserlinie befindliche unterste Plattenreihe bis zu 18 cm. Obwohl das Schiff von verschiedenen neueren anderer Nationen sowohl an Panzer als an Geschützen überholt ist, so hält es doch auch wieder vielen älteren die Wage, ja ist ihnen, wie z. B. den erwähnten zehn französischen Fregatten und einer ganzen Reihe englischer Panzer, überlegen. Es würde mithin in einem Seekriege immer noch einen großen Wert haben, um so mehr, als es dank seinem Balancerunder für seine Größe vorzüglich manövriert und dies im Kampfe sehr in das Gewicht fällt.* Die genannten drei Schiffe stellen das älteste Bausystem unserer Panzer, das heißt das der Breitseitenschiffe, dar, bei denen die Geschütze in einer Batterie zu beiden Seiten der Bordwände aufgestellt sind und durch Pforten schießen, wie dies auf den früheren Holzschiffen stattfand und auf den Kreuzern noch stattfindet. Dies System hat jedoch von allen Nationen aufgegeben werden müssen, weil die Schiffe nicht mehr im stande waren, die immer schwerer werdenden Geschütze auf diese Weise zu tragen, da deren kolossales Gewicht sie bei Seegang auseinander gebrochen haben würde. Auch der Laie wird dies begreifen, wenn er hört, daß die Engländer auf dem Panzerschiffe „Inflexible" Geschütze führen, deren Rohr allein 1620 Centner wiegt, während sie ein Geschoß von 770 kg schleudern, und daß die italienische Flotte noch schwerere Geschütze (2000 Centner) besitzt.

Um deshalb die Anwendung solcher und auch schon bedeutend leichterer Kolosse an Bord überhaupt möglich zu machen, mußte man erstens ihre Zahl bedeutend verringern und dann sie dort aufstellen, wo die Schiffe die größte Tragkraft besitzen, das heißt in der Mitte. Man ging daher teils zu dem sogenannten Kasemattensystem, teils zu hochbordigen Turmschiffen über, die beide ihre Verteidiger fanden und über deren Vorzüge respektive Nachteile, welche man jetzt geltend macht, erst der nächste Seekrieg eine endgültige Entscheidung treffen kann. Frankreich bevorzugt das Kasematten-, England das Turmsystem, Österreich hat nur Kasematten, bei Rußland, Italien und Deutschland sind beide Arten vertreten. Letzteres besitzt drei Kasematten- und zwei Turmschiffe, das dritte, der unglückliche „Große Kurfürst", ging bekanntlich bei Folkestone zu Grunde und ist durch ein gleichartiges nicht ersetzt worden.

Die Kasemattschiffe sind die in England gebauten, 1875 fertiggewordenen Schwe-

* Bei dem Zusammenstoß mit „Großer Kurfürst" wurde bekanntlich auch „König Wilhelm" schwer beschädigt. Bei der dadurch nötig gewordenen Reparatur, die erst vor kurzem beendigt, hat man auch eine teilweise Umpanzerung vorgenommen, wodurch die Defensivkraft des Schiffes erhöht und sein Gefechtswert bedeutend gestiegen ist. An den wichtigsten Stellen ist der 21 cm dicke Panzer durch solchen von 31 cm aus Stahl ersetzt. Ebenso ist die Zahl der Geschütze auf neunundzwanzig erhöht, und das Schiff hat gleichzeitig sechs Lancierrohre für Torpedos erhalten.

sterschiffe „Kaiser“ und „Deutschland“ von neun Geschützen. Sie haben die ungefähren Abmessungen des „Kronprinz“, überschreiten dieselben jedoch etwas. Die Maschinen sind bedeutend stärker (8000 gegen 4800 Pferdekraft) und geben den Schiffen 14½ Knoten Geschwindigkeit; die Bemannung beträgt sechshundert Köpfe. Der Panzer läuft zunächst als Gürtel um das ganze Schiff. Er ist in der Wasserlinie 25 cm stark, verjüngt sich aber etwas nach oben und unten, sowie nach vorn und hinten. Über diesem Gürtel erhebt sich zwischen Fock- und Großmast die Kasematte, wie eine besondere Festung seitwärts durch die Schiffswände, vorn und hinten durch Querwände eingeschlossen. Innerhalb derselben liegen die Maschine, die Pulver und Granatkammern und auf einem Deck die Batterie von acht 26 cm Ringgeschützen (Krupp). Der Kasemattenpanzer hat bis zur Höhe der Kanonenpforten ebenfalls eine Stärke von 25 cm, während er sich weiter nach oben auf 20 cm verjüngt. Im Verlauf weniger Jahre zeigte sich also wieder ein ganz bedeutendes Wachstum an Panzer und Geschützkaliber, gegen „König Wilhelm“ 5 respektive 2 cm.

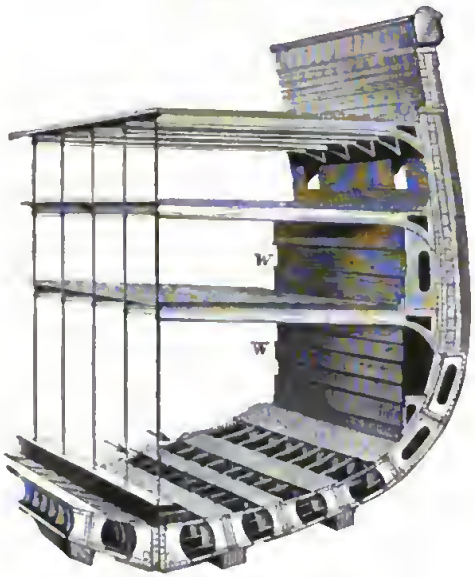


Kreuzerkorvette von dem Winde unter vollen Segeln.

Diese beiden Schiffe werden mithin an einem Kampfe mit Erfolg teilnehmen können. Ihr neuntes Geschütz steht hinten auf dem Oberdeck und ist ein langer 21 cm.

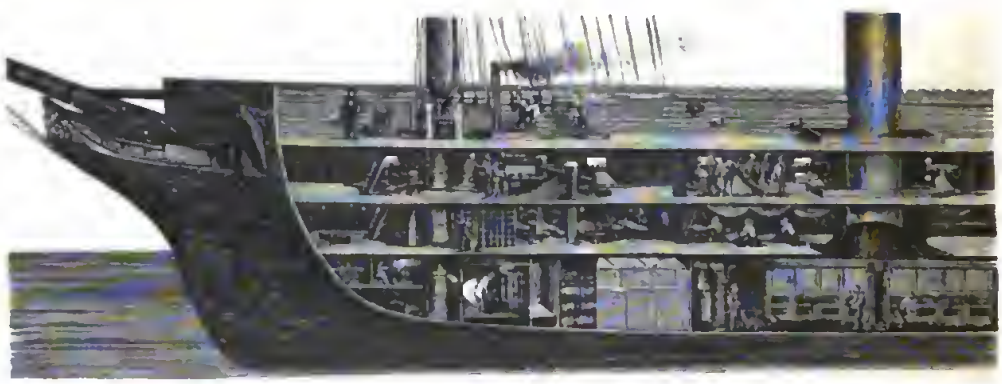
Gleichzeitig mit diesen beiden wurden drei Turmschiffe von gleichen Abmessungen in Angriff genommen, aber in Deutschland selbst gebaut: „Friedrich der Große" in Kiel, „Großer Kurfürst" in Wilhelmshaven, „Preußen" auf der Privatwerft „Vulkan" bei Stettin. Sie haben die ungefähre Größe des „Friedrich Karl", sind mithin kleiner als „Kaiser" und „Deutschland" und auch nicht so stark wie diese. Bei 5400 Pferdekräften, dreizehn Knoten Geschwindigkeit und fünfhundert Mann Besatzung haben sie zwei Türme mit je zwei 26 cm Geschützen und hinten und vorn einen langen 17 cm als Bug- und Heckkanone. Wie bei „Kaiser" und „Deutschland" umgiebt ein Panzergürtel, aber nur von 23 cm Dicke, das ganze Schiff, die Türme sind in der Nähe der Geschützmündungen durch 26 cm, sonst durch 21 cm Platten geschützt und noch von einer Kasematte eingeschlossen, die außer der Maschine sie selbst, das heißt bis zu ihrem Austritt aus dem Oberdeck, deckt, um ihren von Dampf getriebenen Drehungsmechanismus zu sichern. Die Geschütz-Mündungen ragen nur 0,5 m über Deck und wird deshalb, um ihnen ein freies Schußfeld zu geben, die Verschanzung des Schiffes überall niedergelassen. Die Takelage ist die einer Fregatte, und wurden überhaupt die bisher genannten großen Schiffe mit dem Namen Panzerfregatten bezeichnet. Außerdem besitzt unsere Marine noch Panzerkorvetten, und zwar eine ältere und fünf neuere.

Figur 1.



Querschnitt einer Panzerfregatte.

Erstere ist die „Hansa". Auf der kaiserlichen Werft in Danzig 1868 auf Stapel gesetzt und 1874 vollendet, ist sie ein Kasemattschiff von acht 21 cm Ringgeschützen, je vier auf zwei Decken übereinander stehend, mit einer Maschine von 3000 Pferdekräften, zwölf Knoten Fahrt, Fregattentakelage, dreihundertundachtzig Mann Besatzung und einer Länge von 74 m bei einer Breite von 15 m. Ihr Panzer ist 15,6 cm. Das Schiff ist von



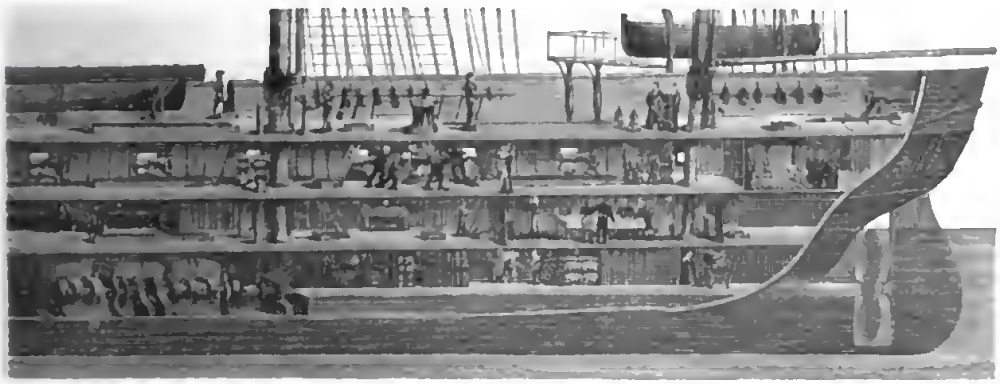
Längendurchschnitt der Kreuzerfregatte „Elisabeth". Vordere Hälfte.

Holz gebaut, demgemäß gekupfert und eignet sich dadurch zu Tropenreisen, wo eiserne Schiffsböden schnell und so stark bewachsen, daß man sie alle paar Monate docken muß, wenn sie nicht ganz bedeutend von ihrer Geschwindigkeit einbüßen sollen. Man hat durch die verschiedensten gifthaltigen Farbenanstriche diesem Übelstand der Eisenböden abzuhelfen gesucht, aber ohne durchschlagenden Erfolg. Kupferbeschlag ist das einzige Mittel, doch ist es ebenfalls noch nicht gelungen, denselben auf Eisen so zu befestigen, daß der bei Verbindung dieser Metalle in Salzwasser entstehende und ersterem so gefährliche galvanische Strom unschädlich gemacht wird.

Figur 2.

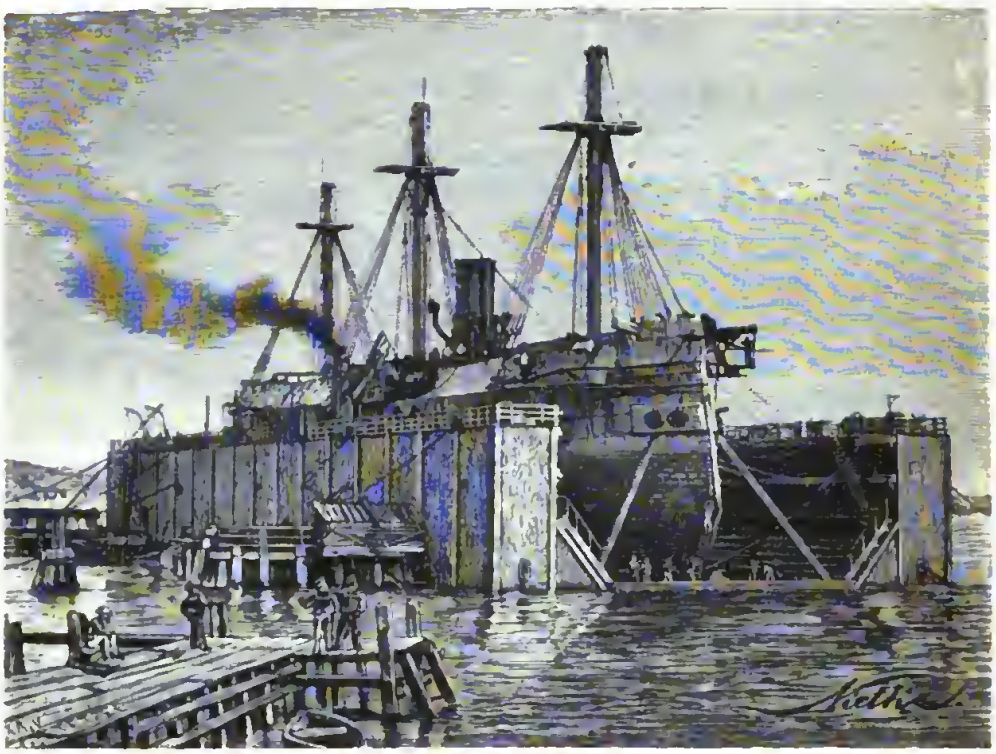
Querschnitt einer hölzernen Kreuzerfregatte.

Die „Hansa" hat für eine Seeschlacht der Neuzeit wegen ihres schwachen Kalibers und Panzers wenig Gefechtswert, als gepanzerter Kreuzer in fernen Meeren dagegen bedeutend mehr, da sie eine Eigenschaft besitzt, die fast allen Panzerschiffen und namentlich den neueren großen vollständig abgeht. Sie manövriert nämlich gut unter Segel und ist deshalb im stande, lange Seereisen zu machen, ohne alle acht oder vierzehn Tage zum Kohlenergänzen gezwungen zu sein. In unserer Marine haben wir außer ihr nur ein Panzerschiff, den „Friedrich Karl", das mit günstigem Winde einigermaßen segelt, aber nur schwerfällig manövriert und z. B. in rauher See nicht lavieren kann. Alle übrigen sind unter Segel trotz ihrer gewaltigen Takelage auf See völlig hilflos, sobald ihrer Maschine etwas passiert, und die Technik hat bis jetzt vergeblich alles mögliche versucht, um es abzuändern. Dieser Mangel liegt hauptsächlich in der Unterwasserform, die man den Panzerschiffen abweichend von den ungepanzerten hat geben müssen, um ihr außerordentlich hohes Eisengewicht überhaupt tragen zu können, sowie in der Zufügung des Sporns. Jeder Laie wird verstehen, daß ein mit der Spitze nach unten zeigender Kegel im Wasser die größte Drehungs- oder Manövrierfähigkeit haben muß. Nun lassen sich zwar Schiffe nie kegelförmig bauen, aber je mehr man ihren Boden diesem Ideal nähern kann, desto besser



Längendurchschnitt der Kreuzerfregatte „Elisabeth". Hintere Hälfte.

werden sie manövrieren. Bei den früheren Segelschiffen war das Verhältnis der Breite zur Länge wie 1 : 4, jetzt ist es bei den Panzern nahezu 1 : 6. Bei



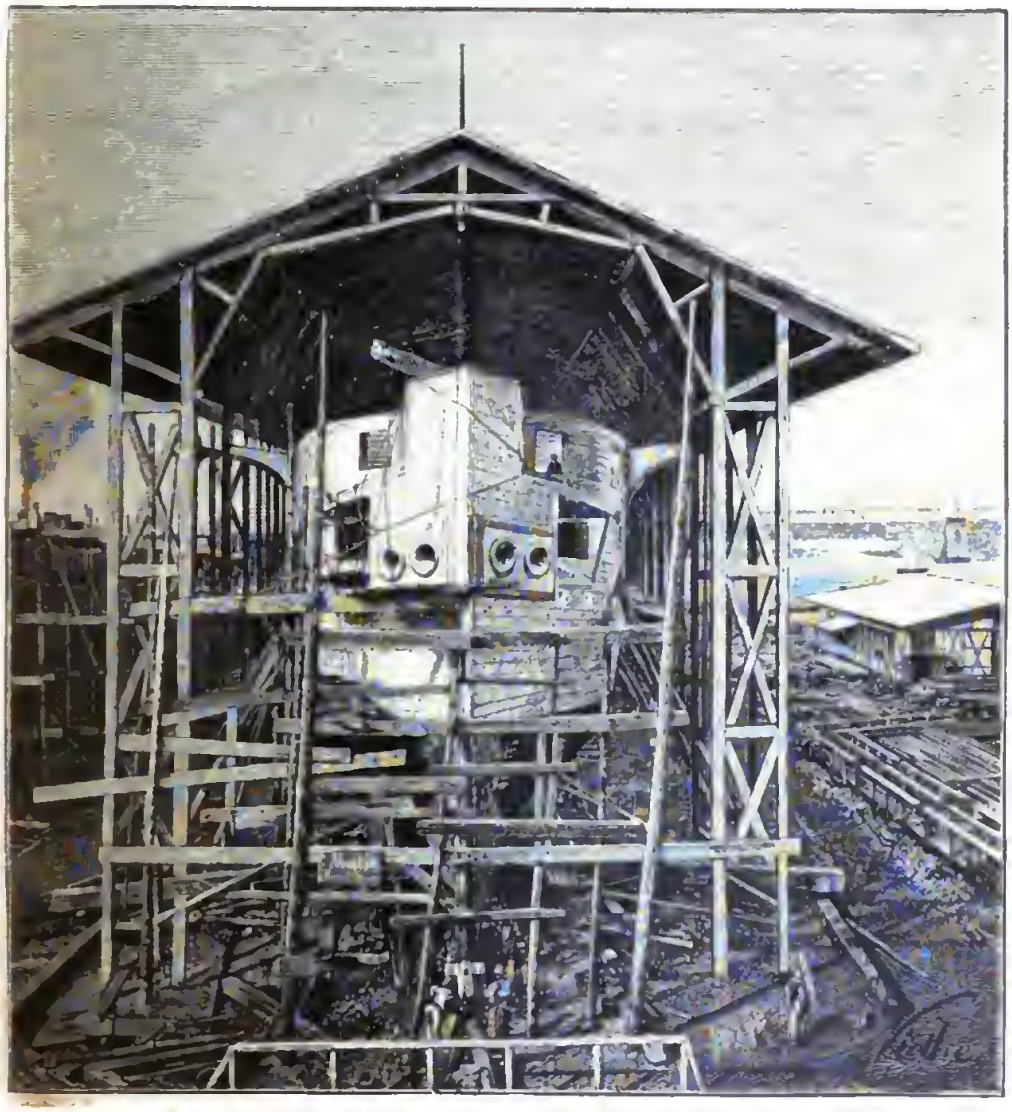
Panzerschiff im Schwimmdock.

den Segelschiffen strich die vordere Fläche des Rumpfes, der Vordersteven, nach hinten und unten zu schräg ab, jetzt streicht sie mit dem Sporn in entgegengesetzter Richtung; das Unterschiff hat sich deshalb nicht der Kegelform genähert, sondern viel weiter davon entfernt, und darin ist die Unfähigkeit des Manövrierens unter Segel hauptsächlich begründet. Außerdem tritt dazu noch der Widerstand der Schraube oder der Schrauben, die sich auf den Panzern nicht wie bei ungepanzerten Kriegsschiffen während des Segelns vermittels eines dazu konstruierten Brunnens aus dem Wasser heben lassen. Das Breiten- und Längenverhältnis auf der „Hansa" ist wie 1 : 5; sie hat auch keinen Sporn und segelt deshalb.

Man hat in Rücksicht auf diesen nicht zu beseitigenden Übelstand auf den neueren Panzerschiffen von der unnützen Takelage ganz abgesehen, und es würde ebenso zweckmäßig sein, dieselbe auch aus unseren älteren Panzerfregatten zu werfen, weil dadurch nach allen Richtungen gewonnen wird. Erstens kostet die Unterhaltung der Bemastung sehr viel, sodann beansprucht ihre Bedienung so viel mehr Menschen — auf „König Wilhelm" z. B. zweihundert Mann —, die man sparen könnte, und drittens muß sie im Gefecht, wenigstens bis auf die kahlen Untermasten, doch fortgenommen werden, da herabgeschossene Stengen, Rahen und Tauwerk sehr leicht die Schraube unklar und damit das Schiff steuerlos machen können. Endlich wird ohne Takelage der Luftwiderstand verringert, die Schiffsschnelligkeit vermehrt und der Tiefgang vermindert. Bei „König Wilhelm" drückt z. B. die Takelage das Schiff über den ganzen Körper 16 cm tiefer in das Wasser, und das ist für unsere seichten Gewässer in Ost- und Nordsee, namentlich in der ersteren, ganz bedeutend.

Die Rücksicht auf diese geringen Tiefen

iſt bei der Konſtruktion unſerer neueſten Panzerſchiffe, der ſogenannten Ausfallkorvetten, auch in erſter Reihe mit maßgebend geweſen. Franzoſen und Engländer mit ihren tiefen Hafen- und Küſtenwaſſern können beliebige Koloſſe bauen und brauchen wegen deren Tiefgang nicht ängſtlich zu ſein, wir jedoch ſind darin beſchränkter. Verſchiedene unſerer Oſtſeehäfen, wie Swinemünde, Neufahrwaſſer, haben nur 7 m Tiefe, unſere ſämtlichen großen Panzerſchiffe aber einen ſolchen gelähmt. Ebenſo zeigt die Paſſage durch den Belt mehrere Untiefen von 7 m, an denen unſere Panzer ſchon bittere Erfahrungen gemacht haben, und es war deshalb äußerſt wünſchenswert, die neuen hauptſächlich zur Verteidigung der Oſtſee beſtimmten Schiffe bei möglichſt großer Offenſiv- und Defenſivkraft ſo flachgehend zu bauen, wie dies überhaupt angängig war. Der Erfolg dieſer Erwägungen ſind die genannten Ausfallkorvetten „Sachſen", „Bayern", „Würtemberg", „Baden" und



Kreuzerkorvette „Marie" auf Stapel. Aus Eiſen gebaut, ungepanzert.

von $7\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$ m. Es waren ihnen daher erſtere im Kriegsfalle verſchloſſen und ihre Aktionsfreiheit ganz bedeutend

„Oldenburg". Die vier erſten ſind Schweſterſchiffe und weichen auch in ihrer inneren Einrichtung wenig voneinander ab.

Die letzte ist im Dezember 1884 vom Stapel gelaufen und wird im Laufe des Jahres 1885 fertig werden. Alle fünf sind auf deutschen Werften, teils auf kaiserlichen, teils beim „Vulkan", gebaut und ganz und gar aus deutschem Material hergestellt, da es gelungen ist, uns seit einer Reihe von Jahren bezüglich des Kriegsschiffbaues vollständig vom Auslande unabhängig zu machen.

Die Bezeichnung „Korvette" ist eigentlich eine Art Koketterie im Vergleich zu unseren „Panzerfregatten". Korvetten waren stets schwächer als Fregatten; hier ist aber das Umgekehrte der Fall. Erstere sind z. B. an Raumgehalt größer als alle unsere Panzer mit Ausnahme des „König Wilhelm", fast ebenso schnell, mit sechs 26 cm Ringgeschützen bewaffnet, haben aber eine ganz bedeutend schwerere Panzerung als alle übrigen, nämlich von 40,6 cm, während es gelungen ist, ihren Tiefgang auf 6 m herabzudrücken, was ihnen die Möglichkeit giebt, sich sowohl im Belt viel freier zu bewegen, als auch in Danzig und Swinemünde einlaufen zu können. Ihre Länge beträgt 91, ihre Breite 18 m; sie haben deshalb bei etwas größerer Breite fast dieselbe Länge wie der „Kronprinz"; aber weil die Takelage gänzlich fehlt und nur ein Signalmast vorhanden ist, hat sich die Besatzung auf zweihundertfünfzig Köpfe, also auf die Hälfte von „Kronprinz" ꝛc., beschränken lassen — ein Vorteil, der gar nicht hoch genug zu veranschlagen ist.

Man würde unbedingt zu noch schwererer Panzerung und vielleicht auch Bewaffnung übergegangen sein, fand aber an dem gegebenen Tiefgang eine Grenze, und immerhin sind die Schiffe auch so mächtig genug, um es in der Schlacht mit den meisten der sich ihnen entgegenstellenden Feinde und mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Bei ihrem Bau ist nichts versäumt, um im Fall eines Lecks durch Geschosse, Rammstoß oder Torpedo ihre Schwimmfähigkeit so groß wie möglich zu machen. Der doppelte Boden besteht aus nicht weniger als gegen zweihundertvierzig wasserdichten kleinen Abteilungen. Außerdem sind die Schiffe einmal der Länge und sechzehnmal der Quere nach durch eiserne Wände in große und wasserdichte Räume geteilt. Dann sind sie noch hinten und vorn auf je ein Viertel ihrer Länge unter dem Oberdeck mit einer bis über 1 m dicken Korkschicht versehen und haben zwei gänzlich voneinander unabhängige Maschinen, deren jede eine der beiden Schrauben treibt. Wird also auch eine der beiden Maschinen im Kampfe verletzt, so bleibt die andere in Thätigkeit.

Ein deutliches Bild von der Konstruktion des doppelten Bodens in Panzerschiffen erhält man durch den in Fig. 1 (S. 262) dargestellten Querschnitt eines der letzteren. Die mit Pfeilen bezeichneten offenen Stellen existieren in Wirklichkeit nicht und sind nur offen gezeichnet, um die einzelnen wasserdichten Zellen anschaulich zu machen. Die aufrechtstehenden wasserdichten Wände w w, die sogenannten Wallgänge, haben den Zweck, bei einem durchschlagenden Geschoß oder einem Rammstoß das eindringende Wasser vom Inneren des Schiffes abzuhalten, und sie erstrecken sich auf ungefähr zwei Drittel der ganzen Schiffslänge. Fig. 2 (S. 263) giebt den Durchschnitt einer hölzernen Kreuzerfregatte.

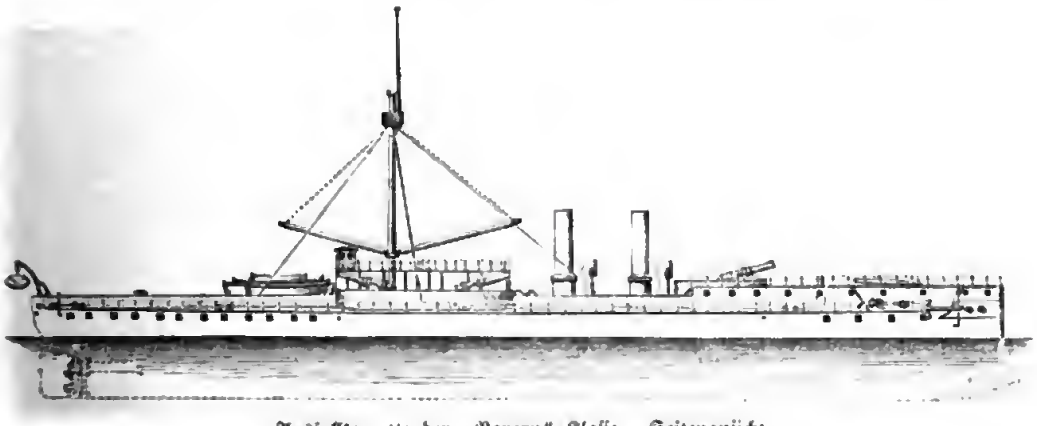
Die beiden nebenstehenden Zeichnungen geben dem Leser ein Bild von dem äußeren Ansehen dieser unserer stärksten Schiffe und von der Aufstellung der Geschütze, wobei zu bemerken ist, daß die soeben vom Stapel gelassene „Oldenburg" dem Vernehmen nach eine etwas anders geformte Kasematte erhalten wird, in der alle sechs 26 cm Geschütze stehen sollen, während vorn und hinten noch einige leichtere Geschütze aufgestellt werden. Ebenso soll das Schiff vorn im Bug ein Unterwasserrohr erhalten, um daraus Torpedos mittels komprimierter Luft zu schießen.

Wie ersichtlich, stehen die Geschütze in zwei Kasematten oder vielmehr in festen, oben offenen Türmen und schießen über Bank, so daß sie den Bedienungsmannschaften einen freien Ausblick gewähren und der

Digitized by Google

Feind ein so viel niedrigeres Ziel hat, während jene durch die Panzerbrustwehren gedeckt und Geschütze wie Mannschaften besser gegen Geschoßwirkungen geschützt sind als in geschlossenen Türmen, wo etwa eindringende Granaten natürlich furchtbares Unheil anrichten würden.

Aus den um die Geschütze gezogenen Einschränkung war ebenfalls nötig, um das Schiff nicht zu überlasten, und konnte um so eher vorgenommen werden, als man von der Idee abgekommen ist, Geschütze und Mannschaften unter allen Umständen schützen zu wollen. Wenn erstere auch demontiert werden sollten und nur das Schiff selbst gefechtsfähig bleibt, so

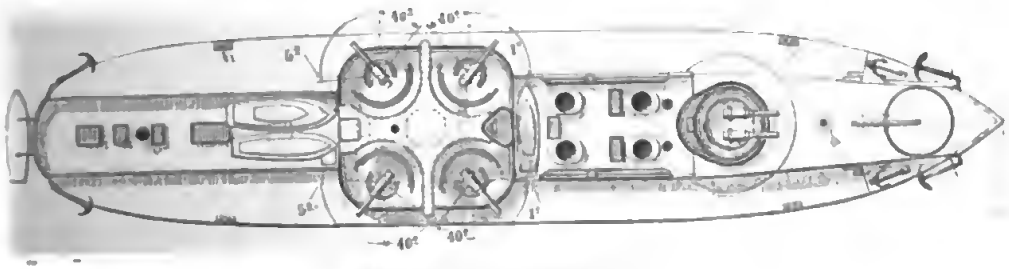


Ausfallkorvette der „Bayern"-Klasse. Seitenansicht.

Kreisen ergiebt sich deren bestrichener Raum, der ganz bedeutend ist. Recht nach vorn können vier, recht nach hinten zwei, bis fünf Grad nach hinten wieder vier schießen.

Die Boote stehen vor und hinter dem großen Turm, und sie werden mittels der hat es in seinem Sporn und seinen Torpedos immer noch furchtbare Waffen, und deshalb war es sehr richtig, vor allem Schiff und Maschine so viel wie möglich zu sichern.

Die deutsche Marine zählt demgemäß in diesem Augenblick zwölf fertige größere



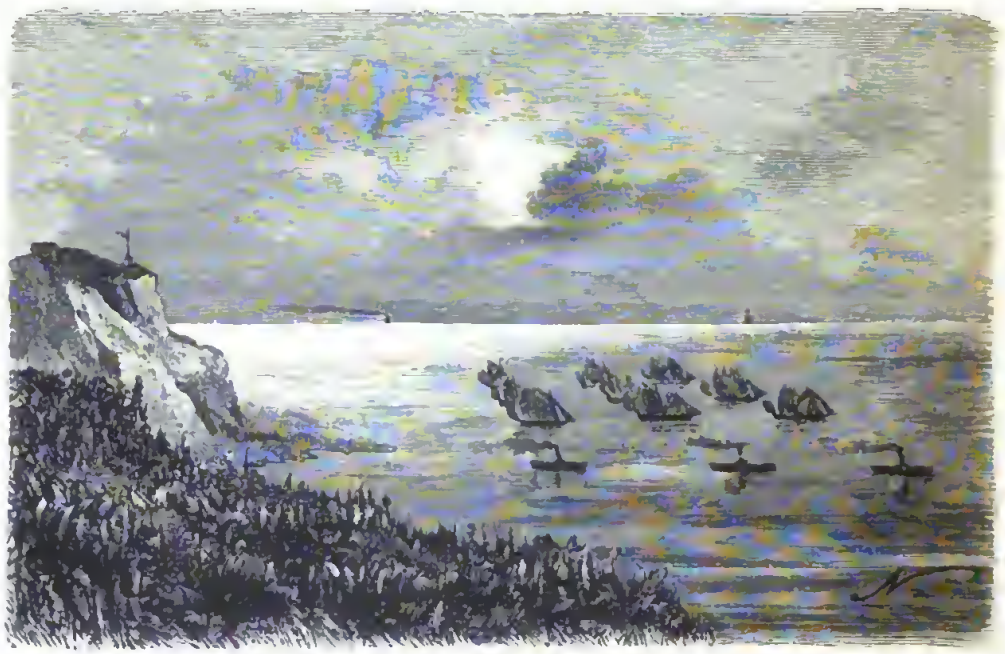
Ausfallkorvette. Decksansicht.

am Signalmast befestigten Kranbäume aus- und eingesetzt.

Wie bemerkt, ist der Panzer der eigentlichen Kasematte, das heißt des Teiles vom Schiffe, welcher unter den Türmen die Maschinen sowie Pulver- und Granatkammern einschließt und schützt, mit 40 cm Platten gepanzert, während die Platten der Türme nur 25 cm stark sind. Diese Panzerschiffe mit einhundertsiebzehn schweren Geschützen und ein noch unfertiges, welches wahrscheinlich acht erhalten wird, und scheint diese Zahl vorläufig nicht vermehrt werden zu sollen, da man wahrscheinlich angesichts der Torpedofrage, die in den letzten Jahren sehr in den Vordergrund getreten ist, bis auf weiteres Anstand nimmt, noch mehr solche Kolosse zu

bauen, deren jeder etwa zehn Millionen Mark kostet.

Ein anderer Grund mag auch noch maßgebend gewesen sein, mit der kostspieligen Vermehrung großer Panzerschiffe einzuhalten: die Aussicht auf den Bau des Nord-Ostseekanals, welcher in der Neuzeit festere Gestaltung anzunehmen scheint. Ein solcher Kanal wird nicht nur für den gesamten Seehandel in unseren beiden deutschen Meeren von größtem Vorteil sein, sondern auch für die Marine. Jetzt ist dieselbe stets geteilt und ihre Verbindung zu einer Gesamtflotte nicht nur sehr schwierig, sondern kann auch leicht unmöglich gemacht werden, wenn z. B. Dänemark mit unseren Feinden verbündet sein sollte und unseren Schiffen die Passage durch seine engen Gewässer streitig macht. Dies fällt jedoch fort, sobald der beabsichtigte Kanal vorhanden ist. Seine östliche Mündung soll im Kieler Hafen, die westliche auf der Elbe bei Cuxhaven liegen; beide werden durch bereits vorhandene Flottenhälften ungesehen vom Feinde in der Nordsee zu vereinigen, indem man sie gleichzeitig aus der Elbe und der Jade hervorstoßen läßt. Der Gegner würde dadurch gezwungen werden, seine Angriffsflotten, wenigstens in der Nordsee, verdoppeln zu müssen, kann aber auch gewärtig sein, daß unsere Nordseeflotte unter geeigneten Verhältnissen unbehindert aus der Jade in die Elbe läuft, um umgekehrt sich mit der Ostseeflotte in Kiel zu vereinigen und von dort aus einen gemeinschaftlichen Vorstoß auszuführen. Bedenkt man, daß wir in solchem Falle zwölf bis dreizehn große Panzer und dreizehn Panzerkanonenboote außer dem „Arminius" zusammen haben würden, so müßte der Feind, um nicht einer Niederlage ausgesetzt zu sein, mindestens die dreifache Zahl dieser Schiffe in Nord- und Ostsee mobil halten, wozu aber selbst eine Koalition wie z. B. zwischen Frankreich und Rußland nicht ausreichen möchte. Ein Pfahl im deutschen Fleisch bleibt



Rudertanonenboote unter Segel in Marschordnung.

Befestigungen hinreichend gegen feindliche Angriffe geschützt. Es ist dann mithin im Kriegsfalle die Möglichkeit gegeben, innerhalb vierundzwanzig Stunden beide allerdings immer für solche Fälle und überhaupt die deutsche Insel Helgoland in englischem Besitz. Hinter ihr ist der einzige Punkt an unserer gesamten Nord-

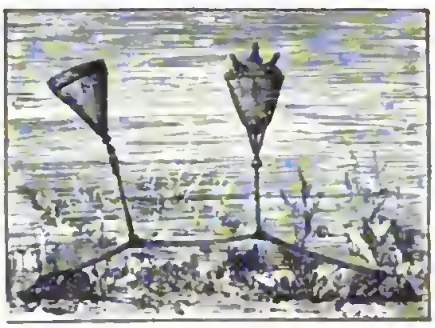
seeküste, wo die feindlichen Schiffe ihre Kohlen ergänzen können, und gleichzeitig giebt ihnen bei schlechtem Wetter das Leuchtfeuer der Insel in dem gefährlichen Fahrwasser nachts Anhalt für ihre Navigation, wie wir dies im Kriege 1870 71 zur Genüge erfahren haben. Gehört Helgoland jedoch zu Deutschland, so können wir das Feuer löschen, die Insel so befestigen, daß kein feindlicher Panzer sich ungefährdet auf 5000 bis 6000 m nähern kann, zwischen Insel und Düne eine Torpedobootsflottille liegen haben, und jede feindliche Blockade ist dadurch unmöglich gemacht. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo das deutsche Volk einsieht, daß die Rückgabe von Helgoland an Deutschland für dessen militärische Sicherheit notwendig ist und es auf die eine oder andere Weise in unsere Hände zurückgelangt. Bis dahin wird aber auch schon der Nord-Ostseekanal allein die Kraft unserer Marine verdoppeln, und wir können, ohne leichtsinnig zu erscheinen, vorläufig von einer bedeutenderen Vermehrung unserer Panzerschiffe absehen.

Ruderkanonenboote in Gefechtsordnung.

Wir haben nicht zu vergessen, daß die deutsche Marine bei der Wahl ihrer Schiffe von anderen Gesichtspunkten ausgehen muß als z. B. England oder Frankreich. Wenn wir auch dank unserem Kanzler jetzt in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten sind und weite Länderstrecken annektiert haben, so sind die neuen Erwerbungen nicht der Art, daß wir dieselben mit unseren Panzerflotten zu schützen hätten, und diese Verhältnisse werden noch auf Jahrzehnte hinaus dauern. Unsere ungepanzerten Kreuzerfregatten und -Korvetten, deren wir einige zwanzig zählen, genügen vollständig, um jenen Kolonien denjenigen Schutz und Beistand zu gewähren, deren sie bis auf weiteres bedürftig sind. Kommt wirklich ein Krieg mit einer größeren Seemacht und sie werden uns fortgenommen, so müssen wir es uns eben gefallen lassen und sehen, wie wir sie gelegentlich wiederbekommen, aber auf einen Seekrieg Tausende Meilen von der Heimat können wir uns vorläufig nicht einlassen. Dazu sind eben die Verhältnisse nicht angethan; wir sind noch viel zu arm und können unmöglich mit Mächten wie England und Frankreich auch auf dem Wasser rivalisieren wollen. Das mag vielleicht in ferner Zukunft geschehen,

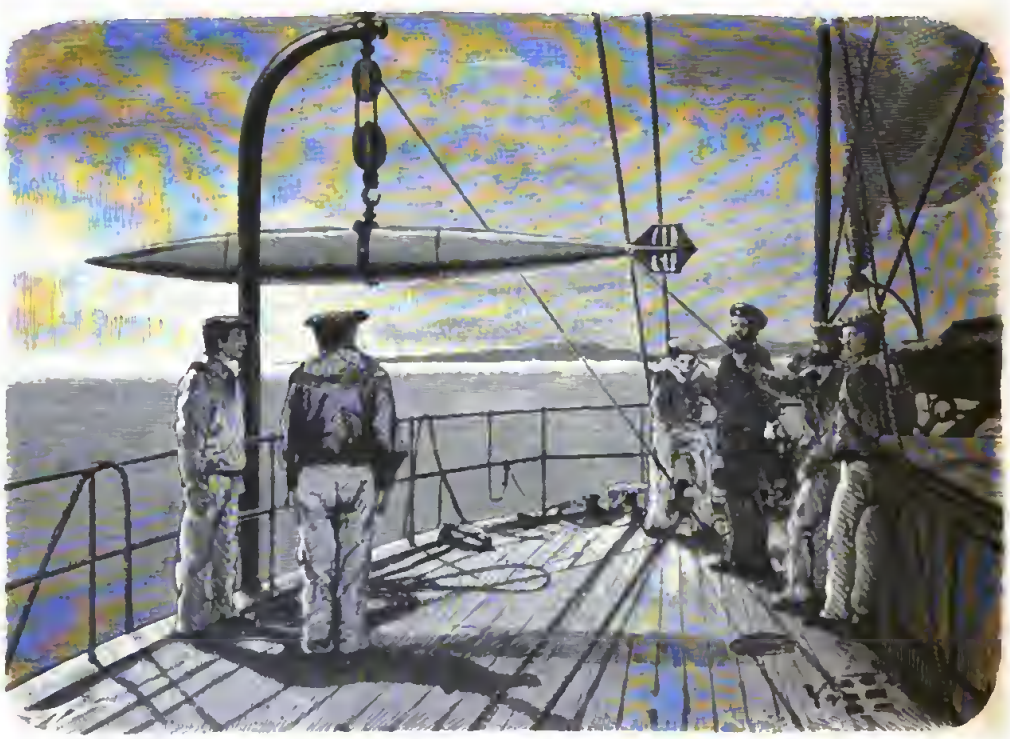
Digitized by Google

wir aber werden es nicht erleben. Die Aufgabe unserer Marine in Kriegszeiten ist vielmehr eine rein defensive, wenn deshalb auch für Deutschland nicht minder wichtig. Wir haben unsere langgestreckte Küste von Invasion und Blockade freizuhalten, damit die Armee die ganze Nordflanke frei bekommt und ihre ungeteilte Kraft gegen die Seite wenden kann, von welcher der Feind kommt. Um diese Zwecke zu erfüllen, sind nicht allein große, sondern hauptsächlich auch kleine flachgehende Fahrzeuge von solcher Beschaffenheit erforderlich, daß sie den angreifenden Gegner selbst in seinen stärksten Schiffen wirksam bekämpfen können.



Seeminen auf dem Grunde verankert.

zwei der damals schwersten Geschütze im Bug und Heck führten und von denen auch wir vor fünfunddreißig Jahren, zur Zeit des Beginnes unserer Marine, einige dreißig besaßen. Anfang der sechziger Jahre wurden sie durch hölzerne Schraubenkanonenboote ersetzt, die natürlich jetzt für den Kampf fast wertlos sind und nun Panzerkanonenbooten Platz gemacht haben. Deutschland ist so ziemlich die einzige Nation, welche Panzerkanonenboote in größerer Zahl (dreizehn) besitzt. England ist bei unzepanzerten geblieben, die aber so klein sind, daß sie eigentlich nur als schwimmende Lafetten für ein schweres Geschütz dienen. Diese Kleinheit



An-Bord-Nehmen eines Fischtorpedos.

In früheren Zeiten dienten dazu überall Ruderkanonenboote, welche, ganz niedrig auf dem Wasser liegend, ein oder

giebt ihnen zwar größere Sicherheit gegen feindliche Treffer, zwingt sie aber auch, stets in ruhigem Wasser zu bleiben und

sich nicht auf bewegtes zu begeben. Die meisten anderen Seemächte haben für Küstenverteidigung das Monitorsystem gewählt, das jedoch bei uns weniger zweckentsprechend erschien. Wir haben nicht nur Häfen mit stillem Wasser, sondern weit hinausliegende Mündungen unserer in die Nordsee mündenden Ströme zu verteidigen, damit der Feind nicht in dieselben eindringen, dort ankern und sich auf Landangriffe vorbereiten kann. Die ihnen gute Manövrierfähigkeit verleiht, so wird diese noch durch zwei Schrauben erhöht, sowohl um sich schnell in den gewundenen Fahrwassern zwischen den Sänden bewegen zu können, als auch dem Feinde gegenüber stets eine günstige Lage einzunehmen, das heißt sich ihm spitz zu zeigen. Sie sind mit einem Gürtelpanzer von 20,3 cm Stärke versehen, der sich nicht wie sonst bei Panzerschiffen nach vorn und hinten, sondern nur nach hinten

Torpedoboote bei einem Nachtangriff.

dazu erforderlichen Fahrzeuge müssen deshalb wohl flachgehend, aber auch tüchtig sein, schwerere See zu vertragen, was bei kleinen Monitors selten der Fall ist.

Diese Kanonenboote haben eine Länge von 43 m, eine Breite von $10^1/_2$ m und einen Tiefgang von 3 m, und ihre siebenhundertpferdigen Maschinen sind darauf berechnet, ihnen eine Geschwindigkeit von neun Knoten zu geben. Die beiden letzten fertig gewordenen haben jedoch eine stärkere Maschine erhalten und laufen infolgedessen elf bis zwölf Knoten. Wenn schon das Verhältnis der Breite zur Länge, von 1 : 4, verjüngt. Sie führen nur ein Geschütz, aber auch das schwerste Kaliber, welches die deutsche Marine besitzt, nämlich $30^1/_2$ cm. Dasselbe steht auf dem Vorderdeck hinter einer halbkreisförmigen, ebenfalls mit 20,3 cm Platten gepanzerten Brustwehr, welche den Mannschaften Schutz gewährt. Es durchschlägt auf 2000 bis 3000 m Entfernung noch 24 bis 27 cm Panzer, und die Boote können deshalb mit Erfolg den Kampf auch mit schweren feindlichen Schiffen aufnehmen. Da sie, wie bemerkt, bestimmt sind, dem Gegner stets den Bug zuzukehren, so bie-

ten sie ihm eine äußerst geringe Zielfläche. Sollten sie aber wirklich getroffen werden, so wird in den meisten Fällen der gerundete 20 cm starke Panzer, auf den die Geschosse stets unter einem Winkel auftreffen, nicht durchschlagen. Gegen etwaige Senkschüsse ist auch das Oberdeck noch mit 5 cm Platten belegt. Die Boote sind deshalb trotz ihrer Kleinheit sowohl offensiv wie defensiv außerordentlich mächtig und brauchen auch nicht den Nahkampf zu fürchten. Wie alle Panzer sind auch sie mit Doppelboden und der entsprechenden Zahl größerer wasserdichter Abteilungen versehen.

In den letzten zehn Jahren hat sich jedoch eine neue Waffe herausgebildet, welche auf die ganze Seekriegführung einen bedeutenden Einfluß ausüben zu wollen scheint und die möglicherweise den Bau und die Zusammensetzung der Kriegsflotten abermals gänzlich umzuändern bestimmt ist, wenn auch diesmal in nicht so kostspieliger Weise wie bei Einführung der Schraube und des Panzers. Es ist dies der Angriffs- oder Fischtorpedo, eine Erfindung des in österreichischen Diensten stehenden Engländers Whitehead, die jetzt von allen Marinen, selbst der chinesischen, angenommen ist. Torpedo hieß ursprünglich jeder mit Sprengladung gefüllte und unter Wasser zur Explosion gebrachte Körper, wie sie deren schon im vorigen Jahrhundert in verschiedener Form, wenn auch wegen mangelhafter Einrichtung mit geringem Erfolg versucht wurden. Jetzt teilt man sie in zwei Klassen: in festliegende und in durch eine eigene, in ihnen zur Thätigkeit gebrachte Kraft bewegliche; jene nennt man Seeminen, diese Torpedos. Erstere dienen lediglich zur Verteidigung, letztere hauptsächlich zum Angriff. Die Seeminen sind meistens birnenförmige, mit der Spitze nach unten in einer bestimmten Wassertiefe verankerte Sprengkörper, welche durch eine elektrische Leitung mit Landstationen verbunden werden. Sobald ein Schiff an sie stößt, schließt sich die elektrische Kette und die Explosion erfolgt. Will man die eigenen Schiffe durch die Torpedosperre passieren lassen, so hat man es in der Hand, von der Landstation aus den Kettenschluß zu verhindern, und die Explosion unterbleibt. Schon seit längeren Jahren kann man diese Seeminen als vollständig kriegsbrauchbar bezeichnen, die kaum noch einer Verbesserung bedürfen. Sie bilden eins der wirksamsten Verteidigungsmittel von Häfen und Flußmündungen, und eine von ihnen reicht hin, um auch das stärkste Panzerschiff zu zerschmettern. Die Torpedos als Angriffswaffe haben jedoch bedeutend mehr Schwierigkeiten gemacht und sind auch jetzt noch nicht so weit, um wie die Seeminen als vollständig kriegsbrauchbar bezeichnet werden zu können. Immerhin sind sie indessen schon so weit vervollkommnet, daß man sie in einem bevorstehenden Kriege auf alle mögliche Weise zu verwenden suchen wird, und diejenige Nation, welche sie unbeachtet ließe, diese Unterlassung unzweifelhaft schwer zu büßen haben würde.

Die Whiteheadschen Torpedos haben die Form eines an beiden Enden kegelförmig zulaufenden Cylinders, waren ursprünglich aus Stahlblech gefertigt und $3^1/_2$ bis $4^1{}_2$ m lang. Sie wurden von einer Schraube getrieben, die eine im Mittelteil des Torpedos befindliche kleine Maschine in Bewegung setzte, welche durch ebenfalls im Mittelteil aufgespeicherte komprimierte Luft gespeist wurde. Im Kopf sitzt die aus Schießbaumwolle bestehende Sprengladung; ein vorstehendes Hebelsystem entzündet diese, sobald eins seiner Teile mit dem Schiffsboden in Berührung kommt. Eine besondere sinnreiche Vorrichtung gestattet es, den Torpedo beim Gebrauch in einer gewissen Wassertiefe abgehen zu lassen und ihn in derselben während seines Laufes zu halten. Er wird auf verschiedene Art lanciert: entweder aus einer leichten Torpedokanone, die sich richten läßt, durch komprimierte Luft geschossen oder auf dieselbe Weise aus einem im Bug der Schiffe befindlichen festen Unterwasserrohr ausgestoßen, oder er setzt sich

Digitized by Google

Englisches Panzerschiff „Dreadnought“ im Trockendock.

Digitized by Google

zu einer gewünschten Zeit aus einer krinolinartigen Röhre, die parallel dem Schiffe an dessen Seite ins Wasser gelassen wird, von selbst in Bewegung, sobald ein Ventil geöffnet wird, das der komprimierten Luft Zutritt zur Maschine gestattet. Beim Schießen und Ausstoßen öffnet sich dies Ventil automatisch, und bei den beiden letzten Arten des Lancierens giebt man die Richtung mit dem Schiffe selbst. Die mittlere Geschwindigkeit des Torpedo im Wasser ist 8 m in der Sekunde; die Entfernung, auf welche sein Lauf einigermaßen verläßlich, ist 700 m.

Ein wesentlicher Übelstand bei den Torpedos ist, daß sie auf ihrer Bahn, auch bei ruhigem Wasser, fast stets eine Kurve beschreiben, die bei jedem verschieden ist. Ein jeder derselben muß daher zur Feststellung dieser Kurve vorher blind eingeschossen werden, ohne indessen damit die bestimmte Sicherheit zu erhalten, daß beim nächsten Gebrauch die erschossene Kurve auch dieselbe bleibt. Durch Einführung von zwei gegeneinander drehenden Schrauben, statt der früher gebräuchlichen einzelnen, hat man die Kurve bedeutend verflacht und der geraden Schußlinie näher gebracht, aber sie noch nicht ganz beseitigen können. Ebenso hat die deutsche Marine einen anderen wesentlichen Übelstand dadurch zu vermeiden gewußt, daß sie statt des Stahlmaterials Bronze anwendete. Ein so künstlich konstruierter Körper von $3^1/_2$ m Länge muß in Hebeln, Ventilen, Räderwerk, Schrauben und so weiter natürlich eine Menge Angriffspunkte für die schädliche Einwirkung des Seewassers haben, mit dem er beim Einschießen in Berührung kommt, war sehr dem Rosten ausgesetzt und mußte oft nachgesehen und auseinander genommen werden. Nach dem Zusammensetzen war man aber nie sicher, ob die Kurve nicht wieder verändert sei, und so hatte man eine Schraube ohne Ende. Bekanntlich wird Bronze durch Salzwasser nicht angegriffen, und es ist deshalb durch diesen Wechsel viel gewonnen worden. Trotzdem läßt die Treffsicherheit wegen der im Verhältnis zu Geschossen so sehr viel langsameren Bewegung (10 m gegen 400 bis 500 m in der Sekunde) und noch dazu in einem so viel dichteren Medium auf weitere Distanzen und bei bewegtem Wasser noch manches zu wünschen übrig, während sie in der Nähe und bei ruhiger See allerdings den Torpedo zu einer furchtbaren Waffe machen kann, die an Zerstörungskraft sogar den Rammstoß übertrifft und mit der deshalb die Marinen notwendig rechnen müssen.

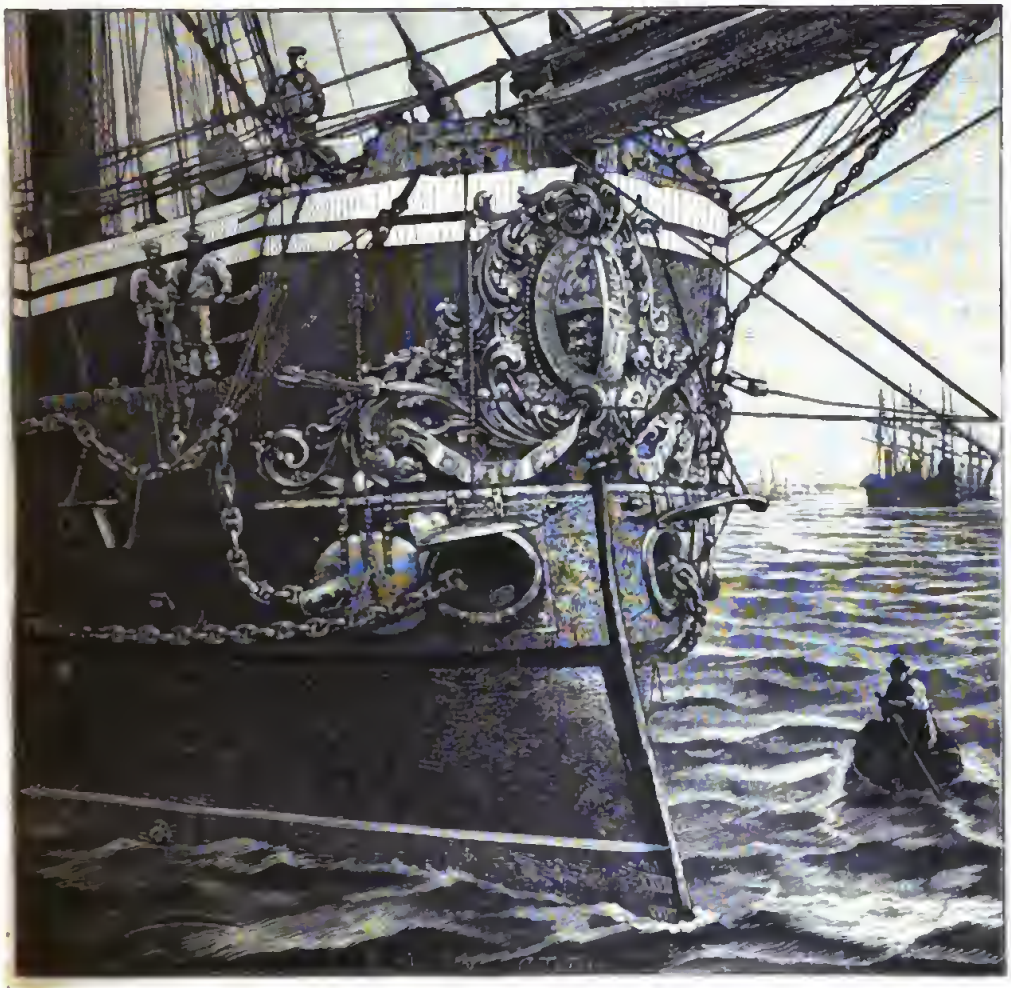
Ebenso liegt es auf der Hand, daß namentlich kleinere Marinen durch diese Torpedos in den Stand gesetzt werden, es mit größeren aufzunehmen, und daß es für Verteidigung von Küsten kaum eine wirksamere und dabei billigere Waffe giebt. Ein modernes großes Panzerschiff kostet durchschnittlich 10 000 000 Mark; ein Torpedoboot, das mit einem glücklichen Schusse den Riesen vernichtet, läßt sich für 100 000 Mark herstellen. Man kann also hundert derselben für einen Panzer bauen, und es ist erklärlich, daß Staaten, welche vorerst keine Veranlassung haben, sich für große Seeschlachten im Ocean vorzubereiten, und deren finanzielle Lage solche Vorbereitungen auch verbietet, mit dem Bau so kostbarer Panzer sehr vorsichtig vorwärts gehen und auf die Schaffung einer Torpedobootflottille bedacht sind, die auch den größten Seemächten einen Angriff auf die Küsten unmöglich oder ihn wenigstens zu einer der gefährlichsten Unternehmungen macht, die es giebt.

Von diesem richtigen Gesichtspunkt ausgehend, hat der Chef der deutschen Admiralität eine möglichst schnell zu beschaffende Flottille von nicht weniger als siebzig Torpedobooten für unsere Marine in Aussicht genommen und der Reichstag verständigerweise die geforderten Mittel bewilligt. Da der Bau eines solchen Fahrzeuges im Notfall nur wenige Wochen erfordert, eine einzige größere Werft zehn bis zwanzig zugleich auf Stapel setzen kann, während ein Panzerschiff zwei bis

Digitized by Google

drei Jahre zur Fertigstellung gebraucht, so fällt dieser Umstand für einen etwaigen Ersatz im Kriege ungemein in das Gewicht, und ebenso günstig stellt sich die Mannschaftsfrage, da jedes Torpedoboot nur zehn bis zwölf Mann Besatzung durchschnittlich bedarf. Die Haupteigenschaft, in der zugleich der Gefechtswert eines

keit eines Panzers in der Schlacht auf 6 m in der Sekunde oder zwölf Knoten annehmen. Würde ein ihn verfolgendes Torpedoboot zum Beispiel nur 7 m Geschwindigkeit haben und auch erst auf 1500 m Entfernung von jenem beschossen werden, so müßte es mindestens 1200 m mehr als der Panzer zurücklegen, ehe es



Buganſicht des engliſchen Panzerſchiffes „Minotaur".

ſolchen Fahrzeuges liegt, iſt große Geſchwindigkeit bei entſprechender Manövrierfähigkeit und möglichſter Kleinheit. Natürlich werden die ihrem Angriff ausgeſetzten Schiffe nichts verſäumen, um ſie unſchädlich zu machen und, ſobald ſie in Schußbereich kommen, ſie aus ihren zu dieſem Behuf mitgeführten Revolverkanonen mit einem Hagel von Geſchoſſen überſchütten. Man kann die Durchſchnittsgeſchwindig-

ſeinen Torpedo mit einiger Ausſicht auf Erfolg abgeben könnte. Dazu würde es zehn Minuten gebrauchen, während dieſer Zeit aber einem Feuer aus einem halben Dutzend Revolvergeſchützen ausgeſetzt ſein, dem es wahrſcheinlich bald erliegen müßte, da ſich ein ſo kleines Fahrzeug höchſtens gegen Gewehrfeuer wirkſam panzern läßt.

Das ganze Streben der Techniker geht deshalb dahin, die Torpedoboote ſchnell

zu machen, und in der That ist es auch gelungen, Erfolge zu erzielen, die man bis vor kurzem noch für unmöglich hielt. Der Engländer Thornycroft erreichte dies zuerst und soll eine Geschwindigkeit von zwanzig bis zweiundzwanzig Knoten oder 10 bis 11 m in der Sekunde erzielt haben. Wenn praktische Seeleute solchen Angaben der Erbauer gegenüber auch immer etwas mißtrauisch sind und ebenso die Resultate der unter den günstigsten Umständen abgehaltenen Probefahrten später nie wieder erlangt werden, so darf man achtzehn Knoten Geschwindigkeit doch als positiv annehmen, und werden jetzt so schnelle Boote auch auf unseren deutschen Werften gebaut.

Unsere Torpedoboote sind von verschiedenen Typen; einige größere, wie z. B. „Jäger", haben hundertvierzig Tonnen (à 1000 kg) Raumgehalt und eine Besatzung von zwanzig Mann, andere sind nur fünfzig Tonnen groß mit zehn Mann, andere sind noch kleiner bei sechs Mann Besatzung. Die älteren lassen an Fahrgeschwindigkeit zu wünschen übrig, die neuen jedoch — und sie bilden die bei weitem größte Mehrzahl — laufen, wie bereits bemerkt, achtzehn Knoten, und wenn die vorgesehene Zahl vorhanden sein wird, dürfen wir unsere deutschen Küsten als wirksam geschützt betrachten.

Außer diesen Booten haben wir aber auch noch unsere größeren Schiffe, Panzer sowohl wie die Kreuzerfregatten und Korvetten, mit Vorrichtungen zum Lancieren von Torpedos versehen, welche teils in Torpedokanonen, teils in Röhren bestehen, die vorn und hinten in der Mittellinie des Schiffes eingebaut sind, wie zum Beispiel bei dem sechzehn Knoten laufenden Aviso „Zieten" und der neuesten

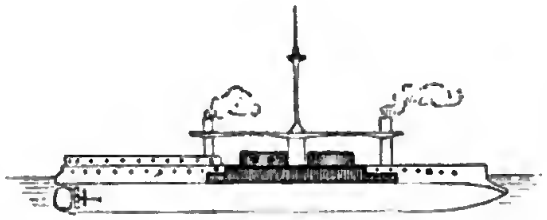
Seitenansicht des italienischen Brustwehr-Panzerschiffes „Italia".

Ausfallkorvette „Oldenburg", teils seitlich münden, um die Torpedos querab auszustoßen.

Fassen wir also unsere deutschen Kriegsschiffe, welche bei einem ausbrechenden Kampfe in erster Reihe in Betracht kommen, noch einmal zusammen, so sind es 7 Panzerfregatten, 5 Panzerkorvetten (die sechste wird in diesem Jahre fertig), 1 Monitor („Arminius"), 13 Panzerkanonenboote und einige 40 Torpedoboote, deren Zahl jedoch dem Vernehmen nach allmählich bis zu 100 gesteigert werden soll. Dazu treten noch in zweiter Reihe die ungepanzerten Schiffe mit 12 Kreuzerfregatten, 10 Kreuzerkorvetten, 4 größeren

und 5 kleineren Kanonenbooten und 8 Avisos. Um alle diese Schiffe zu bemannen, bedürfen wir mindestens 15000 Mann, darunter 750 Offiziere. Nach der vom Chef der Admiralität dem Reichstage vorgelegten Denkschrift fehlten an dieser Zahl aber am 1. Januar 1884 nicht weniger als 300 Offiziere und über 6000 Mann. Dies ist die Folge des von dem früheren Chef der Admiralität eingehaltenen unrichtigen Princips, das Material in so großer Schnelligkeit zu vermehren, daß die Ausbildung des Personals damit keinen Schritt halten konnte. Für den Ausbruch eines Krieges werden wir deshalb nicht alle unsere Schiffe besetzen können, um so mehr, als in einem solchen Falle ungefähr zwölf ungepanzerte Schiffe mit etwa 100 Offizieren und 1800 bis 2000 Mann, die sich auf auswärtigen Stationen befinden, abgeschnitten sind und ausfallen. Eine Vergrößerung des Mannschaftsetats ist also durchaus notwendig und wird auch, wie man hört, im Reichstage beantragt werden. Da aber die seemännische Ausbildung verschiedene Jahre erfordert, so muß man sich bis dahin auf eine Besetzung derjenigen Schiffe beschränken, welche bei dem jetzigen Stande der Kriegführung zur See die notwendigsten und wirksamsten sind.

Figur 3.

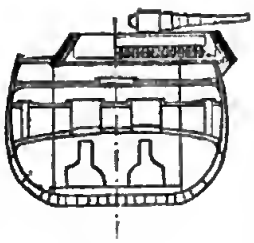


Seitenansicht des italienischen Panzerschiffes „Duilio" mit schraffiertem Panzer.

Figur 4.

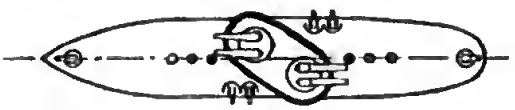
Turmstellung und Arrangement der Panzerung auf dem „Duilio".

Figur 5.



Querschnitt der „Italia".

Figur 6.

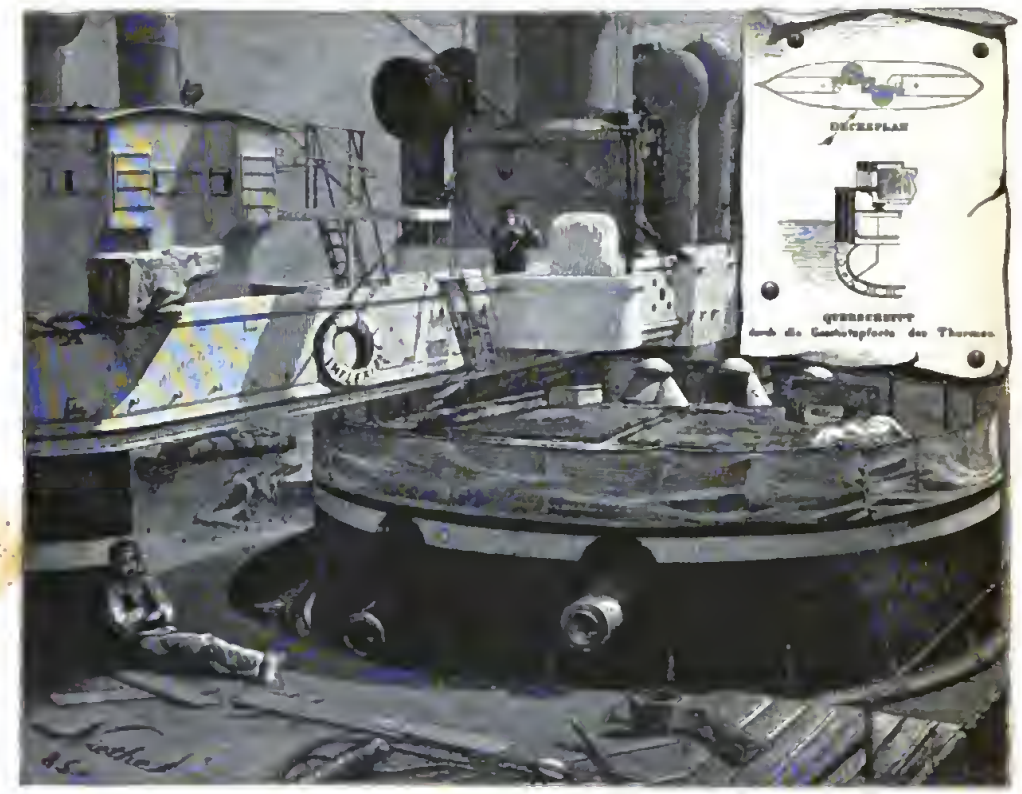


Deckplan der „Italia".

Es dürfte vielleicht von Interesse sein, dem Effektivbestande der deutschen Marine denjenigen anderer Seemächte gegenüber zu stellen, um zugleich darzuthun, daß wir nicht daran denken können, uns mit Nationen wie zum Beispiel Frankreich oder England in einen offenen Seekrieg einzulassen, sondern uns lediglich auf Küstenverteidigung und Kaperkrieg beschränken müssen. Seitens Frankreichs, das wir für die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zunächst ins Auge zu fassen haben, würden unseren 12 größeren Panzerschiffen 38 gegenüberstehen, wozu noch 14 gepanzerte Küstenverteidigungs-Fahrzeuge kommen, die sich mit den unseren an Zahl ausgleichen. Gegen unsere 22 Kreuzer zählt Frankreich 37, gegen die 8 Avisos nicht weniger als 38, außerdem 66 leichtere Fahrzeuge und 63 Torpedoboote. Dazu treten noch in nächster Zeit folgende im Bau befindliche Schiffe: 8 Panzer ersten Ranges, welche sämtlich unseren Ausfallkorvetten mindestens gleich sind, 2 zweiten Ranges von der Stärke unserer Kasematt- und Turmschiffe, 6 Kreuzer, 12 leichtere Fahrzeuge und 12 Torpedoboote. Vorhanden sind an Besatzungen 1500 Offiziere und 24000 Mann, und bei der großen Küstenausdehnung ist die Reserve

so zahlreich (in Frankreich herrscht Seedienstpflicht), daß die gesamte Flotte in kurzer Zeit in Dienst gestellt werden kann. Diese Gegenüberstellung liefert den Beweis, daß Deutschland nicht im stande ist, sich auf offener See mit Frankreich zu messen.

Das englische Flottenmaterial erscheint nominell noch viel größer als das französische, ist es für den Fall eines plötzlich ausbrechenden Krieges in Wirklichkeit jedoch nicht, und England findet in seinem Nachbar einen ebenbürtigen, möglicherweise überlegenen Gegner, so daß der gegenwärtig jenseits des Kanals ertönende allgemeine Ruf nach einer bedeutenden Verstärkung der Flotte zur Wiedererlangung des früheren Übergewichtes zur See Berechtigung hat. Bei dem so großen Kolonialbesitz Englands ist ein wesentlicher Teil seiner Flotte über den ganzen Erdkreis zerstreut, während dies bei Frankreich in weit geringerem Maße stattfindet. Den ausschlaggebenden Teil seiner Schiffe hat letzteres in seinen Häfen konzentriert, an Offensiv- und Defensivkraft sind sie im Durchschnitt den englischen gleich, aber Frankreich hat den ungemeinen Vorteil voraus, daß bei seiner ausgezeichneten Marineverwaltung erstere von vornherein schlagfertiger sind und daß sie bei seinem Wehrsystem viel eher mit gedienten Leuten besetzt werden und mithin eher in See gehen können als die englischen, welche ihre Leute anwerben müssen.



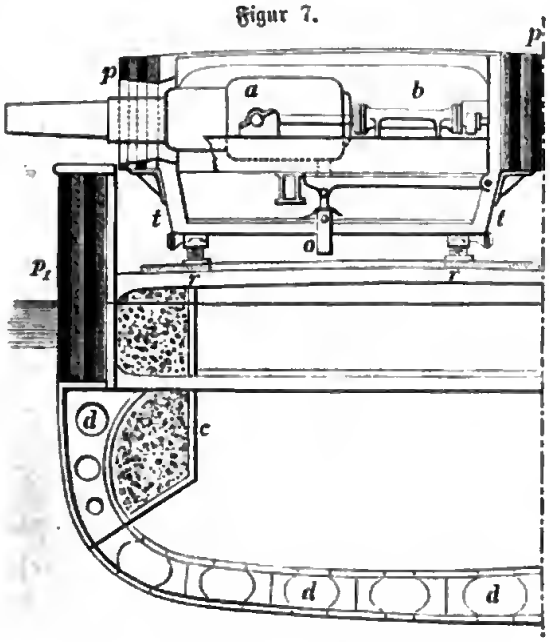
Oberdeck des englischen Panzerschiffes „Inflexible" mit einem der beiden Türme.

England zählt 45 Panzerschlachtschiffe und sieben befinden sich noch im Bau. An Kreuzern besitzt es 42 Fregatten, deren größter Teil mit Torpedoausrüstung versehen ist, und 27 Kreuzerkorvetten, wozu noch 280 schnelle Handelsdampfer treten, welche von der Admiralität für den Kriegsfall bezeichnet und zu Kreuzern bestimmt sind. Da alle diese Kreuzer sich aber an den entscheidenden Seeschlachten nicht beteiligen können, so kommen sie nicht in Betracht, und den hauptsächlichen Faktor bildet immer nur die Zahl, die

Beschaffenheit und Schnelligkeit der Panzer. Für die Küstenverteidigung stehen in England 15 Panzerschiffe, 120 Kanonenboote und 102 Torpedoboote zur Verfügung. Die gesamte englische Flotte bedarf zu ihrer Besetzung 80000 Mann, wovon etwa die Hälfte vorhanden, aber, wie bereits bemerkt, zum großen Teil auf fernen Stationen verteilt ist. Ungefähr 20000 Mann von der Küsten- und Fischerbevölkerung sind gegen eine gewisse Geldentschädigung als Marinereserven verpflichtet, aber weitere 20000 Mann müssen erst durch Werbung aufgebracht werden, und darin hat Frankreich einen bedeutenden Vorsprung.

Von den übrigen Marinen können an modernen Schlacht-Schiffen ins Feld stellen: Rußland 11, Türkei 10, Österreich 8, Italien 8 und Spanien 2, während die 20 gepanzerten Schiffe, welche Holland besitzt, nur für die Küsten-Verteidigung bestimmt sind. Zwei von den italienischen Schiffen, der „Dandolo" und „Duilio", gehören augenblicklich zu den stärksten, welche existieren. Sie haben 55 cm Panzer und je vier Geschütze (in zwei Türmen) von 45 cm Kaliber, deren Rohrgewicht 5000 Centner beträgt. Fig. 3 (S. 277) giebt die Seitenansicht des „Duilio" mit dem schraffierten Panzer, der sich bei diesem Schiff ganz auf den Schutz der Türme konzentriert; dessen Arrangement sowie die Stellung der Türme sind aus Figur 4 (S. 277) ersichtlich. Wie bemerkt, ist der Panzer in der Wasserlinie 55 cm dick; er verjüngt sich nach oben bis 45 cm, und dieselbe Panzerung haben die Türme, deren Diagonalstellung im Schiffe die Möglichkeit geben soll, aus beiden zugleich nach vorn oder nach hinten zu feuern. Wie alle neueren Schiffe hat er vorn im Bug ein Unterwasserrohr zum Abgeben von Torpedos, besitzt aber eine Eigentümlichkeit, die bis jetzt noch einzig in den Marinen dasteht. Hinten im Schiff, nahe der Wasserlinie, ist nämlich ein Tunnel mit abschließendem Schleusenthor eingebaut, in welchem ein Torpedoboot im Kampfe fertig geheizt steht, um im geeigneten Augenblick ausgeschleust zu werden und sich auf den Feind zu stürzen. Bei dem italienischen Brustwehr-Panzerschiff „Italia" sind Panzer-Arrangement und Deckplan (Figg. 5 u. 6, S. 277) anders als beim „Duilio".

Figur 7.



Querschnitt eines Turmes vom „Inflexible".

Dem „Duilio" steht an Stärke in Panzer und Geschütz der englische „Inflexible" gegenüber. Wenn man diese modernen Kolosse betrachtet, kann man ihnen eigentlich nicht mehr den Namen Schiff beilegen, sondern nur den von Kriegsmaschinen. Ihre Verhältnisse sind nach jeder Richtung so gigantisch und kompliziert zugleich, daß Menschenkraft, welche früher selbst auf den größten Linienschiffen alles in Bewegung setzte, jetzt nirgends mehr ausreicht, sondern daß man sich dazu Dampf, Hydraulik und Elektricität hat dienstbar machen müssen. Das Laden, Auswischen, Abfeuern der Geschütze, ihre Richtung mit Hilfe der Türme, das Steuern des Schiffes, das Aus- und Einsetzen der Boote, das Lichten der Anker — alles geschieht mit Hilfe

jener drei Kräfte, welche zu ihrer Verwertung natürlich wieder die verſchiedenſten Maſchinerien erfordern, ſo daß das Auge faſt überall, wohin es blickt, auf ſolche trifft.

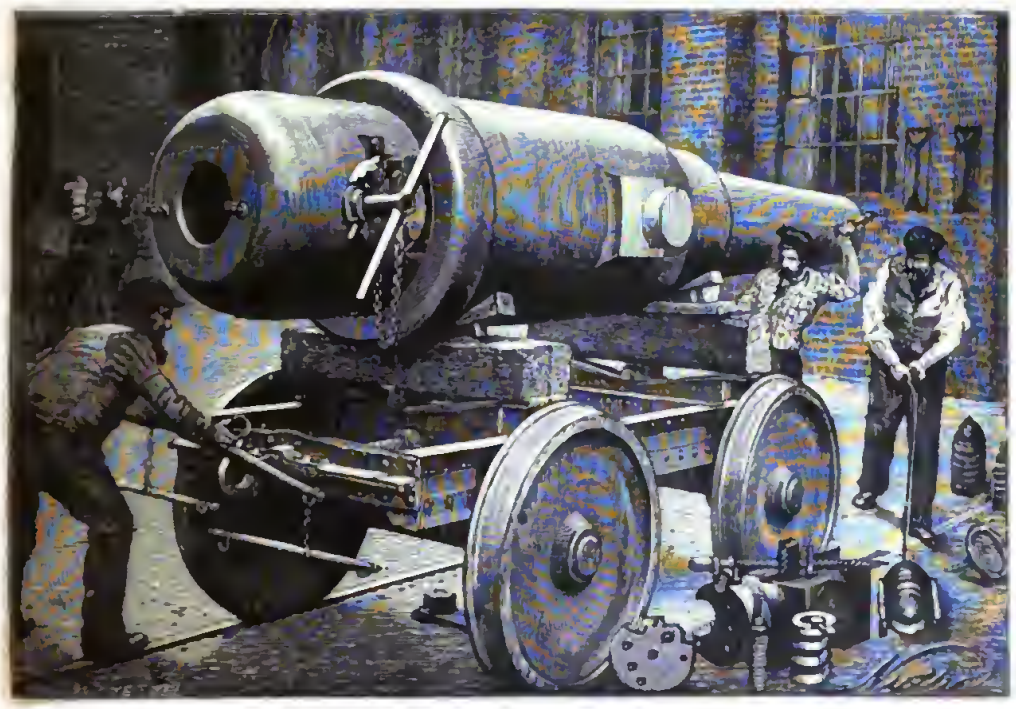
auf den Rollen r r. Die Stellung der Panzerplatten iſt durch p für die Bordwand und durch p p für den Turm bezeichnet. c c ſind Kohlenbehälter und d d d waſſerdichte Zellen des doppelten Bodens.

Kruppſches 24 cm Batteriegeſchütz.

Der „Inflexible" hat bei einer Länge von 96 m, einer Breite von 22½ m und einem Tiefgang von 7½ m ein Deplacement von 11400 Tonnen, das heißt, ſein Rumpf verdrängt ebenſoviel Waſſer und trägt ein Panzergewicht von 3206 Tonnen (64 120 Centner). In der Waſſerlinie iſt der Panzer aus zwei durch eine Holzſchicht getrennte Platten von je 30 cm gebildet, und er iſt der ſtärkſte, den es bisher giebt. Die Türme ſtehen wie bei dem „Duilio" diagonal, damit ihre Geſchütze ſämtlich und gleichzeitig nach jeder Richtung des Horizontes feuern können. Von ihnen befinden ſich in jedem Turm zwei in Parallelſtellung. Die Vor- und Rückwärtsbewegung ihrer Lafetten auf den Rahmen wird durch Hydraulik bewerkſtelligt, ebenſo ihr Rücklauf nach dem Abfeuern durch hydrauliſche Kompreſſen (Figur 7, b) gehemmt, während die Seitenrichtung durch das mit Dampf erfolgende Drehen des Turmes gegeben wird. Der Turm, deſſen Durchſchnitt Figur 7 (S. 279) giebt, dreht ſich in ſeiner Mitte um den Pivotbolzen o und läuft gleichzeitig mit ſeiner unteren Peripherie t t

Die Geſchütze ſind nach engliſcher Benennung 81 Tons Kanonen, das heißt ſo viel wiegen ihre Rohre, während wir dieſelben nach dem Durchmeſſer ihrer Seele mit 42 cm Kanonen bezeichnen würden. Ihr Geſchoß wiegt 770 kg und wird mit einer Pulverladung von 300 kg gefeuert. Um indeſſen der wahrſcheinlichen Vergrößerung der Kaliber in nächſter Zukunft Rechnung zu tragen, ſind die Türme gleich ſo konſtruiert, um Geſchütze bis zum doppelten Rohrgewicht aufnehmen zu können. Wenn dieſe auch noch nicht exiſtieren, ſo ſind die jetzigen 42 cm Kanonen des „Inflexible" doch ſchon von den Italienern auf dem „Duilio" und „Dandolo" durch 45 cm überholt. In Deutſchland ſind wir zwar bei dieſen Kalibern noch nicht angelangt, aber dafür haben die neueren Kruppſchen Geſchütze eine größere Leiſtungsfähigkeit als gleichkaliberige im Auslande gefertigte, und wir können uns deshalb mit geringerem Seelendurchmeſſer begnügen. Unſere bisher ſchwerſten Marinegeſchütze ſind die 30,5 cm auf den Panzer-Kanonenbooten. Sie haben 6,7 m Länge, 35 600 kg Rohr-

gewicht und feuern mit 72 kg Pulverladung ein Geschoß von 327 kg. In neuester Zeit hat Krupp jedoch ein Geschütz von demselben Kaliber konstruiert, welches ganz außerordentliche Leistungen aufweist und sich mit den schwersten englischen Geschützen messen kann. Seine Länge beträgt 10,7 m, sein Rohrgewicht 49 700 kg. Es feuert mit 147 kg Pulver ein Geschoß von 455 kg, und dessen Durchschlagskraft ist so groß, daß es selbst auf eine Entfernung von 2200 m einen 65 cm starken Eisen- oder 55 cm starken Stahlpanzer durchbohrt, wie er in neuester Zeit der Gewichtsersparung wegen überall genommen wird (auch die ganzen Schiffe werden jetzt aus Stahl gebaut). Weder „Inflexible" noch „Duilio" sind deshalb gegen diese Geschütze gesichert. Der erstere war bei der Beschießung von Alexandrien thätig, und wie man hört, sollen seine Geschütze sich nicht besonders



Kruppsches 21 cm Ringgeschütz im Fabrikhof.

durch Treffsähigkeit ausgezeichnet haben. Einen Maßstab für die Leistungen dieser modernen Schiffe in einer Seeschlacht konnte diese Beschießung überhaupt nicht abgeben, weil die Engländer still lagen, sich ihre Entfernung wählten und nicht im entferntesten ebenbürtige Gegner hatten. Die Ernstprobe werden sie deshalb erst abzulegen haben, wenn sie sich auf offenem Meere mit gleichwertigen Feinden messen, und es ist wahrscheinlich, daß sie bei allen ihren kriegerischen Vorzügen eine Reihe von Mängeln aufweisen werden, die jene zum Teil wieder aufheben. Jedenfalls kann die Einheit des Kommandos, welche bisher auf einem Kriegsschiff herrschte und durch welche dessen höchste Leistungsfähigkeit bedingt wurde, auf diesen großen Schiffen nicht mehr aufrecht erhalten werden. Wenn man auf ein solches kommt, wird man ganz verwirrt durch die Masse der maschinellen Vorrichtungen, die überall angebracht sind, und es ist ganz unmöglich, daß ein Kommandant — und sei er der genialste Mensch — im stande ist, dieselben zu übersehen und zu beherrschen. Darunter muß aber natürlich das Ganze leiden.

Es ist überhaupt schwer, sich ein Bild davon zu machen, wie sich eine Seeschlacht

zwischen größeren Flotten solcher Kriegsmaschinen gestalten wird. Man hat viele Jahre sehr scharfsinnig über die vorteilhafteste Taktik geredet, geschrieben und auch praktische Versuche angestellt. Letztere haben jedoch nicht im entferntesten den Wert wie zum Beispiel bei der Armee, wo man taktische Manöver im Frieden sehr gut ausführen kann, während dies auf See wenigstens in der Weise nicht möglich ist, um daraus maßgebende Schlüsse für den Kampf selbst zu ziehen. Die Schiffe müssen stets in respektvoller Entfernung voneinander bleiben, um nicht unheilvolle Katastrophen heraufzubeschwören, während in der Schlacht die Entscheidung lediglich im Kampfe aus nächster Nähe durch Artillerie, Sporn und Torpedo fällt. Wohl ist es möglich und notwendig, die Flotten in dieser oder jener taktischen Ordnung gegeneinander zu führen, und ebenso wird diejenige Seite im Vorteil sein, welche durch ihre taktische Gliederung und ihre Manöver bei dem ersten Anprall es versteht, die alte Schlachtenregel zur Geltung zu bringen und starke Massen auf einen schwachen Punkt des Feindes zu werfen; aber mit diesem ersten Zusammenstoß wird auch jede weitere Taktik aufhören und nur ein furchtbares Durcheinander folgen. Der Pulverdampf der Riesengeschütze wird sich sofort wie ein dichter Nebel über die Kämpfenden lagern, die Signale unsichtbar machen, weder Freund noch Feind erkennen lassen, und damit muß jede zusammenhängende Ordnung ihr Ende finden. Bei der Armee kann der Führer wissen, welche Bewegungen der Gegner auszuführen vermag, und ihnen entgegenwirken; auf See sind diese Bewegungen aber unberechenbar, und bei dem durch den Pulverdampf beschränkten Gesichtskreise kommen sie so unvermutet zur Kenntnis der Betreffenden, daß diese meistens nur der augenblicklichen Eingebung folgen müssen, um sich aus kritischen Lagen zu befreien, und dabei so viel mit sich selbst zu thun haben, daß sie sich in den seltensten Fällen um ihre Kameraden kümmern können. Eine geschlossene Ordnung unter solchen Verhältnissen festhalten zu wollen, würde sich schwer rächen und die wahrscheinliche Folge die sein, daß die eigenen Schiffe sich gegenseitig anrennten und in den Grund bohrten.

Jedenfalls wird in einer zukünftigen Seeschlacht auch der Zufall eine bedeutende Rolle spielen, und Tapferkeit, Umsicht oder größere Stärke der Schiffe werden nicht immer den Ausschlag geben. Wenn ein Schiff wie der „Inflexible“ oder „Duilio“ aus dem Pulverdampfnebel auf vierzig bis fünfzig Schritt plötzlich quer vor einem anderen Panzerschiffe auftaucht, das nur vielleicht ein viertel so groß ist, so kann es unter keiner Bedingung dem Stoß des letzteren entgehen, und sein Schicksal ist damit besiegelt.

Auch der Wert der Torpedoboote wird sich erst in der nächsten großen Seeschlacht entscheiden. Halten sie, was man sich von ihnen verspricht, so stehen die Marinen wieder vor einer Umwandlung ihres Materials, wenngleich die Steuerzahler auf dieselbe mit weniger Unmut blicken werden als auf die beiden letzten, so kurz aufeinander folgenden. Dann werden sich die rivalisierenden Seemächte nicht mehr im Bau von furchtbaren Kriegsmaschinen überbieten, der seit dreißig Jahren so viele Milliarden verschlingende Kampf zwischen Panzer und Geschütz wird aufhören, und die Panzerschiffe werden, wie die Linienschiffe vor ihnen dahingegangen sind, verschwinden, um Torpedobootflottillen oder anderen Erfindungen Platz zu machen.

Digitized by Google

Litterarische Mitteilungen.

Ein neuer italienischer Roman.

Unter dem Begriff der modernen Romanlitteratur verstanden wir bis vor wenig Jahrzehnten nur die Romane der drei westeuropäischen Kulturvölker: der Engländer, Franzosen und Deutschen. Selten nur errang ein einzelnes hervorragendes Buch aus einer anderen als jenen drei Sprachen sich einen Platz in der Weltlitteratur. Heute hat sich das verändert. Den Engländern nacheifernd, haben die Nordamerikaner sich emporgearbeitet, jenen oft gleichkommend, sie zum Teil sogar überflügelnd. Von den Franzosen lernten die Russen, deren eigentümlich charakteristische Novellen und Romane sich ein Heimatsrecht neben denen der besten einheimischen Autoren errungen haben. Schweden und Norweger zählen längst zu den vielgelesenen Schriftstellern, und selbst die Spanier haben wieder das Haupt erhoben. Vor allem aber sind in letzterer Zeit die Italiener bestrebt gewesen, dem alten Ruhmeskranze ihrer Litteratur, der in diesem Jahrhundert nur von Manzoni getragen wurde, manch frischgrünes Blatt hinzuzufügen. Und das ist ihnen sehr wohl gelungen, denn vor anderen zeichnen sich ihre Werke durch eine kräftige Realistik, eine echt moderne Natürlichkeit aus.

Am bekanntesten von den neuesten italienischen Romanschriftstellern ist bei uns in Deutschland augenblicklich wohl Salvatore Farina, von dessen reizvollen Charakterzeichnungen mehrere Bände in ausgezeichneter Übersetzung erschienen sind. Es giebt nicht leicht eine anmutendere Schilderung kleinbürgerlichen Daseins, als sie dieser Dichter in seinen intim psychologischen, mit photographischer Treue bis in das unbedeutendste Detail ausgeführten Erzählungen bietet. Nur daß dieselben uns gerade um dieser Kleinmalerei willen allzuhäufig an die vielbewunderten Genrefigürchen der Mailänder und Florentiner Bildhauer gemahnen. Denn auch diese sind von staunenswerter Treue und Anmut, auch bei diesen begreift man kaum, wie es möglich war, Gewand und Haut und Haar bis in jedes kleinste Fältchen mit so unglaublicher Genauigkeit nachzubilden. Doch nur zu bald erscheint uns die Überzierlichkeit der Gestalten, das ewige Lächeln der reizenden Züge monoton. Es liegt eine Gefahr auf diesem Wege, deren auch Farina sich bewußt werden muß, wenn uns nicht, trotz seines liebenswürdigen Humors, auf die Länge der Zeit seine Darstellungen ermüden sollen.

Der Sicilianer Verga, eine derbere Natur, schildert das Volk seiner engeren Heimat in seiner Armut und dumpfen Gebundenheit. Er hält sich jedoch nicht streng an dieses eine Thema. Seine Romane spielen in Salon und Hütte, im Kloster und auf der Straße, er beherrscht ein weites Feld, das er mit großem Geschick bearbeitet. Er sowohl wie Farina und manche andere zeichnen das Privatleben im engen Rahmen. Abgesehen von den Schülern und Nachfolgern Manzonis, welche den historischen Roman kultivieren, halten sich die neueren italienischen Schriftsteller meist fern von Tendenz und Politik.

Es ist das aber um so befremdender, als die Italiener von heute ein eminent politisches Volk sind. Das Parteileben ist bei ihnen weit entwickelter als bei uns, die leidenschaftlichen Debatten der Kammer hallen im kleinsten Winkel wieder und die Streitigkeiten der Führer ziehen Zwistigkeiten, Kämpfe und Hader in entfernten Provinzen des Landes nach sich. In England, wo die Politik ähnlich tief in das Leben eingreift, spielten auch in der Litteratur die Wahlkämpfe lange eine hervorragende Rolle. Seit Disraeli in Coningsby das Nahen einer besseren Ära verkündete, welche durch die neue, die kommende Generation herbeigeführt werden sollte, durch die Generation der Freunde und Genossen Coningsbys, die weder Whig noch Tory sein,

sondern über den Parteien stehen würde, seitdem sind von ihm und von anderen unzähligemal Tagesfragen im Roman behandelt worden. So bedurfte es denn in Italien auch nur eines Mannes, der den glücklichen Griff that, um seiner Nation dieses neue Feld zu erschließen. Aber es bedurfte auch eines echten Dichtertalentes, das den scheinbar spröden Stoff geschmeidig zu machen, im lauten Tagestreiben den geheimen Herzschlag, im Parteigezänk die edle Leidenschaft, in der Politik die Poesie zu finden verstand.

Antonio Fogazzaro, der Verfasser des neuen Romans **Daniele Cortis**, welcher gegenwärtig in Italien viel Aufsehen erregt, ist ein derartiges bahnbrechendes Talent. Wenn sein Name in seinem Vaterlande bisher noch nicht so laut und so häufig genannt worden ist, wie er es verdiente, so lag die Schuld daran wohl zum Teil in der eigenen Absicht des Dichters. Denn dieser ist eine vornehm zurückhaltende Natur. Er liebt es nicht, der Mode zu huldigen, um den Beifall der Menge sich zu bewerben. Seine Ansichten sind nicht die allgemein gültigen, und wenn er sich gelegentlich mit seiner Nation und seinen Zeitgenossen im Widerspruch sieht, ist ihm das im Grunde ganz recht.

Das erste, was an größeren Arbeiten von ihm bekannt ward, ist „Miranda", eine fein empfundene, in wohllautenden Versen vorgetragene, schmerzlich schöne Erzählung von tragischer Liebe. Dem poesievollen Jugendidyll folgte der große Roman „Malombra" mit eigentümlich phantastischer Handlung, treffenden Charakterschilderungen, einer Fülle von philosophischen Gedanken, von Wissen und scharfer Beobachtung. „Un pensiero di Ermes Torranza", eine etwas spätere kleine Novellette, mag nicht jedem behagen, weil der Autor seine Figuren mit einem wunderlichen, spukhaft-spiritistischen Halbdunkel umgeben hat. Doch bewährte er auch hierin sein großes Talent sowie seine Macht, was er erzählt, glaubhaft erscheinen zu lassen.

Aber wie viel ehrliche Bewunderung Fogazzaro auch mit diesen früheren Werken errungen hatte, es scheint noch nicht der echte Vollklang allseitigen Beifalls gewesen zu sein, wie er einzig dem Dichter lohnt. Diesesmal endlich ist er ihm geworden.

„Kaum ist dieser neue Roman erschienen" — so heißt es in einem Artikel der Mailänder „Perseveranza" — „so wetteifern schon die Kritiker miteinander im verdienten Lobe, und es giebt niemanden, der nicht beim Lesen zu einem aufrichtigen und leidenschaftlichen Bewunderer würde... In wenigen Tagen ist der Name Fogazzaros berühmt geworden."

Man darf aber nicht glauben, daß, um solchen Erfolg zu erringen, der Dichter von irgend einem seiner alten Grundsätze abgewichen wäre. Er geht auch jetzt seinen besonderen Weg. Ist die Gesamtstimmung seiner Nation heutzutage realistisch, wie es sich in Kunst und Litteratur genugsam zeigt, so bleibt er seinen Idealen treu. Und finden in ganz Italien die radikalen, ja extremen Richtungen den größten Anklang, so predigt er gerade Mäßigung, einen verständigen Liberalismus, Rückkehr zum Glauben, Achtung vor der Kirche. Sein Held, der — man fühlt es deutlich — des Dichters Gesinnung zum Ausdruck bringt, gehört zur konservativen Partei. Aber zugleich nennt er sich eine bewegende Kraft, „una forza motrice", die den Fortschritt anstrebt und ihn, nur in einem höheren Sinne als die meisten, bewirken will.

„Keine fürstliche und keine republikanische Regierung" — so erklärt Daniele Cortis in der Versammlung seines Wahlkomitees, dessen Mitglieder durch einen gehässig ausgelegten Brief gegen ihn eingenommen sind — „keine wird die socialen Probleme der Zukunft je zu lösen vermögen ohne die Beihilfe des religiösen Gefühls, und dieses kann in Italien allein von der katholischen Kirche ausgehen." Und er entwirft ihnen die Grundzüge der neuen, seiner eigensten Partei, welche die Kirche zugleich stützen und doch die strenge Anwendung des allgemeinen Rechtes auch für sie verlangen soll.

Daniele Cortis trägt den Sieg davon und wird zum Deputierten erwählt, obwohl er sich selber sehr wohl bewußt ist, daß von seinen Ideen, seinen Plänen und Hoffnungen, wie deutlich er auch glaubte, sie jenen guten Bürgern und eifrigen Politikern des kleinen Städtchens auseinandergesetzt zu haben, nur die wenigsten etwas begriffen. Was ihn siegen ließ, das war allein die Macht seiner Persönlichkeit.

Und ähnlich ergeht es Fogazzaro. Er wird wohl nicht seine sämtlichen Leser von ihren Ansichten für immer abwendig machen können. Zu tief ist heute in uns allen der Gedanke eingewurzelt, daß der Fortschritt in der Befreiung von kirchlichen Fesseln, daß das Heil des Volkes in Unterricht und Aufklärung zumeist besteht. Aber solange wir seinen Roman lesen, zwingt der Dichter uns, auch seine Weltanschauung zu der unserigen zu machen. Er überwältigt uns durch seine glänzende Rednergabe, er fesselt uns durch seine prachtvolle Darstellungskraft, er überzeugt uns durch die Tiefe und die Gewalt seiner eigenen starken Überzeugungen.

Dieselbe Pracht und zugleich die Knappheit seiner Sprache, die Anschaulichkeit seiner Bilder, die Schärfe der Beobachtung und die Tiefe seines Naturgefühls hat Fogazzaro schon in den früheren Werken gezeigt. Seine Cha-

Digitized by Google

raktere sind von greifbarer Lebendigkeit; bis auf die geringsten Nebenpersonen herab, die oft nur mit wenigen Strichen gekennzeichnet sind, treten sie uns in überraschender Naturwahrheit entgegen. Vor allem aber versteht er es, Frauen von so idealer Reinheit, von so hinreißender Lieblichkeit zu schildern wie hier die blasse „Canteſſina" Elena mit ihren großen, traurigen Augen. Alles beugt sich vor ihrer Güte, vor ihrer Wahrhaftigkeit: der reizbare, originelle Cante Laa Carré, ihr edler Oheim, die etwas leichtsinnige Mutter, der gutmütige Clenezzi, die ganze lebhafte, harmlose, schwatzhafte Gesellschaft, die sich in Villa Carré versammelt, und nicht minder ihr Gatte, der schurkische Senatare di Santa Giulia aus Cefalu. Vielleicht aber liegt in dieser idealen Verklärung, in dem schroffen Gegensatz, in welchen der Autar die beiden Lichtgestalten seiner Helden zu den zwei düsteren Figuren des Senators und der Signora Fiamma, Daniele Cartis totgeglaubter Mutter, bringt, ein Fehler desselben. Er verleiht seinen Lieblingen alle Tugenden, er umgiebt sie mit einer Strahlenglorie und ist nahe daran, durch diese seine Varliebe sie über Menschenmaß hinauszuheben.

Daß die edle, hoheitsvalle Elena die am Altar beschwarene Treue selbst mit gebrochenem Herzen halten muß, das gehört zu ihrem ganzen Charakter. Aber es will uns fast bedünken, als sei es allzuviel des Edelmutes, wenn Daniele, ein Mann vall Kraft und Leidenschaft, die Jugendgeliebte in ihrem Entschlusse, zu entsagen, noch bestärkt; wenn er ihr beisteht und sie ermutigt, ihrer harten Pflicht, in fernem Lande, an der Seite des verbrecherischen Gatten zu leben, ihn und die Heimat für immer zu meiden.

Was aber den Dichter veranlaßt, seinem Helden diese unirdische Selbstbeherrschung zu verleihen, das ist sein Vertrauen auf die Macht des Glaubens. Daniele glaubt, das macht ihn stark, das giebt ihm die Kraft, obwohl er selbst durch Krankheit und durch das Zusammenbrechen all seiner politischen Pläne geschwächt ist, die Geliebte zu trösten, zu stützen und ihre Zweifel zu besiegen.

„Ich werde beten" — sagt sie zu ihm beim Abschied — „bist du nun zufrieden?"

Und der Gedanke an dies ihr Versprechen erfüllt ihn mit einem blinden Vertrauen, mit einer stolzen Glückseligkeit, ihm ist, „als spräche Gott zu ihm: Du hast ihr Herz, du wirst sie selbst im anderen Leben einst besitzen. Ich verlangte dieses Opfer der Liebe, die ich euch eingeflößt habe. Nun, da sie fortzieht, da du vom Feuer des Schmerzes geläutert bist, geh hin und kämpfe, leide aufs neue, sei unter den Menschen ein edles Werkzeug der Wahrheit und der Gerechtigkeit! — Und Sterne und Berge und die großen ernsten Tannen sind Zeugen, daß er zur Antwort giebt: Ja, ich will!"

Er ist entschlossen, abermals das Banner seiner Überzeugungen hochzuhalten im Kampfe der Parteien. Mit gefestigtem Mut denkt er wieder hinauszutreten auf den politischen Schauplatz, und keine persönliche Neigung, kein Herzensband, keine Leidenschaft nach Schwäche sollen ihn mehr behindern. Vor sich sieht er „einen großen, weit offenen Weg, der zur socialen Erneuerung in christlich-demokratischem Sinne führt, und auf diesem Wege, allen anderen voran, sein Vaterland, Italien!"

Trotz dieser ausgesprochenen Tendenz ist Daniele Cortis keineswegs ein Tendenzroman im gewöhnlichen, im tadelnden Sinne. Dazu ist zu viel innere Wahrheit, zu viel Kraft und Bewegung in der Handlung; dazu ist Fogazzaro selbst zu sehr ein echter Dichter.

Fogazzaros Sinnesart ist trübe und alles Melancholische zieht ihn an. Wie seine Vertiefung in jede Empfindung, die Innerlichkeit seines Glaubensgefühls an den ernsteren Sinn nordischen Germanentums anklingen, so auch seine Naturanschauung. Die unbefangene Heiterkeit seiner Landsleute, die mit lachenden Augen ihrer leuchtenden, lachenden Sonne ungescheut ins Angesicht schauen; ihre oberflächliche Religiosität, die sie vor buntbehängten Heiligenbildern andachtsvall sich verneigen läßt, während die Orgel in lustigen Walzerklängen tönt; alle diese guten, liebenswürdigen, bestechenden und doch wenig Zutrauen erweckenden Eigenschaften, welche uns sonst wohl als bezeichnend für Italien und für die Italiener erscheinen, sie sind diesem Dichtergeiste fremd. Weil er selbst ernst ist, sind es auch seine Menschen, seine Landschaften. Von strahlender Himmelsbläue und goldigem Sonnenschein weiß er nicht zu erzählen. Es regnet, regnet und stürmt in seinem Roman, von dem ersten Kapitel bis zum letzten. Und unter einem wolkenbedeckten, grauumhüllten, weinenden Himmel entwickelt sich das Geschick der Liebenden, treffen sie sich und müssen sie scheiden.

Antonio Fogazzaro ist ein Geist von rein subjektiver Färbung. Wie er die Welt empfindet und auffaßt, so stellt er sie dar. Wie Menschen und Dinge auf ihn wirken, so spiegeln sie sich wieder in seinen Werken. Ob wir Miranda und den leidenschaftlichen Enrica, ob wir die zarte deutsche Edith und den armen Silla (in „Malambra") reden hören, ob den Kraftmenschen Daniele Cortis, der „ein Mann von Stahl" ist, „eine Bismarcknatur" — aus allen heraus erklingt uns deutlich und vernehmbar die Stimme des Autors.

Und es will uns scheinen, als ob er in Wahrheit das Ziel erreicht hätte, welches Spiel-

hagen in seiner Technik des Romans dem modernen Epiker steckt: „den unendlichen Gehalt seiner Welt und Zeit zusammenzufassen in dem möglichst reichen Bilde einer aus seinen eigenen Erlebnissen zusammengedichteten Fabel. Und zum zweiten: den Helden dieser Fabel, (das heißt sich) von der individuellen Beschränktheit thunlich zu befreien, zu einem für die Zeit typischen, für die aktuelle Welt repräsentativen Menschen umzubilden und ihn so zum Träger der Idee geeignet zu machen."

Adalbert Meinhardt.

Litterarische Notizen.

Eine originelle Erscheinung auf historischem Gebiete ist K. Steinmanns Buch: **Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses** von Gertrudis, der Mutter Heinrichs des Löwen, bis auf Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg. (Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz.) Mit großem Fleiß hat der Verfasser von zweiundsechzig durch halb Europa verstreuten Grabstätten — Pavia und Cholmogory bei Archangel seien als äußerste Punkte genannt — die Denkmäler und Grabschriften von mehr als dreihundert Fürsten und Fürstinnen des Welfenhauses gesammelt und durch eingeflochtene Schilderungen der Örtlichkeiten, biographisches Detail aller Art, quellenmäßige Mitteilungen über fürstliche Leichenfeiern und dergleichen mehr dafür Sorge getragen, daß außer dem Historiker auch der müßige Leser seine Rechnung findet. Nebenher gewährt das Buch einen Überblick sowohl über die endlosen Verzweigungen des Welfenhauses in den Stammlanden, als auch über seine Ausbreitung und einflußreiche Stellung im weiteren Deutschland und den Nachbarländern. Ein sorgfältiges Namensverzeichnis erleichtert die Benutzung. Druck (von Drugulin in Leipzig) und Ausstattung ist musterhaft. — Ein persönliches Interesse erweckt die jüngste Veröffentlichung des greisen August Stöber: **Neue Alsatia. Beiträge zur Landeskunde, Geschichte, Sitten- und Rechtskunde des Elsasses, ausgewählt aus fünfzig Jahren litterarischer Thätigkeit des Verfassers, 1834 bis 1884.** (Mülhausen i. E., S. Petry.) Aber freilich dürften von diesen Aufsätzen sehr heterogener Art, die nur das gemeinsame Band des elsässischen Stoffes zusammenhält, nur wenige, wie die Mitteilungen über Oberlin, bei einem größeren Publikum sachliches Interesse finden. — Ebenfalls zunächst an einen engeren Kreis wendet sich: **Geldwert und Arbeitslohn im Mittelalter**, eine kulturgeschichtliche Studie im Anschluß an die Baurechnungen der Kirche des heiligen Victor zu Xanten von St. Beissel S. J. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshdlg.) — doch sind die Ergebnisse der mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit geführten Untersuchungen für jeden Freund deutscher Kulturgeschichte wertvoll. Daß das Werkchen zu den Ergänzungsheften der „Stimmen aus Maria-Laach" gehört, macht sich nur selten (z. B. S. 177 ff.) und auch dann nur gelinde bemerkbar. — Sehr zeitgemäß erscheint eine zweite verbesserte Auflage von P. Höfers **Feldzug des Germanicus** im Jahre 18 n. Chr. (Bernburg, F. Bacmeister) gerade jetzt, wo die durch die erste Auflage der vorliegenden Schrift indirekt veranlaßten Untersuchungen von Mommsen und Menadier zu lebhaften Diskussionen über die Bedeutung der Römerfunde bei Osnabrück geführt haben. Der Verfasser befindet sich bekanntlich insofern in principiellem Widerspruch gegenüber den Berliner Gelehrten, als er jene Funde für Spuren des Zuges des Germanicus hält, während sie darin Reliquien der varianischen Niederlage finden wollen. Hand in Hand mit der Untersuchung der historischen Ereignisse gehen sagwissenschaftliche und etymologische Erörterungen. Eine sauber gezeichnete Übersichtskarte erleichtert das Verständnis der taktischen Vorgänge. — Noch erwähnen wir ein vortreffliches historisches Volksbüchlein: **Ernst Moritz Arndt, der deutsche Reichsherold.** Biographie und Charakteristik von Dr. Georg Lösch. (Gotha, F. A. Perthes.) Neben einer kernigen Sprache und ehrlichen Begeisterung für die Person des Helden zeichnet eine unbefangene Auffassung der Verhältnisse das Lebensbild, welches einer größeren Kollektion von Biographien zu der im gleichen Verlage erschienenen Sammlung klassischer deutscher Dichtungen angehört, vorteilhaft vor zahlreichen ähnlichen Arbeiten aus.

Auf das Gebiet der Länder- und Völkerkunde treten wir über mit H. Reelmeyer-Bukassowitschs Werke **Die Vereinigten Staaten von Amerika.** (Leipzig, Franz Duncker.) Der Verfasser, der bereits früher anonym ein von Kritik und Publikum günstig aufgenommenes Buch über das „Rußland der Gegenwart und Zukunft" erscheinen ließ, versucht hier, wiederum nach eigenen Beobachtungen, ein Bild vornehmlich des gesellschaftlichen und kommerziellen Zustandes der Union zu entwerfen. Er hat dabei wesentlich praktische Zwecke im Auge, und dementsprechend ist die

Digitized by Google

Darstellungsform mehr eine feuilletonistische, nicht selten in dem Maße, daß sorgfältigere Durcharbeitung dringend zu wünschen wäre. Davon abgesehen, wüßten wir kein besseres Buch für Europamüde, sich mit den Verhältnissen der Vereinigten Staaten bekannt zu machen und vielleicht im Spiegel des Auslandes die Heimat lieben zu lernen. Besonderen Wert für Auswanderer und Exporteure haben die angehängten sechsunddreißig Tabellen über Ackerbau- und Industriebewegung in den letzten Jahren. Das Buch bildet den ersten Band einer „Bibliothek für moderne Völkerkunde". Von dem zweiten, welcher Österreich-Ungarn behandelt, sind zehn Lieferungen erschienen; eine Besprechung behalten wir uns bis zum Abschluß des Bandes vor. — Ebenfalls feuilletonistisch, jedoch mit meisterhafter Beherrschung dieser Form, schildert Friedr. Dernburg, der Chefredacteur der Nationalzeitung, in seinem Buche **Russische Leute** (Berlin, Julius Springer) Menschen und Verhältnisse des Zarenreiches. Erscheint auch zuweilen Gruppierung und Beleuchtung etwas auf den Effekt berechnet, so wird man doch im ganzen die Echtheit auch in der Färbung anerkennen müssen, obwohl der Autor Land und Leute nur auf einer achtwöchentlichen Reise kennen gelernt — er hat offenbar ein scharfes Auge für das Wesentliche und Charakteristische. Das Buch sei als fesselnde und anregende Lektüre bestens empfohlen. — Das Gleiche läßt sich von Rosa v. Gerolds Reisebildern: **Ein Ausflug nach Athen und Korfu** (Wien, Carl Gerolds Sohn) rühmen. Hier ist es die idealistische Begeisterung, mit der die Erzählerin die Eindrücke der hellenischen Landschaften in sich aufnimmt und wiedergiebt, sowie ein in unserer Zeit und gar bei Frauen doppelt seltenes Vertrautsein mit den Meisterwerken der griechischen Litteratur, was den anspruchslosen Aufzeichnungen ihren Reiz verleiht. Eine Anzahl minutiöser aber charakteristischer Zeichnungen von Künstlerhand schmücken das saubere Büchlein. — Gleichfalls Frauenarbeit im besten Sinne ist das Skizzenbuch **Eine Wienerin in Paris** von Klara Schreiber. Zweiter Band der „Bibliothek für Ost und West". (Wien, Hugo Engel.) Die Bilder aus dem großen bürgerlichen und erwerbenden Paris, von dem der Fremde so wenig sieht und sehen kann, gehören zu dem Besten, was deutsche Federn über die Seinestadt geschrieben haben. Fest und fein gezeichnet sind auch die Porträts von Künstlern, Künstlerinnen und Führerinnen der Frauenemancipation, so wenig die Verfasserin, eine echte deutsche Hausfrau, mit den Bestrebungen der letzteren sympathisiert. Nur in den eingestreuten novellistischen Blättern finden wir uns zuweilen in ausgefahrenen Geleisen. — Mehr dem Titel als dem Inhalte nach gehören in diese Umgebung **Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands** von George Eliot (zwei Bände; Leipzig, Franz Duncker), denn wenn auch ihr kulturgeschichtlicher Gehalt nicht gering angeschlagen werden darf, so sind sie doch in erster Linie poetische Kunstwerke und zwar Kunstwerke ersten Ranges. Mag hier und da die detaillierte Schilderung des Zuständlichen deutsche Leser auf die Probe stellen — so gleich im Eingang der ersten idyllisch gefärbten Erzählung: „Die traurigen Schicksale des Rev. Ambrosius Barton" —, gerade dieses Detail ist von einer entzückenden Feinheit der Beobachtung und Darstellung. Namentlich aber die dritte, den ganzen zweiten Band füllende Novelle: „Janets Reue", darf man unbedenklich zu dem Vollendetsten zählen, was die Verfasserin überhaupt geschaffen hat. Stofflich erinnert die Dichtung vielfach an Kiellands „Schiffer Worse", aber an großer und reiner Wirkung steht sie meines Erachtens hoch über dieser vielgepriesenen Erzählung. Die Übersetzung (von G. Kuhr) ist vortrefflich.

Etwas barock und absonderlich wie der weitschichtige Titel ist auch der Inhalt von E. Reichs **Gelehrte und Lilleraten wie auch studierte Geschäftsleute.** Beiträge zur Sitten- und Kulturgeschichte nebst Versuchen, große Übelstände zu beseitigen und deren Entstehung zu verhüten. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) Der gelehrte Verfasser, Mediziner von Fach, untersucht mit großer Sorgfalt die Lebensverhältnisse der gelehrten Stände, wie sie sind, und entwickelt dabei seine Ansichten darüber, wie sie sein sollten; so wird sein Buch zu einem geharnischten Protest gegen die landläufigen Anschauungen der Utilitarier, zu einem oft begeisterten Appell an das bessere Selbst der Menschheit. Sind auch die Urteile vielfach scharf und derb, mitunter bitter, die Forderungen oft weitgehend, so wird doch der vorurteilsfreie Leser sich mit den vorgetragenen Grundanschauungen nur selten im Widerspruch finden.

* * *

Briefe von Anna Maria v. Hagedorn an ihren jüngsten Sohn Christian Ludwig. Von B. Litzmann. (Hamburg, L. Voß.) — Briefe der Mutter an jenen Christian Ludwig v. Hagedorn, welcher 1762 die „Betrachtungen über die Malerei" schrieb und einst von Herder neben Winckelmann und Lessing zu den Originalschriftstellern unserer Litteratur gezählt wurde. Sie spiegeln uns das niederdeutsche Leben jener Tage in einer interessanten Weise ab. Es ist wahr, zur Zeit werden sehr viele Papiere, die auch Personen von geringerer Bedeutung betreffen, veröffentlicht. Aber wir möchten doch nicht, daß damit Einhalt ge-

schehe, solange noch Herausgeber und Verleger sich hierfür finden. Papiere sind Zufällen aller Art ausgesetzt und an eine bestimmte Stelle gebannt; der Kulturgeschichte geschieht daher ein wirklicher Dienst, wenn dem Inhalt derselben größere Dauer und leichtere Zugänglichkeit verschafft wird. Die Herausgabe ist mit der Sorgfalt geschehen, welche man an B. Litzmann schon kennt.

* * *

Die Elektricität und ihre Anwendungen zur Beleuchtung, Kraftübertragung, Metallurgie, Telephonie und Telegraphie. Für weitere Kreise dargestellt von Dr. L. Graetz. Mit 365 Abbildungen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Stuttgart, J. Engelhorn.) — Bei der Ankündigung der ersten Auflage dieses verdienstvollen Werkes rühmten wir die Vermeidung mathematischen Formelkrams zur Erklärung der vorgetragenen physikalischen Lehren. Die neue Auflage hat nun leider diese glänzendste Eigenschaft des Werkes durch ziemlich weitgehende mathematische Erörterungen stark geschädigt. Die Verwendung mathematischer Bezeichnungen zeigt sich gewiß als durchaus bequem, aber in diesem Falle keineswegs als notwendig zum Verständnis. Der Verfasser eines als gemeinverständlich bezeichneten Werkes sollte aber diese Bequemlichkeitsrücksicht nicht nehmen, sondern bestrebt sein, die schwierigen Wege einer populären Darstellungsweise ohne arithmetische Formelhilfe einzuhalten. — Neben dieser nicht dankenswerten Vermehrung hat der Inhalt manche Verbesserung und Erweiterung erfahren.

Grundzüge der allgemeinen Mikroskopie. Von Dr. Leopold Dippel. Mit 245 Holzschnitten im Text und einer Tafel. (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.) — Bei der in weiteren Kreisen eingebürgerten Benutzung des Mikroskopes zu allgemein interessierenden Beobachtungen ist eine leicht faßliche Darstellung der Mikroskopie, wie sie hier geboten wird, von Bedeutung. Der Verfasser hat es verstanden, sein Werk zu wissenschaftlichem Gebrauche ebensogut verwendbar zu machen, wie zweckmäßig einzurichten für die eines kundigen, leicht verständlichen Führers bedürftigen Laien. Das Buch, welches nur in einzelnen Teilen bei theoretischen Erklärungen Formeln benutzt, enthält neben einer umfassenden theoretischen Besprechung des Wesens der Mikroskopie und einer eingehenden Erläuterung der vorhandenen Konstruktionen eine Beschreibung aller Hilfsmittel für mikroskopische Beobachtung und namentlich auch die Apparate und Hilfsmittel zur Herstellung der Beobachtungspräparate. Der Gebrauch des Mikroskops wird namentlich weiteren Kreisen eine nützliche Unterweisung bieten.

Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und ihrer praktischen Anwendungen. Von Dr. A. Ritter v. Urbanitzky. Mit 600 Illustrationen. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Das nach seinen ersten Lieferungen bereits angekündigte Buch des vielschreibenden Autors bezweckt einen Überblick über das gesamte Gebiet der Elektrotechnik zu geben. Wenn thatsächlich nur ein Einblick in dieses Fach geboten wird, so liegt dies an der Unmöglichkeit, einen Überblick über den gewaltigen Stoff in einen Band zu fassen. Das angenehm geschriebene Buch wird Leuten, welche sich ohne eigenes Fachwissen über das Wesen der Elektrotechnik oberflächlich unterrichten wollen, gewiß willkommen sein.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

MUSEEN

Große und kleine Leute in Alt-Weimar.

Novelle

von

Otto Roquette.

I.

Der elfte Mai.

Am 17. Januar des Jahres 1805 schrieb Schiller an Goethe von Haus zu Haus folgende Zeilen: „Die ‚Mitschuldigen' haben gestern allgemeines Vergnügen gemacht und werden es immer mehr, wenn die Schauspieler besser mit diesem Vers umgehen lernen. Becker hat sein Bestes gethan, stellenweise hat sich auch die Silie gut gehalten; Unzelmann wollte nicht ganz in seine Rolle passen; mit Wolf konnte man sehr zufrieden sein."

Goethe war in dieser Zeit viel leidend, verließ das Haus nicht und hatte der Vorstellung des Lustspiels aus seiner Leipziger Studentenzeit nicht beiwohnen können. Trotzdem leitete er in seinem Zimmer die ersten Proben von Schillers „Phädra", welche am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin, zum erstenmal aufgeführt werden sollte. Darauf bezüglich fährt Schiller in seinem Briefe fort: „Ich bin gestern, wie ich Unzelmann wieder gesehen, bei mir selbst zweifelhaft geworden, ob ich ihm den Hippolyt anvertrauen kann, vorzüglich weil ihm doch noch die eigentliche Männlichkeit fehlt und der Junge noch zu sehr in ihm steckt."

Der Schauspieler Karl Unzelmann, obgleich schlank aufgewachsen und von guter Figur, war freilich nur eben erst sechzehn Jahre alt. Goethe aber, der die ganz außerordentliche Begabung seines Schützlings erkannt hatte, wollte es doch bei der Besetzung der Rolle belassen, zumal derjenige Schauspieler, dem sie hätte zufallen müssen, auf Urlaub gegangen war. Schiller ließ es denn dabei bewenden, schrieb aber einige Tage darauf, da er selbst durch Unwohlsein auf das Haus beschränkt war, an den Freund: „Nehmen Sie sich vielleicht der ‚Phädra' ein wenig an? in den einzelnen Rollen meine ich; besonders möchte nötig sein, dem Hippolyt auf die rechte Spur zu helfen. Er hatte, als er neulich las, all-

zuviel Heftigkeit in seiner Deklamation, die er mit Kraft und Pathos verwechselte."

Und noch an demselben Tage stand an einem Fenster in Goethes Wohnung der für die Rolle des Hippolyt bestimmte junge Schauspieler und richtete, während im Nebenzimmer lebhaft gesprochen und gelacht wurde, die Augen starr auf den freien Platz hinunter. Nicht um die Vorübergehenden zu mustern — es zeigten sich deren auch nicht eben viele —, sondern mit der gespanntesten Erwartung nach der Frauenthorstraße blickend, als müsse von dorther etwas Ersehntes kommen, um ihn aus dem Bann seiner Beängstigung zu erlösen. Er war eine anziehende Erscheinung. Die Gesichtszüge fein geschnitten, geistvoll im Ausdruck, wenn auch aus dem Knabenhaften noch nicht ganz entwickelt. In den schwarzen Augen aber glühte bereits etwas auf wie Leidenschaft, die sich zu Tage drängen wollte. Den Kopf umgab schwarzes Kraushaar, dessen Geringel ohne sonderliche Ordnung über die Stirn fiel. — Nachdem er eine Weile regungslos durch die Scheiben geblickt, machte er eine plötzliche Bewegung, und in seinen Augen funkelte es lebhaft auf. Über den Platz (damals der Frauenplan genannt) kam „die schöne Silie" geschritten, eine der anmutigsten Gestalten des weimarischen Theaters, und sah hinauf, wie man zu den Fenstern eines Hauses, welches man betreten will, und noch dazu des Goetheschen Hauses, wohl hinaufblickt. Sie schien den Beobachter erkannt zu haben, denn sie wendete ihr Gesicht mit einem leisen Ausdruck von Unwillen rasch ab. In diesem Augenblick wurde sie von einem Herrn gegrüßt, welcher ihren Weg kreuzte. Es war ein stattlicher junger Mann. Ein Aktenbündel unter dem Arm kennzeichnete seine Stellung bei irgend einer Gerichtsbarkeit. Seinem Gruß war anzusehen, daß der junge Mann den Wunsch hegte, stehen zu bleiben und die Dame anzureden. Dieser Herr aber war für den jungen Beobachter einer der hassenswertesten Menschen, und so durchzuckte ihn bei diesem Anblick eine lodernde Wut und seine Hände ballten sich unwillkürlich. Er atmete auf, als das Mädchen rasch an dem Grüßenden vorüberschritt, um in das Haus zu treten.

Fortan waren die Blicke Karl Unzelmanns erwartungsvoll auf die Thür gerichtet. Nicht lange, so trat Silie herein, etwas erregt, denn sie hatte erfahren, daß alle bereits versammelt und sie die letzte sei. Sie schritt mit kaum merkbarer Kopfneigung gegen den Harrenden schnell durch das Zimmer und in den anstoßenden Saal. Enttäuscht und mißgestimmt sah dieser ihr nach, um dann seine verdüsterten Blicke wieder durch das Fenster zu richten.

Nach einer Weile fühlte er seine Schulter kräftig angefaßt. „Unzelmann," rief der Schauspieler Becker, „die Probe soll beginnen! Du hast die ersten Worte." — Die drei stark ausgreifenden Schritte, mit welchen der Angeredete das Zimmer durchmaß, würden Schiller in der Ansicht bestärkt haben, daß „der Junge" noch in ihm stecke. So wurde er von seinen Kollegen auch außerhalb des Theaters noch betrachtet, wiewohl ihm Goethe schon größere Rollen, sogar Liebhaber, anvertraute.

Als Unzelmann in den Saal trat, stand Goethe aufrecht in der Mitte und gab der Silie als der Darstellerin der Aricia noch einige Anweisungen für ihr Spiel. Am Fenster aber stand Frau Amalie Wolff, welcher die Phädra zugefallen war; eine prachtvolle junonische Erscheinung, noch in der ersten Jugendfrische ihres zweiundzwanzigsten Lebensjahres. Sie war in halblautem Gespräch mit Graff (Schillers erstem Wallenstein), während ihr Gatte Pius Alexander Wolff als Theramen bereits an der Thür neben Hippolyt stand, des Zeichens zum Beginn harrend. So waren vier junge Leute von den auserwählten Schülern aus Goethes Theaterschule (die beiden Wolff, Silie und Unzelmann) bei der Einübung von Schillers „Phädra" vereinigt. Wolff, wie seine Frau erst zweiundzwanzigjährig, hatte

Digitized by Google

noch kein bestimmtes Fach auf der Bühne, sondern spielte, was ihm zugewiesen wurde, größere Rollen neben ganz untergeordneten, wie es in Weimar üblich war. Sein außerordentliches Vortragstalent, welches besonders der breiten Erzählung im letzten Akt zu gute kommen sollte, war für Goethe bestimmend, ihm den Theramen anzuvertrauen.

Jetzt winkte Goethe mit der Hand. Der Schauspieler Becker nahm mit dem Manuskript an einem Tische Platz, und während Goethe sich auf einen freistehenden Stuhl niederließ, traten Wolff und Unzelmann vor.

Beschlossen ist's, ich gehe, Theramen,
Ich scheide von dem lieblichen Trözene.

So begann Hippolyt. Der junge Darsteller hatte eine eigenartig wohllautende Stimme, zwar schon zur männlichen Tonlage entwickelt, aus der aber noch etwas vom Knabenalt hervorklang; es lag ein Ausdruck von Innerlichkeit darin, der sich nicht beschreiben läßt, aber jedes Gehör fesselte und wieder zum Inneren drang. Das empfanden auch die älteren Kollegen, wenn sie auch sonst nicht sonderlichen Respekt vor dem jüngeren hatten. Goethe ließ ihn seine Rede ohne Einwurf zu Ende bringen. Fand er auch genug anzumerken, so sparte er es für eine spätere nochmalige Durchnahme der Rolle mit ihm unter vier Augen. Er war darin ausdauernder, unverdrossener und tiefer in die Talente blickend als Schiller und daher der bessere Lehrmeister. Schiller, obgleich sonst die wohlwollendste Natur, wurde leicht ungeduldig gegen die Schauspieler und wollte an ein Gelingen nicht glauben, wenn sie es ihm nicht bald zu Dank machten. Auch seine Urteile über die schon in allgemeinem Ansehen stehenden Darsteller waren streng, oft hart und unbillig. Was er groß gedacht und geschaffen hatte, sollte in völliger Größe ausgeführt werden, und das war selbst auf dem Theater in Weimar nicht immer möglich. „Goethe behandelte" (so schreibt Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen) „das Verhältnis zu den Schauspielern mit Wohlwollen, sie nahmen seinen Rat gern an, und die bildungsfähigen gewannen Kunst und höheren Sinn. Er ahnte das Talent, und ein sicherer Takt täuschte ihn nie." Und ferner: „Was Goethes und Schillers vereintes Wirken bei beschränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht, ist außerordentlich und zeigt, wie der Geist alles vermag und über aller Berechnung steht. Schiller wirkte auf das Fühlen und innige Verstehen der Rollen, Goethe auf die Erscheinung im Leben. Wir sahen oft, daß er in vier Wochen verstehen, sprechen, sich stellen, sich betragen lehrte; seine klare Einsicht setzte gleich einem Zauberstab versteinte Massen in anmutige Bewegung."

Die Übung nahm ungestört ihren Lauf. Da nun aber eine Theaterprobe mit ihren Unterbrechungen und Wiederholungen für den Unbeteiligten nicht sonderlich unterhaltend zu sein pflegt, so zieht die Geschichte einen Schleier über ihre Fortsetzung und wendet sich einem anderen Vorgang zu.

Es war in derselben Stunde, als auf der Schwelle des Goethehauses zwei junge Männer einander begegneten. Doktor Riemer, der Hauslehrer Augusts Goethes, trat aus der Thür, während Heinrich Voß, Lehrer am Gymnasium, eben eintreten wollte. „Zu Ihm selbst oder nur zu mir?" fragte Riemer grüßend.

„Eigentlich zu Ihm selbst," entgegnete der andere. „Ich komme im Auftrage Schillers, nach seinem Befinden zu fragen."

„Wie aber geht es Schiller?" fragte der andere rasch dagegen.

Voß zuckte die Achseln: „Alles in allem — kümmerlich! Wieder eine schlaflose Nacht, heftige Schmerzen! Ein bedauerlicher Zustand!"

„Damit kämen Sie jetzt bei ‚Ihm' schlecht an, mein Bester!" entgegnete Riemer. „Es ist Probe zur ‚Phädra' im Hause."

„Schiller ist sehr bedenklich wegen der Besetzung des Hippolyt!" meinte Voß.

„Lassen Sie doch! Hippolyt und seine Darsteller sind in den besten Händen.

Oben werden Sie jetzt nicht vorgelassen; also, wenn Sie sonst nichts versäumen, so begleiten Sie mich auf die Bibliothek."

„Ah, die beiden Famuli!" rief plötzlich eine Stimme; „da kann man erfahren, wie es mit unseren großen Propheten steht, deren Unwohlsein uns zu beunruhigen anfängt!" Der Sprecher war ein stattlicher junger Mann mit einem Aktenbündel unter dem Arm, derselbe, gegen welchen Karl Unzelmann so feindselige Gesinnungen hegte. Auch die beiden angeredeten jungen Herren liebten ihn nicht, da sein ruhig bestimmtes Auftreten und der nicht hinreichende Respekt, mit dem er sie behandelte, ihnen unbehaglich war. Schon daß er sie „die beiden Famuli" nannte, hatte für sie etwas Verletzendes. Denn Karl Lebrecht Schwabe war doch nur ein angehender Jurist, als Kommissionssekretär bei der Landesregierung angestellt, und ohne nachweisbare Beziehungen zu dem ersten litterarischen Kreise Weimars, während Riemer und Voß sich des Glückes rühmten, im täglichen Verkehr mit Goethe und Schiller zu leben. Dieser Vorzug, dazu das Bewußtsein, in so manchen dichterischen und wissenschaftlichen Plan der großen Freunde eingeweiht zu sein, gab ihnen, besonders Riemer, ein starkes Selbstgefühl, in welchem sie sich über die unlitterarischen Persönlichkeiten Weimars erhaben dünkten. Nun machte aber Karl Lebrecht Schwabe gar keine Umstände mit ihnen, achtete das Gefühl ihrer Überlegenheit nicht im geringsten, ja er nahm sich zuweilen heraus, sie geradezu zu hänseln. Riemer blieb ihm auf seine Frage daher die Antwort schuldig, während Voß nur kurze Auskunft gab, und zwar in einem Tone, wie man etwa einen Zudringlichen schnell abzufertigen sucht.

Schwabe betrachtete ihn aufmerksam, und plötzlich lachte er ihm ins Gesicht. „So wenig erfreulich die Nachrichten klingen," rief er, „die ausdrucksvollen Gesichter der Herren Famuli bringen mich zum Lachen! Lieber Voß, die Klageweibermiene steht Ihnen gar nicht! Und Sie, Riemer, thun heut einmal wieder, als hätten Sie unerhört wichtige Dinge zu verheimlichen! Nun, ich störe Sie nicht länger in Ihrem Gespräch! Übrigens, nichts für ungut!" Damit nickte er ihnen zu und verfolgte seinen Weg, während die beiden anderen, sehr übel berührt, auch den ihrigen fortsetzten und sich bald trennten.

Karl Lebrecht Schwabe war ein geborener Weimaraner, erwachsen unter all den künstlerischen Anregungen jener Zeit, die er schon als Schüler des Gymnasiums in sich aufgenommen hatte. Dann war er als Student von Jena aus zu allen Aufführungen der Stücke Goethes und Schillers herübergefahren, -geritten und, wenn das Geld knapp geworden, auch wohl -gewandert, und noch bis heute war das Theater ihm eine Angelegenheit von Bedeutung. Er konnte in den Dichtungen Goethes schwelgen, ohne darum seinem juristischen Beruf untreu zu werden; es drängte ihn nicht in die Nähe der von ihm Bewunderten, er verehrte und liebte sie aus der Ferne; er war gleichmäßig bescheiden und stolz genug, um sich seiner unlitterarischen Stellung als Kommissionssekretär ihnen gegenüber bewußt zu bleiben.

Als er in seinem Zimmer angelangt war, ging sein erster Blick durch das Fenster und nach denjenigen eines unscheinbaren Hauses, welche freilich durch weiße Vorhänge verhüllt waren. Früher hingen dort Vorhänge von durchsichtigerem Stoff, und erst seit kurzem hatte man dieselben mit anderen von dichterem Zeuge vertauscht. Lebrecht Schwabe wußte auch wohl, daß seine Nachbarschaft und sein häufiges Hinüberschauen die Schuld an diesem Wechsel trugen, den er sehr übel empfand. Konnte er drüben auch nichts mehr entdecken, so konnte er von der Gewohnheit des Hinüberblickens nicht lassen. Zuweilen zwar ließ sich auf einen Augenblick das Gesicht einer alten Frau sehen, welches bei seinem Anblick gar nichts von Feindseligkeit verriet, sondern ganz behaglich schmunzelte, sich aber doch schnell, wie in der Furcht, ertappt zu werden, zurück-

Digitized by Google

zuziehen pflegte. Die Silie selbst aber, welche mit ihrer Mutter drüben wohnte, erschien niemals mehr am Fenster.

Und dieser Friederike Silie war Lebrecht Schwabe mit aller Herzlichkeit ergeben. Nicht, daß er sie umschwärmt hätte wie die jungen Flattergeister, an welchen es in Weimar nicht fehlte, aber er fühlte, daß er sie aufrichtig liebte, und hatte auch bereits Gelegenheit gefunden, ihr dies anzudeuten. Ihre Zurückhaltung erleichterte ihm die Annäherung nicht, dennoch aber hoffte er ihre Hand zu gewinnen und mit ihr glücklich zu werden. Er hatte alles ruhig erwogen. Nach bürgerlicher Auffassung standen sie einander freilich nicht gleich. Er gehörte einer in der Stadt angesehenen und besitzenden Familie an, während Friederike, als Tochter des verstorbenen Hofmusikus und Violinisten im Opernorchester, engeren Verhältnissen entstammte. Lebrecht Schwabe sah voraus, daß es darüber unter seinen Verwandten viele mißbilligende Gespräche geben und man in diesen bürgerlichen Kreisen auch seine Verheiratung mit einer Schauspielerin nicht gutheißen werde. Denn auch in der Musenstadt Weimar, wo die Schauspieler eine so große Bedeutung hatten, ging es in den wohlhabenden bürgerlichen Kreisen wie überall her, und dem geistigen Leben wie der künstlerischen Freiheit stellte sich das Vorurteil und Philistertum schroff entgegen. Lebrecht Schwabe hoffte solche Bedenken bald zum Schweigen zu bringen. Auch Friederike war ein Weimarer Kind; dazu früh bekannt geworden und gleichsam vor den Augen des Publikums aufgewachsen. Auch nicht der geringste Makel haftete an ihr. Während sonst über ihre Kolleginnen manche Gerüchte gingen und offenkundig vieles geschah, was nicht zu billigen war, hatte der Leumund es noch nicht gewagt, nur einen Schatten auf die Silie zu werfen. Sie lebte rein und glücklich in ihrer Kunst, ein Liebling Goethes und Schillers, eine Zierde des Theaters. So war Lebrecht Schwabe überzeugt, daß jede Mißbilligung seiner Wahl hinfällig sei. Nur verstand es sich für ihn von selbst, daß Friederike künftig als seine Gattin dem Theater werde entsagen müssen.

Dergleichen argwöhnte Friederike auch wohl, denn sie hatte einen genügenden Einblick in die bürgerlichen Kreise. Einer anderen wäre es vielleicht schmeichelhaft und verlockend gewesen, in eine angesehene und wohlhabende Familie, wenn immer nach einigen Kämpfen, aufgenommen zu werden. Ein solcher Vorteil leuchtete denn auch Silies Mutter ein, welcher die Bewerbungen des Kommissionssekretär Schwabe sehr angenehm waren. Aber sie mußte der Tochter gegenüber sehr behutsam sein. Denn Friederike hatte sich auch ihr gegenüber ganz selbständig gemacht, wohl wissend, daß der Gesichtskreis der Mutter wenig über den Herd und den Haushalt hinausging und sie an ihr in schwierigen Fällen keinen Schutz haben würde. Und auch auf den Schutz ihres Bruders August, der, etwas jünger als sie, jetzt entfernt von Weimar auf der Universität seinen medizinischen Studien oblag, konnte sie fürs erste nicht rechnen. Der kürzlich verstorbene Oheim Heydenreich hatte den Geschwistern ein kleines Kapital hinterlassen, welches, da die Besoldungen der Schauspieler nur gering waren, auch Friederike in den Stand setzte, ihre Häuslichkeit etwas behaglicher zu machen. Dies gab ihr, neben der ruhigen Entschiedenheit ihres Charakters, bei der Mutter ein noch besonderes Ansehen, so daß diese nicht mehr Einspruch erhob, wo die Tochter ihre Kreise bestimmt gezogen hatte. Dabei war die Silie weder eigenwillig noch herrschsüchtig, sondern ein liebenswürdiges junges Mädchen, einfach in ihrem Wesen und bei allen Vorzügen ihrer Erscheinung doch bescheiden und ohne große Ansprüche.

Sie kannte Lebrecht Schwabe von ihrer Kindheit her. Sie hatte dann, wenn er als Student nach Hause kam, bei einigen Gelegenheiten mit ihm getanzt. Jetzt aber überraschte es sie nicht angenehm, als er eine ernstere Neigung für sie blicken ließ,

denn sie hatte nur freundliches Wohlwollen für ihn, und wenn sie sich eine Zukunft an seiner Seite, ohne ihre Kunst, in den ihr bekannten bürgerlichen Kreisen ausmalte, so hatte das etwas Erschreckendes für sie. Gleichwohl ängstigte sie sich vor dem Augenblick, da sie ihm das offen eingestehen mußte, und suchte jede Begegnung mit ihm zu vermeiden.

Und noch eins beängstigte sie, nämlich das Betragen ihres Kollegen, des jungen Schauspielers Karl Unzelmann. Mit dem unbändigen Knaben war sie noch vor ein paar Jahren kurz umgesprungen, allein der hoch Aufgewachsene, wenn auch erst Sechzehnjährige war nicht mehr als Knabe zu behandeln, wenn seine Augen sie überall mit Leidenschaft verfolgten und seine Reden sie mit Eifersucht plagten. Es war so weit gekommen, daß sie ihm ihre Schwelle ein für allemal und jede Anrede außerhalb des Spiels auf der Bühne streng verboten hatte. Trotzdem gab es peinliche Augenblicke für sie. Denn da sie die jugendlichen Liebhaberinnen zu spielen pflegte und ihm bereits diese oder jene Rolle aus dem Liebhabersach zugewiesen wurde, nahm er manche Situation feuriger und ernster, als vorgeschrieben war, und suchte eine Umarmung oder gar einen Kuß auf der Bühne ganz unkünstlerisch auszubeuten. Einmal waren ihr in einer Probe bei solchem Anlaß vor Zorn die Thränen aus den Augen gestürzt. Zwar nahm sie sich rasch zusammen und spielte weiter in der Hoffnung, unbeobachtet geblieben zu sein. Goethe aber hatte es dennoch bemerkt, rief den Schuldigen zu sich und verwies ihm sein gar zu natürliches Spiel. Ihr aber wurde, wenn man den angehenden Liebhaber jetzt auch mehr im Zügel hielt, es oft doch recht lästig, daß derselbe mit ihr zugleich zu den von Goethe besonders bevorzugten Schülern gehörte.

Der weimarische Hof feierte im Winter 1804 auf 1805 zahlreiche Feste, in welche auch das Theater hineingezogen wurde. Im November war der Erbprinz mit seiner jungen Gemahlin, der russischen Großfürstin Maria Paulowna, in Weimar angelangt, und zu ihrem Empfang im Theater hatte Schiller das schöne Festspiel „Die Huldigung der Künste" gedichtet. Auch die erste Aufführung der „Phädra" war für einen Festabend bestimmt, nämlich für den 30. Januar 1805, den Geburtstag der regierenden Herzogin. War es auch nur eine Übersetzung oder Bearbeitung des Racineschen Stückes, so war sie doch von Schiller, und alle Freunde des Dichters, welche durch seinen leidenden Zustand betrübt wurden, freuten sich, seine Gesundheit so weit hergestellt zu sehen, um ein poetisches Lebenszeichen geben zu können.

Aber während all des geräuschvollen Treibens in der Gesellschaft lebten die beiden Dichter abgeschlossener als jemals, hatten schwere Leidenstage zu bestehen und mußten das Glück persönlichen Verkehrs völlig entbehren. Schiller war schon seit Monaten nicht aus dem Zimmer gekommen, Goethe aber wurde in diesen Tagen von einer schmerzhaften Krankheit niedergeworfen, die sein Leben in Gefahr brachte und die allgemeine Besorgnis augenblicklich mehr auf ihn zog. So kam es, daß keiner von beiden der Aufführung der „Phädra" beiwohnen konnte. Auf der Bühne herrschte darum doch die gewohnte sichere Ordnung, und das Publikum bewunderte das Spiel der Künstler und lauschte der wunderbaren Deklamation der Goetheschen Schule, die sich wie gesprochene Musik rhythmisch bewegte.

Nach der Vorstellung versammelte sich ein kleiner Kreis von jungen Mämern in einer Weinstube, wo das Ereignis des Abends besprochen wurde. Unter ihnen der Maler Jagemann (Bruder der berühmten Künstlerin), Lebrecht Schwabe und Heinrich Voß. Die beiden letzteren lebten doch nicht auf so gespanntem Fuß, daß sie einander vermieden hätten.

„Es ist erstaunlich," begann Jagemann, „was Goethe aus dem Unzelmann zu machen versteht! Der Junge schreitet mit jeder Rolle fort. Ein gewandter Darsteller von Liebhaberrollen, etwa wie

Digitized by Google

Öls oder Wolff, würde ja den Hippolyt gewandter und fertiger gegeben haben, aber gerade das ganz Jugendliche und unberührt Reine, was er zum Ausdruck brachte, war doch unvergleichlich!"

„Goethe kennt seine Leute," entgegnete Lebrecht, „und wird diesem merkwürdigen Menschenkinde die Rolle mit gutem Grund gegeben haben. Am meisten bewegt hat mich die Scene mit dem Theseus, da Hippolyt dem Vater gegenüber seine Unschuld beteuert. Nachdem man diesen aufrichtigen Herzensausdruck gehört hat, wird die darauf folgende Erzählung von dem schrecklichen Tode des Hippolyt um so ergreifender, selbst wenn sie minder vollendet vorgetragen würde als von Wolff. Goethe hat gewiß das Beste gethan, um Unzelmann für diese Rolle zu erziehen, es steckt aber auch etwas Dämonisches in dem Jungen."

Einige von den Zuhörern lachten und wollten nicht zugeben, daß in Karl Unzelmann etwas Dämonisches stecke; Lebrecht aber zuckte die Achseln und ließ es auf sich beruhen.

Da begann Voß: „Wissen Sie auch, daß die Silie künftig die Johanna spielen wird? Frau Wolff hat die Rolle zurückgeschickt, da sie die Jungfrau von Orleans nicht mehr geben will."

Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten. Voß blickte erstaunt im Kreise umher, bis denn auch ihm der Grund der allgemeinen Heiterkeit einleuchtete. Sie bezog sich auf die mannigfachen Wandlungen, welche in den letzten drei Jahren in dem Leben der Schauspielerin Amalie Malkolmi, jetzt seit einigen Monaten Frau Wolff, vorgegangen waren.

Sie stammte aus einer töchterreichen Theaterfamilie, aus welcher fünf junge Mädchen, einige zu gleicher Zeit, der Bühne in Weimar angehörten. Amalie Malkolmi war die dritte und bedeutendste von ihnen. Unter ihrem Mädchennamen hatte sie vor einigen Jahren die Jungfrau von Orleans zuerst gegeben. Seitdem aber hatte sie sich von zwei Männern scheiden lassen, um den dritten zu heiraten. Von ihrem ersten Gatten, Herrn Miller, um die Frau des Schauspielers Becker zu werden, und bald darauf von diesem, um sich mit dem zweiundzwanzigjährigen und mit ihr gleichalterigen Pius Alexander Wolff zu vermählen. Daß sie gleichwohl mit Becker, dem von ihr geschiedenen zweiten Gatten, täglich auf der Bühne zusammenkommen und häufig mit ihm spielen mußte, mochte Verlegenheiten mit sich bringen. Doch war das Völkchen auf der Bühne sowie das Publikum in Weimar schon an mancherlei Unregelmäßigkeiten gewöhnt, um dergleichen gar zu ängstlich zu nehmen. Goethe und Schiller aber stellten sich *über* alle diese Privatverhältnisse und hatten in den Personen nur die Künstler im Auge. — Die raschen Unbedachtsamkeiten waren vorüber, nachdem Amalie Wolffs Gattin geworden, mit dem sie in einer langen glücklichen Ehe verbunden blieb. Das junge Ehepaar gehörte zu den erkorensten Jüngern Goethes, die seiner Lehre zuerst in Weimar Ehre machten, dieselbe dann in Berlin zur vollendeten Künstlerschaft entwickelten. Noch aber standen beide in ihren Anfängen oder in ihren letzten Schuljahren. Doch hatte Wolff sich bereits auch als Dichter hervorgethan.* Ein fünfaktiges Lustspiel von ihm, „Die drei Gefangenen", war von Goethe bereits ein Jahr zuvor auf die Bühne gebracht und häufig wiederholt worden. Er stand auch als Schauspieler bereits in hoher Beliebtheit. Auch ließ sich gegen seine Gattin nichts weiter einwenden als ihre rasche zweite und dritte Heirat, durch die sie den Bewohnern von Weimar neuen Gesprächstoff geboten hatte. So war es gekommen, daß die versammelten jungen Männer sich durch ihre Zurückgabe der Rolle der Jungfrau von Orleans belustigt fühlten. Und wie es zu geschehen pflegt, daß eine Anregung das Gespräch bald tiefer in den Lenmund hineingeraten läßt, so verbreitete man sich auch hier

* Unter seinen späteren zahlreichen Stücken ist am berühmtesten das mit der Musik von K. M. v. Weber ausgestattete Schauspiel „Preciosa".

bald mehr über Personen und innere Angelegenheiten des Theaters. Lebrecht Schwabe fühlte sich unbehaglich dabei und suchte der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, was ihm doch nicht gelang. Zwar wurde Silies Name nicht genannt, weil von ihr eben nichts zu sagen war, aber schon die Thatsache, daß Friederike einem Kreise angehörte, der so viel Unterhaltungsstoff beim Glase Wein darbot, brachte ihn in eine Aufregung, peinlicher, als er sie jemals empfunden hatte. Es stand bei ihm fest, das Mädchen, welchem er seine Hand zu bieten beabsichtigte, mußte diesem Kreise entzogen werden, und zwar so bald als möglich. Er hoffte sie zu überreden, der Bühne zu entsagen, einige Zeit bei seinen Verwandten in Erfurt zu leben, damit sie nicht geradeswegs vom Theater in seine bürgerlichen Schranken zu treten habe. Seine Zuversicht war freilich ziemlich stark, aber er fühlte auch seine Liebe stärker, als er sie je gefühlt hatte, und als tüchtiger junger Mann mochte er nicht unterschätzen, was er Friederike zu bieten hatte.

Auf den rauhen Januar folgten noch kältere Februartage. Nur die Jugend begrüßte sie mit Freuden, da die überschwemmten und gefrorenen Wiesen eine vortreffliche Eisbahn darboten. Wer seine Gesundheit zu schonen hatte, verschloß sich gegen die scharfen Nordostwinde im Zimmer. Goethe und Schiller verließen ihre Wohnung gar nicht mehr und sahen sich genötigt, ihre Unterhaltung durch tägliche Briefe zu ersetzen. Im Theater aber fühlte man sich wie verwaist durch ihre Abwesenheit. Die Darsteller waren so gewöhnt, ihn oder Schiller in den Proben zu sehen, eine Anweisung, eine Verbesserung, irgend ein Wort von ihnen zu hören, daß sie mit Sehnsucht der Wiederkehr der beiden Dichter entgegensahen. Allein diese verzögerte sich, bald trat bei Goethe ein heftiger Rückfall seiner Krankheit ein, bald nahmen die alten Übel Schillers eine schlimmere Wendung, so daß die Genesung beider noch weit hinausgeschoben schien.

Da beschlossen die Jünger Goethes, sich zu einem geheimen Werk zu vereinigen, um sie bei ihrer Wiederkehr in das Theater zu überraschen. Von Schillers Stücken war nun schon eine ganze Reihe auf der Bühne, und eins derselben, etwa die „Jungfrau", konnte dann mit zum Teil neuer Besetzung zu seiner Begrüßung aufgeführt werden. Dagegen waren Goethes größere dramatische Dichtungen in der letzten Zeit nicht so häufig gegeben worden, und besonders hatte er sich gesträubt, dem Begehren der Seinen nach einer Aufführung seines „Tasso" entgegenzukommen. Da der Dichter dem Stücke jede Bühnenwirksamkeit absprach, wollte er von dem Versuch nichts wissen und wußte alle Anspielungen darauf abzuschneiden. Aber gerade auf den „Tasso" hatte der engere Kreis es abgesehen, und so beschlossen fünf Personen, das Stück heimlich einzustudieren. Wolff übernahm den Tasso, Öls den Herzog Alfons, Silie die Prinzessin, Amalie Wolff die Leonore Sanvitale und Becker den Antonio. Sie schrieben sich selbst die Rollen ab, hielten einige Leseproben in geheimen Zusammenkünften und trugen alle Sorge, daß niemand sonst beim Theater von ihrem Vorsatz erführe. Da diese Einübung zwischen den täglichen Proben und Aufführungen vorgehen mußte, war selbstverständlich an ein rasches Fortschreiten nicht zu denken. Aber es entwickelte sich in den nächsten Wochen ein anregender Verkehr, getragen durch den Reiz des Geheimnisses, der sie ausreichend und angenehm beschäftigte. Silie fand in dieser Zeit mehr Fühlung zu Amalie Wolff, deren bedeutende Natur sie jetzt erst mehr und mehr erkannte, so daß sie das Vorurteil gegen sie bald einer freundschaftlichen Verehrung gewichen fühlte. Wolff selbst persönlich zu schätzen hatte sie längst gelernt. Er stammte aus einer angesehenen Familie in Augsburg, hatte eine gute Erziehung erhalten und besaß den besten gesellschaftlichen Ton neben seiner künstlerischen Bildung. Die Erlaubnis, zum Theater zu gehen, hatte er von sei-

Digitized by Google

ner Familie nicht leicht, aber doch in aller Form erhalten. Trotz seiner jugendlichen Jahre wußte er sich durch die frühe Reife seines Geistes, seine dichterische Begabung und sein geselliges Talent in jedem Kreise unschätzbar zu machen. In dieser engeren Gesellschaft verlebte Friederike fortan die anregendsten und glücklichsten Stunden, und das Gefühl, unter echten Künstlern der Kunst anzugehören, wurde bei ihr immer vertiefter und unbedingter.

Lebrecht Schwabe dagegen war in dieser Zeit während der Stunden, die er, von seinem Beruf abgelöst, in sich selbst verlebte, in einer weniger günstigen Lage. Zwar hatte er an jenem Abend nach der Aufführung der „Phädra" beschlossen, schon am nächsten Tage mit seinem Antrag zu Friederike zu gehen — aber bekanntlich liegt zwischen einem Entschluß, den man abends faßt, und der Ausführung desselben meist allerlei, was noch für manchen Morgen ausreicht, um überwunden zu werden: ganz prosaische Berufsgeschäfte, aufkeimende Zweifel und Erwägungen, äußere Hindernisse, die vielleicht gar begrüßt werden, weil Stimmung und Stunde gerade nicht besonders günstig sind. Lebrecht Schwabe hielt mit seinen Augen die Thür des gegenüberliegenden Hauses trotzdem scharf bewacht. Da bemerkte er, wie Silie früher als sonst ausging, später als sonst heimkehrte, so daß die Stunde, zu welcher man einen Besuch von Bedeutung machen kann, gar nicht mehr abzusehen war. Begegnete er Friederike aber auf der Straße, so war ihr Gegengruß kalt und gleichgültig, oder sie sah auch weg, als wünschte sie seiner Begrüßung auszuweichen. Das war nicht eben ermutigend für Lebrecht Schwabe. Und so vergingen Tage auf Tage und sogar drei Wochen.

Da sah er sie endlich eines Tages nach Hause kommen. Es war nachmittags, fast schon gegen die Dämmerung hin, also auch nicht gerade die übliche Stunde für einen feierlichen Besuch. Trotzdem war sein Entschluß plötzlich befestigt, zu ihr hinüberzugehen und sein Glück zu versuchen. Friederikes Mutter öffnete ihm, erschrak ein wenig bei seinem Anblick, lächelte aber doch und nickte auf seinen Wunsch, Fräulein Silie gemeldet zu werden. „Herr Sekretär Schwabe!" rief sie in das Zimmer, in das sie ihn ohne Umstände eintreten ließ, um ihm hineinzufolgen.

Friederike war durch diesen Überfall sehr unangenehm überrascht und konnte nicht umhin, der Mutter einen vorwurfsvollen Blick zuzuwenden. Diese entfernte sich bald in das anstoßende Zimmer, dessen Thür sie jedoch offen ließ, um von dem Gespräch nichts zu verlieren.

„Ich bin nicht gewöhnt, Herrenbesuch zu empfangen, Herr Sekretär!" begann Friederike mit einiger Herbheit.

„Und doch kann ich das, was ich Ihnen zu sagen habe, nur bei einem Besuch in Ihrer Wohnung aussprechen!" entgegnete Lebrecht. „Gewähren Sie mir ein gütiges Gehör, es wird — etwas Entscheidendes für mich bringen!"

Friederike ahnte, um was es sich handelte, aber sie suchte sich auch zu fassen, um auf eine Entgegnung gerüstet zu sein. „So will ich anhören, was Sie mir zu sagen haben!" entgegnete sie, indem sie auf einen Stuhl wies und selbst Platz nahm.

Lebrecht begann seinen Vortrag zwar mit Empfindung, aber doch ruhig und gemessen. Es sprach sich so viel männliche Gesinnung und bürgerliche Tüchtigkeit in seinen Worten aus, ein so braves Herz, daß jeder Vater glücklich gewesen wäre, von einem solchen Freier einen Heiratsantrag für seine Tochter zu empfangen.

Lebrecht aber redete nicht zu einem Vater, sondern zu einem jungen Mädchen, in dessen Herzen auch ein phantastischer Zug verborgen war und jetzt bei seiner schlichten Rede lebhaft aufzuckte, um ihr Gefühl in scharfen Gegensatz zu ihm zu bringen. Sie hörte aus seinen Worten eine unsägliche bürgerliche Prosa heraus, die sie anwiderte, und geriet schnell in eine Stimmung, in der sie den sonst von

Digitized by Google

ihr geachteten jungen Mann tief unterschätzte. Aber sie nahm sich zusammen und beschloß, in ihrer Entgegnung schnell auf den Punkt zu kommen, der, wie sie vermutete, bei dem Antrag das Entscheidende sein werde.

So begann sie nach kurzem Besinnen: „Wenn Sie einer Schauspielerin Ihre Hand antragen, so geschieht dies doch wohl nur unter der Bedingung, daß dieselbe ihrem künstlerischen Beruf entsagen müsse?"

„Wir wollen es nicht als eine ‚Bedingung' fassen!" entgegnete Lebrecht lächelnd. „Wenn meine aufrichtige Neigung Gehör findet, dann wird Ihnen selbstverständlich erscheinen, was Ihnen vielleicht im ersten Augenblick Überwindung bereitet. Aber lassen wir dies nicht das erste sein, was uns beschäftigt —"

„Doch! Das erste und letzte! Die Hauptsache!" fiel Friederike mit Erregung ein. „Hören Sie daher gleich mein Bekenntnis gegen das Ihrige: Niemals werde ich meiner Kunst entsagen, niemals! Ich gehöre fast seit meiner Kindheit dem Theater an, es ist die Stätte, auf der alle meine Gedanken leben, gleichsam meine geistige Heimat. Ihm zu entsagen, ist mir unmöglich!"

Auf diese knappe Entschiedenheit war Lebrecht Schwabe nicht gefaßt. Aber er schreckte darum noch nicht zurück. Er wies auf die Zukunft einer einzeln stehenden Künstlerin hin, auf die bedenklichen Wendungen, die in späteren Jahren in ihr Leben treten könnten; er sprach von der gesicherten Lage einer Frau in guten bürgerlichen Verhältnissen, zumal wenn sie durch die Liebe ihres Gatten jeden Schritt des Lebens geebnet fände.

Friederike wurde es zu viel. Was er ihr ausmalte, hatte für sie keinen Reiz, weil sie keine Liebe, die alles überwindet, für ihn empfand. Mit glühenden Wangen unterbrach sie seine Rede: „Täuschen Sie sich nicht über die Festigkeit meiner Entscheidung!" rief sie. „Daß die beiden größten Dichter unserer Zeit es nicht verschmäht haben, mein Talent zu bilden, und fortfahren wollen, mich zu belehren und zu fördern, das ist mein Stolz, und ich setze mein Glück darein, ihre unsterblichen Gestalten darzustellen! Ein anderes Glück verlange ich nicht. Und die Zukunft, von welcher Sie reden — die laß ich eben herankommen! Da Sie aber die praktische Frage besonders betonen, Herr Sekretär, so bekenne ich Ihnen, daß meine Zukunft nach dieser Seite hin sicher gestellt ist. Überdies habe ich meinen Bruder."

Sie hatte die letzten Sätze wie etwas Gleichgültiges hingeworfen, und zwar in einem Tone, aus dem Lebrecht etwas Höhnisches heraushörte. Dieser Ton verdroß ihn sehr, zumal er fühlte, daß er ihn durch seine etwas nüchterne Darlegung herausgefordert hatte. Er begann daher noch einmal, um jetzt wärmer und inniger von seiner Neigung und mit lebhafteren Worten zu ihrem Herzen zu sprechen.

Friederike erhob sich schnell, und nicht ohne Verlegenheit unterbrach sie ihn mit den Worten: „Ich bitte Sie sehr — ich wünsche nicht, daß Sie fortfahren! Alles, was Sie sagen, klingt wahr und aufrichtig, aber ich muß Ihnen jede Hoffnung nehmen, mich meiner Kunst zu entziehen. Ich habe Sie immer geschätzt und werde es auch ferner thun. Verkehren wir als gute Nachbarn miteinander, die sich von Kindheit auf kennen. Lassen wir aber solche Gespräche wie das heutige ein für allemal ruhen!" Sie wendete sich schnell zum anstoßenden Zimmer. „Liebe Mutter!" rief sie durch die Thür. „Bist du da? Herr Nachbar Schwabe will sich auch von dir verabschieden!"

Lebrecht war damit entlassen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu gehen. Das Gespräch, welches Friederike darauf mit ihrer Mutter führte und endlich kurz abschnitt, muß hier übergangen werden. Der Nachbar aber empfand, daß er das Mädchen mehr liebe, als er sich bisher bewußt gewesen, und war keineswegs gewillt, alle Hoffnung aufzugeben.

Als er aus dem Hause trat, sah er

Digitized by Google

eine Gestalt vor der Thür, die er trotz der schon tiefer herabgesunkenen Dämmerung doch erkannte. Der junge Mann trug eine runde Pelzmütze, ein kurzes mit Pelz besetztes Röckchen und hohe Stiefeln. In der Hand hatte er am Riemen ein paar Schlittschuhe. Karl Unzelmann war, von der Eisbahn zurückkehrend, durch die Straße geschritten, um noch einmal an dem Hause vorüberzugehen, dessen Schwelle man ihm verboten hatte. Da sah er einen Mann das Haus betreten, und seine Späheraugen erkannten Silies Nachbar. Außer sich vor Grimm pflanzte er sich vor der Thür auf, um den Feind bei seiner Rückkehr abzufangen. Jetzt trat er auf ihn zu. „Waren Sie bei der Silie?" fragte er mit vor Aufregung fast erstickter Stimme.

Lebrecht Schwabe stutzte. „Was ist denn?" fragte er. „Ich habe allerdings einen Besuch bei Fräulein Silie gemacht."

„Ich frage Sie," begann der andere: „Wollen Sie die Silie heiraten?"

„Zudringlicher Mensch!" rief Lebrecht, indem er sich abwendete. Aber schnell sich besinnend, gab er die Antwort: „Nun ja, ich habe diese Absicht."

„Das wird nie geschehen!" rief der leidenschaftlich Aufgeregte. „Ehe es dahin kommt, schlage ich Sie tot!"

„Tollköpfige Reden! Sie wissen nicht, was Sie sagen!" entgegnete Lebrecht und that ein paar Schritte über die Straße.

Der andere folgte ihm. „Verlassen Sie sich darauf — ich schlage Sie tot!" rief er mit bebendem, halb zurückgepreßtem Zorneston. „Ich ermorde Sie, und müßt ich Sie mit den Händen erwürgen!"

Lebrecht Schwabe fühlte sich doch befremdet über diesen Ausbruch von Heftigkeit und beschloß, den Jüngling zu begütigen. Er nahm seinen Arm und begann: „Sie sind außer sich, Unzelmann! Kommen Sie mit in meine Wohnung, da wollen wir ruhig miteinander sprechen!"

Der Jüngere aber schleuderte den Arm des anderen zurück. „Und ich wiederhole es," rief er, „wenn Sie der Silie zu nahe kommen, so schlage ich Sie tot!" Er wendete sich und ging mit starken Schritten davon.

Wenn Lebrecht Schwabes Genossen einst über die Behauptung gelacht hatten, daß in Karl Unzelmann etwas Dämonisches stecke, so würden sie vielleicht durch das Aufgebot von Leidenschaft, welches er nur in seiner Stimme zu hören gegeben, anderer Ansicht geworden sein, mochte ihnen die Dämmerung gleich den Ausdruck seiner Gesichtszüge entziehen.

Silies Nachbar aber betrat sein Wohnzimmer in einer wesentlich anderen Stimmung, als er es vor einer halben Stunde verlassen hatte. Mißmutig warf er Hut und Handschuhe auf den Tisch und schritt im Dunklen lange auf und nieder. Und doch fühlte er sich nicht eigentlich verletzt oder gedemütigt, wie einer, der einen entschiedenen Abweis erhalten. Für den Augenblick trat sogar der Zwischenfall mit seinem jungen Nebenbuhler mehr in den Vordergrund seiner Gedanken. Nicht, daß er ihn gefürchtet oder seiner Person überhaupt einige Wichtigkeit zugeteilt hätte. Aber es verstimmte ihn, mit diesem Knaben in eine Art von romantischer Gegnerschaft geraten zu sein, wobei nicht abzusehen war, was die Thorheit des Jüngeren etwa Auffälliges begehen könnte.

Trotz seines ersten vergeblichen Schrittes wollte Schwabe die Hoffnung auf Friederikes Einwilligung nicht so schnell aufgeben. Er kannte Fälle, wo ein Liebender, ungeachtet seiner ersten Ablehnung, durch wiederholtes Werben und unverdrossene Ausdauer dennoch zur Erfüllung seiner Wünsche gelangt war. Warum sollte nicht auch die Silie ihren Sinn noch zu seinen gunsten wandeln können? Er fußte auf der Thatsache, daß sie kein Wort von innerer Abneigung gegen ihn fallen lassen, sondern immer nur ihre Weigerung, dem Theater zu entsagen, betont hatte. Und wie die Gedanken sich aneinander reihten, nahm er auch den Fall in Erwägung, daß Friederike als seine Frau der Bühne erhalten bleiben könne. Schnell aber war er mit sich einig, daß er dieses Zugeständnis nicht

Digitized by Google

machen könne. An den Straßenecken auf den Theaterzetteln anstatt „Demoiselle Silie“ künftig lesen zu müssen „Madame Schwabe“, dagegen sträubte sich sein bürgerlicher Stolz, und den Namen eines „Künstlerinnengatten“ wollte er nicht über sich ergehen lassen. Sie mußte der Bühne entsagen. Hatten das doch in Weimar genug junge Schauspielerinnen gethan, um einem Gatten in andere Berufskreise zu folgen. Er beschloß daher, auszuharren. „Verkehren wir als gute Nachbarn miteinander“ — so hatte sie beim Abschied gesagt, und darauf fußte er, um seine Hoffnung dauernd zu erhalten.

Und wirklich fühlte er schon in den nächsten Tagen die Genugthuung, sich nicht zu täuschen. Da die Kleinheit der Stadt und zumal die Nachbarschaft ihm so manche Begegnung Friederikes eintrug, durfte er sie häufig grüßen und fühlte sich freudig berührt, daß ihr Gegengruß fortan freundlicher als bisher ausfiel. Er wagte sogar einmal, sie in der Nähe des Theaters anzureden, um ihr einige beifällige Worte über eine Rolle, die sie abends zuvor gespielt hatte, zu sagen, und sie wich ihm nicht aus, sondern nahm sein Lob mit artigem Dank entgegen.

Denn Friederike fühlte sich bewogen, einen überall und auch von ihr geachteten jungen Mann nicht mit ablehnender Schroffheit zu behandeln und, da sie einander nun einmal nicht durchaus vermeiden konnten, das Verhältnis für sich selbst nur noch peinlicher zu machen. Sprach in ihrem Herzen nichts für ihn, deuchte es ihr eine Unmöglichkeit, das, was er ihr bot, als ein Glück zu schätzen, so hoffte sie ihn durch eine mehr freundschaftliche Beziehung langsam von seinen Wünschen abzulenken, zumal sie nicht glauben konnte, daß eine Neigung, wie er sie ihr so verständig dargelegt, eine sehr tief gehende sein könne.

Wenn sich aber Friederike fragte (gesetzt, die Frage wäre wirklich in ihr aufgetaucht), wie der Mann aussehen müsse, der ihr ganzes Herz einnehmen könne, so würde die Gestalt Schillers zuerst in ihrer Phantasie aufgetaucht sein. Wenn sie seine hohe Stirn betrachtete, wenn sein Auge auf ihr ruhte, wenn er sie gar ansprach, um ihr etwas Freundliches zu sagen, dann hätte sie ihm um den Hals fallen mögen vor Freude — und doch war nichts Leidenschaftliches in ihrer Regung. Anders erging es ihrem Herzen Goethe gegenüber. Er war ihr der verehrte Meister und Lehrer, vor dem eine gewisse Scheu sie doch nie ganz verließ. Daß er auch in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre noch einem Frauengemüt sehr gefährlich werden konnte, das wußte sie, und sie hatte zuweilen das Gefühl, sich wahren zu müssen, trotzdem er nur als Lehrer, nur väterlich zu ihr zu sprechen pflegte. Kehrte sie dann aber zu Schiller zurück und sprach er in einer Probe vielleicht sogar ein etwas strenges Wort zu ihr, so fühlte sie sich dadurch erhoben und furchtlos zu ihm hingezogen. Wünsche hegte Friederike noch nicht im Herzen und fühlte sich glücklich in einem Zustande, den ihre Phantasie, und zwar eine jungfräulich reine Phantasie, verschönte.

Um so mehr betrübte es sie, von Schillers andauernden Leiden zu hören, die ihn seiner Kunst und dem Theater nun schon seit Monaten entzogen. Im Theaterkreise aber fing man an, sich noch mehr um Goethe zu ängstigen, da der sonst rüstigere Mann seit ebenso langer Zeit wiederholten Rückfällen seiner Krankheit unterlag, die jedesmal höchst gefährlich erschienen. Und als eines Vormittags in der Probe wieder Gerüchte umhergingen, welche Furcht erregten, beschlossen Silie und die Wolffschen Gatten, geradeswegs in Goethes Wohnung zu gehen, um sich Gewißheit zu holen.

Als sie in den geräumigen Vorplatz traten, kam Heinrich Voß eben mit froher Miene die Treppe herab. „Es scheint besser zu gehen, als wir gefürchtet?“ rief ihm Wolff entgegen.

„Ja, ja! Nun dürfen wir hoffen!“ war die Antwort Voß', der seine Schritte beeilte. „Schiller ist ja bei ihm! Die Freunde haben sich wieder!“

Digitized by Google

„Schiller?“ rief man mit freudiger Überraschung. „So geht er wieder aus?“

„Er konnte es nicht mehr aushalten!“ berichtete Voß weiter. „Und da die Märzsonne heut gar so verlockend schien, hieß er mich bei Goethe anfragen, ob dieser wohl genug sei, ihn zu empfangen. Es hätte dessen nicht bedurft. Ich habe einen unvergeßlichen Anblick gehabt. Als ich mit Schiller in Goethes Zimmer trat, kam dieser ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe einer von ihnen ein Wort hervorbringen konnte. Keiner von ihnen erwähnte weder der seinen noch des anderen Krankheit, sondern beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterem Geist vereint zu sein. Ich fühlte mich bald überflüssig und habe sie ungestört beieinander gelassen.“

Der Bericht wurde mit Freuden empfangen, Friederike traten die Thränen in die Augen. Man schüttelte einander die Hände wie bei einem alle beglückenden Ereignis, um die Nachricht den Bekannten mitzuteilen.

„Sogar der Frühling scheint heute Mut zu bekommen!“ sagte Amalie Wolff in gehobener Stimmung. „Da bringen die Dorfkinder schon Veilchen in die Stadt! Silie, nehmen Sie! Ich schenke Ihnen den Veilchenstrauß zur Feier dieser frohen Wendung!“

Einige Tage darauf sah man Goethes Wagen vor Schillers Hause halten und darauf die beiden Freunde aus der Stadt ins Freie fahren. Bald erschienen sie auch abwechselnd wieder in den Theaterproben und wurden abends in der Vorstellung gesehen.

War nach Verlauf einer Woche zwar das Grün noch nicht überall hervorgesprossen, so rief der allgemeine Trieb die Menschen schon mehr in die freie Natur als in das Theatergebäude. An einem schauspielfreien Tage beschlossen die fünf heimlichen Tasso-Verbündeten einen Ausflug, konnten und mochten aber auch nicht verhindern, daß sich noch ebenso viele von ihren Kollegen anschlossen. Die Gesellschaft brach vergnügt auf und scheute sich nicht, den Weg nach Umpferstedt, an der Straße nach Jena, zu Fuß einzuschlagen. Man freute sich jeder Spur des erwachenden Jahres, citierte Bruchstücke aus Frühlingsgedichten, trieb allerlei Possen und lachte. Silie pflückte einen Weidenzweig, dessen goldgelbe duftende Blütenkätzchen sie fröhlich begrüßte, und bald wurden ihr von den Herren deren mehr gebracht, so daß sie einen ganzen Busch von Ruten in der Hand trug. Das Wirtshaus vor dem Ort, darin man anlangte, galt für nur mäßig, doch war man auch nicht ausgegangen, um groß zu tafeln. Der Kaffee hätte besser sein können, das frische Butterbrot aber fand man vortrefflich. Es war so warm, daß man im Freien zu bleiben vorgezogen und dazu einen Platz im Garten gewählt hatte.

Währenddem begann Friederike einige Weidenzweige zu einem Kranz zusammenzuflechten, und da sie sah, daß es gelang, flüsterte sie Frau Amalie Wolff etwas zu. Diese schien einverstanden und machte sich daran, aus dem Rest der Zweige einen zweiten Kranz zu winden. Man sah der Beschäftigung zu und scherzte über die Verwendung der Kränze. Da begann Silie zu Amalie gewendet mit gemessener Deklamation:

„Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,
Und siehst dich selber an und lächelst wieder.
Was hast du? Laß es eine Freundin wissen!
Du scheinst bedenklich, doch du scheinst vergnügt.“

Amalie aber entgegnete als Leonore Sanvitale:

„Ja, meine Fürstin, mit Vergnügen seh ich
Uns beide hier so ländlich ausgeschmückt.
Wir scheinen recht beglückte Schäferinnen
Und sind auch wie die Glücklichen beschäftigt.“

Der erste Akt des Tasso hatte somit begonnen, und in angenehmer Überraschung rückten die Uneingeweihten auseinander, um den Damen für alle Fälle Platz zu machen. Wirklich fuhr Frau Wolff fort:

„Wir winden Kränze. Dieser, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand,
Du hast mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten schlanken Lorbeer dir gewählt.“

Digitized by Google

Da erhob sich Prinzessin Silie und entgegnete:

„Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich setze sie Virgilen dankbar auf."

Da nun aber keine Herme des Virgil in der Nähe war, trat sie vor Wolff, um diesen mit dem Weidenkranz zu schmücken. Er verneigte sich lächelnd, während man fröhlich applaudierte.

Unterdessen sah sich Amalie nach einem passenden Ersatz für die Herme des Ariost um, und plötzlich funkelte der Mutwillen lebhaft aus ihren Augen. Gleich darauf begann sie:

„So drück ich meinen vollen, frohen Kranz
Dem Meister Ludwig auf die hohe Stirne.
Er, dessen Scherze nie verblühen, habe
Gleich von dem neuen Frühling seinen Teil!"

Und während man in gespannter Erwartung saß, wer zum Meister Ludwig ausersehen sei, schritt sie majestätisch auf den dicken Aufwärter zu, der mit grüner Schürze und über dem Bauch gefalteten Händen andächtig zuhörte, und ließ mit großartiger Armbewegung den Kranz auf seinen Scheitel nieder.

Ein lärmender Jubel brach aus, das Lachen und Händeklatschen wollte nicht enden, während der bekränzte Dicke, halb geschmeichelt, halb beschämt, davonlief. Wolff aber legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß seine Frau und Silie nicht weiter deklamieren sollten, um nichts zu verraten.

Der Auftritt hatte einen Zeugen gehabt, welcher zwar in der Entfernung bleibend, doch den ganzen Vorgang beobachtet hatte. Man bemerkte ihn endlich, und einer der Anwesenden sagte: „Es ist der Sekretär Schwabe." Silie hätte sich in der Überraschung beinahe nach ihm umgewendet, fand aber noch Überlegung genug, es lieber nicht zu thun. Gleichwohl war seine Annäherung nicht zu vermeiden, denn Wolff und Becker, die ihn persönlich kannten, gingen auf ihn zu und brachten ihn mit zur Gesellschaft.

Vielleicht wäre Lebrecht Schwabe der Einladung nicht gefolgt, wenn er nicht aus der Entfernung schon Friederike längst erkannt und ihre Stimme vernommen hätte. Der Gruß aber, den er an sie richtete, unterschied sich kaum von dem gegen die übrigen Damen. Er erzählte, daß er sich auf eine Rundreise in Berufsgeschäften begebe. „Die Fahrt hebt mit einem ungünstigen Zeichen an," fuhr er fort, „welches mir gleichwohl das Vergnügen Ihrer Gesellschaft einträgt. Nachdem ich die Stadt nur eben verlassen habe, verliert eins der Pferde ein Eisen, und ich muß es zum Hufschmied nach Umpferstedt hineinschicken, während ich den Wagen hier habe halten lassen." Die Künstlergesellschaft war durch den Zutritt eines für die Mehrzahl fremden Mannes aus dem fröhlichen Ton gekommen, zumal sein gehaltenes Wesen sie zur Heiterkeit nicht einzuladen schien. Silie vernahm, daß seine Reise gut drei Wochen ausfüllen könnte. Endlich, da ihm gemeldet wurde, daß die Pferde wieder eingetroffen und er seine Reise fortsetzen könne, empfahl er sich, und diesmal bemerkte Friederike, daß ein längerer Abschiedsblick auf ihr verweilte.

Drei Wochen! dachte sie. Ob wir dann wohl schon nach Lauchstedt übersiedeln können? Sie brachte das Gespräch auf diesen Badeort, wo die weimarischen Künstler im Sommer zu spielen pflegten, und erfuhr, daß die Übersiedelung erst im Juni stattfinden werde. Jetzt war man erst in der Mitte des April, und so hatte man noch fast zwei Monate in Weimar vor sich.

In dieser Zeit hatten die Schauspieler noch reichlich zu thun, da einige neue Stücke einzuüben waren, welche noch in Weimar gegeben werden sollten, um, wenn die Bühnenwirkung sich als günstig erwiesen, zur Ausrüstung für Lauchstedt zu dienen. Es gab auch unerquickliche Aufgaben. Darunter ein Ritterschauspiel „Klara von Hoheneichen" von Spieß, sonst einem berüchtigten Vielschreiber von Räuber- und Schauergeschichten, mit dem man den Versuch doch nicht verschmähen wollte. Man konnte auch im Theater zu

Weimar nicht stets auf idealer Höhe bleiben. Unter solchen Verhältnissen mußten die Verbündeten ihre geheimen Tasso-Proben fürs erste einstellen. Man wollte sich damit auch nicht übereilen, sondern lieber langsam und gewissenhaft vorschreiten, in der Überzeugung, daß sie nur durch eine möglichst vollkommene Aufführung bei Goethe Ehre einlegen konnten.

In dieser Zeit gewann Silie noch einen kleinen Triumph, der sie innerlich sehr beschäftigte. Es sollte Schillers Bearbeitung des Picardschen Lustspiels „Der Neffe als Onkel" eingeschoben werden. Das Stück war sonst eingeübt, man wollte aber morgens noch eine Probe halten, zu welcher auch Schiller erschien. Da kam die Nachricht, daß die Darstellerin der Sophie Dorsigny plötzlich erkrankt sei und abends nicht spielen könne. Während man in der Verlegenheit über den Ersatz durch ein anderes Stück beriet, trat Becker zu der Gruppe, die sich um Schiller gebildet hatte, und sagte: „Ich habe Wolff zur Silie geschickt. Vielleicht übernimmt sie die Rolle der Sophie, und wir können das Stück noch geben."

„Die Silie? Bis heute abend?" entgegnete Schiller bedenklich. „Sie hat die Rolle nie gespielt."

„Ihr Eifer macht viel möglich!" sagte Becker. „Und Ihnen zu Gefallen, Herr Hofrat, unternähme sie auch wohl ein größeres Wagnis."

„Nun," erwiderte Schiller lächelnd, „wenn sie das fertig bringt, dann — darf sie sich eine besondere Gunst ausbitten."

„O, die Beneidenswerte!" riefen die beiden anderen in dem Stücke beschäftigten Damen. „Wir wollen aber großherzig sein und ihr das bevorstehende Glück nicht verschweigen!"

Nicht lange darauf erschien Friederike auf der Bühne, noch außer Atem vor Eile, und sprach freudig ihre Bereitschaft aus, in die Lücke einzutreten. War es keine große Rolle, so wollte sie bis zum Abend doch gelernt und eingeübt sein. Die Probe konnte beginnen, da Silie das Stück mehrmals gesehen hatte und mit dem Manuskript in der Hand sich leidlich im Gesamtspiel zurechtfinden konnte. Unermüdlich, wie man zum Gelingen eines Ganzen war, blieb sie auch nach Schluß der Probe noch auf der Bühne, um mit einigen Schauspielern ihre besonderen Auftritte wiederholt durchzunehmen.

Die Vorstellung ging abends glatt und ohne Anstoß. Schiller begab sich während des letzten Aktes auf die Bühne, um nach dem Fallen des Vorhanges Friederike ein freundliches Wort des Dankes zu sagen. Das Publikum klatschte noch Beifall, als die beiden Damen der Silie ins Ohr riefen: „Er ist auf der Bühne! Sie haben sich eine Gunst auszubitten!"

Silie fühlte sich befangen und zugleich eigenartig ergriffen, als Schiller ihr entgegenkam und ihr die Hand reichte. „Sie sind in ihrer Schuld, Herr Hofrat!" rief Madam Ehlers schalkhaft.

„Richtig!" entgegnete Schiller. „Und welche Gunst bittet sich unsere Silie aus?"

„Einen Kuß!" rief sie, von flammender Röte übergossen, während die übrigen, welche nichts anderes erwartet hatten, lebhaft applaudierten.

Schiller beugte sich lächelnd zu ihr. Als aber Friederike seine Augen so nahe den ihrigen sah und in sein heute geisterbleiches Gesicht blickte, fühlte sie, daß ein Schauer sie durchrieselte und ein jäher Schreck ihr Herz durchzuckte. Nur flüchtig berührten ihre Lippen die seinigen, dann wendete sie sich hastig ab und eilte in ihre Garderobe. Sie wähnte, seine Lippen wären eiskalt gewesen, als hätte ein Toter sie geküßt. Plötzlich brachen reichliche Thränen aus ihren Augen, von welchen sie sich keine Rechenschaft geben konnte, und vergeblich kämpfte sie gegen das krampfhafte Schluchzen an, welches ihren Körper schüttelte. Dann eilte sie nach Hause, erschöpft wie von einer harten Anstrengung. Eine erschreckende Ahnung erfüllte sie und in den nächsten Tagen eine Stimmung der Trauer, die sich durch nichts zerstreuen ließ.

Digitized by Google

Die Darstellung der Spießschen „Klara von Hoheneichen" war auf den 29. April angesetzt. „Kommt Goethe auch?" wurde Heinrich Voß im Parterre gefragt, als man Schiller eben in seine Loge eintreten sah. „Nein," entgegnete Voß. „Goethe, obgleich wieder unwohl, hatte sich nur eben einmal hinausgewagt, um ihn zu besuchen, als Schiller, zum Theater gerüstet, aus der Hausthür trat. Goethe wollte ihn davon nicht abhalten, und sie verabschiedeten sich voneinander."

Nur wenige Besucher des Theaters erfuhren an diesem Abend, daß Schiller während der Vorstellung unwohl wurde und, vom Fieber geschüttelt, durch Voß nach Hause geführt werden mußte. Und niemand ahnte, daß der Dichter das Theater zum letztenmal betreten hatte. Auch das Unwohlsein der nächsten Tage beunruhigte die Gemüter noch nicht wesentlich, da man nun schon gewohnt war, von solchen betrübenden Fällen zu vernehmen.

Dagegen erregte es unter den Freunden größeres Erschrecken, daß Goethe plötzlich von neuem schwer erkrankt war und man für sein Leben fürchtete. Die unseligen Zustände aus dem Januar waren in den ersten Tagen des Mai wiedergekehrt und brachten eine beängstigte Stimmung, die auch im Kreise der Theaterangehörigen sehr fühlbar wurde. Jeder Tag steigerte sie, jeder Tag mit seinen wechselnden Gerüchten gab ihr eine andere Wendung. Welchen von beiden sollen wir verlieren? Oder beide? So dachte man und gab der Befürchtung in Worten Ausdruck. Und doch sollte man abends zu jeder Rolle bereit sein, auch wenn man sie verwünschte und sich am allerwenigsten zu Späßen aufgelegt fühlte.

Es war am 9. Mai, vor der abendlichen Vorstellung der „Saalnixe", eines damals beliebten Singspiels, als die Schauspieler sich bereits in ihren Garderoben sammelten oder auf der Bühne einander begegneten. Draußen schien die Tagessonne noch hell, während der leere Zuschauerraum in tiefer Dunkelheit lag. Friederike stand mit Frau Wolff und einigen anderen Kollegen zusammen. Man tauschte Nachrichten und wünschte der heutigen Vorstellung enthoben zu sein.

Da hörte man hastiges Laufen durch den Gang, Stimmen durcheinander und endlich den laut verkündenden Ruf über die Bühne: „Er ist tot! Er ist tot!"

Alles lief erschreckt herbei: „Wer ist tot? Goethe?"

„Nein, Schiller! Vor einer halben Stunde ist er gestorben!"

Der eine Fall war für den Augenblick hier ebenso niederschlagend, wie der andere gewesen wäre, und die Nachricht wirkte lähmend auf die Versammelten. Die Frauen fanden zuerst in heftig ausbrechenden Thränen einen Ausdruck ihrer Trauer, und auch einige von den Männern schlichen beiseite, um ihre feuchten Augen zu verbergen.

Silie saß abgesondert von den übrigen auf einer Bank, blaß und mit im Schoße gefalteten Händen, und blickte starr vor sich hin. Sie allein hatte jetzt keine Thränen, und doch fühlte sie tiefer als alle den schmerzlichen Verlust. Der Freund, dessen dichterischen Genius sie geliebt hatte, war ihr verloren, und wie verödet erschien ihr in dieser Stunde das Leben. Vor ihr hatte das Erschütternde längst gestanden, nicht wie eine Ahnung, sondern wie eine Gewißheit, seit jenem Augenblick, da ihre Lippen die seinigen berührten. Der Schauder, welcher sie damals in die Flucht trieb, hatte ihr die Überzeugung gegeben, daß ihre Liebe nichts mit dem Manne zu schaffen hatte, sondern nur dem künstlerischen Geiste Schillers, nur dem Lehrer und Freunde galt. Der Schmerz aber kann in der Stunde des Verlustes den Menschen nicht trennen von dem Geist, dessen schöpferisches Bilden mit ihm abgebrochen ist. Ihre Trauer war tief innerlich und fand keinen Ausdruck, weder in Worten noch in Thränen. Sie sah nicht, wie man auf der Bühne in Gruppen stand, die Gruppen sich mehrten, wie man sich zu beraten schien und das ganze Theaterpersonal in kurzer Zeit zusammenströmte.

Digitized by Google

Als sie in ihrem entlegenen Winkel die Augen wieder aufschlug, bemerkte sie in ihrer Nähe und im Halbdunkel eine Gestalt an ein Dekorationsstück gelehnt. Sie erkannte Karl Unzelmann, welcher bitterlich weinte. Freilich weinte der arme Knabe weniger aus Schmerz über den allgemeinen Verlust als über den Anblick des Kummers, in welchem er die Silie da sitzen sah. Friederike aber wollte in dieser Stunde feierlicher Trauer den Bann kleinlicher Verhältnisse aufgehoben wissen. Sie stand auf und näherte sich ihm. Er zuckte vor Überraschung zusammen und trat auch ihr einige Schritte entgegen.

„Karl," begann sie, „wir haben viel verloren! Versprich mir in diesem Augenblick, der auch dich ergreift — versprich mir ein ruhigeres und angemesseneres Wesen, und ich will — wieder gut mit dir stehen!"

„Silie, ich danke dir!" rief er, die Hand, welche sie ihm darbot, lebhaft ergreifend. „Ich verspreche dir, was du willst! Und, verlaß dich drauf, ich werde es halten! Aber über eins nur gieb mir Gewißheit! Da ist dein Nachbar Schwabe —"

„Reden wir nicht über Angelegenheiten, die nicht in diese Stunde gehören!" unterbrach ihn Friederike abwehrend.

„Ein Wort nur, Silie!" flüsterte er dringend. „Erlöse mich durch ein Wort! Wird dieser Mann jemals —?"

„Sei nicht kindisch, Karl! Der Mann ist brav und gut, mich aber geht er nichts an, und auch dich soll er nichts angehen. Seine Welt ist nicht die meine. So viel zu deiner Beruhigung! Von nun an denk an dein Versprechen!"

Der Jüngling wollte ihre Hand ergreifen, um sie an die Lippen zu drücken, sie aber entzog sie ihm und schritt zu einer Gruppe auf der Bühne.

Hier war die Unterredung lebhafter geworden über die Frage, ob heute überhaupt gespielt werden sollte? Die ersten Schauspieler erklärten sich für unfähig dazu, die technische Theaterverwaltung, an ein solches Auftreten derselben nicht gewöhnt, machte Umstände und wußte sich nicht zu raten, zumal die Theaterstunde heranrückte. Die Schauspieler blieben jedoch bei ihrer Weigerung, welche sie künftig als berechtigt zu vertreten hofften, und verließen das Haus.

Zwei Tage darauf kehrte Lebrecht Schwabe von seiner Rundreise zurück. Es war nachmittags zwischen drei und vier Uhr, als er bei seinem ersten Ausgang die Nachricht von Schillers Tode empfing. Berührte ihn schon diese höchst schmerzlich, so befremdete ihn zugleich das Gerücht, welches er über das bevorstehende Begräbnis vernahm. Nicht durch ein großes feierliches Leichenbegängnis, wie es des großen Dichters würdig gewesen wäre, sollte er bestattet werden, sondern nach dem Willen seiner Familie ganz in der Stille und zwar schon in der nächsten Nacht. Es kam dazu, daß für ein so schmuckloses, also gewöhnliches Begräbnis nach der bestehenden Ordnung, welche den Leichenkondukt unter die Handwerker verteilte, der Schneiderinnung das Amt zufiel, den Dichter zu Grabe zu tragen. Lebrecht glaubte nicht an das Gerücht, welches ihn empörte, und beschloß, sich Gewißheit zu verschaffen. Diese mußte er am sichersten im Schillerschen Hause empfangen. So begab er sich dahin und erbat sich ein Gespräch mit Charlotte Schiller. Der Bediente meldete ihn, kam aber zurück mit der Nachricht, Frau von Schiller sei vom Schmerz zu angegriffen, um Besuch anzunehmen. Lebrecht schickte ihn noch einmal hinein. Es handele sich um das Begräbnis, ließ er sagen. Rudolf, der Diener, zuckte die Achseln und ging, erschien aber sogleich wieder. Es sei alles festgesetzt, sagte er. Der Oberkonsistorialrat Günther habe übernommen, alle Anordnungen nach dem Willen der gnädigen Frau zu treffen. Daß das Begräbnis kurz nach Mitternacht, also etwa in sieben Stunden, stattfinden und die Träger wohl aus Handwerkern bestehen würden, bestätigte Rudolf.

Erbittert verließ Lebrecht das Haus

und sann auf ein Mittel, die Eile und zugleich die Dürftigkeit eines solchen Begräbnisses abzuwenden. Da begegnete ihm auf der Straße Heinrich Voß, der nach dem Schillerschen Hause unterwegs war. „Voß," rief er ihm entgegen, „was um Gottes willen soll das heißen! Schiller soll schon in der nächsten Nacht begraben und sogar von Handwerkern getragen werden? Wozu diese Überstürzung, die Heimlichkeit, diese Ärmlichkeit, die der Stadt und dem Hofe geradezu Schande machen müßte?"

„Es ist nun nicht zu ändern," entgegnete Voß. „Ich bin nicht einverstanden damit, aber Charlotte Schiller hat die äußerste Stille dafür angeordnet, und Frau von Wolzogen ist einverstanden. Oberkonsistorialrat Günther hat das weitere zu bestimmen."

„Das fragt sich doch noch!" rief Lebrecht heftig. „Schiller gehört nicht allein seiner Frau und Schwägerin, er gehört auch seinen Freunden, er gehört der Stadt Weimar und ganz Deutschland! Vor wenigen Jahren hat man das Leichenbegängnis Klopstocks wie das eines regierenden Fürsten gefeiert, und im vergangenen Jahre richtete die Stadt Leipzig ein Begräbnis für Christian Felix Weiße aus, durch welches sie ihrem verstorbenen Mitbürger Ehre zu erweisen suchte! Was waren beide gegen Schiller? Wir Weimaraner sollten die Schande über uns ergehen lassen, daß man uns Schillers Hülle über Nacht gleichsam entführt und von den Schneidern bestatten läßt? Warum thut der Hof nichts dagegen? Ich gehe zum Herzog —"

„Bester!" unterbrach ihn Voß, „Sie waren wochenlang abwesend und wissen nicht, wie die Verhältnisse augenblicklich bei uns liegen. Der ganze Hof ist für längere Zeit verreist und kann nicht um Instruktionen angegangen werden. Selbst Schillers Schwager Wolzogen ist auf Reisen. Die Frauen sind auf sich allein angewiesen, Charlotte selbst halb tot vor Jammer, und so haben sie die Angelegenheit in die Hände des Geistlichen niedergelegt."

„Aber, Voß!" rief Lebrecht. „Wozu waren Sie denn da? Sie, der Sie immer um Schiller sich bewegten, im Hause eine Rolle spielten? Warum suchten Sie dem Eigensinn der Witwe nicht entgegenzuwirken? Und dann — warum thut Schillers Freund Goethe nichts gegen eine solche Erbärmlichkeit?"

„Man hört eben, daß Sie nicht wissen, wie es hier steht!" entgegnete Voß ungehalten. „Goethe ist ja selbst schwer krank. Er weiß noch nicht einmal von Schillers Tode! Wer möchte auch wagen, ihm das Erschütternde mitzuteilen?"

„Er weiß nicht? Und man wagt nicht?" fuhr Lebrecht Schwabe auf. „In solchen Fällen ist ein Wagnis Pflicht und Rücksicht Sünde! Es muß gewagt werden, und Goethe muß es erfahren! Er ist der einzige, der das Schmähliche verhindern kann!"

„Keineswegs!" rief Voß nun auch heftiger aus. „Goethe ist so schwer krank, daß eine solche Nachricht ihn geradezu umbringen könnte! In seinem Hause wissen alle, was uns befallen hat, müssen sich aber zusammennehmen und schweigen, da der Arzt seine Genesung davon abhängig gemacht hat. Aber gesetzt auch, Goethe überstände den Eindruck, so wäre es ihm nicht möglich, von seinem Krankenlager aus den Anordnungen der Witwe entgegenzuwirken. Sie besteht darauf, ich versichere Sie — Charlotte geht diesmal von ihrem Willen nicht ab und der Oberkonsistorialrat Günther nicht von der empfangenen Vollmacht."

„Das letztere wäre doch zu versuchen!" entgegnete Lebrecht Schwabe. „Ich will den geistlichen Herrn aufsuchen. Ein paar Stunden bleiben uns noch bis Mitternacht. — Voß! Sie haben Schiller im Leben nahe gestanden — sind Sie bereit, ihn mit mir und einigen gleichgesinnten Männern unseres Standes, die ich schnell zu finden hoffe, selbst zu Grabe zu tragen?"

„Ja!" rief Voß wie innerlich erlöst aus. „Rechnen Sie ganz auf mich! Nennen Sie mir einige Namen, ich will

Digitized by Google

Ihnen helfen, die Freunde zusammenzurufen!"

Die jungen Männer besprachen schnell das Nötigste und schieden, Lebrecht den Weg zu dem Geistlichen einschlagend.

Er fand ihn zu Hause und erzählte ihm,* daß er erst vor einer halben Stunde bei seiner Rückkehr von einer Reise erfahren habe, Schiller sei tot und solle diese Nacht ganz in der Stille durch Handwerker zu seiner letzten Ruhestätte getragen werden. Sein Gefühl sträube sich dagegen, so wie das aller der zahllosen Verehrer Schillers, daß der große Dichter seinen letzten Weg so in nächtlicher Stille und Verborgenheit, ohne freundliche Begleitung, auf den Schultern von bezahlten Handwerkern, zurücklegen sollte. „Ich bin," fuhr Schwabe fort, „von Frau von Schiller an Sie gewiesen und bitte Sie nun dringend, zu gestatten, daß doch wenigstens Männer, welche Schillers Genius zu würdigen wissen und es lebhaft empfinden, was die ganze gebildete Welt an ihm verloren hat, ihm die letzte irdische Ehre erweisen und ihn zu Grabe tragen dürfen."

Der Oberkonsistorialrat hatte ihn stehend angehört, ohne eine Miene zu verziehen. Darauf gab er die trockene Antwort: „Ja, lieber Freund, das geht nun nicht mehr, es ist schon alles geordnet. Alles soll in der Stille geschehen, auch sind bereits die Träger bestellt."

Allein Lebrecht Schwabe ließ sich damit nicht abweisen. Er erklärte, daß er für die Bezahlung der bestellten Träger einstehen wolle. Er erklärte es auch dem geistlichen Herrn gegenüber als eine Schande für Weimar, ja für ganz Deutschland, wenn die Leiche des edelsten und geliebtesten Dichters von teilnahmlosen Menschen zu Grabe getragen würde. Er war unermüdlich, sein Gesuch dringend zu machen.

Der Oberkonsistorialrat räusperte sich mehrmals und that einige Schritte hin und her. Dann fragte er: „Wer sind denn die Verehrer des Verstorbenen, die ihn zu Grabe tragen wollen?"

Lebrecht war einen Augenblick verlegen, da er außer sich selbst noch niemand namhaft machen konnte, aber er gab die Versicherung, daß seine Freunde auch seine Gesinnung teilten und daß er innerhalb einiger Stunden ein Namensverzeichnis derselben vorlegen werde.

„Hm! hm! Also bis jetzt sind Sie der einzige!" entgegnete der Oberkonsistorialrat. „Sie werden zu thun haben, wenn Sie in einigen Stunden die ausreichende Anzahl zusammen haben wollen. Ich sollte mich besser an meine Instruktion halten, indessen — wenn Sie die schon bestellten Träger bezahlen wollen, um die Dienste derselben selbst zu leisten, so will ich es einmal vertreten. Können Sie mir bis um sieben Uhr eine Schrift bringen, worin sich zwanzig Einwohner der Stadt durch Namensunterzeichnung verpflichten, den Sarg zu tragen, so sollen Sie Ihren Willen haben. Aber ich mache die Bedingung, daß Sie den Willen der Schillerschen Familie respektieren und die höchste Stille bei der Beerdigung beobachten!"

Lebrecht eilte sofort zu den nächsten seiner Bekannten in der Stadt umher. Wen er zu Hause fand, den wußte er ohne Schwierigkeit zu gewinnen und zur Namensunterschrift zu verpflichten; wen er nicht fand, dem hinterließ er eine Aufforderung zur Versammlung in seiner Wohnung. Dann schritt er nach Hause, wo er Voß mit einigen anderen bereits antraf, welche auch gewonnen waren. Nicht lange, so traten noch verschiedene Freunde ein, die ihre Zusage und die der übrigen brachten. Voß hatte auch auf Riemer gerechnet. Der aber ließ bitten, ihn zu entschuldigen. Schnell setzte Schwabe die schriftliche Verpflichtung für den Geistlichen auf, welche die Anwesenden unterzeichneten, während sie für die Abwesenden gut sagten. Die Namen von zwanzig jungen Männern waren beisam-

* Die Unterredung ist dem Bericht nacherzählt, welchen Karl Lebrecht Schwabe, später Bürgermeister von Weimar, selbst aufzeichnete, ja wie er jetzt der Öffentlichkeit angehört. („Schillers Beerdigung.")

men. Sie gehörten zum Teil dem Beamtenkreise an, dann dem Lehrerstande, einige waren Ärzte, alle aus den bürgerlichen Berufsklassen. Man verpflichtete sich zugleich, um halb ein Uhr nachts bei Schwabe in der Rittergasse wieder zusammenzutreffen. Für Trauerhüte, Flore und Mäntel wollte Lebrecht bis dahin gesorgt haben.

Noch vor sieben abends konnte er mit seiner Schrift wieder bei dem Oberkonsistorialrat Günther sein. Dieser war vorerst zufrieden und erbat sich Bericht über den Erfolg des Vorganges für den nächsten Morgen. Die Besorgungen, welche Lebrecht übernommen hatte, füllten die nächsten Stunden aus, und als er um neun zu Hause wieder eintraf, warf er sich ermüdet in seinen Armstuhl — so ermüdet, daß er vergaß, durch das Fenster zu blicken, ob in dem Hause gegenüber das Licht schon angezündet sei.

Es brannte bereits, wenn auch nur ein Schimmer davon durch die dicht verhängten Fenster drang. Denn drüben saß Friederike und nähte mit Hilfe ihrer Mutter an Stücken von Trauerflor, welchen sie für ihren schwarzen Anzug verwenden wollte, darin sie morgen zum Begräbnis Schillers in die Jakobskirche gehen wollte. Denn sie wie ganz Weimar glaubte, daß diese am 12. Mai nachmittags stattfinden werde, zumal man wußte, daß einige Teile von Mozarts Requiem dafür eingeübt wurden.

Aber schon am 11. Mai, kurz vor Mitternacht, war die kleine Schar der verbündeten Freunde in Schwabes Wohnung versammelt und begab sich nach Schillers Hause an der Esplanade. Tiefe Stille herrschte darin in Erwartung der Männer, welche die entseelte Hülle des geliebten Mannes hinaustragen sollten. Charlotte und Karoline hatten inzwischen durch Voß bereits von der Beteiligung der Freunde erfahren und waren gerührt und einverstanden.

Schluchzen und Schmerzenslaute drangen aus dem anstoßenden Zimmer, als die Männer den Sarg aufhoben und hinuntertrugen. Kein Mensch war vor der Thür zu erblicken noch auf den Straßen, kein Licht in den Häusern zu sehen. Aber der Mond erhellte die Mainacht, zuweilen auch verhüllten ihn die Wolken, die der Wind vor sich hertrieb. Schweigend ging der Zug durch die stille Stadt, die Esplanade entlang, über den Markt, durch die Jakobsgasse. Mehrmals mußten die Träger die Bahre von den Schultern absetzen, um untereinander zu wechseln. Wenig Worte wurden dabei gesprochen. Was hätte man auch reden mögen? Aber den Schweigenden beschäftigte es die Gedanken, daß sie die Hülle des großen Dichters durch die Nacht gleichsam entführten, ihren schlafenden Mitbürgern das Recht, ihm die letzte Ehre würdig zu erweisen, so vorwegnahmen. Endlich näherten sie sich dem Ziel, und der plötzlich hervortretende Mond zeigte ihnen das Eingangsthor.

Der alte Kirchhof vor der St. Jakobskirche liegt nicht außerhalb der Stadt, sondern in dem ältesten Teile derselben. Er wird heutzutage nicht mehr als Begräbnisplatz benutzt. Rechts am Eingang befindet sich das sogenannte Kassengewölbe, welches seit lange als Gruft benutzt wurde. Vor der Schwelle desselben setzten die Träger die Bahre nieder. Die Thür des düsteren Gewölbes wurde geöffnet, und der Totengräber mit seinen drei Gehilfen trat sein Amt an. Es fröstelte die Männer, als der Wind plötzlich schärfer über Dächer und Baumwipfel sauste und das Gewölk sich dunkler vor den Mond drängte.

Die Totenwärter trugen den Sarg in das Gewölbe, öffneten eine Fallthür und die irdischen Überreste eines großen und gefeierten Genius wurden an Seilen in die unterirdische Gruft hinabgelassen, zu der ihnen so viele vorangegangen, die nur Kleinliches durchlebt hatten und ruhmlos gestorben waren. Dann wurde die Fallthür wieder niedergelassen und das äußere Thor des Grabgewölbes geschlossen. Da erhob sich kein Trauergesang, und kein dem Begrabenen geweihtes Wort wurde laut, kein priesterlicher Segen ge-

Digitized by Google

sprochen. Schweigend stand die Gruppe der Genossen des nächtlichen Weges und schaute der Thätigkeit der Totenwärter zu. Dann wendeten sie sich in der dunklen und jetzt kalten Stunde, um den Kirchhof zu verlassen. Da erblickten sie einen Mann, in einen Mantel gehüllt, in ihrer Nähe, der nicht zu ihnen gehörte. Voß erkannte Schillers Schwager Wolzogen in ihm. Er war auf die Nachricht von Schillers Tode nach Weimar geeilt, hatte zu Hause von dem Begräbnis gehört und sich hastig aufgemacht, um zu einem Teil der unfeierlichen Feier noch zurechtzukommen, die ihn ebenso schmerzlich berührte, als er sie mißbilligte.

Der Morgen des zwölften Mai brach so schön und sonnig an, wie nur je ein Maitag für die Stadt Weimar erschienen war; aber die Gemüter der Bewohner wurden von Stunde zu Stunde mehr aufgeregt und sogar erbittert, und überall in den Straßen gab es Gruppen, die sich über die Vorgänge der letzten Nacht unterhielten. Auch durch die kirchliche Feier zu Ehren Schillers am Nachmittag fühlte man sich keineswegs befriedigt. Die St. Jakobskirche war gedrängt voll, viele standen noch vor der Thür; der Generalsuperintendent Vogt hielt eine Gedächtnisrede über Schiller; die herzogliche Kapelle führte eine Trauermusik aus Mozarts Requiem auf — alles, wie man erwartet hatte. Aber man hatte zugleich vorausgesetzt, den Katafalk Schillers in der Kirche aufgebahrt zu finden, um die kirchliche Einsegnung zu empfangen; man war enttäuscht, daß nicht von der Kirche aus, beim Geläute der Glocken, das Trauergefolge ausgehen und die Beisetzung stattfinden sollte. Unglaublich und unbegreiflich erschien die Thatsache, daß man Schillers Leiche bei Nacht und heimlich beiseite gebracht habe; ja, da in solchen anklägerischen Stimmungen das Schlimmere am liebsten aufgegriffen wird, so verblieb und verbitterte man sich bei der Behauptung, daß Schiller wirklich von den Schneidern zu Grabe getragen worden sei. (Eine Annahme, welche über ein Menschenalter hinaus als gültig festgehalten wurde.) Von dem Eintreten Voß' und Schwabes hatten noch nicht viele erfahren oder glaubten nicht daran.

Der allgemeine Unwille verlangt aber ein Ziel, gegen das er sich richten kann. Daß eine eigensinnig festgehaltene Grille der Witwe des Verstorbenen die Ursache sein könne, darauf kam man nicht. Man legte der Stadtverwaltung, vor allem dem Bürgermeister, das unwürdige Verfahren zur Last; man schalt auf Goethe und hörte lieber nicht zu, wenn die Eingeweihteren versicherten, daß die Todesnachricht vielleicht noch gar nicht einmal in Goethes Krankenstube habe dringen dürfen.

Sehr aufgebracht waren die Schauspieler, daß Schwabe sie nicht aufgefordert hatte, die Bahre mit ihm zu tragen, da sie gerade sich das erste Recht dafür zusprachen. Freilich aber waren gerade sie dem jungen Manne gar nicht eingefallen, auch Voß hatte sie übersehen, und erst dem Vorwurf gegenüber sagten sie sich, daß sie wohl daran hätten denken sollen. Doch es gab der Vorwürfe bald noch mehr, auf die dann immer schwieriger zu entgegnen war.

Unter den Angehörigen des Theaters dachte nur eine Person mit Anerkennung, ja mit Dank an Lebrecht Schwabe, nämlich Friederike. Sie rechnete ihm sein rasches Eintreten für Schillers Ehre hoch an und hatte ihren Nachbar noch niemals mit solchem Wohlwollen betrachtet wie in diesen Tagen. Sie hätte ihm gern einmal ein freundliches Wort darüber gesagt, doch unterdrückte sie es, um nicht neue Hoffnung in ihm zu erwecken.

Die Bewohner von Weimar fühlten sich bald mehr und mehr aufgeregt und verletzt, als die auswärtigen Zeitschriften ihren härtesten Tadel über die Stadt ausgossen, in welcher Schiller gelebt und ein so unwürdiges Begräbnis gefunden hatte. Es wurde kein Blatt vor den Mund genommen und weder der Hof, noch die Bürgerschaft, noch das Theater geschont, um die kleine Residenz des schnödesten Undanks gegen einen ihrer

Digitized by Google

größten Mitbürger anzuklagen. Die Angehörigen des Theaters empfanden dringend, daß von ihrer Seite eine Feier für Schiller auf der Bühne angestellt werden müsse, wo seit einer Reihe von Jahren seine großen künstlerischen Schöpfungen zuerst aufgeführt worden waren. Die Darstellung eines seiner Stücke erschien ihnen dazu nicht genügend. Wolff, der des dichterischen Wortes mächtig war, sann auch bereits auf ein ernstes Festspiel, indessen sah man doch ein, daß man ohne Goethe nichts thun könne, ja daß ihm das erste Wort des Nachrufs an den verstorbenen Freund überlassen werden müsse. Glücklicherweise hatte sein Krankheitszustand sich gebessert, und er schritt der Genesung entgegen.

Wie Goethe die Nachricht über den Tod Schillers aufgenommen hat, ist bekannt. Nicht mitgeteilt wurde sie ihm, sondern aus den Mienen seiner Umgebungen las er sie und sprach das ihn Erschreckende selbst aus. Und wie er den Verlust des Freundes empfunden, das hat er in unvergänglichen Worten in seinen „Tag- und Jahresheften" selbst ausgesprochen.

Nun erfuhr man beim Theater, daß Goethe sich daran gemacht habe, Schillers unvollendete Tragödie „Demetrius" zu Ende zu führen, durch deren Darstellung dann eine großartige Feier des Dichters veranstaltet werden konnte. Aber was man zuerst mit Genugthuung vernommen, regte bald die Ungeduld heftiger auf. Denn zwei Drittel einer Tragödie sind nicht in ein paar Wochen herzustellen, und man wollte die Totenfeier noch vor dem Abgang nach Lauchstedt haben. Diese Wochen verstrichen; da hieß es, Goethe habe die Vollendung des „Demetrius" aufgegeben, dafür aber etwas anderes ausgesonnen. Schillers „Glocke" sollte dramatisch, mit verteilten Rollen aufgeführt werden, Goethe sei mit einem Epilog dazu beschäftigt. Man war schon zufrieden, daß doch etwas im Werke war, nahm die Rollen zur Hand und lernte bald auch den Epilog kennen, jenes herrliche Gedicht, darin sich das reinste Verständnis der Natur Schillers ausspricht. Alles schien nun auf gutem Wege, als sich der Aufführung allerlei Schwierigkeiten entgegenstellten, wobei die Ungunst der sommerlich vorgerückten Jahreszeit auch mitzusprechen hatte. Eine Schillerfeier vor nur schwach besetztem Hause wollte das Theater auch nicht über sich ergehen lassen. Man mußte sich entschließen, die Feier zuerst in Lauchstedt zu begehen und sie später, nach Wiedereröffnung des Theaters im August, in Weimar stattfinden zu lassen.

Durch den bevorstehenden Aufbruch der Schauspieler nach Lauchstedt wurde wohl keiner der Bewohner von Weimar so lebhaft innerlich beschäftigt wie Lebrecht Schwabe. Die Voraussicht, Friederikes Anblick monatelang zu entbehren, sie entfernt zu wissen, war ihm unerträglich. Es verlangte ihn vor ihrer Abreise wenigstens noch nach einem Gespräch mit ihr, ja er hoffte sogar, der Erfüllung seiner Wünsche dadurch einen Schritt näher zu kommen. Was er ihr alles sagen wollte, hatte er bereits lebhaft beisammen, und die Vergegenwärtigung des Eindrucks machte seine Schritte plötzlich schneller, als er sich auf einem Spaziergang durch den Park befand.

Er ging an einer schattigen Bank vorbei, auf welcher ein junger Mann im Lesen vertieft saß. Dieser, durch das Geräusch der Tritte geweckt, erhob das Gesicht, während Lebrecht, ohne ihn zu beachten, vorüberschritt. Der Jüngling aber sprang auf, blickte ihm nach, und mit einem schnellen Entschluß schlug er plötzlich einen gewundenen Weg ein, auf welchem er ihm begegnen mußte. Lebrecht aber ging hastig weiter und stutzte, als er plötzlich Karl Unzelmann um die Gebüsche biegen und grüßend stehen bleiben sah. „Schenken Sie mir zwei Minuten, Herr Sekretär!" redete der junge Künstler ihn an.

Lebrecht, welcher seit vier Monaten nicht mit ihm gesprochen hatte und sich wohl erinnerte, daß Karl Unzelmann gedroht hatte, ihn tot zu schlagen, wenn er

Digitized by Google

der Silie zu nahe käme, blieb stehen und sah ihn gespannt und mit Unwillen an.

Dieser aber begann in ganz bescheidenem Tone: „Wir reisen in einigen Tagen ab, ich möchte aber einen Vorsatz nicht bis zu unserer Rückkehr hinausschieben. Es ist dies die Bitte um Verzeihung für meine Aufwallung bei unserem letzten Begegnen."

„Sie verrieten damals Mordpläne gegen mich!" sagte Lebrecht in barschem und wegwerfendem Tone. „Es war unvorsichtig genug!"

„Ja, und dazu völlig grundlos!" entgegnete Unzelmann. Ein leises spöttisches Lächeln spielte bei diesen Worten um seinen Mund, ein Zug, welcher der Aufmerksamkeit des anderen doch nicht entging.

„Grundlos?" rief Schwabe etwas scharf. „Nun ja — Ihr damaliges Betragen war eben eine Thorheit und der Grund dazu ebenso thöricht!"

„Eine Thorheit war es allerdings," sagte der Jüngere, jetzt unverhohlener lächelnd, „aber was ich sage, ist anders gemeint. Ich hatte nämlich keine Ursache zu Mordgedanken gegen Sie, wie mir später klar geworden ist. Sie selbst mochten ja bestimmte Pläne haben, andererseits aber — kurz, ich durfte die Gefahr nicht so hoch anschlagen!"

„Die Gefahr? Sie sind unverschämt in Ihren verblümten Wendungen!" fuhr Schwabe ärgerlich heraus.

„Sie geben mir meine Heftigkeit von damals heute zurück!" entgegnete der Jüngere. „Ich war eifersüchtig auf Sie; ich weiß nun, daß ich nicht eifersüchtig auf Sie zu sein brauche."

Lebrecht war empört über diese Wendung, zumal in den Augen des jungen Burschen ein lachender Hohn aufblitzte, der das Bewußtsein der Überlegenheit unverhehlt aussprach. Schwabe wollte entgegnen, Unzelmann aber fiel ihm ins Wort: „Wenn Sie mir meine einstigen Mordgedanken verzeihen, so will ich Ihnen verzeihen, daß Sie mich unverschämt finden! Wünsche Ihnen angenehme Sommertage!" Mit diesen Worten grüßte er zum Abschied und entschlüpfte durch einen buschigen Seitenpfad.

Seine Schlußwendung war von besonderer Bitterkeit. Denn wenn er selbst in Gesellschaft der Silie angenehmen Sommertagen entgegenging, wußte er wohl, daß dieselben für Lebrecht Schwabe durch die Abwesenheit Friederikes wesentlich getrübt dahingehen würden. Lebrecht empfand den Stachel auch recht wohl, und ein Gefühl des Ingrimms stieg in ihm auf, den Spott dieses Knaben erdulden zu müssen. Ihn als seinen Nebenbuhler zu fürchten, kam ihm nicht in den Sinn. Auch hegte er keinen Argwohn, daß Friederike ihm irgend einen Auftrag gegeben haben könnte. Der frühreife Junge, so dachte Lebrecht, hat sich erst in einer kindischen Eifersucht gefallen, die er jetzt wieder aufzugeben gestimmt ist. Seine gute Natur treibt ihn, mich wegen einer Dummheit um Verzeihung zu bitten, aber verwöhnt und eitel, wie er ist, kann er es nicht, ohne sich von neuem wichtig zu machen. Weiter ist es nichts und nicht wert, sich darüber aufzuregen. Mit solchen Gedanken suchte Lebrecht Schwabe sich selbst zu beschwichtigen, was ihm doch aber nur zum Teil gelang.

Der junge Künstler aber fühlte sich seines Sieges auch nicht recht froh. Er hatte wirklich die gute Absicht gehabt, Schwabe um Verzeihung zu bitten, und nur das barsche Entgegentreten desselben forderte ihn heraus, die Waffen bei seiner Entgegnung schärfer zuzuspitzen. Wenn die Silie erfuhr, so dachte er jetzt, daß er hier wieder etwas Thörichtes begangen, zwar nicht mit Nennung ihres Namens, aber doch nicht ohne Beziehung auf sie, so konnte das eben nur leise wiederhergestellte gute Verhältnis zu ihr durch ihren Unwillen von neuem getrübt werden. Und das hätte ihn unglücklich gemacht. Karl Unzelmann war gescheit genug, zu wissen, daß ein Mädchen wie Friederike und eine Künstlerin wie die Silie größere Ansprüche an einen Liebhaber machen dürfe, und daß er, der

Digitized by Google

Sechzehnjährige, trotz aller Entwickelung über seine Jahre hinaus in solchem Falle zurücktreten müsse. Gleichwohl schauderte er vor dem Gedanken, mochte ihn nicht aufkommen lassen, überwachte jeden, der sich seiner Göttin näherte, wie ein junger Drache und hatte dabei reichlich zu thun, um die Thorheiten, die er in seiner leidenschaftlichen Anbetung beging, zu bereuen und abzubüßen.

Für Friederike aber waren die letzten Wochen eine Zeit stiller Trauer gewesen, in welcher sie innerlich alles wieder und wieder an sich vorübergehen ließ, was ihr durch Schillers Gunst und Güte zu teil geworden war. Es berührte sie peinlich, daß ihre Bühnengenossen bald wieder scherzen und lachen konnten und sich von der Übersiedelung nach dem Badeort allerlei Freuden versprachen. Sie hatte schon einige Tage nach der übereilten Grablegung Schillers einen Blumenkranz auf den Kirchhof getragen, dem stillen Bedürfnis ihres dankbaren Herzens gehorchend. Aber wie enttäuscht stand sie vor dem Ort, der ihr als die Ruhestätte ihres Dichters bezeichnet wurde! Da war kein grünes Grab, welches seine Getreuen hätten schmücken können, kein Denkmal, kein Stein gab seinen Namen zu lesen, starr und düster schnitt das alte Gemäuer mit dem eisernen Thor, das ihn verschloß, jede Annäherung ab. Friederike stand vor dem grauen Mauerwerk — wie öde, wie nüchtern, wie vernachlässigt sah es aus! Vergeblich suchte sie nach einem Nagel oder Vorsprung, um ihren Kranz daran zu befestigen, sie mußte ihn auf den Erdboden an die verrostete Thür lehnen. In bittere Thränen ausbrechend, trat sie zurück, fand in der Nähe des Gruftgewölbes einen Stein, auf den sie sich niederließ und sich ihrem vorwurfsvollen Kummer hingab. Ja, es waren Vorwürfe, bittere Vorwürfe, die auch sie auf dem Herzen hatte, daß es für Schillers irdische Hülle keine bessere Ruhestätte in Weimar geben sollte als die häßliche gemeinsame Gruft der Verstorbenen, deren einer dem anderen von Tag zu Tage folgte!

Inzwischen fühlte man, da die Totenfeier für Lauchstedt verschoben worden war, auch im Kreise der Schauspieler das Bedürfnis, vor der Abreise von Weimar wenigstens eine gemeinsame Wallfahrt nach Schillers Grabe zu unternehmen. Es wurde beschlossen, daß am Tage vor dem Aufbruch alle, welche sich an dem Gange zu beteiligen wünschten, sich am Theater versammeln sollten, von wo man dann im Zuge nach dem Jakobskirchhof gehen wollte. Silie war einverstanden; bald aber widerstrebte es ihr, mit den anderen gemeinsam durch die Straßen zu wandern. Man wollte um neun Uhr morgens aufbrechen — Silie war schon vor acht Uhr gerüstet, um allein den Weg vorauszuthun und sich erst draußen mit den Genossen zu vereinigen.

Der Nachbar gegenüber sah sie aus dem Hause treten zu so ungewöhnlicher Stunde, schwarz gekleidet, mit einem Blumenkranz über dem Arme, und überrascht folgten ihr seine Augen die Straßen entlang. Wem mochte der frühe Gang und wem der Kranz gelten? so fragte er sich. Nach einigem Grübeln hin und her kam seine Vermutung plötzlich auf das Richtige. Er hatte einige Tage zuvor selbst einen Besuch auf dem Jakobskirchhof gemacht und einen welken Kranz auf der Schwelle des Gruftgewölbes liegen sehen. Rasch war sein Entschluß gefaßt, Friederike zu folgen und dort noch einmal mit ihr zu sprechen. Auch der düstere und für Lebenswünsche wenig versprechende Ort erschien ihm nicht ungeeignet, da von ihm wenigstens störungslose Ruhe für ein Gespräch zu erwarten war. Allein Lebrecht Schwabe wollte sich der Richtigkeit seiner Annahme doch erst vergewissern, und so ging er hinüber, um bei Friederikes Mutter anzufragen. Die Gunst, in welcher er bei dieser stand, brachte ihm aber vorerst eine Geduldprobe. Denn nachdem sie seine Vermutung bestätigt hatte, zwang sie ihn in eine Unterhaltung, worin sie mehrmals versicherte, daß sie „die Sache noch nicht aufgebe", bis er sich endlich mit einer

Digitized by Google

Art von Gewaltstreich von ihr losmachte.

Friederike aber durchmaß bereits langsamen Schrittes die Gräberstätte. Die Sonne gab sich schon recht sommerlich, und so suchte Silie sich jenen Stein im Schatten von altem verwildertem Strauchwerk, wo sie schon einmal geruht hatte. Ihren Blumenkranz auf dem Schoße, saß sie eine Weile sinnend, und wie ihr Schillers Dichtungen immer gegenwärtig und geläufig waren, fielen ihr die Verse ein:

Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Da vernahm sie Tritte, welche sich zu nähern schienen, und in der Vermutung, daß ihre Genossen angelangt wären, erhob sie sich, um ihnen entgegenzugehen. Zu ihrer Überraschung aber erkannte sie ihren Nachbar Schwabe, welcher mit frohem Gesicht auf sie zukam. Daß sie einem Gespräch mit ihm jetzt nicht entgehen würde, sah sie voraus, und so wünschte sie demselben gleich eine bestimmte Richtung zu geben. Seinen Gruß erwidernd, begann sie: „Ihre Begegnung, Herr Nachbar, ist mir willkommen, um Ihnen vor unserer Abreise noch ein Wort zu sagen. Sie sind mit ihren Freunden so edel und hochherzig für eine würdigere Bestattung Schillers eingetreten, daß ich Ihnen meinen Dank dafür aussprechen will! Um Abschied zu nehmen von seinem Grabe, sehen Sie mich hier, und auch Sie sind wohl um seinetwillen gekommen —"

„Nein, teures Fräulein," unterbrach er sie, „nicht um seinetwillen — ich will ehrlich sein! Ich wußte, daß Sie diesen Weg genommen, und um Sie hier zu finden, noch einmal mit Ihnen zu sprechen, bin ich Ihnen gefolgt. Sie kennen meine Wünsche —"

„Ich hoffe," fiel sie ihm mit dem Tone dringender Bitte ins Wort, „Sie werden nichts wiederholen, was ich für abgethan erachte! Die Umgebung, in der wir uns befinden, wäre überdies so unzweckmäßig wie möglich gewählt!"

„Der Ort ist gleichgültig!" entgegnete er. „Ich aber muß die Stelle und die Stunde festhalten, die das Glück mir bietet." Und nun begann er noch einmal, ihr sein Herz zu öffnen und um ihre Hand zu werben, diesmal wärmer und mit lebhafteren Worten, denn die Entbehrung hatte sein Gefühl vertieft und die Erregung des Augenblicks gab seiner Rede einen mehr von innen quellenden Ausdruck.

Friederike hörte ihn bewegt und tief traurig an. „Wie sehr beklage ich," begann sie darauf seufzend, „daß es mir versagt ist, Ihnen so gut und überzeugend, wie ich wünschte, zu entgegnen! Und wie sehr täuschen Sie sich in mir und — in sich selbst, Herr Nachbar! Das Weib, welches Sie beglücken soll, wie Sie es verdienen, muß ganz anders sein, als ich bin! Sie muß vor allem keine — anderen Götter haben neben Ihnen; ich aber habe meine Gottheit, nämlich meine Kunst, und ihren Tempel, dessen Dienst ich mich geweiht habe, um ihn niemals zu verlassen. Für Sie gehört ein Mädchen, welches Ihren Stand ehrt und ihn für etwas höchst Würdiges hält, es muß in Ihrem Stande, am besten in Ihrem bürgerlichen Wohlstande, erwachsen sein, um sich in demselben bei Ihnen zurechtzufinden. Es muß häuslichen Sinn haben, dazu ein bescheidenes Herz und ruhige Gewöhnung auch in dem engsten Kreis ihres Gatten. Von alledem finde ich nichts in mir und kann mein Geschick darum nicht beklagen. Es thut mir weh, Ihnen dies wiederholt sagen zu müssen."

Lebrecht begann noch einmal. Er suchte ihre Zweifel an sich selbst zu zerstreuen, hatte noch viel auf dem Herzen, was er sagen wollte, als Friederike durch das Thor die Gesellschaft ihrer Genossen bereits die Straße heraufkommen sah. Sie faßte einen Entschluß, der sein Werben ein für allemal abschneiden sollte. „So

Digitized by Google

vernehmen Sie denn, was ich nicht länger verschweigen will," entgegnete sie rasch. „Ich kann Ihre Neigung nicht erwidern, weil mein Herz nicht mehr frei ist. Und nun kein Wort mehr! Dort kommen meine Freunde zu unserem gemeinsamen Werke." Sie wendete sich und schritt der Gesellschaft entgegen. Lebrecht aber trat erschrocken zurück, denn was er vernommen, hatte er am wenigsten erwartet.

Die Schauspieler aber stellten sich vor dem Gruftgebäude auf. Die Kränze, welche die Frauen mitgebracht hatten, wurden niedergelegt. Becker hielt eine Ansprache an seine Kollegen, und Wolff trug ein Gedicht vor, welches er im schönen Drange seines Herzens zu Schillers Andenken verfaßt hatte. Damit war die kleine Feier zu Ende, aber man fühlte sich doch ergriffen und empfand eine stille Genugthuung, das Pflichtgefühl für den großen Verstorbenen doch einigermaßen befriedigt zu haben. Bald verließ die Gesellschaft den Kirchhof, diesmal in Gruppen, da die einen es eiliger hatten, die anderen sich Zeit lassen durften. Der letzte von allen war Karl Unzelmann. Er blieb am Thor stehen und blickte zurück. Der junge Beobachter war auch der erste gewesen, der beim Eintritt in den Kirchhof einen Mann im Gespräch mit Friederike gesehen; ihm war ihre Erregung und sein plötzliches Erschrecken nicht entgangen, und seine Spürkraft ließ ihn vermuten, daß hier ein letztes Wort gesprochen worden sei. Denn er sah diesen Mann jetzt auf einem Stein sitzen, das Haupt auf den Arm gestützt, und in düstere Gedanken verloren. Der Mann that ihm leid, und seine Gutmütigkeit trieb ihn an, ihm etwas Tröstliches zu sagen. Aber was sollte er ihm sagen? Die Regung der Teilnahme wich schnell wieder anderen Gedanken. Er verließ den Kirchhof und folgte den übrigen.

Friederike ging eine Weile schweigend neben Amalie Wolff. „Sagen Sie mir, Silie," begann diese flüsternd, „was war denn das, als wir eintraten? Hatte der Sekretär Schwabe sich nur zufällig herbeigefunden? Es sah aus wie ein Stelldichein."

Friederike nahm sich zusammen, und dennoch entgegnete sie nicht ohne Aufwallung: „Es war schlimmer als das! Ein Überfall! Das Gespräch endete mit — einem Korb!"

„So ernsthaft?" rief Amalie. Und nach einer kurzen Pause setzte sie hinzu: „Man giebt immerhin etwas auf, wenn man einen Mann wie den zurückweist."

„Ich gönne ihm jedes Gute!" entgegnete Friederike. „Er verdient es. Ich aber tauge nicht zur Bürgersfrau. Der Kunst entsage ich nicht!"

„Dergleichen also verlangte er? Ja, dann — liebe Silie, bleiben Sie bei uns!" Amalie nahm den Arm Friederikes, und schweigend setzten sie ihren Weg fort.

Der Mann auf dem Stein aber erhob sein Gesicht, und seine Blicke fielen auf die Mauer des Grabgewölbes. Er hatte aus der Entfernung den Vorgang mit angesehen, aber wenig davon vernommen. Die letzten Worte Friederikes waren es, welche seine Gedanken allein beschäftigten: „Ich kann Ihre Neigung nicht erwidern, weil mein Herz nicht mehr frei ist!" Und für wen schlug ihr Herz? Für einen ihrer künstlerischen Genossen? Er konnte es sich nicht denken. Aber für wen auch immer — es durfte ihn ja nichts angehen! Fahr hin, schöner Traum! Aber es galt, sich zu fassen. Lebrecht Schwabe erhob sich, und es war, als ob er sich in den Schultern höher streckte. Kräftigen Schrittes verließ er den Kirchhof und suchte aus seinen Mienen jede Spur der Erregung zu verbannen, denn niemand sollte erfahren oder auch nur ahnen, was in dieser Stunde durch sein Leben gegangen war.

Digitized by Google

Alessandro Manzoni.

Eine biographische Studie

von

Konrad Alberti.

Die politische wie die litterarische Entwickelungsgeschichte Deutschlands und Italiens zeigt in mancher Hinsicht überraschende Ähnlichkeiten. Hier wie dort erscheint lange Zeit hindurch politisch das Land in eine große Anzahl kleiner Reiche und Herrschaften zersplittert, deren Fürsten sich Erdengötter dünken und um nichts zum Aufgeben ihrer Hoheitsrechte, zum Aufgehen in einem großen, mächtigen Staate zu bewegen sind, solange bis das Volk, nach und nach für den gewaltigen Einheitsgedanken erzogen und herangebildet, seinem Verlangen kräftigen Ausdruck giebt und seinen Wünschen Erfüllung verschafft, indem es sich unter die Führung eines Monarchen stellt, der die Fähigkeit besitzt, seine Zeit zu begreifen. In der Litteratur folgt auf eine — in Deutschland freilich viel weiter zurückliegende — Epoche der höchsten Blüte eine Ära des tiefsten Verfalls, welche in geistreichelndes Wortgeklingel, in eine Nachahmung des langweiligen französischen Pseudoklassicismus ausläuft, welche, so widerwärtig sie auch immer erscheint, dennoch den einzigen Weg bildet, die Poesie überhaupt nur in ihrer Zeit am Leben zu erhalten. Hier aber endet die Ähnlichkeit. Während in Deutschland bereits der neue Tag hereinbricht, während eine strahlende Sonne nach der anderen am Firmament auftaucht, liegt über Italiens Dichtung noch tiefe Polarnacht, und als sie endlich weicht, ist es ein einziger Mann, fürwahr ein litterarischer Prometheus, der das göttliche Feuer der wahren Kunst vom Himmel herunterholt. Einem Kreise erlauchter Geister verdanken wir Deutsche unsere zweite klassische Epoche: auf dem Fundamente der einheitlichen Schriftsprache, das einst Luther gelegt, stehend, schafft uns Klopstock eine weihevolle, erhabene Dichtung, Lessing ein nationales, von der fränkischen Fessel der drei Einheiten befreites Drama, Herder eine flüssige, zwanglose wissenschaftliche Prosa, Goethe einen modernen Roman. Solches Glück lächelte Italien nicht. Neben Dutzenden von Halb- und Dreiviertelstalenten vermochte es erst ziemlich spät ein einziges, wahres Genie hervorzubringen, das nun seinem Lande alles in einer Person sein mußte: Odendichter, Dramatiker, wissenschaftlicher Essayist, Romandichter, nach der einen Richtung hin reformierend, nach der anderen Grund legend, ja sogar selbst noch zum Teil Spracheiniger und Sprachreiniger.

Dieses Genie ist Alessandro Manzoni.

Manzonis Bedeutung für die nationale Poesie seines Landes, ja für die Weltlitteratur überhaupt ist von den wenigsten richtig gewürdigt worden. Zumeist hat man sich begnügt, Goethes Urteile über ihn zu wiederholen und zu umschreiben, die ja sehr Schönes und Richtiges enthalten,

Digitized by Google

aber — was Goethe auch gar nicht beabsichtigte — durchaus nicht umfassend sind. Andere Kritiker geraten geradezu auf Abwege. In einer jüngst erschienenen italienischen Litteraturgeschichte ist Manzoni schlankweg als Romantiker bezeichnet. Das ist gerade so richtig, als wenn jemand unseren E. T. A. Hoffmann einen Jugendschriftsteller nennen würde, weil er ja Märchen geschrieben. Wie jedes große ursprüngliche Talent, das auf eigenartige Geistesentwickelung hinzielt, weil es sowohl künstlerischer Ehrgeiz wie künstlerische Einsicht die Straßen der Vorgänger verachten lassen, hat er nicht sogleich den rechten Weg in das Allerheiligste des Tempels der Kunst gefunden, sondern viele Pfade anbahnen und wieder aufgeben müssen, bis er die rechte Richtung eingeschlagen. So war er denn nacheinander Klassicist, Romantiker, Realist. Jede dieser Schulen könnte versuchen, ihn als einen der ihrigen in Anspruch zu nehmen, ohne daß einer der unwiderlegliche Beweis, daß er ganz zu ihr gehöre, glücken dürfte.

So reich an plötzlichen Wandlungen und Wendungen seine Dichterlaufbahn ist, so arm an ihnen ist die Geschichte seines Lebens. Und doch ist diese wieder mit jener so eng verknüpft, daß es unmöglich ist, beide voneinander zu trennen.

Die Manzonis waren ein altes, aber durch ungünstige Schicksale aller Art herabgekommenes Adelsgeschlecht. Pietro Manzoni legte den Grafentitel, den er zu führen berechtigt war, ab, weil er nicht mehr die äußeren Verpflichtungen zu erfüllen im stande war, welche derselbe auferlegte. Gezwungen, seine Besitzungen in der Valsassina aufzugeben, zog er sich auf sein bei Lecco, da, wo die Adda den südlichen Arm des Comersees verläßt, gelegenes Gut zurück, um hier inmitten einer herrlichen Natur ganz den ländlichen Beschäftigungen zu leben. Er vermählte sich mit der Tochter eines berühmten Vaters, jenes Rechtsgelehrten Beccaria, welcher durch sein in zweiundzwanzig Sprachen übersetztes Werk „Verbrechen und Strafe" der einflußreichste Verbreiter der modernen humanen Anschauungen in der Rechtsgelehrsamkeit geworden ist. Den Gatten ward am 7. März 1785 zu Mailand ein Sohn geboren, unser Alessandro. Das junge Eheglück war aber nur von kurzer Dauer, bald stellte es sich heraus, daß die Naturen beider Gatten wenig füreinander paßten: Pietro war ein über die Maßen unbedeutender Mensch, Giulia eine ebenso schöne als geistreiche Frau. An eine häusliche Erziehung des Knaben war unter solchen Umständen nicht zu denken; kaum hatte er das sechste Jahr vollendet, so sandte man ihn ins Kloster. Den wohlthätigen Einfluß des Elternhauses hat er nie verspürt. Es ist noch ein großes Glück zu nennen, daß er in den Klöstern von Merate, Lugano und auf der Ritterakademie von Mailand — einem durchaus geistlichen Institut — fast nur sanfte, wohlwollende und kenntnisreiche Lehrer hatte, welche sich bemühten, ihn durch Liebe zu erziehen und seine gar bald zu Tage tretenden Anlagen zu fördern. In mannigfacher Gestalt trat die Verführung an ihn heran: so geriet er einmal eine Zeit lang in eine Gesellschaft von Spielern; doch er besaß angeborene sittliche Stärke, und sein guter Genius bewahrte ihn vor dem Verderben. Dennoch hat er sein ganzes späteres Leben hindurch eine Abneigung gegen die Erziehung in den Kollegien empfunden und seine eigenen Kinder ohne Ausnahme nur in der Familie aufwachsen lassen. Nachdem er die via crucis der geistlichen Institute durchlaufen, bezog er die Universität Pavia. Tiefe und ernste Studien scheint er daselbst nicht gepflegt zu haben, nur die Vorlesungen Vincenzo Montis, des Lehrers der „Eloquenz" — eines von den Universitäten jetzt ganz verschwundenen Lehrfaches — zogen ihn mächtig an, weil die Meinungen, die der verehrte Mann vortrug, damals durchaus mit seinen Anschauungen übereinstimmten. Manzoni hatte nämlich inzwischen begonnen, dichterisch thätig zu sein.

Seine erſten Verſuche ſind Oden, Idyllen und Satiren. Er ſchrieb ſie zwiſchen ſeinem dreizehnten und neunzehnten Jahre, alſo zu einer Zeit, da bei den meiſten Dichternaturen der Genius ſich erſt in einer Weiſe kund giebt, welche ſich zu ſeinen ſpäteren Offenbarungen verhält wie das Stammeln eines Jahrkindes zur fließenden Rede eines zielbewußten Mannes. Dieſe unnatürliche oder mindeſtens außerordentliche Frühreife, dieſer Mangel an Zurückhaltungskraft ſteht vielleicht auch mit der eigentümlichen Erſcheinung in Verbindung, daß das dichteriſche Vermögen bei Manzoni ſchon in Jahren verſtummte und verſagte, in denen es bei anderen erſt ſeine beſten und ſchönſten Früchte zu zeitigen pflegt. Jene Verſuche ſeiner Jugend zeigen eine ſeltene Formgewandtheit, einen außerordentlichen Wortreichtum, eigenartige Kraft des Ausdruckes; ſie entbehren auch guter und ſchöner Gedanken nicht, und dennoch kann man ihnen litterariſchen Wert ſchwerlich beimeſſen. Der Dichter ſteckt noch ganz im Moraſt jenes falſchen, ſchwerfälligen ſogenannten Klaſſicismus, der zu ſeiner Zeit die franzöſiſche Litteratur beherrſchte. Und die italieniſche war damals ſchon längſt nicht viel mehr als ein Anhängſel der letzteren. Man gefiel ſich, wenig Sinn in möglichſt volltönende und zahlreiche Worte zu faſſen, rhetoriſche Perioden zu bauen und vor allem den Stil mit Anſpielungen und Namen aus der Mythologie des Altertums zu überladen. Dieſe häßliche Eigentümlichkeit verunſtaltete ſelbſt die Werke ſonſt trefflicher Dichter und Schriftſteller wie Parini und Monti. Die letzteren aber wurden von dem jungen Manzoni aufs höchſte verehrt und daher teils bewußt, teils unbewußt nachgeahmt. Zur rechten Zeit ſagte ſich allerdings Manzoni noch von dieſer Unnatur los. Aber nicht in Italien ſollte ihm das neue Licht über das Weſen der Dichtkunſt aufgehen, ſondern in dem Centrum des poetiſchen Unweſens ſelbſt.

Die Lage der Dinge im elterlichen Hauſe war mittlerweile immer unerträglicher geworden. Der alte, faſt ſiebzigjährige Gatte und ſeine noch junge Gemahlin vermochten einander nicht zu verſtehen. Die Mutter verlangte nach einem Menſchen auf der Welt, dem ſie ihr Herz anvertrauen konnte. Sie fand einen ſolchen in dem Grafen Carlo Imbonati. Die ſtets geſchäftigen Läſterzungen in Mailand munkelten allerlei. Da ſtarb der Graf, und es fand ſich, daß er ſein Landgut Bruſuglio bei Mailand, obwohl er nahe Verwandte beſaß, der Freundin hinterlaſſen hatte. Das gab den niedrigen Verleumdern ſo recht Holz für einen Scheiterhaufen, die Ehre der Frau darauf zu verbrennen! Vielleicht mag nun auch Pietro Verdacht geſchöpft haben — genug, eines Tages verließ Giulia Mailand, nahm ihren väterlichen Namen wieder an und ſiedelte nach Paris über. Aleſſandro, tief von der Unſchuld der Mutter überzeugt, folgte ihr, da er zugleich die Unmöglichkeit fühlte, ſich je mit ſeinem Vater zu verſtändigen.

Es war nicht die höchſte, wohl aber die beſte Geſellſchaft, in welche ſie eintraten. Das Haus der Witwe Condorcets bildete damals den Hauptverſammlungsort der freien Geiſter Frankreichs. Zwei Männer namentlich waren die Zierden der Geſellſchaft, welche ſich dort zuſammenfand: der eine der Arzt und Philoſoph Cabanis, der andere Claude Fauriel, der Geſchichtſchreiber des Stoicismus. Von dieſen und mit dieſen eignete ſich Manzoni den hiſtoriſchen Sinn an, den er von da ab ſein ganzes Leben hindurch in außerordentlichem Maße beſeſſen, und vor allen Dingen gewann er ſich die Überzeugung, daß wahre Größe nicht darin beſtehe, all das zu lernen und zu können, was ſchon ſo viele andere, und wären es die Beſten, vorher erreicht und vermocht, ſondern darin, Neues und Eigenartiges in der Richtung zu erſinnen und auszuführen, auf welche das angeborene Talent hindeutet. Er lernte einſehen, daß der Farmer im Urwald, der ein kleines Stück jungfräuliches Land in Ackerfeld verwandelt, auch wenn noch hier und da ein

Digitized by Google

unausgerodeter Baumstumpf sich zwischen seinen Saaten erhebt, höheres Lob verdient als der Begründer und Verwalter irgend einer großen Musterwirtschaft, der diese mit tausend Arbeitskräften, mit Zuhilfenahme aller Mittel der Kultur zu stande gebracht. „Ich will," so klang es in ihm,

„toccar la cima,
... o far che, s'io cadrò su l'erta,
dicasi almen: su l'orma propria ei giace."

Und daß er, der zwanzigjährige Jüngling, ohne Reichtum, Empfehlungen und körperliche Vorzüge, sich eine Stellung in der geistreichsten und anspruchsvollsten Gesellschaft der Welt schuf, von ihr nicht bloß geduldet, sondern geachtet und wie einer ihresgleichen betrachtet wurde, ist gewiß ein schönes Zeugnis für seine geistige Reife, obschon nicht verhehlt werden soll, daß die eine oder andere Thür wohl der Name Beccaria öffnete, vor welcher der Name Manzoni den Sesamdienst versagte.

Seine Vorsätze brachte der Jüngling bald in Ausführung. Jene gehässigen Verleumdungen, von denen wir oben gesprochen, verfolgten die Übergesiedelten auch bis nach Paris; sie drangen selbst in den Kreis, in welchem sie verkehrten. Da erhob Alessandro sich in sittlicher Empörung und beschloß, die Ehre der geliebten Mutter zu verteidigen. Er that es in einem Gedicht auf den Grafen Imbonati. In diesem läßt er den Toten ihm, dem Dichter, im Traum erscheinen und bestätigen, daß er selbst Mutter und Sohn gegenüber nie eine andere Rolle gespielt habe als die eines brüder- und väterlichen Freundes, er läßt ihn die Teuren segnen und dem jungen Dichter gute Ratschläge für sein ferneres Leben erteilen. Klar gehen die Ziele Alessandros aus seinen Worten hervor, er will für alles Gute, Schöne und Wahre erglühen, vor allem aber stets er selbst sein. Das Gedicht war ursprünglich nur für einen engen Kreis von Freunden bestimmt, erst auf Verlangen übergab er es später der Öffentlichkeit. Die Scheu, mit seinen Werken vor das Publikum zu treten, langes Zurückhalten derselben im Schreibpult, fortwährendes Feilen, Modeln und Bessern daran auch noch nach der Veröffentlichung sind charakteristische Kennzeichen Manzonis. Nie hat er ein Werk, und wäre es das kleinste, noch mit nasser und glänzender Tinte in die Druckerei gesandt.

Jenes Gedicht zeigt auch hinsichtlich der Form einen großen Fortschritt: der Stil ist streng, knapp und klar, kein Wort ist zu wenig, keines überflüssig, aller mythologische Bilderkram ist verbannt. Manzoni ist auch nur noch ein einziges Mal in den alten Fehler zurückverfallen, als er eine recht wertlose Idylle „Urania" schrieb, sonst zeigen seine Werke sämtlich das Bemühen, so klar und schneidig, so — wenn der Ausdruck hier erlaubt ist — modern zu sein als möglich. Auf jenes Mythologisieren in Vers und Prosa warf er später einen wahren Haß; in einer scharfen Satire, „Der Zorn des Apollo", ließ er den Gott auftreten und klagen, daß jetzt den Göttern und der Antike überhaupt auch noch die letzte Provinz ihres längst in Trümmer gegangenen Weltreiches, die Litteratur, verloren gegangen sei. Denn Manzonis Vorgang, die Blumen nicht mehr „Florens Kinder" sondern einfach die Blumen, die Mondnacht nicht mehr „die Zeit, da Diana den schlummernden Endymion wach küßt", sondern einfach die Mondnacht zu nennen, drang siegreich in immer weitere Kreise. Das Verdienst, der Litteratur seines Vaterlandes das Göttergeschenk der Entgötterung gespendet, sie die hohe Kunst der Schlichtheit gelehrt zu haben, darf der zwanzigjährige Manzoni mit vollem Recht in Anspruch nehmen.

Wir haben die Gesellschaft, in der Manzoni sich bewegte, oben einen Kreis freier Geister genannt. Nicht immer muß der freie Geist auch ein Freigeist sein. In unserem Falle aber trifft beides zusammen. Es war eine durchaus konfessionslose, ja zum Teil atheistische Gesellschaft, die sich da zusammenfand: Cabanis und besonders Fauriel glaubten

wenigſtens keineswegs an die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes. Bei dem großen moraliſchen Einfluß, welchen der um dreißig Jahre ältere Cabanis, der Herzensfreund der Madame Helvetius, auf Manzoni beſaß, bei dem regen, von Tag zu Tag innigeren Bunde, in dem letzterer mit Fauriel ſtand, iſt es nicht zu verwundern, daß auch er von der Religion gering zu denken begann. Als einer ſeiner Schulfreunde in Italien auf den Tod daniederlag, ſchrieb er an einen gemeinſamen Genoſſen: „Es ſchmerzt mich tief, zu hören, daß die Freunde keinen Zutritt zu ſeinem Lager haben und daß er an Stelle derſelben die Schreckensgeſtalt eines Prieſters vor Augen haben muß!“ Dieſe Worte ſchrieb er im Jahre 1806. Zwei Jahre ſpäter war er der gläubigſte Katholik unter der Sonne. Dieſe plötzliche Wendung iſt ein bis auf den heutigen Tag noch unaufgeklärtes Seelenrätſel.

Manzoni hatte ſich am 31. Auguſt 1808 vermählt: er, der Dreiundzwanzigjährige, mit einem ſechzehnjährigen Mädchen, Henriette Blondel, der Tochter eines Genfer Banquiers, die er auf einer Schweizerreiſe kennen gelernt hatte. Die naheliegende Annahme, daß die Gattin auf ihn bekehrend eingewirkt habe, — ein Fall, der ja nicht eben ſelten vorkommt — erſcheint ausgeſchloſſen, denn Henriette gehörte der reformierten Kirche an und trat erſt ſpäter auf Aleſſandros Veranlaſſung zum katholiſchen Glauben über. Jedweder vernünftige Grund für jene wunderbare Geiſteswandlung fehlt. An Anekdoten, welche den Fall aufklären ſollen, mangelt es freilich nicht, dieſelben beweiſen indeſſen gar nichts. Da ſoll einmal ein piemonteſiſcher Graf in einer Geſellſchaft, in der weidlich über die Religion hergezogen wurde, durch ein einfaches, majeſtätiſch geſprochenes „Und ich glaube doch!“ auf den anweſenden Manzoni unauslöſchlichen Eindruck gemacht und den Anſtoß zur Bekehrung gegeben haben. Eine andere Überlieferung meldet, der Dichter ſei einſt bei einem Volksauflauf von der Seite ſeiner Frau geriſſen worden und nach ſtundenlangem, vergeblichem Suchen durch alle Gaſſen endlich in eine offene Kirche getreten, wo er inbrünſtig zu Gott gefleht habe, ſich ihm zu offenbaren; bald darauf habe er die Verlorene gefunden und ſei ſo zum Glauben hingeleitet worden. Solche Geſchichten tragen den Stempel der Erfindung an der Stirn. Bis einmal gewiſſenhafte Forſchungen uns die wahre Urſache enthüllen, können wir nur einfach die Thatſache als eine einzige und merkwürdige erwähnen.

Wie alle Renegaten — wenn dies Wort von einem Glauben für Unglauben Eintauſchenden gilt —, zeigte er ſich nun als von der neuen Überzeugung bis ins innerſte Mark durchdrungen; er wurde ein leidenſchaftlicher, um nicht zu ſagen, fanatiſcher Katholik. Sein ganzes früheres Leben bezeichnete er als eitel Frevel und Sünde und dankte Gott auf den Knien für die Gnade und das Wunder, welches er an ihm zu offenbaren geruht hatte. Natürlich reizte dies den Widerſpruch, ja den Spott ſeiner bisherigen Freunde. Nun hat Manzoni nie Freude am Wortſtreit gehabt; ſelbſt wo er als Neuerer auftrat, trug er zumeiſt ſeine Anſichten vor und überließ, jedem Streit aus dem Wege gehend, den Unparteiiſchen die Entſcheidung; ihm fehlte der Stachel, er liebte ganz beſonders im Privatleben die unangefochtene Ruhe, perſönlicher Zank war ihm aufs tiefſte verhaßt. Und nirgend gerade iſt der Menſch empfindlicher als in Glaubensdingen. So zog er es denn vor, dem Geſchwätz in Paris einfach aus dem Wege zu gehen. Das junge Ehepaar begab ſich in Begleitung der guten Mutter nach Bruſuglio und lebte dort in ländlicher Zurückgezogenheit heiter und glücklich beiſammen. Eine neue Geſtalt trat jetzt einflußreich in Manzonis Leben ein, der Pater Toſi, ſein Beichtvater. Dieſer Mann, dem alle, welche ihn kennen lernten, das Zeugnis reinſter Ehrenhaftigkeit, aber dogmatiſcher Starrheit ausſtellen, hatte in den nächſten Jahren faſt unumſchränkte Macht über ihn. Sie

ging so weit, daß ihm Manzoni seine Handausgabe der Werke Voltaires, der früher des letzteren Lieblingsschriftsteller gewesen, ausliefern mußte. Tosi wollte die Gelegenheit, ein so großes litterarisches Talent für den Dienst der Kirche zu verwenden, nicht versäumen und begann ihm Aufgaben zu stellen. Nun hat leider der Katholicismus, der so ungemein fördernd und anregend auf die Baukunst, die bildenden Künste und die Musik einwirkte und in diesen die höchsten für den Menschengeist erreichbaren Werke aufblühen ließ, entschieden etwas Litteraturfeindliches. In Deutschland zum Beispiel bezeichnet der Fall der Hohenstaufen, das heißt der Sieg der päpstlichen Herrschaft, auch den Untergang der deutschen Litteratur, welche in Poesie wie in Prosa erst wieder mit dem Beginn der Reformation erwacht, und auch in anderen Ländern hat der Katholicismus nur sehr wenige wahrhaft große Schriftsteller und Dichter hervorgebracht. Wolfram, Calderon, Dante, Tasso bestätigen als vereinzelte Erscheinungen gegenüber dem durchdringenden Einfluß des Katholicismus in den übrigen Künsten des Mittelalters nur diese Ansicht. Die Zeit, in welcher Manzoni eifriger Katholik und nichts als Katholik war, ist auch die unfruchtbarste seines Lebens, er hat in den Jahren 1810 bis 1818 nichts geschaffen als fünf mittelmäßige geistliche Lieder und einen Essay über die Moral des Katholicismus, der stilistisch zu dem Schwächsten gehört, was er je geschrieben. Beide Aufgaben waren ihm von seinem Beichtvater verordnet worden. Die Lieder, welche einzelne poetische Stellen enthalten, bilden den Übergang zur romantischen Periode. Sie sind es auch, welche zuerst die Aufmerksamkeit Goethes auf ihn lenkten. Es sollten ursprünglich ihrer zwölf werden, allein dem Dichter war es unmöglich, mehr als fünf zu vollenden. Volkstümlichkeit haben sie nie erlangt, sie sind pathetisch und entbehren aller Naivität. Der Essay wollte Manzoni gar nicht recht aus der Feder. Was that Tosi? Er schloß seinen Beichtling Tag um Tag in ein Zimmer ein und öffnete erst, wenn dieser eine bestimmte Anzahl Seiten niedergeschrieben hatte.

Die übrige Zeit, in welcher er nicht dichtete, widmete Manzoni dem Familienverkehr und dem Ackerbau. Die väterliche Erbschaft, das Gut Caleotto bei Lecco, war er infolge der Mißwirtschaft seines Verwalters 1818 zu verkaufen genötigt. Vielleicht war dieser große Schmerz die Ursache, die ihn mit einemmal aus seiner Trägheit aufrüttelte und ihm die Feder in die Hand drückte. Große Schmerzen sind ja für große Geister wie Regen in der Sommerdürre. Jedenfalls gehören die nun folgenden sechs Jahre zu den thatenreichsten seines Lebens.

Er begann, sich in historische Studien zu vertiefen, welche von jetzt ab bis zum Ende das Rückgrat seines poetischen Schaffens bildeten. Die erste Frucht des neuen Wirkens war die Tragödie „Der Graf von Carmagnola". Der Untergang eines jener kecken italienischen Heerführer des Mittelalters, die ihre kräftige Eigennatur dem Gemeinwesen nicht opfern wollen, welchem sie dienen, bildet den Inhalt. Goethes Urteil über das Stück ist bekannt, ebenso, daß er den Dichter noch späterhin in „Kunst und Altertum" gegen die italienische und englische Kritik kräftig in Schutz nahm. In zweierlei Hinsicht ist das Stück für uns bemerkenswert. Manzoni brach in demselben mit dem alten verrotteten Princip der drei Einheiten. Er verteidigte diese Neuerung in einem längeren, trefflich geschriebenen Aufsatz, in welchem er sich aber sonderbarerweise nie auf Lessings Anschauungen, die er wahrscheinlich nicht kannte, sondern auf A. W. v. Schlegel stützt. In der That gehörte damals Manzoni der romantischen Schule an. Vortrefflich ist ferner der Bau des Stückes, die energische Führung der Handlung, die kräftige, einfache Sprache, die konsequente Zeichnung der Charaktere. Dennoch hat sich das Stück nicht auf der Bühne zu halten vermocht. Manzoni begriff wohl das Dramatische, nicht aber

das Tragiſche und das Theatraliſche. Seinem Helden fehlt die tragiſche Schuld, ſein Vergehen iſt Eigenſinn, nicht fortreißende Leidenſchaft, und darum können wir uns für ihn nicht erwärmen. Daß die Frauengeſtalten von ſo geringer Bedeutung ſind, gereichte der Bühnenwirkung eben auch nicht zum Vorteil. Den antikiſierenden Zopf endlich, den Manzoni mit

Aleſſandro Manzoni.

der Rechten durch die Aufhebung der Einheiten abſchnitt, ſetzte er mit der Linken durch die Einführung eines Chores wieder an. Jener Chor am Schluß des zweiten Aktes gehört freilich zu dem Gewaltigſten, was der Dichter geſchrieben, aber er paßt nicht in das Drama. Der Inhalt desſelben, die Schilderung des italieniſchen Bürgerzwiſtes, von dem allein der Fremde den Vorteil zog, die Aufforderung zur Einigung, zur Befreiung des Landes, die Anſpielung auf die zu des Dichters Zeit herrſchenden ähnlichen Zuſtände hätte etwa den Hintergrund des Stückes ſelbſt bilden müſſen. Zum erſtenmal tritt uns aus dieſem Chor, deſſen Gedankengang Ähnlichkeit mit dem erſten Chor der „Braut von Meſſina" hat, der unitariſche Politiker Manzoni entgegen, ebenſo wie in dem das Stück begleitenden Aufſatz über die drei Einheiten zum erſtenmal der äſthetiſche Kritiker, der meiſterliche Eſſayiſt ſpricht.

Iſt der „Graf von Carmagnola" eine hiſtoriſch-romantiſche Tragödie, ſo iſt das im folgenden Jahre vollendete Drama „Adelchi", welches die Eroberung des Longobardenreiches durch Karl den Großen ſchildert, ein rein hiſtoriſches Trauerſpiel. Es zeigt alle Vorzüge ſeines Dichters und alle Erbfehler ſeiner Gattung, vor allem den einen, daß es kalt läßt. Seine Geſtalten ſind eben in erſter Linie Longobarden, in

zweiter Menschen. Darum hat dasselbe auch trotz sehr schöner Einzelheiten nie einen wirklichen, echten Erfolg davongetragen. Einen reinen, ungeteilten Eindruck auf unser Gemüt macht jedoch die Widmung. In kurzen, aber herrlichen Worten weiht der Dichter das Werk seiner Lebensgefährtin, „die sich mit der Liebe der Gattin und der Weisheit der Mutter zugleich die Seele der Jungfrau zu erhalten verstand", und beweist so, daß er nach zwölfjähriger Ehe nicht minder zärtlich für sie empfand als am Hochzeitstage, daß beide Gatten in sich selbst und in ihren Kindern das höchste und schönste Erdenglück gefunden.

Mittlerweile war das Jahr 1821 herangekommen, welches für Manzoni bedeutungsvoll werden sollte. Er war ein begeisterter Patriot, die Einigung seines Vaterlandes lag ihm sehr am Herzen,

„una d'arme, di lingua, d'altare,
di memorie, di sangue e di cor"

wollte er Italien sehen. Er ging so weit, daß er, obwohl strenggläubiger Katholik, das Bestehen des Kirchenstaates durchaus verdammte. Der Sturz desselben war ihm später „der Anfang einer neuen Ära auch für die Kirche Christi und die Erfüllung der Wünsche jedes aufrichtigen Katholiken." Vor allen Dingen aber war ihm die österreichische Fremdherrschaft in der Lombardei und Venetien aufs tiefste verhaßt. In jenem Jahre begann sich das Nationalitätsbewußtsein in Italien wieder mächtig zu regen, und die Patrioten des Nordens zettelten jene Verschwörung an, welche unter dem Namen des Turiner Putsches bekannt ist. Derselbe mißglückte, und seine Führer Silvio Pellico, Confalonieri und andere mußten ihr Unternehmen in den Gefängnissen des Spielbergs büßen. Fast sämtlich mit Manzoni befreundet, hatten sie von Anfang an viel darangesetzt, ihn in die Verschwörung hineinzuziehen. Allein eine kühle diplomatische Natur wie er war weder zum kampfestüchtigen Carbonari noch zum aufwiegelnden Volksredner geboren, das erstere verbot ihm auch schon sein fortwährendes Kränkeln, das letztere ein organischer Fehler: er stammelte. Aber er begleitete die Erhebung mit einem poetischen Segenswunsch, welcher, wenn er der österreichischen Regierung bekannt geworden wäre, ihn ebenso wie seine kämpfenden Freunde in den Kerker geführt hätte. Es hing übrigens nur an einem dünnen Faden, daß er durch fremde Unvorsichtigkeit in die höchste Gefahr geriet; die Klugheit seines Freundes Bozzi rettete ihn allein. Jenes Gedicht blieb verborgen bis zum Jahre 1848, dann veröffentlichte er es mit der Widmung an die Manen Theodor Körners, „des Dichters und Kämpfers für die Unabhängigkeit Deutschlands, welcher am 18. Oktober 1813 bei Leipzig fiel (!!!). Sein Name bleibt allen Völkern teuer, welche für den Schutz oder die Wiedergewinnung ihres Vaterlandes kämpfen."

Kurze Zeit nach jenen Ereignissen kam die erschütternde Kunde nach Europa, der größte Mann seiner Zeit sei verschieden. Gewaltig, unbeschreiblich war der Eindruck, den sie auf alle Gemüter machte. Hunderttausende hatten gefürchtet oder gehofft, sein Riesengeist werde ihm doch noch einmal ein Mittel an die Hand geben, dem wüsten Felseneiland mitten im Ocean zu entfliehen und die Zügel der Weltherrschaft wieder an sich zu reißen. Freunde und Feinde, die er bis dahin in unaufhörlicher Erregung erhalten hatte, begannen beide erst jetzt ruhig aufzuatmen. Man fing an, sich allmählich ein klares, sachliches Urteil über den Vielbewunderten und Hartgeschmähten zu bilden, und selbst die Muse, die ihm bis dahin halsstarrig den Tribut versagt hatte, obwohl er ihr nicht feindlich war — ich meine die Muse der echten, unabhängigen Kunst, nicht die feile, liebedienernde Dirne —, mischte sich unter die Leidtragenden und streute Palmen auf sein Grab. Auch Manzoni vermochte nicht zu schweigen, er schrieb jenes wundervolle Gedicht „Der fünfte Mai". Jeder kennt es, denn wie oft ist es nicht ins Deutsche übertragen worden, von Goethe bis Paul Heyse. Lamartine, der es ins Französische über-

Digitized by Google

ſetzte, geſtand, er würde viel darum geben, wenn er der Verfaſſer wäre. In der That kann keines der zahlloſen Gedichte über den gleichen Gegenſtand mit ihm an Tiefe der Gedanken und Pracht der Bilder wetteifern, es iſt das ſchönſte Denkmal der modernen Lyrik Italiens.

Indeſſen bildet es nur ein Intermezzo in dem Entwickelungsgange Manzonis. Der letztere beſteht freilich, genau betrachtet, nur aus einer Reihe Intermezzis, er bewegt ſich nicht in gerader oder Bogenlinie, ſondern in Röſſelſprüngen, bei denen er nie ein ſchon einmal genommenes Feld wieder betritt. Nach dem Mißglücken der politiſchen Beſtrebungen vertiefte ſich Manzoni völlig in hiſtoriſche Studien. Namentlich war es der mailändiſche Geſchichtſchreiber Ripamonti, der ihn durch die Wahrheit und Klarheit ſeiner Darſtellung anzog. Die Zeit um den Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts, zu welcher ſich in Norditalien erhabene und ſchreckliche Ereigniſſe in reicher Folge drängten, wunderbare Bekehrungen großer Verbrecher, das Walten eines milden, wohlthuenden Prieſters wie öffentliche Unſicherheit, Krieg, Hungersnot, Epidemien, forderte zu poetiſcher Behandlung auf, wie er ſogleich mit ſeinem Sinne erkannte. Da war es ein glücklicher Gedanke, alle großen Ereigniſſe jener Epoche hemmend und fördernd in das Geſchick eines einfachen ländlichen Liebespaares hineinſpielen zu laſſen und ſo zugleich ein Bild der damaligen Welt im großen und im kleinen zu geben. Es war ſeine Aufgabe, geſchichtlich treu und ſeeliſch tief zu ſein, jene Vereinigung von Makro- und Mikrokosmos zu ſchaffen, welche er in ſeinen Dramen vergeblich verſucht hatte. So entſtanden die „Verlobten". Der Erfolg derſelben war beiſpiellos. In Italien wurden ſie über hundertundfünfzigmal aufgelegt, in Deutſchland kennt man ſiebzehn, in Frankreich neunzehn, in England zehn Überſetzungen, außerdem ſolche ins Spaniſche, Griechiſche, Holländiſche, Schwediſche, Ruſſiſche, Ungariſche ꝛc. Von ihrem Erſcheinen ab beginnt jener Manzonikultus in Italien, der ſchier bis zur Abgötterei getrieben wurde. Italieniſche Kritiker haben das Buch geradezu als das erſte Meiſterwerk der Weltlitteratur, als das Muſter eines Romans überhaupt hingeſtellt. Uns kühlen Deutſchen will das Werk nun freilich weder als das eine noch als das andere erſcheinen, ſo wenig wir ſeine großartigen Schönheiten verkennen. Wir rechnen es dem Dichter hoch an, daß er von dem häßlichen, uns Deutſchen beſonders ſo anhaftenden Idealiſieren der handelnden Perſonen frei iſt, daß er uns die Menſchen giebt, wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein müßten. Renzo und Lucia ſind ganz gewöhnliche Bauern, die ſich in ihren Anſchauungen nie über ihren Stand hinaus erheben, ſie können nicht einmal leſen und ſchreiben, und doch ſtehen ſie uns menſchlich nahe, doch intereſſiert uns ihr Geſchick. Wir bewundern die ſcharfe Zeichnung der Charaktere, die Plaſtik in der Schilderung der ruhigen, entzückenden Natur ſowohl wie der wilden, tobenden aufſtändiſchen Volksmenge und beſonders jener hochberühmten Peſtſcenen. Da iſt keine langweilige Sentimentalität, keine verworrene Beſchreibung, alles iſt dramatiſch bewegtes Leben und ſteht mit der Plaſtik eines Rieſenpanoramas vor unſeren Augen. Manzoni wendet hier auch mit Glück denſelben Kunſtgriff an, deſſen ſich Kaulbach ſo oft bediente: das große Bild aus einer Reihe einzelner Gruppen aufzubauen, die ſchließlich faſt pyramidenförmig in einer einzigen gewaltigen gipfeln: dem Wiederbegegnen der getrennten Liebenden im Lazarett. Auch den Vorwurf, den einzelne Stimmen Manzoni machten: ſein Roman ſei von papiſtiſcher Tendenz durchtränkt, müſſen wir zurückweiſen. Wohl zeigt er ſich auch hier als gläubiger Katholik, die (übrigens hiſtoriſche) Bekehrung eines Ungläubigen bildet einen Wendepunkt des Romans, allein jeder Verſuch, auch den ungläubigen Leſer zu bekehren, liegt ihm völlig fern, ſeine Menſchen leben und ſterben eben in ihrer Religion, ohne eine Ahnung davon zu haben oder zu

äußern, daß es außer derselben noch andere Konfessionen gebe. Wohl aber müssen wir manches in der Form und Erzählungsweise des Dichters tadeln, der darin nicht selten auf wahrhaft kindlichem Standpunkt steht. Bogenlang wird oft die laufende Erzählung durch historische Exposés unterbrochen und dann, als wäre nichts geschehen, der Faden genau an jener Stelle, wo er fallen gelassen worden, wieder aufgenommen. Dann springt der Dichter oft ganz willkührlich mit der Handlung um; wenn dieselbe still zu stehen droht, wird eine neue Person eingeführt oder eine bekannte von dem entferntesten Schauplatz herbeicitiert, um als deus ex machina einzugreifen. Setzt man sich aber über diese Schwächen fort, so wird man aus der Lektüre des Buches einen vollen und reinen Genuß schöpfen.

Ist uns früher Manzoni als Klassicist, als Romantiker erschienen, so entpuppt er sich jetzt als Naturalist oder, um den italienischen Ausdruck* zu gebrauchen, Verist vom reinsten Wasser. Der Auflauf vor dem Hause des Proviantmeisters, Renzos Trunkenheit, die mitten zwischen den Leichenhaufen zechenden Totenträger, der Krankheitsprozeß Rodrigos sind mit einer Naturtreue, mit Farben geschildert, wie sie kaum Zola je angewendet hat.

Für Italien bedeutet der Roman das, was uns „Werther" und „Wilhelm Meister" sind: den Anfang einer guten, dem modernen Geschmack entsprechenden Romanlitteratur überhaupt, das Erwachen der Erzählungskunst. Auf Stil und Sprache in der italienischen Litteratur hat der Roman den größten Einfluß geübt, erst von seinem Erscheinen datiert in derselben der natürliche, leichte Ton des Lebens, in dessen Nachahmung die Italiener so schnell Meister geworden sind, so daß sie heute uns darin bei weitem übertreffen. All das fiel Manzoni nicht von ungefähr in den Schoß, er mußte es sich durch unendlichen Fleiß erst aneignen, zumal ihm als geborenem Lombarden der Dialekt von Florenz, welcher die italienische Schriftsprache bildet, ziemlich fremd war. Aber er besaß einen eisernen Fleiß, unablässig feilte und glättete er an dem Roman, bei jeder Ausgabe traf er neue Verbesserungen, die von 1842 erhielt sogar noch einen Anhang „Geschichte der Schandsäule", die Ausführung eines im Roman nur leicht berührten Punktes, der Hexenprozesse während der Pest und ihrer Ungerechtigkeiten.

Manzoni hatte mit diesem Werk der Welt so ziemlich alles gesagt, was er ihr mitzuteilen hatte. Produktiv trat er nicht mehr auf. Als die Nachahmungen seines Romans sich immer mehr häuften und talentlose Stümper aus seiner lebendigen Kunst toten archäologischen Gelehrtenkram machten, trat er in einem kritischen Aufsatze gegen das ganze Genre des historischen Romans auf. Sodann schrieb er einige geschichtliche Aufsätze, die aber erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, und war vielfach im Interesse der Sprachseinigung für die allgemeine Annahme des Florentiner Dialektes als Schriftsprache thätig. Darauf beschränkte sich seine ganze aktive Teilnahme an der Litteratur während der zweiten Hälfte seines Lebens. Aber tausendfältige Anregung gewährte er im engeren Umgange Freunden und Bekannten. Sein Brusuglio war ein Sammelpunkt gelehrter, tüchtiger, geistvoller Menschen. Sein Stottern hinderte ihn nicht, der liebenswürdigste, humorreichste Gesellschafter zu sein. Seine feine Satire gab seinem Gespräch stets einen besonderen Reiz. Auch dem politischen Leben brachte er wenig Interesse entgegen. Die endliche Einigung Italiens erfüllte ihn mit Freude, vor Viktor Emanuel empfand er uneingeschränkte Hochachtung, aber er hatte sich doch in der Neugestaltung des Landes manches anders gedacht. Rom als Residenzstadt behagte ihm zum Beispiel durchaus nicht. Noch in seinen alten Tagen wurde er zum Senator ernannt und wohnte dann,

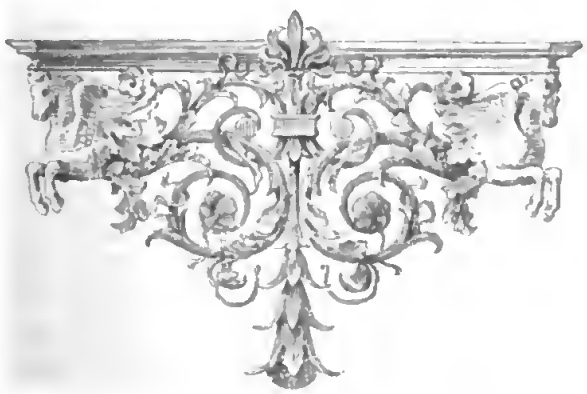
* Naturalista bedeutet im Italienischen einen Naturforscher.

Digitized by Google

ſo oft es ſeine Geſundheit geſtattete, den Kammerverhandlungen bei.

So begünſtigt von den Göttern, ſo reich an Familienglück die erſte Hälfte ſeines Lebens war, ſo unglücklich wurde die zweite. 1833 ſtarb ſeine geliebte Gattin Enrichetta, und als er 1838 die verwitwete Gräfin Tereſa Stampa heimführte, verlor er auch dieſe bald durch den Tod. Und nicht genug damit, auch Kinder und Freunde, wie ſein teurer Groſſi, ſanken ihm einer nach dem anderen ins Grab. Zuletzt blieb ihm nur noch ſein Lieblingsſohn Pietro, die einzige Freude und Stütze ſeines Greiſenalters. Dieſe Unglücksfälle mögen viel dazu beigetragen haben, ihm das poetiſche Schaffen zu verleiden. Für Augenblicke zog wohl noch manchmal die Freude in ſeiner Behauſung ein, wenn gekrönte Häupter, berühmte Künſtler und Gelehrte ihm ihren Beſuch machten, ſo damals, als der Kaiſer Pedro II. von Braſilien bei ihm erſchien und ſeinen Dank für dieſe Ehre mit den Worten unterbrach: „Ihnen ſchulde ich Dank für die Freundlichkeit, daß Sie mich in Ihrem Zimmer empfangen haben. Bald wird man nicht mehr wiſſen, wer Don Pedro von Alcantara war, von Manzoni aber werden die kommenden Geſchlechter, und nicht nur in Italien, reden.“ Oder wenn er erfuhr, daß noch nie die Taufregiſter ſo von den Namen Renzo und Lucia geſtrotzt hätten wie in den erſten Jahrzehnten nach dem Erſcheinen der „Verlobten“. Doch ſolche Augenblicke kamen nur vereinzelt, ſein Leben ward einſam und traurig. Im April 1873 ſtarb plötzlich noch ſein letzter Halt am Leben, ſein Pietro. Das war mehr, als der achtundachtzigjährige Greis ertragen konnte. War denn die Natur verwandelt? Die grünen kräftigen Stämme brach der Sturm, die markberaubten ausgehöhlten ließ er ſtehen! Wie ein Epheu, dem man ſeine Ulme weggehauen, eine kurze Weile haltlos in der Luft ſchwankt und dann zu Boden ſtürzt, ſo ſank er bereits am 22. Mai ins Grab, hilflos, freundlos.

Durch ein prächtiges Begängnis, allgemeine Trauerfeierlichkeiten und koſtbare Denkmäler ehrte Italien das Gedächtnis ſeines größten neuzeitigen Dichters.



Die Personifikation des Meeres
in griechischer Plastik.

Von

Heinrich Brunn.

Wir pflegen die griechische Götterwelt als eine einzige, einheitlich in sich abgeschlossene und abgerundete Masse zu betrachten: mit Recht, wenn wir sie im ganzen etwa dem orientalischen, dem indischen Götterkreise oder dem Christentum gegenüberstellen wollen. Wenn indessen auch der strengste Dogmatismus nie so völlig erstarrt, daß er nicht zuweilen aus sich selbst heraus neue Dogmen, neue Objekte religiöser Verehrung schaffen sollte, so fehlt der griechischen Religion schon von ihrem Ursprunge an gerade der dogmatische Charakter; sie ruht auf einer freieren, einer poetischen Grundlage. Man war ausgegangen von Anschauungen der Natur und hatte diesen Anschauungen Persönlichkeit verliehen: nicht nur Sonne und Mond, auch die Erscheinungen des Gewitters, des Wachstums auf der Erde wurden verkörpert. Mit der Erkenntnis, daß hier überall das Gesetz, bestimmte Ordnungen walten, tritt ein ethisches Element ein: jene Persönlichkeiten werden vergeistigt. Aber an ihrer Ausgestaltung hat die Poesie fast ebenso großen Anteil wie die Religion. Und nicht die Poesie allein: Homer, der den Griechen ihren Olymp geschaffen, ist nicht nur Dichter, sondern auch Künstler; er hat die Gestalten der Götter für die Kunst präformiert, und von seinen Anschauungen ausgehend, schuf die Kunst im Zeus das Ideal des Vaters und Königs, in der Hera das Ideal der Königin und Gattin u. s. w. Je geringer in allen diesen Bildungen das dogmatische Element, um so mehr haben sie zwar nicht religiöse, aber dichterische und künstlerische Geltung bewahrt. Apollo, Athene erfreuen sich noch heute in Poesie und Kunst göttlichen Ansehens. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß ihnen immer noch ein Stück mythologischer Persönlichkeit anhaftet, welches nicht bloß allgemein menschlich, sondern national griechisch war; und gerade dieses Element ist es, welches wir im Auge zu haben pflegen, wenn wir von griechischer Götterwelt im Gegensatz zu derjenigen anderer Völker sprechen. Streng genommen hatten indessen diese Gestalten auch bei den Griechen ausschließliche Geltung nur so lange, als überhaupt der naive Götterglaube Bestand hatte, und fast ist man berechtigt zu sagen, daß in demselben Augenblicke, in dem das vollendetste Götterbild, der Zeus des Phidias, vor das bewundernde Auge der Hellenen gestellt wurde, ein Bild, durch welches sogar nach dem Urteil eines Römers der bestehenden Religion ein neues Moment hinzugefügt wurde, auch schon der Prozeß der Auflösung der alten religiösen Vorstellungen sich einzuleiten begann. Die gegen Sokrates gerichtete Anklage, daß er neue Götter einführe, war von einem gewissen Standpunkte der Altgläubigkeit aus völlig begründet. Die

Philosophie, welche durch die vorbereitenden Stadien der Sophistik hindurch in Sokrates einen Abschluß und zugleich einen neuen Anfang gewonnen hatte, strebt an die Stelle des Glaubens das Erkennen zu setzen. Sie war dadurch genötigt, jene Persönlichkeiten der Götter nach den ihnen zu Grunde liegenden Ideen und Eigenschaften gewissermaßen wieder in ihre Bestandteile zu zerlegen und die Verbindung der physischen und ethischen Elemente nach der begrifflichen Seite wieder aufzulösen. So tritt jetzt neben Zeus, neben Athene als die höchsten Schützer jeglicher Kultur Eirene als die besondere Schützerin des Friedens und Pflegerin des Plutos, des Reichtums. Die eine Person des Eros spaltet sich in Eros, Pothos und Himeros, in die Begriffe der Liebe, der Liebessehnsucht, des Liebesverlangens; an die Seite der Aphrodite treten Peitho und Paregoros als helfende, die Werke der Göttin fördernde Wesen. Aphrodite selbst aber, die hehre Göttin, wird das von Liebe erfüllte, der Liebe bedürftige Weib. In gleicher Weise lösen sich von den ethischen Gestalten, die sich aus alten Naturwesen entwickelt hatten, jene elementaren Bestandteile zum Teil wieder ab, und zwar nicht etwa nur von einem Apollo oder einer Artemis ein Helios oder einer Selene, die immer eine gewisse Sonderexistenz weitergeführt hatten, sondern die ganze Natur bevölkert sich mit Wesen, die, in einzelnen Gestalten der Sage vorgebildet, sich jetzt als Gattungswesen in üppiger Fülle vermehren. Statt eines einzelnen Pan, einzelner Satyrn, Silene treten ganze Scharen auf, statt einzelner Nymphen ganze Familien von Baum-, Wald-, Quellnymphen, statt eines Triton Tritonen und andere Geschöpfe des Meeres. Namentlich in dem Thiasos des Bakchos und der nach Analogie desselben geschaffenen Umgebung des Poseidon erscheint das Leben der Natur in Feld und Wald, wie in dem feuchten Element des Meeres in menschlicher Beseelung, und die Menschengestalt wieder durchdrungen von der Natur des Elementes; die physische Grundlage dieser Wesen macht sich auch in ihren körperlichen Formen je länger desto mehr geltend.

Allerdings bietet die Wirklichkeit auch für die Darstellung von Satyrn, Silenen, Kentauren keine unmittelbaren Vorbilder; aber das Leben in Wald und Flur, der Verkehr mit der Tierwelt, überhaupt eine derbere, natürliche Sinnlichkeit äußert sich doch an dem Geschlecht der Hirten, Bauern und Jäger in so bezeichnenden Zügen, daß es zur Schöpfung jener Dämonen fast nur eines Zusammenfassens oder einer Potenzierung solcher Züge zu bedürfen scheint. Bei den Geschöpfen des Meeres fehlt die reale Grundlage eines dauernd in dem feuchten Element lebenden Geschlechtes menschlicher Wesen. Dieses muß geschaffen werden aus der geistigen Stimmung, die wir selbst erst in das Element des Meeres hineinlegen, geschaffen werden in Formen, welche nach Analogie organischer Schöpfungen übertragen werden aus dem Reiche der Gewässer, seiner Pflanzen und Tiere. Hier also hatte die schöpferische Phantasie einen weiten, fast möchte man fürchten zu unbegrenzten Spielraum.

Wie die Griechen ihn benutzt, davon legt in glänzender Weise ein kolossaler Marmorkopf Zeugnis ab, der, in der Nähe von Neapel bei Bajä gefunden, seit lange eine Zierde der Rotunde im vatikanischen Museum bildet. (Vergl. die Abbildung auf S. 328.) Gewiß hat unser Auge im Leben noch niemals ein Geschöpf verwandter Art erblickt; und doch bin ich überzeugt, daß, wer ihm gegenübertritt, auch ohne noch ein Wort der Erklärung gehört zu haben, seine Gedanken von hier weg nach dem Gestade des Meeres lenken und dort in dem feuchten Element die Heimat dieses eigenartigen Wesens suchen wird. Auch darüber wird sich jeder leicht klar werden, daß wir es hier nicht zu thun haben mit einem Bilde des Meerbeherrschers Poseidon; so sehr auch dessen Wesen bedingt sein mag durch die Natur seines Elementes, so muß er doch über demselben stehen, muß die Kraft haben, den

aufgeregten Wellen ſein Quos ego! entgegenzudonnern. Für das Bild dieſes Dämons dagegen wird man kaum nach einem beſtimmten Namen verlangen: ſo ſehr tritt die mythologiſche Individualität zurück gegen das aus phantaſievoller Anſchauung des Elementes geſchaffene Bild eben dieſes Elementes ſelbſt, ein Bild, das, unabhängig von den beſchränkenden Anſchauungen einer beſtimmten Zeit oder eines beſtimmten Volkes, ſeine unvergängliche Exiſtenz hat im Reiche der Ideen.

Meergott in der Rotunde des Vatikan.
Aufnahme nach Originalphotographie.

Blicken wir auf den endlos unbegrenzten Horizont des Meeres, blicken wir in ſeine unergründliche Tiefe, ſo möchte es

Zeus von Otricoli.
Aufnahme nach Originalphotographie.

ſcheinen, daß ſich im Meere der Begriff der Unermeßlichkeit mit dem der Einförmigkeit verbinde. Und doch, bedenken wir wieder, daß keiner der einander gleichen ungezählten Milliarden von Tropfen, aus denen es ſich zuſammenſetzt, an ſeine Stelle gebunden iſt, ſo giebt es nichts Vielgeſtaltigeres als das Meer: es iſt ein wahrer Proteus, oder vielmehr der Pro-

teus der Sage, der sich seinen Bewältigern durch fortwährende Verwandlungen zu entziehen sucht, ist eben nichts anderes als das zum Dämon gewordene Meer selbst, das, noch ehe es in der Bewegung eine feste Gestalt gewonnen hat, schon wieder in der Auflösung und in der Neubildung einer anderen Gestalt begriffen ist. Nur im Schlafe, das heißt bei völliger Windstille, läßt er sich fesseln; aber auch dieser Schlaf ist kein dauernder, nur ein momentanes Ruhen, welches die Bewegungsfähigkeit nicht aufhebt. Übertragen wir diesen wechselnden Zustand der Aufregung und müden Zurücksinkens von dem physischen Vorgang auf das ethische Gebiet menschlichen Empfindens, so tritt vor unsere Augen das tief pathetische Bild einer unbefriedigten Leidenschaft, eines ungestillten Sehnens. Und so ist es denn eine von innerer Unruhe und tiefer Wehmut erfüllte elegische Stimmung, welche die Dichtung aller Völker durchzieht, wo dem feuchten Element menschliche Persönlichkeit verliehen werden soll:

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor,
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut? ...

Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehn; ...

Ein feuchtes Weib — ist es dem deutschen Dichter. Die Stimmung bleibt unverändert, die gleiche, auch wenn der griechische Künstler die Geschlechter vertauscht. Darf nicht auch sein feuchter Dämon sehnsuchtsvoll seine Stimme erheben:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?

Gewiß: die Grundstimmung ist hier entschieden die gleiche, das empfinden wir. Aber für das Verständnis ist damit höchstens ein Ausgangspunkt gegeben. Wir müssen fragen: Worauf beruht dieses Empfinden? Durch welche Mittel hat es der Künstler in uns hervorzurufen verstanden? Diese Mittel können keine anderen sein als die, welche überhaupt dem plastischen Künstler zu Gebote stehen, nämlich plastische, tastbare Formen. Aber so, wie sie in diesem Kopfe vor uns stehen, konnte sie der Künstler weder der Natur, der Wirklichkeit, ohne weiteres entnehmen, noch sind sie das Gebilde einer subjektiven Phantasie. Auch hier empfinden wir wieder bestimmt, daß sie eine höhere Berechtigung ihres Daseins in sich tragen. Sie sind die Träger einer Idee, die ihre künstlerische Gestaltung erhält in Formen, welche die Phantasie schafft, aber schafft nach Analogie der Bildungsgesetze der Natur.

Die Idee soll ihren Ausdruck finden in den Formen des menschlichen Hauptes, das, unendlich mannigfaltig in seinen einzelnen Erscheinungen, doch in den allgemeinen Grundformen seiner Bildung festen Gesetzen unterworfen ist. Wenn sich nun recht wohl ein Haupt denken ließe, welches in der normalsten Entwickelung der Organe allen Bedingungen physischen Seins auf das vollkommenste entspräche, so wäre damit zunächst nur ein physiologisches Ideal geschaffen, welches des geistigen Ausdruckes im Grunde oder principiell noch ganz entbehren würde. Dieser vermag erst zur Geltung zu gelangen, wenn eine bestimmte geistige Thätigkeit, eine geistige Kraft auf gewisse Organe und Formen eine entscheidende Einwirkung ausübt. Indem sich diese aber zunächst als eine Abweichung von dem physiologischen Ideal geltend macht, entsteht für die Darstellung eines geistigen Ideales die Aufgabe, diese Dissonanz harmonisch aufzulösen, mit anderen Worten: alle Formen, den Gesetzen des Organismus entsprechend, mit derjenigen Form in Einklang zu setzen, in welcher der geistige Ausdruck seinen eigentlichen Sitz hat.

Wo diese Aufgabe durch die schaffende Phantasie und den Geist des bildenden

Künstlers wirklich gelöst ist, da muß auch die Möglichkeit vorhanden sein, dem Beschauer diese Lösung durch analytische Betrachtung an dem Werke selbst zum Bewußtsein zu bringen. Freilich, wo es sich um feinere Unterscheidungen der Form handelt, pflegt sich einerseits unser Auge als ein schwächeres Instrument der Erkenntnis zu erweisen, als wir anzunehmen geneigt sind, andererseits bleibt nicht minder das beschreibende Wort in der Regel hinter der zu beschreibenden Form weit zurück. Indessen besitzen wir zur Förderung eindringenderen Verständnisses noch ein kaum zu überschätzendes Hilfsmittel: die vergleichende Betrachtung, welche einen bestimmten Maßstab zur Würdigung des einzelnen durch die Vergleichung sei es verwandter, sei es entgegengesetzter Erscheinungen gewinnt.

Von dieser Erwägung ausgehend, stelle ich neben den Kopf des Meergottes einen anderen Kolossalkopf, den in den weitesten Kreisen bekannten Zeus von Otricoli (Abbild. S. 329). Zwar ist jetzt allgemein anerkannt, daß er nicht ein direktes Abbild des Zeus von Phidias ist, sondern, von der römischen Ausführung abgesehen, auch seiner Erfindung nach nicht vor die Zeit Alexanders des Großen gehören kann. Demnoch gebührt ihm noch immer wegen der Klarheit in der Anlage seines gesamten Formensystems ein, so zu sagen, kanonisches Ansehen. In Zeus aber, dem Herrscher, dem König und Vater, ist die höchste Idee der Gottheit am reinsten und vollkommensten verkörpert: verkörpert in menschlichen Formen, so daß sein Ideal wie kein anderes als Norm und Maßstab zu dienen geeignet ist, an dem wir die besonderen, von den seinigen abweichenden Geisteseigentümlichkeiten anderer Götterwesen zu messen vermögen.

Zeus thront in ruhiger Majestät. Das Antlitz des leise nach vorwärts geneigten Hauptes wendet er nicht starr, aber geradeaus dem Beschauer entgegen, der — ich spreche im Sinne eines Griechen — gläubig ihm naht. Alles ist Ruhe, ruhig abgewogenes Gleichmaß. Schon hierin offenbart sich ein Gegensatz zu dem Wesen des Meerdämons. Für diesen ist es charakteristisch, daß der Kopf nicht gerade auf dem Nacken sitzt, sondern etwas zur Seite gewendet und zugleich leise gehoben und zurückgeworfen ist. Das ist nicht eine äußerliche, zufällige Bewegung, sondern als wäre sie angeboren oder schon in einem Alter zur Gewöhnung geworden, in welchem die körperlichen Formen nicht gefestigt und noch im stande waren, sich bestimmten Eindrücken anzubequemen, scheint das ganze Gebilde hier von dem Eindruck dieses Bewegungsmotivs durchdrungen zu sein. Ist doch selbst der Hermenschaft aus seiner gewöhnlichen, abstrakt rechtwinkligen Anlage verschoben, um diese Wendung als ein das Ganze durchdringendes und beherrschendes Motiv zu betonen.

Die Bedeutung dieses Motivs muß sich nun vor allem da erkennen lassen, wo überhaupt der geistige Ausdruck seinen Sitz hat, oder wenigstens wo er nach außen zur Erscheinung gelangt, nämlich in der Bildung des Auges. Spricht aber das Auge durch bestimmte Formen? Es läßt sich vom Standpunkt einer äußerlich anatomischen Betrachtung behaupten, der Augapfel sei ein kugelförmiger Körper, der, von sich gleichbleibender Gestalt, nur ein optischer Apparat sei und, an sich indifferent für den geistigen Ausdruck, zu diesem erst durch die wechselnden Formen der Lidspalte in bestimmtere Beziehung trete. Allein diese Kugel erhält durch den farbig von hellem Grunde sich abhebenden Augenstern, die Iris, eine Vorderseite, und dieser wieder durch das Sehloch, die Pupille, einen Mittelpunkt, in dem sich das einfallende Licht in den verschiedensten Richtungen bricht, und zwar um so mannigfaltiger, als der Augapfel innerhalb der Grenzen seiner Bewegungsfähigkeit zu den am leichtesten und schnellsten beweglichen Teilen am menschlichen Organismus gehört. Sprechen wir doch nicht bloß im bildlichen Sinne von einem Augenblick! Es ist aber gewiß nicht gleichgültig, in welche Stellung die Vorderfläche des Auges gerückt und wohin

Digitized by Google

die durch den Mittelpunkt gehende Achse des Blickes gerichtet ist. Bei Zeus wendet sich der Blick dem Beschauer zu, etwas nach abwärts: nach den Worten Homers winkt er, nickt er dem Bittenden Gewährung zu. Anders am Haupte des Dämons: da folgt die Achse des Blickes der seitlichen Wendung und Hebung des Kopfes, aber nicht etwa wie bei einem nur zufälligen und momentanen Aufschlagen des Blickes, sondern der Augapfel erscheint in seine Knochenhöhle so eingebettet und durch den Sehnerv festgeheftet, daß die Hebung der Sehachse und die steile, fast nach rückwärts geneigte Stellung der Iris als normaler und dauernder Zustand betrachtet werden muß. In diesem Abwenden von dem, was unmittelbar vor Augen liegt, in dem Erheben des Blickes nach einer unbestimmten Ferne ist der Grundton einer unruhevollen Sehnsucht bereits voll angeschlagen, der nun in der ganzen Umgebung seine harmonische Weiterentwickelung finden muß.

Gehen wir auch hier von vergleichender Betrachtung der Formen aus! Bei Zeus ist alles Energie und Konzentration. Die inneren Augenwinkel setzen tief und entschieden ein und drängen in scharfer Anspannung nach innen gegen den schmalen Nasenrücken, der in sichtbarem Gegensatz dazu sich steil und hoch erhebt als unmittelbare Fortsetzung der in ihrer Mitte stark vorgebauten hohen Stirn, in welcher die Energie und die Intelligenz des Gottes ihren Hauptsitz hat. Diese Kräftigkeit findet ihre Ausgleichung in der breiten Basis, den nach den Seiten stark hervortretenden Oberaugenhöhlenrändern des Stirnbeins, mit denen nach unten eine gleich starke Betonung des Backenknochens sich in Einklang setzt. In dieser Umrahmung liegt das Auge und erhält nicht nur von oben einen vollen Schatten: auch von der Seite wird es durch den Augendeckel stark belastet, welcher gegen den Bogen des oberen Lides drängt und dadurch bewirkt, daß die Blicke der beiden Augen, leicht konvergierend und wie nach innen schielend, gegen die Mitte zu sich sammelnd, ruhig und fest auf einem bestimmten naheliegenden Augenpunkte sich vereinigen.

Die Züge des Meerdämons zeigen uns das gerade Gegenteil einer energischen Konzentrierung. Vor allem fehlt die kräftige Entwickelung der Stirn, die, statt nach vorwärts zu dringen und steil anzusteigen, nach oben sogar zurückweicht. Nur in ihrer unteren Hälfte zeigt sie nach der Mitte eine mäßige Erhebung, aber nicht wie ein kräftiges Knochengebilde, sondern wie eine von Feuchtigkeit durchdrungene Anschwellung, die sogar auf die Nasenwurzel einen Druck ausübt und den Rücken derselben sich ähnlich wie beim Zeus zu erheben hindert, während nach den Seiten der Oberaugenhöhlenrand breit in flachem Bogen verläuft. Indem nun in Übereinstimmung damit auch die Vorderfläche der Wangen sich ohne schärferes Hervortreten des Backenknochens abrundet, verliert die gesamte Umrahmung der Augen ihre klare Bestimmtheit. Sie liegen weit geöffnet, fast möchte man sagen: sie schwimmen in der Fläche. Die inneren Augenwinkel setzen nicht scharf und tief ein, sondern rücken, durch den breiten und flachen Nasenrücken getrennt, auseinander. Das untere Augenlid, nicht nach innen gespannt, öffnet oder senkt sich vielmehr matt seitwärts und läßt das Weiß des Augapfels auch unterhalb der Begrenzung der Iris sichtbar werden. Das obere steigt in hohem Bogen an, unbeengt durch den Augendeckel, und gestattet dem Blick, der Wendung des Augapfels folgend, ohne ein festes Ziel in unbestimmte Ferne zu schweifen, wobei das Schwimmende des Ausdrucks durch die Andeutung der Thränendrüse noch eine weitere Verstärkung erfährt. Indem nun außerdem die Schwäche des Stirnknochens die Entwickelung der starken Schatten verhindert, welche dem Blick des Zeus seine Tiefe und Energie verleihen, liegt das Auge der Einwirkung des vollen Lichtes fast gänzlich offen und würde bei einem lebenden Wesen wegen der auf der Iris spielenden glänzenden

Reflexe einen überwiegend hellen Eindruck machen, den die Plaſtik durch das Rundliche der Behandlung, durch das Vermeiden ſcharfer Gegenſätze in der Verbindung der Flächen auch ohne Mitwirkung der Farbe hervorzurufen verſtanden hat.

Alles das wirkt zuſammen zum Ausdruck einer entſchiedenen, nicht zu verkennenden Stimmung. Nicht etwa durch eine heiße innere Leidenſchaft iſt das Auge zuſammengezogen und entſendet Blicke gleich Blitzen, ſondern frei daliegend, weit geöffnet und matt glänzend entbehrt es der inneren Wärme: es iſt das Auge eines fiſchblütigen Geſchöpfes, das in ſchwermütiger, nicht zu ſtillender Sehnſucht nach Vereinigung mit einem warmblütigen Weſen ſtrebt, um dort diejenige Wärme zu finden, welche die eigene Natur ihm verſagt hat.

Seitenanſicht des Meergottes.
Aufnahme nach Originalphotographie.

Zu Stirn und Auge ſtehen Kinn und Mund in einer zugleich gegenſätzlichen und wechſelſeitigen Beziehung. Der vorgebauten Stirn entſpricht bei Zeus das Zurücktreten des Kinnes, deſſen Form trotz des kräftigen Bartes durch die Teilung in deſſen Mitte ſich noch in hinlänglicher Deutlichkeit erkennen läßt; und ebenſo weicht die Unterlippe gegen die noch dem oberen Teile des Geſichtes angehörige, fein nach vorn zugeſpitzte Oberlippe etwas zurück. Der Mund, nicht ſtreng geſchloſſen, nicht weit geöffnet, verheißt freundliches Gewähren. An dem Dämon des Meeres tritt das Kinn in demſelben Maße hervor, wie die Stirn zurückweicht: es tritt nicht nur hervor, ſondern hebt ſich und ſchiebt die etwas dicke und matt überhängende Unterlippe nach oben, während die obere wie ſchmerzlich angezogen mehr zurücktritt. So ſenken ſich die Mundwinkel in derſelben Neigung abwärts, in welcher ſich der Blick des Auges von unten nach oben richtet. Wir werden dadurch an den Schwimmenden erinnert, der, im Waſſer liegend, mit einer gewiſſen Anſtrengung ein- und ausatmet, ſo zu ſagen wie ein Fiſch nach Luft ſchnappt. Wie aber jede Gemütsbewegung von einer Unregelmäßigkeit im Atmen, von mehr oder weniger atemloſer Beklemmung begleitet wird, ſo öffnet ſich der Mund nicht, um klar artikulierte Laute zu bilden, um zu reden, einen beſtimmten Gedanken oder Willen auszuſprechen, ſondern es ſcheint ſich ihm ein leiſer Seufzer zu entwinden, in welchem jenes vergebliche Schmachten und Sehnen im eigentlichſten Sinne ſich Luft zu machen ſtrebt.

Um in das Weſen der bisher betrachteten Formen einen noch klareren Einblick zu gewinnen, werfen wir einen kurzen Blick auf die Profilbildung des Kopfes (ſ. vorſtehende Abbild.). Hier tritt uns die Korreſpondenz in der Geſtaltung und Stellung des Auges und des Mundes deutlich entgegen; hier ſehen wir, wie das Hervortreten des Kinnes und das Zurückweichen der Stirn ſich gegenſeitig bedingen. Hier erkennen wir auch, wie gegenüber dem kühnen Emporſtreben des Zeus auf dem Geſicht des Dämon, beſonders auf der Mitte, ein gewiſſer Druck laſtet, der die Naſe nach unten hervorpreßt. Die Proportionen aller Formen erſcheinen dadurch kürzer und breiter, und der Eindruck des Schweren und Gedrückten, der die Profillinie nicht weniger wie die Vorderanſicht beherrſcht, wird noch weſentlich verſtärkt durch die

üppige Entwickelung, welche der gesamte Schädelbau nach dem Hinterhaupte zu gefunden hat.

Bis hierher hatten wir es nur mit rein menschlichen Formen zu thun, in denen die Wirkung, die Stimmung, welche die Betrachtung des Meeres in unserer Phantasie erzeugt, ihren geistig-ethischen Ausdruck erhält. Die physische Seite des Elementes klang nur an in der zuletzt erwähnten Üppigkeit der Gesamtanlage, die im Gegensatz zu dem hartknochigen Bau des Zeushauptes auf eine weiche und schwache, dünnschalige Schädelbildung, auf einen Überschuß von Feuchtigkeitsgehalt hinweist, wie er einem üppigen vegetativen Gedeihen sich förderlich erweist. Und doch bildet dieser Anklang den Ausgangspunkt oder die Grundlage für eine weitere Entwickelung des feuchten Elementes, und zwar in denjenigen Teilen, bei denen auch am menschlichen Organismus das Wachstum ein so zu sagen vegetatives wird, nämlich an Haar und Bart. Der Weg, den der Künstler dabei einschlug, war ein dem bisherigen geradezu entgegengesetzter. Denn während bis jetzt der entsprechende Ausdruck für die Natur des Elementes in menschlichen Formen gesucht wurde, werden jetzt andere dem menschlichen Körper angehörende Bestandteile nach der Analogie ihres formalen Wachstums den Organismen der anderen Reiche der Natur assimiliert. Wo sonst über dem Auge die Branen gleich feinen Gräsern hervorsprießen, da überzieht die üppige Vegetation des Meeres den Rand des Stirnknochens mit den lappenartigen Blättern des Seetangs. Gleiche Gebilde überdecken die Ansätze des Bartes an den Wangen und über dem Kinn, sowie die Brust an den Stellen, an denen die Natur die Entwickelung eines kurzen Haarwuchses zuläßt. Sie erscheinen hier als Blattwerk; aber als Umbildungen der menschlichen Haut erinnern sie anderwärts nicht selten an die Schuppen, Flossen und Kiemen der Fauna des Meeres. Zugleich aber bilden sie den Übergang zu der noch mehr auf das Element selbst hinweisenden Behandlung des Haupt- und Barthaares. Ersteres sprießt nicht wie bei Zeus auf der Höhe der Stirn kurz und straff aufwärts: zwei Löckchen lösen sich nach unten zu ab und senken sich matt auf die Stirn. Die Masse aber quillt über der Stirn in üppiger Fülle hervor, teilt sich in der Mitte und fällt nicht kraus gelockt und buschig, sondern wie von Feuchtigkeit getränkt seitwärts gleich Wasserwogen in ungebrochenem Flusse herab. Es umschattet nicht, wie bei Zeus, mit seitwärts scharf hervorbrechenden Massen das Antlitz, sondern umfließt dasselbe, indem es sich in seiner vorderen Begrenzung fast wie eine ebene Fläche um Stirn und Wangen herumlegt. In merkwürdiger Übereinstimmung damit entwickelt sich der Schnurrbart: während er beim Zeus wiederum kräftig hervorsprießt und, wie das mähnenartige Haar das Gesicht, so seinerseits den Mund umschattet, quillt er bei dem Dämon des Meeres neben den Nasenflügeln wie ein Quell hervor und fließt, ohne den Widerstand der gehobenen Oberlippe zu überwinden, in der Vertiefung nach den Seiten gleich einer Wasserader herab. Bei dem Vollbart aber möchte man von einem Herabrauschen sprechen. Unter der blattartigen Umgrenzung der Haut strömt er herab wie Wassermassen über ein felsiges Bett. Gerade in der Mitte hebt sich das Kinn empor als ein Hemmnis ruhigen Herabfließens, und es scheidet sich dadurch nicht nur diese Mitte von der Gleichförmigkeit ihrer seitlichen Umgebung bestimmt ab, sondern durch die Überwindung dieses Hemmnisses entsteht auch unter dem Kinn wie unterhalb eines stauenden Wehres eine lebendigere und ungeregeltere Bewegung, die sich erst unten auf der Brust wie auf ebener Fläche verläuft.

Wir werden uns hier nochmals des Gegensatzes zwischen Zeus und dem Meergott bewußt: bei dem einen Sammlung, Zusammenfassen, Streben nach vorn, bei dem anderen Auseinandergehen nach der Breite. Ja, der Kopf des Meergottes

ſcheint faſt der Gefahr ausgeſetzt, nach außen förmlich zu zerfließen. Wenigſtens empfand der Künſtler das Bedürfnis, nach dieſer Seite einen beſtimmteren Abſchluß zu gewinnen. Er belaſtete das Haupthaar mit Trauben, in deren ſaftigen Beeren das die Umgebungen des Meeres befruchtende Naß wie in feſte Tropfen gefaßt erſcheint. Wie fruchtbare Gelände die Buchten des Meeres umkränzen, ſo bilden ſie für das Wellenhaar eine Begrenzung in großen, wenig bewegten Linien, die ſich beſonders an der oberen Hälfte ſehr entſchieden dem Schema eines Achtecks unterordnen. Aber trotz dieſes mathematiſchen Charakters genügen ſie noch immer nicht, den Begriff eines feſten Gebildes zu erwecken. Die breiten Maſſen ſcheinen noch immer zu ſchwer auf einem zu ſchwachen, zu wenig feſtgefügten Schädelbau zu laſten. Wir bedürfen eines feſteren Rückhaltes, und dieſen gewähren die zwei hinter der Schläfengegend hervorbrechenden Anſätze von ſtarken Hörnern, welche doch nur auf der Grundlage eines kräftigen Knochenbaues erwachſen können. Anſätze ſind es, nicht volle Hörner, wie ſie der Flußgott Acheloos trägt, der in Stiergeſtalt mit Menſchengeſicht als wilder Bergſtrom unaufhaltſam vorwärts ſtürmt und jeden Widerſtand vor ſich mit vernichtender Gewalt niederwirft. Sie erinnern uns vielmehr an das Toſen der Meereswogen, die ſich allerdings mit gewaltiger Wucht vorwärts wälzen, aber nach vergeblichem Anprall am Ufer grollend wieder zurückweichen.

Unten aber in den Wellen des Bartes tummeln ſich luſtig zwei Delphine. Verdanken ſie ihr Daſein etwa nur einer ſcherzhaften Laune des Künſtlers? Denken wir ſie uns einmal weg, und wir werden leicht empfinden, was wir mit ihnen verlieren. Es entſchwindet nicht etwa nur der thatſächliche Anblick, ſondern jede Vorſtellung von der unteren Begrenzung des Geſichtes; es verſchwindet nicht weniger der Hals völlig unter den Maſſen des herabrauſchenden Bartes. Indem wir aber jetzt den Eindruck erhalten, daß die beiden Tiere von der Gegend des Ohres her unter den Kinnladen hervorſchlüpfen, berechnet ſich für unſere Phantaſie die Stärke des Halſes nach dem Spielraum, den ſie für ihre Bewegungen nötig haben, und nicht minder ſchließen wir aus der Richtung eben dieſer Bewegungen auf die Form der Kinnladen: wie die beiden Hälften des Unterkiefers dem Kinn zuſtreben, um ſich in dieſem zu vereinigen, ſo richten auch die beiden Delphine ihre Köpfe gegeneinander und lenken unſere Blicke aus den ſenkrecht herabfließenden Bartmaſſen nach der Mitte, wie um uns auf den feſten Zuſammenſchluß hinzuweiſen, den über ihnen das ganze Gebilde des Kopfes in dem ſtark hervortretenden Kinn findet. Außerdem bringen ſie Bewegung in die Maſſen, lockern dieſelben und gewähren künſtleriſch dem Auge zwei feſte Stützpunkte, die mit zwei anderen am oberen Teile des Kopfes, den beiden Hörnern, in einer beſtimmten Wechſelbeziehung ſtehen. Denn zwiſchen dieſen vier Punkten liegt das ganze Geſicht wie in einer viereckigen Umrahmung eingeſchloſſen: einer Umrahmung, die jedoch nicht ſenkrecht ſteht, ſondern nach oben etwas rückwärts geneigt iſt und uns dadurch wieder auf die Hebung und Wendung des ganzen Kopfes zurückweiſt, von der wir bei unſerer Betrachtung ausgegangen ſind.

Schließlich darf ſelbſt der Hermenſchaft — im Grunde eine abſtrakte Kunſtform, recht eigentlich beſtimmt, den Kopf in ſeiner Iſolierung vom Körper zu zeigen — in dieſem Zuſammenhange nicht unbeachtet bleiben. Unter dem Blattwerk, welches die Bruſt nach unten überzieht, iſt in leichten Wellen das Element angedeutet, in welchem der Dämon ſeinen dauernden Wohnſitz hat. Das genügt für unſere Phantaſie; und wenn wir ſchon früher durch einzelne Formen an das Bild eines Schwimmenden gemahnt wurden, ſo ergänzen wir uns leicht den in einen Fiſchleib auslaufenden Körper, und das Gebilde des gewaltigen Körpers erſcheint uns wie aus der Tiefe auftauchend und, obwohl materiell auf ſicherer Baſis

Digitized by Google

ruhend, doch wie getragen auf schwankenden Wogen, auch darin noch das Gegenbild des auf den unerschütterten Höhen des Olympos ruhig thronenden Herrschers Zeus.

Wir stehen am Ende unserer analytischen Prüfung. Bedarf es jetzt noch eines Namens für diesen wunderbaren Dämon? Wohl könnte ich erzählen von den Sagen über den meerfarbigen Glaukos, wie er, ein schöner Fischer, von einem wunderbaren Kraut genießt und unsterblich wird, wie er ins Meer springt und dort die Gestalt eines fischleibigen Dämon annimmt, wie er bei Nymphen und Nereiden vergeblich um Liebe wirbt, dann wieder weissagend die Meere durchzieht, und wie er, gealtert, überwachsen von der Vegetation des Meeres und bedeckt von Austern und Muscheln, im Gefühl eines freudelosen Daseins jammert, den Tod nicht finden zu können. Unzweifelhaft finden wir viele Züge, ja den ganzen geistig-poetischen Grundton dieser Sagen in dem plastischen Kunstwerk wieder; und so erscheint die Bezeichnung als Glaukos immer noch passender als jede andere. Nur darf ich wohl mit dem gleichen Recht behaupten, daß das Verständnis des Kunstwerkes durch die Kenntnis der Sage kaum eine Förderung erfährt, daß vielmehr die nicht streng religiös dogmatische, sondern aus einfacher Naturbetrachtung erwachsene und in verschiedenen Farben schillernde Volkssage durch das Kunstwerk erst recht lebendig wird und in voller Anschaulichkeit vor unsere Augen tritt. Wahrscheinlich entspricht es dem einfachen Empfinden mehr, wenn ich daran erinnere, daß der Marmor in der Nähe von Neapel gefunden ist und daß man, darauf gestützt, in ihm geradezu eine Verkörperung des Golfs von Neapel in dem Glanze seiner lichtvollen Erscheinung und seiner üppigen Umgebungen hat erkennen wollen. Doch widerspricht auch einer solchen Individualisierung der Umstand, daß das Werk als Kunstwerk nicht individuell und vereinzelt, sondern mitten in einer zahlreichen, gleichgearteten Umgebung dasteht. Wer wird z. B. zwei weniger reich ausgestattete Kolossalköpfe aus Antium für eine Verkörperung des dortigen langgestreckten Strandes zu erklären wagen? In einem anderen bärtigen Gebilde hat ein hoch und flach gebauter Fisch mit scharfen stacheligen Flossen die Grundlage abgeben müssen für den Typus eines alten Meerdämons von düsterem, barschem, man möchte wiederholen stacheligem Charakter. Dann finden wir wieder jugendliche Gestalten, die mit wilder Leidenschaft, Raubfischen vergleichbar, Nymphen verfolgen und in ihren Armen davontragen, hier in den Formen ihrer Köpfe fast rein menschlich, dann wieder mit Pflanzen- oder Schuppenwerk überzogen, mit satyrartigen Ohren, mit Flossen, mit Hörnern oder mit Krebsscheren an Stelle der Hörner. Selbst die Medusa (man vergleiche die Abbildung einer pompejanischen Bronze in der Schlußviguette) ist zu einem Meerdämon umgewandelt. Unmöglich würde es sein, für diese ganze bis zum Tierreiche herabsteigende Stufenleiter von Wesen eine nur annähernd entsprechende Stufenleiter von Namen aufzustellen. Und doch trägt ein jedes dieser Wesen seine Berechtigung in sich, ist ein Individuum für sich, nicht vom Standpunkt der Religion und Mythologie, nach dem sie nur einen einzigen Gattungsbegriff repräsentieren, sondern vom Standpunkt einer künstlerisch-poetischen Naturanschauung, die in der Mannigfaltigkeit ihrer Auffassung mit der Mannigfaltigkeit der Natur selbst zu wetteifern vermag. Dadurch aber treten sie in einen Gegensatz zu den alten, eigentlich nationalen Gottheiten der Hellenen. Sie sind nicht mehr ausschließlich hellenisch, sondern hellenistisch, das heißt sie gehören einer Zeit an, in welcher namentlich infolge der Eroberungszüge Alexanders des Großen die hellenische Kultur, die engeren Bande der Nationalität sprengend, die Civilisation der gesamten damaligen Welt befruchtend und zum Teil von ihr wieder befruchtet durchdrang und neu gestaltete. Denn mit der äußeren lokalen Verbreitung ging auch die innere Verallgemeinerung, der Fortschritt

Digitized by Google

vom Hellenismus zum Humanismus, Hand in Hand.

Und doch bleiben alle dieſe Geſtalten im Gegenſatz zur modernen Zeit immer antik: ſie ſind entſtanden auf der Grundlage einer Anſchauung, welcher die geſamte Natur durchdrungen erſchien von dem Hauche perſönlichen göttlichen Lebens. Wenn ein moderner Künſtler uns die Herrlichkeiten des Golfes von Neapel ſchildern will, ſo greift er zu Pinſel und Palette; er ſtellt das landſchaftliche Bild vor unſer Auge, damit es in Linien, Formen und Farbe auf uns wirke als ein Abbild der Natur ſelbſt; er malt das tiefe blaue Meer, den Glanz des Sonnenlichtes, die ſchattigen kühlen Grotten, die fruchtbaren Rebengelände, um in uns jene Stimmung von wehmutsvollem Entzücken zu erwecken, die in dem Ausrufe gipfelt: veder Napoli e poi morir! Er malt treu nach der Natur oder in einem höheren Sinne noch treuer, er malt nach den Motiven der Natur mit künſtleriſch ſchöpferiſchem Sinne eine Stimmungslandſchaft. Die Alten kennen reiche, auch ſtimmungsvolle landſchaftliche Hintergründe, ſie kennen Proſpekte; wir beſitzen noch Teile einer gemalten Odyſſee, in der die Figuren nur die Staffage bilden, aus der heraus die ganze Landſchaft als eine poetiſch-hiſtoriſche komponiert iſt. Zu einer eigentlichen Stimmungslandſchaft finden ſich kaum ſchwache Anfänge. In dieſer Beſchränkung iſt es richtig, wenn man ſagt, daß die Alten keine Landſchaftsmalerei hatten und daß auf dieſem Gebiete die neuere Kunſt über die alte den Sieg davongetragen. Aber fehlte darum den Alten der Sinn, das Empfinden für die Natur, oder vermochten ſie nur nicht, für dieſes Empfinden, für die landſchaftliche Stimmung den entſprechenden künſtleriſchen Ausdruck zu finden? Die Form der Darſtellung mag wechſeln; aber — ich werfe noch einen letzten Blick auf dieſen Dämon und ſchließe: ſo malten die Alten Landſchaft!

Montreux.

Vom Genfer See.

Von

Theodor Stromer.

Die an Naturschönheiten so reiche Schweiz besitzt noch einen besonderen Schmuck in ihren Seen, die wie funkelnde Edelsteine zwischen den Gebirgsstöcken zerstreut liegen.

Unter diesen Seen sind es namentlich der Vierwaldstätter und der Genfer See, welche sich vor allen anderen durch ihre herrliche Umgebung auszeichnen.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, welcher von beiden der schönere sei, ohne jedoch eine befriedigende Antwort darauf geben zu können, da sie in ihrem Charakter unendlich verschieden sind.

Während der unregelmäßig gestaltete Vierwaldstätter See ein vorwiegend ernstes Gepräge zeigt und seine wildpittoreske Bergumrahmung hin und wieder den Eindruck einer plötzlich erstarrten Naturtragödie macht, erscheint der zwischen Savoyen und der Französischen Schweiz halbmondförmig ausgebreitete Genfer See mit seinen sonnigen Gestaden als ein Bild heiteren Friedens, welches Dichter aller Nationen wie Rousseau, Matthisson, Byron, Lamartine und andere besungen haben. Tiefblau wie der Himmel über ihr leuchtet die weite Wasserfläche, deren Ufer von Westen nach Osten hin auf beiden Seiten allmählich emporsteigen, bis sie am Endpunkt in dieser Richtung, bei dem Städtchen Villeneuve, ziemlich schroff in das Rhonethal abfallen. Durch letzteres ergießt die Rhone ihr schäumendes Gebirgswasser in den See, um ihm am

Digitized by Google

südwestlichen Ende, wo Genf sich in seinen Fluten spiegelt, als geklärter Fluß rapiden Laufes wieder zu entströmen. Während das südliche Ufer aus den zumeist bewaldeten Vorbergen der Savoyischen Alpen besteht und mit seinen verfallenen Schlössern und unfreundlichen Ortschaften ziemlich melancholisch erscheint, bietet die größtenteils zum Waadtlande gehörende nördliche Seite mit ihren malerischen Städten, schmucken Dörfern, ihren zahlreichen Villen, hübschen Gärten und Weinbergen ein Bild blühender Kultur, auf welches die schneebedeckten Alpen im Hintergrund ernst und erhaben herabschauen.

Der Genfer See, auch Lac Léman genannt, liegt 309 m über dem Meere und hat bei seiner größten Breite von 15 km eine Länge von 90 km, während sein Flächenraum 578 qkm und seine größte Tiefe 309 m beträgt. Außer der Rhone noch von einigen zwanzig größeren und kleineren Zuflüssen, meistens wilden Gebirgsbächen, genährt, zeigt derselbe wie der Bodensee zuweilen eine eigentümliche Erscheinung, welche die Umwohner „Seyches" nennen. Es ist dies eine bei völlig windstiller Luft, am häufigsten im Frühling und im Herbst plötzlich eintretende Niveauschwankung, wobei der See fünfzehn bis zwanzig Minuten lang steigt und dann in ebensoviel Zeit wieder sinkt. Die Ursache dieses Phänomens glaubt man im Einklang mit barometrischen Veränderungen, also vom Luftdruck abhängig gefunden zu haben, ohne daß jedoch damit eine befriedigende Erklärung des Vorganges gegeben wäre. Professor Forel hat in neuerer Zeit über diese rätselhafte Erscheinung sehr eingehende Untersuchungen angestellt und konstatiert, daß dieselbe keineswegs eine nur lokale, sondern vielmehr eine die Seen überhaupt berührende ist, eine rhythmische Oscillationsbewegung, deren Dauer an verschiedenen Punkten variieren kann, stets aber hervorgerufen durch Balancierungsbestrebungen der ganzen Flüssigkeitsmasse des Sees, also ein Schwanken des Seeinhalts in seiner Totalität, ein mächtiger Impuls der Gleichgewichtsbestrebung der ungeheuren Wassermassen.

Der Verkehr an und auf dem an Fischen nicht gerade sehr reichen Genfer

Schloß Chillon.

See vermittelt die längs dem Schweizer Ufer von Genf bis Villeneuve und dann weiter das Rhonethal hinaufführende

Eisenbahn und eine ganze Flottille von eleganten Dampfern, welche an achtundzwanzig Landungsstationen anlegen. Dem Gütertransport dienen Segelschiffe, von

Hof von Schloß Chillon.

denen die großen, mit Verdeck versehenen Barques dreitausend Centner Tonnengehalt haben, während die Brigantins und die noch kleineren Copères, letztere ohne Deck, eine geringere Tragfähigkeit besitzen. Alle diese Lastschiffe führen nach oben spitz zulaufende lateinische Doppelsegel und sehen, wenn sie in größerer Zahl den See nach verschiedenen Richtungen durchkreuzen, höchst malerisch aus. Endlich wird die prächtige Wasserfläche noch durch unzählige Kähne und hübsche kleine Gondeln belebt, die bei schönem Wetter zu kürzeren Spazierfahrten benutzt werden.

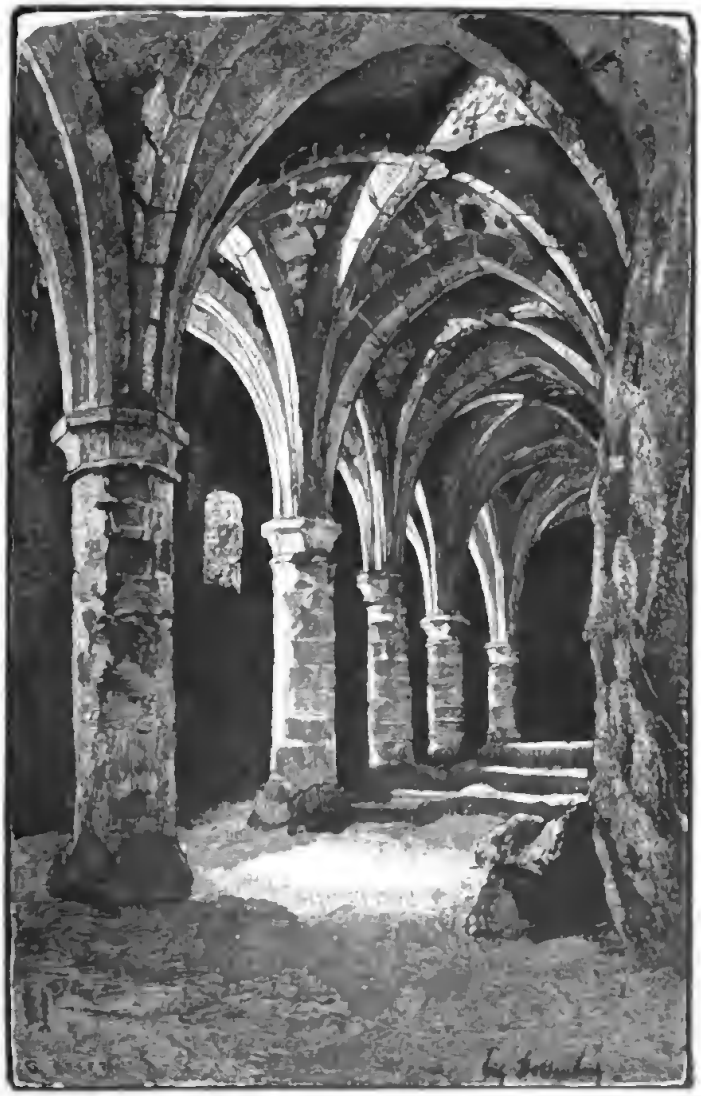
Der Genfer See ist nicht nur berühmt durch seine Schönheit, sondern auch interessant durch seine Geschichte. Die ältesten Spuren menschlichen Daseins an seinen Ufern sind Pfahlbauten, die an verschiedenen Stellen, besonders aber bei Villeneuve, Cully, Morges, Nyon und Genf, gefunden wurden. Die Bewohner dieser primitiven Behausungen lebten von der Jagd, welcher die damals wildreichen dichtbewaldeten Seeufer eine große Beute boten. Noch jetzt findet man unter den Trümmern dieser Wohnungen, die aus leichtem Holz erbaut und mit Thonerde verdichtet waren, zahlreiche Knochen sowie Waffen und allerlei Geräte, die zum Teil der Bronzezeit angehören.

Wie unverkennbare Merkmale bekunden, wurden diese Ansiedelungen mit Gewalt zerstört und ihre Bewohner durch ein eingewandertes stärkeres Volk, und zwar durch die vom Rhein gekommenen Kelten, unterjocht. Die Eroberer setzten sich im Lande fest und bildeten nun den Kern der Bevölkerung, von welcher die Helvetier das nördliche und die Allobrogen das südliche Seeufer bewohnten. Beide Völkerschaften wurden später von den Römern ihrer Herrschaft unterworfen. Betreffs der Allobrogen oder Savoyarden sei hier noch als Kuriosum bemerkt, was Bescherelle in seinem Diktionär darüber sagt: „Allobroge," heißt es in dem betreffenden Artikel unter anderem, „ist Synonym von Savoyarde geworden und dient heutzutage dazu, in vertraulicher Weise einen groben ungeschliffenen Menschen von verschrobenem Verstande zu bezeichnen. Das ist ein Allobroge, ein echter Allobroge. Gott, was für ein Allobroge! Er spricht französisch wie ein Allobroge. Er hat Manieren wie ein Allobroge. Juvenal erzählt uns, daß ein berühmter gallischer Rhetor, Namens Rufus, Cicero verächtlich als Allobrogen behandelte."

Auch die Benennung Savoyarde, die von dem im vierten Jahrhundert aufgekommenen Namen Sapaudia für Savoyen abgeleitet wird, hat nach dem nämlichen Autor die gleiche Bedeutung, indem man in Frankreich von einem rohen ungebildeten Menschen zu sagen pflegt: „C'est un savoyard, un vrai savoyard!“ — Trotz dieser Geringschätzung, welche allerdings durch die in Savoyen herrschende Unbildung nicht ganz unmotiviert erscheint, fanden es die Franzosen doch für gut, das „Land der Allobrogen“ im Jahre 1860 zu annektieren.

Die Heimat der Helvetier beschreibt zuerst Julius Cäsar in seinen „Commentarii de Bello Gallico“, wo er den Rhein, das Juragebirge und den Genfer See, hier Lacus Lemannus genannt (woraus später die französische Abkürzung Lac Léman entstand), nebst der Rhone als Grenzen des Landes bezeichnet. Dieses Gebiet war, wie Cäsar weiter berichtet, den Helvetiern zu beschränkt, weshalb sie den Entschluß faßten, in Masse auszuwandern und Südgallien zu erobern. Die Zahl der Auswanderer belief sich nach römischer Angabe auf 263000 Helvetier und verschiedene verbündete Stämme, im ganzen auf 368000 Köpfe mit 92000 streitbaren Männern.

In Rom erregte diese Völkerbewegung begreiflicherweise große Besorgnis. Cäsar begab sich eiligst in die Nähe von Genf (Geneva), welche alte Stadt den Allobrogen gehörte, und ließ, nachdem er zunächst die hier befindliche Brücke abgebrochen, vom See bis zum Jura, das heißt längs dem linken Ufer der Rhone bis zu der Stelle, wo das Gebirge auf der anderen Seite ziemlich dicht an den Fluß herantritt, einen Wall aufwerfen, der neunzehn Millien, also fast acht Stunden, lang und sechzehn Fuß hoch war. Nach Vollendung dieser Verteidigungslinie, an welcher ungefähr zehntausend Mann zugleich arbeiteten, wurde dieselbe noch durch Kastelle verstärkt und mit Truppen besetzt. Da Cäsar den Engpaß auf dem gegenüberliegenden Flußufer nicht auch absperrte, was er leicht gekonnt



Bonivards Kerker in Schloß Chillon.

hätte, so scheint er sich vorläufig nur auf die Defensive zum Schutze des römischen Teils von Gallien beschränkt zu haben. Diesem Engpaß wandten sich nun die Helvetier unter Führung des greisen Helden Divico zu, der fünfzig Jahre zuvor (107 v. Chr.) die Römer bei Villeneuve geschlagen hatte. Es gelang ihnen in der That, hier durchzudringen und das Gebiet der Sequaner (Franche-Comté) sowie ferner das Land der Äduer (Bourgogne) zu erreichen, wo sie die Felder verheerten, so daß die Bevölkerung bei den Römern um Hilfe bat. Letztere, welche die Helvetier inzwischen nicht aus den Augen verloren hatten, rückten jetzt mit großer Macht heran. Bei Bibracte, dem nachmaligen Augustodunum und heutigen Autun, kam es am 7. Juli 58 v. Chr. zur Schlacht, die vom Morgen bis zum Abend währte und mit der vollständigen Niederlage der Helvetier endigte. Aus dieser Schlacht, in welcher Cäsar selbst zu Fuß focht und seinen Truppen mit glänzendem Beispiel voranging, während die Helvetier mit dem Todesmut der Verzweiflung kämpften, kehrten von der ungeheuren Menge der Ausgewanderten nur 110000 Menschen in ihre frühere Heimat zurück. Auch sie wären wegen Mangel an Lebensmitteln dem Elend verfallen, wenn der römische Feldherr nicht den Allobrogen Befehl gegeben hätte, sie mit Getreide zu versorgen.

Um aus Helvetien eine Schutzwehr gegen das Vordringen der Germanen zu machen, ließ Cäsar an verschiedenen Punkten Kolonien und Kastelle errichten, von denen noch jetzt zahlreiche Spuren zeugen. So hat man in Genf schön gearbeitete Marmorfragmente römischer Gebäude gefunden, so war, folgt man von hier dem nördlichen Seeufer, Nyon, das alte Noviodunum, eine Colonia equestris, so bekunden ferner die in der Ebene von Vidy unterhalb Lausanne ausgegrabenen Altertümer und Inschriften, daß hier einst das antike Lausonium gestanden hat. Weiter östlich bildete Vevey (Viviscum) eine Station an der Römerstraße, die an Villeneuve, dem befestigten Pennolucus, vorbei nach Italien führte. Auch auf dem anderen Seeufer in Savoyen erinnern noch mancherlei Funde an die Zeiten der Römerherrschaft. Unter den damals entstandenen Städten blühte namentlich Aventicum, das jetzige Avenches oder Wiflisburg unterhalb des Murtensees, schnell empor zur Hauptstadt Helvetiens, von deren vielgerühmter Pracht nur noch eine Marmorsäule in dem heute unbedeutenden Ort übriggeblieben.

Den Römern verdankt das Land um den Genfer See seine Sprache, die sich nachmals zur französischen herausbildete, sowie die Grundlage seiner gesamten Kultur, allerdings aber auch ein Raffinement der Lebensweise, durch welches die alten primitiven Sitten allmählich verdrängt wurden. Das Volk verweichlichte, indem es sich an den Luxus gewöhnte und in der Abhängigkeit von Rom seine frühere Selbständigkeit vergaß. In vier Jahrhunderten war das Land so vollständig romanisiert, daß es dieses Gepräge ungeachtet aller späteren Einwirkungen für immer behielt.

Beim Sturz des Römerreiches drangen die Germanen ins Land, wobei die Alemannen vom Nordosten und die Burgunden vom Südwesten Helvetiens Besitz ergriffen. Genf, unter Marc Aurel nach einem Brande neu und schöner erbaut, wurde im fünften Jahrhundert Sitz der burgundischen Könige und eines Bischofs, während das Land in Gaue oder Grafschaften geteilt blieb. Nach einer Dauer von hunderteinundzwanzig Jahren kam das Königreich Burgund an die Franken, unter denen sich besonders das Lehenswesen entwickelte. Der fränkischen Herrschaft folgte dann ein neuburgundisches Staatswesen, das bei seiner Auflösung an das römisch-deutsche Reich überging.

Während das nördliche Ufer des Genfer Sees schon lange Pays de Vaud oder Waadtland hieß und unter Feudalherren stand, Genf aber eine Grafschaft mit einem regierenden Bischof bildete, hatte sich auf dem südlichen Ufer das im elften

Digitized by Google

Jahrhundert entstandene Haus Savoyen nach und nach die Herrschaft über das ganze Land angeeignet. Eine besonders hervorragende Rolle in der Geschichte dieses Hauses spielt der Graf Peter von Savoyen, der, von seinen Zeitgenossen der „kleine Karl der Große" genannt, fast die ganze Waadt eroberte und Schloß Chillon zu einer Zwingburg des Landes machte.

Dieses berühmte alte Schloß, welches sich an einem der schönsten Punkte des

Die Rousseau-Insel bei Genf.

Genfer Sees zwischen Montreux und Villeneuve auf einem in das Wasser hineinragenden Felsen erhebt, besteht aus einem Wartturm, um welchen sich die zur Burg gehörigen Gebäude gruppieren. Auf der Nord- und Landseite ist der noch gut erhaltene Bau von zwei festen, früher krenelierten Mauern umgeben, zwischen denen sich ein äußerer Vorhof zum Aufenthalt für die Besatzung befindet. Drei runde Türme, einst miteinander verbunden, dienten zur stärkeren Befestigung, und ein breiter Graben, über welchen eine Zugbrücke führte, machte den Zugang vom Lande ganz von dem Willen der Bewohner abhängig. Auf der Seeseite, wo die Mauern mit dem Rande des Felsens steil abfallen, soll früher eine kleine Pforte existiert haben, um im Fall einer Überrumpelung der Burg als rettender Ausgang für die Flucht zu Wasser nach Savoyen hinüber zu dienen.

Betritt man durch das mächtige Eingangsthor den ersten Hof, so hat man linker Hand die Pferdeställe und gelangt, immer geradeaus schreitend, an einen gewölbten Eingang, von welchem eine Treppe in die unterirdischen, in den Felsen gehauenen Gefängnisse führt. Durch zwei kleine Räume, die durch eine (jetzt vermauerte) Treppe mit den oberen Gemächern korrespondierten, betritt der Besucher eine geräumige Halle, in deren Mitte sieben steinerne Säulen empor zur Decke ragen. Dieser Kerker, der sein Licht durch schmale Maueröffnungen erhält, besitzt eine traurige Berühmtheit durch seinen einstigen Gefangenen Bonivard, dessen später noch eingehender gedacht werden soll. Hier hatte sich Lord Byron einige Stunden einschließen lassen, seinen Namen in eine der Säulen gegraben und dann in dem zu Ouchy verfaßten Gedicht „The Prisoner of Chillon" seine Betrachtungen in Verse gekleidet.

In diesem Raume beobachtet man eines der seltsamsten Lichtspiele, besonders gegen Abend, wenn die Sonne sich dem

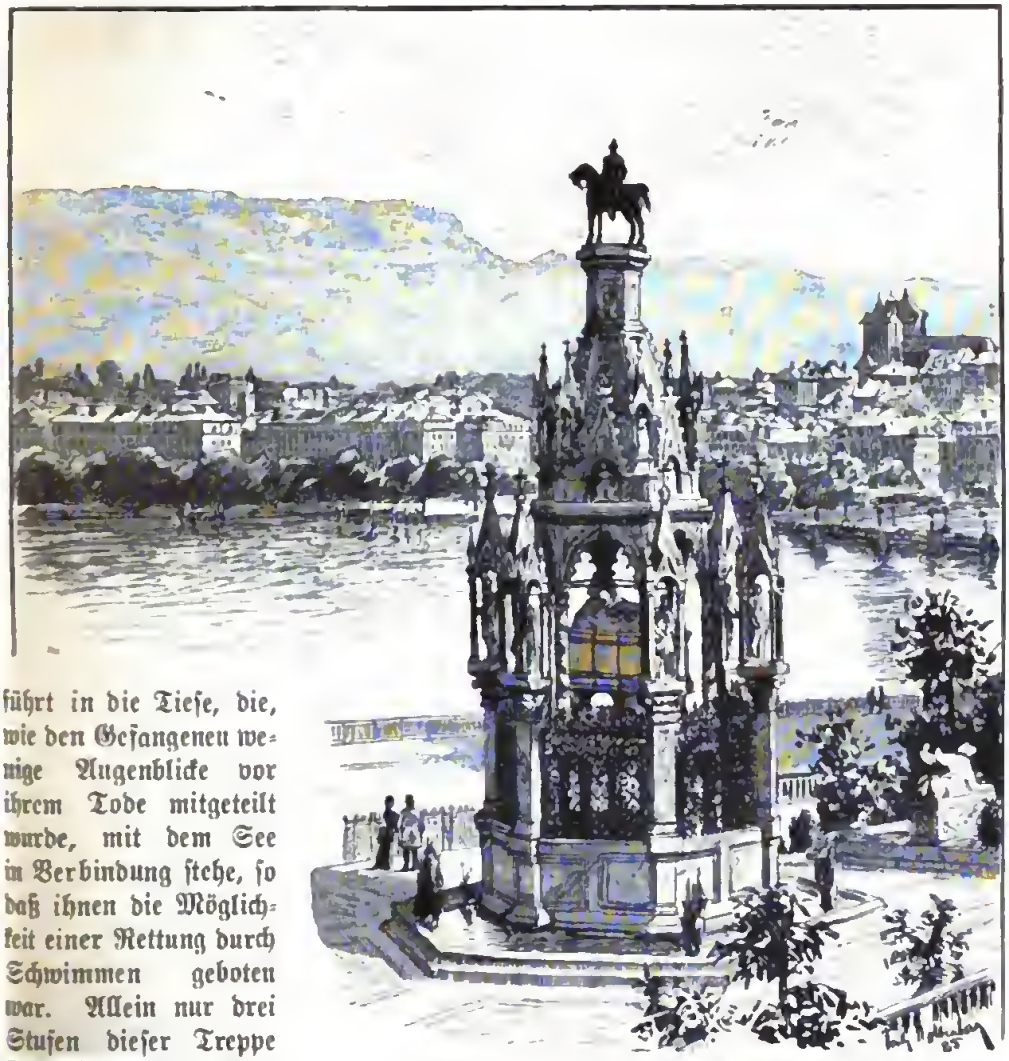
Untergange neigt. Dann ſcheint eine grünliche Dunſtſchicht in den Kerker zu dringen, während Licht und Schatten an den Säulen unheimlich empor- und herabhuſchen.

Vor einer dieſer Säulen, an welcher Bonivard angekettet war, ſieht man deutlich die Spuren, welche ſein Fuß hinterlaſſen, „die Spuren, die wider Tyrannei gen Himmel ſchrein", wie der Dichter ſingt. Im Vorgemach zieht ein mächtiger ſchwarzer Baſaltblock die Blicke auf ſich. Er diente den Verurteilten als letzte Lagerſtätte. Aus dieſen unheimlichen Gefängniſſen, in welchen ſich Berühmtheiten verſchiedener Nationen wie J. J. Rouſſeau, Malesherbes, Byron, Victor Hugo, Alex. Dumas und andere durch ihre Namensinſchriften verewigt haben, gelangt man in einen zweiten Hof und von hier durch Erſteigen zweier Treppen empor in den Rittersaal, der, über der Wohnung des einſtigen Schloßherrn gelegen, durch drei Säulen vom Gerichtsſaal getrennt iſt. Bilder und Fahnen (früher auch alte Waffen) zieren die mit Holzſchnitzwerk reich dekorierten Wände, während die dunkle Decke mit Lilien und weißen Kreuzen auf roten Feldern bemalt iſt. Öfter als einmal iſt in dem rieſigen Kamin dieſes Saales ein ganzes Rind gebraten worden. Vom Rittersaal aus, der eine prächtige Ausſicht über den See bis nach Savoyen bietet, führt ein Durchgang in das nach dem Hofe zu gelegene Arbeitszimmer des Schloßherrn, an welches ein Damengemach mit der Ausſicht nach Lauſanne grenzt. Einige Stufen geleiten aus erſterem hinab in die ehemals gewiß ſchön ausgeſtattet geweſene, jetzt aber höchſt einfache Kapelle, neben welcher ſich die Begräbnisſtätte befindet. Die Gemächer im erſten Stockwerk des Schloſſes bieten im allgemeinen wenig Bemerkenswertes. Deſto intereſſanter iſt jedoch der alte Don-

Das Theater in Genf.

jon oder Schloßturm, über den viele Sagen im Lande kurſieren.

Dieſer Turm enthält ein düſteres Gemach, in welches die Verurteilten geführt wurden, um hier einem ſchrecklichen Tode entgegenzugehen. In der Mitte des Fußbodens iſt eine viereckige Öffnung, von der eine ſteinerne Treppe ſcheinbar hinab-



Denkmal des Herzogs Karl von Braunſchweig in Genf.

führt in die Tiefe, die, wie den Gefangenen wenige Augenblicke vor ihrem Tode mitgeteilt wurde, mit dem See in Verbindung ſtehe, ſo daß ihnen die Möglichkeit einer Rettung durch Schwimmen geboten war. Allein nur drei Stufen dieſer Treppe ſind ſichtbar; beim Verlaſſen der dritten Stufe ſtürzte das Opfer unrettbar hinab auf Meſſer und Marterwerkzeuge aller Art, die heute mit Sand verſchüttet ſind. Von der Höhe des Turmes überblickt man den größten Teil des Sees, die ganze Küſte Savoyens bis Evian und auf ſchweizeriſchem Gebiete die herrliche Uferpartie von Villeneuve über Montreux bis Vevey und weiter bis Lauſanne und Morges. Bei hellem Wetter vermag man ſogar die zuckerhutförmige Spitze des Mont Blanc deutlich zu erkennen.

Wie alte Chroniken berichten, ſtand hier bereits im neunten Jahrhundert ein mächtiger Turm, der den ganzen Felſen bedeckte und als Staatsgefängnis benutzt wurde. Der erſte Gefangene, von dem uns die Geſchichte Kunde giebt, war Graf Wala, der Vetter Karls des Großen, welcher ſich als Miniſter unter Ludwig dem Frommen dadurch mißliebig machte, daß er die Zuſtände im Lande und beſonders die Charakterſchwäche des von ſeiner Umgebung beherrſchten Monarchen mit ſeltenem Freimut tadelte. Vom Hofe verbannt, zog ſich Wala in das Kloſter Corvey zurück, wo er Mönch und bald darauf Abt desſelben wurde. Einige Jahre ſpäter ward er wieder an den Hof berufen, dann aber wegen ſeiner beſtändigen Vorſtellungen über die Fehler der Regierung 830 als politiſcher Märtyrer gefangen nach Chillon geſchickt.

Nachdem Chillon in den Beſitz der

Grafen von Savoyen gelangt war, wurde der frühere Bau 1236 in ein ansehnliches Schloß (ung moult beau chastel) umgewandelt, das einen ständigen Gouverneur erhielt, welcher den Grafen zu vertreten, etwaige Streitigkeiten unter den Vasallen zu schlichten und die Steuern zu erheben hatte. Oft weilten die Grafen selbst hier und veranstalteten Turniere und Festlichkeiten, die überaus glänzend gewesen sein sollen.

War die Landschaft rings umher zu den Zeiten Ludwigs des Frommen und seines Gefangenen Wala wüste und nur von Einsiedlern und Hirten bewohnt, so hatte sich ihr Charakter in den folgenden vier Jahrhunderten bedeutend verändert, wie denn Graf Peter von Savoyen selbst sagt: „Et l'on voyait passer les pélerins lesqueulx passayent de France et de maints aultres lieux à Rome et vers les marches d'Italie." (Und man sah die Pilger vorüberziehen, die sich von Frankreich und manchen anderen Orten nach Rom und den Märkten Italiens begaben.) Es existierten also stark frequentierte Straßen, welche, von einem Ort zum anderen und an Chillon vorüberführend, den Verkehr zwischen Frankreich, Genf, Lausanne und Italien vermittelten. Feste Burgen, mehrere von Peter erbaut, erhoben sich hier und dort, so die Tour de Peilz zwischen Montreux und Vevey, ferner Château de Vufflens bei Morges ꝛc., deren einstige Bestimmung man in den mehr oder weniger gut erhaltenen Ruinen noch heute erkennen kann. Wie übrigens im dreizehnten Jahrhundert das Waadtland und hier die nächste Umgebung der Burg Chillon der Schauplatz zahlreicher und blutiger Kämpfe gewesen, erzählen uns mehrere alte savoyische Chroniken, unter denen namentlich diejenige von Evian charakteristische Momente enthält. Von Graf Peter von Savoyen enthält sie manche Heldenthaten und lustigen Streiche. Er starb im Jahre 1268 auf dem Wege nach Chillon, wo er stets gern zu verweilen pflegte, und wurde im Kloster Haute-Combe bestattet.

Von Chillon, das sich als das denkwürdigste und besterhaltene alte Schloß Helvetiens noch heute so ziemlich in demselben Zustande befindet, in welchem es Graf Peter bei seinem Tode hinterlassen, spannen sich mehrere Jahrhunderte hindurch die Fäden der savoyischen Politik über den ganzen See aus, besonders aber nach Genf hin, dessen Besitz die Grafen und späteren Herzöge des Nachbarlandes von jeher erstrebt hatten. Aber die edle Geneva hatte trotz mancherlei Anfechtungen ihre Freiheit stets zu wahren gewußt, bis es endlich dem Fürstenhause von Savoyen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gelang, einen seiner jüngeren Söhne auf den Genfer Bischofsstuhl zu setzen. So seinem Ziele nahe, hoffte der damals regierende Herzog Karl III., dem die Geschichte seltsamerweise den Beinamen „der Gütige" gegeben, die widerstrebende Stadt bald ganz in seine Gewalt zu bringen. Zu jener Zeit kam nun die Reformation nach Genf, wo sie in der freiheitsliebenden Bevölkerung einen ungemein empfänglichen Boden fand, den Calvin zwei Jahrzehnte später mit so großem Erfolg kultivieren sollte. Nicht nur in Genf, sondern auch in der ganzen Umgegend herrschte bereits eine gewisse Erbitterung gegen die katholische Geistlichkeit, welche sich einesteils durch Bedrückungen, anderenteils durch ihr üppiges, vielfach ausschweifendes Leben allerorten verhaßt gemacht hatte. Diese allgemeine Unzufriedenheit steigerte sich zur gefährlichen Gärung, als man erfuhr, daß der Bischof eifrig bemüht sei, Genf dem Herzog von Savoyen, seinem nahen Verwandten, in die Hände zu spielen. Es bedurfte nur eines Anlasses, um den Aufstand zum Ausbruch zu bringen. Dieser Anlaß sollte sich bald finden.

In Genf existierten damals zwei Parteien: die Anhänger des Fürstenhauses von Savoyen, spottweise auch die „Mameluken" genannt, und die republikanisch gesinnten „Eidgenossen". Während erstere zumeist aus savoyischen Edelleuten, Geistlichen und feilen Kreaturen bestanden, waren die letzteren vorwiegend Elemente

Digitized by Google

der jüngeren Bürgerschaft und besonders Mitglieder der geheimen Verbindung „Die Kinder von Genf", die den Wahlspruch hatte: „Einer für alle, und wer den einen anrührt, tastet auch den anderen an." An der Spitze der republikanischen Partei standen einige der angesehensten Männer Genfs, so Philibert Berthelier, Lévrier, Besançon Hugues und der junge savoyische Edelmann Bonivard, der später die hervorragendste Rolle spielte.

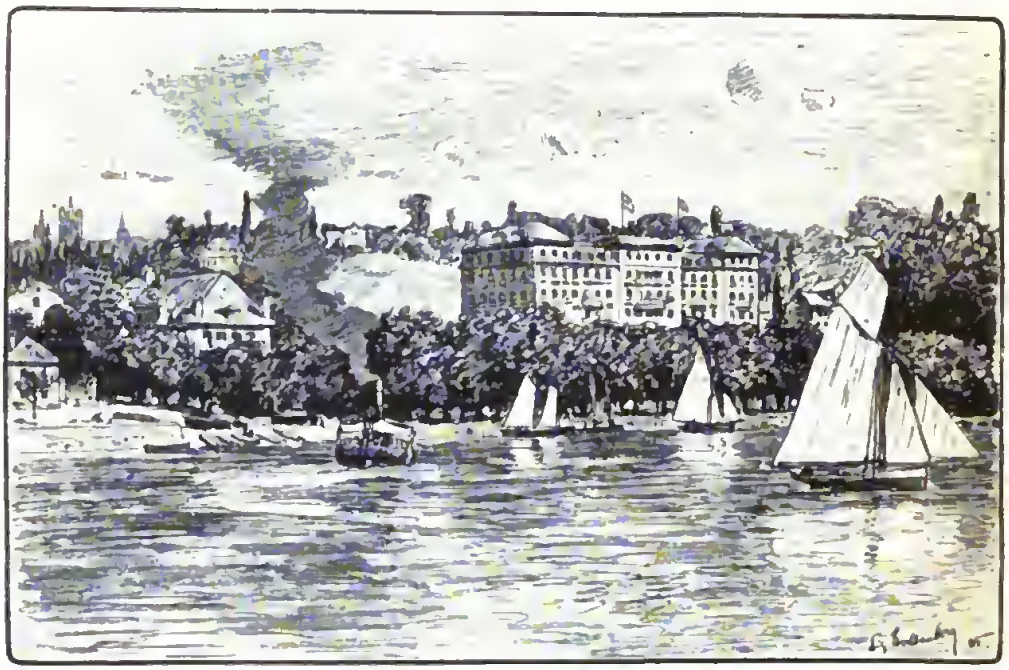
Eine Invasion Genfs durch die Armee des Herzogs von Savoyen sowie eine Anzahl Hinrichtungen, darunter auch diejenigen von Berthelier und Lévrier, entfesselten die schon lange drohende Revolution, aus welcher sich dann das Bündnis der Genfer mit Freiburg und Bern und der Befreiungskampf gegen die savoyische Usurpation entwickelte.

Von Bonivard findet sich eine sehr ausführliche Biographie in dem von L. Vulliemin verfaßten und in Lausanne publizierten klassischen Buche „Chillon", das zugleich eine Geschichte des alten Schlosses enthält. Nach dieser auf Archivforschungen beruhenden Studie wurde Franz von Bonivard 1493 zu Seyssel in Savoyen geboren und, nachdem er in Turin und dann in Freiburg im Breisgau Philosophie studiert, von einem Oheim nach Genf berufen, in dessen unmittelbarer Nähe sich damals eine Art Kloster für Weltgeistliche mit erblicher Priorwürde erhob. Diese letztere wurde nun Bonivard von seinem alten Oheim, dem bisherigen Inhaber derselben, übertragen und damit zugleich eine aus verpachteten Ländereien resultierende Einnahme, die eben hinreichte, um standesgemäß leben zu können. Durch Geburt und andere Verhältnisse dem Hofe und dem höchsten savoyischen Adel nahe stehend, war Bonivard anscheinend bald mit den Intriguen bekannt geworden, welche Karl III. und der Bischof von Genf gemeinschaftlich spannen, um die Stadt ihrer letzten Freiheiten zu berauben. Beide Würdenträger hofften sogar, ihn als brauchbares Werkzeug für ihre Pläne benutzen zu können.

Als gerader ehrlicher Charakter und aufgeklärter Kopf zeigte sich Bonivard jedoch keineswegs geneigt, einer Sache zu dienen, die er für unrecht und verwerflich hielt. Seine Sympathien gehörten vielmehr Genf und den „Kindern der Stadt", für welche persönlich einzutreten er übrigens bald Gelegenheit fand. Indem er so mit dem Hofe und dem Bischof brach und sich offen auf die Seite des unterdrückten Volkes stellte, wurde er schnell populär und in der Folge, an der Spitze der freiheitlichen Bewegung stehend, einer der gefährlichsten Gegner Savoyens. Mehrmals suchte man ihn durch gütliche Vorstellungen und Versprechungen ins feindliche Lager hinüberzuziehen und, als dies nicht gelang, ihn durch Gefangennahme unschädlich zu machen. Nachdem er schon einmal verhaftet und nach zweijährigem Gefängnis auf Verwendung seiner Freunde wieder in Freiheit gesetzt worden war, fiel er den Herzoglichen zum zweitenmal in die Hände, als er, von einem Besuche seiner Mutter zurückkehrend, den Weg über Lausanne nahm. Wie Bonivard selbst erzählt, wurde er bei Sainte-Catherine von Herrn von Beaufort, der sich mit einigen Leuten im Gebüsch versteckt hatte, überfallen und gefesselt nach Chillon geführt. Hier gab man ihm zuerst ein neben der Wohnung des Schloßhauptmanns belegenes Zimmer, welches er zwei Jahre bewohnte. Dann aber, nach einem Besuch des Herzogs im Schlosse, warf man ihn in den nachmals durch ihn berühmt gewordenen Kerker, wo er vier Jahre lang blieb und, an eine Säule gefesselt, mit seinen Schritten dem felsigen Boden tiefe Spuren einprägte, „einen kleinen Pfad, wie mit dem Hammer geschlagen", laut eigener Angabe.

Mittlerweile war das von Genf längst erstrebte Bündnis mit Bern zu stande gekommen, worauf dieser mächtige Kanton der hartbedrängten Stadt ein Heer von sechstausend Mann schickte, welches sich am 1. Februar 1536 in Bewegung setzte. Im wilden Ansturm vorgehend, schlugen

dieſe Truppen die ſavoyiſchen Streitkräfte und befreiten Genf und das ganze Waadtland, worauf ſie das letztere unter Berns Oberhoheit ſtellten. Damit vollzog zugleich, am 29. März 1536 die Übergabe der alten Zwingburg erfolgte und Bonivard wieder ans Tageslicht kam, wurde derſelbe mit großem Jubel begrüßt



Ouchy und Hotel Beau Rivage.

ſich zwiſchen den beiden Seeufern eine politiſche Scheidung für alle Zeiten, denn es gelang dem Hauſe Savoyen nicht wieder, auf ſchweizeriſchem Gebiet dauernd Fuß zu faſſen. Genf geſtaltete ſich nun zu einem republikaniſchen Gemeinweſen, das zwar auf einen verhältnismäßig kleinen Raum beſchränkt blieb, ſich aber in der Folge eine geiſtig um ſo mehr dominierende Stellung zu erringen verſtand.

Während der kriegeriſchen Begebenheiten war Bonivard in Genf keineswegs vergeſſen worden. Allein erſt nach Regelung der inneren Angelegenheiten konnte man thatkräftig für ſeine Befreiung wirken, indem man eine aus zwei Galeeren und mehreren kleineren Fahrzeugen beſtehende Flottille ſowie eine Landmacht von tauſend Mann nach Chillon entſandte, mit der Aufgabe, das Schloß einzunehmen und die Gefangenen zu befreien. Als dann, allerdings erſt nach heftigem Bombardement von der Land- und Seeſeite und im Triumphzuge nach Genf zurückgeführt.

Schloß Chillon, das nachmals in Lord Byron einen begeiſterten Sänger fand, der allerdings, wie er ſelbſt geſteht, Bonivards Geſchichte nicht kannte, blieb der Nachwelt erhalten, indem es für lange Zeit der Sitz eines Berner Landvogts wurde. Zwar ſchickte man noch zuweilen politiſche Gefangene hierher, aber ihre Haft war eine gelinde, denn man wies ihnen nicht mehr die feuchten Kerker, ſondern die ziemlich freundlichen Gemächer der Wirtſchaftsgebäude zum Aufenthalt an. Später diente Chillon teils als Waffendepot, teils als Militärarreſtlokal. In neuerer Zeit wird das Schloß von einem penſionierten Soldaten als Aufſeher bewohnt, welcher den Beſuchern das Innere gegen ein kleines Trinkgeld zu zeigen hat.

Die revolutionäre Bewegung in Genf hatte ſich nicht nur auf die politiſchen

Verhältnisse beschränkt, sondern auch auf den Glauben und die kirchlichen Einrichtungen erstreckt. Genf war damals eine Stadt von fünfzehntausend Einwohnern, in welcher fünf große Klöster standen und einige Hundert Geistliche lebten. Letztere hatten durch ihren niedrigen Materialismus längst die allgemeine Achtung eingebüßt. Als nun die Reformation an die Thore von Genf pochte, da gewährte man ihr gern Einlaß, weil ihre Lehren ja die geistige Freiheit brachten.

Der erste Pionier derselben war Farel, der bei seinem öffentlichen Auftreten von der wutentbrannten katholischen Priesterschaft beinahe gesteinigt worden wäre. Um ihn zu schützen, ließen ihn seine Freunde heimlich aus der Stadt schaffen. Nicht besser erging es seinem Nachfolger Froment, den der fanatische Klerus in die Rhone stürzen wollte. Dann kam Viret, auf welchen man einen Vergiftungsversuch machte. Immer kampfbereit, trachtete die Geistlichkeit nur danach, die neue Lehre mitsamt all ihren Anhängern auszurotten. Dieser Zustand währte drei Jahre, von 1532 bis 1535. Endlich blieb die Reformation die Siegerin. Farel, inzwischen wieder nach Genf zurückgekehrt, bemächtigt sich der Kanzel der St. Peterskirche, und der Große Rat beschließt die Abschaffung der Messe. Sofort beginnt man die Altäre umzustürzen, die Bilder zu zerstören und die Reliquien zu zerstreuen. Der Klerus löst sich auf: einige Priester und Mönche treten zum Protestantismus über, alle übrigen ziehen nach Savoyen, welches Land auch später immer streng katholisch blieb, während das ganze nördliche Seeufer sich allmählich zur neuen Lehre bekannte. Am 20. Mai 1536 erklärte die Bevölkerung von Genf in einer allgemeinen Versammlung mit emporgehobenen Händen und ohne daß auch nur eine Stimme widersprochen hätte: „keine päpstliche Herrschaft mehr anerkennen und gemäß der heiligen Reformation des Evangeliums leben zu wollen".

Noch in demselben Jahre kam Calvin auf der Rückreise von Italien nach Genf, wo er sofort von Farel besucht und zum Bleiben überredet wurde. Aber seine drakonische Strenge brachte ihn bald mit der Gemeinde in Konflikt, infolgedessen beide Reformatoren die Stadt verlassen mußten. Farel ging darauf nach Neuchatel, Calvin nach Straßburg. Nach einiger Zeit berief man jedoch Calvin zurück, um den inzwischen ausgebrochenen

Lausanne.

religiösen Wirren zu steuern. Er kam, wurde im Triumph empfangen und dann beauftragt, die Gesetze Genfs abzufassen. Von nun an war sein ganzes ferneres Auftreten dasjenige eines Diktators. Nach seinen Vorschriften war jeder Familienvater gehalten, die Predigten zu besuchen und seine Kinder in der reinen Lehre zu erziehen. Karten- und Würfelspiel, Musik, Tanz und der Besuch von Wirtshäusern waren verboten. Das Gesetz bestrafte nicht nur die Gotteslästerung, sondern auch leichtfertige Gesänge und jede unanständige Äußerung. Der Selbstmord galt als Ehrlosigkeit und hatte die Konfiskation des Vermögens zur Folge, die Unzucht wurde mit Gefängnis, der Ehebruch mit Gefängnis und Tod bestraft. Selbst die Tracht war für die verschiedenen Klassen der Bürgerschaft vorgeschrieben, jeder Schmuck von Gold und Silber, jede Stickerei, jede Haarfrisur untersagt. Endlich durfte keine neue Mode ohne besondere obrigkeitliche Erlaubnis eingeführt werden. Das Tageswerk begann für die ganze Gemeinde um fünf Uhr morgens. Die meisten Mitglieder begaben sich zuerst in die Kirchen. Beim Öffnen der Stadtthore knieten die Schildwachen und Passanten nieder, um ein kurzes Gebet zu sprechen. Nachmittags schlossen die Kaufleute ihre Läden und besuchten den Gottesdienst. In den Häusern herrschte die größte Sauberkeit und eine wahrhaft spartanische Einfachheit. Im Winter wurde Feuer nur in der Küche gehalten, wo Herrschaft und Gesinde gemeinsam aßen. Aller Luxus und Überfluß sowohl in der Wohnung wie in der Beköstigung war verschwunden. Die Reichen schränkten sich ein, um die Armen unterhalten zu können. „Genf" — schreibt der damals dort lebende schottische Reformator John Knox — „ist die beste christliche Schule, die seit der Apostel Zeiten auf Erden existiert hat. Nirgends habe ich die Reformation einen so mächtigen Einfluß auf das ganze Staatswesen ausüben sehen." Calvin selbst entfaltete übrigens eine erstaunliche Thätigkeit. Obschon klein und schwächlich und von verschiedenen Krankheiten zugleich geplagt, predigte er jeden Tag, hielt seine theologischen Vorlesungen, leitete die von ihm begründete Akademie, präsidierte im Konsistorium und schrieb seine zahlreichen Werke.

Etwa fünfzehnhundert französische und dreihundert italienische Emigrantenfamilien waren im sechzehnten Jahrhundert nach Genf gekommen und hatten sich mit der einheimischen Bevölkerung vermischt. Dadurch erhielt diese nachmals ihr eigentümliches Gepräge, indem sich die nationalen Züge dreier Völker zu einem Ganzen vereinigten.

Die neuere Geschichte Genfs ist allgemeiner bekannt. Wiederholt von Revolutionen heimgesucht, wurde die Stadt 1798 von Frankreich annektiert und zur Hauptstadt des Departements Léman gemacht. Diese Annexion währte bis zum Jahre 1814. Am 20. März 1815 trat Genf der Eidgenossenschaft als Kanton bei und bildet seitdem eine demokratische Republik, in welcher ein Großer Rat die legislative und der Staatsrat die Exekutivgewalt ausübt. Letztere besteht aus sieben Mitgliedern, die für je zwei Jahre gewählt werden. Wahlberechtigt ist jeder Genfer, der das zwanzigste Lebensjahr erreicht hat.

Von jeher ein Centrum des geistigen Lebens, ist Genf, welches jetzt über fünfzigtausend Einwohner zählt, der Geburtsort vieler berühmter Männer und Frauen, unter denen hier nur J. J. Rousseau, der französische Finanzminister Jacques Necker, die Naturforscher Bonnet, Saussure und Candolle, der Historiker Sismondi, der Maler und Novellendichter Töpffer und die heute noch produktive Schriftstellerin Frau von Gasparin, die Gattin des ausgezeichneten französischen Autors Agénor de Gasparin, erwähnt sein mögen. Hier verweilten Voltaire und Lord Byron einige Zeit, hier lebten ferner Frau von Staël-Holstein, der Maler Calame, der Dichter Olivier und andere Celebritäten, welchen auch der Pater Hyacinthe als einer der eminentesten Kanzelredner der

Gegenwart beizuzählen ist. Endlich hat Genf noch eine internationale Bedeutung, einesteils durch die hier am 22. August 1864 abgeschlossene „Genfer Konvention", durch welche eine möglichste Milderung der mit dem Kriege verbundenen Übel, insonderheit eine Linderung des Loses der auf den Schlachtfeldern verwundeten Militärpersonen, bezweckt wird.

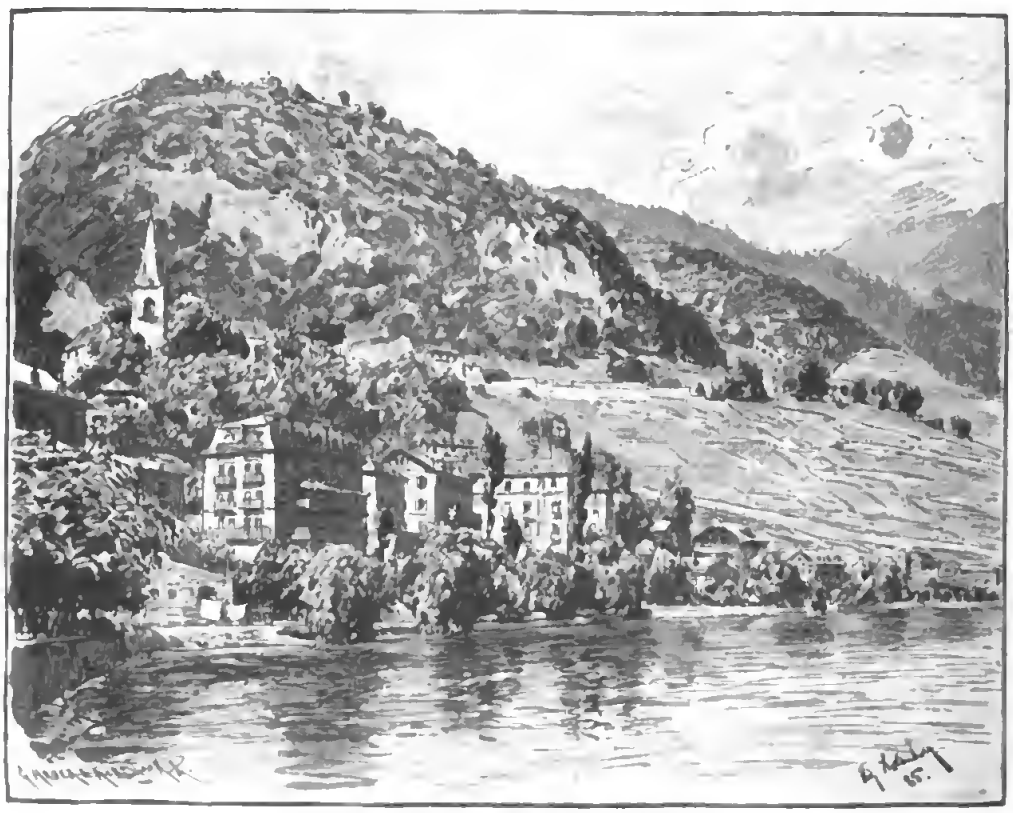
Wie durch seine Geschichte, so zeichnet sich Genf auch durch seine herrliche Lage aus. Zwar ist die Umgebung nicht großartig wie das obere Seeufer, wohl aber überaus lieblich und voller Anmut. Nähert man sich der Stadt zu Schiffe, so erscheint Genf, aus der wunderbar schimmernden Wasserfläche allmählich emporsteigend, als elegante Großstadt, der auffallenderweise die vielen Türme anderer Metropolen fehlen. Prächtige Quais ziehen sich längs der Seeufer hin, die, sich nach und nach verengend, etwas weiter die hier im raschen Laufe dem See entströmende Rhone begrenzen. Durch letztere wird die Stadt in zwei Hälften geteilt, welche durch sieben Brücken miteinander verbunden sind. Die am weitesten nach dem See vorgeschobene Brücke, Le Pont du Mont Blanc, ist ein großartiger Bau, der, bei einem Kostenaufwand von 1 200 000 Franken aufgeführt und im Jahre 1862 vollendet, eine Länge von 260 m hat. Die zweite, Pont des Bergues genannte Brücke bildet in ihrer Mitte einen stumpfen Winkel, von welchem ein Übergang nach der Rousseau-Insel führt. Auf diesem von schattigen Bäumen bestandenen Eiland erhebt sich das Bronzemonument J. J. Rousseaus von Pradier. Sitzend dargestellt, wendet der berühmte Autor der „Nouvelle Héloise" der Stadt, welche ihn im Leben verbannt und erst lange nach seinem Tode gebührend gewürdigt hat, den Rücken zu.

Die früher räumlich beschränkte Stadt mit ihren vielstöckigen Häusern wird von zahlreichen Straßen und engen Gäßchen durchzogen, in die sich der Besucher nur selten verirrt. Die Hauptstätten des Fremdenverkehrs bilden vielmehr die beiden Rhone- und Seeufer, auf welchen (nach dem Laufe des Flusses in linke und rechte Stadtseite geteilt) die schönen Quais angelegt sind. So führt links der Quai du Lac an den vorgenannten Brücken vorbei nach dem Englischen Garten, in welchem sich das von Etienne Senè angefertigte Holzrelief des Mont Blanc sowie das herrliche Nationaldenkmal befinden. Letzteres besteht aus zwei weiblichen Gestalten von Bronze, die, von Dorer modelliert, die Vereinigung Genfs mit der Schweiz versinnbildlichen. Rechts hingegen, jenseits der Brücken, liegen die Quais des Bergues, du Mont Blanc und des Paquis, neben welchen sich die elegantesten Hotels erheben. Mit dem altrenommierten Hôtel des Bergues beginnend, reihen sich dieselben in langer Flucht aneinander, bis das palastartige Hôtel National mit seinen herrlichen Parkanlagen die Frontlinie dieser Gebäude abschließt. Unweit des Pont du Mont Blanc und am gleichnamigen Quai steht auf der Place des Alpes das infolge einer testamentarischen Bestimmung errichtete Mausoleum des im Jahre 1830 von seinen Unterthanen vertriebenen und nach mancherlei Irrfahrten 1875 in Genf verstorbenen Herzogs Karl von Braunschweig, der bekanntlich sein ganzes Vermögen der Stadt vermacht hatte. Bei einem Kostenaufwand von zwei Millionen Franken dem Denkmal des Can Signorio della Scala zu Verona nachgebildet, ist dieses ganz aus Marmor aufgeführte Monument ein architektonischer Aufbau, der in seinem kapellenförmigen Mittelstock den von lebensgroßen Standbildern umgebenen Sarkophag enthält und oben die Reiterstatue des Herzogs trägt. Trotz seiner höchst kunstvollen Details macht das Denkmal als Ganzes keinen ästhetisch befriedigenden Eindruck, weil es, in seinen Proportionen zum Teil verfehlt, als Monument zu zierlich erscheint. Übrigens hat die mangelhafte technische Ausführung bereits mehrfach kostspielige Reparaturen veranlaßt.

Unter den sehenswerten Gebäuden Genfs

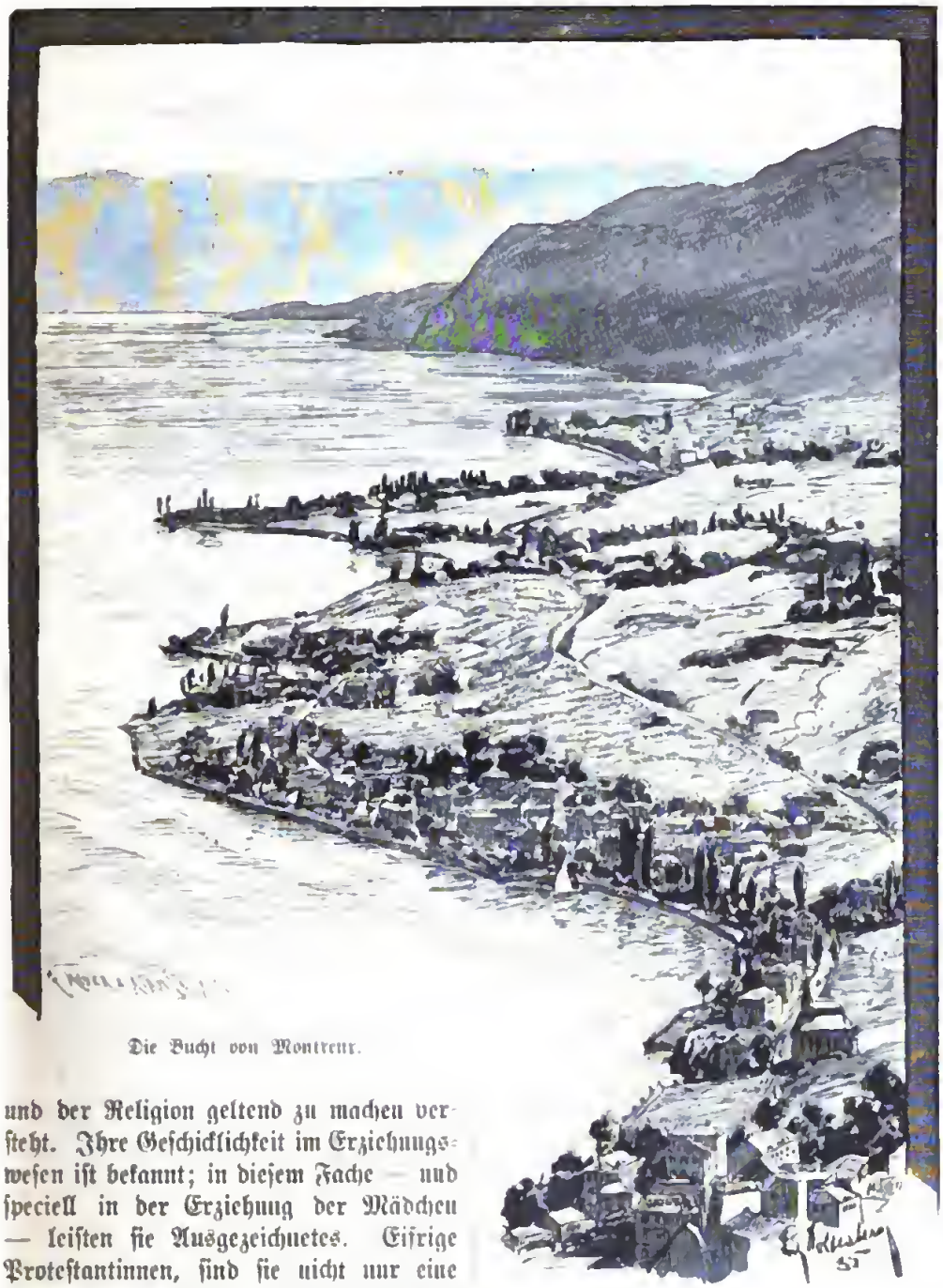
verdient besonders die Kathedrale oder St. Peterskirche auf der anderen Stadtseite Erwähnung. In ihren ältesten Teilen aus dem zwölften Jahrhundert stammend, enthält dieselbe interessante alte Glasmalereien und Holzschnitzwerke sowie die Grabmäler des Herzogs von Rohan und seines Freundes Agrippa d'Aubigné. Hier predigte Calvin, dessen inzwischen umgebautes Wohn- und Sterbehaus sich in der Nähe befindet. Neuere hervorragende Bauten sind die Universität mit ihrer ungemein reichhaltigen Bibliothek, das Musée Rath und das prächtige neue Theater, vor welchem sich das schöne Denkmal des Generals Dufour erhebt, ferner das im Renaissancestil aufgeführte Athenäum, das Konservatorium und die russisch-griechische Kirche mit ihren vergoldeten Kuppeln und Kreuzen. Von Ferney und die Kalkwände des Salève, sowie das hübsch gelegene Dorf Morney und das Fort de l'Ecluse genannt. Viele Reisende machen auch von Genf aus die weitere Exkursion in das weltberühmte Chamounythal, wohin eine Eisenbahn projektiert ist.

Genf besitzt eine ebenso intelligente wie gewerbfleißige Bevölkerung, welche sich zum großen Teil mit Uhrmacherei und Bijouterie beschäftigt. Während die Männer in ihrem Auftreten etwas Bestimmtes zeigen und durch ihr Naturell vielfach an die Lebhaftigkeit der Franzosen erinnern, haben sich die Frauen durch natürliche Anlagen, Erziehung und Schulbildung eine gewisse Selbständigkeit angeeignet, die man so allgemein anderwärts nur selten findet. Auch sie besitzen, wie R. Rey in seinem Werke „Genève et les Rives



Montreux-Territel vom See aus gesehen.

öffentlichen Promenaden seien hier noch der Botanische Garten und die Treille, von beliebten Ausflugspunkten Cologny, du Léman" ausführt, einen bestimmten Willen und einen lebhaften Geist, der sich in allen Fragen der Politik, der Moral



Die Bucht von Montreux.

und der Religion geltend zu machen versteht. Ihre Geschicklichkeit im Erziehungswesen ist bekannt; in diesem Fache — und speciell in der Erziehung der Mädchen — leisten sie Ausgezeichnetes. Eifrige Protestantinnen, sind sie nicht nur eine Stütze der Prediger, sondern des Calvinismus überhaupt, dessen Dogmen sie im Hause energisch vertreten. Dieser doktrinäre Zug in ihrem Wesen beeinträchtigt jedoch das Gemütsleben, das sich unter dem dadurch ausgeübten Druck nicht voll zu entwickeln vermag.

Verlassen wir nun Genf auf einem der vielen eleganten Dampfer, so führt uns die Fahrt zwischen reizenden villenbesäten Geländen hinaus auf den allmählich sich erweiternden See, dessen beide Ufer sich noch lange deutlich den Blicken zeigen. Rechts erscheint bald das zum Kanton Genf gehörende Dörfchen Cologny, das durch Lord Byrons Aufenthalt daselbst nachmals in Ruf gekommen ist. Dann folgen auf derselben Seite Bellerive mit seinem alten Schlosse und das Fischerdorf

Hermance, hinter welchem das savoyische Gebiet beginnt. Dem letztgenannten Ort schräg gegenüber, mehr nach Genf zu, liegt Versoix, das der Herzog von Choiseul, Minister unter Ludwig XV., zu einer Rivalin Genfs erheben wollte. Als er zu diesem Zweck die Straßenanlagen traciert hatte, soll Voltaire sich darüber mokiert und gesagt haben: „In Versoix haben wir wohl Straßen, aber keine Häuser." Von hier fährt das Dampfboot in einer Viertelstunde nach Coppet, dessen Schloß einst von dem ehemaligen französischen Finanzminister Necker und seiner geistreichen Tochter Frau von Staël-Holstein bewohnt wurde. Später ging dasselbe in den Besitz des zwanzigfachen Millionärs Högger über, der als Bettler bei Versailles starb. Auf Coppet folgt als letztes Dorf des Kantons Genf Celigny, woran das wein- und obstreiche Waadtland grenzt. Der erste Ort in diesem Kanton ist das ansehnliche Städtchen Nyon, das alte Noviodunum oder die Colonia Julia equestris der Römer, welche, jetzt noch in Überresten erkennbar, auf dem Hügel lag, während die neuere Stadt sich bis zum See herab erstreckt. Auf dem östlichen Abhang erhebt sich ein altes betürmtes Schloß, in welchem die Berner Landvögte residierten. Einer der letzten derselben war Victor von Bonstetten, der in seinen glänzenden Gesellschaften auch Johannes v. Müller und Matthisson als Gäste zählte. Einige Minuten von Nyon entfernt erblickt man das Schloß Prangins, das, gegenwärtig ein Herrnhuter-Pensionat, früher von Voltaire und dann von Joseph Bonaparte bewohnt wurde. Hinter Nyon und dem gegenüberliegenden Ivoire beginnt der sogenannte große See, der sich hier plötzlich erweitert und zwischen dem Flecken Rolle mit seinem berühmten Aussichtspunkt Signal de Bougy und dem savoyischen Städtchen Thonon seine größte Breite (15 km) erreicht.

Schon auf der Fahrt von Genf bis hierher hat der Reisende Gelegenheit, den verschiedenen Charakter beider Seeufer kennen zu lernen. Während die flache Schweizer Küste überall eine treffliche Agrikultur und einen blühenden Wohlstand zeigt, erscheint das bewaldete und immer bergiger sich gestaltende Ufer Savoyens mit seinen vereinzelten Dörfern entvölkert und ärmlich. Selbst Thonon, der Hauptort der Provinz Chablais, macht diesen Eindruck und wirkt trotz der Romantik seines alten verfallenen Schlosses Ripaille* durchaus nicht anziehend. Diese inmitten schöner Baumgruppen dicht am See stehende Ruine war einst der Wohnsitz des Herzogs Amadeus VII. von Savoyen, der hier, nachdem er der ihm angetragenen Papstwürde infolge der kaiserlichen Opposition entsagt, sein Leben beschloß. Später wurde die Burg eine Kartause, die dann in Privatbesitz überging und endlich verfiel. Von Thonon führt eine schattige Landstraße über die oft wildschäumende Dranse nach dem Städtchen Evian, das in neuerer Zeit durch seine Mineralbäder viele Besucher, namentlich aus Frankreich, angezogen hat. Der Ort selbst mit seinen engen schmutzigen Straßen und alten, vielfach baufälligen Häusern stimmt melancholisch, obschon er eine schöne Lage und prächtige Kastanienanlagen hat. Nun wird die savoyische Küste steiler, und die waldbedeckten Berge treten bis dicht an den See heran. Noch zwei Punkte erwecken auf dieser Uferpartie Interesse: das alte Schloß Blonay mit seinem herrlichen Park und das nicht weit davon entfernte Fischerdorf Meillerie, dessen aus Rousseaus „Heloise" bekannter Felsen auf Befehl Napoleons I. bei der Eröffnung der Simplonstraße gesprengt wurde. Dann folgt Bret, wo einst das im Jahre 563 durch einen Bergsturz verschüttete Tauretunum gestanden haben soll, und St. Gingolph, das halb zu Savoyen und halb zum Schweizer Kanton Wallis gehört. Der letzte Ort auf dieser Seite ist Bouveret, wo das Rhonethal beginnt.

* Ripaille heißt Schmauserei, faire ripaille schmausen. Diese Bezeichnung läßt vermuten, daß der Herzog hier seine fröhlichen Gelage hielt.

Evian schräg gegenüber liegt auf dem nördlichen Seeufer das hübsche Städtchen Morges, dessen altes aus dem dreizehnten Jahrhundert stammendes Schloß als Zeughaus dient. Letzteres wurde während der Internierung der Armee Bourbakis im Jahre 1871 durch eine Explosion zum Teil zerstört, wobei mehrere Soldaten ihren Tod fanden. Ungefähr zwanzig Minuten entfernt erhebt sich auf einem Hügel die malerische Burg Vufflens, welche, neuerdings restauriert, von der Burgunderkönigin Bertha im zehnten Jahrhundert erbaut sein soll. Der massive Hauptturm hat eine Höhe von 55 m und steht durch eine gewölbte Galerie mit dem von fünf schlanken Spitztürmen gekrönten Wohngebäude in Verbindung. Noch heute erzählt man sich übrigens im ganzen Waadtlande viel von der „guten Königin Bertha" und pflegt, wenn man die sogenannte gute alte Zeit bezeichnen will, zu sagen: „als Königin Bertha spann." Sie wurde in dem von ihr erbauten Benediktinerkloster zu Payerne begraben, wo man 1817 ihren Grabstein entdeckte mit der Inschrift: „Sie baute Kirchen, befestigte Burgen und nährte die Armen." Dort wird auch ihr Sattel bewahrt, auf welchem sie als wohlthätige Fee durch das Land ritt und in den sie, immer thätig, ihren Spinnrocken gesteckt haben soll. Hinter Morges liegen die fruchtbarsten Gefilde des Waadtlandes, die sich bis Lausanne ausdehnen. Den Hafen dieser weithin sichtbaren Kantonshauptstadt bildet der reizend gelegene Vorort Ouchy, von wo eine Drahtseilbahn in wenigen Minuten nach Lausanne hinaufführt. In Ouchy dichtete Lord Byron seinen „Gefangenen von Chillon". Er wohnte damals in dem einfachen Gasthof zum Anker, jetzt Hotel d'Angleterre, und machte von hier aus fast täglich Ausflüge. Gegenwärtig besitzt Ouchy noch eine besondere Anziehungskraft in dem großartigen Hotel Beau Rivage, das inmitten eines entzückenden Parkes von beinahe tropischer Vegetation liegt. Oft finden hier abends Konzerte statt, und dann ist eine Gondelfahrt auf dem spiegelglatten See ein Genuß, den keine Feder zu beschreiben vermag. Wirft gar der Mond seinen magischen Schein auf die Wasserfläche, so wähnt man sich in ein Zauberreich versetzt.

Lausanne hat eine unvergleichlich schöne Lage und gewährt, vom See aus betrachtet, einen höchst malerischen Anblick. Auf der Höhe thronend, erscheint die Stadt wie eine gewaltige Feste, die alles rings umher beherrscht. Dieses Bild wird noch bei weitem übertroffen durch die herrliche Aussicht, welche Lausanne selbst bietet. Mit Entzücken schweift der Blick über die reizenden Gärten und weinreichen Gelände der näheren Umgebung, über den in wunderbarer Farbenpracht leuchtenden See und bleibt endlich haften an der großartigen Alpenscenerie, welche die Wasserfläche im weiten Halbkreise umrahmt. Blau und duftig steigen im Süden die Bergmassen Savoyens empor, während sich nach Osten und Norden hin die Walliser und Waadtländer Alpen erheben — alle überragt von der in scharfen Konturen hervortretenden Dent du Midi, deren schneebedecktes Haupt in blendender Weiße erglänzt. Noch umfassender ist die Überschau vom Signal, einem berühmten Aussichtspunkt oberhalb der Stadt. Angesichts dieses Panoramas, in welchem sich das Liebliche mit dem Erhabenen zu einem harmonisch gestimmten Ganzen verbindet, möchte man fast glauben, daß die Natur hier das ganze Füllhorn ihrer Gaben entleert und Schöneres nicht mehr zu vergeben habe.

Am südlichen Abhange des Mont Jorat (Jurten), auf und zwischen drei Hügeln erbaut, ist Lausanne eine echte Bergstadt, welche nach Lage und Alter ihrer Gebäudekomplexe in verschiedene Stadtteile geteilt wird. Der älteste derselben ist die hochgelegene Cité, an die sich mehr unten das Stadtviertel St. Laurent schließt. Von letzterem führt der Grand Pont (nach dem Erbauer auch Pont Pichard genannt), ein großartiger Viadukt von sechshundert Fuß Länge und achtzig Fuß

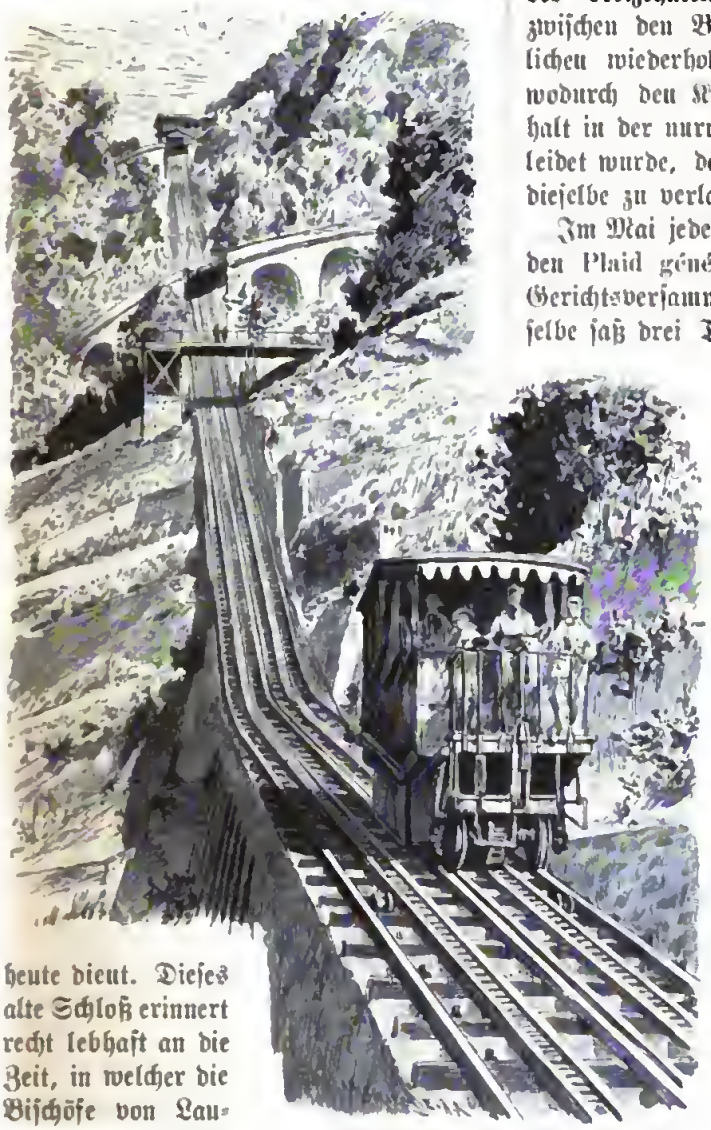
Höhe, über eine tiefe Schlucht nach dem Stadtteil St. François, der die südliche Hügelpartie nach dem See zu bedeckt. Ein Gewirr von bergauf und bergab steigenden Straßen, die nicht selten in steile Felstreppen übergehen, macht die Wanderung durch das keineswegs schöne Innere der Stadt ziemlich beschwerlich, um so mehr, als der nicht genügend orientierte Fremde in der Regel zu großen Umwegen verleitet wird. Der Hebung und Senkung des Terrains entsprechend, stehen die zumeist mehrstöckigen Häuser bald hoch, bald tief, so daß sie an vielen Stellen wie übereinander gebaut erscheinen. Eine auffallende Eigentümlichkeit derselben bilden die zahllosen Schornsteine, die alle im Knick, gebogenen Armen ähnlich, von den Dächern emporragen.

Die Stadt, welche jetzt über dreißigtausend Einwohner zählt und sich von Jahr zu Jahr durch villenartige Bauten außerhalb ihres eigentlichen Rayons erweitert, hat nicht immer auf ihrem gegenwärtigen Platz gestanden. Das alte Lausonium der Römer lag, wie schon erwähnt, eine halbe Stunde südwestlich in der grasreichen Ebene von Vidy und soll von den Hunnen zerstört worden sein. Als dann Tauretunum auf savoyischem Gebiet im Jahre 563 durch einen Bergsturz der Dent d'Oche verschüttet wurde, stieg der See so hoch, daß er beide Ufer überschwemmte, wobei die Ruinen der ehemaligen Römerstadt unter dem angetriebenen Schlamm, der sich im Laufe der Zeit in Wiesengrund verwandelte, verschwanden. Das heutige Lausanne entstand später aus der Vereinigung mehrerer Ortschaften, die auf den Hügeln zerstreut lagen. Unter diesen Gemeinden, deren jede ihre eigene Gerechtsame besaß, gelangte die sogenannte Cité allmählich zur Oberherrschaft, indem sie bereits frühzeitig der Sitz eines Bischofs wurde. Hier begann man im Jahre 1000 den Bau der 1275 vom Papst Gregor X. in Gegenwart des Kaisers Rudolf von Habsburg eingeweihten Kathedrale, in der 1536 unter Beteiligung von Calvin, Farel und Viret die berühmte Disputation stattfand, welche den Beitritt des Waadtlandes zur Reformation zur Folge hatte.

Die Kathedrale von Lausanne, vielleicht die schönste Kirche der ganzen Schweiz, ist ein bewunderungswürdiger Bau edelsten gotischen Stils, welcher in seiner imposanten Erscheinung einen großartigen Anblick bietet. Mit dem mächtigen Hauptturm hoch über ihre Umgebung emporragend, steht sie da als ein ehrwürdiges Monument, dessen Geschichte mit derjenigen der Stadt und des Waadtlandes eng verbunden ist. Betritt man die in Form eines lateinischen Kreuzes erbaute Kirche durch das Hauptportal, über welchem sich eine prächtige Rosette befindet, so gelangt man zunächst in einen Vorraum und durch diesen in das große Schiff, welches, in magisches Halbdunkel gehüllt, mit seinen hohen Pfeilern und schönen Säulengruppen, seinen Wölbungen und farbigen Fenstern einen gewaltigen Eindruck macht. Das Ganze zeigt eine edle Einfachheit, eine Reinheit des Stils, die man nicht genug bewundern kann. In dem durch ein Gitter getrennten Chor befinden sich die Grabmäler des Herzogs Amadeus VIII. von Savoyen (Papst Felix V.), des Bischofs Wilhelm von Menthenox, welcher das Kloster auf dem St. Bernhard gründete, des Majors Davel, der den Versuch, die Waadt von Bern zu befreien, 1723 auf dem Schafott büßte, und anderer illustrer Persönlichkeiten. An Stelle des Altars steht wie in allen calvinistischen Kirchen ein Tisch, der jedes äußeren Schmuckes entbehrt. Sehenswert ist sodann noch auf der Südseite das sogenannte Apostelthor, über welchem ziemlich roh gearbeitete Reliefs verschiedene religionsgeschichtliche Motive behandeln.

Nördlich von der Kathedrale erhebt sich auf einem vorspringenden Felsen das alte bischöfliche Schloß, welches, mit Zinnen und Türmen gekrönt, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt. Einst die Residenz prachtliebender Kirchenfürsten

und später der Berner Landvögte, wurde dasselbe endlich der Sitz der waadtländischen Regierung, welchem Zweck es noch heute dient. Dieses alte Schloß erinnert recht lebhaft an die Zeit, in welcher die Bischöfe von Lausanne hier noch als weltliche Herrscher regierten. Nachdem ihnen der schwache und devote Rudolf III. den Titel als Grafen von Waadt verliehen, strebten sie unablässig dahin, das ganze Waadtland in ihre Gewalt zu bringen. Aber das nicht minder eroberungssüchtige Haus von Savoyen hinderte sie an der Ausführung dieses Planes, indem es, stärker als sie, sich selbst den Besitz und die Herrschaft aneignete. Dann begann es zu intrigieren und die ohnehin schon unzufriedene Bürgerschaft gegen den Bischof aufzuhetzen, um so auch die Oberhoheit über Lausanne zu erlangen. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts kam es zwischen den Bürgern und den Bischöflichen wiederholt zu blutigen Kämpfen, wodurch den Kirchenfürsten der Aufenthalt in der unruhigen Stadt derart verleidet wurde, daß sie mehrmals drohten, dieselbe zu verlassen.



Drahtseilbahn nach Glion.

Im Mai jedes Jahres ließ der Bischof den Plaid général oder die allgemeine Gerichtsversammlung einberufen. Dieselbe saß drei Tage zu Gericht und hielt dann am vierten eine Inspektion über das Staatsvermögen. Ferner lag ihr ob, die Verpflichtungen zwischen der Bürgerschaft und dem Bischof festzustellen. Jeder Bürger war gehalten, vierundzwanzig Stunden Kriegsdienst umsonst zu verrichten; währte derselbe länger, so bekam er dafür einen bestimmten Sold. Die Abgaben wurden, da es an Geld fehlte, zumeist mit Handwerks- und Arbeitsleistungen bezahlt. So hatten die Schmiede für den Hufbeschlag der Pferde des Bischofs zu sorgen, die Sattler Zaumzeug und Sporen zu liefern, die Fuhrleute einen Tagesdienst zu leisten und die Schuster diejenigen Paare Stiefel aufs Schloß zu schicken, welche der bischöfliche Haushofmeister in ihren Läden ausgewählt hatte. Andererseits war der Bischof z. B. verpflichtet, jeden Bürger, der in Gefangenschaft geriet, loszukaufen. Im übrigen besaßen die Bürger verschiedene Privilegien, zu denen auch das Vorrecht gehörte, gewisse Vergehen und Verbrechen selbst zu bestrafen.

Digitized by Google

Die Regierung der Bischöfe währte bis zum Jahre 1536, in welchem Lausanne und das Waadtland von Bern erobert wurden. Gleichzeitig hielt die Reformation hier ihren Einzug. An Stelle der Kirchenfürsten herrschten nun Landvögte, die sich durch ihre Strenge bald allgemein gefürchtet machten. Unter dieser Bedrückung versank die Bevölkerung allmählich in eine solche Apathie, daß sie sich vollständig indifferent verhielt, als der Major Davel im Jahre 1723 den kühnen Versuch wagte, das Land von den Usurpatoren zu befreien. Zur Schmach für Lausanne verriet ihn die städtische Behörde, die anscheinend auf seinen Plan eingegangen war, dem Feinde, worauf er gefangen genommen und in der Ebene von Vidy enthauptet wurde. Einige Jahrzehnte später fand Voltaire in Lausanne eine ziemlich leichtlebige Gesellschaft, die sich in dem von ihm errichteten Theater zwar vortrefflich unterhielt, für ernstere Dinge aber kaum noch Sinn hatte. Trotz des Aufsehens, das sein Erscheinen machte, und ungeachtet aller Huldigungen, die man ihm während seines wiederholten Aufenthalts in den Wintern von 1756 bis 1758 darbrachte, hat er hier doch keinen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Erst gegen Ende des Jahrhunderts begann in Lausanne ein geistiges Erwachen, wobei der Drang nach Freiheit, durch die französische Revolution mächtig genährt, immer stärker und allgemeiner wurde. In allen Städten bildeten sich patriotische Vereine, unter welchen derjenige von Vevey die erste Demonstration ausführte, indem er sich des Schlosses Chillon bemächtigte. Damit war für das ganze Waadtland der Anstoß zum Aufstande gegeben. Niemand gehorchte mehr den Berner Landvögten, die sich nun mit ihren Familien flüchteten, „ohne daß auch nur einer von ihnen den kleinsten Nasenstüber bekommen hätte," wie es in der Chronik heißt. Als dann die französischen Truppen die Grenze überschritten, hatte sich die Revolution bereits vollzogen, worauf das Waadtland zuerst als Kanton Léman bezeichnet und später als selbständiger Kanton Vaud anerkannt wurde. Seit 1875 ist Lausanne der Sitz des schweizerischen Bundesgerichts, dessen neues palastartiges Gebäude sich jetzt im Westen der Stadt auf dem sogenannten Montbenon erhebt.

Während die nördlich, jenseits des Grand Pont gelegenen Stadtteile an interessanten Gebäuden noch das alte Rathaus, die im Jahre 1537 begründete Akademie sowie das Kantonalmuseum und die Gemäldegalerie Arlaud (von dem Maler gleichen Namens gestiftet) aufzuweisen haben, ist die südliche Stadtseite, auf welcher die alte Kirche St. François 1449 dem Baseler Konzil als Zufluchtsort diente, das eigentliche Fremdenviertel, in dem sich die elegantesten Hotels sowie zahlreiche Pensionen befinden. Hier wohnte einst Voltaire, hier schrieb Gibbon einen Teil seiner römischen Geschichte auf der Terrasse, die jetzt zu dem nach ihm benannten Hotel gehört, hier sieht man alle Nationen vertreten, und hier wächst Lausanne von Jahr zu Jahr durch den Bau reizender Landhäuser, welche schon heute einen besonderen Stadtteil bilden.

Der Charakter der Bevölkerung ist von demjenigen der Genfer grundverschieden. Dominiert bei der Genferin der Verstand und ein energischer Wille, so ist bei der Waadtländerin das Gemütsleben vorherrschend. Hingebend und liebevoll, ist sie, wie Rey die Frauen schildert, als Tochter, Gattin und Mutter nicht genug zu loben. Die Waadtländerinnen sind bescheiden, sparsam, einfach in ihrer Kleidung und den Männern moralisch bedeutend überlegen. Letztere unterscheiden sich hingegen von den im Denken und Handeln raschen Genfern durch ihre Schwerfälligkeit und Unentschlossenheit. Aus Furcht, sich zu kompromittieren, halten sie mit ihrer Meinung zurück, aus Vorsicht antworten sie gewöhnlich ausweichend, denn sie argwöhnen stets anguille sous roche oder, wie das Sprichwort zu deutsch heißt, daß etwas dahinter stecke.

Zu dieser Unentschiedenheit gesellt sich ein Hang zum Beobachten und zur Kritik, die nicht selten in Klatsch ausartet. Andererseits ist der Waadtländer jovial, gesellig, in seinen Umgangsformen vielleicht zu sehr sans gêne und ein Freund materieller Genüsse, vor allem aber des Trinkens, das leider eine wahre Landplage bildet. Kein Geschäft von einiger Bedeutung wird ohne das unvermeidliche verre de vin abgeschlossen. Der Landmann, der Handwerker und der Arbeiter verbringen den größten Teil ihrer freien Zeit — und sie finden deren nur zu viel — in den Schenken, wo sie beim Glase Wein politisch kannegießern, während ihre Frauen zu Hause für sie sorgen und darben. Allerdings ist aber auch die Waadt ein Land, in welchem der Wein für den Reichen wie für den Armen gleichsam in Strömen fließt.

Die besten Weinberge beginnen bei Pully, eine halbe Stunde östlich von Lausanne, und dehnen sich längs dem Seeufer über das durch seine Marken berühmte Cully bis Vevey aus. Terrassenförmig auf den steilen Abhängen angelegt, sind sie von Mauern umgeben und durch Treppen miteinander verbunden. Ihre Bearbeitung ist sehr mühevoll, denn alles muß hier durch Menschenhand verrichtet werden. Von Cully, das an einer kleinen Bucht liegt, führt die sonnendurchglühte Landstraße in kurzer Zeit nach Epesses und an der alten Tour de Marsens vorüber weiter nach dem ehemaligen bischöflichen Schlosse Glérolles, welches auf einem in den See vorspringenden Felsen erbaut ist. Von diesem Punkt erzählt man sich folgendes hübsche Geschichtchen: Im Herbst 1759 saß unter einem Nußbaum in der Nähe des Schlosses ein staubbedeckter Wanderer und schrieb, wobei er bald dieses, bald jenes Wort ausstrich und durch ein anderes ersetzte. Dies sah der Schloßherr, welcher sich dem Fremden neugierig näherte. „Sie haben schöne Weinberge," bemerkte letzterer, „und der Wein muß, nach der die Felsen treffenden Sonnenglut zu urteilen, vortrefflich sein." — „Das können Sie leicht erproben, wenn Sie mich in den Keller begleiten wollen," erwiderte der Schloßherr. — „Gern, denn ich bin durstig." — Sie stiegen hinab. Der Reisende bewundert die Zahl und die Größe der Fässer, kostet, findet den Wein ausgezeichnet und sagt dann zu seinem Wirt: „Man erinnert sich gern der angenehmen Momente des Lebens; darf ich deshalb fragen, wem ich diese freundliche Aufnahme zu verdanken habe?" — „Ich bin der Bannerherr von Glérolles ... und Sie, lieber Herr, der Sie so gutmütig aussehen, heißen?" — „Mein Name wird Ihnen nicht viel sagen; ich heiße Rousseau." — „Rousseau! ... Herr Jean Jacques! ... O, entschuldigen Sie, daß ich Sie so empfing! Und ich habe Ihnen noch dazu neuen Wein angeboten." Der Schloßherr brachte sofort einige alte Jahrgänge und ließ nun seinen Gast nicht eher ziehen, bis dieser mit ihm die Flaschen geleert hatte. Später aber erzählte er, daß Rousseau, als er den Weg nach Vevey nahm, etwas angeheitert gewesen sei und aus vollem Herzen seine Verse des Devin du village gesungen habe.

Bald nach Glérolles folgt St. Saphorin mit seinen Gärten voll Myrten-, Lorbeer- und Granatbäumen. Dieser Ort hat bei seiner geschützten Lage das heißeste Klima im ganzen Waadtlande. Ein früher gemachter Versuch, hier die Olive anzupflanzen, hatte den besten Erfolg; doch erfroren die Bäume, nachdem sie mehrere gute Ernten ergeben, in dem strengen Winter von 1829 bis 1830. Noch eine kurze Strecke, und wir sind in Vevey, der freundlichsten und saubersten Stadt am Genfer See, über welcher sich der sonnige Himmel des Südens wölbt, während der azurne See mit leisem Gemurmel ihre reizenden Anlagen umspült.

In Vevey atmet alles Heiterkeit und frische fröhliche Lebenslust. Die hübschen Hotels am Ufer, die schmucken Häuser und reinlichen Straßen sowie die entzückende Umgebung haben diese Stadt

längst zu einem Lieblingsaufenthalt aller Schweizerreisenden gemacht. Hier findet man ein Stückchen Italien, aber ohne die Schattenseiten dieses Landes, hier ladet alles nur zum Genießen ein. Die Stadt liegt dicht am See, dessen wunderbares Panorama sich unbeschreiblich malerisch präsentiert. Das Viviscum der Römer, ist das heutige Vevey ziemlich lang ausgedehnt und von einer gewerbsleißigen und intelligenten Bevölkerung (gegen achtwar. Noch dürften als interessant die Mittwochmärkte zu erwähnen sein, welche von der buntgekleideten Landbevölkerung, besonders von den Walliserinnen in ihrer eigentümlichen Tracht, stets zahlreich besucht zu werden pflegen.

In Ermangelung einer politischen Geschichte besitzt Vevey einen alten Brauch, der, offenbar römischen Ursprungs, in der Fête des vignerons oder dem Winzerfest besteht. Dieses Fest wiederholt sich, wie

Ormont Dessus.

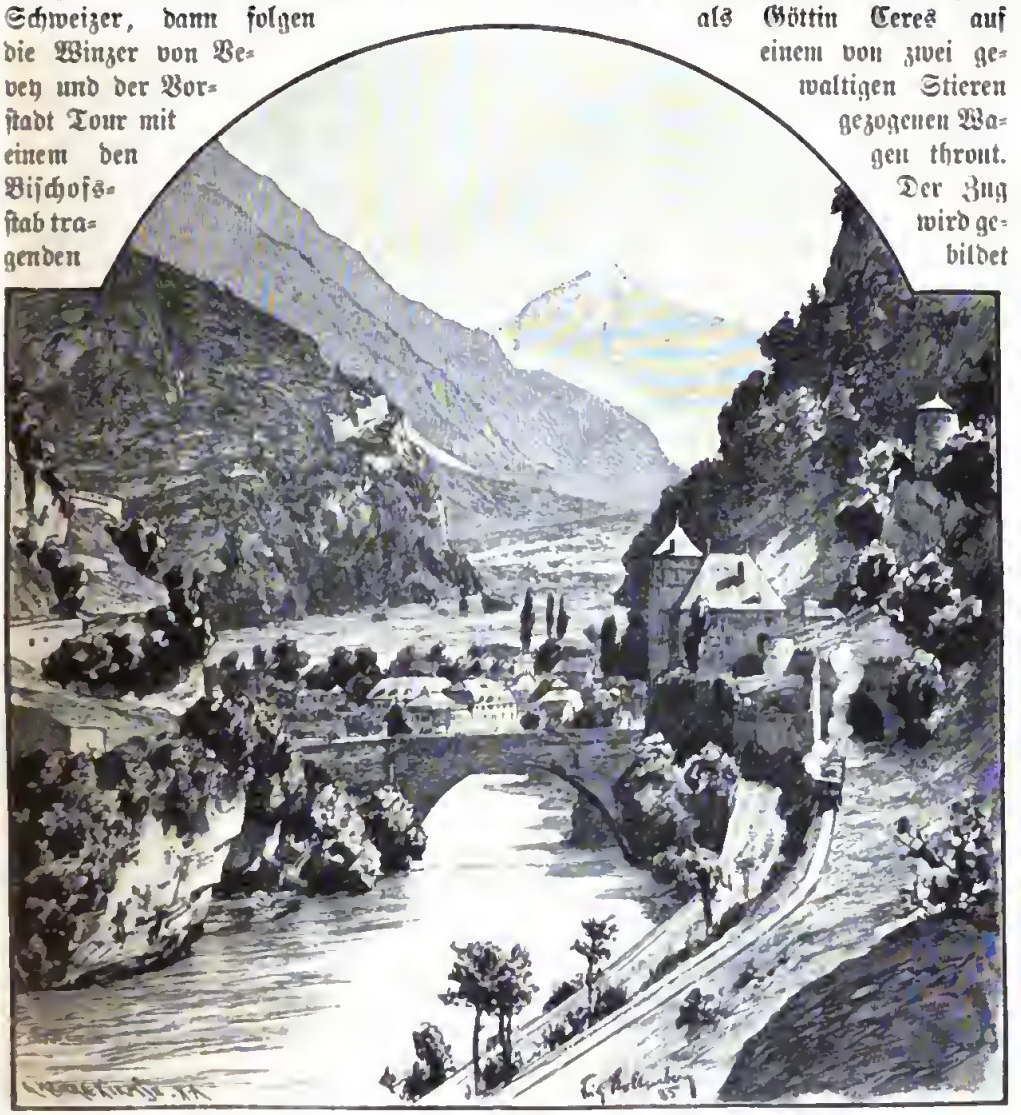
tausend Seelen) bewohnt. Oberhalb der Stadt erhebt sich die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende St. Martinskirche, in welcher die beiden englischen Königsmörder Broughton und Ludlow, die einst in Vevey als Verbannte lebten, begraben liegen. Außer dem Weinhandel floriert hier die Fabrikation jener Cigarren, die nach Vevey benannt sind. Eine der schönsten Promenaden führt nach dem altertümlichen Schlosse Blonay, das eine herrliche Fernsicht bietet, eine andere nach der berühmten Tour de Peilz, welche wie Chillon ehemals eine Zwingburg

das Ammergauer Passionsspiel, nur in längeren Zeiträumen und wird dann von der ganzen Bevölkerung gefeiert. Drei mit Trophäen und Fahnen geschmückte Triumphbogen bilden bei diesem Ereignis die Zugänge zum Marktplatz, auf welchem eine große Estrade für zwölftausend Zuschauer Raum bietet. Doch ist der Fremdenbesuch und Volksandrang gewöhnlich so groß, daß nicht nur die Balkons und Dächer der benachbarten Häuser, sondern auch die umstehenden Bäume mit Schaulustigen dicht besetzt sind. Das ist ein Jubel, ein Leben und Treiben, von dem

jeder unwiderſtehlich mit fortgeriſſen wird. Fanfaren verkünden das Nahen des Zuges, der aus vier Gruppen beſteht, welche die vier Jahreszeiten darſtellen. Voran ſchreiten Hellebardiers in der Tracht der alten Schweizer, dann folgen die Winzer von Vevey und der Vorſtadt Tour mit einem den Biſchofsſtab tragenden Abt an der Spitze. Letzterer eröffnet die Feſtlichkeit mit einer Anſprache, in welcher er die jüngſten Verbeſſerungen des Weinbaues hervorhebt, worauf an die geſchickteſten beiden Winzer Preiſe verteilt werden.

Auf ein zweites Signal erſcheint die anmutige Gruppe des „Frühlings“: ein Triumphwagen mit einem ſchönen jungen Mädchen als Göttin der Wieſen und Almen, von Hirten und Hirtinnen mit weißen Lämmern und Hunden umgeben.

Dem „Frühling“ folgt der „Sommer“, in deſſen Gruppe eine ſchon etwas reifere weibliche Geſtalt mit goldblondem Haar als Göttin Ceres auf einem von zwei gewaltigen Stieren gezogenen Wagen thront. Der Zug wird gebildet von Schnittern und Schnitterinnen; ein Müller beſchließt denſelben. Die nächſte Abteilung, der „Herbſt“, gilt als Glanzpunkt der Darſtellung. Der im Waadtlande beſonders gefeierte Gott Bacchus zieht heran auf einem Wagen, welcher von Faunen und Bacchanten, Satyrn und Thyrſusſchwingern mit ausgelaſſenem Jubel umſchwärmt wird, während die Winzer die Traubenleſe pantomimiſch veranſchaulichen



Martigny.

und die Böttcher hinterher schreiten. Der „Winter" endlich wird durch einen Hochzeitszug dargestellt.

Vom Marktplatze durchziehen die Scharen, von einer ungeheuren Menschenmenge gefolgt, die Straßen der Stadt und führen dabei ihre Tänze aus. Abends aber fließt der treffliche Waadtländer Wein in Strömen und hält jung und alt noch lange in fröhlichem Gelage beisammen. Leider wiederholt sich das interessante Fest, welches die Winzergilde (l'abbaye des vignerons) von Vevey stets mit großem Pomp veranstaltet, nur alle zwölf bis fünfzehn Jahre, so daß sich die Gelegenheit, demselben beizuwohnen, verhältnismäßig selten bietet. Wer einmal Zeuge dieser Festlichkeit gewesen, zählt das Gesehene gewiß zu seinen liebsten Reiseerinnerungen.

Bei Vevey beginnt klassischer Boden, welchem Dichtkunst und Natur eine unvergängliche Weihe verliehen haben. Groß und hehr schauen die Alpen auf die Stätten herab, die Rousseau als Schauplatz seines berühmten Liebesromans „La nouvelle Héloise" gewählt.

Seit Rousseau und Byron hat sich hier manches verändert. Vergeblich sucht wohl dieser oder jener Reisende nach dem „Bosquet de Julie", das von den einen in den herrlichen Park des jetzigen Château des Crêtes, von den anderen in die Nähe des schönen Friedhofes verlegt wird. Nur das alte Châtelard steht noch und dominiert den idyllischen Ort, der, reizend auf einem Abhang am See gelegen, in neuerer Zeit von vielen Kurgästen besucht wird.

Von Clarens gelangt man, dem mit Hotels und Pensionen bedeckten Ufer in östlicher Richtung folgend, in etwa fünfzehn Minuten nach Montreux, welches aus einer Vereinigung verschiedener Ortschaften besteht, die sich höchst malerisch um die entzückende Seebucht gleichen Namens gruppieren. Letztere hat in ihrer äußeren Form einige Ähnlichkeit mit einem im Hintergrunde durch eine hohe Bergwand abgeschlossenen Amphitheater, in welches der Vorberg Glion als erhabenes Podium hineinragt. So gegen rauhe Winde geschützt, bildet diese Landschaft ein kleines Paradies, das als das „Nizza der Schweiz" Weltruf besitzt. Das milde Klima, welches hier Feigenbäume und andere Gewächse des Südens im Freien gedeihen und den See im Winter nie zufrieren läßt, sowie die wundervolle Naturseenerie haben diese Gegend zu einem der berühmtesten Kurorte Europas gemacht.

Während sich die Dörfer Verneх, Bonport, Territet und Veytaux in ihrer Verkettung am Ufer hinziehen, liegen die anderen zum Kirchspiel Montreux gehörigen Ortschaften mehr landeinwärts, teils auf der Höhe, teils in anmutigen Thalsenkungen, immer aber von üppigem Grün umgeben. Das Terrain ist hier so unendlich wechselreich, daß ein verhältnismäßig kleiner Raum eine Fülle pittoresker Ansichten bietet. Wer das Wildromantische liebt, findet es in der düsteren Chaudronschlucht mit ihrem schäumenden Gießbach; wer dagegen das Anmutige vorzieht, dem bieten die grünen Matten, die Rebgelände, schönen Gärten und reizenden Uferpartien mit ihrer prächtigen Aussicht auf die Hochalpen volles Genüge. Und zu all diesen Naturgenüssen gesellt sich hier noch der Komfort großstädtischen Lebens, den man in keinem der zahlreichen musterhaft geführten Hotels und Pensionshäuser vermißt, während in dem neuen eleganten Kursaal durch Konzerte und gesellige Vereinigungen für Unterhaltung gesorgt wird. So erscheint es denn ganz natürlich, daß Montreux alljährlich Tausende von Besuchern anzieht, die als Kranke in der weichen balsamischen Luft Heilung suchen und finden oder als Gesunde den milden Winter hier angenehm verbringen.

Aber nicht nur im Herbst, Winter und Frühling ist Montreux stets zahlreich besucht, auch der Sommer führt viele Gäste herbei, die allerdings die höher gelegenen Punkte bewohnen. Als der höchste und aussichtreichste derselben ist bereits Glion

erwähnt, jener Vorberg, welchen man etwas euphemiſtiſch auch als „Righi vaudois“ oder Waadtländer Rigi zu bezeichnen pflegt. Früher nicht ohne Mühe zu beſteigen, iſt dieſer 687 m hohe Berg jetzt von Territet aus durch eine Drahtſeilbahn leicht zugänglich gemacht. Letztere führt bei einer Steigung von 57 Prozent in gerader Linie den Berg hinauf und gewährt eine immer großartiger ſich geſtaltende Ausſicht. Wie von einem Luftballon emporgehoben, gelangt man nach kurzer Fahrt auf die Höhe, auf welcher ſich zwei vorzügliche Hotels und mehrere Penſionen befinden. Die Fernſicht, die ſich hier bietet, iſt unbeſchreiblich ſchön. Sie umfaßt einen großen Teil des Sees und die majeſtätiſche Alpenſcenerie, welche ihn im Südoſten umgiebt. Man glaubt ſich der Erde entrückt und als körperloſes Weſen leicht und ſorgenfrei über dem All ſchwebend. Und doch erſcheint die irdiſche Welt, von dieſer Höhe betrachtet, ſo anziehend, daß wir gern zu ihr zurückkehren.

Setzen wir von Montreux aus unſere Wanderung um den See fort, ſo gelangen wir in kurzer Zeit nach dem ſchon beſchriebenen Schloſſe Chillon und von hier, immer am maleriſchen Ufer entlang, an dem großen Hotel Byron vorüber bald nach dem unanſehnlichen Städtchen Villeneuve, wo der See endet und das Rhonethal beginnt. Bei Ville..nve, dem Pennolucus der Römer, bemerkt man nicht weit vom Ufer eine kleine mit drei hohen ſchattigen Ulmen beſtandene Inſel, L'Ile de la Paix genannt, welche Byron oft beſucht haben ſoll.

Durch das Rhonethal führt eine Eiſenbahn nach dem berühmten klimatiſchen Kurorte Bex und dann weiter nach St. Maurice und Martigny, bis ſie bei Brigue ihren Endpunkt erreicht. Wer vom See aus eine Exkurſion in die pittoresken Ormontthäler machen will, verläßt dieſe Bahn bei dem in einem keſſelartigen Thal gelegenen Badeort Aigle und benutzt nun die Bergpoſt, die ihn in drei bis vier Stunden an ſein Ziel bringt. Die Straße ſteigt fortwährend bergan, die Luft wird allmählich friſcher, die Ausſicht freier. Etwa auf halbem Wege, oberhalb Sepey, erblickt man plötzlich die ſchneebedeckten Alpen ſcheinbar ſo nahe gerückt, daß man meint, ſie in wenigen Minuten erreichen zu können. Aber je mehr man ſich ihnen nähert, deſto weiter ſcheinen ſie ſich zu entfernen. Erſt in dem Dorfe Ormont Deſſus ſieht man dieſelben dicht vor ſich. Es ſind die bizarr geſtalteten Diablerets (Teufelchen), deren blendend weiße Schneefelder ſich in ſcharfen Umriſſen vom blauen Himmelsgrunde abheben.

Das grüne Thal mit ſeinen ſchmucken Häuschen und ſeinem rauſchenden Gebirgsbach erſcheint ſo einladend und beſitzt in ſeiner nächſten Umgebung ſo viele wildſchöne Punkte, daß man der Verſuchung, einige Zeit zu verweilen, nur ſchwer widerſtehen kann. Hier, abſeits von der großen Touriſtenſtraße, findet man bei der biederen Bevölkerung noch einfache Sitten und jene alte helvetiſche Gaſtlichkeit, die ſich vor der Hyperkultur der Ebene jetzt in die Berge geflüchtet hat.

So ſchön dieſe Alpenlandſchaft auch iſt, ſo vermag ſie mit dem wunderbaren Seepanorama doch nicht zu rivaliſieren. Die rauhe Majeſtät der Gebirgswelt wirkt bedrückend und ſtimmt melancholiſch, während die entzückenden Seeufer uns erheben und den Sinn erheitern. Hier begreifen wir das Heimweh des in der Fremde lebenden Waadtländers und ſtimmen ihm gern bei, wenn er uns ſeinen geliebten Lac Léman als ein herrliches Gedicht im Buche der Schöpfung preiſt:

Il est un lac que j'aime,
Lac sublime au fond bleu,
Magnifique poème
Dans le livre de Dieu.

Eine vornehme Frau.

Von

Hermann Heiberg.

III.

Wenige Wochen waren vergangen. Tent ſaß in dem Claireſortſchen Wohnzimmer und hatte die kleine Ange auf dem Schoß. Das Kind ſpielte mit einer ſilbernen Kette, die aus dem Waffenrock hervorſchaute, und zerrte zuletzt heftig daran. Schon oft hatte Ange auf das geheimnisvolle Ticken gelauſcht, nun trieb ſie heute abermals die Neugierde. „Warte," ſagte Tent gutmütig, löſte die Uhr und legte ſie in die zarte Hand des holden kleinen Mädchens.

„Carlitos hatte auch eine Uhr," hob Ange an, während ſie mit den Fingerſpitzen auf das Glas tupfte. Und zu Tent aufblickend, fuhr ſie fort: „Hat er ſie mitgenommen? Iſt ſie auch beim lieben Gott?"

Als Tent nicht gleich antwortete, glitt ſie ihm vom Schoß und rief lebhaft: „Danach muß ich Mama fragen!"

Er aber hielt ſie feſt und zog ſie abermals an ſich.

„Bleib, Ange. Mama ſchläft. Wir dürfen ſie nicht ſtören. Ich will dir alles erzählen: Nein, mein Liebling, ſeine Uhr hat Carlitos nicht mitgenommen. Die hat dein Papa. Vielleicht, wenn di[illegible]ſen biſt, erhältſt du ſie."

„Die iſt ja viel zu groß! Das iſt ja eine Herrenuhr!" rief Ange mit abweiſender Wichtigkeit; „Mama hat mir eine kleine verſprochen — eine ganz kleine, wie Bella ihre —"

„Bella? Wer iſt Bella?"

„Das iſt doch meine große Puppe."

„Ach, verzeih, Ange, daß ich das nicht wußte."

„Soll ich ſie holen?" nickte das Kind lebhaft. Und ohne Antwort abzuwarten, lief ſie fort und kam gleich zurück.

„Es geht jetzt nicht, Onkel," erklärte ſie ernſthaft, „Bella ſchläft."

„So? Sie ſchläft? Kannſt du ſie nicht wecken? Bitte, bringe ſie, damit ich ſie kennen lerne."

Ange ſchüttelte den reizenden Kopf, aber in das bleiche Geſichtchen ſtahl ſich ein ſchelmiſcher Ausdruck.

„Da ist sie ja! Da ist sie ja! Und du hast gar nichts gemerkt!“ jubelte sie, zog das hinter dem Rücken versteckte Püppchen hervor und legte es ihm in die Arme. „Ist sie hübsch, Onkel?“

„Sehr hübsch, Ange.“

„Ich habe noch eine, aber —“

„Nun?“

„Ben hat ihr ein Auge eingestoßen und auch die Nase.“

„Da muß ich dir wohl eine neue schenken, Ange?“

Die Kleine schüttelte den Kopf.

„Nein? Weshalb nicht?“

„Mama sagt, du schenktest uns schon so viel. Wir dürften dich nie mehr um etwas bitten.“

„So, das sagt Mama? Aber du hast ja nicht gebeten, Ange. Ich habe sie dir ja angeboten.“

Einen Augenblick sann das Kind und dachte nach, dann nickte es lebhaft:

„Ja, eine recht große, die auch schlafen kann und ein seidenes Kleid hat, Onkel Axel. Schenkst du sie mir bald — heute?“

„Ich will sehen, Ange. Aber mir fällt etwas ein. Wenn ich dir nun eine Puppe bringe und den übrigen keine?“

„Die anderen spielen ja gar nicht mehr mit Puppen!“ rief Ange, Teuts Unwissenheit mit höchster Verachtung strafend.

„Ganz recht! Aber sie möchten gewiß etwas anderes haben, was ihnen Freude macht. Erna wünscht sich vielleicht einen seidenen Sonnenschirm, Jorinde einen neuen Hut, und Ben und Fred möchten gern kleine Ponys haben.“

„Ja, ja, Onkel Axel,“ rief Ange stürmisch, „schenk ihnen Ponys, dann können wir zusammen ausfahren —“ Aber sie unterbrach sich ebenso rasch: „Nein, Onkel, es geht doch nicht. Mama will ja nicht, daß du uns etwas schenkst. Papa erlaubt es nicht.“

Teut horchte auf.

„Er war böse gestern, als er Mama fragte, woher sie ihr Geld genommen habe. Und nun weinte Mama und sagte, daß du uns Geld geschenkt hättest. Da schalt Papa so heftig, daß wir auch alle weinten und hinausgehen mußten. Mama darf nichts von dir nehmen, Onkel. Nein, Onkel, schenke Ben und Fred keine Ponys. Papa nimmt sie ihnen doch weg, und sie werden bestraft. Aber ich will Papa bitten, ob du mir eine Puppe schenken darfst. Ja, Onkel? Mama soll ihn bitten.“

Teut antwortete nicht. Es schwirrte ihm noch in den Ohren, was das Kind gesprochen, und seine Gedanken waren weit ab.

„Onkel Axel, Onkel Axel! Hörst du denn gar nicht?“

„Ja, mein liebes Kind,“ flüsterte Teut, wie aus einem Traum erwachend. „Du wirst deine Puppe erhalten.“

Ange klatschte in die Hände und sprang von ihm fort.

* * *

Am selben Tage in der Nachmittagsstunde öffnete Jamp die Wohnstubenthür seines Herrn und meldete den Rittmeister von Zirp.

„Ah, Zirp! Willkommen! Nehmen Sie Platz!“

„Ich störe doch nicht?“

„Keineswegs — bitte! hier Cigarren.“

Nach wenigen Augenblicken saßen sich die beiden Herren gegenüber.

„Ich komme,“ hob Zirp an, „um Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten, Teut.“

„Bitte, wenn es in meiner Macht steht —“

„Also, ohne Einleitungen. Ich brauche fünftausend Mark, die ich momentan nicht habe, die ich aber durch Bürgschaft erhalten kann. Ich wollte Sie nun bitten, liebster Teut, daß Sie —“

„Bürgschaften übernehme ich nie,“ erwiderte Teut. „Ich habe meinem Vater einen Schwur geleistet, niemals mich in dieser Weise zu verpflichten. Also dieser Fall ist ausgeschlossen.“

„Fatal! Ich brauche das Geld bereits morgen und weiß es auf andere Weise nicht anzuschaffen.“

„Hm, bis morgen —?“ sagte Teut nachdenklich. Und nach einer Pause: „Entschuldigen Sie die Frage, wie die Sache sich so auf die Stunde hat zuspitzen können? Es wird gar nicht möglich sein, Ihnen so rasch zu dienen.“

Teut schlug mit den Hacken zusammen, und in Zirps Mienen malte sich einige Verlegenheit. Er streifte die Asche von der Cigarre auf den Fußboden ab und benutzte dann mit einem nachträglichen „Pardon!“ den bereit gestellten Aschbecher.

„Bitte, bitte!“ schob Teut phlegmatisch ein.

„Hören Sie, lieber Teut,“ begann Zirp mit gezwungenem Anlauf, „ich will offen reden. Ich habe Wechsel ausgestellt, die bereits gestern fällig waren. Ich hoffte, sie auf die Stunde bezahlen zu können. Allein meine Schwester, auf die ich sicher rechnete, hat mir mein Ersuchen abgelehnt.“

Er hielt inne, aber Teut kam ihm nicht zu Hilfe. Eine peinliche Pause trat ein.

„Wohl,“ sagte Teut endlich und strich den langen Schnurrbart; „ich begreife. Aber was ich durchaus nicht verstehe“ — Zirp fand diesen hochmütigen Ton, dieses etwas schulmeisterliche Wesen Teuts ganz unerträglich — „ist, wie Sie denn nach der üblichen Frist von drei Monaten zahlen wollen?“

Zirp biß sich auf die Lippen und knipste abermals die Asche auf den Teppich.

„Vermögen Sie eine Garantie zu geben, daß Sie um jene Zeit die Schwierigkeiten beseitigen können?“.

„Gewiß, gewiß!“ erwiderte Zirp leichtfertig.

„Und diese wäre?“ fuhr Teut unerbittlich fort.

„Nun, meine Schwester wird sich breitschlagen lassen —“

„Hm! Aber wenn Sie sich nun doch in dieser Annahme irren?“

„Ah, das ist ja nicht denkbar! Sie muß ja —“

„Sie muß? Weshalb? Entschuldigen Sie —“

„Nun, es steht doch alles auf dem Spiel, wenn ich nicht zahle. Na, Sie kennen ja die Konsequenzen.“

Zirp wagte während der Schlußworte das Auge nicht emporzuschlagen.

Teut sah ihn an und schüttelte leise den Kopf; dann sagte er in einem milden Ton:

„Zirp! Sie waren bisher leichtsinnig. Ich schätzte Sie aber als Ehrenmann. Wäre es nicht besser, Sie beugten einer Katastrophe vor, die mir bei dieser Sachlage unausbleiblich erscheint?“

Zirp hatte sich erhoben und ordnete auf der Etagere Teuts zahlreiche Cigarrentaschen. Halb gärte es in ihm auf, halb packte ihn die bessere Einsicht. Endlich raffte er sich auf: „Ich sehe, daß Sie mir nicht helfen wollen. Bitte —“ unterbrach er seine Rede, als Teut eine Bewegung machte, „ich mache Ihnen daraus keinen Vorwurf. Da Sie aber in bester Absicht gesprochen haben — ohne Zweifel — wie soll ich mit Ihren Ratschlägen und Hindeutungen auf die Zukunft morgen meine Verpflichtungen erfüllen?“

Ohne eine unmittelbare Antwort zu geben, sagte Teut, sich gegen die Fensterbank lehnend und seinen Schnurrbart streichend:

„Wer ist der Inhaber des Wechsels und wieviel sind Sie wirklich darauf schuldig?“

„Matt hat das Papier in Händen,“ ertönte es kleinlaut.

„Ich dachte es mir! Und wie viel empfingen Sie darauf?“

„Dreitausend Mark hat mir der Schuft gegeben.“

Teut sann einen Augenblick nach. Dann erhob er den Blick, sah Zirp freundlich an und sagte kurz entschlossen:

„Gut, dreitausend Mark und einen guten Zins über den landesüblichen will ich Matt zahlen, auch selbst den Kerl vornehmen und alles für Sie ordnen.“

„O Teut, lieber, braver Freund!“

„Halt, Zirp! Ich habe eine Bedingung: Sie geben mir hier Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht mehr spielen und nie mehr Wechsel unterzeichnen.“

Zirp machte eine zustimmende Bewegung.

„Nein! nein! Besinnen Sie sich wohl! — Ferner: Sie beantworten mir eine Frage, wahrheitsgetreu, ohne Rückhalt, als Kavalier."

Zirp horchte gespannt auf. Des Sprechenden Stimme klang verändert — ernster, fast drohend.

„Ich bitte, sprechen Sie, Teut."

„Nein, Zirp, erst antworten Sie mir, ob Sie meine Bitte erfüllen wollen. Was ich von Ihnen fordere, ist nichts, was Sie mit Ihren Grundsätzen in Konflikt bringen kann, denn derjenige, der gut genug ist, in intimsten Privatangelegenheiten als Freund zu helfen, ist wohl so viel wert wie diejenigen, bei denen der Antragsteller die Stunden seiner Langenweile vertreibt. Also?"

„Gut! Obgleich mir Ihre Rede unverständlich ist und obgleich ich fast erschreckt bin durch Ihren feierlichen Ton — ich gebe Ihnen hiermit mein Ehrenwort, daß ich Ihre Frage nach bestem Wis-n, wahrheitsgetreu, beantworten werde."

„Nun," hob Teut an, „dann frage ich Sie: Hat jemals jemand behauptet, daß — die Gräfin Ange — Clairefort — meine — Geliebte — sei?" Teut stieß die Worte zögernd, in Absätzen, hervor. In scharfer Abgrenzung markierten sich die Linien seines mageren Gesichtes, und seine Mundwinkel zuckten. Zugleich schob er das Monocle ins Auge und schien Zirp mit seinen Blicken durchbohren zu wollen.

Und Zirp schwieg.

„Sie schweigen?" drang es heiser aus Teuts Munde. „Gut! Das ist auch eine Antwort. Ich danke Ihnen. Rechnen Sie auf mich; aber" — und ein so drohender Ernst malte sich auf des Rittmeisters Zügen, daß Zirp unwillkürlich zusammenschrak — „ich rechne auch auf Sie, daß Sie in Zukunft Ihre Reitpeitsche jedem ins Gesicht schlagen, der es wagen sollte, diese edle Frau auch nur durch eine Miene zu verdächtigen!"

Für Augenblicke war es stumm zwischen beiden Männern. Teut hatte sich abgewandt und schaute auf die Gasse. Endlich trat Zirp näher und ergriff seine Hand.

„Teut, welch ein Mensch sind Sie! Unter Tausenden ist nicht Ihresgleichen. Aber ich schwöre Ihnen, daß ich eingedenk sein werde dieser Stunde und mich Ihnen bewähren werde als Freund. Dank, nochmals Dank! Ich gehe jetzt. Adieu, lieber Teut." Zirp wartete. Keine Bewegung, keine Antwort.

Erst nach geraumer Zeit veränderte der Mann, dem ein so braves Herz unter des Königs Rock schlug, seine Stellung, und mit einem Blick, in dem sich widerspiegelte das Leiden seiner Seele, drückte er jenem die Hand und bat ihn durch eine Bewegung, das Zimmer zu verlassen.

— — — — — — — — — —

Vierzehn Tage später empfing Teut von Zirp die Anzeige, daß dieser sich mit Eva von Ink verlobt habe. Anfänglich starrte Teut das Billet überrascht an und schüttelte den Kopf, bald aber ergriff er die Feder und schrieb unter Beifügung des inzwischen eingelösten Wechsels die nachfolgenden Worte:

„Lieber Freund! Ich gratuliere. Sie haben den Weg eingeschlagen, der Ihnen die Ausführung Ihrer Entschlüsse zu einem neuen Leben erleichtert, ja, wie ich hoffe, sichert! Bravo deshalb!

Stets Ihr

Axel von Teut-Eder."

Auch der Familie Ink sandte Teut seine Glückwünsche, aber einen Besuch machte er nicht.

* * *

Der Sommer 1870 war gekommen, und der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich stand vor der Thür. Eine ungeheure Erregung hatte alle Gemüter ergriffen, und auch in C. sprach man von nichts anderem als von diesem drohenden, in alle Verhältnisse eingreifenden Ereignis. Begierig lasen die Männer die Zeitungen, eine Nachricht überholte die andere, und in den militärischen Kreisen herrschte fieberhafte Spannung über die zu erwartenden Marschordres.

„Ist's wahr, ist's möglich?“ rief Ange und eilte Teut entgegen, der sich sogleich zu seinen Freunden begab. „Haben Sie schon Befehl zum Ausrücken erhalten? Wann? Wohin geht's? O, kommen Sie! Carlos ist in großer Ungeduld, Sie zu sehen und zu sprechen.“ Und sie zog ihn mit sich fort in ihres Mannes Gemach.

Clairefort war kaum wiederzuerkennen. Die drei Jahre, seitdem er nach C. versetzt war, hatten ihn völlig verändert. Sein Blick war unheimlich starr, ein schwarzer Bart umrahmte sein Gesicht, und die mageren Finger zuckten in nervöser Erregung. Er bewegte sich unsicher, hielt sich meistens an den Möbeln fest und schritt auch dann mit jenen willenlosen Bewegungen einher, an denen man die Rückenmarkleidenden erkennt. Durch übermäßigen Gebrauch narkotischer Mittel hatte er seinen Zustand nicht verbessert, und oft glich er, wenn er aus dem künstlichen Schlaf erwachte, einem Geisteskranken.

Heute war er klarer; er hob sich in seinem neuerdings für ihn angefertigten Krankenstuhl empor und richtete seinen fragenden Blick auf den Eintretenden.

„Schon etwas Neues, Teut? Wann geht's fort? Ah, und ich liege hier, ein ohnmächtiger Kranker, und muß zusehen!“

Ange tröstete mitleidig und verwies auf Besserung, freilich ohne es selbst zu glauben. Teut nickte ernst und gab Antwort auf diese und spätere Fragen.

„Ich denke, wir werden übermorgen C. verlassen,“ sagte er. „Dem Oberst ist nur mitgeteilt, daß wir uns bis dahin marschfertig halten sollen. Eine bestimmte Ordre ist noch nicht eingetroffen.“

„Schon übermorgen?“ rief Ange erschrocken, ließ die Arme sinken, die noch eben auf der hohen Lehne des Krankenstuhls geruht hatten, und legte die Hand aufs Herz. Auch Clairefort wiederholte dieselben Worte, aber wie ein Abwesender, der mit seinen Gedanken weit fort ist.

„Bitte, Ange,“ hob er endlich mit einer sichtlichen Überwindung an, „verlasse uns jetzt. Ich habe etwas mit Teut zu besprechen.“

Ange sah das ernste Gesicht der beiden Männer und wandte sich gehorsam zum Gehen. Teuts Mienen blieben unbeweglich; vergeblich suchte sie seinen Blick.

Nachdem sie das Gemach verlassen hatte, fiel Clairefort zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Sie sind bewegt! Was ist Ihnen, Clairefort?“ sagte Teut, einen Stuhl herbeirückend und des Freundes Schulter berührend. „Sie wünschen mir etwas zu sagen? Ich höre, Clairefort.“

Er hielt inne und erwartete, daß jener das Wort ergreifen werde. Als Clairefort stumm blieb, fuhr er fort:

„Reden Sie! Was es auch sei, es fällt in den tiefsten Brunnen! Teilen Sie sich dem Freunde mit, der alles verstehen und alles —“

„Verzeihen kann?“ ergänzte plötzlich der Kranke, richtete sich empor und sah Teut mit einem flehenden Blicke an.

„Ja,“ sagte Teut, „der alles verzeihen kann.“

Endlich, beim Abschied, vielleicht beim Nimmerwiedersehen löste sich Clairefords Zunge. Wie lange hatte Teut ein Vertrauen herbeigesehnt, das so natürlich unter den gegebenen Verhältnissen. Immer hatte Clairefort geschwiegen. Oft schien er einen Anlauf nehmen zu wollen, um sein Inneres zu öffnen, um abzustoßen, was ihn bedrückte, aber stets hatte sich sein Mund wieder geschlossen.

„Wohlan, es sei!“ hob Clairefort an. „Es drängt mich, Ihnen heute zu sagen, was mich quält, Teut. Wer weiß, ob Sie mich lebend finden, wenn Sie zurückkehren. Hoffen wir es nicht, daß ich inzwischen davongehe; nehmen wir aber an, daß wir uns das letzte Mal gegenüberstehen. Vergeben Sie mir auch —“ Clairefort stockte und holte mühsam Atem — „wenn ich Ihnen so oft wehe gethan habe, Sie durch Empfindlichkeiten, durch eifersüchtige Regungen, durch ein falsches Ehrgefühl kränkte. Rechnen Sie, wenn es Ihnen möglich ist, ein wenig mit meinem

Zuſtand, den ich ſelbſt in ſeiner Bedeutung und ſeinem Umfang nicht kannte. Ich bin ein willenloſer, ſchwankender, kranker Menſch geworden. Ach, Freund —" Clairefort unterbrach ſich, Schweißtropfen traten auf ſeine Stirn, und die Hände irrten unruhig umher — „ich habe mich unſühnbar vergangen gegen meine Frau und — meine Kinder —" Er hielt abermals inne, und auf ſeinem Geſicht malte ſich eine furchtbare Angſt. Er wollte weiter reden, aber vermochte es nicht.

Teut ſprach ſanft auf ihn ein: „Erholen Sie ſich, Clairefort. Und nochmals: Fürchten Sie keinen Tadel! Was es auch ſei, vertrauen Sie ſich mir an."

„Nun denn —" ächzte der Mann und griff krampfhaft nach des Freundes Hand. „Nun denn — hören Sie. Ich habe — ich habe — nein, ich vermag Ihnen das Verbrechen — meine Schande nicht aufzudecken! Und doch möchte ich nichts verſchweigen einem Manne, der wie keiner mein Vertrauen verdient, der es fordern kann, dem ich ſchon lange mich hätte eröffnen ſollen, zu dem ich aber nicht ſprach, weil die Scham mich erdrückte, die Feigheit mich abhielt!"

Teut hörte mit angſtvoller Spannung zu. Was würde er hören? Schande, Verbrechen? Vergeblich ſann er hin und her.

„Seien Sie ein Mann, Clairefort. Raffen Sie ſich auf. Wir ſind hier zu zweien. Es bedarf keiner Verſicherung, daß nie eine Silbe über meine Lippen kommen wird."

„Nun denn, Teut, ich habe — unſer ganzes Vermögen, das Vermögen meiner Frau, mein eigenes, das meiner Kinder — an der Börſe verſpielt," zitterte es aus des Kranken Munde. „Wir leben ſchon ſeit Jahresfriſt von dem letzten durch Tibet ohne mein Wiſſen geretteten Kapital und — ſtehen in wenigen Wochen vor dem — vor dem Nichts — dem ich — ich —"

Der Mann fiel zuſammen wie ein Scheit, das, im Ofen zu Aſche verglommen, plötzlich ſich ablöſt und in der Glut verſinkt.

Teut wurde leichenblaß; es krallte ſich um ſein Inneres Schmerz und Empörung zugleich. Was er hörte, war mehr als entſetzlich. Das konnte ein Mann thun einem ſolchen Weſen, ſolchen Kindern? Er biß ſich auf die Lippen und ſprang empor. Aber nur einen Augenblick; dann lichtete ſich in der Bruſt dieſes ſeltenen Menſchen der Funke edler Geſinnung, und lodernd ſchoß die Liebe empor für ſie, der er geſchworen, ein Freund zu ſein fürs ganze Leben.

„Clairefort," hob er an, „wir ſprachen nur einmal über Geldſachen, und es ſoll heute das letzte Mal ſein. Fürchten Sie nichts. Anders wird Ihr Leben ſich zwar geſtalten, aber Sie werden nicht darben. Axel von Teut meint es ernſt mit Freundſchaft und Gelöbniſſen. Dieſe Verſicherung ſei Ihnen genug. Was geſchehen, was hinter uns liegt, werde nie wieder zwiſchen uns berührt. Nur eine Bitte ſpreche ich aus: Sichern Sie mir zu, daß Ange nie erfahren wird, wie Ihr Vermögen zerronnen, noch weniger, daß es gänzlich dahin iſt. Verſchweigen Sie namentlich — ſchwören Sie es mir — die Rolle, die fortan der Freund übernimmt. Ich gelte von heute als Verwalter Ihrer Einkünfte und als der Vormund Ihrer Kinder. Sind Sie einverſtanden?"

Clairefort hob ſich empor. Seine Knie ſchlotterten, ſeine Augen glänzten überirdiſch, aber indem er die Arme ausſtreckte, um ſich an des Freundes Bruſt zu werfen, glitt er aus und fiel ſchwerfällig auf den Teppich.

Teut beugte ſich herab und horchte an ſeinem Herzen. Es ſchlug. Raſch eilte er zur Klingel. Gleich darauf trat Ange, von Tibet gefolgt, ins Zimmer.

„Beruhigen Sie ſich, Gräfin," ſagte Teut beſänftigend. „Es iſt nichts Schlimmes. Bringen wir Carlos ins Bett. Nur eine Ohnmacht. Er fühlte ſich ſo ſchwach. Es wird vorübergehen."

Ange forſchte angſtvoll in den ernſten Mienen des Sprechenden, während Tibet ſeinen Herrn aufrichtete und ſorgſam zu betten ſuchte.

Nichts! Nur einmal sah er sie an, und in seinem Auge blitzte die alte, mit Trauer vermischte Zärtlichkeit.

* * *

Und dann kam der Abschied. Es war an einem Spätnachmittage. Auge war im Begriff, in den Garten hinabzusteigen, um die abgekühlte Luft zu genießen und nach den Kindern zu sehen. Jorinde und Ben schaukelten unter den schon dunkle Schatten werfenden Buchen in der Hängematte, und Fred und Erna liefen mit den Gießkannen umher, um den Blumen ihrer Beete Wasser zu geben. Aus den Gebüschen, aus dem Erdreich quoll ein sanfter Duft, denn der Tau reizte die zarten Nerven der Bäume und Gräser. Bevor Auge die letzten Treppenstufen erreicht hatte, öffnete sich die Thür und Teut trat ihr entgegen. Sie sah an seinem Blick, daß er komme, um lebewohl zu sagen.

„Ich gehe zu Carlos hinauf," sagte Teut; „wenn Sie in den Garten wollen, werde ich Sie später dort aufsuchen. Noch diesen Abend verlassen wir die Stadt."

Auge lehnte sich an das Geländer und legte die Hand auf die Brust.

„Also wirklich?" Sie sah ihn mit einem ihrer stillen Blicke an, und er suchte ihre Augen mit einem Ausdruck, in dem sich nur zu deutlich widerspiegelte, was ihn bewegte.

„Werden Sie mitunter meiner gedenken, Auge?"

Sie antwortete nicht, sie neigte nur leise das Haupt. Wie schön sie gerade heute war! Ein eng anschließendes schwarzes Kleid umspannte ihren Leib, und zwei weiße Rosen schmückten ihre Brust. Um den Kopf hatte sie ein leichtes Tuch geschlagen, unter dem das zarte Gold ihres Haares hervorschaute. Und in dem Blauweiß ihrer Augen schwammen jene sanften und doch so dunkel blitzenden Sterne, welche kein Mann vergaß, wenn er sie einmal gesehen hatte.

Während sie so vor ihm stand und das leichte Haupt auf die Hand stützte, fielen die reichen Spitzen des Gewandes zurück, und ein Arm von tadellosem Ebenmaß ward sichtbar. Ihre Gestalt schien in diesem Augenblicke frei in der Luft zu schweben, bei der unnachahmlichen Grazie ihrer Erscheinung von der Erde abgelöst zu sein.

„Liebe Auge!" flüsterte Teut, von ihrem Anblick hingerissen, und trat einige Schritte vorwärts.

Sie aber glitt langsam die Stufen hinab und bat ihn durch eine Bewegung, ihr zu folgen.

Sie umschritten, ungesehen von den Kindern, das Haus und bogen in einen stillen Laubgang ein. Die untergegangene Sonne webte noch mit schwachen Lichtern in der Ferne; hier war es fast dunkel.

Wortkarg gingen sie nebeneinander her; beiden stockte die Sprache. Als sie zum zweitenmal den Weg maßen, schlug der Ruf eines der Kinder an ihr Ohr. „Mama Auge! Mama Auge! Wo bist du?"

Nun ergriff er hastig ihre Hand, legte seinen Arm um ihren Leib, und indem sie es duldete, fühlte er, daß eine Sekunde ihr Haupt an seiner Brust ruhte.

„Dank, Dank für alles, Teut! Auf Wiedersehen!" schluchzte sie und riß sich von ihm los.

„O Auge, Auge, meine liebe Schwester! Vergessen Sie mich nicht!" flüsterte der Mann und hielt die aus dem Dunkel wie eine Lichterscheinung hervortretende Gestalt zurück.

„Niemals, niemals, Teut!" preßte sie unter Thränen hervor. „Doch nun — die Kinder rufen!"

Sie traten aus den sie umgebenden Bäumen heraus. Im Grase zirpte es leise, ein Vogel flatterte schlaftrunken in den Zweigen. Drüben war die Sonne ganz versunken; der Tag war zur Ruhe gegangen, und — ihre Hände lösten sich.

* * *

„Lieber Teut!

Gottlob, daß Ihr Brief kam. Sie haben mich aus einer unsagbaren Angst befreit. Jetzt weiß ich, daß Sie am Leben

und gesund sind; nun tritt alles übrige in den Hintergrund. Ich schreibe auch gleich, um Ihnen an den Tag zu legen, wie sehr meine Gedanken bei Ihnen sind.

Lassen Sie mich vorerst erzählen, wie es bei uns geht. Carlos' Zustand ist derselbe hilflose, aber er ist zeitweise heiterer und mitteilsamer. Ich war sehr gerührt, als er vorgestern die Kinder zu sich kommen ließ, sie liebkoste und sich mit ihnen beschäftigte. Das ist seit Jahr und Tag nicht mehr der Fall gewesen. Sie glauben aber auch nicht, wie artig die kleine Schar ist und welche Fortschritte sie macht.

Ben und Fred gehen nun ins Gymnasium und stolzieren sehr wichtig mit ihren Schulranzen einher. Mit Fräulein Elise, der Gouvernante, geht es fortdauernd gut. Sie ist eine liebenswürdige, gutherzige Dame, und die Mädchen zeigen ihr auch täglich, wie lieb sie dieselbe haben.

Es wird Sie freuen, lieber, vortrefflicher Freund, daß Carlos jetzt auch nicht mehr so übertrieben sparsam ist. Seit Ihrem Fortgang hat er für den Haushalt zugelegt, und auch Tibet hat mehr zur Verfügung als in dem letzten halben Jahre. Ich hatte schreckliche, peinliche Verpflichtungen bei Handwerkern und in meiner Umgebung — schelten Sie nur nicht; ich verstand es ja bisher so schlecht, lerne es aber gewiß noch einmal ganz gut —, die nun alle bezahlt sind. Welch ein köstliches Gefühl, keine Schulden zu haben!

Die Villa behalten wir einstweilen, da die Miete ermäßigt ist. Carlos stellte dem Besitzer die Alternative, abzulassen oder der Kündigung gewärtig zu sein.

Sehen Sie, so ist es bei uns. Wäre mein teurer Carlos nicht so krank, lebte Carlitos noch und wären Sie nicht fort, Sie mein lieber, treuer Teut, ich würde sagen, daß wir vollkommen glücklich sind!

Ich las neulich, auf Empfehlung von Fräulein Elise, die Briefe der Madame de Sévigné an ihre Tochter. Welch ein Genuß! Jede Mutter sollte studieren, was diese weltkluge und feinfühlende Frau geschrieben hat, und suchen, es sich zu eigen zu machen.

Noch eins. Jorinde spielt jetzt wirklich allerliebst Klavier, und neulich hatte sie mit Fred ein kleines vierhändiges Stück zu Carlos' Geburtstag eingeübt, das großen Erfolg hatte. Elise war sehr stolz, und ich habe ihr — das werden Sie, Bärbeißiger, nun wieder höchst unvernünftig finden — eins meiner seidenen Kleider geschenkt.

Ich komme ja doch nicht mehr in die Gesellschaft, habe auch, ehrlich bekannt, wenig Verlangen danach.

Neulich hat Frau von Juk mir einen Besuch gemacht. Ich begegnete Fräulein Eva, der Braut, und nahm sie mit mir. Ich finde es doch sehr artig, daß sie sich persönlich bedankt hat. Ich weiß, Sie mögen die Dame nicht, gestehe aber, daß ich sie sehr liebenswürdig finde und daß ich den Eindruck habe, sie meine es gut mit mir.

Nein! nein! höre ich Sie sprechen. Nun, wenn Sie kommen, können wir ja den Verkehr wieder einschlafen lassen.

Fred läßt Ihnen sagen, Sie möchten ihm einen französischen Tschako mitbringen. Werden Sie es nicht vergessen? Ange umarmt Sie zärtlich. Eben kommt sie herbeigelaufen und will Bonbons. Sie erhält aber keine. Onkel Axel möchte französische Bonbons schicken! meint sie.

Heute will ich meines süßen Carlitos' Grab besuchen, Teut; ich lege auch in Ihrem Namen eine Blume darauf nieder.

Und nun leben Sie wohl, Sie Einziger, Bester, und schreiben Sie bald wieder und Gutes Ihrer Sie herzlich grüßenden und dankbaren

Ange von Clairefort.

Ach, wenn doch der schreckliche Krieg erst beendet wäre!"

Als Teut diese Zeilen empfangen hatte, schrieb er einen Feldpostbrief, welcher an seinen Bankier in Berlin gerichtet war. Dieser Brief, von dessen Inhalt Ange später Kenntnis erhielt, möge hier Platz finden.

„Geehrter Herr!

Kurz vor meiner Abreise von C. ersuchte ich Sie, monatlich die Summe von tausend Mark an die Adresse des Bankhauses Dust u. Co. in C. abzuführen und demselben mitzuteilen, daß dieser Betrag gegen die eigenhändige Quittung des Grafen Carlos von Clairefort und die Gegenzeichnung des Empfangnehmenden Ernst Tibet auszufolgen sei.

Ich bitte, und zwar vom 1. September ab, diesen Betrag um fünfhundert Mark zu erhöhen und also fortan fünfzehnhundert Mark (zur Begleichung einer Schuld an den Herrn Grafen Clairefort) zu zahlen. Wegen der an mich zu sendenden Monatsraten bleibt es bei den früheren Bestimmungen.

Ich ersuche Sie zugleich, sich umzusehen, ob die beiden großen Posten von je dreihunderttausend Mark nicht in Zukunft zu fünf Prozent in zweiten Hypotheken unterzubringen wären. Ich denke, es giebt dergleichen sichere Anlagen, und ich könnte meine Einnahmen erhöhen. Da ich in der Folge vom Zinsenkapital nicht mehr zurücklegen kann, muß ich mich etwas einzurichten suchen.

Dem dortigen Hilfskomitee für die Verwundeten wollen Sie unter A. v. C. gefälligst fünftausend Mark überweisen.

Ich sage Ihnen im voraus meinen Dank und erbitte Ihre baldigen Mitteilungen.

Baron von Teut-Eder,
Rittmeister und Eskadronchef."

* * *

Diese beiden Briefe, nach ihrem Inhalt bezeichnend für Ange und Teut, wurden im September geschrieben, aber bereits zwei Monate später trat im Claireforischen Hause ein so folgenschweres Ereignis ein, daß alles für die Familie in Frage gestellt schien.

Als sich Ange eines Morgens in das Zimmer ihres Mannes begab, um sich ihrer Gewohnheit gemäß nach seinem Befinden zu erkundigen, schlug ihr eine unerträgliche Hitze entgegen, und sie fand ihn nicht wie sonst bereits an seinem Schreibtische sitzen.

Wenn Clairefort starke Schmerzen in der Nacht fürchtete, pflegte er häufig noch spät abends von Tibet heizen zu lassen, denn nur allzuoft verursachten ihm seine Schmerzen Schlaflosigkeit.

Als Ange ins Gemach spähte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß der Nachttisch umgeworfen war; Gläser, Leuchter und Flaschen waren herabgestürzt und bedeckten Fußboden und Teppich. Clairefort selbst aber lag — das Haupt nach unten und mit den Füßen das Kopfkissen berührend — neben der zurückgeschlagenen Schlafdecke wie ein Lebloser hingestreckt.

Ange flog ans Bett und horchte auf ihres Mannes Atem. Sein Herz schlug so leise, daß sie es kaum zu hören vermochte, und sein Aussehen war so verändert, daß sie — jetzt todesgeängstigt — die Schnur zog.

„Was ist geschehen? Was ist geschehen, Tibet?" rief sie, als dieser näher trat. „Waren Sie noch in der Nacht bei dem Grafen? Sehen Sie, wie schrecklich er aussieht! Sein Herzschlag geht leise! Ich ängstige mich namenlos!"

Tibet warf einen betroffenen Blick umher und näherte sich seinem Herrn.

„Ich möchte glauben, daß der Herr Graf wohl ein sehr starkes Schlafpulver zu sich genommen hat," erklärte er beruhigend. „Während heftiger Träume mag er um sich geschlagen und zufällig den Tisch berührt haben. Das ist früher auch schon vorgekommen."

„Ach, der Arme!" sagte Ange mitleidig. „Gewiß hatte er wieder seine furchtbaren Schmerzen. Und meinen Sie, daß er schläft, daß keine Gefahr vorhanden ist, Tibet?"

„Nein, Frau Gräfin, Sie dürfen sich beruhigen."

Nach dieser Versicherung traten beide ins Wohngemach.

„Glauben Sie nicht," fragte Ange nach einer Pause ängstlich und dämpfte ihre

Stimme, „daß dieſe ſtarken Schlafmittel ſehr ſchädliche Nachwirkungen haben?“

„Ja, Frau Gräfin,“ erwiderte Tibet; „aber viel ſchlimmer ſind noch —“

Er unterbrach ſich mit einem Geſichtsausdruck, als ob das letzte Wort ihm nur entſchlüpft ſei.

Als Ange ſah, daß ihr etwas verborgen werden ſollte, ſtieg ihre Angſt.

„Nicht doch, nicht doch! Sie wollen mir etwas verſchweigen. Ich will und muß es aber wiſſen. Ach, Tibet! War es überhaupt gut, daß Sie nie mitteilſam gegen mich waren? Wer weiß, ob nicht manches hier im Hauſe anders ſtände!“

Sie ſtrich ſich mit der ſchmalen Hand über die thränenden Augen.

„Reden Sie, ich beſchwöre Sie!“ fuhr ſie fort, als er noch immer ſchwieg. „Was iſt noch ſchlimmer? und welche Heimlichkeiten haben Sie mit meinem Gemahl ſchon ſeit Jahren?“

„Ach, Frau Gräfin —“ ſtotterte Tibet und ſah Ange bittend an. „Es iſt nichts, gewiß nicht!“

„Iſt es denn Neugierde, die mich veranlaßt, Sie zu fragen?“ ſagte Ange mit ſanftem Ernſt und blickte Tibet traurig an. „Iſt es nicht die Sorge für meinen geliebten Mann? Ach, ach! wie viele thränenvolle Stunden habe ich ſchon um ſeinetwillen gehabt!“

Tibet hatte ganz die Faſſung verloren. Er ſtand da wie jemand, der ſich eines ſchweren Vergehens ſchuldig fühlt und aus Scham und Verzweiflung kein Wort findet. Endlich raffte er ſich auf und ſagte:

„Verzeihen Sie mir, Frau Gräfin. In allem, was ich that, folgte ich dem Befehl des Herrn Grafen. Wenn ich unrecht that — ich that gewiß unrecht gegen Sie — o, ſo vergeben Sie es mir!“

„Nun wohl! Laſſen wir Vergangenes! Aber was iſt jetzt?“ drängte Ange. „Sprechen Sie endlich!“

Tibet ſah mit ſcheuem Blick nach der Thür und flüſterte leiſe: „Schon ſeit reichlich einem Jahre nimmt der Herr Graf ſtarke Doſen Morphium zu ſich. Niemand weiß es. Er befahl mir unbedingte Verſchwiegenheit. Auch gegen Sie verbot er, darüber zu ſprechen.“

Ange bewegte traurig das Haupt; plötzlich aber ſchrak ſie auf.

„Barmherziger Himmel! Sollte ihm doch bereits etwas zugeſtoßen ſein?“

Sie eilte von Tibet fort, wandte ſich ins Nebenzimmer und ſtieß, hineinblickend, einen Schrei aus.

Clairefort ſaß wachend aufrecht im Bett. Er ſah Ange mit ſtieren Augen an und ſchien ſie doch nicht zu ſehen. Unzuſammenhängende Worte glitten über ſeine Lippen.

„Carlos, Carlos, mein geliebter Carlos!“ rief Ange, flog an ſein Lager und ergriff ſeine Hand. „Sag, was iſt dir? O, komme zu dir! Es iſt Ange, deine Ange! Hörſt du ſie nicht?“

Er nickte wie ein Abweſender. Offenbar ward er nicht Herr der ihn bedrückenden Vorſtellungen, und um ſie zu verſcheuchen, glitt er wiederholt mit den kranken Händen über Stirn und Haar.

Ange heftete mit zerriſſenem Herzen die Augen auf ihren Mann. Auch Tibet ſtand erſchüttert bei dieſem Anblick.

„Wünſcheſt du das Frühſtück, Carlos? Soll ich nicht die Fenſter öffnen und friſche Luft hereinlaſſen? Willſt du aufſtehen — dich in deinen Stuhl ſetzen? Sprich, Lieber! Was haſt du? Ach, ach!“

Nichts! Er ſchien nicht zu hören, und ſie ſank wie zerknickt neben ihm nieder.

Immer ſtarrte er geradeaus, griff ſich an die Stirn und ſuchte mit vergeblicher Anſtrengung ſeinen Geiſt zu ordnen.

Jetzt erhob ſich Ange und riß die Fenſter auf.

„O, ich erſticke in dieſer Luft! Sie muß auch dir ſchädlich ſein! Komm, laß dich mit Waſſer benetzen. Tibet, helfen Sie! Wir wollen den Grafen drinnen in dem luftigen Zimmer betten.“

Aber Clairefort fiel, ehe ſie ihn berührten, ſchwerfällig zurück, ſchloß die Augen und blieb bewußtlos liegen. Es hatten ihn abermals der Schlaf oder eine Ohnmacht befallen.

Nun lief Tibet zu dem Arzt, und inzwischen saß Ange wie eine Verzweifelte an dem Bett des Kranken.

Nach einer Weile eilten die Kinder herbei, die ihre Mama vergeblich beim Frühstück erwartet hatten. Es schnitt Ange durch die Seele, als sie so fröhlich und ahnungslos heranstürmten. Noch lag die feine Röte einer gesund verbrachten Nacht auf ihren Wangen, noch umströmte sie in ihren sauberen hellen Morgenkleidern jene aufquellende Frische, die namentlich Kinder nach dem Schlafe wie ein unsichtbarer Hauch umwebt.

„Mama, Mama, wo bleibst du denn?" rief die kleine Ange und stand da und sah so schön aus, als ob eine zarte weiße Blüte eben vom Baum geschwebt sei.

Aber sie schraken zurück, als sie den kummervollen Ausdruck in Anges Augen bemerkten, als sie mit ihrem Instinkt begriffen, daß ihrem Papa etwas zugestoßen sein müsse.

„Geht, geht, lieben Kinder!" sagte Ange sanft und traurig wie damals, als den kleinen Carlitos das furchtbare Fieber erfaßt hatte. „Papa ist sehr krank. Ich muß noch bei ihm bleiben. Ich komme bald! Frühstückt nur allein — und — dann eilt euch. Ben, Fred, ist's nicht schon Zeit für die Schule?"

Sie nickten gehorsam und schlichen auf den Zehen davon.

Und doch war dies nur ein trauriges Vorspiel zu dem noch traurigeren Ende.

Zwar erholte sich Claireſort, und einige Zeit schien er sogar wieder geistig frischer und körperlich gesunder, aber dann erfaßte ihn von neuem eine wortkarge, teilnahmlose Schwermut. Er wollte niemand sehen und sandte selbst Tibet fort, der neuerdings bei ihm nachts gewacht hatte.

„Nein, nein, gehen Sie! Seit lange hatten Sie keinen ordentlichen Schlaf, Tibet. Ich fühle mich heute ganz wohl und bedarf Ihrer nicht mehr," beschied er ihn eines Abends und bestand auf seinem Willen.

Als Tibet sich entfernt hatte — ein ungewöhnlich freundlicher Blick traf ihn heute aus Claireſorts Auge —, setzte sich dieſer an ſeinen Schreibtisch und arbeitete mehrere Stunden. Endlich erhob er sich mühsam und trat, sich an Tisch und Stuhl vorwärts tastend, an den Spiegel. Er blickte hinein und schrak vor seinem eigenen Bilde zurück. Es machte ihn sogar ängstlich, denn er schaute sich furchtsam um, und ein Schauer flog über seinen Körper.

„Sterben!" flüsterte er. „Ja, dann fallen alle Gespenſter, weichen alle Schmerzen und sind alle Seelenqualen vorbei."

Auf dem Wege zu seinem Schlafgemach blieb er noch einmal zaudernd stehen.

Nur allzu lang ist oft die Brücke! Ein einziger plötzlicher Gedanke, irgend eine liebe oder peinliche Erinnerung verknüpft den Menschen von neuem mit dem Leben, und der grauenhafte, blitzartig oder allmählich entstandene Entschluß bricht doch zusammen.

Claireſort ließ sich aufs Bett nieder und griff mit zitternden Händen tief unter die Decke. Bei dieſer Bewegung setzten unerwartet die Schmerzen wieder an, und wimmernd hielt er inne. Aber bald begann er von neuem, fand endlich, was er hier verborgen hielt, und stellte es auf den Tisch. Es waren zwei Flaschen mit verschiedenem Inhalt.

„Dies wird sicher genügen, um nicht wieder aufzuwachen," murmelte er. Aber doch verging noch eine lange Zeit, ehe er sich zum Sterben rüstete. Seine Gedanken flogen hin und her wie Herbstvögel; oft traten ihm Thränen ins Auge. Einmal schleppte er sich in sein Wohngemach zurück, öffnete den Schreibtisch und nahm Anges Bild hervor. Es war zur Zeit ihrer Verlobung gemalt.

„Ach, wie schön, wie schön!" flüsterte der Mann und bedeckte das Glas mit zitternden Küſſen. „Und dich soll ich verlaſſen? Und euch, euch, ihr süßen Kinder —"

Es packte ihn die Angſt und die Scham, furchtbare Schauer jagten durch ſeine Seele. Kalter Schweiß brach hervor auf ſeiner Stirn. Was wurde aus ihnen?

Welch ein erbärmlicher, gewissenloser Mensch war er! Er wollte davongehen, und nicht einmal für das Nächstliegende, ja vielleicht nicht einmal für sein eigenes Totenhemd war gesorgt.

Aber halt! War da nicht ein Geräusch auf dem Korridor?

Hastig verschloß Claireſort das Porträt, als sei's ein Vergehen, es zu betrachten. Er lauschte herzklopfend — schlich wie ein Dieb an seine eigene Thür und horchte. Aber es war nichts.

Nun nahm er seinen Platz wieder ein und lehnte sich zurück. Konnte er noch gesund, schmerzensfrei werden?

Nein, jetzt niemals mehr! Ohne Morphium vermochte er überhaupt ferner nicht zu leben. Was that er noch auf der Welt? Seine Pflicht, die Pflicht gegen die Seinigen hielt ihn! Nein, auch die konnte ihn nicht ans Leben fesseln. Er war ja ein Nichts. Er war nur eine Last — nur ein —

Es übermannte ihn die Seelenqual; er schluchzte und erschrak vor den Tönen, die sich seiner eigenen Brust entrangen. Er war nur ein Hindernis für Anges Glück. Fort denn, je schneller, desto besser! — Teut! Teut! Da kam ihm der Gedanke an ihn. Welch ein Mensch! Er würde sie nicht verlassen. Nein, sicher nicht! Gut, also sterben — —

* * *

Was Claireſort noch zu sagen hat, befindet sich in den Blättern aufgezeichnet, welche Ange morgen finden wird.

Aber wenn er nun nicht stirbt, wenn es nicht gelingt, wie jüngst? Er bewegt den Kopf. Wohl, er wird das Schriftstück unter sein Kopfkissen legen, nicht auf den Tisch. Wacht er abermals auf, dann bleibt seine Absicht verborgen.

Während er sich von neuem an sein Bett wendet, ziehen noch einmal die letzten Jahre an ihm vorüber. Wie er zum erstenmal gespielt und ihn dann der Teufel erfaßt hat, wie er vom Glück begünstigt wird und dann doch alles wieder verliert. Und immer von neuem verliert! Wie er innehalten will und doch sich überredet, er werde den Verlust zurückerobern, endlich — ein Verzweifelter — die größten Summen einsetzt, um abermals betrogen zu werden und zuletzt sich sogar am fremden Eigentum vergreift! Das Vermögen seiner Frau, seiner Kinder opfert er auch noch dem wahnsinnigen Gelüste!

Ach! ach! wäre das alles nicht geschehen! Und Tibet! Tibet! Sein treuer Diener — zu treu! Du willfähriger, guter, braver Tibet!

Die Decke auf dem kleinen Nachttisch hat sich verschoben. Claireſort zupft daran. Noch im Moment des Sterbens beherrscht ihn der kleinste Gewohnheitsdrang.

Er legt sich nieder, macht fast pedantisch alle Vorbereitungen, zittert, setzt erst das eine Glas an, greift dann zum anderen —

Nun sinkt er zurück — —

* * *

Von größeren Schmerzen konnte das Innere eines Menschen nicht berührt werden als das Herz von Ange Claireſort. Noch während Carlos' sterbliche Überreste in der Villa standen, warf sie einen Blick in die zurückgelassenen Blätter. Sie las den Inhalt in der zweiten beginnenden Nacht, und die Gespenster des Entsetzens drangen auf sie ein.

Sie schob zitternd die Schriftstücke beiseite, sprang empor und rief nach Tibet. Ernst, bleich, selbst ein Gespenst, erschien der Mann und blieb wie angewurzelt an der Thür stehen.

„Tibet! Tibet!" schrie Ange, blaß, abgehärmt und kaum wiederzuerkennen durch die Wirkungen ihres maßlosen Schmerzes. „Das alles wußten Sie seit langen Jahren und Sie schwiegen? Dem allen waren Sie ein Helfer und kannten und liebten doch meine Kinder? O Mensch, sprechen Sie, damit ich wenigstens einen Grund finde, Ihnen zu verzeihen! Nicht verloren durch Ungemach, alles was wir be-

saßen — nein, durch Spiel — durch Spiel! Man sitzt über Menschen zu Gericht, tötet sie, wenn sie, von der Leidenschaft fortgerissen, einen anderen morden! — Ist Leidenschaft denn Vernunft, und kann man richten, wo die Vernunft fehlte? Aber wie ahndet ein Gott ein so furchtbares Verbrechen? — Wie er es ahndet? An dem Glück Lebendiger, indem er die Unschuldigen ins Verderben zieht! Kinder, reine, arglose Geschöpfe müssen dafür büßen! — Was hier geschehen, sucht seinesgleichen! Ich las wohl Schreckliches, wie Menschen sich gegen Menschen versündigten; ich hörte von Mord, Gift, Verrat, Folter. Ist eine solche Handlungsweise nicht herzloser, unmenschlicher? Ein Familienvater, der weiß, daß ihn Gott mit zehrender Krankheit geschlagen, spielt — spielt auch dann noch ohne Anlaß, ohne Not, vergreift sich an fremdem Eigentum und wagt das letzte um eines Vorteils willen, der ihn um keinen Schatten glücklicher machen konnte. Zuletzt giebt er sich den Tod — ein Selbstmörder! — Ein Selbstmörder? — O, leise, leise, daß es niemand hört! Verbrennen wir diese Schande! Rasch, Tibet! — Und doch, zögern wir! Es ist ja von seiner Hand, das letzte von ihm, der der Vater meiner Kinder war, den ich so unsagbar liebte, der litt, in Schmerzen sich wand! — Nein, nein, vergessen Sie, was ich sagte! Ich sprach irre. Mit meinem Herzen hatte es nichts zu thun. Ich weiß, wie er gelitten hat. Kein Mensch starb unter solchen Qualen, keinen Menschen gab es, den der Tod bei Lebzeiten schon so marterte! — Aber was soll nun werden? Hier, hier steht's. Ein rätselhafter Satz: ‚Und dennoch ist für deine Zukunft gesorgt, Auge. Ich glaube es. Dieser Glaube, diese Hoffnung erleichtert mir den Tod. Ich darf nicht reden. Ein Schwur verbietet es. Frage Tibet, ihn bindet kein Gelöbnis.' — Nun, so reden Sie, Tibet! Was ist's? Um meiner armen Kinder willen flehe ich Sie an! Sprechen Sie! Ach! ach!"

Auge sank in einen Stuhl neben dem Tische nieder, auf dem Carlos' furchtbares Vermächtnis lag, und weinte so herzerbarmend, daß dem Manne, der das alles stumm angehört hatte, bei diesem Jammer die Sehnen der Brust zu zerspringen drohten.

Als Tibet immer noch nicht antwortete, schoß Auge empor:

„Sprechen Sie!" rief sie. „Ich fordere es bei dem Andenken des Unglücklichen! Ich fordere es für die Unmündigen! Ich erbitte es — um meinetwillen —"

Ihre Stimme versagte.

„O, beruhigen Sie sich, Frau Gräfin!" zitterte es aus Tibets Munde. „Ich will sprechen, da Sie es verlangen, und ich schwöre Ihnen bei dem Gott, an den ich glaube, daß ich unschuldig bin! Ich habe in all den Jahren den Grafen angefleht, von dem unseligen Spiel zu lassen. Ich habe ihm sogar in dem Gedanken an Sie und die Kinder einmal einen Gewinn verheimlicht, bis die Not —" — er stockte, und Auge sah ihn fragend und furchtsam an — „bis die Not mich zwang. Wir hatten nichts mehr zum Leben. Mit diesem Betrage bestritt ich im letzten halben Jahre die Ausgaben bis, bis —"

Auge unterbrach ihn nicht; sie saß wie gelähmt.

„Ein Eid band mir die Zunge. Ich verdanke ja alles dem Herrn Grafen. Ich durfte nicht reden und litt mehr darunter, als Worte zu beschreiben vermögen, Frau Gräfin; glauben Sie mir! O, vernichten Sie mich nicht ganz, indem Sie mir Ihr Wohlwollen entziehen!"

„Gut, gut! Weiter!" drängte Auge leichenblaß und in steigender Erregung. „Und das Geheimnis? Ich will alles wissen. Auch das Schrecklichste kann mich nicht mehr erschüttern, und ist es ein Trost, eine Erleichterung — nun, um so besser."

Noch zögerte Tibet; die Zunge war ihm wie gelähmt. Seine Knie schlotterten. Er wußte, was er hervorrief. Er hörte schon den Schrei der Empörung von ihren Lippen.

„Mensch," rief Auge und ballte die

kleinen Hände in furchtbarer Erregung, „machen Sie nun ein Ende! Ich bin nur ein Weib, zarter, schwacher geartet, auch nicht vertraut mit Hinterlist und Lügen —"

„O, Frau Gräfin!" ächzte Tibet bei diesen Worten. Eine fahle Blässe flog über sein Gesicht.

Sie begriff, wie tief sie ihn verwundet. Sie sah es und streckte ihm die Hand entgegen. Sie wußte nicht mehr, was sie sprach. Sie bat es ihm ab, und ein Schimmer dankbarer Freude flog über seine Züge.

„Nun denn —" sagte Tibet kurz und ohne Betonung, „wir leben bereits seit Ausbruch des Krieges von der Güte des Herrn von Teut. Ich habe monatlich tausend Mark, später fünfzehnhundert Mark bei einem hiesigen Bankhaus für unseren Unterhalt erhoben."

Ja, nun schrie allerdings die Frau auf, daß die Gegenstände umher zu erbeben schienen. Es hallte durch das ganze Haus, drang in den kleinsten Raum.

„Carlos! Carlos!" riß es sich aus Anges Brust. Er mußte in seinem Totenschrein aufwachen bei diesem Schrei, denn er umfaßte eine Welt von Empörung, Schmerz und Scham. Derselbe Mann, der Teut durch Eifersucht verwundet, durch Mißtrauen gekränkt, noch jüngst durch hochmütige Zurückweisung von Geschenken verletzt hatte, nahm Wohlthaten in solchem Umfange und verwies im Sterben, im Selbstmord auf die Hochherzigkeit dieses Freundes.

Für Augenblicke war es totenstill in dem Zimmer. Ange brach zusammen, und Tibet stand wie eine Bildsäule. Endlich erhob sie den Blick und winkte ihm, das Gemach zu verlassen.

* * *

Bevor Anges Gatte draußen auf dem Kirchhof neben dem kleinen Carlitos bestattet wurde, trat Ange noch einmal an sein Totenlager. Die Vorhänge des nach dem Garten gehenden Zimmers waren herabgelassen, und eine erstickende Luft benahm ihr fast den Atem.

Nun sah sie ihn zum letztenmal; in einer Stunde sollte der Sarg geschlossen werden. Er glich kaum einem Abgeschiedenen. Ruhe lag auf seinen Zügen, und um die Mundwinkel spielte jetzt im Tode jenes milde Lächeln, das Auge für so manchen ernsten Blick und so manche mürrische Miene während seiner Lebenszeit entschädigt hatte.

„Vergieb, Carlos!" flüsterte sie und berührte mit ihrer Hand die weiße Stirn des Toten. Und in ihren Gedanken fuhr sie, das Auge auf ihn gerichtet, fort: „Im ersten Schmerz bäumte ich mich gegen dich auf. Ich saß über dir zu Gericht und vergaß, daß ich allein an allem schuld bin. In den Blättern, die du mir hinterlassen hast, steht auf jeder Seite, wie sehr du mich liebtest und wie deine Gedanken sich immer damit beschäftigten, daß ich nichts entbehren möge von dem, womit du mich seit unserer Ehe umgeben hattest. Ja, ja, mein Geliebter, du wolltest unseren Besitz vermehren — nicht aus eitler Gewinnsucht, nein, für mich, damit ich ein Wohlleben nicht einzuschränken brauchte, in dem du mich allein glücklich wähntest. Du irrtest, Carlos! Ich nahm alles, weil ich es fand, weil du mir nie einen Zwang, eine Beschränkung auferlegtest. Ich wäre nicht minder glücklich gewesen in bescheidenen Verhältnissen, denn deine Liebe, der Besitz unserer Kinder war mein Glück. Ja, vergieb mir, daß ich nicht selbst erkannte, wie thöricht mein Leben war, daß ich nicht aus den mich umgebenden Erscheinungen Vergleiche zog und eine Lebensweise änderte, die schon die tausendfältige Not anderer verbietet. Aber, Carlos, begehrte ich auch für meine Person viel, du hast mir verziehen, weil ich es nicht besser verstand. Hier, hier schwöre ich dir in dieser Stunde, mein Carlos, daß ich denen, die Gott mir erhalten hat, eine treue, sorgsame Mutter sein will und — vermag ich es — sie erziehen werde zu braven, tüchtigen, einfachen Menschen. O, wie graut mir heute

Digitized by Google

vor dem Reichtum! Alles, was mich umgiebt, ekelt mich an. Es sind die Bilder des Scheins, der Lüge, der Überhebung."

Auge sank schluchzend an dem Sarge nieder. Jetzt kamen ihr wieder die Gedanken, die sie bald nach ihres Gatten Tode beherrscht hatten: Was ward aus ihren unmündigen Kindern? Es mochte seltsam erscheinen, daß ein so seelenvolles Wesen wie Auge Clairefort mitten im Schmerz Betrachtungen über ihre Zukunft und die Handlungsweise ihres Mannes angestellt hatte, und doch war es nicht seltsam, weil ihr Denken und Fühlen zu eng mit ihren Kindern verwachsen war. So war auch ihre Empörung, so waren auch die Ausbrüche ihrer Verzweiflung nichts anderes als ein Ausfluß ihrer Liebe, und nur zu bald wichen diese Erregungen einem sanfteren Schmerz, in welchem dieser Engel alle Schuld von dem Toten abzuwälzen suchte.

Es wäre unnatürlich gewesen, wenn sich Auges Gedanken nicht auch zu Teut gewendet hätten, wenn nicht die Hoffnung in ihr emporgestiegen wäre, er werde sie nicht verlassen, jetzt, wo die Sorge wie ein schreckenerregendes Gespenst sich an sie heranwälzte.

Aber in diese Hoffnung mischte sich Angst und Scham. Jetzt, vielleicht in diesem Augenblick, war Teut schon nicht mehr unter den Lebenden. Sie zitterte bei diesem Gedanken, aber sie schüttelte sich auch in seelischer Qual, wenn sie überdachte, daß sie fortan allein auf seine Wohlthaten würde angewiesen sein.

Ihr Stolz bäumte sich auf; sie faßte die wirrsten Entschlüsse, bis sie nach langen Irrgängen der Überlegung immer wieder zu der entsetzlichen Einsicht zurückkehrte: Es bleibt entweder nur die Wohlthätigkeit fremder Menschen, damit deine Kinder leben können, damit sie nicht darben und vergehen, damit sie erzogen werden, um brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, oder —

Ja, da kamen andere furchtbare Gedanken, die sich in ihrem Gehirn festbrannten, die geboren wurden aus Hilflosigkeit, Not und Verzweiflung. Wie wäre es, wenn sie mit ihren Kindern dem folgte, der hier im Sarge lag? Was stand den Armen bevor! Demütigung, Entbehrung, Not — gar Schande.

Sie hörte sie klagen und weinen. Sie scharten sich um ihre Mama. Sie bettelten um die ihnen jetzt entzogenen notwendigsten Dinge, sie wollten ihre unschuldigen Liebhabereien, sie kamen, damit ihre kleinen Herzen getröstet wurden.

Und die Menschen! Wie sie zischelten und mit den Fingern zeigten, wie sie sich abwandten und gar hämisch frohlockten, daß diese übermütige, verwöhnte Frau die Bitterkeit des Lebens nun auch endlich kostete wie sie selbst.

Ah, wie das alles ihre Seele marterte! Ja, lieber wollte sie ihre Kinder, sich selbst töten — —

Aber ein Herz wie das ihre mußte schon bei dem bloßen Gedanken an den Tod ihrer Kinder erstarren.

Nein! nein! Entsetzlich! Lieber Not leiden, ja betteln, als ihren süßen Geschöpfen auch nur ein Haar krümmen! Und Sterben war nicht eine Sache des Willens; zum Selbstmord gehörten tausend Dinge, die sie nicht verstand und bei deren Vorstellung ihr graute.

„Barmherziger Schöpfer, vergieb! Vergieb auch du mir, mein Carlos, diese gräßlichen, unreinen Gedanken!" betete Auge, faltete die Hände und atmete, aus dem Schauder ihrer Vorstellungen befreit, erleichtert auf.

Sie besaß so kostbaren Schmuck, daß sie durch dessen Verwertung noch eine Zeit lang ohne Wohlthaten leben konnte. Diese Überlegung war ihr gekommen in der letzten schlaflosen Nacht und erleichterte ihr wenigstens die nächsten Sorgen. Sie beruhigte sich.

Aber bevor Auge, durch die Handwerker aufgestört, das Zimmer verließ, fluteten doch noch einmal die Thränen unaufhaltsam hervor. Sie rief eilend die Kinder, ließ sie niederknien und betete mit ihnen.

„Hattet ihr ihn lieb, euren Papa?" schluchzte sie.

Die Kinder nickten ängstlich und scharten sich mit den feinen blassen Gesichtern um die Mama.

Als sie sich endlich zur Thür wandten, schmiegte sich die kleine Ange an ihre Mutter und sagte: „Wird Papa auch so hübsch begraben wie Carlitos?"

Bei dieser Frage zuckte Ange zusammen.

„Nein, Ange, nein! Onkel Axel ist ja nicht da."

„Kommt er denn nicht?"

Ange antwortete nicht; sie bewegte nur das Haupt und zog hastig die Kleinen mit sich fort, die nun zum letztenmal das bleiche Gesicht ihres Papas gesehen hatten.

* * *

Während noch der Graf über der Erde stand, war ein Brief von Frau von Juk an Ange eingelaufen.

„Ich muß es Ihnen aussprechen, gnädige Gräfin" — schrieb Olga — „wie sehr ich schon bei dem Tode Ihres herrlichen Knaben mit Ihnen fühlte und wie mich heute Ihr Schicksal bewegt! Ein Fremder vermag gegenüber einer solchen Trauer nichts. Das barmherzigste und mitleidigste Wort muß ohne Wirkung verhallen, weil die Besänftigung des Schmerzes nicht abhängig ist von äußerlichen Einflüssen, sondern in dem Menschen selbst sich reifen muß durch die allheilende Zeit. Und unter dieser Erwägung, gnädige und hochverehrte Frau, wird vielleicht auch meine aus aufrichtigster Teilnahme hervorgehende Bitte wirkungslos sein, daß Sie sich Ihrem Kummer nicht allzusehr hingeben mögen und daß Sie sich der Hoffnung nicht verschließen, daß auch für Sie wieder lebensfrohere Tage zurückkehren werden. Ich hoffe es von ganzem Herzen und würde überaus glücklich sein, wenn Sie mir gestatten wollten, Ihnen bald einmal mündlich mein Beileid ausdrücken zu dürfen. Glauben Sie, ich bitte, an das herzliche Mitgefühl und die verehrungswürdige Freundschaft Ihrer sehr ergebenen Olga von Juk."

Ange fand in der Aufregung, Unruhe und Sorge der ersten Tage keine Zeit, diesen Brief zu beantworten. Sie ward aber an das Schreiben erinnert, als bald nach dem Begräbnis — es war der Erste des neuen Monats — Tibet sich ihr mit unschlüssiger Miene näherte und erklärte, daß das Bankhaus weitere Zahlungen verweigere. Es habe, berichtete dieser, den bestimmten Auftrag, nur gegen die eigenhändige Quittung des Grafen zu zahlen. Er — der Banquier — wisse ja selbst nicht, aus welcher Quelle jene Summen flössen, und müsse deshalb jedenfalls erst nähere Weisungen rücksichtlich der weiteren Ordnung der Angelegenheit abwarten. Daraus ergebe sich alles übrige.

Ange verlor auf Augenblicke gänzlich die Fassung. Schon der zustimmende Entschluß, Tibet wie bisher den Monatsbetrag erheben zu lassen, war ihr namenlos schwer geworden. Zweimal rief sie ihn, als er sich schon die Treppe hinabwandte, schamerfüllt zurück. Erst des umsichtigen Beraters Auseinandersetzungen über die unbedingte Notwendigkeit: die Bestreitung der durch den Todesfall hervorgerufenen Ausgaben, die täglichen Bedürfnisse des Haushaltes, die fällige Miete, die Kinder, die Dienstboten, endlich dessen beschwichtigender Hinweis, daß dieser Betrag aus irgend welchem Erlös ihres Eigentums zurückerstattet werden könne, schlugen Anges zitternde Bedenken nieder, und stumm nickend, hatte sie ihn endlich gehen lassen.

Und nun wurden alle diese ihrer feinen Seele entsprungenen Qualen doch noch weit mehr vergrößert durch — das Nichts.

Tibet kam mit leeren Händen!

Tent schreiben, ihn bitten, Geld anzuweisen, das vermochte Ange nicht. Sie wies diesen Gedanken als völlig ausgeschlossen zurück.

Jetzt erinnerte sie sich wieder ihres Schmuckes. Bei dieser Überlegung ängstigte sie es aber, daß Tibet ihn ausbieten, in C. ausbieten, wenige Tage nach Carlos' Begräbnis denselben veräußern solle. Nein, auch das gewann Ange nicht über sich.

Endlich erhob sie den Blick zu dem Manne, der mit der ernsten und bekannten Miene vor ihr stand, und sagte: „Was raten Sie, jetzt zu thun, Tibet?"

„Frau Gräfin," stieß dieser heraus, „wollen Sie mir nicht zürnen? Ich wüßte wenigstens vorläufig für das Drängendste Hilfe, wenn Sie diese annehmen wollten. Verzeihen Sie, wenn ich mich unbescheiden aufdränge — ich habe ein kleines Kapital gespart, darf ich dieses —"

„O braver Mensch!" rief Ange gerührt; aber sogleich verbesserte sie sich: „Nein, Tibet, nein! Auch Sie noch der Ungewißheit preisgeben? Niemals! Ich darf Ihr Anerbieten nicht annehmen!"

„Sie können mir ja den Vorschuß später zurückgeben, Frau Gräfin," beharrte Tibet stockend. „Es ist ja Ihr eigen Geld — ich empfing es von Ihnen — ich verdanke es Ihrer Güte."

Aber Ange, zwar ergriffen von Tibets selbstlosem Zureden, jedoch, ihrer Veranlagung entsprechend, gerade deshalb von ihrem Gefühl lediglich beherrscht, hörte nicht auf seine Worte. Sie schüttelte den Kopf und zeigte in ihren Mienen ein deutliches Nein.

In diesem Augenblick meldete einer der Diener, daß Frau von Juk vorgefahren sei und um die Erlaubnis bitte, der Frau Gräfin aufwarten zu dürfen.

War dies ein Fingerzeig des Himmels? Ange schwankte unschlüssig; endlich neigte sie den Kopf, und der Diener eilte fort.

Gleich darauf hörte sie auch schon, wie Olga in ihrer ungestümen, etwas plumpen Weise den Wagenschlag hinter sich zuwarf und die Treppen der Villa hinaufeilte. Und nun trat sie, von Tibet gemeldet, ins Zimmer, umarmte Ange mit allen Zeichen der Betrübnis und setzte sich ihr mit dem Ausdruck aufrichtigster Teilnahme gegenüber. Dabei streifte ihr Blick das Gemach, und die kleinen Unordnungen blieben ihr nicht verborgen.

Nach einem längeren Austausch über den Verlauf der Krankheit und die letzten kummervollen Tage nahm Olga das Wort und sagte:

„Und nun noch eins, Frau Gräfin. Sollte ich Ihnen in etwas dienen können, bitte, verfügen sie ganz über mich. Ich versichere Sie, daß ich außerordentlich glücklich sein würde, wenn ich Ihnen in irgend einer Weise meine Freundschaft und Teilnahme an den Tag legen könnte!"

Ange, der es in ihrer angstvollen Lage und angesichts von so viel Herzlichkeit schon auf den Lippen gezuckt hatte, vorzutragen, was sie beschäftigte, atmete erleichtert auf und nahm sogleich das Wort:

„Sie kommen mir in Ihrer Güte zuvor, gnädige Frau; ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich hätte allerdings wohl eine große Bitte —" Sie stockte.

Olga horchte auf. Diese Gesprächswendung berührte sie aufs angenehmste. Was konnte Ange Großes wünschen, und wie hoch würde eine Frau wie diese ihr den geringsten Dienst anrechnen!

Auch die Rückwirkungen auf Teut überlegte sie rasch. Noch immer hoffte Olga auf einen Ausgleich mit dem Rittmeister, und in dem geheimsten Schubfach ihres Inneren nicht nur auf diesen, sondern zu guter Letzt auch auf eine bedeutungsvolle Anknüpfung zwischen ihm und einer ihrer Töchter.

„Sprechen Sie, sprechen Sie, gnädige Frau — ich bitte!" rief Olga lebhaft nach Anges Worten.

Und nun setzte Ange dieser kaltherzigen, nur von ihren eigenen Interessen beherrschten Frau in ziemlich unzusammenhängender und unklarer Weise auseinander, daß sie durch den plötzlichen Tod ihres Gatten in peinlichste Verlegenheit geraten und vorübergehend einer größeren Summe Geldes benötigt sei.

„Arme Gräfin! Auch das noch! Die kleinlichen Nebensorgen bei so großem Schmerz und Kummer!" rief Olga mit vortrefflich gespieltem Ausdruck der Teilnahme in den Mienen, in Wirklichkeit erfaßt von einer mit Schadenfreude vermischten äußersten Befremdung. „Ja, wie ist da zu helfen? Offenheit gegen Offenheit, liebe Frau Gräfin! Wir haben allerdings ein aus unserem Gutsverkauf

hervorgegangenes, recht ansehnliches Vermögen, aber alles, das weiß ich, ist unkündbar festgelegt für eine lange Reihe von Jahren, und die Summe, deren Sie bedürfen — Sie nannten fünftausend Mark, wenn ich recht verstand? Nicht wahr, Frau Gräfin? Ja, ja, ganz richtig! — ist etwa der vierte Teil unserer ganzen Zinseneinnahme im Jahre." Diese Redewendung — ein feiner Dolchstoß — war absichtlich. „Zudem habe ich persönlich gar keine Verfügung; meinen Mann müßte ich schon mit ins Vertrauen ziehen."

Ange hatte in ihrer Unerfahrenheit nur von ihren Verlegenheiten und von deren Abhilfe gesprochen. Über die Rückzahlung ließ sie nichts fallen, diese war ja in ihren Augen selbstverständlich, aber so unterblieb dasjenige, was für Olga natürlich die Hauptsache war. Die letztere war sogar überzeugt, daß Ange diesen Punkt nur in ihrer Erregung und in ihrer Naivetät nicht berührt hatte, aber sie hütete sich, selbst eine Brücke zu schlagen, die ihr eine Ablehnung erschwerte. Obgleich sie deshalb entschlossen war, nicht einmal mit ihrem Manne die Möglichkeit einer Hilfe in Überlegung zu ziehen, fügte sie doch hinzu:

„Wenn Sie gestatten, werde ich also mit Juk sprechen und alles thun, was in meinen Kräften steht — natürlich — selbstverständlich, liebe Frau Gräfin! Aus diesem Grunde aber will ich mich auch gleich wieder empfehlen. Ich möchte bald etwas Gutes melden, da ich den unerträglichen Zustand begreife, in welchem Sie sich befinden. Würde es möglicherweise in einigen Tagen früh genug sein?" fuhr sie heuchlerisch fort. „Ja? Nun gut. Ich denke sicher, es wird sich machen! Mein Mann ist ja so teilnehmend und gut, daß ich ihn zu überreden hoffe, wenn es irgend möglich ist."

Ange, die schon alles gewonnen glaubte, dankte mit gerührten Worten. Besonders beglückt aber war sie, als ihr Olga beim Abschied die Hand drückte und die Worte zuflüsterte: „In jedem Fall, wie sich auch die Dinge gestalten" (hier deckte sich Olga nicht nur den Rückzug, sondern vergoldete diesen auch noch durch eine Äußerung, deren Wirkung auf Ange sie richtig berechnete) „seien Sie versichert, daß niemand von dieser Angelegenheit etwas erfahren wird, daß sie bei mir unter einem stummen Munde ruhen bleibt."

Nach diesen Worten und nach einer abermaligen zärtlichen Umarmung ging sie.

* * *

An demselben Abend hatte Ange bereits eine von tausend schönen Worten umrankte Ablehnung, und um dieselbe Stunde fand eine Unterredung zwischen ihr und Tibet statt. Sie verhehlte ihm weder den Inhalt von Olgas Brief, noch die jetzt in ihr emporsteigende Befürchtung, daß jene nicht verschwiegen sein werde. Sie bewegte sich in leisen Hoffnungen, daß ihr Tibet in diesem Punkt nicht recht geben werde, aber er nickte zustimmend und sagte:

„O, Frau Gräfin, wenn Sie nur das nicht gethan hätten! Morgen wird's die ganze Stadt wissen!"

Ange erschrak. Was sie beängstigte, bestätigte Tibet mit kalter Einsicht. Ihr Stolz bäumte sich auf, und eine angstvolle Scheu vor den Menschen bemächtigte sich ihrer. Nun würde auch ihre Umgebung, ihre Dienerschaft bald darum wissen, daß sie in ihrem fürstlich eingerichteten Hause eine Bettlerin sei. Sie sah schon die Mienen derer, die bald geschmeidige Katzen, bald fletschende Wölfe sind, je nachdem sie fürchten, es könne ihnen des Teufels bestlockender Köder, das Gold, entgehen.

Und nun kam Ange in ihrer Ratlosigkeit auf die Verwertung der Diamanten zu sprechen, und Tibet widerriet lebhaft.

Es ist eine eigentümliche, sich stets wiederholende Erscheinung, daß einfache Leute den Verlust entbehrlicher Dinge in solchen Lebenslagen schwerer empfinden als irgend etwas anderes. Das Unglück selbst entlockt ihnen nicht so viele Thränen als die Aussicht, sich von gewissem Tand

trennen zu müssen. Die Pfändung einer Uhr, einer Kette, eines Medaillons, ja oft eines blitzenden Küchengeräts raubt ihnen den letzten Trost und versetzt sie in einen Zustand heftiger Gemütserregung. Ebenso erging es Tibet, bei dem überdies noch die gleichsam ins Blut übergegangene Ehrfurcht vor den Personen und Dingen, unter denen er aufgewachsen, mitwirkte.

Er war außer sich, als Ange ihre Absicht zu erkennen gab, und bot in fast demütiger Weise von neuem seine Ersparnisse an.

Aber in Ange kämpfte edle Gesinnung mit der Scheu, sich ihrem Diener zu verpflichten. Sie wies Tibets Anerbieten abermals aufs entschiedenste zurück.

Tibet schlug nun vor, wenigstens den Verkauf nicht in C., sondern in einer anderen Stadt zu bewirken. Es sei kaum einmal wahrscheinlich, daß am Orte jemand eine so große Summe dafür hergeben oder darauf anleihen werde. Den Schmuck lediglich zu verpfänden, empfahl Tibet zudem dringend, immer in der Hoffnung, dieser könne Ange doch noch gerettet werden.

Ange nahm seinen endlichen Vorschlag, nach Frankfurt zu reisen, lebhaft auf. Sie eilte fort, kam zurück und öffnete ihr Schmuckkästchen.

Als es ans Auswählen ging, ward's ihr schwer. Nicht der Verlust der Juwelen ließ sie zaudern, aber es schien ihr wie eine Entheiligung, fortzugeben, woran sich so viele teure Erinnerungen knüpften.

„Hier, hier!" rief sie indessen schnell wieder gefaßt. „Ich weiß, daß diese Perlen Tausende wert sind. Wie kann ich fragen? Ich muß an meine Kinder denken, an die Pflichten, die ich an meiner Umgebung habe, solange sie zu fordern hat. Alles andere ist nebensächlich."

Nun machten sie sich daran, den Wert der Steine und des Goldes abzuschätzen.

„Und wenn das dahin ist?" zuckte es dabei in Ange auf. „Wenn das dahin, was dann?"

Immer wieder packte sie ein angstvolles Grauen vor der Zukunft, immer wieder mußte sie sich zurückrufen, daß das alles Wahrheit, keine Vorstellung, kein Roman sei, den eine lebhafte Phantasie sich ausgedacht hatte. Nein! nein! Carlos war tot; sie blieb zurück mit fünf lebendigen Geschöpfen und besaß außer diesen Kleinodien und ihrer Einrichtung nichts!

* * *

Einige Tage nach diesem Zwischenfall — es war am Spätabend und die Kinder ruhten bereits — überreichte der Diener Ange ein Telegramm. Die Gouvernante, die noch eben an ihrer Seite gesessen, hatte das Zimmer verlassen, und da Ange allein war, gab sie sich ganz ihren Gedanken hin. Im Kamin brannte ein lebhaftes Feuer, das einen hellen Schein und zugleich wohlthuende Wärme in dem Gemach verbreitete. Draußen aber fuhr ein rücksichtsloser Sturm durch die Bäume und rüttelte den hohen Schnee, der die Erde bedeckte, aus seiner Ruhe auf.

Ange öffnete hastig die Depesche, und mit einem leisen Schrei sank sie zurück.

„Auch das noch!" glitt es von ihren Lippen.

„Bin wegen Diebstahlverdacht verhaftet. Wertsachen, Geld sind mit Beschlag belegt. Frau Gräfin persönliches Erscheinen hier auf dem Kriminal-Kommissariat möglichst bald erforderlich. Bedaure unendlich hervorgerufene Unruhe.

Gehorsamst Tibet."

„Auch das noch!" wiederholte Ange noch einmal und blickte wie eine Irrsinnige ins Leere. Es schien mit den Prüfungen erst der Anfang gemacht; immer Neues ballte sich zusammen, um die gequälte Frau zu ängstigen, zu verwirren und völlig mutlos zu machen.

Als Ange damals Olgas Billet empfangen hatte, saß sie einen Augenblick wie erstarrt. Aber zunächst waren es nicht die dadurch wieder emporsteigenden Geldsorgen, die sie beunruhigten, sondern es

jagten Scham und Enttäuschung und nach diesen die Gefühle bitterer Reue durch ihre Seele. Sie sah Teut vor sich, der ernst und vorwurfsvoll den Kopf schüttelte und ihr zurief: „Sie haben wieder Ihren Verstand spazieren geschickt und sich mit Ihrem Gemütsdrang auf den Weg gemacht. Warnte ich Sie nicht vor dieser Frau? Das alles hätte ich Ihnen vorhersagen können, und unnötig, ja zu Ihrem Schaden haben Sie sich bloßgestellt. Frau von Inks Gutherzigkeit ist nur Maske, und überall, wenn das Unglück in die Hinterpforte schleicht, ist die Welt plötzlich von Menschen ausgestorben."

Als die Gouvernante zurückkehrte, verbarg Ange die Depesche, schützte Müdigkeit vor und zog sich zurück. In ihrem Zimmer angekommen, sank sie in einen Stuhl und weinte sich aus.

„O Mutter, Mutter! Carlos, Carlos! Wer sang mir an meiner Wiege von so viel Herzeleid!" flüsterte Ange. „Bin ich ein so schwacher Mensch, daß die Angst Tag und Nacht durch mein Inneres jagt, daß ich nicht mehr lachen, daß — ach — ach —" — hier brachen die Thränen durch die zarten Finger — „daß der Anblick meiner Kinder mich nicht mehr zu trösten vermag?"

Sie ergriff die Lampe und wandte sich in das Zimmer ihres Mannes.

Der eigentümliche Duft, der stets die Räume durchweht hatte, erfüllte sie auch heute. Carlos saß nicht mehr in dem hohen Stuhl. Ringsum die Spuren eines lebenden, nun für immer dahingegangenen Menschen. Geradlinig wie sonst standen die Bücher in ihren Regalen. Im unverschobenen Winkel lag die Schreibmappe. Hier hing sein Säbel, die Militärmütze, dort standen noch seine Reiterstiefel, und drüben lagen die weißledernen Handschuhe, die er abgestreift hatte, als er des Königs Rock auszog.

Von einer unheimlichen Angst erfaßt, drehte Ange den Schlüssel zu Carlos' Schlafgemach ab. Ihr war plötzlich, als ob der Tote in der Thür erschienen sei und nicht mitleidig, nein, ernst und abwehrend sie angeblickt habe. Weilte sein Geist noch in den Räumen, wirkte sein Wesen noch nach, das fieberhaft und reizbar jeden Eintritt abgewehrt hatte?

Ange suchte sich zu fassen und öffnete die Schubladen des Schreibtisches.

Ein unerklärlicher plötzlicher Drang hatte sie hierher getrieben. Noch einmal mußte sie die Aufzeichnungen durchblättern, die er ihr hinterlassen. Sie wußte, daß sie nichts darin finden werde als neuen Anreiz für ihren Schmerz; aber ein ruheloses Gefühl durchhastete sie, seine Schriftzüge zu lesen, an seinem Mitleid Trost zu finden.

Ja, das war es! Sie sehnte sich nach Trost, da sie keinen einzigen Menschen auf der Welt hatte, an dessen Brust sie sich werfen und sich ausweinen konnte. Einen gab es doch! Ja, er wog Tausende auf; aber er war fern, kam vielleicht nie zurück.

Ange sann nach, ehe sie zu lesen begann. Hatte sie niemanden, wirklich niemanden sonst auf der Welt? Nein!

Wie abergläubische Menschen ein Buch aufschlagen und nach der Auslegung eines zufällig gefundenen Wortes ihren Entschluß fassen, so tastete Ange in Carlos' Nachlaß nach einem erlösenden Ausdruck. Tiefer zurückgeschoben fand sie beim Ausräumen noch einige Blätter, die sie bisher nicht beachtet hatte. Sie waren durchstrichen, offenbar ausgesondert und zum Vernichten beseite gelegt. Sie griff hastig danach und begann zu lesen.

Das Schriftstück datierte noch aus der Zeit ihrer ersten Liebe und war viele Jahre vor ihrer Übersiedelung nach C. geschrieben.

In diesem Augenblick glaubte Ange einen Ruf zu vernehmen, das Weinen eines Kindes. Kam es aus dem Schlafgemach der Knaben drüben? Ängstlich lauschte sie — ja unheimlich ward ihr — aber es wiederholte sich nichts. Stumm war die Nacht.

Für meine teure Ange, wenn ich einmal gestorben sein werde. „Ich schreibe diese Worte unter dem Eindruck, daß ich

nicht lange mehr leben werde. Ich habe keinen thatsächlichen Anhalt dafür, es beherrscht mich nur ein ahnendes Gefühl. Heute ist ein Mensch frisch und lebendig, morgen ist er dahin. Auch ein böser Zufall kann uns plötzlich abberufen.

„Sieh, Ange, da drängt es mich, dir an dieser Stelle noch einmal mein Herz zu öffnen und dir zu sagen, wie unbeschreiblich ich dich geliebt habe. Als ich dich zum erstenmal sah, hielt ich es nicht für möglich, daß ein so holdes Wesen wie du mich vor allen anderen auswählen könne, und als ich es endlich aus deinem Munde hörte, schwankte ich zwischen Furcht und Glückseligkeit. Weshalb? Weil ich, mit einem traurigen Ahnungsvermögen begabt, sicher wußte, daß ich dich unglücklich machen würde. Ich fühlte, daß ich dir nie würde etwas abschlagen können, und doch hatte ich, da du ein unerfahrenes Kind warst, die Aufgabe, dich zu erziehen, dich zu leiten und zu belehren.

„Weißt du, Ange, daß ich mitunter ins Freie mich geflüchtet habe in zitternder Angst, wenn dir das Geringste zugestoßen war. Ich bin im Schlachtgetümmel gestanden, die Kugeln haben um meinen Kopf gepfiffen, und ich habe, das Zeichen zum Angriff gebend, empfindungslos mich in den Kampf gestürzt; ich kenne auch keine Furcht vor greifbaren Dingen, aber ich bebte bei dem Gedanken, daß du littest, daß ich dich durch dieses Leiden verlieren könne.

„Wenn ich einmal mürrisch gegen dich gewesen war, folterten mich Vorwürfe, und ein heißer Drang, dich zu versöhnen, dir von neuem Liebesbeweise zu geben, beherrschte mich. Freilich unterließ ich sie. Ich habe diesen Zwiespalt nie begriffen.

„Deine Schönheit, dein Liebreiz, deine unbeschreibliche Herzensgüte ängstigten mich. Ich fühlte, daß du einst darunter leiden und daß wir beide dadurch zu Grunde gehen müßten.

„Ich zittere bei dem Gedanken, daß ich früher aus der Welt gehen werde als du, aber nur deshalb, Ange, meine teure Ange — glaube mir —, weil ich weiß, daß du, so gut auch alles bestellt sein mag, niemals verstehen wirst, dich einzurichten, und — gänzlich unbekannt mit dem Wert des Geldes — vermöge deines unbesonnenen Dranges, aller Welt zu helfen, immer nur auf das Geben, nie auf eine Beschränkung bedacht sein wirst.

„Ich dachte darüber nach, unser Vermögen so festzusetzen und durch fremde Hand so für dich verwalten zu lassen, daß dir unübersteigbare Schranken in deinen Ausgaben auferlegt werden würden. Aber, abgesehen davon, daß die Wirkung dieser Vorsicht dennoch eine zweifelhafte sein kann, widersteht es mir auch, dich in solcher Weise zu bevormunden. Ich beschwöre dich aber bei der Liebe und bei dem Glück unserer Kinder, sieh dich um in der Welt und traue nicht jedermann. Wo dein Herz am lautesten spricht, sei am vorsichtigsten.

„Aber noch mehr! Thue du, was ich unterlasse. Berate dich mit unserem Anwalt und gieb ihm den Entschluß zu erkennen, welchen ich dir hier ausgesprochen habe. Hörst du, Ange? Willst du diese Bitte ansehen als meinen letzten Wunsch, ihn ausführen als einen letzten Akt der Pietät gegen mich?

„Ich hoffe, unser Vermögen noch so zu vermehren, daß selbst die größten Ansprüche zu befriedigen sein werden. Vielleicht, wenn du diese Worte liest, ist es mir bereits gelungen. Tibet wird dir alles vorlegen. Ihm kannst du ganz vertrauen. Ich habe ihn erprobt und fand ihn bewährt in allen Verhältnissen, ja selbst unter Versuchungen, denen andere kaum widerstanden haben würden. Ich bitte dich, daß du dich seines verständigen Rates, seiner Hilfe bedienst, wenn ich gestorben sein werde, und namentlich wünsche ich, daß du ihn niemals von deiner Seite läßt, wenn er nicht selbst zu gehen begehren sollte. Betrachte ihn auch nicht als einen Diener, als einen Untergeordneten. Sein Herz ist von Gold, sein Verstand — obgleich in der großen Welt nicht gestählt — kühl und besonnen. Bedenke ihn auch einst reichlich!

„Du findeſt in unſerem Teſtament, wie ich wünſche, daß er für alle mir geleiſteten Dienſte belohnt werden ſoll.

„O Ange, Ange! Wenn ich mir vorſtelle, du könnteſt je unglücklich ſein aus Herzenskummer, aus Sorge! Wenn ich mir denke, es könnte dich eine böſe Krankheit erfaſſen und du müßteſt mit täglichen Schmerzen kämpfen! Ich bitte das Schickſal, alles von dir abzuwenden.“

Anges Augen floſſen über; ſie beugte ſich über die Blätter und ſtützte ſchmerzerfüllt das Haupt.

Aus Liebe hatte er gefehlt; dieſe Aufzeichnungen erhärteten es nur allzu überzeugend. Nun war auch das letzte verwiſcht, was in Anges Herzen ſich noch in Zweifeln hätte bewegen können. Nichts blieb zurück als ſanfte Trauer und thränendes Mitleid.

Mochte die Welt Carlos ſchmähen, ſie wußte ihn frei von Schuld; eine nicht minder große traf ſie ſelbſt, und ihre Kinder wollte ſie lehren, ſein Andenken hoch zu halten für alle Zeiten.

Und Tibet? Wohlan! Ange mußte handeln! Am nächſten Tage beſchloß ſie abzureiſen, um ihn aus ſeiner ſchrecklichen Lage zu befreien.

* * *

Ange war am nächſten Morgen früh auf, um ihre Reiſevorbereitungen zu treffen. Der Diener mußte forteilen, um ſich nach dem Abgang der Züge zu erkundigen, und die Jungfer ward herbeigerufen, um die Toilette einzupacken. Während Ange noch den ſie umringenden Kindern Antwort erteilte, ſich auch beſchwatzen ließ, den Knaben wegen ihrer Abreiſe die Schule zu erlaſſen, ja überlegte, ob ſie nicht etwa die kleine Ange mitnehmen ſolle, die ihr dieſe Bitte unter zärtlichen Schmeichelworten vortrug, fiel ihr plötzlich ein, daß ſie vielleicht nicht einmal genügend Geld für die Eiſenbahnfahrt habe. Sie eilte in ihr Kabinett, öffnete den Schreibtiſch und zählte mit fiebernder Haſt, was noch vorhanden ſei. Bis zum letzten Augenblick war ſie gewohnt geweſen, daß Tibet alle Geldangelegenheiten beſorgte. Es fiel ihr jetzt ſogar ein und es bedrückte ſie, daß ſie dieſem nicht einmal das Reiſegeld eingehändigt habe. Sie würde in der Folge faſt nichts ihr eigen nennen! Nur dieſe Thatſache in ihrer Allgemeinheit und in ihrem nüchternen Schrecken waren in ihr haften geblieben. Was augenblicklich nötig war, was ſie noch in ihrem Beſitze fand, darüber hatte ſie nicht nachgedacht.

Als nun Ange ihren Schreibtiſch durchſuchte, fand ſie nur noch drei Goldſtücke. Völlig enttäuſcht ließ ſie die Arme ſinken und beugte mutlos das Haupt.

„Darf ich denn mitreiſen, Mama?“ ſchmeichelte in dieſem Augenblick eine Stimme neben ihr. Es war die kleine Ange, welche ihr leiſe nachgeeilt war und ſich nun bittend an ſie drängte.

„Ach, nein, nein, mein Liebling!“ rief Ange, aus ihrer Ratloſigkeit aufgeweckt. „Ich weiß ſelbſt noch nicht einmal, ob ich heute fortkomme. Laß mich jetzt, ſüße Ange. Geh hinüber; ich bin gleich bei euch.“

Die Kleine ſchlich verdrießlich und weinend von dannen. Ach, wie fühlbar ward Ange durch die Frage des Kindes erinnert, wie heute alles anders ſei denn ehedem!

Tibet war in einer Lage, aus welcher die Pflicht gebot, ihn ſo raſch wie möglich zu befreien. Wie wohl alles gekommen war? Wie der treue Menſch in Sorgen ſein mochte! Welchen Verlauf die Sache nehmen werde? Nein, ſie durfte keinen Augenblick zögern, und ſie ward nun doch aus ſolchen Gründen am Reiſen verhindert!

Und was ſollte ſie ihrer Umgebung ſagen, wenn ſie nun alle Vorkehrungen wieder aufhob?

Nach der abſchlägigen Antwort von Olga, bei der Befürchtung, alle Welt vermute, wiſſe bereits um ihre Lage, vermeinte ſie, ſich durch das Nebenſächlichſte bloßzuſtellen oder auftauchenden Vermutungen Nahrung zu geben.

Ach! War es denn Wirklichkeit? Sie besaß nicht einmal mehr die genügenden Mittel, um eine kleine Reise anzutreten, und doch war sie rings umgeben von Luxus und erhob noch immer den Anspruch auf einen großen Haushalt?

Dieser Schein, diese Widersinnigkeit erhöhte Anges qualvolle Stimmung; dazu trat ihre Unkenntnis menschlicher Verhältnisse. Kostete die Reise nach Frankfurt das Dreifache oder Fünffache, was sie besaß? Sie wußte es nicht. Sie war schon so scheu und unsicher geworden, daß sie nicht nach den Kosten der Fahrt zu fragen wagte, weil sie vermutete, dies werde auffallen.

Auch die Mittel und Zwecke nach ihrer Bedeutung verwechselte sie bereits. So überlegte sie, ob sie noch das Recht habe, in einem Coupé erster oder zweiter Klasse zu fahren. Nein! Wer nichts besaß, hatte die Pflicht, sich einzuschränken. Sie durfte nur das billigste Billet kaufen.

Aber sie sollte an den Bahnhof eilen mit ihrem eigenen Wagen, gefolgt von einem Diener, zurücklassend einen solchen Haushalt, und einen Sitz neben rauchenden, vielleicht trunkenen Männern einnehmen bei Winterzeit in strengster Kälte? Sie, die vornehme Dame, in dem kostbaren Pelz, der ein kleines Vermögen gekostet hatte?

Ah! der Pelz kostete Hunderte, und sie sorgte um ein Bruchteil, wollte um diesen fast verzweifeln? Hatte er einen so großen Wert, weshalb ihn nicht veräußern?

Das war es ja eben! Sie war machtlos zum Handeln, jetzt wenigstens in diesen ersten Tagen. Immer wieder diese Gegensätze von Wahrheit und Schein!

„O Carlos, Carlos!" schrie es in Ange auf. Noch einmal stieg das Gefühl der Bitterkeit empor, freilich um ebenso schnell wieder in dieser sanften Seele zu erlöschen.

Aber zuletzt ward Ange noch von einem anderen unruhigen Gedanken beherrscht. Wenn sie fortreiste, wenn jemand ihres Gatten Papiere fand, sie las und der Welt offenbar ward, Carlos habe Hand an sich selbst gelegt —?

Nein, nein, höher als alles stand die Pflicht, seinen Namen über das Grab hoch zu halten. Sie beschloß, seine Aufzeichnungen zu vernichten oder diese in ihren Koffer einzuschließen.

So stand das arme Weib, in der Hand die wenigen Goldstücke und das Herz voller Zweifel, Sorgen und Ängsten. Sie befand sich in einem Zustande des grausamsten Kampfes. Ihre gute Natur lehnte sich auf gegen die geheimen Flüsterstimmen ihres Inneren, welche ihr zuriefen: Sprich irgend eine Lüge aus, und du wirst dich aus deiner Sorge befreien!

Immer wieder durchkreuzten ihre Gedanken die Frage: Wo schaffst du dir Geld? Und immer wieder antwortete das geschäftige Teufelchen: Meide die Wahrheit, umgehe, verschweige sie und verbirg deine Not unter einer sorglosen Miene.

Und diese flüsternde Stimme hatte nicht ganz unrecht. Olgas Brief gab den Beweis. Einmal beschloß Ange, sich der Gouvernante anzuvertrauen, aber sie verwarf diesen Plan wie alle andern. Lügen, verschweigen konnte sie nicht; offen alles darzulegen, verbot ihr nach den gewonnenen Erfahrungen die Klugheit. Ach, einen Rat und Trost! Einen Menschen! Aber es gab keinen.

Die einzigen, die sie auf der Welt besaß, waren fern, und einer von diesen war der Hilfe jetzt nur selbst zu bedürftig.

Inzwischen kehrte der Diener zurück und meldete, daß der Zug um die Mittagszeit abginge. Es fehlten noch einige Stunden. Schon wollte er sich nach Erledigung seines Auftrages entfernen, als Ange gleichgültig hinwarf:

„Wissen Sie zufällig den Preis des Billets, Philipp?"

Der Diener bejahte, indem er in einem Kursbuch nachschlug, das er vorsorglich gekauft hatte.

Wie bezeichnend war es!

Während er suchte, beunruhigte Ange

der Gedanke, daß dieses Büchlein noch bezahlt werden müsse, daß der Diener den Betrag verauslagt habe.

Nun nannte dieser den Fahrpreis für die erste Klasse.

„Und die zweite?“ fragte Ange obenhin, indem sie in ihren Gedanken die genannte Summe hastig mit ihrem kleinen Besitz verglich. „Gut, ich danke Ihnen.“

Der Diener verbeugte sich und ging. Es war Ange beinah ein Trost, daß er es als selbstverständlich vorausgesetzt hatte, daß sie die erste Klasse wählen werde. Noch schien ihre Umgebung von den veränderten Verhältnissen nichts zu wissen.

Und das Geld, das Ange besaß, reichte. Freilich, es blieb nichts im Hause zurück, aber in zwei Tagen war ja auch sicher alles geschehen. So beruhigte sie sich und beschloß, zu reisen. Sie ordnete sogleich alles an, redete der kleinen Ange so lange begütigend zu, bis diese sich zufrieden gab, und fuhr endlich zur festgesetzten Stunde an den Bahnhof. Die Kinder bestiegen mit ihr den Wagen und wurden wie stets, wenn sie erschienen, von den Menschen lebhaft beobachtet.

Da stand die Gouvernante; in ehrerbietiger Entfernung auch ein Teil der Dienerschaft; vor dem Portal hielt die offene Kalesche, geschmückt mit dem gräflichen Wappen; auf dem Bock saß der Kutscher in der glänzenden Livree, das Coupé bestieg die schöne, vornehme Frau in dem wundervollen Pelz. Kein Wunder, daß der einzelne den Abstand zwischen sich und jener abwog. Ja, sie war doch eine beneidenswerte Frau! Wenn sie auch Herzeleid gehabt hatte; sie kämpfte doch nicht mit den täglichen Nadelstichen des Lebens. Sie saß wenigstens in ihren prachtvollen Räumen in Fülle und Wohlleben, ach! in ganz anderen Verhältnissen als jene, die umherstanden! Und nun Umarmungen und Lebewohl. Ein heißes Thränlein funkelte in Anges Auge. Und noch ein Abschiedskuß, und noch einer. Jetzt pfiff die Lokomotive. „Adieu, adieu! Seid folgsam und artig, süßen Kinder!“ Ein weißes Tüchlein flatterte noch eine Weile aus dem Coupé. Nun war Mama Ange abgereist.

(Fortsetzung folgt.)

Vorbereitung zur Landung.

Die Momentphotographie

im Dienſte naturwiſſenſchaftlicher Forſchungen.

Von

Karl Müllenhoff.

Das Ziel der Naturwiſſenſchaft, die Bewegungen vollſtändig und auf die einfachſte Art zu beſchreiben, iſt in Bezug auf die Bewegungen der Tiere nur in äußerſt unvollkommener Weiſe erreicht. Seit vor jetzt zweihundert Jahren durch Borelli die erſten eingehenden Unterſuchungen über die Bewegungen der Tiere angeſtellt worden ſind, iſt dieſelbe Aufgabe immer wieder von neuem in Angriff genommen; doch führten alle die zahlreichen und von den bedeutendſten Phyſiologen angeſtellten Unterſuchungen zu keinem poſitiven Ergebnis. Wohl ſah man, daß die von Borelli aufgeſtellte Lehre in mannigfachen Beziehungen unrichtig ſei, aber es gelang nicht, eine neue Theorie zu finden, welche einerſeits mit den Beobachtungen und andererſeits auch mit den Geſetzen der Phyſik und Mechanik in beſſerem Einklange wäre als die als irrtümlich erkannte Lehre Borellis.

Die Gründe für dieſes immer wieder von neuem eintretende Mißlingen ſind ſehr mannigfacher Art. Einige ſind phyſiologiſcher, andere pſychologiſcher Natur.

Erſtere beruhen darauf, daß wir mit unſerem Auge die Bewegungsvorgänge nicht klar aufzufaſſen vermögen. Wenn wir einem ſich bewegenden Tiere mit dem Auge folgen, ſo ſehen wir nicht einmal die Konturen eines einzelnen bewegten Teiles ſcharf. Wir ſind zweitens, was die Auffaſſung der Bewegung des geſamten Tieres aufs höchſte erſchwert, nicht im ſtande, die zahlreichen ſich nebeneinander abſpielenden Bewegungen zu gleicher

Zeit zu beachten. Besonders stark tritt diese Unvollkommenheit unserer Beobachtung hervor, wenn es sich um die Auffassung schneller Bewegungen handelt.

Im gewöhnlichen Leben wird man sich allerdings dieser Unvollständigkeit der durch das Auge aufzunehmenden Sinneseindrücke nicht recht bewußt; man ist wenigstens geneigt, die Unzulänglichkeit der direkten Beobachtung auf diejenigen Fälle zu beschränken, wo die bewegten Teile durch ihre Kleinheit der Auffassung durch das Auge Schwierigkeiten bereiten, wo die Bewegungen besonders schnell verlaufen oder wo sehr zahlreiche Bewegungen nebeneinander statthaben.

Jedermann giebt ohne weiteres zu, daß man den Bewegungen nicht im einzelnen zu folgen vermag, wenn eine Fliege über den Tisch läuft. Wegen der Kleinheit der Beine dieses Tieres, wegen der kurzen Dauer der einzelnen Bewegung und wegen der großen Zahl der sich gleichzeitig nebeneinander abspielenden Bewegungsvorgänge ist es unmöglich, bei der Fliege alle Einzelheiten des Laufes zu verfolgen. Nicht einmal die Bewegung eines einzelnen Organes, z. B. eines Beines, faßt man gut auf. Ein Insektenbein, das wie das der Fliege aus Hüftglied und Schenkelring, aus Oberschenkel, Unterschenkel und fünfgliedrigem Fuß gebildet ist, hat nicht weniger als neun gegeneinander bewegliche Ringe, und dazu kommen noch die am letzten Fußgliede angehefteten Fußklauen und die Haftlappen, die ebenfalls für sich beweglich sind; bei jedem Schritt des Tieres verändern alle diese Teile sowohl gegeneinander wie auch gegen die stützende Unterlage fortwährend ihre Stellung und zwar in der allermannigfachsten Weise. Kein Wunder ist es daher, daß die Auflösung der Gehbewegungen der Insekten in ihre einzelnen Phasen und infolgedessen unsere Kenntnis von der Gangart dieser Tiere im allgemeinen noch recht unvollständig ist.

Wie bei dem Insektengange die Kleinheit der Organe und die große Zahl der sich gleichzeitig bewegenden Teile, so verhindert beim Vogelflug die Schnelligkeit der Auf- und Abbewegungen der Flügel

Figur 2.

Die Heimkehr zum Neste.

eine deutliche und vollſtändige Auffaſſung. Aus dem gewöhnlichen Leben weiß jedermann, daß wenn irgend ein Körper raſch im Kreiſe herumbewegt wird, man nur die Bahn desſelben, die Kreislinie, ſieht, daß man dagegen weder im ſtande iſt, anzugeben, an welchem Punkte der Kreislinie ſich der Körper zu irgend einer Zeit befindet, noch auch welches ſeine Geſtalt iſt. Dasſelbe tritt ein, wenn man irgend einen Körper an einer biegſamen Stange befeſtigt und nun die Stange in raſche Schwankungen verſetzt. Man ſieht dann allerdings ſehr deutlich, zwiſchen welchen Grenzlagen der zu beobachtende Körper hin und her ſchwankt, aber auch hier erkennt man nicht, an welchem Orte ſich der bewegte Körper in jedem Augenblick befindet und welches ſeine Geſtalt iſt.

Genau in derſelben Lage ſind wir nun den Flügelbewegungen der Vögel gegenüber. Wenn ein Sperling von der Straße aufs Dach fliegt, ſo erkennen wir, daß die Flügelenden raſch zwiſchen zwei Extremlagen hin und her ſchwanken, können aber weder die Geſtalt der Flügel bei dieſen Bewegungen noch die Zahl der in einer beſtimmten Zeit ausgeführten Flügelſchläge auffaſſen.

In anderen Fällen erkennt man, daß es keineswegs allein die Kleinheit der bewegten Teile, die Schnelligkeit der Bewegungen und die verwirrende Menge der ſich gleichzeitig vollziehenden einzelnen Verſchiebungen der Teilchen gegeneinander iſt, was die Auffaſſung mit bloßem Auge unmöglich macht. Auch wenn ein großes Tier mit wenig Gliedmaßen, z. B. ein Pferd, in langſamem Gange am Wagen vorwärts ſchreitet, ſo folgt unſer Auge den Bewegungen nur ſehr unvollkommen; wir ſehen dann die einzelnen Gliedmaßen zwiſchen beſtimmten extremen Stellungen ſich hin und her bewegen, faſſen aber ſelbſt bei langſamem Gange den Rhythmus der Bewegung nicht mit dem Auge, ſondern nur mit dem Ohre auf. Es ſcheint ſich daher für unſere Wahrnehmung der ganze Rhythmus der Bewegung vollſtändig zu ändern, wenn das Tier etwa vom Straßenpflaſter auf Aſphalt übergeht und wir das Aufſchlagen der

Figur 3.

Die Straſpredigt.

Hufe auf den Boden nicht mehr hören können. Anſtatt des regelmäßigen Wechſels der in beſtimmten Zeitintervallen aufeinander folgenden Schritte glauben wir dann plötzlich ein regelloſes Durcheinander von unkontrollierbaren Bewegungen zu ſehen.

Dasſelbe, was für die Bewegungen des Pferdes gilt, findet man auch bei den ſcheinbar am beſten bekannten aller Bewegungen, bei den Gehbewegungen des eigenen Körpers; auch hier giebt es noch zahlreiche Unklarheiten, und in den Schilderungen der verſchiedenen Beobachter treten die mannigfachſten und tiefgreifendſten Unterſchiede hervor. Man kann allerdings die Gehbewegungen beliebig langſam ſich vollziehen laſſen, man gewinnt aber dadurch kaum einen Vorteil, wenn es nicht der iſt, daß man dadurch um ſo deutlicher erkennt, wie wirkſam neben der phyſiologiſchen Unvollkommenheit unſeres Auges die pſychologiſchen Momente die Auffaſſung beeinträchtigen.

Selbſt wenn unſer Auge das denkbar vollkommenſte optiſche Inſtrument wäre, ſelbſt wenn es im ſtande wäre, den jeweiligen Zuſtand der Lage der einzelnen Teile ganz vollſtändig, ganz ohne irgend welche Abweichung und in unendlich kurzer Zeit aufzufaſſen, ſo würden wir dadurch noch immer kein vollkommenes Bild von den Bewegungen erhalten, denn wir ſind weder im ſtande, die gemachten Wahrnehmungen zu fixieren, noch auch ſie anderen gut mitzuteilen. In dem raſch wechſelnden Spiele der Bewegungen verdrängt ein Eindruck den anderen, und vergebens ſtrengt der Beobachter ſein Gedächtnis an, um ſich jede Einzelheit der Vorgänge nachher zu reproduzieren. Ebenſo ſcheitern alle Verſuche, aus dem Gedächtnis durch Wort oder Bild anderen die Bewegungsvorgänge zu beſchreiben. Wer je etwas über den Gang, den Flug, das Schwimmen geleſen hat, weiß, wie ſchwerfällig und dabei doch unvollſtändig die Schilderung dieſer Hergänge wird; er erkennt, wie äußerſt unvollkommen eine Bewegung durch das geſprochene oder das geſchriebene Wort dargeſtellt wird. Man verſuche es beiſpielsweiſe, eine Hantel-

Figur 4.

Liebkoſungen.

oder Turnübung nach der Beschreibung auszuführen; selbst eine einfache Bewegung wird durch die Beschreibung nicht annähernd so verständlich gemacht wie durch ein einmaliges Vormachen.

Das, was die Darstellung durch das Wort nicht leistet, eine genaue und zuverlässige Darstellung der Bewegungsvorgänge zu geben, man meint es durch bildliche Darstellung erreichen zu können; man glaubt ganz allgemein, daß der Künstler, speciell der Maler, der einen sich bewegenden Körper darstellt, wirklich den in der Natur sich abspielenden Vorgang fixiert, daß wir demgemäß an den Kunstwerken das Thatsächliche zu beobachten im stande seien. Doch ist die Hilfe, die von dieser Seite her geleistet werden kann, von höchst zweifelhaftem Werte. Es ist bereits angeführt worden, daß die physiologische Eigenart unseres Auges uns das wirklich in einem Moment Existierende nicht auffassen läßt; es liefert uns demgemäß das Auge nur ein unvollständiges Bild. Außerdem aber wird — und das ist das wichtigste Argument gegen den Wert aller direkten Beobachtungen und ihrer Darstellungen durch das Wort oder das Bild — durch die Beobachtung nicht die Thatsache als solche gegeben; wir erhalten vielmehr durch die Beobachtung nur etwas, was uns als Thatsache erscheint, was aber stets schon mit vielen theoretischen Zuthaten des Beobachters aufs engste verbunden ist. Eine genaue Feststellung der Grenze von dem, was wir durch das eigene Denken ergänzend, erläuternd, kurz theoretisierend zu dem durch die Sinneswahrnehmung Gegebenen hinzufügen, ist äußerst schwierig; es ist kaum möglich, die beiden in jeder Beobachtung enthaltenen Elemente scharf voneinander zu sondern; man kann kaum angeben, was dem subjektiven Element, das heißt der durch die eigene Thätigkeit des Geistes hinzugefügten Idee, angehört, was dem objektiven Element angehört, das heißt den durch die Einwirkung der Körperwelt auf die Sinnesorgane entstehenden rein mechanischen Sinneseindrücken.

Figur 5.

Die lustigen Storchkinder.

Man wird sich allerdings dieses in

allen Beobachtungen enthaltenen Zusammenwirkens zweier Elemente nicht bewußt, solange man an die direkte Wahrnehmbarkeit der Außenwelt durch das beobachtende Subjekt glaubt und nicht die wissenschaftlichen sowohl wie die künstlerischen Darstellungen einer kritischen Bearbeitung unterzieht. Es ist eine keineswegs leichte Aufgabe, alle die zahlreichen störenden Momente zu eliminieren, welche die Thatsachen verdunkeln.

Figur 6.

Abflug. Erstes Stadium.

Für die Bewegungen der Tiere hat man dieses versucht durch zwei Methoden der Beobachtung, die beide als graphische Methoden bezeichnet werden können.

Die erstere derselben, die chronographische Methode Mareys, ist basiert auf der Anwendung eines Registrierapparates; derselbe besteht aus einem rotierenden Cylinder, auf dem die Zeitdauer und Richtung der einzelnen Bewegungen in Form von Kurven aufgetragen wird. Aus der Anzahl und der Form der Kurven, die während einer Umdrehung erhalten werden, erkennt man beispielsweise bei einem fliegenden Vogel erstens die Zahl der Flügelschläge, zweitens die Zahl der Zusammenziehungen und Streckungen der Muskeln; es läßt sich sodann drittens vermittels dieses Apparates die Höhe und Weite der Bewegung an der Flügelspitze messen; es wird viertens ermöglicht, im einzelnen die Richtung festzustellen, in der sich ein einzelner Punkt an der Oberfläche des Tieres verschiebt gegen die vertikale, gegen die horizontale Vorwärtsbewegung des Tieres, gegen die auf diesen beiden Richtungen senkrechte horizontale Querrichtung.

Außerordentlich wertvoll ist diese von dem geistreichen französischen Forscher und seinen Schülern für zahlreiche Untersuchungen angewandte Methode. Sie liefert für jeden Punkt der Oberfläche die Bahn und zwar in durchaus zuverlässiger Darstellung. Dennoch ist diese Methode allein kaum im stande, ein klares Bild von dem jeweiligen Zustande des ganzen bewegten Tieres zu liefern; sie giebt eben die Darstellung dieser Oberfläche allzu unvollständig, nur punktweise, und es wäre daher, um ein Bild von der gesam-

Digitized by Google

ten Oberfläche zu gewinnen, erforderlich die gleichzeitige Feststellung der in jedem Moment der Bewegung bestehenden Verteilung von Tausenden von Punkten an der Oberfläche des Tieres.

Für das, was durch die chronographischen Registrierapparate nur schwer erreichbar scheint, für die Fixierung der Gesamtform des bewegten Tieres in jedem Moment der Bewegung, kommt uns nun die zweite graphische Methode zu Hilfe, die photographische Methode.

Ursprünglich beanspruchte, wie allgemein bekannt, die Herstellung einer Photographie so viel Zeit, daß man auf die Darstellung bewegter Körper glaubte verzichten zu müssen. Erst durch die Anwendung der Trockenplatten wurde es möglich, die Zeitdauer der Exposition mehr und mehr abzukürzen, und jetzt ist es gelungen, durch das photographische Verfahren die Unvollkommenheiten unseres Auges auszugleichen. Wie das Mikroskop und das Fernrohr die Grenzen der sichtbaren Welt räumlich erweiterten, so hat der photographische Apparat die Schranken überwunden, die unserem optischen Apparat durch die Zeit gezogen waren. Durch die photographische Platte wird das thatsächlich Erfolgende erstens vollständig wiedergegeben und dabei frei von allen aus der subjektiven Thätigkeit des Beobachters resultierenden Hinzufügungen; es wird zweitens das einmal aufgenommene Bild fixiert und die Verdrängung des einen Sinneseindruckes durch den nächstfolgenden verhindert. Die photographische Platte ist somit eine Netzhaut, welche die Eindrücke vollständig und rein aufnimmt und die einmal aufgenommenen Eindrücke nicht wieder vergißt.

Photographen und Maler, Physiologen und Zoologen haben das neue Verfahren angewendet, um speciell für die Bewegungen der Tiere neue Beobachtungen zu gewinnen. Unter den zahlreichen Experimentatoren aber ragen namentlich vier hervor durch ihre eigenartigen und auch dem großen Publikum bereits bekannt gewordenen Darstellungen. Es sind dieses Muybridge, Lugardon, Marey und Anschütz. Letztere drei haben ihre Versuche bezüglich der Aufnahmen schneller Bewegungen zu gleicher Zeit begonnen, und ein jeder derselben steckte sich ein besonderes Ziel und befolgte zur Erreichung desselben ein besonderes Verfahren.

Die erste Publikation von Darstellungen rasch bewegter Tiere erfolgte von seiten des in San Francisco lebenden Photographen Muybridge. Die Bilder, welche derselbe publizierte, waren allerdings mit manchen Unvollkommenheiten behaftet; die Tiere traten in den Darstellungen von Muybridge nicht plastisch hervor, sondern waren bloße schwarze Silhouetten auf weißem Grunde; aber man gewann doch bereits vollkommen scharfe Konturen für Pferde im Gang, Galopp, Trab, Carriere u. s. w. Was die Arbeiten von Muybridge besonders wertvoll machte, war, daß er den Verlauf der Bewegung darstellte, indem er in kurz aufeinander folgenden Intervallen die verschiedenen Phasen einer Bewegung aufnahm.

Das berechtigte Aufsehen, welches die Bilder von Muybridge überall machten, ist hauptsächlich darin begründet, daß jedermann die Unvollkommenheit der gewöhnlichen Beobachtung, der Sinneswahrnehmung mit bloßem Auge, klar vorgeführt wurde. Es ist noch in aller Gedächtnis, wie Pferdeliebhaber und Sportsmänner und andererseits auch Tiermaler und Physiologen von der Ansicht dieser Bilder die für sie alle höchst überraschende Erkenntnis gewannen, daß ihre bisherigen Vorstellungen über die Bewegungen dieses Haustieres, das jeder zu kennen meinte, durchaus irrige seien.

Übertroffen wurde Muybridge hinsichtlich der Modellierung der einzelnen Formen des Körpers durch den Genfer Maler Lugardon. Derselbe beschränkte sich allerdings bei seinen Aufnahmen auf die Wiedergabe mäßiger Bewegung unter Voraussetzung günstiger Umstände. Fliegende Möwen, die über dem Genfer See schwebten, wurden aufgenommen, von unten

beleuchtet durch den Reflex des grellen Sonnenscheines vom Spiegel des Sees. Man sieht eine große Anzahl dieser Tiere auf Lugardons Momentphotographien in den mannigfaltigsten Stellungen, und wie bei den Bildern von Muybridge, so erscheinen auch bei diesen zahlreiche Darstellungen dem naiven Beobachter, das heißt demjenigen, der an die Thatsächlichkeit des mit bloßem Auge Wahrgenommenen glaubt, als vollkommen „unmöglich".

Die Darstellungen der Möwen, sowie auch die übrigen Aufnahmen Lugardons, geben nur einen Moment der Bewegung wieder und sind deshalb für das wissenschaftliche Studium der Bewegung noch unzulänglich. Da publizierte nun gleichzeitig mit Lugardon Marey Bilder, welche die Lugardonschen zu ergänzen geeignet waren. Der französische Physiolog, der durch die Anwendung des Chronographen schon so wesentliche Beiträge für die Bewegungsvorgänge geliefert hatte, publizierte jetzt Aufnahmen, die er mit seiner „photographischen Flinte" gewonnen hatte. Dieser Apparat liefert in Intervallen, die in gleichen Abständen kurz aufeinander folgen, zwölf Aufnahmen von einem und demselben Tiere und gestattet also, die Weite des in jedem Zeitabschnitt durch jeden Teil des Flügels zurückgelegten Weges zu messen. Doch sind die Bilder, die von Marey mit der photographischen Flinte erhalten wurden, in Bezug auf die Güte der Darstellung nur denen von Muybridge, durchaus nicht denen von Lugardon ebenbürtig. Es war bei dem Verfahren, welches Marey wählte, unmöglich, mehr zu erzielen, und es wurde daher dieses Verfahren auch von Marey selbst nur wenig angewendet.

Noch blieb somit die Aufgabe ungelöst, von einem sich bewegenden Tiere in möglichst kurzen und gleichmäßigen Intervallen zahlreiche Aufnahmen hintereinander herzustellen, von denen jede nicht nur den äußeren Umriß des während der schnellsten Bewegung aufgenommenen Körpers, sondern auch sämtliche Details in der Vollständigkeit wiedergiebt, wie es sonst eine gute Photographie thut; das Verdienst, dieses Ziel mit größter Konsequenz verfolgt und es schließlich auch erreicht zu haben, gebührt dem deutschen Photographen Anschütz in Lissa.

Das, was in den vorher angeführten Arbeiten im einzelnen erstrebt wurde, vereinigt sich auf das vollkommenste in den Darstellungen von Anschütz. Schon vor mehreren Jahren erregten seine während der schnellsten Bewegungen aufgenommenen Bilder von Pferden wegen ihrer großen Schärfe und ihres reichen Details allgemeine Aufmerksamkeit. Bald nach diesen ersten Versuchen erschien in rascher Aufeinanderfolge eine große Anzahl von Aufnahmen, welche nicht nur von der eminenten technischen Geschicklichkeit des Darstellers, sondern auch von großer wissenschaftlicher und künstlerischer Begabung desselben hinsichtlich der Auffassung und der Wahl der Motive Zeugnis ablegten. Es genüge, zu erinnern an die geradezu epochemachenden Bilder aus den Kaisermanövern 1883 und 1884, an die verschiedenen Aufnahmen historischer Momente, die Enthüllungsfeier auf dem Niederwald, die Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes; ferner die der Natur mit inniger Liebe abgelauschten Scenen aus dem Tier- und Landleben.

Unter den Bildern aus dem Tierleben erregen zumal die Aufnahmen von Tauben und Störchen unsere ganze Aufmerksamkeit; gerade diese verdienen hinsichtlich des ihnen innewohnenden naturwissenschaftlichen Wertes hier eingehend besprochen zu werden. Von beiden Tierarten liegen große Reihen von Bildern vor, die sowohl bezüglich der Mechanik der Bewegung wie auch bezüglich des Verhaltens der Tiere während der Ruhe sehr lehrreich sind.

Bei den fliegenden Tauben erkennen wir die Stellung einer jeden einzelnen Feder, sowohl der Flügel- wie der Schwanzfedern, in wunderbarer Schönheit und Vollständigkeit. Man sieht hier, wie bei der Flügelhebung die Arme so hoch aufgerichtet werden, daß die beiden Flügel-

Digitized by Google

flächen mit ihrer Oberseite zusammenschlagen; es ist dieser Hergang bekanntlich durch das klatschende Geräusch auch respektive Vergrößern der Propellerfläche der einen Seite bewerkstelligt wird.

Besonders zahlreiche Aufnahmen hat

Figur 7.

Abflug. Zweites Stadium.

schon direkt wahrnehmbar. Man kann sodann die bei der Flügelbewegung erfolgende Gestaltsveränderung jeder einzelnen Feder im Detail verfolgen. Bald ist bei der Flügelsenkung jede Schwungfeder nach aufwärts gebogen, bald bei der Flügelhebung nach abwärts konkav geformt. Der Handteil und der Unterarmteil des Flügels zeigen dabei eine sehr verschiedene Stellung, je nach der Richtung, in welcher der Vogel fliegt. Man erkennt, wie der Impuls nach vorn vorwiegend durch den Handteil des Flügels, die Bewegung aufwärts durch den Unterarmteil hervorgebracht wird; wie je nachdem ob das Tier steigen oder nur vorwärts fliegen will, bald der eine, bald der andere Teil des Flügels an Größe und demgemäß an Wirksamkeit gewinnt. Neben den Flügeln wirken auch die Schwanzsteuerfedern für die Lenkung in der Vertikalen, während die Direktion nach rechts und links durch Verkürzen

Anschütz vom Storch geliefert, und diese Darstellungen sind in doppelter Beziehung von hervorragendem Interesse. Der Storch gehört, wie allgemein bekannt, zu den ausgezeichnetsten, gewandtesten Fliegern; er ist zugleich einer der größten europäischen Vögel. Wenn es darauf ankommt, für die Zwecke der Praxis die Flugbewegung irgend eines Tieres zu analysieren, so dürfte, wie das bereits vielfach durch Mouillard und andere französische Aviateure ausgesprochen worden ist, kaum ein kleines Tier als Modell gewählt werden, und von den größeren Vögeln ist kaum einer für die Beobachtung so bequem, es ist kaum einer so leicht zähmbar wie gerade der Storch. Es ist daher die Kenntnis der Flugmanöver gerade dieses Tieres von besonderer Wichtigkeit.

Der Storch bietet aber als Hausgenosse des Menschen noch ein anderes Interesse. Er wird allgemein einer vielseitigen und liebevollen Beobachtung gewürdigt wegen

seines für jedermann sichtbaren und höchst wunderbaren Verhaltens im Neste; die Darstellungen, die wir der Geschicklichkeit des Photographen verdanken, zeigen uns dieses Verhalten des Meisters Adebar in höchst anziehender Weise.

Bekanntlich verlassen beim Storche Männchen und Weibchen das Nest nur abwechselnd; eines der beiden Alten hat als Wache im Nest zurückzubleiben, während das andere Tier, um Nahrung zu holen, ausgeflogen ist. Ein solcher einsamer Wachtdienst dauert durchschnittlich drei bis vier Stunden; gewöhnlich fliegt bei der Ankunft des einen alten Tieres das andere sofort auf. Dieser Moment der Ablösung ist als der interessanteste von dem Photographen durch eine ganze Reihe von Darstellungen fixiert worden.

Auf dem ersten Bilde (am Kopfe dieses Aufsatzes) sehen wir das Tier mit weit ausgebreiteten Flügeln sich dem Neste nähern; noch ist die Flügelstellung dieselbe, wie sie beim Segeln und Kreisen beobachtet wird, aber der Storch beginnt bereits die Beine nach vorn zu werfen. Er krümmt sodann den Handteil seines Flügels stark nach vorn; der Flügel, welcher vorher die Gestalt einer flachen Mulde hatte, erscheint jetzt am Handgelenk fast rechtwinkelig gebogen. Noch stärker wird die Biegung der Flügel und noch gerader nach vorn werden die Beine gerichtet in dem letzten Moment beim Betreten des Nestes; hier stemmt das Tier seinen Lauf fast wagerecht nach vorn, die beiden Flügel beugen sich zu einem Halbkreise; ihre Fläche ist genau senkrecht und nach vorn geöffnet; durch den großen Druck, den die Flügel bei dieser Stellung durch die von vorn auf sie einwirkende Luft erfahren, hebt das Tier seine Vorwärtsbewegung auf; jetzt erst geht es aus der komischen Groteskstellung in die normale Ruhestellung über, indem es sich hoch aufrichtet und die Flügel auf dem Rücken zusammenlegt.

Bei dem eben beschriebenen Landungsmanöver hat der Storch hauptsächlich ein Hinausschießen über das Nest hinaus zu vermeiden; vielfach paßt er die zum Erreichen des Nestes erforderliche Kraft

Figur 8.

Abflug. Drittes Stadium.

besser ab und läßt sich dann aus der Höhe einfach steil herabfallen; dabei bilden seine Flügel einen mächtigen Fallschirm (Fig. 2). Durch wechselnde Stellung der Flügelflächen, die gegen den Horizont bald schräger, bald steiler geneigt sind, weiß dabei das Tier stets den Fall derartig zu dirigieren, daß es auf einem bequemen Platze nahe am Nestrande ankommt. Außerordentlich interessant ist es, die bei diesem Akte des passiven Fluges hervortretende Selbständigkeit des Daumenteiles des Flügels, des sogenannten Lenkfittichs, zu beobachten, der bald von den anderen Flügelfedern weit abgespreizt wird, bald an dieselben dicht angelegt erscheint (Fig. 3).

Kommt das von dem Ausfluge heimkehrende Tier auf das Nest zurück, so wird es vielfach von seinem Partner im Neste empfangen und zwar je nach den Umständen in recht verschiedener Weise. In einem Falle sehen wir, wie das zurückgebliebene Tier (Fig. 3) mit vorgestrecktem Halse dem Heimkehrenden heftig entgegenklappert; es sieht fast aus, als wenn der unglückliche Ankömmling eine energische Strafpredigt über sich ergehen lassen müßte, weil er länger als zulässig vom Neste fern geblieben ist. — Ganz anders in anderen Fällen; hier klappert der Storch mit zurückgelegtem Kopfe und senkrecht aufgerichtetem Schnabel lustig in die Luft hinein, voll Freude, daß die ersehnte Ehehälfte wiederkehrt.

Recht langweilig muß allerdings ein solcher einsamer Wachtdienst auf dem Neste sein, zumal wenn, wie in den angeführten beiden Darstellungen, die Jungen noch klein sind und zusammengekauert ruhig daliegen.

Sehr häufig sind diese Zeiten der Ruhe für den Wachhabenden allerdings nicht. Zunächst gilt es, bei der Ankunft die Jungen zu füttern, zu schnäbeln (Fig. 4) und, was mit bloßem Auge kaum sicher zu beobachten ist, zu tränken. Aus dem geschlossenen Schnabel läßt hier das alte Tier einen feinen Wasserstrahl in den weit geöffneten Schnabel des durstigen jungen Tieres hineinlaufen; an heißen Tagen erfolgt diese Tränkung besonders häufig.

Wenn die Jungen etwas herangewachsen sind, so beginnen sie sich im Gebrauche ihrer Flügel zu üben; wie man aus den zahlreichen Darstellungen sieht, ist fast immer nur eines der Jungen bei dieser Thätigkeit; wegen des beschränkten Raumes ist eine Übung zu zweien nicht wohl thunlich. Dagegen werden die Übungen im Klappern (Fig. 5) vielfach im Chore ausgeführt.

Will bei der Ankunft seines Partners das bis dahin im Neste zurückgebliebene Tier ausfliegen, so lüftet es zunächst die Flügel, hebt sie fast senkrecht empor (Fig. 6), beugt seinen Körper weit über nach vorn (Fig. 7) und stürzt sich mit einem mächtigen Kopfsprunge über den Rand des Nestes (Fig. 8). Es wird dabei häufig aufmerksam von den im Neste zurückbleibenden Jungen beobachtet (Fig. 8). Das abfliegende Tier streckt nun das Handgelenk seines Flügels, welches während des Abstoßens noch rechtwinkelig geknickt war, allmählich vollkommen gerade aus, und nun schießt es mit der scharfen Vorderkante der Flügel, die Luft rasch durchschneidend, 10 m weit vorwärts, ehe der erste aktive Flügelschlag erfolgt.

In gleichem Maße lehrreich wie diese Darstellungen der Störche sind auch die durch Anschütz gegebenen Aufnahmen von anderen Tieren, von Rehen und Wildschweinen, von Hirschen und von Haustieren aller Arten. Alle diese nur mit der größten Mühe und Aufopferung herzustellenden Arbeiten bekunden einen unermüdlichen, nie stille stehenden Geist, dem das rastlose Schaffen ebenso Bedürfnis wie Freude ist und der auch vor der Lösung der schwierigsten Aufgaben nicht zurückschreckt. Bei der Zähigkeit, mit der er das gesteckte Ziel immer wieder von neuem zu erreichen suchte, ist es ihm gelungen, die enormen, nur den Eingeweihten bekannten technischen Schwierigkeiten zu überwinden. Er hat es zugleich ermöglicht, zunächst beim Pferde und beim

Menſchen Serien von zwölf Bildern herzuſtellen, die während eines Schrittes, eines Sprunges u. ſ. w. aufgenommen ſind; es iſt ihm dieſes gelungen durch die Konſtruktion eines Mechanismus, der neben der größten Schnelligkeit in der Einzelaufnahme auch die denkbar kürzeſten Intervalle in der Wirkſamkeit der zwölf nebeneinander ſtehenden Apparate gewährleiſtet.

Wenn es gilt — und auch hierfür liegen ſchon wohlgelungene Verſuche vor — die Bewegung eines Vogels, z. B. einer Taube, in dieſer Weiſe darzuſtellen, ſo iſt es erforderlich, daß die ſämtlichen Aufnahmen in der Zeit erfolgen, in der das Tier eine Flügelhebung und Senkung ausführt; dieſe Zeit beträgt $^1/_8$ Sekunde; es muß alſo bei zwölf Apparaten das Zeitintervall zwiſchen je zwei Aufnahmen $^1/_{96}$ Sekunde betragen; immerhin iſt das eine Zeit, die noch über zehnmal länger iſt als die Belichtungsdauer jeder Platte ($^1/_{1000}$ Sekunde). Die Hauptſchwierigkeit, die ſich der Anwendung dieſes Verfahrens entgegenſtellt, liegt darin, daß man die Tiere dazu bringen muß, daß ſie den Punkt, auf den die Apparate eingeſtellt ſind, auch wirklich paſſieren. Verhältnismäßig am leichteſten iſt dieſes zu erreichen bei Pferden, die vom Reiter dirigiert werden; aber nur durch eine mühſelige und dabei doch in ihren Erfolgen wenig ſichere Abrichtung bringt man Vögel dazu, genau den gewünſchten Weg einzuſchlagen. Von einer Anſchirrung der Tiere, wie ſie Marey vornahm, hat Anſchütz Abſtand genommen, da die Tiere, wenn ſie angeſchirrt ſind, ihre Bewegungen nicht vollſtändig in der gewohnten Weiſe ausführen. Jetzt ſind die techniſchen Schwierigkeiten als überwunden zu betrachten, und es handelt ſich für die Fortführung der begonnenen Arbeit nur noch um Fragen kommerzieller Natur. Es wäre im Intereſſe der Wiſſenſchaft zu wünſchen, daß dieſes hochwichtige Unternehmen auch von ſeiten des großen Publikums mehr Beachtung und Unterſtützung fände. Damit, daß man das geradezu epochemachende Unternehmen als ſehr „lehrreich" und „intereſſant" bezeichnet, iſt für die Förderung desſelben noch ſehr wenig geſchehen. Anſchütz' Augenblicksbilder* umfaſſen bereits über tauſend Darſtellungen; darunter ſind viele allerliebſte Genrebildchen, voll aus dem Leben gegriffen; ſie ſollten auf dem Tiſche kunſtliebender Familien nicht fehlen. Möchten dieſe Betrachtungen den Impuls geben zu einer Förderung des Unternehmens.

* Erſchienen im Selbſtverlage Ottomar Anſchütz, Liſſa in Poſen.

Die Spaltpilze als Krankheitserreger.

Von

Otto Dornblüth.

Das öffentliche Interesse ist durch das Auftreten der schon im vorhergehenden Jahre Europa bedrohenden Cholera in Toulon, Marseille und anderen Orten mit zwingender Gewalt auf die Frage hingelenkt worden, wie man jener verderblichen Krankheit den Weg zur epidemischen Verbreitung abschneiden könne. Wir haben durch die Mitteilungen Kochs über die Resultate der Forschungen der von ihm geleiteten Cholerakommission einen sicheren Anhalt zur Beurteilung der in Menge vorgeschlagenen Maßregeln erhalten, und besonders Kochs Vortrag nach seiner Rückkehr von Frankreich hat uns die wichtigsten Aufklärungen gegeben. Aus den Referaten der größeren Tagesblätter über diese streng wissenschaftliche Rede haben auch die Laien ersehen, daß nur aus der Beobachtung der Neigungen und Schwächen der Cholerabacillen Schlüsse zu ziehen sind, daß also der Kommapilz eine außerordentlich große Rolle zu spielen berufen ist. Der vielfach im Scherz laut werdende Gedanke, daß die Pilze schließlich an allem schuld seien, gewinnt damit eine neue Stütze; aber auch vom ernsten Munde der Wissenschaft kann man gelegentlich den Ausspruch vernehmen, daß die Pilze und die von ihnen erzeugten Krankheiten gegenwärtig die erste Stelle in der Krankheitslehre einnehmen.

Man hat zu allen Zeiten und während der Herrschaft der allerverschiedensten Ansichten über die Entstehung der Störungen der Gesundheit erkannt, daß bei manchen Leiden die gewöhnlichen Annahmen für die Erklärung ihrer Entstehung nicht ausreichen. Wenn die Alten von den todbringenden Pfeilen des Apollo sprachen, wenn eine spätere Zeit in der Konstellation der Planeten, in Kometen, Erdbeben, Springfluten u. s. w. die Ursachen des „schwarzen Todes“ und anderer verheerender Seuchen erblickte, so bedeutet das nichts anderes als die ersten Erklärungsversuche auffallender Erscheinungen, deren Auffassung nach manchen der Wahrheit nahe kommenden Hypothesen zuerst wissenschaftlich begründet wurde von dem berühmten Anatomen und Pathologen Henle. Dieser veröffentlichte im Jahre 1840 die Ausführung und Motivierung der Lehre, daß ein lebender Ansteckungsstoff die epidemischen und gewisse andere Erkrankungen hervorrufe. Seine Theorie ist jahrelang unbeachtet oder wenigstens ohne die ihr gebührende Würdigung geblieben, um erst in den letzten beiden Jahrzehnten zu allgemeiner Geltung zu gelangen. Seitdem fassen wir unter dem Namen Infektionskrankheiten diejenigen zusammen, von denen man, auf sicheres Wissen oder wertvolle Gründe gestützt, annimmt, daß sie durch Infektion des Organismus mit Giftstoffen entstehen, welche sich von allen anderen Giften dadurch unterscheiden, daß sie sich räumlich und zeitlich ganz eigenartig verbreiten und daß sie

unter günstigen Verhältnissen sich wiedererzeugen und unbegrenzt vermehren können. Aus letzterem Grunde sind viele Infektionskrankheiten epidemisch oder gar endemisch (das heißt beständig verbreitet, an den Ort gebunden), und diese beiden Arten sind die zuerst als ansteckend erkannten; andere, deren Gift sich vielleicht weniger massenhaft fortpflanzt und weniger leicht überspringt, verbreiten sich nur in kleinerem Umkreise.

Wir können uns heutzutage kaum noch eine Vorstellung machen von den Verheerungen der Seuchen im Altertum, aber auch heute noch liefern die Infektionskrankheiten einen hohen Beitrag zur Sterblichkeit. Der Einfluß der Kultur und der Hygieine hat ihre Macht noch nicht zu brechen vermocht. So groß ist ihre Gewalt — um so wichtiger die Erkenntnis.

Worauf gründet sich die Lehre vom contagium vivum, dem lebenden Ansteckungsstoff? Sie ist historisch entstanden — und diesem Wege wollen wir folgen — aus der Erkenntnis von der unbegrenzten Wiedererzeugungsfähigkeit des Krankheitsgiftes. Wie man im allgemeinen von einem Kinde, das mit einer minimalen Quantität Kuhpockeneiters geimpft ist, viele andere mit Erfolg impfen und von jedem dieser anderen wieder auf zahlreiche andere den Impfstoff in unverminderter Kraft übertragen kann, so geht es in unbegrenztem Fortschritt mit dem Gift der Menschenpocken, der Masern, des Scharlach u. s. w. Solche Fortpflanzung setzt Leben voraus, wir finden sie nur bei Tieren und Pflanzen; daß den Gärungsprozessen, die ebenfalls durch kleinste Teile gärender Masse immer neu übertragen werden können, die Thätigkeit lebender Wesen, der Hefepilze, zu Grunde liegt, ist längst mit dem Mikroskop erwiesen.

Der Beweis des Lebens durch die Fortpflanzung ist aber immer nur eine Theorie, ein Vernunftschluß, dem Zweifelsüchtige auch bei noch so großer Wahrscheinlichkeit sich nicht zu beugen brauchen. Aber das Vorhandensein des lebenden Krankheitserregers kann auch direkt bewiesen werden, wenn schon vorläufig nur für einzelne Krankheiten. Es ist bewiesen, wenn in allen zur Untersuchung gekommenen Fällen einer Infektionskrankheit die gleichen charakteristischen kleinsten Lebewesen gefunden werden und diese dann, durch mehrere Generationen gezüchtet, bei der Verimpfung die ursprüngliche Krankheit wieder erzeugen. Die Vorrichtungen, mit denen sich die Reinzüchtung bewirken läßt, bilden in ihrer Ingeniosität und Sicherheit einen der höchsten Triumphe der Wissenschaft. Ohne diese Methoden war der Beweis des ursächlichen Zusammenhangs nur dort zu führen, wo es sich um Parasiten handelte, die größer und leichter zugänglich sind als die Haupterreger der Infektionskrankheiten, die Spaltpilze. Vom Bandwurmleiden bis zur Trichinose, von der Krätze bis zum Erbgrind beim Menschen, der Kartoffelkrankheit, dem Kornbrand, Mutterkorn u. s. w., lauter Affektionen, welche den Übergang von den Parasiten- zu den Ansteckungskrankheiten verwischen und vielleicht ganz verschwinden machen, ist eine Reinzüchtung nicht nötig, weil der Krankheitserreger hier fast handgreiflich ist. Größer aber und vor allem wichtiger ist die Reihe der Infektionskrankheiten des Menschen, welche den Spaltpilzen ihre Entstehung verdanken. Man zählt dazu jetzt: Milzbrand, Rückfallfieber, Pocken, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten, Typhus, Flecktyphus, Cholera, Malaria oder Wechselfieber, Rotz, Heufieber, Kindbettfieber, Blutvergiftung, Gonorrhöe, Rose, Gelenkrheumatismus, Tuberkulose, Windpocken, Röteln, akuten Schnupfen, Ruhr, gelbes Fieber, Tollwut, die epidemische Form der Gehirnhautentzündung, die eigentliche Lungenentzündung und eine Anzahl anderer Krankheiten. Es ist schwer, zu denken, daß alle diese zahlreichen und häufigen Leiden in mikroskopisch kleinen Gebilden ihre Ursache haben und daß jeder von diesen Krankheiten eine besondere Pilzart eigentümlich ist. Und doch ist für alle diese der Gedanke kaum abzuweisen, die Vermutung

sehr begründet, für die meisten freilich vorläufig nur durch die Art der Übertragung oder Entstehung und des Verlaufes. Hierbei kann die Beurteilung natürlich nur Fachmännern unterliegen und die Aufzählung der Gründe vor Laien nichts verschlagen.

In einem zweiten Teil sind gewisse Pilze jedesmal bei der betreffenden Krankheit und nie bei anderen gefunden, bei manchen allerdings nur von einzelnen Forschern, ohne daß die Entdeckungen allgemein bestätigt wären. Zu den nahezu sicheren dieser Gruppe gehören Typhus und Cholera.* Der Leser erinnert sich aus den klassischen Berichten des Geheimerats Koch und aus der Rede Virchows gelegentlich der Dotation für die Cholerakommission, daß man auch hier nur hohe Wahrscheinlichkeit, aber noch keine Gewißheit hat. Diese finden wir erst bei der letzten Gruppe. Hier ist es mit Benutzung der von dem illustren Mitgliede des Reichsgesundheitsamtes Regierungsrat Dr. R. Koch in Berlin erfundenen Züchtungsmethoden in den letzten Jahren größtenteils jenem Forscher selbst gelungen, durch den Erfolg der Überimpfung der reinkultivierten und -gezüchteten Pilze den vollen und unanfechtbaren Beweis zu führen. Die Krankheiten dieser Gruppe sind Milzbrand, Rotz, Rose, Tuberkulose. Das Resultat ist ein ungemein erhebendes, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, welche der Ausführung entgegenstehen.

Diese liegen zunächst darin, daß die Pilze, welche man nach ihrer Gestalt in Coccen, Bakterien, Bacillen, Spirillen u. s. w. eingeteilt hat — alles Gebilde von solcher Kleinheit, daß nur besonders eingerichtete Mikroskope sie erkennen lassen — nicht nur in bestimmten Krankheitsformen vorkommen, sondern daß dieselben im Verein mit ungemein schwer von ihnen zu unterscheidenden Pilzen von anderer Bedeutung überall vorhanden sind, an den zur Verwendung kommenden Drähten, Zangen und Messern, an den Objektgläsern, welche zur Unterlage für die mikroskopischen Präparate dienen, kurz überall, wo die Luft Zutritt hat. Sublimatwaschungen und Erhitzen auf 150 Grad müssen hier die Keime zerstören. Mit so gereinigten Geräten bringt man die pilzhaltigen Gegenstände oder Organteile in Nährlösungen. Man versteht darunter durch Versuche bekannt gewordene, oft künstlich zusammengesetzte Flüssigkeiten, in denen die in Frage kommenden Pilze alles zu ihrem Leben und Gedeihen Nötige finden. Daß auch diese von zufällig hineingekommenen Keimen anderer Art völlig befreit sein müssen, ist ohne weiteres klar; wie dies — seit Kochs indischer Exkursion mit sehr einfachen Apparaten — geschieht, kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Wenn auch bei der Überführung der pilzhaltigen Masse in die reine Nährlösung die nötige Vorsicht beobachtet worden ist, dann erst hat man die Gewähr, daß bei Aufbewahrung in mittlerer Temperatur sich nur die Pilze entwickeln, welche man aus dem zu untersuchenden Medium entnommen hat. Nun können natürlich auch in diesem mehrfache Pilzarten vorhanden sein, und es ist dann die nächste Aufgabe, diese Arten zu trennen und jede einzelne für sich zu kultivieren. Das geschieht nach den neuesten Kochschen Erfahrungen am besten in folgender Weise. Zu keimfrei gemachter und durch gelindes Erwärmen verflüssigter Nährgelatine, einem leimartigen Gemisch bestimmter Stoffe, bringt man in ein Reagensglas ein kleinstes Teilchen Eiter, Blut oder was man sonst untersuchen will; nach Umschütteln der Masse thut man ein Tröpfchen davon in eine andere ebensolche Gelatinemenge u. s. w., bis man eine gewisse Verdünnung der ersten Substanz erzielt hat. Dann gießt man die letzte Gelatine auf sicher reine Glasplatten aus, auf denen dann die Pilze ziemlich isoliert liegen. Hier bildet nun jede Art ihre Kolonien, meist von spezifischer Form, Farbe und Geruch. Unter Leitung des Mikroskopes kann man nun

* Vergl. hierüber den Nachtrag.

Teile dieser reinen Kulturen zur weiteren Beobachtung mittels geglühter Drahthäkchen entnehmen.

Hat man mit Überwindung aller der immensen Schwierigkeiten Generationen von Bakterien auf dem für jede Art als am besten erprobten Nährboden und unter steter Anwendung der zu ihrem Gedeihen notwendigen Temperatur kultiviert, so handelt es sich darum, zu zeigen, daß diese Produkte im stande sind, die Krankheit des Körpers, von dem sie genommen wurden, wieder zu erzeugen.

Hier türmen sich neue Hindernisse auf. Bei Menschen kann man aus naheliegenden Gründen die Impfung in der Regel nicht versuchen, bei Tieren verlaufen jedoch die Krankheiten vielfach anders als beim Menschen, so daß das Bild undeutlich wird, oder das Tier ist gar ganz unempfänglich für dies dem Menschen todbringende Gift. So hat sich in den pathologischen Instituten eine wahre Jagd nach brauchbaren Versuchstieren entsponnen. Die Zahl der bisher benutzten, namentlich Hund, Katze, Kaninchen, Taube, ist durch Schwein, Ratte, Maus, Huhn, Pferd, Schaf u. s. w. vermehrt worden. Eine weitere Vorsicht war zu beobachten, wo es sich um verbreitete Krankheiten handelte: daß nicht das geimpfte Tier von außen dasselbe Gift, z. B. der Tuberkulose, in sich aufnahm, dem ja auch jedes nicht geimpfte Tier ausgesetzt ist. Mit Berücksichtigung aller dieser Umstände hat vorurteilsfreie Prüfung für die oben aufgeführten Krankheiten der letzten Gruppe die veranlassenden Bakterien oder Coccen anerkannt; der am weitesten bekannt gewordene, auf solche Art konstatierte Pilz ist der Kochsche Tuberkelbacillus, der Erreger der Schwindsucht, wie die meisten Mitglieder seines Geschlechts ein Wesen von solcher Feinheit und Kleinheit, daß nur besondere Färbungsmethoden unter Anwendung vielhundertfacher Vergrößerung und hellster Beleuchtung ihn in jedem Fall dem Auge zugänglich machen. Der nach seiner Gestalt so benannte Kommabacillus, den die deutsche Cholerakommission als den Erreger jener Seuche festgestellt hat, machte natürlich allseitiges Aufsehen, und er ist in der That von weittragender Bedeutung. Zunächst kann man durch ihn den positiven Beweis führen, ob z. B. ein Brunnen cholerageſährlich ist oder nicht, und zweitens kann man bereits bei dem ersten choleraverdächtigen Falle sagen, ob es sich um die wahre Cholera handelt — beides Erkenntnisse, die ohne den Bacillus einfach unmöglich waren. Die beiden letzten Beispiele zeigen deutlich, daß die Leistungen der Forschung, welche langgehegten Voraussetzungen den Beweis der Richtigkeit gebracht haben, auch für die Praxis von größtem Werte sind. Sie sind in der That auf das beste geeignet, die noch hin und wieder hinter Zweifeln sich verbergende Unentschlossenheit zu verdrängen, welche die richtige Abwehr der Infektionskrankheiten bisher noch verhindert hat.

Die ungemeine Vorsicht, welche bei der Pilzkultivierung sich nötig gezeigt hat, lehrt uns zugleich, daß überall in der Luft sich vermehrungsfähige Pilze finden, die nur auf eine Nährflüssigkeit warten, um sich häuslich anzusiedeln, wie Schimmelpilze auf feuchtem Brot, Gärungspilze in unverschlossen stehendem Wein, Bier u. s. w. Die hochentwickelte Technik der Neuzeit hat uns gelehrt, von mikroskopischen Bildern der in der Luft enthaltenen Pilze, die mittels besonderer Apparate aufgefangen werden, wie von den Präparaten mit Tuberkelbacillen und so fort Photographien zu entwerfen, welche, z. B. auf der Berliner Hygieineausstellung zahlreich vertreten, auch dem Laien die Wirklichkeit jener Gebilde beweisen. Übrigens sind ja bei weitem nicht alle diese „niederen Organismen" unsere Feinde, sondern viele dienen uns im täglichen Leben, unter anderem bei der Essigbereitung, beim Bierbrauen, beim Säuernlassen der Milch, bei der Teiggärung. Andere werden in chemischen Fabriken gezüchtet und dort verwendet; zu welchen speciellen Zwecken, ist strengstes Geheimnis, und die eigens zur Pilzzüchtung an-

gestellten Mikroskopiker solcher Anstalten hüllen die Sache in tiefstes Schweigen.

Neben diesen nutzbringenden Pilzen finden sich nun in nach Zeit, Art und Gelegenheit wechselnder Menge solche, welche durch ihre Anwesenheit im menschlichen Körper Krankheiten zu erregen im stande sind.

Es erscheint eigentlich wunderbar, daß, wenn diese Krankheitserreger überall sind und, von wenigen ausgehend, unzählige sich bilden können, wie etwa durch einen brennenden Span eine ganze Stadt entzündet werden kann, dann nicht beständig alle Menschen an Infektionskrankheiten erkranken.

Der Grund dafür liegt in verschiedenen Thatsachen. Erstens sind nicht überall und immer alle Krankheitserreger vertreten. Sind sie da, wie zur Zeit einer Epidemie die alles beherrschenden Keime der Pest, der Cholera, so bleiben auch nur wenige verschont. Zweitens ist die Übertragungsfähigkeit sehr verschieden; nicht alle sind gleich ansteckend; manche vermögen nur bei Körpertemperatur zu leben, und sterben, sobald sie in die Luft kommen. Drittens wird für viele Infektionskrankheiten mit einmaligem Überstehen die Möglichkeit der Wiedererkrankung abgeschnitten oder doch sehr vermindert. (Beispiel: die Schutzpockenimpfung.) Viertens — und das ist der Punkt, der uns die Hoffnung giebt, siegreich aus dem Kampfe mit den Mikroorganismen hervorzugehen — sind nicht alle Menschen und der einzelne nicht zu allen Zeiten gleich disponiert zur Aufnahme des Giftes.

Mit der Disposition ist es eine eigene Sache. Wie es kommt, daß der Körper eines Menschen zu gewissen Zeiten einen geeigneten Nährboden für die Bakterien abgiebt, zu anderen ihrem Ansturm siegreich widersteht, das ist vorläufig noch recht unklar, und deshalb ist von manchen, die sich einbilden, daß sie sich stets nur von Beweisen leiten lassen, dieser Gedanke ganz verworfen. Die Thatsache ist aber da und bietet im Grunde nicht mehr Wunderbares, als wenn jemand, der täglich Gurkensalat ißt oder seine paar Maß Bier konsumiert, eines Tages ganz, ohne die gewohnte Menge überschritten zu haben, sich damit den Magen verdirbt, oder als wenn jemand, der alle Winter ohne den im Leihhaus befindlichen Überrock durchgemacht hat, sich bei ganz denselben Witterungsverhältnissen einen Husten zuzieht.

Zur Verhinderung der Infektion würde es also, da eine Tötung der in der Luft schwebenden Keime nicht durchweg möglich ist, darauf ankommen, die Disposition des Organismus für solche Krankheitserreger zu vermindern. Die Erfahrung spricht dafür, daß eine gute Gesundheit das beste Mittel ist. Es scheint zwar zuweilen, als ob Infektionskrankheiten ganz Gesunde befielen, aber oft genug ist das Täuschung. Der berühmteste Arzt des Altertums, Hippokrates, hat auch nach den Ansichten der Neuzeit durchaus recht, wenn er, freilich unter nicht mehr ganz zeitgemäßer Beschränkung auf die nichtepidemischen Krankheiten, sagt: „Die sporadischen Krankheiten befallen uns nicht aus heiterem Himmel, sondern sie entwickeln sich aus alltäglichen kleinen Sünden wider die Gesundheit, und erst, wenn diese sich angehäuft haben, brechen sie scheinbar auf einmal hervor."

Der sicherste Schutz ist also die vollkommene Gesundheit, und diese ist nur zu erzeugen durch fortgesetzte Befolgung der Lehren der öffentlichen und persönlichen Hygieine. Vielfach haben Ärzte und andere uneigennützige Freunde der Menschheit die Erfahrungen zusammengestellt, welche sie aus den alltäglichen Folgen der Fehler wider die Gesundheit gesammelt haben. Vernünftige Eltern und Pfleger werden, wo es not thut, an der Hand eines tüchtigen Hausarztes der Fehler Herr werden, welche den Eintritt von Infektionen in sichere Aussicht stellen, und werden den Allgemeinzustand des Körpers zu einem derartigen machen, daß specielle Vorsichtsmaßregeln nicht nötig sind außer denen, welche die Übereinkunft der Sachverständigen zur Vorbeugung

aufgestellt und der staatlichen Ausführung übertragen hat, wie Pockenimpfung und Desinfektion. Bei Gegenwart infektiöser Erkrankungen namentlich in der Nähe von Kindern, die stets mehr exponiert sind, ist doppelte Vorsicht nötig. Sicher kann eine Abhärtung z. B. des für Diphtherie so empfänglichen kindlichen Halses durch Gurgelungen mit kaltem Wasser in gesunden Tagen manches Üble verhüten — durch unversehrte Schleimhaut dringt so leicht kein Bakterium hindurch. Ist aber die Krankheit einmal ausgebrochen, dann versuche man nicht lange, mit Karbolräucherungen oder anderen gelegentlich in Zeitungen empfohlenen Desinfektionsmitteln den Krankheitskeim zu zerstören, sondern rufe den Arzt zu Hilfe, der je nach dem vorliegenden Falle dem Infektionsstoff und seinen Wirkungen entgegentreten wird, gegen den andere Mittel als allgemeine Festigung der Gesundheit dem Laien zu empfehlen bei dem heutigen Stande der Kenntnisse fast für ein Verbrechen gelten muß.

In zweiter Linie ist noch ein anderes zu beachten, das manche, z. B. der berühmte Hygieiniker v. Pettenkofer, für das allein Wichtige erklären, nämlich die Disposition des Bodens. Es leuchtet ein, daß die Pilze, die ebensogut ihre Nahrung haben müssen wie höhere Organismen, in reinem Boden, in reinem Wasser und in reiner Luft nicht existieren können. Demnach würde auch die lokale Reinlichkeit, die Zerstörung der lokalen Disposition zu Infektionskrankheiten, einen höchst wirksamen Schutz vor letzteren darstellen. Das wird niemand bestreiten, und die Hygieine thut ihr Bestes, um so ideale Verhältnisse herzustellen. Denn ein Ideal sind sie vorläufig noch und werden es noch lange, wenn nicht für immer bleiben, und so lange wird doch die Vermeidung der direkten Schädlichkeit, z. B. cholerabacillenhaltiger Speisen und Getränke, und die Stärkung des eigenen Körpers gegen feindliche Organismen das Meiste leisten.

Nachtrag.

Den Kochschen Angaben über die Specificität des Kommabacillus der asiatischen Cholera sind in der neuesten Zeit mehrere Gegner erwachsen, und die Presse hat den Angriffen meist mehr Berücksichtigung angedeihen lassen, als sie verdienen. Alle Gegner haben nämlich außer acht gelassen, daß nicht die Kommaform allein, sondern das Verhalten der Kolonien und Kulturen als charakteristisch bezeichnet war — sie sind allesamt mit ungenügenden Kenntnissen und ungenügender Gründlichkeit zu Werke gegangen. Im Gegensatz dazu haben alle geübten Untersucher, darunter die hundertfünfzig Teilnehmer der Herbstkurse des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, sich von der Richtigkeit der Kochschen Schlüsse überzeugt, welche durch das in neuester Zeit mehrfach gemeldete Gelingen der Choleraübertragung auf Tiere mittels Einbringung von Reinkulturen der Kommabacillen in den tierischen Dünndarm oder in den Magen bei gleichzeitiger Verabreichung bestimmter Arzneien einen unanfechtbaren Gültigkeitsbeweis erhalten haben, unumstößlich und gesichert durch die Kriterien, welche weiter oben als maßgebend hingestellt worden sind.

Unſere vorzüglichſten Jagdhunde.

In Lebensbildern geſchildert

von

Adolf und Karl Müller.

I.

Vom grauen Altertume her hat ſich der Menſch den Hund an ſeine Seite gebracht. Er erzog ihn zum Hüter ſeiner Habe, zu den unentbehrlichſten Leiſtungen und Dienſten für Haus und Hof. Aber wie der Hund ſich hierdurch zum höchſten und nächſten Hausgenoſſen des Menſchen heranbildete, ſo kämpfte er gleichzeitig mit ſeinem Herrn gegen die umgebende Tierwelt und machte ſich dieſelbe durch Treue und Anhänglichkeit, Eifer, Mut und Ausdauer an der Seite ſeines Gebieters unterthan. Unſer Tier war alſo bei der erſten Berührung mit dem Menſchen der Jagdgefährte desſelben, ja vermöge ſeiner ungemeinen körperlichen und geiſtigen Vorzüge der unentbehrlichſte Teil, gleichſam das alter ego des Jägers. Und wie die erſte Jägerei ohne dieſen ausgezeichneten Tiercharakter mit dem natürlichen Raub- und Jagdſinne nicht beſtehen konnte, ſo lebte ſich das in beſtändigem lebendigem Verkehr mit der fortſchreitenden menſchlichen Kultur vielſeitig verfeinerte und erweiterte Tierweſen mit ſeinen Raſſen und Schlägen in die verſchiedenſten Verhältniſſe und Zwecke und ſonach beziehentlich auch in die einzelnen Jagdmethoden ein, ſo daß zu jeder der letzteren — abgeſehen von der Kreuzung oder Miſchung der Raſſen — ſich auch ein entſprechender Typus, eine ſpecifiſche Ausprägung artete. Ja, es laſſen ſich die feinſten Übergänge dieſer verſchiedenen Charakterausprägungen je nach der veränderten Jagdmanier oder der Art des Jagens nachweiſen.

Es giebt kein Tier, das in ſeiner ganzen Weſenheit ſo innig und bleibend an den Menſchen gefeſſelt wäre als der Hund. Alle anderen Haustiere, die wir uns herangezogen, vergeſſen um ſich ſelber und des Mangels beſſerer Eigenſchaften wegen ihren Erzieher und Ernährer nur zu leicht; der Hund bewahrt ein ebenſo anhaltendes als ſtets lebendiges Gedächtnis, eine warme Hingabe an ſeinen Herrn. Kraft dieſer großen Hinneigung zu dem Menſchen iſt das Tier aber auch auf eine Höhe körperlicher und geiſtiger Ausbildung geſtiegen, die es einzig daſtehen läßt in den Reihen der Tierwelt, die es in das mit Recht ſo benannte „Menſchtier“ verwandelt hat, zu jenem Tierkleinode, über das ſchon Zoroaſter in der uralten Zendaveſta mit vollkommener Würdigung die geflügelt-wahren Worte ausgeſprochen: „Durch den Verſtand des Hundes beſteht die Welt.“

Es iſt im Grunde alſo der Naturforſchung nicht zu verargen, wenn ſie ſich eifrig bemüht hat, dieſer wichtigſten Tiergruppe ihr beſonderes Augenmerk zuzuwenden und deren Urſprunge nachzuforſchen. Sie hat ſich freilich hier auf ein ſchwer zugängliches Feld begeben, die

eigentlichen Stammväter der so außerordentlich verschiedenen, selbst vor unseren Augen merklich immer mehr noch durch Vermischung anwachsenden und auseinandergehenden Rassen unserer Hunde zu bestimmen. Linné erkannte in seinem forschenden Überblick über die mannigfaltigen Rasseverschiedenheiten der Hundegruppe, daß das Zurückführen aller dieser Typen — welche die Naturwissenschaft im Freileben gewiß als große Familien und Sippen unterscheiden würde — auf einen jetzt noch greifbaren wilden Stammvater ein mißliches, vergebliches Bemühen sei. Er sah vielmehr den Haushund, canis familiaris, als den Urtypus des Hundegeschlechts an und begrenzte so dieses mit dem Rahmen der Selbständigkeit. Buffon — von der Linnéschen Ansicht ausgehend, daß wilde Tiere aus der Familie canis bei der Entstehung des Hundes nicht beteiligt wären — nahm den Schäferhund als die Urform der Hunde an. Die Vertreter der Annahme, daß wild lebende Raubtiere der Gattung canis die Stammeltern des Hundes gewesen, kamen schon im vorigen Jahrhundert auf den Schakal, den Wolf in seinen verschiedenen Abänderungen, auf die Hyänen und die afrikanischen Wildhunde. Man verlor sich mit diesen bloßen Annahmen in ein Theorienwesen, das in der Behauptung gipfelt, die Rassenunterschiede der Hunde seien durch die Mischung zwischen Schakal und den genannten hundeartigen Raubtieren hervorgebracht worden.

Von diesem Wege, unter den gegenwärtigen Repräsentanten der hundeartigen Raubtiere den Ursprung unseres Hundes abzuleiten, schwenkte man neuerdings in das Reich der Vorzeit. Fitzinger griff zu den ausgestorbenen Hundearten und erblickte davon deren sieben Hauptrassen, nämlich den Haushund, den Seidenhund oder „Spaniel", den Dachshund, den Jagdhund, den Bullenbeißer, den Windhund und den nackten Hund, deren Voreltern nicht mehr existieren, wovon aber unsere jetzigen Hunde abstammten und unter welche Hauptrassen dieselben zu gruppieren seien. Man kann diese Behandlungs- oder vielmehr Betrachtungsart Fitzingers recht gut annehmen, weil sich in dem pêle-mêle der Hundearten die charakteristischen Formen oder Typen der genannten Hauptrassen immer wieder im wesentlichen entdecken lassen.

Gleichzeitig mit Fitzinger unternahm es der jüngst verstorbene, vor mehreren Jahren noch in Bezug auf den Schäferhund der Wetterau mit uns in Verbindung getretene Naturforscher Jeiteles, aus den in den Torfschichten der Stein- und Bronzezeit vorgefundenen Skeletten des sogenannten Torfhundes, canis familiaris palustris, und des Bronzehundes, canis matris optimæ, darzuthun, daß der gemeine Schakal, canis aureus, Urvater des Torfhundes gewesen, der Bronzehund von dem indischen Wolfe, canis pallipes, abstamme — ein Tier, das sich selbst im Freileben schon in verschiedenen Varietäten verzweigt hat. Jeiteles knüpft an diese Erörterungen die Herleitungen, daß aus den Nachkommen der Torfhunde unsere kleineren Hunderassen, wie z. B. Spitz, Dachshund, die Pinscher u. a. m., hervorgegangen seien, während von den Bronzehunden die größeren Rassen der Schäfer- und Jagdhunde, der Doggen u. s. w. herzuleiten wären. Neben dem indischen Wolfe und seinen Verzweigungen wird von Jeiteles auch der afrikanische Wolf oder Dihb, Dib, canis lupaster, der von den Arabern sobenannte Abu el-Hossein, erwähnt, der, in seinen Varietäten der Zähmung unterworfen, der Stammvater des ägyptischen Straßenhundes geworden sei.

Eine interessante, mit dieser Frage wohl einigermaßen zusammenhängende Erscheinung im Orient mag hier berührt werden. Das in vielfacher Richtung denkwürdige Werk des Kronprinzen Rudolf von Österreich „Eine Orientreise" belehrt uns unter anderem, daß sich die herumschweifenden Hunde Ägyptens, Schakale und Wölfe, miteinander vermischen. Dieser ausgezeichnete Forschergeist sagt folgendes über diese Materie: „Ich stellte

in diesem Lande die eigentümliche Beobachtung an, daß der Dorfhund, der afrikanische Wolf, canis lupaster, ‚Abu el-Hossein' oder Dib der Araber, sowie auch der Schakal, canis aureus, Taleb der Ägypter und Waui der Syrer, sich durch Kreuzungen arg vermischen. Wir erlegten weder zwei Wölfe noch zwei Schakale, die einander vollkommen glichen, sowohl was die Größe als auch die Färbung betrifft. In Palästina tritt bei den Schakalen diese Verschiedenheit noch deutlicher hervor." ... „Die Hunde tragen aber auch häufig im Orient die Spuren einer wilden Abstammung an sich, was nicht auffällt, wenn man einesteils ihr ungebundenes, herrenloses Leben und anderenteils das allnächtliche und selbst oft allabendliche Umherschleichen der Wölfe und Schakale in unmittelbarer Nähe der Städte und Dörfer kennt. Ich gehe so weit, zu behaupten, daß in jenen Teilen Afrikas und Asiens, wo auf engem Raume Hunde, Wölfe und Schakale leben, vom Schakal als gute Art, als echte Species nicht zu reden ist. Hund und Wolf erhalten sich reiner, doch den canis aureus der wissenschaftlichen Werke habe ich als feststehende, sich deutlich charakterisierende Art vergeblich gesucht."

Wir haben also hier einen weiteren gewichtigen Nachweis, wie ein wild lebendes Raubtier der Gattung canis, eine Species, die ausgesprochenermaßen als Stammvater vieler, wenn nicht aller unserer Hunde betrachtet wird, ihrerseits den ihr eigentümlichen ursprünglichen Typus durch Mischung verloren hat oder wenigstens nicht mehr konstant erhält. Wie ungleich viel mehr muß diese Verwischung oder Entfernung des Urtypus nach dem Centrum einer Tiergruppe sein, die jahrtausendelang den Einflüssen der menschlichen Kulturverhältnisse und den immerwährenden Kreuzungen hingegeben gewesen ist!

Überschaut man alle die sich widersprechenden Untersuchungen und Erörterungen und vergleicht man damit die wesentlichen Formen unseres jetzigen Hundegeschlechts, hervorgegangen aus dem unabsehbaren Wechsel und Wandel seiner ganzen Lebensgeschichte, so drängt sich unserem objektiven Sinne unwillkürlich die Überzeugung auf, daß wir bei Untersuchung dieses Gegenstandes an eine höchst schwierige Grenze der menschlichen Erkenntnis und Forschung rücken, die wohl nie überschritten werden dürfte.

Es ist nach menschlicher Kenntnis bestimmt anzunehmen, daß in der fernsten Vorzeit schon diejenigen Hunderassen entstanden sind, deren Hauptformen wir jetzt noch als konstant typisch erblicken, und es ist auf Grund der Erfahrungen, die wir im Hinblick auf die „Rückschläger" — das heißt die den Voreltern oder Ahnen sehr ähnelnden Nachkommen ungleichartiger Mischrassen — vor Augen haben, der Schluß gerechtfertigt, daß als Stammväter der Hunde ursprünglich verschiedene Arten der Familie canis zu betrachten seien. Möglich, wenn nicht wahrscheinlich ist, daß im Freileben wohl eine und die andere Art der jetzt noch vorhandenen Wildhunde ein entfernt an die Ur- oder Stammart streifendes Bild zeigen, das aber in den Reihen der jetzigen Haushunde nur in sehr verschwommenen Zügen aufzufinden sein wird.

Viel mehr noch lassen sich zwischen unseren Hunden und den wild lebenden Arten der Familie canis auffallende Unterschiede bestimmt nachweisen. So die Eigentümlichkeit, daß alle Haushunde die „Rute" (Schwanz) erstlich aufrecht und zweitens in der Regel in einer Krümmung nach links oder zur Seite tragen, während die vermeintlich bei der Erzeugung des Hundes thätig gewesenen wilden Vertreter der Familie „Hund", wie alle Schakale, Wölfe, Füchse u. a. m., dieses Körperglied stets abwärts und gestreckt tragen. Noch mehreres, wie die schiefe Stellung der Augen bei manchen wilden canis-Arten, weist ab von dem beliebten Wege, auf der gegenwärtigen Schaubühne lebender Raubtiere die Ahnen unserer Haushunde zu suchen.

Wir würden ein Buch schreiben müssen,

Der Schweißhund.

wollten wir alle die Eigenschaften, Begabungen und Bethätigungen der gesamten Hunderassen schildern. Wir lenken in bescheidenere Grenzen und wählen aus dieser großen, vielseitigen Tiergruppe die Hunde der heute gebräuchlichsten Jagdarten für unsere Betrachtung aus. Es ist allgemeiner, unverfälschter Jägergebrauch gewesen, die zu bestimmten Zwecken der Jagd verwendeten Hunde behufs ihrer einmal bewährten vorzüglichen Rasseeigentümlichkeiten rein zu erhalten. Dieser weidmännische Grundsatz ist sehr berechtigt im Hinblick auf die feststehende Erfahrung, daß sich die wesentlichen Eigenschaften und Eigentümlichkeiten innerhalb einer und derselben Rasse am besten vererben.

Es ist mithin für uns die Schilderung der Jagdhundrassen eine dankbare Aufgabe, der wir uns weiter noch auf Grund unserer langjährigen Jägerpraxis und natürlichen Neigung um so lieber unterziehen.

An den bald veränderten, bald aufgegebenen Jagdmethoden läßt sich sprechend darthun, wie sehr man von seiten der Jägerei zeitweise sich befleißigte, geeignete Hunde zu bestimmten Zwecken heranzubilden. Es wird dies bei den aufzuführenden Rassen näher hervorgehoben werden.

In den ersten Zeiten der rohen Jägerei oder des Naturlebens war gewiß die Haupteigenschaft der Hunde, ihr primitiver Raubtiersinn, vorherrschend, sie mögen nun diesen von irgend beliebigen Ahnen ererbt haben. Räuberischer Natur waren sie unstreitig. Die ersten Jäger — wie wir das noch heute bei den Naturvölkern gewahren — brauchten den Hund gewiß zum Aufspüren, Jagen und Fang des Wildes. Die letztere Prozedur, das Fangen, hatte nun zweifellos seine Grenzen in dem Verhältnis der Stärke der gebräuchlichen Hunde zu derjenigen der Jagdtiere. Für die wehrhaftigeren der letzteren mußten entweder größere und stärkere Exemplare vorhanden sein oder nach und nach erzogen werden, deren Mut und Kraft der Mächtigkeit der zu erjagenden Tiere gewachsen war. Zwischen diesen beiden Gegensätzen der Jagdzwecke, hier dem bloßen Aufsuchen und Hetzen kleineren, schnelleren Wildes, also der Scharfsinnigkeit, Schnelligkeit und Ausdauer, dort dem Packen und Niederreißen, mithin den Eigenschaften von Größe, Mut und Gewalt, bildete man sich durch entsprechende Kreuzung alle diejenigen Zwischenstufen oder auch Vervollkommnungen der Eigentümlichkeiten heran, die wir bis auf die heutigen Tage noch stets sich erneuern sehen und zu bewundern haben. Sowie die Jagd eine ausgesuchtere, mit einem Wort ein Sport wurde und sich in Specialitäten verzweigte, folgte auch die Züchtung mit allen ihren Verfeinerungen und Mischungen durch Kreuzung. Das beweisen so recht augenfällig die beiden Richtungen, welche unsere moderne Jagd angesichts unserer veränderten wirtschaftlichen und auch teilweise socialen Verhältnisse genommen, mit ihren Folgen. Der Leithund ist von der Bühne jagdlicher Praxis verschwunden mit dem aristokratischen Specialgebrauch, den gesunden („Kapital"-)Hirsch zu „bestätigen" oder ausfindig zu machen; während der Hühner- oder Vorstehhund in den subtilsten Verzweigungen zu ausnehmender Leistungsfähigkeit der Niederjagd ausgebildet wurde, wie man sie zu Zeiten des Jagdgewehrs mit Feuerschloß nicht kannte. Bei dieser allgemeinen Skizzierung mag es, den uns gesteckten Raumgrenzen gemäß, bewenden.

So führen wir denn die Hauptrepräsentanten unserer deutschen Jagd auf dem natürlichen Schauplatze ihres Handelns vor, um den Lesern ein lebendiges Bild ihrer Wesenheit zu entfalten. Man verarge es uns nicht, wenn wir uns bei diesen Schilderungen der orginellen, kernigen Ausdrucksweise bedienen, die das frische, naturkräftige Vergnügen des deutschen Weidmannes ins Leben gerufen hat und die verdient, daß sie den Erzeugnissen der deutschen Naturpoesie erhalten bleibe.

I. Die Rassen der hohen Jagd.

1) Der Schweiß- oder Pürschhund.

Unstreitig hat sich die Jägerei dieser Hunderasse erst bedient oder sie vielmehr herangezüchtet und gebildet, als das Jagdgewehr schon eine bestimmte Vervollkommnung in der Handhabung sowohl als auch in der Schießleistung erreicht hatte, namentlich die Kugelbüchse in Gebrauch gekommen war. Unserer Überzeugung nach entsprang der jetzige deutsche Schweißhund aus der Kreuzung des Leithundes mit dem deutschen Jagdhunde, dem Hauptvertreter unserer Jagdhunde, die zum Jagen gebraucht werden. Andere unterstellen statt des deutschen den französischen Jagdhund bei dieser Kreuzung, was bei der wesentlichen Übereinstimmung der beiden Jagdhunde so ziemlich auf ein und dasselbe hinauskommt. Wieder andere führen dafür die dänische Dogge oder den Blendling, einen Abkömmling vom Bullenbeißer oder dessen Verzweigung und dem großen Windhunde, an. Aus diesen verschiedenen Kreuzungen, bei welchen übrigens stets der Leithund als Hauptteil vertreten war, erklärt sich der verschiedene Habitus des Schweißhundes, der bald niedriger, bald höher auf den „Läufen" (Beinen) steht, bald einen mehr gedrungenen, bald mehr gestreckten Leib aufweist, je nachdem er von den ersterwähnten Jagdhunden oder aber von dem dänischen Hunde abstammt. Immer aber übersteigt seine Höhe nicht die mittlere eines Hühnerhundes und trägt er übereinstimmend die später bei seiner Jagdbethätigung näher geschilderten Formen des Leithundes.

Der Schweißhund dient als ein feinsinniges Tier nur dazu, die „Fährte" (Spur) des angeschossenen oder „angeschweißten" Hochwildes, wie des Edel-, Dam-, Elch- und Schwarzwildes, weniger schon des Rehwildes, von dem Jäger an der Leine oder dem „Hetzriemen" oder „Fangstrick" geführt, zu verfolgen und das „verendete" (tote) aufzusuchen oder „auszumachen", oder das sehr kranke zu hetzen, einzuholen und zu „verbellen", also daß der nachkommende Jäger es erlege oder ihm den „Fangschuß" gebe. Von diesen Eigenschaften entwickelt sich ein Lebensbild in den nachfolgenden Jagdschilderungen.

Für die Dienste auf der Jagd gehört eine Vorbildung, eine Schulung des Hundes. Sie besteht, was den theoretischen Teil anlangt, in kurzen Zügen in folgenden Unterweisungen.

Entgegen der alten Methode beschäftigt man sich mit dem Hunde schon in frühester Jugend, sobald er seiner Gliedmaßen nur erst recht Herr ist, etwa in der zwölften Woche. Dieser von uns mit großem Erfolg angewandte und entschieden vertretene Grundsatz gilt für alle Rassen. Hierdurch erzielt man Vertrauen und Anhänglichkeit, und bei dem Vorwalten dieser Stimmungen bringt sich dem Tiere alles zu Erlernende spielend bei. „Dem jungen Hunde" — um unsere eigenen Worte zu gebrauchen — „‚Apell' (Gehorsam) beibringen, heißt nichts anderes, als ihn durch humanen Umgang vertraulich, anhänglich, willig und folgsam machen." Eigentlich bedarf es neben dieser Grundregel bei dem Schweißhunde bloß noch der Anleitung, auf das Wort „Nieder!" oder auch nur auf einen entsprechenden Wink sich niederzulegen, ferner den Hund „strick"- oder „leineführig" zu machen, das heißt, ihn so abzurichten, daß er angebunden ruhig zur Linken hinter dem Herrn hergehe. Obgleich man den Zögling nach gründlicher Unterweisung in den gedachten Vorübungen auch schon frühzeitig am Strick mit in den Wald führen kann, damit ihm die „Strickführigkeit" zur anderen Natur werde, er auch auf diesen Gängen sich an den Anblick von Wild gewöhne und dabei ruhig bleibe, so „arbeitet" man ihn doch auf den Schweiß von Hochwild und Rehen erst, wenn er völlig ausgewachsen ist. Wir gestatten uns, aus unserem Werke „Der Hund und seine Jagd" auszüglich die Grundregeln dieser Vorübungen im Walde anzuführen.

„Die Hauptregel bei dieser ersten praktischen Arbeit ist die, daß man aus-

Digitized by Google

nahmsweise einen Rehbock, viel besser aber ein „schwaches" Stück Wild, nicht aber einen dem unvorsichtigen jungen Hunde gefährlichen starken Hirsch oder eine „grobe" (große) Sau, mit starkem Blei „angeschweißt" und das angeschossene Stück erst einige Stunden recht krank werden läßt, bevor man mit dem Hunde demselben „nachhängt" oder dessen Fährte verfolgt." . . . „Es ist bei der ersten Arbeit von besonderem Vorteil, wenn das kranke Stück nach einem starken „Schweißgang" (blutige Fährte) in nicht zu weiter Entfernung zusammengestürzt ist. Man überzeugt sich von solch günstigem Umstande vorerst, ehe man den Hund auf den „Anschuß" (die Stelle, wo das Wild getroffen worden) bringt. Er wird vermöge seiner Naturgabe den Schweißgang „anfallen" oder „aufnehmen". Man spricht ihm dann zu: „Such verwundt!" „Arbeitet" er den Schweißgang stetig „fort" oder „bringt er ihn fort" (das heißt, geht er demselben nach), dann belobt man ihn unter dem Zuspruch: „So recht, mein Hund, such verwundt!" und „läßt ihn schießen", indem man ihm mehr „Hängeseil" oder Fangstrick giebt. Ist er zu hitzig und stürmisch, so ruckt man gelinde am Hetzriemen mit der Mahnung: „Schon dich!" Übergeht er den Gang oder sucht er neben demselben im Winde, dann verweist man ihm dies, indem man ihn „abträgt" oder „arretiert", d. h. am Riemen kurz faßt, ihn wieder zurück auf den letzten Schweiß bringt und diesen ihm mit den Worten zeigt: „Hier! such verwundt!" Sollte er gar den Schweiß oder die Fährte verlieren, dann „greift" man „vor" oder „schlägt Bogen", indem der Hund auf einem kleinen Umweg von der Seite quer über den Schweißgang gebracht wird, damit er denselben erneut anfalle und man ihn dann belobe. Bleibt der Hund stehen und ist unschlüssig, dann lasse man ihm, wie zu allem, geduldig Zeit und korrigiere ihn nicht. Man suche vielmehr in solchen Augenblicken hinter den Grund des Zögerns zu kommen, um den Zögling, hat man die Ursache entdeckt, entsprechend zu unterstützen. Man vergesse nie, daß man es mit einem fein organisierten Wesen zu thun hat, dessen Sinne weit über die stumpfen menschlichen hinausgehen. In der Nähe des verendeten Stückes wird er jedenfalls feuriger in die „Halsung" (Halsband) fallen und — wie Abkömmlinge besonders guter Rasse thun — vor dem ausgemachten Wild „laut ausgeben" (es verbellen) oder „Hals geben". Diese Tugend an einem jungen Schweißhunde ist sehr schätzenswert, und man unterstützt sie so viel als nur möglich vor jedem verendeten Stück durch Anfeuerung des Hundes. Man vermeide jedoch dabei, daß der Hund am Wilde beiße oder zerre, damit er von vornherein nicht zum „Packen" verleidet werde. Thut er dies dennoch, dann gebe man dem Ungezogenen einen oder einige Schläge mit dem Kopf des verendeten Wildes. Denn der Schweißhund soll nicht packen oder fangen, nicht niederziehen, sondern nur das Wild verbellen." . . . „Gewahrt man beim Nachhängen, daß sich das kranke Stück „niedergethan", es aber aus dem Schweißbett schwer und langsam aufsteht, so löst oder „schnallt" man den Hund (vom Riemen samt dem Halsbande) zum erstenmal unter dem Zurufe: „Hui, faß verwundt!" damit er an dem „sichtigen" Wilde oder auf dessen warmer Fährte eine Zeit lang laut jage, es „stelle" und verbelle oder „Standlaut" gebe und man es schließlich „absange" (mit dem Hirschfänger) oder mit der Kugel hinter dem Gehör tot schieße."

Wenden wir uns von der Theorie nunmehr zur lebendigen Praxis auf der Waldjagd.

Die Sonne ist hinter dem Bergwalde verschwunden. In dem Dämmer des Holzes schleicht der Weidmann, seinen Hund am Fangstrick. Er ist in der „Pürsche" oder dem „Weidwerken" begriffen, jenem erwartungsreichen Schleichgange in der Dämmerung des Abends oder Morgens durch die schattige Waldeinsamkeit, in der eigentlichsten Jagd des

Bullenbeißer und Hühnerhund.

Schweißhund.

deutschen „weidgerechten" Jägers. Es ist dies die Jagdausübung, die am ehesten den erfahrenen Mann des Waldes verlangt, es ist das Jagdvergnügen, welches die größte Aufmerksamkeit der Sinne unter dem Walten der Umsicht erheischt und an die Ausdauer, Geduld, Gewandtheit des Körpers und die sichere Handhabung der Fundamentalwaffe des deutschen Weidmannes, die Büchse, gleich hohe Anforderungen stellt. Bei dieser Jagd erweist sich aber auch der feinsinnige Schweißhund, der mit Recht sobenannte Pürschhund, als unentbehrlich, als der fördernde Genosse des Jägers, der den Sieg seines Herrn zum guten Teile miterringt. Haltung und Wesen des Pürschenden zeigt uns den erfahrenen Jäger. Fest mit der ganzen Sohle des Fußes und doch leise und elastisch schreitet er Schritt vor Schritt bedächtig dahin, Auge und Ohr stets offen und wach und jedes Glied des Körpers bereit zum raschen Entschluß und Dienst. Es ist, als ob sich der ganze Ernst und die gespannte Aufmerksamkeit des Pürschenden auf den vierfüßigen Begleiter hinter ihm verpflanzt hätte. Das fuchsrote, mittelhohe Tier — es ist der wohlgeführte, „vollkommene" Schweißhund bester Rasse. Das kündet die Runenschrift seines ausdrucksvollen Gesichts, das um die großen, sprechenden Augen sich in Falten des Ernstes der Erfahrung, aber auch in einem charakteristischen Zuge der Schwermut und Gutmütigkeit legt. Die schöne, lange und breite Dekoration des „Behanges" (der hängenden Ohren) beschattet sich mit einer Färbung von Rußschwarz, die den Ernst des breit- und hochstirnigen, länglichen Gesichtes und Kopfes noch vermehrt und sich am dunkelsten um die starke, breite Hängeschnauze lagert, sowie matt meliert über den Rücken und die hochangesetzte lange und gerade Rute zieht. Mittelhohe, starke und sehnige Läufe tragen den muskelkräftigen, in den Weichen etwas eingezogenen Leib, dem ein voller, faltiger Hals und eine breite, beiderseits tief eingeschnittene Brust, sowie gut gewölbte Rippen und breite Lenden mit hervortretender Muskulatur auszeichnen. „Sellmann" ist von der hannoverschen Rasse. Er zählt brave Verwandte im Harz und Schlesien mit brauner und sogar schwarzer Farbe, die über den Augen, an der Schnauze und den Läufen

fuchsfarben „gezeichnet“ oder „gebrannt“, das heißt, mit Flecken und Feldern an den gedachten Stellen also gefärbt sind; oder er hat Vettern von entschieden gelber Grundfarbe mit schwärzlichen Abzeichen, sogar wolfsstreifige, geflammte oder „wolkige“, auch seltenere langhaarige Stiefbrüder von ähnlicher Färbung. Mit seinem ernsten, gemessenen Wesen verbindet Sellmann eine derbe, starkmütige Natur, kraft welcher er in der Bewachung von Haus und Hof besonders gegen verdächtige Fremde strenge und mürrisch verfährt, auf deren solider Grundlage er aber auch die schwierigsten Proben der Jagd bestanden. Sein Herr vertraut seiner sicheren „Nachsuche“ auf der „Schweißfährte“ verwundeten Wildes, wobei er vermöge seiner vortrefflichen Nase schon so manches Meisterstück ausgeführt. Aber nicht allein an dem Hetzriemen „arbeitet“ Sellmann vorzüglich; er vertritt auch vollkommen die Stelle eines Leithundes der alten Jagdschule. Wie sein Ahne dient er zum „Bestätigen“, das heißt, er markiert oder „zeichnet“ mit der Nase die Stellen, über welche Wild frisch „gewechselt“ oder gegangen ist, also daß er durch Umsuchen der Waldorte den Aufenthalt des Wildes dem Führer andeutet. Seine höchste Bravour bewährt er aber durch sein „Tot-Verbellen“, das ist die Eigenschaft, an selbständig aufgefundenem vereendeten Wilde „auszugeben“ oder laut zu sein, wodurch er dem harrenden Herrn den Ort signalisiert, woselbst das gefundene Stück tot zusammengebrochen ist. Dieses seltene, kostbare Naturgeschenk hat Sellmann als ein Begabter „von seiner Frau Mutter geerbt“ und ist hierdurch in weiteren weidmännischen Kreisen ein gerühmter Schweißhund.

Eben ist urplötzlich der pürschende Weidmann an der Wand einer Dickung stehen geblieben in demselben Moment, wo auch Sellmann stutzt. Die beiden Jagdgenossen stehen am Ende eines berasten Pfades, gerade wo derselbe in einen räumlichen Buchenschlag ausmündet. Vor dem Heraustreten aus dem jungen Gehölz in das Lichte hat der Pürschende die Vorsicht gebraucht, behutsam den Kopf vorzustrecken zur Auskundschaftung des freien Waldortes ihm zur Seite. Sein durch das Stutzen und den dadurch verursachten Ruck Sellmanns an dem Stricke nur noch verschärfter Blick hat sofort ein Stück Rotwild bemerkt, das eben aus dem Dickicht in den Lichtschlag getreten ist. Vom Schatten des nächsten Gezweiges gedeckt, verharrt der Jäger wie eine Bildsäule, und sein zweites Ich, Sellmann, liegt unbeweglich hinter seinem Herrn nieder. Vorher schon hatte seine scharfe Nase und sein feines Gehör das aus der Schonung ziehende Wild „vermerkt“, und ein abermaliger Ruck an dem Strick, den das aufmerksame Tier durch Emporheben und Rückwärtswenden seines Kopfes mittels „Windens“ (Riechens) und Aufhorchens verursachte, gab seinem Führer einen erneuten Wink zum verschärften Aufmerken. Das Alttier ist indessen nach einem kurzen „Sichern“, womit es die Umgebung prüfte, in den freien Buchenschlag weiter gezogen. Die Erfahrung sagt dem Pürschjäger, daß diesem „Kopftiere“ (Anführerin) alsbald anderes Wild nachfolgen werde; und in der That treten jetzt noch mehrere weibliche Stück in das Lichte, dem vorangegangenen Alttiere „äsend“ (weidend) nach. Schon ist das „Rudel“ (Trupp) „Kahlwild“ (weibliches Wild) allmählich in die Ferne gezogen, und noch immer verharren Jäger und Hund unbeweglich an ihrer Stelle am Saume der jungen Hege. Und aus gutem Grunde! Der untrügliche Sinn Sellmanns hat seinem Herrn eine weitere Kunde gegeben. Er hält den Kopf hoch zur Seite, halb rückwärts mit der Nase sichtlich arbeitend. Wiederholt wendet sich sein Kopf dem Herrn langsam zu. Jetzt gewahrt der wache Blick desselben das Telegraphenzeichen des Hundes, der das tief ernste, sprechende Gesicht abermals dem Weidmanne zukehrt. Wohl versteht derselbe die geheime Sprache seines Begleiters; sie heißt: Gieb acht, da drinnen in der Dickung steht Er, wonach du ver-

Digitized by Google

langend pürschest! Unwillkürlich hat der Jäger die Zeichensprache in diese Worte gekleidet, und weiter reiht sich im stillen die Vermutung daran, daß es der Hirsch sein könne, welchen die Vorsicht noch in dem Dickicht zurückhalte, der bereits längst schon „bestätigte" (ausgekundschaftete) „Zwölfender", auf den wiederholte Pürsche und mancher Ansitz mißlungen. Diese Ahnung wird lebhafter jetzt, wo ein leises Klappen im Gehölz sich vernehmen läßt, das die weidmännische Erfahrung sogleich als das Anschlagen des Geweihes von einem Hirsche erkennt. Nun folgt ein neues Geräusch: es ist der gewichtige Tritt eines „starken" Stückes Wild, den ein Rauschen und Rascheln begleitet, das wohlbekannte Geräusch, welches das Anstreifen ziehenden Wildes an die Gebüsche verursacht. Schon ist die Büchse gehoben zum Anschlage nach der Stelle hin, wo das Kahlwild herausgetreten war. Jäger und Hund blicken gespannt nach dieser Richtung, woher nochmals ein leises Ziehen durchs Gebüsch sich verrät. Aber plötzlich ist's stille und nichts regt sich mehr. Eine lange Pause entsteht, in der kein Windhauch ein Blatt bewegt. Schon prüft des Jägers Blick seinen allwissenden Begleiter hinter sich: Sellmann hält hoch und stetig die Nase nach einer Richtung, nach dem Rande der Dickung — dem Einsichtsvollen das untrügliche Merkmal, daß der Unsichtbare mißtrauisch noch zaudert, ins Freie zu treten. Es ist unstreitig ein „Einsiedler", wie der Jäger drastisch den vorsichtigen und klugen starken „Feisthirsch" des Sommers benennt. Da plötzlich teilen sich gemach die Zweige eines Buchenbusches am Saume des Geheges, und schattenhaft schiebt sich der bedeutsame Kopf mit dem mächtigen Geweih eines Hirsches vor ins Lichte. Es ist ein Zwölfer, der ein „ausgelegtes" (auseinander stehendes) Geweih präsentiert. Wohl klopft dem Weidmanne das Herz stärker bei diesem überraschenden Anblicke, den das ungewöhnliche, stolze Waldtier auch dem Ruhigsten und Erfahrensten bereitet. Aber der nächste Moment findet den Jäger gefaßt, in welchem jetzt der Hirsch mit hoher Aktion und wachen „Lichtern" (Augen) langsam aus dem Gehege tritt. Noch eine kurze Augenweide läßt den Anstehenden harren, bis der Hirsch den Kopf senkt, um „sich zu äsen". Diesen Moment benutzt gewandt der Weidmann zum Anschlagen der Büchse, und rasch entsendet diese den Feuerstrahl mit der echoweckenden Sprache in den Hallen des Waldes. — Der Hirsch „hat" auf den Schuß „ein gutes Zeichen gemacht" durch einen hohen Satz („Flucht") in die Luft, dem ein ungestümes Rennen zurück in die Dickung folgt. Vernehmlich kündet ein Rauschen den Weg des flüchtigen Hirsches, dessen tödliche Verwundung weiter noch ein wiederholtes abgesetzt wuchtiges Getöse verrät, das der taumelnde Leib des Angeschweißten durch Anrennen an die Gebüsche verursacht. Spannend verfolgt das Ohr des Schützen das Abrennen des Hirsches; aber das feinere Gehör Sellmanns nur hat das endliche Zusammenbrechen des Flüchtigen in der Ferne vernommen, und das beredte Glied seines Leibes, die Rute, verkündet diese wichtige Wahrnehmung durch ein lebhaftes Wedeln.

Aber schon weicht die letzte Dämmerung dem Dunkel der Nacht, und die „Nachsuche" oder das Nachhängen mit dem Hunde ist nicht angänglich. Die wohlweisliche Weidmannsregel verschiebt die Nachsuche auf die Frühe des nachfolgenden Tages.

Das aufgehende Tagesgestirn beleuchtet diese interessante Jagdprozedur, in welcher die Begabung und Geschicklichkeit des Hundes allein walten und den Sieg der Meisterschaft der Sinne bewähren, vor welchen die stumpfen des Menschen verschwinden.

Auf den „Anschuß" gebracht, fällt Sellmann sofort am Fangstrick den Schweiß an, den Schweißgang, den der angeschossene Hirsch am Laube der Gebüsche und am Boden zurückgelassen, sicher „fortbringend". In einem stetigen Nachhängen führt der brave Hund mühe- und zweifel-

los den nachfolgenden Jäger durch das Dickicht einige hundert Schritte zur Stelle, wo der Hirsch verendet liegt. Ein überraschender, malerischer Anblick! Der Zwölfer liegt fast wie lebend, an einen Felsblock gelehnt, mit etwas gehobenem Kopfe und Geweih, dessen „Stangen" beim Zusammenbrechen des Verendenden sich im Geäste verfingen, wodurch Hals und Kopf über dem Boden gehalten wurden.

* * *

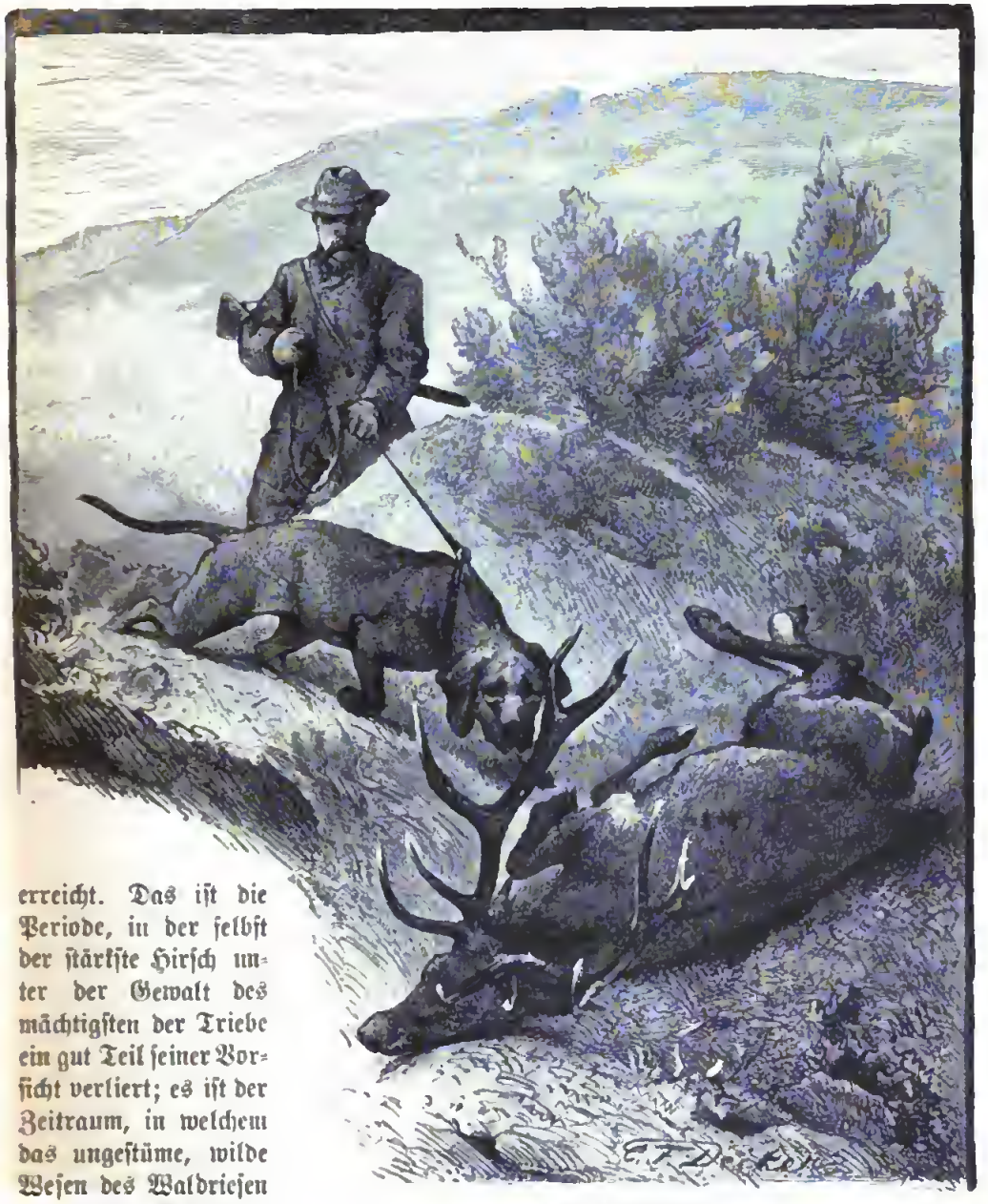
Wir schildern eine zweite Scene der Jagd auf den Edel- oder Rothirsch, da diese Wildart den Kernpunkt der Arbeit mit dem Schweißhunde bildet. Die Schilderung findet wohl um so mehr Interesse, als sie im wesentlichen einem weidmännischen Erlebnis und wirklich bestandenen persönlichen und örtlichen Verhältnissen entstammt.

Wiederholt tritt der Waldhüter Peter — in vertrauten Kreisen der „Waldpeter" getauft — vor den Oberförster, um ihm in seiner drastischen Weise zu melden, daß der kapitale „Vierzehner" ein starkes Rudel am „Finsterloh" „zusammengetrieben" und sich den „Schneidern" (schwachen Hirschen) und einem starken „Zehner" gegenüber als „Platzhirsch" (Gebietender) behaupte.

„Es ist unser Einsiedler, der den ganzen Sommer uns gesoppt hat" — referiert Peter eifrig weiter. (Peter spricht im Plural, da er alles, was Jagd und Wald angeht, mit seiner Persönlichkeit verknüpft.) „Der Kapitale steht beim Tannenhorst im Finsterloh. Wir können ihm da bei ‚Heil' (Glück) auf dem Pürschpfädchen ankommen und das letzte Wort mit ihm sprechen." (Peter meint hier orakelhaft die Erlegung des Hirsches.) „Wir haben dieweil guten, ständigen Wind von der Pfingstweide her. Da zieht ‚Er' (das heißt der Kapitale) mit dem Rudel von der Äsung zu Holz den ‚Kirchgang' so gegen fünfe." (Mit dem letzteren Weidmannsausdruck bezeichnet Waldpeter treffend den zögernden, vertrauten Gang des Wildes in der Frühe.)

Dieser wichtigen, hoffnungsvollen Meldung entspringt der sofortige Plan zum Pürschgange am nächsten Morgen. Betrifft es doch einen der stärksten Hirsche des Reviers, an dessen Erlegung sich die weidmännische Ausdauer des Oberförsters den ganzen Sommer über vergeblich erschöpft hat, was bereits der Waldpeter en passant berührt hat. Allen Nachstellungen, selbst der Jagdlist des Waldpeters gegenüber, entging der schlaue, wachsame Hirsch. Als Einsiedler hatte er sich einen Waldkopf nahe an einem Außenfeld zum „Sommerstand" erkoren. Dort verriet er sich alsbald dem Spürsinn Peters in seiner gewaltigen Zeichenschrift faustbreiter „Schalen" (Fußabdrücke) im Lehmwege am Waldsaume, wo er das Eldorado einer Wicken- und Kleeflur „annahm". Aber weder das behutsamste Anschleichen zum Spät- und Frühstande, noch das späteste „Passen" in der Moudnacht, noch der Pürschgang führten zum Ziel. Der unweit des Feldes im Dickicht „steckende" Hirsch vernahm den ankommenden Jäger und trat erst spät nach dessen Entfernung zur Äsung auf die Flur heraus. Auch der originelle Vorschlag Waldpeters wurde zu Schanden vor den scheinbar überwildlichen Sinnen des mißtrauischen Einsiedlers. In den Socken schlich der Oberförster dem derb in gleichem Tempo vorschreitenden Waldpeter bis zum Ansitze nach, der sodann vernehmlich seinen Weg allein weiter fortsetzte, während der Weidmann ansaß. Aber vergeblich war selbst dann das Ausharren bis tief in die Nacht hinein; der Hirsch blieb entweder mißtrauisch in der Dickung stehen, oder er trat an einer fernen Stelle zur Äsung. Wie zum Hohne der Nachstellenden spürte er sich immer wieder in der Flur.

Jetzt auf die Meldung des Waldhüters taucht neue Hoffnung auf im Gemüte des Weidmannes, frischer Anreiz entsteht, den Kapitalen zu erlegen. Denn der September ist bis zur Mitte vorgeschritten, und damit hat die „Brunft" oder die Begattungszeit des Edelwildes den Höhepunkt



Verendeter Zwölfer.

erreicht. Das iſt die Periode, in der ſelbſt der ſtärkſte Hirſch unter der Gewalt des mächtigſten der Triebe ein gut Teil ſeiner Vorſicht verliert; es iſt der Zeitraum, in welchem das ungeſtüme, wilde Weſen des Waldrieſen in ſeinem „Schreien“ oder „Orgeln“ und dem „Kämpfen“ mit den Rivalen gipfelt und ſo der Jagd einen höheren romantiſchen Zauber verleiht.

Lange vor dem erſten Tagesgrauen ſchreitet der Oberförſter über die Schwelle des einſamen Forſthauſes. Der Schweißhund ſteht vor ihm und bietet verſtändnisvoll den Kopf der Halſung dar. Sofort ziehen beide zu Holz, der Weidmann in lebhafter Erregung die Schritte fördernd, der Hund ſeinen Jagdeifer durch freudiges Wedeln bekundend. Schattenhaft ſtill geht's über eine Heide dahin. An ihrem Saume liegt das Finſterloh, der erwartungsvolle Waldort, wo der Brunftplan, der Tummelplatz der Minne des erſehnten Kapitalen, entſtanden iſt und woran das Außenfeld der Pfingſtweide ſtößt. Schon zeigt ſich am öſtlichen Horizont ein feiner Silberſtreifen, der das Nahen des erſten Morgengrauens dem prüfenden Jägerblicke verkündet.

Eine Strophe des alten Jägerliedes klingt im Gemüte des endlich am Finsterloh Ankommenden auf:

Es fängt schon an zu tagen,
Nun ist's die beste Zeit.

Da silhouettiert sich gegen den Nachthimmel der schwarze Tannenhorst, und dort drunten am Hange liegt in chaotischen Nebelformen die Pfingstweide. Der Jäger ist zur Stelle. Gewissenhaft „zeichnet" den wie eine Reitbahn auf einer alten Heideblöße eingetretenen Brunftplatz der Schweißhund unter einem tiefen Schnauftone heftigen Witterns. Ein Ruck an der Halsung beschwichtigt das aufmerksame, gehorsame Tier. Rasch überblickt das Jägerauge die bekannte Örtlichkeit, und dieser, sowie des günstigen, vom Felde kommenden Luftzuges gemäß, wählt der Anpürschende den Ansitz statt des Weiterpürschens. Der „Trauf" (Saum) des Tannenhorstes nimmt allsogleich Jäger und Hund gut gedeckt in sein hängendes Geäste auf. Gerade gegenüber dem Brunftplane vor einem Felskamme und büchsenschußweit zur Seite zieht der betretene „Wechsel" vom Felde herauf.

Jetzt bringt der Morgenzug — ein Wonneton dem Weidmanne — das erste tiefe „Trenzen" vom Hange her. Das ist der verhaltene Brunftton des Kapitalen im gewichtigen Basse; gewiß kommt er dem nahenden Rudel nachgezogen. Richtig! näher rückt's, abgebrochen trenzend, und nun auf einmal erschallt der volle hohle, tiefe Schrei mit den gewaltigen Schlußstößen. Zwei-, dreimal erdröhnt der Wald davon, dann ist's still ringsum. In spannendster Erwartung harrt der Anstehende. Höher hat sich indessen der Morgenhimmel gefärbt; es wird Tag. Da endlich regt sich's im Lichten unter vernehmlichem Rauschen und Rascheln im Laube. Das Rudel naht. Bald wird das „den Kopf führende" (vorangehende) Alttier sichtbar. Mit der stets klaren Leuchte seiner Lichter zieht es vertraut und doch behutsam sichernd daher. Aber o Pein! nun wendet es ab vom Wechsel und zieht über Schußweite am Anstehenden vorüber. Ihm nachziehend kommt das Rudel. Der ganze Harem des Kapitalen von den Matronen (Alttieren) bis zum jungfräulichen Schmaltier herab samt der Beigabe von „Spießern" und „Gablern" (jungen Hirschen) in schüchterner Haltung abseits. Angesichts dieser mißlichen Wendung des Rudels hat der Anstehende bereits leise seine Jagdtasche abgelegt, dem wohlgeschulten Hunde ein mahnendes Zeichen, zunächst der Tasche an dem Stricke still niederzuliegen. Im Düster des Tannenstreifens pürscht nun der Schütze mit äußerster Vorsicht vor bis zu schußmäßiger Distanz gegenüber dem Felsrücken, über den das Rudel eben gezogen ist. Plötzlich trifft ein vielverheißender Ton des Pürschenden Ohr: es ist das Aufstampfen („Plätzen") des Kapitalen, der nunmehr, ein Gigantenschatten, im Holze sichtbar, vernehmlich „Wimpel schlägt", indem er mit dem Geweih vom Boden Erde und Rasen unter Trenzen in die Höhe schlendert. Immer weiter herauf, aber entfernt vom Wechsel, zieht der Hirsch — endlich verschwindet er hinter dem Felskamme.

Schon blitzt in dem halb enttäuschten Weidmanne der Entschluß auf, dem Hirsche durch Anpürschen an das äußerste Ende des Felsrückens den Vorsprung abzugewinnen; doch die Vorsicht gebietet ruhiges Abwarten zur Stelle. Da — wie ein deus ex machina — erscheint der dunkle Abriß des Hirsches hinter dem Hange des Kammes. Aber noch ist er über Schußweite vom Jäger entfernt, dessen Geduld nun eine Probe bestehen muß, wie sie die Erfahrung lehrt. Noch entbehrt der Hirsch trotz der drängenden, treibenden Brunst ein Stück seiner früheren Vorsicht nicht: er zieht zögernd und oft sichernd dem Hang entlang. Doch endlich naht er sich in einer Wendung dem Rücken des Felsens, um daselbst, breit und mit zur Erde gesenkter, witternder Nase vor dem Schützen vorbei, in den Wechsel zu lenken, den das Rudel passiert ist. In dem Augenblicke erschallt das Schreien seines Nebenbuhlers, des

„Beihirſches“ oder „Umgängers“ vom Rudel. In Eiferſucht fährt das ganze Vorderteil des Gekrönten in die Höhe, der Kopf mit dem angeſchwollenen, ſchwarzbehaarten Brunſthalſe ſtreckt ſich in die Luft, das Geweih ſenkt ſich zum Rücken und donnernd ſchickt ein gewaltiges Orgeln die Antwort dem Nebenbuhler entgegen. Noch in die letzten Brunſtſtöße ſchallt der Knall der Büchſe aus dem Tannendickicht. Heftig fährt der Hirſch zuſammen, im nächſten Moment nach einer Flucht vorn zuſammenſtürzend; aber ſogleich wieder auf den Läufen, geht er abgebrochen und halb flüchtig über den Felſen hinab. Wie ein Gedanke ſchnell iſt der Schütze beim Hunde, um ihn zu „arretieren“, indem er ihn flugs am Hetzriemen auf den Anſchuß bringt. Daſelbſt zeigt ſich nur wenig Schweiß, der ſogleich aufhört und keinen weiteren Schweißgang erblicken läßt. Der helle Schlag der Kugel ſowie das deutliche Hinken auf einem Vorderlaufe beim zögernden Flüchtigwerden des Hirſches bewieſen, daß derſelbe „lauflahm“ geſchoſſen iſt, und beſtimmen den Schützen, den „fermen“ (zuverläſſigen) Hund zu ſchnallen. Mit dem Zuſpruche: „Hatz los, hui faß!“ vom Stricke befreit, fällt der Hund eifrigſt die Fährte an und iſt im Nu auf derſelben über den Felsrücken verſchwunden. Gleich darauf giebt er ſchneidig laut: er jagt mit „ſeinem Halſe“ (hoher Stimme) am kranken Hirſche, und alsbald ertönt zur Wonne des nachgeeilten Herrn der tiefe „Standlaut“ ſeines Hundes, der den Hirſch eingeholt hat und nun lebhaft verbellt. Noch hatte der Schütze vom Felſenkamme herab die befriedigende Schau gehabt, wie der brave Hund durch das Labyrinth der vom Rudel zurückgelaſſenen Fährten hindurch ſicher den Gang des kranken Hirſches herausfand und den Angeſchoſſenen einholte. Ein vorſichtiges, aber nichtsdeſtoweniger entſchiedenes und förderndes Anpürſchen iſt nötig, denn der wilde, wehrhafte Brunſthirſch hat den tapferen Hund bereits „angenommen“, in Abſätzen mit geſenktem Geweih auf ihn eindringend und gefährlich um ſich ſchlagend. Auf einen ſicheren Fangſchuß hinter die „Lauſcher“ (Gehör) iſt der Hirſch verendet zuſammengeſtürzt.

Wohl klingt ein lebhafter Triumph auf in der Bruſt des Schützen ob ſeines Weidmannsheiles! Selbſt in der jauchzenden Freude aber iſt das echte Weidmannsgemüt wohl eingedenk des Verdienſtes ſeines Hundes, der ihm den Sieg erringen half über den ſchwer zu erbeutenden klugen und heimlichen Vertrauten des Waldes.

(Fortſetzung folgt.)

Weihnachtslitteratur.

Wie alljährlich, sind uns auch in diesem Jahre vor der Weihnachtszeit wieder die Neuigkeiten des Buchhandels für den Geschenktisch in großer Anzahl zugegangen. Wir greifen aus der Fülle des Gebotenen dies und jenes heraus, was der Empfehlung wert scheint, und es soll uns freuen, wenn es gelingt, unseren Lesern damit willkommene Fingerzeige zu geben. Die auf dem Gebiete der illustrierten Werke für Jugend und Haus besonders thätige Verlagshandlung von Otto Spamer bringt verschiedene Novitäten sowie neue Auflagen und Fortsetzungen von Lieferungswerken. Von letzteren erhielten wir die neuesten Hefte der zweiten Auflage des **Illustrierten Konversations-Lexikons**, welches bereits wiederholt an dieser Stelle seiner besonderen Nützlichkeit wegen empfohlen wurde. Auf dem Gebiete der Encyklopädien hat sich in den letzten Jahren ein großer Fortschritt vollzogen, und auch Spamers „Illustriertes Konversations-Lexikon" giebt dafür durch die Reichhaltigkeit des Inhaltes und die zahlreichen wertvollen Abbildungen einen überzeugenden Beweis. — Ferner sind von der achten Auflage des **Buches der Erfindungen**, herausgegeben von Franz Reuleaux, zwei weitere Bände erschienen, und wir dürfen nur auf den geradezu erstaunlichen Erfolg hinweisen, der sich durch die achte Auflage eines so kostbaren Werkes dokumentiert, um die Trefflichkeit desselben darzuthun. — Von der Serie „Unser deutsches Land und Volk" liegt der zehnte Band, **Bilder von den deutschen Nordseeküsten** enthaltend, vor, ein schön illustriertes und textlich sehr empfehlenswertes Buch. — Die **Illustrierte Mythologie** von Dr. Hermann Göll ist in fünfter Auflage, des **Knaben Spielbuch** von Wagner in achter Auflage erschienen; auch liegt eine neue — die siebente — Auflage des bereits zur größten Popularität gelangten Buches **Der große König und sein Rekrut** von Franz Otto sowie von desselben Verfassers **Vaterländischem Ehrenbuche** vor. Ferner sei auf das hübsche Buch **Orientalische Märchenwelt** von C. Michael besonders hingewiesen. Wir müßten befürchten, unsere Leser zu ermüden, wollten wir noch weiter auf Einzelheiten dieses Verlags eingehen; aber so viel ist zweifellos, daß die reichliche Auswahl, welche Spamer bietet, jeder Anforderung an bestimmte Altersklassen oder besondere Interessen Genüge leistet. Auch die Serie **Neue Volksbücher** ist durch mehrere Bändchen von Michael und Ludwig Habicht vermehrt worden.

Aus dem Verlage von Ferdinand Hirt und Sohn in Breslau und Leipzig sind gleichfalls sehr hübsch ausgestattete Neuigkeiten auf dem Gebiete der Jugendlitteratur erschienen. Sowohl Brigitte Augusti wie Oskar Höcker, die beiden schon durch frühere Arbeiten vorteilhaft bekannten Verfasser, haben neue Werke geliefert; von ersterer liegt vor **Im Banne der freien Reichsstadt**, von letzterem **Zwei Streiter des Herrn, Die Brüder der Hansa** und **Friedrich der Große**. Alle diese Bücher sind von der Verlagshandlung schön ausgestattet, reich illustriert und werden in sehr geschmackvollem Einband versendet.

Auch „Ebhardts Jugenddibliothek" (Verlag von Franz Ebhardt in Berlin) ist nicht zurückgeblieben. Eine Biographie **Mozarts**, für die reifere Jugend bearbeitet von W. Lackowitz, mit sechs Holzschnitten, bildet den fünften Band dieser bereits geschätzten und schön ausgestatteten Sammlung.

Noch möchten wir die bei Max Woywod in Breslau erscheinende, einfach aber solid ausgestattete „Vaterländische Geschichts- und Unterhaltungsbibliothek" erwähnen, zu welcher Oskar Höcker, Ludovika Hesekiel, Robert Springer u. a. Beiträge geliefert haben. Eines der letzten Bändchen enthält **Kurbrandenburg in Afrika** von Herm. Jahnke, eine sehr lesenswerte und nach besten Quellen gearbeitete Erzählung aus der Zeit des Großen Kurfürsten.

Von den Schriften des phantastischen Julius Verne in der bei A. Hartleben in Wien erscheinenden autorisierten deutschen Ausgabe

sind ebenfalls einige neue Bändchen erschienen: **Der Südstern oder das Land der Diamanten** und **Der Archipel in Flammen.**

* * *

Unter den zahlreichen kleineren litterarischen Gaben für den Weihnachtstisch darf ohne Zweifel die neue — dritte — Auflage von Gottfr. Kinkels formschönem und echt poetischem Gedichte **Tanagra** (Braunschweig, George Westermann) empfohlen werden. Auch die siebente vermehrte Auflage von **Theodor Storms Gedichten**, welche im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin erschienen ist, mag hervorgehoben sein. Der Inhalt des geschmackvoll ausgestatteten Bändchens bedarf hier keiner weiteren Empfehlung, da Theodor Storm, dessen Werke in geschmackvoller Gesamtausgabe im G. Westermannschen Verlage bereits in dritter Auflage erschienen sind, sich seit vielen Jahren der Liebe und Verehrung unserer Leser, sowie aller Freunde wahrhaft kunstgemäßer und edler Poesie erfreut. — In zweiter Auflage erschien auch die für den billigen Preis erstaunlich geschmackvoll und reich ausgestattete Anthologie **Von allen Zweigen.** Neuere lyrische Dichtungen ausgewählt von Sophie Verena. Mit sechzehn Illustrationen. (Berlin, H. W. Müller.) Die Auswahl der Gedichte ist in jeder Hinsicht zu loben, und die Illustrationen sind in ihrer Mannigfaltigkeit sämtlich von künstlerischem Wert. — Als recht gefälliges Weihnachtsgeschenk darf ferner die kleine Sammlung von ästhetischen Betrachtungen über die Jahreszeiten, welche Amand v. Schweiger-Lerchenfeld unter dem Titel **Im Kreislauf der Zeit** bei A. Hartleben in Wien hat erscheinen lassen, bezeichnet werden. Es sind hübsch illustrierte, nicht allzu lange Aufsätze, welche sich an den Wechsel der Jahreszeiten anlehnen, wobei gemütvolle und zugleich belehrende Bemerkungen hervorragen und kleine novellistische Skizzen sich einflechten. — Im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart erschien ein gleichfalls illustriertes Buch **Die Sitten der guten Gesellschaft**, ein Ratgeber für das Leben in und außer dem Hause von Marie Calm. Es ist unbestreitbar, daß seine Sitten sich nicht aus Büchern erlernen lassen, aber das vorliegende Buch macht einen sehr liebenswürdigen Eindruck und bringt eine Menge Dinge zur Sprache, welche bei der Erziehung junger Damen immer wieder einmal aufgefrischt werden können, um hier und da eine Lücke zu komplettieren.

* * *

Es sind jetzt fünfzig Jahre her, seitdem die erste Auflage von K. Joh. Ph. Spittas **Psalter und Harfe** erschien, und in diesem Jahre hat die Verlagshandlung von M. Heinsius in Bremen die fünfzigste Auflage dieser schönen geistlichen Lieder als doppelte Jubelausgabe in großem Format, mit vierundzwanzig Vollbildern nach Originalen von B. Plockhorst und F. Wanderer versehen und auch sonst mit typographischem Schmuck ausgestattet, und in einem sehr reichen und doch dem Charakter des Ganzen entsprechenden Einbande als Weihnachtsgabe versandt. Der bekannte Dichter Julius Sturm hat die Gedichte nach dem Vaterunser geordnet und mit einer Einleitung versehen. Das Buch ist für Familien, in denen eine ernste und religiöse Richtung gepflegt wird, ungemein geeignet und wird ebenso in Fällen, wo es auf Trost und Erhebung des Gemüts ankommt, vortrefflich am Platze sein.

Von Jul. Sturm selbst ist eine sehr hübsch ausgestattete Sammlung neuer Gedichte **Bunte Blätter** bei Herrosé in Wittenberg erschienen.

* * *

Die Verlagshandlung für Kunst und Wissenschaft in München (vormals Friedrich Bruckmann) hat in diesem Jahre für den Weihnachtstisch wiederum eine **Münchener Bunte Mappe** erscheinen lassen, welche an geschmackvoller Ausstattung dem vorjährigen ersten Jahrgang noch überlegen ist. Sowohl die artistischen wie litterarischen Beiträge beweisen eine rege Teilnahme der Künstler und Dichter, wenn dieselben unseres Wissens auch nicht sämtlich in München ihren Wohnsitz haben. Es ist schwer, die einzelnen Beiträge kurz zu charakterisieren; man müßte dazu eine Abhandlung schreiben, da fast jedes Bild und jeder litterarische Beitrag eine besondere Physiognomie zeigt. Eröffnet wird der Band durch eine von Friedrich Pecht geschriebene kurze biographische Skizze des Malers Wilhelm Diez, mit Handzeichnungen des letzteren; dann findet sich ein kleines Drama von Paul Heyse, Gedichte von Hermann Lingg, auch ein paar Gedichte des leider verstorbenen Karl Stieler, eine kleine Novelle von Wilhelm Jensen; ferner Beiträge vom Grafen Schack, Franz v. Löher, Ferdinand Gregorovius u. a. Von Malern finden wir Gabriel Max mit einer gezeichneten spiritistischen Studie „Die Seherin von Prevorst", Franz v. Lenbach, Karl v. Piloty und viele andere ältere und jüngere Künstler. — In demselben Verlage erschien ein Heft **Antike Fragmente** von Leo v. Klenze. Es sind drei Blätter, von denen eins der griechischen und zwei der römischen Baukunst gewidmet sind; dabei befindet sich eine sachgemäße Erläuterung, so daß dieses Heft, welches bei seinem großen Format auf den wenigen Blättern sehr viel enthält, für angehende Baukünstler ein instruktives Material bietet.

* * *

Digitized by Google

Unter den Reisebeschreibungen, welche in den letzten Jahren erschienen sind, nimmt das zweibändige Werk **Der Kongo und die Gründung des Kongostaates** von Henry M. Stanley (Leipzig, F. A. Brockhaus) das Interesse in erster Linie in Anspruch. Abgesehen davon, daß sich darin eine große Fülle von Beobachtungen und Erfahrungen findet, enthält es auch am Schlusse des zweiten Bandes eingehende Mitteilungen über den Verlauf der Berliner Konferenz und zugleich eine in zwei Sektionen geteilte große Karte vom Kongobecken und den angrenzenden Gebieten, nach genauen Beobachtungen und Messungen, wobei die offiziell festgesetzten Grenzen bezeichnet sind. Erhält der Leser somit in diesem Werke das wichtigste und bis jetzt erschöpfendste statistische Material, so gewährt es auf der anderen Seite einen hohen Genuß, dem energischen Amerikaner auf seiner sechsjährigen Expedition zu folgen und Schritt für Schritt sein der Forschung und organisatorischen Arbeit gewidmetes Wirken zu beobachten. In einem Kapitel „Der Kern des Ganzen" faßt er noch einmal alles zusammen, was in den beiden Bänden ausführlich dargelegt ist. Da die Kongofrage sich erst im Beginn ihrer Entwickelung befindet und das Interesse dafür ein sehr lebhaftes und allgemeines ist, darf das Stanleysche Werk gewiß auf große Teilnahme zählen. Die Verlagshandlung hat dasselbe würdig ausgestattet, und beide Bände sind reich und interessant illustriert.

Auch von dem wertvollen Werke von Henry Landsdell über **Russisch Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw** in der deutschen Ausgabe von H. v. Wobeser (Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn) liegt nun der zweite Band vor. Er enthält höchst interessante Kapitel über die Kirgisen, Taschkend, Kokan, das mohammedanische, jüdische und russische Samarkand, über die Occupation Turkestans durch die Russen u. a. m. Auch dieser Band bringt wieder eine Anzahl gut ausgeführter Illustrationen.

Das Inka-Reich. Nach den ältesten spanischen Quellen von R. B. Brehm. (Jena, Fr. Maukes Verlag.) — Es bleibt ewig zu bedauern, daß von den Kulturzuständen des alten Inka-Reiches Peru nur geringe Reste an Bauten und Kulturwerken und nur verzerrte und größtenteils von halbgebildeten fanatischen Menschen herrührende Mitteilungen auf uns gelangt sind. Die Zerstörung ging einen so raschen Schritt und wurde so rücksichtslos ins Werk gesetzt, daß die spätere Zeit viel zu wenig Material vorfand, um ein wirklich befriedigendes Bild der Zustände konstruieren zu können. Man stößt fortwährend auf Lücken und Unbegreiflichkeiten. Brehm hat mit gewissenhafter Sorgfalt in Spanien alle Quellen durchforscht und mit wahrhaftem Interesse für den Gegenstand das Resultat seiner Bemühungen zusammengestellt. Wenn man nun die authentischen Schilderungen der wüsten Greuel liest, all der perfiden Grausamkeiten, welche die Spanier bei der Eroberung des wehrlosen Landes ausübten, kann man sich nicht des Gefühls der Entrüstung erwehren und muß der Hingabe an einen so undankbaren Stoff um so größere Achtung zollen.

* * *

Der unermüdliche Arbeiter auf dem Gebiete fremdländischer Forschungen A. v. Schweiger-Lerchenfeld hat sein Lieferungswerk über **Afrika, der dunkle Erdteil im Lichte unserer Zeit** (Wien, A. Hartlebens Verlag) nun beendet und damit dem populären geographischen Studium einen großen Dienst geleistet. Das Buch ist ungemein reich illustriert und überhaupt so ausgestattet, daß es als prächtiges Weihnachtsgeschenk empfohlen werden kann. Herr von Schweiger-Lerchenfeld besitzt selbst einen Schatz eigener Reiseerfahrungen und versteht es dabei in ausgezeichneter Weise, sein Material belehrend und anschaulich zu gruppieren.

Von dem groß angelegten Werke **Unser Wissen von der Erde**, dessen Herausgabe der allgemein hochgeschätzte Geograph Alfred Kirchhoff übernommen hat, liegt nun der erste Band fertig vor. Derselbe behandelt die allgemeine Erdkunde, und die folgenden Bände sollen die einzelnen Weltteile in ausführlichen Beschreibungen vorführen. Es ist dies ein in jeder Hinsicht groß angelegtes und mehreren ausgezeichneten Gelehrten anvertrautes Werk, welches auch in Bezug auf die zahlreichen und ganz vorzüglich ausgeführten Illustrationen uneingeschränktes Lob verdient. Die Verlagshandlung G. Freytag in Leipzig widmet dieser Publikation die liebevollste Sorgfalt, und es ist zu hoffen, daß bei dem gegenwärtigen Interesse für die geographische Wissenschaft das deutsche Publikum solche gewissenhafte Bestrebungen auch seinerseits anerkennt.

* * *

Für Musikfreunde, denen es um geläuterten Geschmack und klares eingehendes Verständnis zu thun ist, wird der zweite Band der musikalischen Lebens- und Charakterbilder **Unsere klassischen Meister** von Otto Gumprecht (Leipzig, H. Haessel) eine besonders willkommene Gabe sein. Der erste Band wurde mit einer gedankenvollen Einleitung: „Warum treiben wir Musik?" eröffnet, und es folgten dann die Charakterbilder von Bach, Händel, und Gluck; der zweite Band bringt nun Haydn, Mozart und Beethoven, und diese beiden, in Druck und Papier würdig ausgestatteten Bände

bilden eine reiche Fundgrube von Mitteilungen und Aufschlüssen, welche das Verständnis für die großen deutschen Meister der Musik wesentlich erweitern, und zwar geschieht dies in der feinsinnigsten Weise und mit einer seltenen Beherrschung der Sprache, so daß man nur wünschen kann, das Werk möchte in allen Familien, wo gute Musik zu Hause ist, mit Aufmerksamkeit gelesen werden und einen Ehrenplatz in jeder Hausbibliothek finden. — Aber Gumprechts musikalische Belehrungen beschränken sich nicht nur auf die klassischen Meister; in seinem Buche **Neuere Meister**, welches in demselben Verlage und zwar soeben in zweiter Auflage erschien, hat er auch eine Reihe von deutschen und französischen Komponisten neuerer Zeit in ebenso treffender wie maßvoller Weise geschildert. Franz Schubert, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann und Weber sind dort die deutschen Vertreter; in Chopin und Auber ist die französische Richtung, in Rossini die vornehmste künstlerische Erscheinung in der modernen italienischen Musik geschildert. Auch in diesen beiden Bänden begegnen wir einer Fülle von Kenntnissen, verbunden mit wahrhafter Liebe für die edelsten Ziele der Kunst. — Wer dann noch des Verfassers Ansichten über die neuesten Bewegungen auf musikalischem Gebiete kennen lernen will, sei auf dessen in demselben Verlage erschienene **Neue musikalische Charakterbilder** verwiesen, in welchen auch Richard Wagner eine ausgedehnte Berücksichtigung findet.

* * *

Zur Erinnerung an das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der preußischen Armeereorganisation hat die Verlagshandlung von Theodor Fischer in Kassel ein Album mit zwanzig Blatt durch Lichtdruck vervielfältigter Zeichnungen in Foliosormat mit einer eleganten Mappe unter dem Titel **König Wilhelm und sein Heer** erscheinen lassen, welches sich vorzüglich zum Festgeschenke, namentlich für militärische Kreise eignet. Außer mehreren Blättern, die sich speciell auf den Kaiser und seine damaligen Heerführer beziehen, bietet das Werk eine Reihe von Abbildungen, welche, an die Muster von Werner und Menzel sich anlehnend, verschiedene Truppenteile in Aktion vorführen und sich durch freie Behandlung und einen echt realistischen Zug auszeichnen. Die Originale befinden sich im Besitz des Kaisers Wilhelm, der auch die Widmung des künstlerisch vornehmen Werkes gestattet hat.

Einen anderen Charakter trägt die bei Adolf Titze in Leipzig erschienene Prachtausgabe der feinsinnigen Dichtung **Harald und Theano** von Felix Dahn, illustriert von Johannes Gehrts. Der Untergang der ausgearteten antiken Welt, welche nur noch den Rausch des Augenblicks begehrte, und das Zusammenfließen der ernsten christlichen Lebensauffassung mit der Heldenkraft des Germanentums, als Träger einer neuen Weltordnung, bilden die Grundlagen des in schönen Versen dahinströmenden Gedichtes, dem eine talentvolle Künstlerhand, von sorgfältigen Studien geleitet, reichen Bilderschmuck zugefügt hat. In Bezug auf geschmackvolle Ausstattung hat die Verlagshandlung dann so viel hinzugethan, um das Ganze zu einem ebenso ansprechenden wie dem Auge wohlgefälligen litterarischen Festgeschenke zu machen.

Zwei Lieferungswerke, welche von demselben Verfasser, Friedrich v. Hellwald, im Verlage von Schmidt und Günther in Leipzig erscheinen, schreiten in erfreulicher Weise vorwärts, und das umfangreichere derselben: **Amerika in Wort und Bild**, wird nun wohl bald abgeschlossen sein. Ursprünglich war dieses in Text und Illustration ganz ungemein reichhaltige und gediegene Prachtwerk auf fünfzig Lieferungen angelegt, aber Verfasser und Verleger haben eingesehen, daß der kolossale Stoff einen größeren Umfang bedingt, und die Abnehmer werden ganz zufrieden sein, wenn nichts übereilt und die Vollständigkeit nicht beeinträchtigt wird. Bis zur Festzeit wird das reichhaltige Lieferungswerk jedenfalls vollständig vorliegen. — Auch die andere Publikation des Herrn v. Hellwald: **Frankreich in Wort und Bild**, welche in fünfzig Heften Geschichte, Geographie, Handel und Industrie des vielseitigen Landes darstellen und diese Schilderungen durch zahlreiche wertvolle Illustrationen anziehender machen wird, schreitet rüstig vorwärts und verspricht nach der Vollendung ein den Ansprüchen unserer Zeit durchaus angemessenes Werk zu werden.

Litterarische Notizen.

Die Reformation und die älteren Reformparteien. Von Ludwig Keller. (Leipzig, S. Hirzel.) — Dies Buch wird sehr lebhaften Widerspruch finden. Seine geschichtlichen Untersuchungen sind in eigentümlicher Weise gemischt mit freimaurerischer Neigung für die Annahme einer geheimen und zusammenhängenden Überlieferung, die von den ältesten

Digitized by Google

Zeiten des Christentums zu den Waldensern und von da zu der Reformation und Herder und Lessing hingehe. Zieht man jedoch solche Phantasien ab, so bleibt ein sehr bedeutender Kern höchst beachtenswerter Untersuchungen übrig. Zum erstenmal wird hier der Gegensatz zwischen derjenigen Auffassung des Christentums, welche die Nachfolge Christi, also das sittliche Leben, in den Mittelpunkt stellt, und der seit Anselm entwickelten Kirchenlehre in dem ganzen Verlauf der Litteratur verfolgt. Zum erstenmal wird unter diesem Gesichtspunkt der Gegensatz zwischen den Wiedertäufern und Luther in seinen letzten Gründen erkannt. Zwar wird man dem Verfasser nicht recht geben können, wenn er in Luthers Entwickelung einen Bruch annimmt, wenn er auf den Einfluß jener ersten religiös-sittlichen Betrachtungsweise und des Johann v. Staupitz, der sie vertrat, eine Wendung folgen läßt, in welcher Luther diese höchsten Überzeugungen preisgegeben hätte. Vielmehr läßt sich in seiner früheren Epoche der Kampf dieser beiden Denkarten nachweisen. Er blieb ungeschlichtet, und das praktische Bedürfnis des Kirchengründers nötigte ihn, diejenige Ansicht zu bevorzugen, welche dem kirchlichen Amt eine festere Stellung gab. Jedoch das erweist der Verfasser aus den Quellen: indem die Täufer an jenem sittlichen Gedanken der Nachfolge Christi festhielten und ihn folgerecht entwickelten, sind sie mit dem Reformator zusammengestoßen; indem Erasmus jener Betrachtungsweise näher stand, überhaupt die Humanisten sich ihr verwandter fühlten, haben sie nicht ohne Grund von der Reformation und ihren harten Dogmen sich abgestoßen gefunden. Als das Hauptverdienst dieser Untersuchungen betrachten wir jedoch die Darstellung der weiteren Entwickelung der damals so gewaltsam und blutig unterdrückten wiedertäuferischen Bewegung. Insbesondere werden hier Denk und Hubmeier zum erstenmal in ihrer außerordentlichen Bedeutung für die weitere religiöse und wissenschaftliche Entwickelung Deutschlands dargestellt. Umfassende bibliographische Untersuchungen bilden hierfür die Grundlage.

Satyre Ménippée. Von Joseph Frank. (Oppeln, E. Francks Buchhandlung.) — Die Satire, welche hier in kritisch revidiertem Text mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben wird, ist in Frankreich in hohem Ansehen als eine der mächtigsten politischen Streitschriften, die je ein Franzose verfaßt hat. So stark ist zur Zeit das Interesse für dieselbe, daß seit dem Jahre 1874 drei Ausgaben von ihr in Frankreich erschienen sind. Das Werk war das Erzeugnis einer geistvollen Gesellschaft, welche in Paris bei dem Kanonikus Gillant zusammenkam. Leroy hat zuerst den Entwurf niedergeschrieben, und derselbe ist alsdann durch die Gesellschaft weiter ausgebildet worden. Eine unterrichtende historische Einleitung und Anmerkungen geben das ganze Material, dessen es bedarf, um auch heute noch diese außerordentlich geistvolle Satire zu genießen.

Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus. Von A. P. Sinnett. (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung.) — Dies sonderbare Buch kann schwer in Bezug auf seine Richtigkeit kontroliert werden. Es geht von der Behauptung aus, daß eine Geheimlehre innerhalb des Buddhismus bestehe, welche aus Schriften nicht geschöpft, sondern nur von den Bekennern derselben mündlich empfangen werden könne, und es stellt diese Geheimlehre, eine Art von magischer Theorie, ausführlich dar. Wir wissen nicht, in welchem Grade der Verfasser ein glaubwürdiger Zeuge ist, und so muß es dahingestellt bleiben, in wie weit seine Mitteilungen benutzt werden können.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Carl Begas der Ältere.

Biri.

Novelle

von

Wilhelm Jenſen.

I.

Weit nach Oſten hinüber, wo das blaue Weltendach auf den Erdrand ſtieß, hob der deutende „Finger Gottes“ ſich in den Himmel. Ein ſehr kleiner Finger nur ſchien's, obwohl es der beinah vierhundert Schuh hohe Turm der Johanniskirche der Stadt Lüneburg war. Aber ein Fußgänger brauchte wohl zehn Stunden dorthin über die weglose Heide.

Dieſe ſah doch anders aus, als man ſie ſich an Orten vorſtellte, wohin nur ab und zu ein Gerücht von ihr kam. Wenigſtens hier herüber war ſie nicht flach, öd und traurig, ſondern glich einem Bergland in kleinem Abbild. Alte Dünen wellten und rippten ſich in zahlloſen Hügelketten noch bis über die Höhe der Lüneburger Kirchturmſpitze auf und ſchloſſen kleine verborgene Thäler zwiſchen ſich ein, öfter von einer ſtillen dunklen Au durchwunden. Manchmal verbreiterte und erweiterte ſich eine ſolche auch zu einer ſpiegelnden Waſſerfläche, die einem großen blauen Auge ähnlich aus dem heimlichen Grunde aufſah.

Von Menſchenleben freilich gewahrte das Auge kaum irgendwo etwas, wenn es von einer Sandanhöhe in die Runde ging. Hin und wieder einmal verriet ein Buchweizenacker das Vorhandenſein eines Dorfes oder Gehöftes in der Umgegend, doch der umſuchende Blick fand es nicht. Eine Einſenkung des Geländes entzog es ihm, oder ſonſt irgend ein Geſichtshinderniß, dichte Laubholzung, dunkler Kiefernwald, Wachholdergeſtrüpp, oft mannshohe, weite Ginſterhänge. Dazwiſchen unendliche Strecken rotblühenden Heidekrautes, häufig ſo gleichmäßig auf- und niedergewellt wie eine ſturmwogende See und ebenſo leblos einſam wie ſie. Auch Heidel- und Preißelbeerengeflecht überwucherte Halden und Gründe, von großen, in der Sonne gelbweiß blitzenden Sandflecken durchſcheckt. Dann wieder braunes Moos mit windnickenden tiefdunklen Schilfkolben, im Mittſommer ſchon weithin er-

kennbar an den satt-goldfarbigen Kelchsternen der Arnika, des Fallkrautes oder Bergwohlverleis, die, sonst ein Kind der Gebirge, ausnahmsweise auch hier in der norddeutschen Niederung die Sumpftiefen wie mit gelb aufzüngelnden Flämmchen überleuchtete. Wenigstens im Zittern der heißen Mittagsluft, die sich auch müdeverschleiernd an die Wimpern hängte, sahen sie so aus und flimmerten wie kleine Sonnenlichtsirrwische über den bedrohlichen Gründen. Daß man selten, auch von einem Punkte mit freiem Überblick, das Dach einer Menschenbehausung wahrnahm, rührte indes nicht allein von den versteckten Lagen der Ortschaften, sondern ebensosehr von ihrem Fehlen, das hieß ihrer äußerst geringen Anzahl her. Oft fand sich in der That auf Meilen in der Runde kein Dorf, kaum ein einzelnes Haus. Wo der Boden so mager wurde, daß er auch keinen Buchweizenbau mehr zuließ, blieb den Bewohnern für den Gewinn ihres Lebensunterhaltes fast nichts als Bienenzucht und die Weidehütung der „Heidschnucken", kleiner grauer, an Kopf und Beinen schwarzer Schafe, die, außerordentlich genügsam, sich mit dem dürftigsten Futter der dürren Erdscholle begnügten. So sah man sie wohl da und dort in Häufchen durch die Heide ziehen, um zwischen dieser die kurze Grasnarbe zu rupfen. Gleich einem herabgefallenen grauen Wölkchen zogen sie dann von fern unter dem blühenden Heidekraut, nun wie vom Wind auseinander gefasert, nun wieder verdichtet, sich langsam fortschiebend. Etwas Lebendiges war's in der unendlichen Einsamkeit der Landschaft, doch es erschien nur wie ein sich am Boden hinschleppendes Nebelrinnsal und verringerte nicht, sondern erhöhte eher noch den Eindruck der Leblosigkeit weit umher.

Drüben jedoch, wo von einem kleinen absonderlich abgerundeten Hügelkopf einige Eichen braungrünes gezahntes Blattwerk gegen das Blau hoben, schauten ein Paar Augen in einen Augustvormittag des Jahres 1623 hinaus. Schönblaue norddeutsche Mädchenaugen in einem hellen Gesicht an der Grenze der Kindheit. Es gab weit auf und ab in der Heide nicht leicht eine andere Farbe zwischen den Wimpern eines weiblichen Geschöpfes, und ebenso fiel allen das blonde Haar als gemeinsames Erbteil aus Urmütterzeit um den Kopf. Nur war es zumeist flachsartig, und das des Mädchens droben besaß einen Ton von den Kelchblättern der Arnika, daß es ihr goldig-satter über die weiße Stirn hing.

In der weiten Stille war kaum ein Laut und kaum eine Bewegung. Dann und wann zog eine weiße Sommerwolke an der Sonne vorbei, und ihr Schatten lief eine Weile über die Heide. Vielleicht blitzte einmal auch ein anderes Weiß als ein winziges Pünktchen hoch in der Strahlenluft und schwand rasch aus ihr hin, wie in Lichtglanz zergehend. Möwen, von der Nordsee oder dem Unterlauf des Elbeflusses herübergejagt, mit den scharfen Spähaugen weit ins Land gen Süden auslugend und, fallenden Sternen ähnlich, nach ihrer Wellenheimat zurückschießend.

Von ihnen her konnte ein verklingender Rufton aus der Himmelsbläue herunterirren, sonst war unten kein Laut als das Gesurr von Millionen Bienen, das gleich einer zitternd schwingenden Decke gleichmäßig über allen Heideglöckchen schwirrte, und in dem Eichenlaub das Gelispel leichten, weichen Ostwindes. Er summte uralte Mären, auf die das Mädchen unter dem Gezweig mit einem träumerischen Zug hörte. Sie wußte, daß die knorrigen Bäume über ihr seit Jahrhunderten ihre Wurzeln gegen die Steingruftkammer eines vorzeitlichen Hünengrabhügels hinunterreckten, und deshalb kam sie schon lange am liebsten hier herauf, unter dem Murmeln der alten Wodanseichen zu sitzen. Fast immer ging es wie ein leises Geraun durch ihre Blätter, und nur selten schwiegen sie eine Zeit lang ganz in heißer Mittagsruhe wie heut. Dann aber lag etwas geisterhaft Verzaubertes über allen Dingen umher, daß es Hauka Berkenholt fast noch geheimnisvoll mächtiger als sonst in die einsame Stille hierherzog.

Sie glich wohl ihren Landsmänninnen im Lüneburgischen und Verdenschen Land an Augen, Haar und Antlitzbildung, doch war alles an ihr feiner, zarter und weicher und sprach, daß sie keine Bauerntochter sei. Ihr Vater war der Pastor Anselm Berkenholt drunten im Dorf Osterbek, das seinen Namen nach einem Bach trug, der vermutlich vormals der altgermanischen Frühlingsgöttin Ostera geheiligt gewesen. Er mündete gegen Lüneburg zu in die Luhe und besaß ein eng eingeschnittenes Flußthälchen mit ziemlich steilwandigen Dünenrändern, zwischen denen das Dorf zusamt der niedrigen Kirche so tief eingebettet lag, daß der Blick von allen Seiten darüber wegging und man selbst die Dachhaube des Turmes erst in unmittelbarer Nähe vom Rande des Abhanges unter sich gewahrte. Dann überraschte der Anblick des freundlich zwischen Erlen, Birken und Obstbäumen gelagerten Dorfes in der Landschaft, die das Auge noch eben zuvor meilenweit umher für unbewohnt halten gemußt. Wie Wachstumserzeugnisse der Natur standen die grün übermoosten Strohdächer, und wie die Kirche sich nur um ein weniges über sie aufhob, war der Pfarrer mit ihren Bewohnern heimatlich verwachsen. Die weißrindigen Birken rundum gemahnten, daß sein Name Berkenholt aus dem nämlichen Boden mit ihnen entsprungen sei; schon sein Großvater war der erste lutherische Pastor hier gewesen, dann sein Vater. Weiter zurück hatte die Familie sich von einem Geschlecht in der Stadt Lüneburg abgezweigt, wohin ein Berkenholt aus dem friesischen Lande Wursten von der Unterelbe her eingewandert sein sollte. Wahrscheinlich hielt sich davon unter den Töchtern seiner Nachkommen der friesische Name Hanke oder Hanka bewahrt, der dem deutschen „Anna" entsprach.

Vielleicht war's auch ein Erbteil von Vorvätern her, daß Hanka Berkenholt am liebsten so draußen in der Busch- und Heideverlassenheit saß und mit der lebhafteren Phantasie der Küstenanwohner sich die Dinge um sie her anders gestaltete oder sich solche vor den Augen aufrief, die überhaupt nicht waren. Von früher Kindheit hatten sich ihr die fernen Wald- und Hügellinien am Horizont und Wolkenzüge, die sich drüber hinschoben, zu sonderbaren Einbildungen belebt; unter ihrem moosigen Sitz sah sie drunten am Boden der Gruftkammer die Reckengestalt des alten Hünen in seinem Steinbett liegen; der seltsam klagend in der Mittagsluft zerrinnende Bussardschrei oder der unheimlich langgezogene Abendruf der Rohrdommel überschauerten sie mit wunderlichen Empfindungen, aus denen es nebelhaft fremdartig um sie auftrieb, doch eh es zu deutlichen Vorstellungen und Bildern ward, wieder zerflatternd auseinanderfloß. Ihren Augen wohnte dazu eine merkwürdige Eigenschaft inne. Sie konnten die Gegenstände, auf die sie sich richteten, wie durch ein geschliffenes Glas mit farbigen Rändern umsäumt sehen; es stand in ihrer Macht, sich einen Regenbogen über die Landschaft zu legen; doch oft geschah dies auch ohne ihren Willen. Sie kannte alles draußen, jeden Vogel, jedes Kerftier und jede Pflanze, gleichwie vertraute Gespielen, aber dennoch trugen alle etwas Geheimnisvolles für sie an sich, wie wenn sie im Grunde anderes seien, als sie den Sinnen erschienen. Als einziges Kind im Pfarrhaus viel auf sich selbst gewiesen, hatte ihre Phantasie sich von jeher an der Einsamkeit der Natur groß genährt oder an langen Winterabenden beim Herdgeflacker dem alten Sagengeraun der Weiber und Mägde in den Dorfkaten gelauscht. Und es war eine Zeit, die, wo sie auf solche Mitgift der Geburt traf, gerade hier wohl eigentümliche Scheingebilde, denen einer Fata Morgana ähnlich, heraufschwimmen lassen konnte. Einförmig, unendlich, gleich einer Wüste, dehnte sich in ihrer leblosen Stille nach allen Himmelsrichtungen die Heide, an jedem Morgen, Mittag und Abend die nämliche, stets dasselbe Gesicht tragend und dieselben wenigen Gesichter der Dorfbewohner bietend, durch den langsamen Gang des Jahres von keinem fremden Fuß berührt, nur wechselnd zwi-

schen Sonnenruhe und wolkenjagendem, von der Nordsee herüberbrausendem Sturm. Doch wenn Hanka Berkenholt unter den Eichen auf der Kuppe des Hünengrabes stand und nach Süden hinausschaute, da wußte sie, daß da drüben, weit jenseits des fernen, immer gleichen Horizontstriches, seit fünf Jahren schon unablässig ein anders gearteter, von Menschenhänden aufgewühlter Sturm tobte, die nie rastende Windsbraut eines endlosen Krieges, der sich vernichtend über alle mittägigen Länder des Reiches hinwälzte. Aber so lange das Gerücht davon schon dann und wann hier herüberdrang, klang es immer wie eine fremde, nur von der Einbildung belebte Vorzeitssage. Es ließ sich in der ungeheuren Abgeschiedenheit und dem tiefen Frieden dieser Welt nicht denken, daß es wirklich sein könne, und so wenig Hanka sich die hohen Berge, breitströmende Flüsse und mächtig umwallte Städte, die dort hinüber liegen sollten, vorzustellen vermochte, so wenig war sie im stande, sich die zwischen jenen wütenden, sagenhaften Schrecknisse und Greuel zur Glaubhaftigkeit und etwas Verständlichem zu gestalten. Nur wie mit schattenhaften Wolkenzügen des Abendhimmels zerrann diese rätselhafte Weite vor ihrem Blick.

Nun wob die Augustmittagshitze zitternde Luftwellen über allen Dingen der Weite und Nähe auf und nieder. Unter dem alten Grabhügel dehnte sich ein Moorstrich mit einzelnen braunen Torfabstichwänden, an denen sich kleine, tiefe, schwarze Wasserlachen gesammelt. Doch warfen ihre reglosen Flächen einen rötlichen Wiederschein von den großen, dichtblühend überhängenden Heidekrautbulten zurück; das Ganze war mit weißstämmigen jungen Birken durchwachsen, und da und dort schossen hohe Schilfsäume als graugrüne Scheidewände heimlicher Kammern unter dem Gezweig auf. Der Boden aber lag wie mit goldenen und silbernen Flittern durcheinander bestickt, denn langflockiges weißes Wollgras floß drüber hin, und dreingestreut nickten dazwischen die gelbflammenden Sternkelche der Arnika. So streckte sich der Moorgrund schweigsam und in der hauchlosen Stille ganz unbewegt südwestwärts hinüber.

Ein Revier war's, auf dem die Einbildung Hanka Berkenholts sich oftmals tummelte. Graue Nebelgestalten reckten sich am Abend daraus auf und zerschwebten in die dämmernde Luft; im tieferen Einfall des Dunkels strahlten modernde Wurzelknorren ungewissen Schimmer um sich, und das Auge des Mädchens schuf sich daraus tanzende Irrwischfünkchen, die einen hoch droben vom Zenith herunterfallenden Stern mit glimmerndem Reigen empfingen. Aber nicht minder so im heißen Mittagsgeflimmer besaß das Moor etwas geisterhaft Geheimnisvolles für sie, ihr graute innerlich davor, und doch zog es ihr den Fuß und Blick unwiderstehlich in seinen Bann. Wenn sie um diese Stunde in ihren schweifenden Traumgedanken darauf niederschaute, breiteten ihre Wimpern fast immer das Farbenspiel der Regenbogengarbe darüber hin.

Hinter ihr herauf kam nun ein leiser Klang durch die Luft, die Glocke des Kirchturms ihres Heimatdorfes summte ihn von drunten aus der Thalsenkung unter dem Dünenhang. Sie verstummte bald, als ob sie sich nur im Mittagstraum einmal bewegt, und alles war wieder ohne Laut und Regung. Einzig drüben im Moor schwankten an einer Stelle die hohen Schilfblüten leicht hin und her.

Hankas Blick ruhte darauf, es mußte ein Windhauch sein, der sie leise säuseln ließ. Doch war es sonst überall totenstill, kein Halm und kein Blatt rührte sich anderswo rund umher.

Jetzt stand auch das Schilf wieder ruhig; indes um einige Augenblicke später ging etwas weiter nach links die nämliche Bewegung oben durch die Spitzen einer anderen Riedwand, und wie ein leichtes Rascheln des harten Blattwerks kam's herüber. Es konnte doch nicht von einem Lufthauch herstammen, denn er hätte die braunen Blütenähren in gleichmäßiger Richtung fortstreichen müssen. Zugleich stob ein Kiebitz ins Sonnengold empor

und kreiſte taumelnden Flügelſchlags mit ſchwermütigem Klagegeſchrei über dem Moor. Ein Tier mußte ſich dort durch das Schilf winden und ihn aufgeſcheucht haben.

Die Augen des Mädchens hefteten ſich achtſam auf die Stelle, wo die Stengel ſich durcheinander bogen, und ſuchten das Tier zu erkennen. Doch es war mindeſtens um doppelte Steinwurfsweite hinüber, und das Farbengeringel legte ſich buntverhängend davor. Ihr deuchte, als gewahre ſie etwas wie den Schopf und das Gefieder eines Kiebitzes durch die Schilfblätter ſchillern. Aber offenbar war es Täuſchung; ein Kiebitz hätte ſich nicht vor dem anderen gefürchtet.

Hanka Berkenholts Phantaſie beſaß plötzlich einen Gegenſtand zu ihrer Bethätigung. Nun ſchien's ihr eine Ringelnatter, die ſich dunkelſtahlblau und gelbumreift im Rohr entlang ſchlängelte, und nun reckte es wieder den ſammetartig glatten, ſchwarzen Kopf eines Fiſchotters mit funkelnden Augenſternen halb deutlich aus der mannigfachen Überſchleierung hervor. Dann verſchwand es, und nichts regte ſich mehr.

Die Zuſchauerin wartete ein Weilchen, doch umſonſt. Alles erſchien in unbeweglichem Mittagsſchlaf wie zuvor. Auch ihr Ohr horchte vergebens, und die fruchtloſe Anſpannung der Sinne verſetzte ihr den Kopf in eine einbildneriſche Reizbarkeit. Sie mußte wiſſen, was für ein Tier es geweſen ſei, und glitt, eh ſie ſich noch ihres Wollens recht bewußt geworden, am Heideabhang des Hügels zum Moor hinunter. Darin kannte ſie Steg und Weg, die ſicheren Zickzacklinien, bei deren Innehaltung der Fuß auf feſter Grasnarbe verblieb, und zwiſchen hängendem Birkengezweig durch trat ſie unhörbaren Schrittes gegen die Stelle hinan, wo die Riedſpitzen ſich zuletzt ſchwankend bewegt hatten.

Da ſtutzte ſie um ein paar Sekunden weiter unwillkürlich mit einem Gliederruck vom Geſicht bis zu den Armen herab zurück. Beim Umbiegen um die Schilfwand hakte ihr Kleid ſich an die ſcharfen Blätter, die ſich raſchelnd losſchnellten, und plötzlich fuhr, kaum auf doppelte Armlänge vor ihr, ein Kopf in die Höhe, halb mit dem leiſen Ziſchen einer Schlange, halb mit dem fauchenden Ton einer Katze, die ſich gegen einen unvorhergeſehenen Angriff zur Wehr ſetzt. Wie der Naturlaut eines Tieres war's, zwiſchen einer Doppelreihe kleiner kreideweißer Zähne hervorkommend, und darüber funkelten zwei mit eng zuſammengezogenen Pupillen pfeilſpitzenartig glimmernde, dunkle Augenſterne, ungewiß auflauernd, in das Geſicht der Pfarrerstochter. Der Körper, dem ſie angehörten, aber hielt augenſcheinlich, am Boden geduckt, alle Muskeln und Sehnen zum Sprunge geſpannt.

Es war etwas, wie Hanka Berkenholt noch niemals Ähnliches im Leben gewahrt, und im erſten Moment kam es ihr nur an den Gliedmaßen des fremden Dinges vor ihr zum Bewußtſein, daß es kein Tier, ſondern ein Menſchengeſchöpf ſei. Die Arme konnten für den überraſcht ſtutzenden Blick gleich denen von Affen mit dichter Behaarung überdeckt ſcheinen, aber ſie endeten in zwei hellbronzefarbige, kleine, ſchmalfingerige Hände, und ebenſo ſchloſſen ſich den feinen Sprungfeſſeln der Beine die nackten, außerordentlich zierlichen Füße an. Nur erinnerten dieſe in der That an die Kletterfertigkeit von Tierfüßen; ihre Zehen waren offenbar gelenkig wie Finger, denn die des einen Fußes hielten gleich ſolchen eine aus dem Boden aufragende Wurzel umgriffen.

Nun gelangte Hanka dahin, nicht nur zu erkennen, daß es ein Menſchenkind, ſondern gewiſſermaßen auch eines ihrer eigenen Art, ein Mädchen, ſei. Ihre gaukelnden Vorſpiegelungen waren nicht unzutreffend geweſen; das lange, ſtraff über den Scheitel gezogene, faſt blauſchwarze Haar gab dem Kopf einige Ähnlichkeit mit dem eines Fiſchotters, und die Farbe der Haut konnte überall, wo ſie ſichtbar ward, an die gelben Ringe einer Natter gemahnen. Der Körper verſchwand bis an die Knie hin unter einem einzigen Bekleidungsſtück, das mehr von einem

Tierfell als menschlicher Gewandung besaß. Rauhfaserig und zerfetzt umschloß es eng anliegend den Gliederbau, kunstlos aus einem groben Stoffabfall, wie dem einer härenen Mönchskutte, zurechtgestoppelt, verstäubt und verfleckt, mannigfach durchgeschlissen und zersplissen. Es ließ die Unterarme, Hals, Nacken und Schultern bloß, und alle gaben kund, daß die Trägerin noch erst ein hochaufgeschossenes Kind sei. Aber das Bezeichnendste an ihr war eine unglaubliche Geschmeidigkeit ihres ganzen leiblichen Wesens. Man sah es den leisen Wellenlinien an, zu denen sich bei jeder Bewegung die Muskeln ihrer Arme und Beine anschwellten, sie war gewöhnt, sich bei einer Gefahrbedrohung wie eine Eichkatze fortzuschnellen, mit jähem Ansprung an einer Mauer empor oder in das Geäst eines Baumes hinein, um hurtig in schützender Zuflucht unterzutauchen und zu verschwinden. So hockte das sonderbare Geschöpf wie auf einem weißen Laken zwischen dichtem Wollgrasgeflock, und ihre eine Hand hielt ein Bündel von goldgelben Arnikakelchen, die ihre Nägel mit der Wurzel aus dem weichen Boden ausgegraben. Augenscheinlich hatte das Trachten nach der vielberufenen Pflanze sie in den Moorgrund hereingeführt.

Der Ausdruck ihres Gesichtes gab indes jetzt eine Beschwichtigung ihrer ersten instinktiven Unruhe zu erkennen und redete, daß sie sich vor der unerwartet Herangekommenen nicht fürchte. Nur gleicherweise überrascht, mit einer stummen Neugier sahen die beiden Mädchen sich auf dem heißen, leblosen Moorgrunde an. Sie mochten ungefähr gleichalterig sein, darin bestand aber auch ihre einzige Ähnlichkeit. In allem sonst ließ sich keine größere Naturverschiedenartigkeit erdenken als zwischen der weißen Gesichtsfarbe, dem lichtblonden Gelock, den blauen Augen der Pastorentochter und der olivenhaften Haut der anderen mit der Glanzschwärze des Haares und der schnell beweglichen Blicksterne. Wie nächtiges Dunkel neben einem Sonnenmorgen war's, doch eine Sommernacht, deren schwarze Wollendecke ein wetterleuchtendes Glimmen durchzitterte. Hanka Berkenholt aber fragte jetzt unwillkürlich: „Wer bist du?"

Erst als sie's gesprochen, kam ihr der Gedanke, daß die rätselvolle Erscheinung vor ihr vermutlich die deutsche Anrede nicht verstehen werde, und auch die ihr entgegenkommende Antwort schien dies zu bestätigen. Die Befragte zog die feingeschwungene Oberlippe kurz in die Höhe, daß die Zähne darunter blitzend hervortauchten, und erwiderte: „Biri."

Was es bedeutete, ließ sich nicht erraten, und mechanisch versetzte Hanka: „Ich meine, wie heißt du?"

Die Angesprochene gab im nämlichen Ton die Antwort: „Biri." Es klang, wie wenn es der einzige Laut sei, den ihre Lippen zu bilden vermöchten, und das blonde Mädchen schüttelte zum Zeichen der Verständnislosigkeit den Kopf. Ihr war's doch wieder, als wäre das schwarzgelbe Ding ein halbes Tier, dem sie sich durch Zeichen begreiflich machen müsse. So deutete sie auf die Arnika in der Hand desselben nieder, und nur gewohnheitsmäßig, beinah ohne Wissen frug sie dazu: „Suchst du solche Blumen?"

Doch da tönte es überraschend als Erwiderung durch die weißen Zähne: „Sind gut für böse Sucht, wenn Leute umfallen, wie Baum vom Beil geschlagen."

Mit wunderlicher Betonung, doch verständlich in deutscher Sprache hatte die Fremde es entgegnet, so daß Hanka verwundert ausstieß: „Wenn du deutsch sprichst, warum sagtest du da ‚Biri', als ich dich fragte?"

Nun kam's wie ein halbes Lachen von den Lippen vor ihr: „Ich, Biri," und die gelenkige, schmalfingerige Hand deutete gegen das grauhaarige Kleidungsstück über der Brust. Offenbar hatte sie schon die ersten Fragen verstanden und mit ihrem Namen darauf geantwortet.

Hanka Berkenholt wußte kaum, ob sie im Halbtraum droben auf dem Hünengrab sitze oder wirklich wach hier drunten im Moor stehe. Wie kam dies fremd-

artig sonderbare Geschöpf hierher und was war's? Weitum gab nichts eine Aufhellung, die Heide lag überall mittagsstill verlassen wie sonst.

Aber so verschieden die Natur sie geschaffen, waren es doch zwei junge Menschenkinder gleichen Alters und Geschlechts, die ein Zufall hier zusammengebracht, und Hankas Phantasie klammerte sich mit lebhaftem Interesse um ihren seltsamen Fund. Um weiteres zu erfahren, knüpfte sie hurtig an die Beschäftigung an, bei der sie die Fremde betroffen, und frug, ob diese hierhergekommen sei, nach Heilkräutern zu suchen. Unverkennbar berührte sie damit einen Punkt, der auch in Biri ein Interesse an der Begegnung mit ihr erweckte, denn die schwarzen Augensterne derselben liefen, begierig suchend, um, und sie antwortete: „Weißt du noch andere? Von scharfem Saft? Wo? Zeig's! Der Boden hier ist giftig, da wächst gutes Kraut." Ihre Zähne lachten dazu mit dem leicht zischenden Ton, den sie bei dem ersten Gewahren Hankas ausgestoßen, und ihre Miene verriet, daß ihr nicht an der Gesellschaft der letzteren, doch wohl an etwaigem Nutzen gelegen sei, den sie für sich daraus ziehen könne. Sie hatte zwar die anfängliche Furcht abgelegt, aber augenscheinlich nur, weil sie sich keiner Gefahr gegenüber befand, der sie sich nicht gewachsen fühlte. Es war nichts mädchenhaft Zutrauliches und Anschmiegsames in ihr, sondern alles behutsame Anspannung der Sinne, Sicherungsbereitschaft und das Vorteilerlauern eines scheuen, wilden, allein selbstsüchtige Zwecke kennenden Aufsprosses der Natur.

Aus dem Dorfmund kannte Hanka Berkenholt mancherlei mit heilsamen Kräften begabte Gewächse und wußte den Standort derselben auf den trockeneren und feuchteren Stellen des ungemein pflanzenreichen Moores. So führte sie ihre Genossin dorthin, wo Thymian und Minze, Melisse und Dosten mit heißem, süßem Duft blühten, weil diese dem Verhexen der Milch wehrten und vor Trunkenheit behüteten, die Melisse gar anmutige Träume schuf, wie ebenfalls der Dosten auch Wohlgemut hieß, da er das Menschengemüt fröhlich machte und obendrein wundersame Macht gegen Nixen und Kobolde, Druden und Wichteln besaß, daß bei der Berührung mit ihm alle üblen Geister verschwinden mußten. Doch achtete Biri auf all diese holdduftenden Pflanzen nicht, sondern ging gleichgültig, geringschätzenden Blickes dran vorüber, nur ein Zweiglein Quendel brach sie, dem die Kraft innewohnte, daß er von den Teufeln gefürchtet wurde und verhinderte, daß ein solcher in der angenommenen Gestalt eines schmucken Burschen ein Mädchen betrügen konnte. Dagegen bückte sie sich hastig, wo sie einzeln aufsprossende Giftkräuter wahrnahm, die ihr Blick stets schon aus der Weite erkannte: Schierling, Stickwurz und Bingelkraut, und sie sammelte Stengel und Wurzeln davon in der Hand. Besonders aber glühte ihr Auge, wenn es auf Nachtschatten fiel, und nach den fahlgelblichen, schwärzlich besprenkelten Blütenkelchen einer Bilsenkrautstaude streckten ihre Finger sich mit einer zitternden Gier, wie nur die eines Verhungernden sich nach einem Brotstück recken konnten. Dann flog ihr ein Lustschrei vom Mund, und sie schnellte sich mit einem Mardersprung auf ein einsam aufgewachsenes Stechapfelsträuchlein und griff achtlos in die dunklen, stachlichten Blätter hinein, daß ihr ein paar rote Blutstropfen aus der Hand quollen. Allen Fund drückte sie zusammen in ein altes Korbgeflecht, das neben ihr am Boden gestanden.

Hanka begleitete die Suchende überall hin und trachtete danach, durch Fragen Auskunft über die Abstammung und den Aufenthalt der Fremden zu erlangen. Doch sie erhielt wenig Antwort und zumeist offenbar irreführende, wie von der Vorsicht eines Tieres, das seine Fährte zu verwischen und seinen Schlupfwinkel nicht zu verraten bemüht ist. Auch unverständliche Worte mischten sich drein; die Fragstellerin vermochte nichts weiter herauszubringen, als daß Biri zu den „Sinte" gehöre, die „irgendwo" herge-

kammen und „irgendwa“ seien. Sie habe nach Fallkraut gesucht, weil die „Ramni“ an der fallenden Sucht leide. Wer das war, ließ sich nur im allgemeinen vermuten, nach dem Tonausdruck konnte es „Mutter“, doch auch „Herrin“ bedeuten, jedenfalls bezeichnete es eine alte Frau.

Nur einmal nahm das schwarzköpfige Ding auch an der blonden Gefährtin Anteil und stellte an diese die Frage, wie und wo sie hierher geraten sei. Auf Hankas Erwiderung richtete Biri sich, rund umherblickend, auf den Zehen empor und wiederholte verwundert: „Ein Dorf? Ich nichts sehe. Wir kein Darf gesehen, seit Sonne aufgegangen.“ Die Pfarrerstochter deutete nach der Richtung von Osterbek hinüber und erklärte, warum man nichts davon gewahren könne; nun erkundigte Biri sich mit einem verschlagen unter den Lidern herauflauernden Blick, ob es viele „Rama“ in dem Dorf gäbe und ob sie sehr kräftig seien. Das Wort verstand Hanka Berkenholt wieder nicht und sah kopfschüttelnd drein, bis die andere nachdenkend in ihrem deutschen Sprachschatz die Bedeutung „Männer“ dafür auffand und die Befragte darauf antworten konnte, es wohnten wohl etwa hundert Männer im Dorf. Die seien zumeist groß und breitschulterig, doch sie wisse nicht, ob mehr als sonstwo, denn sie habe niemals andere gesehen. Da fielen die Augdeckel Biris wie schläfrig herunter, mit einem spöttischen Zischton stieß sie durch die Zähne: „Ich viele gesehen,“ und sprang auf eine gelb und giftig nickende Sturmhutstaude zu.

So machte fast eine Stunde vergangen sein, als ihre Augen auf ein paar der feinen dunkelroten Blütenquirle des Sammererdrauchs oder Elfenrauchs fielen, der aus trockenem Sandboden am Moorrand aufsproßte. Davon brach sie eine, preßte sie unter ihren Überwurf auf die Brust hinunter und sagte dazu: „Wer ihn da trägt, findet Bräutigam auf'm Weg.“ Nun zwinkerten ihre Lider mit einem listigen Glimmern: „Hast einen?“ sie pflückte rasch auch die andere Erdrauchblüte und bewegte diese gegen den Oberkörper Hankas. In einem Nu hatte sie mit unglaublicher Gelenkigkeit die Hafteln an dem Kleid der letzteren geöffnet, welche unheimlich fühlte, wie die geschmeidigen Finger ihr gleich einer Schlange über die Haut glitten und ihr die kleine Blume aufs Herz drückten. Dabei hatte sich die Hand blitzschnell einmal über die Brust des Mädchens geringelt, tauchte wieder hervor, und ein Lachen zuckte die Lippen Biris auf: „Hast noch keinen.“ Zugleich indes fuhr ihr Kopf in die Höh, durch die flimmernde Luft kam ein verhallender ferner Ton, nicht unterscheidbar, ob der Schrei eines Raubvogels oder ein sonstiger Tierlaut. Biri warf einen Moment die Stirn gegen den Stand der Sonne herum, dann flog ihr ein „Tschrr!“ durch die blitzenden Zähne, ein Laut, wie das Aufflattern eines Rebhuhns ihn verursacht, und im nächsten Augenblick stand Hanka Berkenholt allein am Moorrand. Den Korb an sich raffend, hatte ihre rätselhafte Genossin sich mit einem katzengleichen Sprung über ein halbes Dutzend von Heidekrautbüschen fortgeschnellt und war ohne ein Wort des Abschieds gleich danach spurlos zwischen Birken und Lärchen verschwunden. Die Zurückgebliebene rieb sich die Augen und drehte diese dann gegen den Eichenhügel des Hünengrabes aufwärts. Er lag dort über ihr, und sie stand wirklich hier unten, und trotzdem war's ihr, als müsse sie auf ihrem gewohnten Sitz van einem seltsamen, schlangenähnlichen Menschengeschöpf geträumt haben.

Doch lief dies in der That ostwärts über die Heide. Hoch und schlank sah das wilde Ding so aus, die Sonne spiegelte sich auf dem glanzschwarzen Haar wie in einem dunklen Wasserlauf. Sie war hier nicht heimisch, sondern ging in unbekannter, zum erstenmal gesehener Fremde, aber offenbar kümmerte sie das so wenig wie einen Wandervogel, der die Flügel nach seinem weitentlegenen Ziel spannt. Eine kleine gelbe Sandhöhe lag vor ihr, auf die sprang sie hinauf und

warf einen kurzen Blick in die Runde. Nach Osten, vielleicht eine Stunde weit, hob sich aus niedrigem Buschgelände eine vereinzelte hohe Kiefer gegen den Horizont; die mußte ein Richtmal für sie sein, denn sowie ihr Auge den Baum gefaßt hielt, wandte sie sich geradeaus auf ihn zu. So schritt sie, allein mit ihrem mittägig kurzen Schatten, über den wechselnden, weglosen Grund. Nur etwa um eine Viertelstunde weiter kreuzte etwas wie eine Straße die von ihr innegehaltene Richtung. Man erkannte allein an da und dort eingefurchtem Radgeleis, daß es ein Weg sei, der sich mit Wagen befahren lasse, weiteres Merkzeichen bot er nicht; ein Föhrengestrüpp schien ihn wieder zu verschlingen.

Doch von diesem her schwirrte jetzt ein Ruf: „Biri!“ durch die lautlose Heidestille. Der Kopf des Mädchens fuhr herum, über ihr Gesicht schoß etwas, das man sich in ihrer Miene nicht vorzustellen vermocht: ein schreckhaftes Zucken. Sie sah den, der ihren Namen ausgestoßen, kurz an und dann hurtig umher, als bemesse sie, ob sie irgendwo durch den Busch vor ihm entkommen könne. Doch er befand sich nur etwa dreißig Schritte von ihr entfernt und zwischen ihr und dem Föhrensaum. Nun ging sie weiter, als ob sie nichts gehört und nichts gesehen.

Es war ein kraftvoll geschmeidiger junger Bursch von ihrer eigenen Art, mit der nämlichen Bronzefarbe der Haut und fliegendem pechschwarzem Haar. Nur trug er zerlotterte Manneskleider, die sich an den nackten Beinen in Strähnen auffaserten, und ein verschossenes rotseidenes Tuch als Gürtel über den Hüften. Dran hingen ein paar noch blutige abgezogene Kaninchenfelle; augenscheinlich hatte er darauf in der Heide Jagd gemacht. Doch aus den Blicken, die er auf das Mädchen schoß, redete, daß er sich noch nach einer anderen Beute hier auf der Lauer gehalten. Eine ganze Geschichte lohte in den heißfunkelnden Augensternen, er habe sie hier in der leeren Einsamkeit zu treffen gesucht, um die Brandglut verschmähter Leidenschaft an ihr zu kühlen, wo sie nicht wie sonst Beistand gegen ihn herbeirufen könne.

Im Moment, wo sie ihn gewahrt, hatte sie auch gewußt, weshalb er da sei und sie angerufen. Doch das Ziel, nach dem die hohe Kiefer ihr als Wegweiser diente, lag noch zu entfernt, als daß sie es in einem Wettlauf vor ihm zu erreichen hoffen konnte. Wenn sie auch Katzenbehendigkeit an den Tag gelegt, ließen seine schlanken Beine erkennen, daß er gleich einem Wolf zu rennen vermöge.

Sie ging stumm, bis sie ihn dicht hinter ihrem Rücken dreinfolgen vernahm. Da drehte sie sich und warf ihm ein Wort in einer fremden Sprache entgegen. Aber es mußte ungefähr die Bedeutung haben: „Rühr mich nicht an!“ Denn was er in derselben sonderbaren Zungenart erwiderte, besagte nach dem Ausdruck seiner Züge zweifellos: „Wer sollt mich hier dran hindern?“

Nun schleuderten ihre Augen ihm einen Doppelblitz des Widerwillens ins Gesicht, und sie stieß etwas aus, worin das vorher im Moorgrund von ihr gesprochene Wort „Romni“ wiederkehrte und das offenbar eine Drohung enthielt. Doch seine Antwort war ein höhnisches Lachen, augenscheinlich das Nämliche ausdrückend wie seine schnelle, unverständliche Erwiderung: das, womit sie ihm drohe, sei nicht hier gegenwärtig. Und zugleich warfen seine Arme sich wie eine Schlinge nach ihrem Hals, um ihren Kopf gegen den seinen heranzuschnüren. Durst kochender Leidenschaft und heißer Trieb nach Befriedigung eines Rachedurstes mischten sich in seinem jetzt grünlich schillernden Blick; seine Lippen stießen brennenden Atem in ihr Gesicht und suchten sich auf ihren fest zusammengedrückten Mund zu pressen.

Sie setzte sich mit dem Aufgebot aller Kraft zur Wehr, ihre Muskeln schwollen an, ihre Nägel krallten sich ihm ins Fleisch. Wie Wolf und Waldkatze rangen sie miteinander, keuchend, zischend und fauchend; das Gleichnis paßte für die Wut des Angriffs und der Verteidigung. Doch das

Bild, das sie darboten, erschien anders, es war wie der Kampf zweier gleichartiger wilder Tiere aus heißer, fremder Erdbreite unter der gelben Sonne der nordischen Heide.

Aber er war stärker, und er warf sie auf den Rücken in den weißstiebenden Sand. Seine Besinnungslosigkeit schlug in den Wind, was ihn für die an ihr verübte Roheit später bedrohen mochte, alles an ihm war fieberlodernde tierische Wildheit. Sie lag machtlos, seine Hände drückten sie in den weichen Boden, auf das Krallen ihrer Finger achtete er nicht. Ein Wutschrei entfuhr ihm, denn mit einem Aufschnellen des Kopfes hatten ihre scharfen, blitzenden Zähne seine niedergebogenen Lippen gepackt und sich hineingebissen, aber der glühende Schmerz ließ ihn nicht von seinem Willen abstehen, erhöhte nur noch seinen Durst nach Rache. Er stemmte die eine Hand auf die Kehle des Mädchens und schnürte ihr die Luft ab, so daß ihr Kopf betäubt und widerstandslos zurückfiel.

Da konnte ihre Brust plötzlich frei aufatmen. Sie schlug halb bewußtlos die Lider in die Höhe und sah über sich. Nicht mehr bedroht, losgelassen lag sie, und ein fremder Klang traf ihr ans Ohr. Mit dem Instinkt des Naturtriebes sprang sie auf und sah um sich.

Sie waren nicht mehr zu zweien, sondern zu dreien. Ein hochgewachsener, blondköpfiger junger Mann stand um einige Schritte von ihr entfernt, mutmaßlich auf dem nur halb erkennbaren sandigen Weg durch den Föhrenwald herangekommen. Er hielt eine vom Gurt gezogene blanke Degenklinge in der Rechten und hatte damit, wie es schien, einen flachen Hieb über den Rücken des schwarzhaarigen Burschen geführt, so daß dieser, das Mädchen aus der Bedrängnis erlösend, verworren aufgefahren war. Ein mechanisches Thun des Fremden war's gewesen, und noch ungewiß, was ihn eigentlich dazu veranlaßt und was er vor sich habe, blickte er drein. Der von ihm Aufgescheuchte hatte sich mit einem Sprung an den Waldrand geworfen, und in seinen Augen glimmerte rachsüchtige Begier, sich auf seinen unerwarteten neuen Gegner zurückzustürzen. Doch vor dem kraftvollen Bau und der Waffe in der Hand desselben unterlag sichtlich der Wutdrang in ihm; seine innerste Natur war dem stärkeren Widersacher gegenüber die eines feigen Tieres. Er ließ den Blick umherlaufen, offenbar ob er nicht einen Stein zum Aufraffen entdecke, aber wie der andere, diese Absicht erkennend, rasch mit dem bloßen Degen gegen ihn hintrat, drehte er hurtig den Rücken und brach, zu einem scheuen Fuchs verwandelt, flüchtend in den schützenden Busch hinein.

Der so im rechten Augenblick für Biri Herzugeratene gab sich durch sein Äußeres als Sohn des Landes und durch ein geistiges Gesichtsgepräge als dem Gelehrtenstande zugehörig kund. Er befand sich ersichtlich auf längerer Wanderschaft; seine gelben, bis über die Knie aufreichenden Stulpstiefel waren dick bestäubt, ein Felleisen hing ihm am Rücken, unter einem großen Schlapphut schauten die blauen Augen mit einem Glanz sicherer Kraft hervor. Im Verein mit seiner langen Hiebwaffe ließ alles ihn eher einem jungen Kriegsmann gleichen als einem Jünger der Gottesgelahrtheit und zukünftigen evangelischen Pastoren. Doch war er ein solcher, Student der Theologie, trug den Namen Hackenbusch, den sein Vorfahr einmal erhalten, weil er den Busch irgendwo ausgerodet, und kam in der Sommervakanz zu Fuß des Weges von der Universitätsstadt Helmstedt, um seine Heimat aufzusuchen. Von seinem Scheitel fiel kein alamodisches Ringelgelock, sondern halblanges, naturschlichtes Haar; nur einen Zwickel- und kurzen, zugespitzten Kinnbart trug er nach dem Brauch der Zeit. So, stattlich einnehmend, mochte er eben ins dritte Lebensjahrzehnt treten.

Er drehte nun den Blick auf die von ihm aus der Not befreite schwarzhaarige Dirne zurück und fragte: „Was war's? Wollt er dich würgen? Ihr seid doch von gleichem Gesindel."

Sie hatte unbeweglich gestanden und ihn angeblickt. Bei seiner Frage sprang ein flüchtiges Muskelzucken über ihr Gesicht, doch sie antwortete nichts. Nur wie ein Wiesel machte sie plötzlich einen Satz auf ihn zu, lag auf den Knien vor ihm im Sand, hatte seine Hand gefaßt und ihren Mund drauf gedrückt.

Mit einer Regung des Widerwillens zog er die Hand fort; an den Lippen hing ihr noch ein Blutstropfen von dem Biß, mit dem ihre Zähne sich vorher gegen ihren Angreifer verteidigt. Der Student betrachtete sie jetzt kurz und fuhr sie unwirsch an: „Weg von mir! Steh auf! Ihr seid Tatern?"

Sie blieb liegen und murmelte: „Sinte."

Mißächtlich sagte er: „Ich war ein Narr, der euch nicht erkannte. Wenn ihr euch untereinander umbringt, spart ihr dem Galgen die Arbeit. Ihr seid Tiere, die nicht wissen, was gut und bös ist, stehlt, raubt und brennt. Man müßte euch zertreten wie giftiges Geschmeiß."

Er hob den Fuß, um seinen Weg fortzusetzen. Sie hatte augenscheinlich jedes seiner verächtlichen Worte verstanden, doch in ihrer Miene kennzeichnete sich kein Ausdruck des Ingrimms über seine Schmähungen. Nur etwas Ängstliches lag in ihren auf ihn gerichteten großen, dunklen Augen, als erwarte sie, daß sein Fuß sie stoßen werde.

Ein Gedanke ließ ihn sich nochmals zu ihr umwenden. „Wie kommt ihr hierher? Ihr gehört dahin, wo das Aasgevögel über den Leichen kreischt."

Tonlos antwortete sie: „Von Mitternacht kommt Wind, der Rom hört ihn."

Hackenbusch versetzte: „Der Wind, der ihn am Querbalken schaukeln wird. Dir und den Weibern wird das Messer die Ohren abhacken. Hüte dich!"

Nun ging er, ohne sich weiter um das Mädchen zu bekümmern, westwärts auf dem Wege fort. Erst nach etwa hundert Schritten drehte er den Kopf, denn er hörte den Atemzug ihrer Brust hinter seinem Rücken, und er herrschte die ihm lautlos Nachgefolgte an: „Was willst du?"

Sie entgegnete zögernd: „Er wartet, bis ich wieder allein bin. Dann kommt er wie der Schakal und" — sie suchte einen Augenblick nach einem Wortausdruck — „und saugt mir das Blut."

Was sie sprach, klang folgerichtig. Nach dem letzten wildrachsüchtigen Blick ihres Stammesgenossen lieh nur die Anwesenheit ihres gegenwärtigen Begleiters ihr vor jenem Schutz; höchst wahrscheinlich lauerte er mit Habichtsaugen aus irgend einem Schlupfwinkel auf ihre Wiedervereinsamung. Es wäre grausam gewesen, sie ihm in die Hände zurückzustoßen, denn sie war doch eine Abart von einem Menschengeschöpf. Der Student fühlte kein Mitleid mit ihr, im vollsten Ernst hatte er's gesprochen, es sei am besten, wenn sie sich untereinander umbrächten. Er kannte die Gattung aus schriftlichem und mündlichem Bericht, sowie auch durch eigene Augenschau einmal aus der Nähe von Helmstedt her und wußte, daß nichts menschlich Gesittetes, keine Redlichkeit, keine Scheu vor irgendwelcher Missethat, kein Gewissen in ihnen sei, daß man sie als bösartiges Getier betrachten und behandeln müsse. So geschah's mancherorten, wo man, ihrer habhaft werdend, die Männer henkte und den Weibern die Ohren abschnitt, um sie durch Furcht von den Landesgrenzen abzuschrecken und ins Morgenland, nach Ungarn, aus dem sie hauptsächlich hereingebrochen und neu nachrückten, zurückzuscheuchen. Doch seit den fünf Kriegsjahren herrschte überall in Oberdeutschland wüste Zucht- und Gesetzlosigkeit, in allen Städten trachtete man nach nichts anderem mehr, als sorglich die schützenden Thore geschlossen zu halten, und das platte Land zwischen ihnen lag dem Einbruch jedes Raubgesindels wehrlos preisgegeben. So zog auch das fremde schwarzhaarige Volk vom unteren Donaufluß unbehindert mit dem ungeheuren Heertroß von Marodebrüdern, Soldatenweibern und Buben, dem Lottergezücht jeder Art umher. Sie nannten sich Sinte, weil sie nach ihrer Überlieferung vom Sintfluß gekommen, oder Rom, „der Mann",

und „das Weib", Romni, erlernten außer ihrer eigenen Zunge überall rasch und gelehrig die Landessprache, wie das Rotwelsch und Jänisch der „fahrenden Leute", Buschklepper, Gauner und Diebe. Ihre Männer dienten den Heerführern auf beiden Seiten oft als Kundschafter, heimtückisch, verschlagen und verlogen; zumeist endeten sie, auf einem treulosen Verrat an dem, der sie bezahlte, ertappt, am Strick oder durch einen Kolbenhieb hinter Busch und Zaun. Die Weiber suchten bei der abergläubischen Soldateska Gewinn als Wahrsagerinnen und Talismanverkäuferinnen; besonders aber waren sie, jung und alt, in Pflanzenkunde erfahren und bereiteten Salben und Getränke zum „Festmachen" gegen Kugel, Hieb und Stich aus Nachtschatten, Taumellolch, Bilsenkraut, Eisenhut, Stechapfel und sonstigem unzähligen Giftgewächs. Ebenso brauten die jungen Dirnen „Liebestränke" aus Mondkraut, Liebfrauenhaar und Sonnenwende, denen sie hirnverwirrende Säfte von Wolfsmilch und Tollkirsche zusetzten; sie selbst aber setzten mit ihren heißen Augen und bronzefarbigen Gliedern das Blut der Offiziere und Junker noch gärender in Brand, ohne die Umarmung des gemeinen Kriegsknechtes zu verschmähen, wenn er blinkende Gold- und Silberbeutestücke im Sack trug. Mit Habichtsblicken der Habgier und Hinterlist haschten sie jeden Vorteil, ohne Treu und Glauben selbst unter sich, ohne Religion und Gesetz. Nur der Rom, das Altersoberhaupt ihres Wanderlagers, und die Romni übten Macht über sie, als ihre Lehrmeister in den Künsten des Betrügens, Auskundens, Stehlens und Raubens, und hielten ihre wilden Triebe untereinander mit einer Art von Zucht gebändigt. So erfüllten sie unter unzählig verschiedenen Namen schon seit Jahrhunderten die Abendländer Europas, hießen in Italien, Spanien, Frankreich Zingari, Gitanos, Bohémiens, während sie in Deutschland nach ihrer Bezeichnung in Ungarn, die Tsygani lautete, gemeiniglich Zigeuner benannt wurden. Doch benannte man sie im schwäbischen Kreis auch Ägypter, im westfälischen Haider und im niedersächsischen Tiefland Tatern. Am richtigsten hatte das Volk in Dänemark sie durch den Namen Fanter, „die Feinde", gekennzeichnet. Wie an der Nordseeküste bei herandrohender Hoch- und Sturmflut ein Vogel mit unheimlichem Schrei an den gefährdeten Menschenbehausungen vorüberschießt, so hätte man sie nach ihm auch die „Warner" oder „Sturmvögel" benennen können.

In solcher Richtung kannte der junge Gottesgelehrte die Wesensart der hinter ihm Dreinfolgenden, und es war kein Mitleid, das sich in ihm regte und ihr verstattete, ihn weiter zu begleiten, sondern nur der Widerwille eines gutherzigen Menschen, auch ein giftiges Tier, das ihm selbst nichts Übles zugefügt, zu zertreten. So ließ er die Zigeunerdirne sich unter seinem Schutz forthalten, bis sie sich selber außer Gefahr achten möge, und schritt, ohne sich mehr um sie zu bekümmern, weiter. Er gewahrte dergestalt auch nichts von ihrem wunderlichen Behaben, das gegen ihre bisherige wilde Naturweise sonderbar abstach. Es waren nicht wie zuvor katzenhafte Sprünge, mit denen sie ihm nachfolgte, sondern ihre kleinen nackten Füße setzten sich achtsam jedesmal in die breiten Spuren, die seine Stiefel in den Sand eindrückten. Aus ihren Zügen drängte sich nicht mehr das Unbändige und Störrige hervor, sie hatte etwas von einem Hunde, der seinem Herrn willenlos auf den Fersen nachläuft.

Aber dann drehte er sich doch einmal mit einer Frage zu ihr. Er wußte, daß ihr Volk eine uralt indische Sprache redete, und ihm kam ein Reiz, die Gelegenheit zu nützen, sich etwas über die Art und den Klang derselben zu unterrichten. Sein Fuß hielt an, damit sie neben ihm gehen solle, doch auch sie that sogleich das Nämliche und blieb stehen. Erst, wie er sie herankommen hieß, leistete sie mit einem scheubeglückten Aufblick Folge, und er befrug sie im Weiterschreiten, wie dies und jenes deutsche Wort in ihrer ursprünglichen Heimatzunge laute. Sie gab Aus-

kunſt, der er aufmerkenden Ohrs zuhörte; dann gebot er ihr, die Zahlen von eins bis zehn zu ſprechen. Fremdartig eigentümlich klang es in leicht ſingendem Tonfall von ihren Lippen in die nordiſche Mittagsſonnenſtille hinein: „Jek — dui — trin — ſtahr — pansch — ſchob — eſta — ochdo — ennia — desch.“

Ihren Korb hatte ſie trotz dem Zwiſchenfall nicht zurückgelaſſen, und auch auf ihm haftete nach einer Weile Hackenbuſchs Blick mit Intereſſe. Es mochte etwas Ungewöhnliches in der Zeit ſein, daß ein Student der Theologie der Pflanzenkunde eine Bedeutung beilegte; doch ſichtlich fand dies bei jenem ſtatt. Manche der von der Zigeunerdirne geſammelten Gewächſe kannte er, andere jedoch nicht, und er erkundigte ſich nach den Namen der letzteren. Sie antwortete und holte die ihm fremden haſtig aus dem Korbe hervor, reichte ſie ihm zur Beſichtigung und glitt dabei leiſe mit ihren geſchmeidigen Fingern über ſeine Hand. Zugleich belehrte ſie ihn über die geheime Kraft jedes Krautes mit einem Ton unbeirrbarer kinderhafter Gläubigkeit, daß ſein Mund ſich manchmal unwillkürlich zu einem Lächeln verzog. Plötzlich einmal ſprang ſie zur Seite und kam mit einem Blütenquirl des feinen Sommererdrauchs zurück, ſah ihn bittend an und befeſtigte ihren Fund hurtig an dem Wams über ſeiner Bruſt. Er ließ es geſchehen und fragte nur: „Was ſoll das Kraut?“ Sie erwiderte: „Man trifft Gutes auf dem Weg, wenn man's dort trägt!“ Ihre weißen Zähne lachten zum erſtenmal, und ſie drückte ſich flüchtig mit der Hand auf die eigene Bruſt an der Stelle, wo ſie ſich vorher die nämliche kleine Blume unter ihrem Kleidungsſtück bewahrt.

Sie waren am Rande des Moores entlang geſchritten, auf dem das Mädchen die Pflanzen geſucht, und wie der junge Student ſeine ſeltſame Begleiterin bei ihrer letzten Entgegnung anblickte, fiel es ihm zum erſtenmal in die Augen, daß ſie zwar ein wildfremdes Geſchöpf in der norddeutſchen Heide, doch eigentlich von wundervoll anmutiger Körperbildung aus der Hand der Natur hervorgegangen ſei. Der feine, ſchlanke Wuchs gemahnte an den Gliederbau eines Rehes, und auf ſchmächtigem Hals hob es ſich drüber wie der Kopf einer Houri aus den Märchenſagen des Morgenlandes. Unwillkürlich fragte Hackenbuſch: „Wo biſt du zur Welt gekommen?“

Sie deutete mit der Hand ungefähr gegen den Stand der Sonne hinüber. „Wo der große Strom durch die Pußta geht.“

„Und wie nennſt du dich?“

„Biri.“

Er dachte einen Augenblick nach. „Mich deucht, ich hörte das Wort ſchon. Es iſt der ungariſche Name, glaube ich, für Barbara —“

Doch er ſprach das letzte in leere Luft, denn die, von welcher er redete, war plötzlich mit einem Sprung von ſeiner Seite verſchwunden. Er ſah verwundert auf raſchelndes Birkengezweig, das allein die Richtung andeutete, in der ſie ſich wieder gleich einem Tier fortgeſchnellt, aber im nächſten Moment riß ein Ruf ihm den Kopf herum. Von den Eichen des Hünengrabes herunter, an das er dicht herangekommen, ſcholl frohſtimmig überraſcht und überraſchend ſein Name: „Alderich!“ und mit goldenem Haargeleucht, wie eine große Arnikablüte, flog es vom Hügel nieder auf ihn zu. Und Hanka Berkenholt rief: „Du kennſt mich, ſcheint's, nicht mehr, doch ich ſah's auf den erſten Blick, es könnt kein anderer ſein als du.“

Er ſtand in der That noch halb ungläubig erſtaunt und antwortete: „Hanka, liebe Baſe, biſt du's wahrhaftig?“ Obwohl ſie von Kindesbeinen zuſammen aufgewachſen, konnte doch ſein Zweifel nicht wunder nehmen. Er hatte ſie ſeit drei Jahren, in denen er zu Helmſtedt der Gottesgelehrſamkeit obgelegen, nicht geſehen und ſich in der Friſt nicht weſentlich verändert, aber ſie war währenddeſſen von einem zwölfjährigen Kinde an die Grenze der Jungfräulichkeit hoch em-

Digitized by Google

vorgeschossen. Ihre Züge zeigten sogleich nah verwandte Art; seine Mutter war die Schwester des Pastors Berkenholt gewesen und er nach dem frühen Tode seiner beiden Eltern im Hause des letzteren gleich einem eigenen Sohn groß geworden. Nun kam er einmal in der Vakanz zum Besuch in die Heimat gewandert, ungemeldet, denn die Beförderung eines Briefes in das einsame Heidedorf fiel kaum möglich, und er hatte den Entschluß auch erst in den letzten Wochen gefaßt.

Er hielt die beiden Hände seiner freudig blickenden schönen Base und Kindheitsgespielin und wiederholte: „Wahrhaftig, du bist's, ich war nur thöricht und hätte dich so" — seine Hand deutete nieder — „am Boden gesucht. Doch ich hätt's mir denken können, wer sollt droben auf unserem alten Platz unter den Eichen solch blondes Haar im Wind flattern lassen als du? Ist er noch immer dein Freund? Und wie steht's im Haus mit dem Vater, der Mutter?"

Er sagte nicht, mit dem Oheim und der Tante, denn er liebte beide gleich wirklichen Eltern und Hanka wie seine Schwester und ward von ihnen ebenfalls als eigenes Kind und Bruder betrachtet. Die Antwort, daß alles im Hause gesund und wohlauf sei, setzte ihn in freudigste Gemütsstimmung, er dachte an nichts mehr, was vor diesem Augenblick gewesen, schlang den Arm um die Schulter des Mädchens, und sie stiegen eilig den Hang durch die Mittagsstille hinan, zum Dorf hinüber. Nur von einem Schilfrand des Moores folgten ihnen zwei dunkelfunkelnde Augen, und lautlos reckte Biri den Kopf vor, um den zurückklingenden Stimmenschall der Fortschreitenden zu vernehmen. Sie horchte augenscheinlich nicht allein auf die lautgesprochenen Worte, sondern mehr noch auf die Klangart derselben, und etwas von der flimmernden Unruhe eines vor einer plötzlich auftauchenden Gefahr zusammengeduckten Tieres kam wieder in ihrem nachspähenden Blick.

Die beiden anderen wanderten etwa zehn Minuten über den alten Dünenrücken, dann lag unter ihnen im Thaleinschnitt das Dorf Osterbek freundlich da. Die stille Au schlängelte sich zwischen den vermoosten Strohdächern hindurch und erweiterte sich neben der Kirche zu einem kleinen, dunklen See, an den sich auch der Obst- und Gemüsegarten des heimeligen, mit grünem Baumgeländer umgitterten Pfarrhauses hinunterstreckte. In diesem herrschte jetzt nach einem kurzen Weilchen große Freudigkeit. Die Pastorin, eine leis silberhaarig werdende Frau, der Milde, Sorglichkeit und Herzensgüte aus dem Gesicht blickte, stand beim Eintritt der Ankömmlinge auf der kühlen, mit Fliesensteinen bedeckten Flurdiele an einem Schrank beschäftigt. Sie stieß auf Alderichs fröhlichen Ruf: „Ob die Mutter mich wohl noch kennt, Hanka?" einen Freudenschrei aus und flog noch mit jugendlicher Behendigkeit in die Arme des Heimgekehrten. Bei dem lauten Stimmenklang trat auch der Pastor Anselm Berkenholt aus der Thür seiner Arbeitsstube, ein noch kräftiger, hochwüchsiger Mann von Landesart, mit kurzem, das Untergesicht vom Ohr zum Ohr umrahmenden weißen Bart, doch vollem, nachgedunkeltem blondem Haupthaar und lebendigen, ernst-heiter dreinschauenden blauen Augen. Man sah, daß auch ihn der überraschende Anblick im Innersten glücklich bewegte, nur beherrschte er seine äußere Kundgebung mehr als seine Frau, ergriff die Hand Alderichs und schüttelte sie herzlich mit einem: „Gott zum Gruß, lieber Sohn!" Des Fragens und Antwortens war viel, die Pastorin lief in Küche und Keller, um das fast schon bereit harrende Mittagsmahl für den unerwarteten liebsten Gast noch mit dem Besten, was das Haus bot, zu bereichern. Es blieb trotzdem ländlich schlicht, doch der unverwöhnte Helmstedter Student brachte von seinem mehrfachen Tagemarsch weidlichen Hunger mit, und die Freude des Wiedersehens bildete die köstlichste Würze der einfachen Speisen. Alles stellte die vollkommene Art einer weltabgelegenen, altväterlich friedlichen Hausführung zur Schau; der

Pastor flocht in sein Tischgebet einen Dank für die Behütung Alderichs auf seiner Einherwanderung ein, in seinem Gespräch trat überall strengste Rechtgläubigkeit und Anhängerschaft an die lutherische Lehre zu Tage, doch mit reger Teilnahme an allen gewichtigen und erfreulichen Dingen des Erdenlebens gepaart. Auch er hatte einst die hohe Schule zu Helmstedt besucht, und er frug immer aufs neue nach ehemaligen Lehrern und Genossen, des Redens ward kein Ende. Hanka hörte still, mit glücklichem Antlitz zu und wartete geduldig, bis an sie die Reihe kommen werde; ihr war's wie Traum, daß der Bruder dasaß, so mannhaft-stattlich, schön, augen- und herzerfreuend. Nur war's ihr ab und zu, als gerate dann und wann einmal kurz etwas Bedrückendes über ihn und er müsse es aus seinen Gedanken fortscheuchen, um frohgemut weiter zu sprechen.

So ging's weit in den Nachmittag hinein, ehe sie seiner allein in einer Laube des Gartens habhaft ward, sich nach Herzenslust von ihm Fragen beantworten lassen und Erinnerungen aus alter Zeit mit ihm wachrufen konnte. Doch auch hier war er öfter zerstreut und sichtlich abschweifenden Gedanken nachhängend, so daß Hanka ihn ein paarmal schalt, am Arm rüttelte und am Ohr zupfte: „Ich glaube, du schläfst und hörst nicht, was ich sage." Dann lachte er einmal: „Bist du noch die Schulmeisterin von früher geblieben? Au — au — ich hab's verdient, ich will auch besser aufpassen. Weißt du noch, ich mußte dich auf den Knien schaukeln, obgleich du die Lehrerin warst und ich der Schüler. Und dann gab's Tazzen in die Hand mit einer Wichel da vom Busch. Der ist auch größer seitdem gewachsen."

„Die kann's heut noch ebenso geben," erwiderte Hanka Berkenholt vergnügt und die Hand nach dem Hartriegelbusch der Laubenwand streckend, von dem sie eine rote Gerte brach. Alderich Hackenbusch lachte wieder: „Nun wird's bedenklich, da muß ich wohl gut thun," und er legte die Hand um sie und zog sie auf seine Knie. Das große Mädchen zauderte einen Augenblick und meinte: „Nein, ich bin dir zu schwer geworden." Aber er spottete: „Davon spüre ich nichts, denn den Kopf trägst du selber, und sein Gewicht an Klugheit, die drin angewachsen, drückt mich drum nicht mit." So schaukelte er sie nach alter Weise, und sie holten sich fröhlich manche alte Kindergeschichte herauf. Dann gewahrte Hanka einmal die verwelkte Erdrauchblüte an seiner Brust und fragte verwundert, wie er dazu komme. Zuerst sah er ebenfalls verwundert drauf nieder, bis ihm ins Gedächtnis kam, daß die Zigeunerdirne sie ihm dorthin gesteckt. Er hatte sich derselben mit keinem Gedanken mehr erinnert; nun sprach er von seiner Begegnung mit ihr und vernahm, daß auch Hanka zuvor schon im Moor das schwarzköpfige Geschöpf angetroffen. Es war ihr gleichfalls in Vergessenheit geraten, und sie hörte jetzt wißbegierig, das rätselhafte Ding sei ein Tatermädchen gewesen. Sie hatte öfter Gerede von den Tatern vernommen, doch keinen je mit Augen gesehen, da seit ihrer Kindheit niemals Zigeuner in die Heide gekommen. „Es muß ein närrisches Volk sein," sagte sie, „mir hat sie auch solche Blume ins Kleid gesteckt, ich spüre sie noch auf der Brust. Damit würd ich heut noch meinem Bräutigam begegnen, und bei dir sollt's wohl dazu verhelfen, daß du deine Braut anträfst. Giebt's wen in Helmstedt, Alderich, daß es sein könnt?"

Lachend und neugierig prüfend schaute sie ihm in die Augen, und er lachte ebenso: „Ich hab keine heut gesehen, und werd's auch schwerlich mehr, als die Biri und dich. Da müßt's eine von euch beiden sein, wenn der Erdrauch wahr redet. Wo ist denn dein Zauberkräutchen?"

Er streckte die Hand nach ihrem Kleid, und auch ihre Hand that das Gleiche. „Hier muß es noch sein," sagte sie; doch zugleich hielt ihre Hand an, und es flog ihr ein wenig rot übers Gesicht. Und auch sein Arm bewegte sich in der nämlichen Weise zurück, und seine Stirn färbte sich mit derselben leichten Röte wie die

Digitized by Google

ihrige. „Wie spät es geworden ist, die Fische schnellen schon im See, sieh!“ rief sie und glitt, nach dem Wasser deutend, von seinen Knien herunter. Er erwiderte: „Ja, ganz wie früher“; aber er sah nicht nach dem Teich, sondern sein Blick ging groß staunend, wie halb ungläubig auf ihr Gesicht und ihre Gestalt nieder.

Es war in der That spät nachmittägig geworden, die Sonne fiel schräg über die Dünen in den Garten. Alderichs Miene zeigte jetzt plötzlich wieder die Nachdenklichkeit, die schon manchmal darüber geflogen; er sprach: „Ich habe noch etwas mit dem Vater zu bereden,“ und er ging rasch, wenn auch zögernden Schrittes dem Hause zu. Hanka blickte ihm nach, sie vermochte sich wohl zu denken, was er besprechen wollte. Von seinem Vater her besaß er ein erhebliches eigenes Vermögen an Liegenschaften im Dorf, das der Pastor ihm als Vormund verwaltet und auch seit der Selbständigkeit seines Neffen noch unter seiner Obhut behalten. Vermutlich bedurfte Alderich einer Geldsumme, vielleicht einer größeren, um auf der Universität gemachte Schulden zu bezahlen, und der Gedanke, sie von dem Oheim, den er als verständig sparsamen Hauswirt kannte, fordern zu müssen, war ihm schon vom Mittag her unangenehm und störend in die Freudigkeit der Heimkunft gefallen. Hankas blonder Kopf mühte sich nicht weiter drum ab, sie setzte sich in die Laube zurück, ihr Herz schlug rascher als sonst, und es war etwas Köstliches in seinem Klopfen, sie wußte nicht, warum. Rührte es doch etwa von der Erdrauchblüte, welche die Zigeunerdirne ihr darauf gelegt? Ihre Hand that jetzt das, wovon sie vorhin plötzlich abgestanden, glitt durch den Spalt ihres Mieders und holte die kleine welke Blume hervor. Diese hauchte einen leisen, süßen Duft aus, den Hanka Berkenholt träumerisch einzog. Sie dachte eigentlich an nichts dabei als einmal flüchtig, es sei eigentlich hübsch von Alderich, daß er keine Braut in Helmstedt zurückgelassen und sich nicht verlobt habe, ohne sie vorher zu fragen, ob die Schwägerin ihr auch gefallen werde. Sie konnte wirklich stolz auf ihn sein, er war ein noch lieberer Bruder und von Gestalt, Gesicht und Wesen in den Jahren seiner Abwesenheit noch weit vollkommener an stattlich schöner Kräftigkeit geworden, als sie sich ihn vorzustellen vermocht.

Er hatte inzwischen die Arbeitsstube des Pastors betreten, doch sein erstes Wort ergab, daß er nicht zur Beredung einer Geldangelegenheit kam. Langsam sprach er: „Lieber Vater, ich suche dich, um dir eine Mitteilung zu machen. Es ist mir nicht möglich gewesen, mit dem Studium der Theologie weiter fortzufahren, und ich habe statt dessen seit einem Semester mit dem der Arzneiwissenschaft begonnen.“

Die Äußerung kam ihm bescheiden, doch mit einer ruhigen Festigkeit von den Lippen. Unvorbereitet hob der Pastor Anselm Berkenholt, emporstutzend, den Kopf und schaute, wie an der Richtigkeit seines Gehörs zweifelnd, den Sprecher an. Er begegnete einem freundlich offen, aber sicher zu ihm aufgeschlagenen Blick der Augen seines Schwestersohnes, die ihm unwillkürlich gewissermaßen die Erwiderung abdrangen: „Du bist selbständig und kannst deinen Lebensberuf natürlich wählen, wie du es willst. Aber du wirst begreifen, daß ich dich um den Grund dieses Wechsels befrage.“

Die Stimme des Pastors beherrschte eine gewaltsam in ihm aufdrängende Erregung, und ein paar Sekunden lang zögerte der junge Student unschlüssig, doch dann versetzte er:

„Gewiß hätte ich es nicht ohne Notwendigkeit gethan, denn ich weiß, daß es dir Betrübnis bereiten wird und daß du gehofft, da du keinen eigenen Sohn besitzest, ich würde einst einmal als Nachfolger hier an deine und unserer Väter Stelle treten. Es hat mir bitteren Kampf gekostet, aber ich mußte es. Ihr lebt hier in der Stille wie zu meiner Knabenzeit und vernehmt wenig von dem, was sich draußen im oberdeutschen Land zuträgt. Doch in Helmstedt trifft viel und nur zu getreuliche

Botschaft davon ein, und ich höre sie, seitdem ich dort bin, nicht mit dem Ohr allein, sondern mehr noch mit dem Herzen. Fünf Jahre ist nun unablässig Krieg, fließen bei Tag und Nacht Blut und Thränen um des Glaubens willen. Nicht wider Türken und Heiden tönt das Feldgeschrei, die deutschen Völker zerfleischen sich selber, Glied gegen Glied, und hüben und drüben feuern die geistlichen Verkünder des Bibelwortes die wilden Heerhaufen im Namen des Christengottes an, sich zu seiner Ehre hinzuschlachten, zu rauben, zu brennen und zu morden, an hunderttausend Unschuldigen namenlose Schandthat zu üben. Es sind Greuel, nicht zu sagen, Jammer und Verzweiflung, nicht zu nennen, die zum Himmel aufschreien, doch es hört keiner droben auf ihre blutende Not. Wäre in Wahrheit ein weiser und gütiger Vater dort, dessen Namen sie schändeten, er würde seine Kinder nicht an ihm irre machen lassen, seine Liebe und sein Mitleid sich ihrer erbarmen. Er würde einen Blitz niederschleudern auf die, welche ihn zum Vorwand ihrer Raubgier, Herrschsucht und Unmenschlichkeit predigen, und sie von seiner Erde austilgen. Aber unablässig geht das Gute, das Schöne und Schuldlose unter, die Roheit und Verruchtheit, die tierische Wut und Begier zerstampfen es mit lautem Hohngelächter unter den Füßen. Es müßte ein Gott sein, der an Marter und Qual seiner besten, friedlichsten Geschöpfe Freude empfände, und ihnen müßte vor ihm grauen. Ich habe heiß gerungen mit mir, doch nichts anderes gefunden, als daß die Lehre des Glaubens an ihn Lüge und Heuchelwort, der Fluch und das Verderben unseres Volkes ist. Ich sehe keine gerechte und gütige Weltordnung, die ihn verkündigt, und ich kann ihn nicht als den Beschirmer der Schwachen, den Belohner des Guten und den Rächer des Bösen verkündigen. Ich kann nicht mehr glauben, daß er ist, und freue mich dessen. Denn ich will lieber einer blinden, fühllosen Gewalt unterthan sein als einem Geist, den ich nicht lieben, vor dem ich nur mit Angst und Entsetzen schaudern könnte. Das hat mich in meiner Kammer zu Helmstedt von dem Beruf abgewandt, den ich zuvor ohne Kenntnis der Schrecken unserer Zeit gewählt. Ich weiß jetzt, daß sie für ihre Wunden der irdischen Ärzte bedarf, drum bin ich entschlossen, ein solcher zu werden."

Mit ruhiger Bescheidenheit hatte Alderich Hackenbusch von diesem Wechsel seiner Weltanschauung und der Begründung desselben Kunde gegeben, und ohne einen Laut der Zwischenäußerung hatte der Pastor Anselm Berkenholt zugehört. Nur unter seinen Lidern war ein scharfes, flammendes Licht aufgewachsen und sein Körper gemach mehr und mehr zu einer steifen Predigerhaltung emporgereckt. Und nun antwortete er mit dem Gemisch eines Ausflusses leidenschaftlich erregbarer Gemütsart und sich kalt überlegen haltender Geistesklarheit:

„Vermessener Knabe, willst du deinen Schöpfer lehren und dem Lenker der Welten in die Zügel greifen? Weil du blind bist, seine Wege nicht zu erkennen, leugnest du ihn? Weil dein Ohr taub ist, die Stimme seines Gerichtes nicht zu hören, wagst du, seine ewige Vorsehung zu schmähen? Ich bin sein Diener und habe seine Weisheit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit erfahren, die er an meinen Vätern, an mir und den Meinigen geübt, und ich preise ihn und danke ihm als dem Vater der Güte, des Lichtes und des Lebens. Du aber stehst vor ihm und vor mir als ein blöder, selbstgerechter Thor in dem Blendwerk deiner armselig kurzsichtigen Menschenvernunft. Bitte zu ihm, daß er dich wieder erleuchte mit dem Strahl seiner Gnade! Wenn du dich abkehrst von dem Pfad, den deine Väter gewandelt, so scheiden unsere Wege sich auseinander, auf Erden und in Ewigkeit. Mein Haus ist dir gewesen wie das Heimatdach deiner Eltern, und es hat heut Freude über deine Ankunft empfunden wie bei der eines Sohnes. Aber den Leugner Gottes könnte ich nicht fürderhin so benennen. Erfasse, welcherlei Beruf

du willst, es steht deiner selbständigen Wahl zu, doch übe ihn im Namen des Allmächtigen und kehre heim zu uns gleich dem verloreuen Sohne, der in sühnender Reue der Verirrung gedenkt, mit welcher der Hochmut seines Verstandeswahns ihn dem Vaterherzen droben und hienieden entfremdet gehabt."

Die Stimme des Pastors war gegen den Schluß seiner Erwiderung weicher und bewegt geworden, und auch das Gesicht Alderich Hackenbuschs verriet tiefinnerliche Bewegung. Er schwieg einige Augenblicke, dann versetzte er mit einem schmerzlichen Ton:

„Ich wollte, du könntest mich überzeugen, lieber Oheim — inniger denn jemals zuvor wünscht ich es heut und gäbe freudig alles, was ich an irdischem Gut mein heiße, dafür hin. Wäre mein Mund falsch, so bliebe er stumm, aber ich ehre dich wie einen Vater und kann nicht mit einer Lüge vor dir schweigen. Was du gesprochen, streitet nicht allein wider die Erkenntnis, die unsere Zeit in meinem Kopfe geweckt, sondern schlimmer noch wider das entsetzliche Gefühl meines Herzens, und deine Worte haben nicht Kraft, mir deinen Glauben zurückzugeben."

Hanka Berkenholt wartete lang in der Laube auf die Rückkunft ihres brüderlichen Vetters; die schräge Sonne verschwand, und Zwielicht begann über Baum und Busch des Gartens zu fallen. Doch ging dem Mädchen mehr als eine Stunde unvermerkt vorüber; eine sonnige Empfindung, wie sie noch nie im Leben eine gleiche kennen gelernt, füllte ihr auch in der tiefer einbrechenden Dämmerung mit einer fremd-lieblichen Schönheit die Brust. Dann kehrte Alderich aus der Stube des Pastors, in der noch lange die Stimmen der beiden wechselnd hin und wieder geklungen. Er war sehr still, als er kam, nahm schweigsam die Hand des Mädchens und schritt mit ihr an den kaum noch matt spiegelnden See hinab; sie fragte mehrmals, warum er so stumm sei, doch er gab nur kurz ablenkende Antwort, und auch sie selbst sprach kaum und fand es schöner so als die laute, fröhliche Unterhaltung am Nachmittag. So ward es völlig dunkel, und er legte den Arm um ihren Nacken, wie er es oft als Knabe gethan, und sie gingen, ohne zu reden, am stillen Wasserrand. Dann hob er einmal stockend an: „Es war nur ein kurzes Wiedersehen, Hanka, und es ist Zeit, nicht länger zu verschweigen, daß ich nicht hier bleiben darf, sondern noch heut nacht gen Helmstedt zurück muß. Du verstehst nicht, warum, darum frag auch nicht. Ich kann's der Mutter nicht selber sagen, der schnelle Abschied thät ihr zu weh und mir — auch dem Vater nicht — sprich du's ihnen, wenn ich gegangen, daß ich sie gar lieb hätte, und das Herz wär mir schwer, daß es so sein gemußt —"

Das Mädchen hatte tödlich erschrocken beide Arme um ihn geklammert und stotterte, beinahe sprachunfähig: „Was willst du? Weshalb? Du darfst nicht fort!"

Seine Stimme klang durch ein schwermütiges Lächeln: „Es geht nicht anders, jetzt muß ich, liebe Hanka. Die Zeit ändert mancherlei — ich hoffe, daß ich nach einigen Jahren zurückkommen kann und daß sie dann auch eine Narbe über die heutige Trennungswunde gezogen. Willst du mich bis dahin nicht vergessen, Hanka, und nicht schlimm von mir denken? Wenn ich wiederkehre, werde ich dich dasmal gleich erkennen, denn ich weiß jetzt ja — wie groß du geworden bist."

Sie war noch so schreckverwirrt, daß sie nur hervorbrachte: „Warum sollt ich denn schlimm von dir denken?"

Da kam etwas, das ihn einer Antwort enthob. Ungefähr zweihundert Schritte von ihnen schoß es wie ein roter Strahl in die Luft, und gleich darauf loderte eine hohe Feuergarbe durch die begonnene Nacht. Sie brach aus dem Strohdach einer etwas vereinzelt stehenden Heuscheuer empor, im Nu lag alles umher fast taghell überstrahlt. Die Dorfbewohner stürzten aus ihren Häusern der Brandstelle zu, und unwillkürlich lenkten auch Alderich und Hanka rasch die Schritte dorthin. Man eilte zum Löschen, drängte

umher und rief, es müsse ruchlose Hand die unbewohnte Scheune angezündet haben. Das plötzliche Feuer war in der That rätselhaft, doch die Nacht zum Glück völlig windstill und wenig Gefahr für das Dorf vorhanden.

Thätig und umsichtig legte auch der junge Student mit Hand zur Hilfsleistung an, Wasser ließ sich ohne Verzug beschaffen, denn das brennende Gebäude stand beinah hart am Seerande. Linksher von diesem aber wälzte sich nun eine Anzahl von Bauernburschen und Dirnen heran, die etwas Unerkennbares gepackt in ihrer Mitte hielten und durcheinander schrien, daß sie den Brandstifter erwischt hätten. Erst der Ruf: „Ein Tater ist's, thut ihn mit einem Strick an den Ast!" machte Alderich auf die Herzugekommenen aufmerksam, und sich umwendend, erkannte er zu seinem Erstaunen Biri als die Beschuldigte zwischen den Fäusten der Dörfler. Sie schwebte zweifellos in höchster Gefahr, denn er wußte, wie die Landbewohner in der Heide überall aus Väterüberlieferung die Zigeuner fürchteten, dieselben der Brandstiftung bezichtigten, um in der entstehenden Verwirrung rauben und stehlen zu können, und am liebsten ohne jede gerichtliche Weiterung selbst sofort Hand anlegten, um sie wie schädliche Tiere auszurotten. Ein Gefühl von Mitleid, ja, Alderich wußte selbst nicht warum, fast etwas wie Dankbarkeit überkam ihn bei dem Anblick des schönen, schwarzköpfigen Geschöpfes, dem er heut schon einmal Beistand geleistet; er trat rasch gegen sie hinan und suchte die Bauern zu beruhigen, daß mutmaßlich das Heu in der Scheune naß gewesen sei und sich von selbst entzündet habe. Ihm wurde jedoch erwidert, daß man Feuersteine und dürren Baumschwamm in einer Höhlung ihres Kleides gefunden, und der junge Student wandte sich jetzt zu ihr und forderte sie auf: „Sag's ihnen selbst, daß du's nicht gethan! Welchen Grund hättest du dazu haben sollen?"

Die Augen Biris hatten, sobald sie Alderichs ansichtig geworden, funkelnd aufgeleuchtet, sich mit ihren schwarzen Strahlen gleichsam um sein Gesicht und um das des Hand in Hand mit ihm stehenden blondhaarigen Mädchens festgeklammert und auf ihre Häscher, die sie jetzt losgelassen, mit keinem Blick mehr geachtet. Und nun gab sie dem Fragenden mit einem sonderbaren Aufziehen der Oberlippe über die blitzenden Zähne Antwort: „Ich wollte dich sehen. Es war dunkel; ich dachte, du kämst, wenn es hell wäre."

Er begriff ihre Erwiderung nicht, oder doch nur halb, und versetzte: „Mich sehen wolltest du? Was soll das heißen, wenn es hell wäre?".

Das heiße, unruhvolle Geflimmer irrte ihr wieder zwischen den Lidern, mit dem sie den beiden am Mittag vom Moor aus nachgespäht; es sprach etwas Drohendes für Hauka Berkenholt draus, wie der Blick einer Wildkatze war's, die von Begier gestachelt wurde, sich mit Zähnen und Krallen auf jene loszuschnellen. Gleichgültig aber gegen alle Ohren umher und als ob nur Selbstverständlichkeit in ihrer Antwort liege, antwortete sie:

„Ich dacht's, wenn der rote Hahn die Flügel schlüge, kämst du, ohne sie oder mit ihr."

Betroffen fiel der Student ein: „So hast du's doch wirklich gethan?" und zugleich schrien die Bauern, denen ihre Erwiderung jetzt gleichfalls verständlich geworden: „Schlagt sie tot wie einen Feuerwurm! Eine Giftkröte ist's! Holt einen Strick um ihren Hals!"

Sie stand einen Augenblick reglos, flog danach auf Alderich Hackenbusch zu, warf sich, als ob sie Schutz bei ihm suche, wie am Vormittag vor ihm auf die Knie, ergriff seine Hand und drückte ihre Lippen darauf. Dann hatte sie in der nächsten Sekunde gleich einem emporschwirrenden Vogel einen Satz fast wie über die Schultern der Umstehenden fortgemacht, am Seeufer klatschte das Wasser auf, und blitzschnell schoß sie über den dunklen Spiegel hin. Von der brennenden Scheune fiel in diesen eine rote Feuersäule, dahinein tauchten der schwarze Kopf und die

olivenfarbigen Arme und Beine wie eine hurtige Ringelnatter und verschwanden in dem glühenden Flammenwiederschein, eh eine Hand Steine vom Boden raffen konnte, um sie ihr nachzuschleudern. Ein Dutzend Stimmen rief durcheinander, sie einzuholen, und die behendesten der Bauernburschen stürmten mit Hallo um den See. Doch dieser war schmal und länglich gestreckt, und eh sie das Gegenüber der anderen Seite erreichten, hatte die drüben Gelandete schon den Dünenhang erklettert und sich spurlos in der Finsternis der weiten Heide verloren.

Kaum mehr als fünf Minuten mochten verflossen sein, seitdem Alderich Hackenbusch und Hanka Berkenholt noch allein im Dunkel miteinander am Rande des Wassers gegangen, und so sonderbar der kurze Zwischenfall gewesen, hatte er doch keinen Eindruck auf sie geübt, ihnen das Vorausgegangene länger aus dem Gedächtnis zu verdrängen. Mit einer ruhigen Flammengarbe lohte der Heuinhalt der Scheuer nun zum Himmel, an dessen östlichem Rande es gleichfalls wie eine ferne rote Feuersbrunst aufstieg, doch war es nur die vom Dunstkreis des Horizontes glühend gefärbte, friedlich emportauchende Mondscheibe. Vom Pfarrhaus her aber kam jetzt, durch das Gelärm herbeigerufen, der Pastor Berkenholt, und augenscheinlich suchte der junge Student einer nochmaligen Begegnung mit demselben auszuweichen, denn er zog Hanka schnell in die entgegengesetzte Richtung mit sich fort. Dann hielt er sie im Schattenwurf einiger Bäume an und sprach gedämpften Tones: „Man muß sich das Schwere nicht verlängern — ich meine den Abschied — also über ein paar Jahre, hoff ich von der Zeit, liebe Hanka. Wollen wir die Erdrauchblüten, die wir beide so wunderlich heut bekommen, aufbewahren und, wenn wir sie anschauen, dabei aneinander gedenken? Auch dann noch, wenn sie so welk verschrumpft sind, daß man kaum mehr etwas von ihnen sieht? Ich thu's gewißlich — leb wohl, meine liebste Base — und —"

Er schlang hastig den Arm fest um ihren Nacken — „und ich sagte, daß es mir zu schwer fiele — bringe der Mutter den Kuß von mir —" sein Kopf bückte sich vor, und er küßte rasch die Lippen des Mädchens, das um ein paar Augenblicke später allein dastand und, stumm betäubt von seltsamem, schmerzhaftem und seligem Herzschlag in der Brust, ins Dunkel nachblickte, wo er eiligen Schrittes verschwunden, als habe sie seine plötzliche Ankunft und sein ebenso plötzliches Wiederscheiden nur im Windgemurmel und Sonnengeflimmer auf dem alten Hünengrabhügel geträumt. Eine Weile noch von dem Lichtschein des Brandes geleitet, wanderte Alderich Hackenbusch, ohne sich zu wenden, in die Nacht hinaus, dann gereichte der höher steigende Mond ihm zur Richtschnur seines Weges über die stille, ihm aus Kindertagen altvertraute Heide.

Auch einer anderen einsamen Gestalt noch diente die nächtliche Himmelsleuchte als Merkmal zur Innehaltung einer Richtung. Nicht gar weit von ihm, doch ohne von seiner Geleitschaft zu ahnen, verfolgte Biri geraume Zeit hindurch den gleichen Weg oder vielmehr gleiche Weglosigkeit mit ihm. Wie ein phantastisches Schattenbild sprang und huschte sie dahin; nur die Rohrdommel schrie von einem feuchten Bruch ihr hohles „Ü — prumb — prumb — prumb" herüber, und manchmal scholl dumpf-schriller Unkenruf dazwischen. Von dem schwarzen Haar der Zigeunerdirne rieselte das Wasser im Mondlicht noch gleich Diamanttropfen, das Kleid hing ihr halb abgerissen von der Schulter, und ihre bloße Brust glimmerte mit einem braungoldigen Farbenton durch die zwitternden Strahlen.

Mit der Sicherheit eines nächtlich umherstreifenden Tieres hielt sie die Richtung nach ihrem unsichtbaren Ziel inne, bis dies sich durch einen matt rötlich aus dunklem Busch aufsteigenden Schimmer offenbarte. Er hob sich von einer Feuerstatt empor, um die etwa zwei Dutzend von Zigeunern, Männern und Weibern,

hingestreckt lagen. Es waren wilde, freche, glutäugige Gesichter; man sah, daß manche erst vor kurzem von Raub und Diebstahl aus der Umgegend zurückgekehrt waren, die meisten schmausten von einer eben am Spieß halbgar gebratenen Heidschnucke. Sie tranken Lebenswasser dazu aus verbeulten Zinnbechern, einige konnten sich von ihrer Beute die neue Lieblingsüppigkeit verstatten, aus kleinen zerbrochenen Kalkpfeifen Tabak zu rauchen; zwei Dirnen knüpften sich offenbar auch heut erst erhaltenen glitzernden Tand um die nackten Hälse. Mit blutroter breiter Binde über den Hüften und gleichfarbiger turbanartiger Kopfbedeckung saß der langbärtige Hauptmann des Trupps und neben ihm die Romni oder „Zi-Mut", das älteste Weib, totenhageren, grausträhnig umflossenen Gesichtes, mit zwei tief zurückgezogen, wie schwarze Kohlen aus den gelben Stirnhöhlen hervorstechenden Augensternen. Ersichtlich konnte sie nicht die Frau des Hauptmanns, sondern mußte seine Mutter sein; an der Unterwürfigkeit, mit der jeder ihr begegnete, ließ sich gewahren, daß sie die widerspruchslose Herrschaft im Lager ausübte. Auf das späte Eintreffen Biris achtete kaum jemand, außer dem Burschen, der ihr um Mittag in der Heide aufgelauert. Mit scheu unruhvollem Blick hing sein Gesicht an dem der Zi-Mut, wie das Mädchen auf diese zutrat, sie ehrerbietig begrüßte und mit ihr redete. Doch sprach Biri kaum anderes, als daß sie frug, ob die Roma morgen noch auf derselben Stelle bleiben würden. Die Alte erwiderte drauf, der Wind komme von Mitternacht, und bevor die Sonne den Tau an den Halmen trinke, zögen sie ihm entgegen.

Nun reichte einer vom Spieß her der Heimgekehrten ein Stück Schafsfleisch hin, doch sie schüttelte den Kopf; obwohl sie seit dem Vormittag nichts genossen haben konnte als Beeren auf der Heide, zeigte sie weder Hunger noch Durst. Sie machte ein paar Schritte seitwärts an einen mit Packstücken beladenen Karren hinan, suchte etwas drauf und zog einen kleinen, blinkenden Dolch daraus hervor. Mit diesem zurückkehrend, ging sie langsam an ihrem mittägigen Angreifer vorüber, hielt vor ihm kurz den Fuß, hob mit einer flüchtigen Bewegung wortlos die Lippen gegen ihn über die blitzenden Zähne und steckte sich die spitze Klinge unter ihr rauhes Kleidungsstück auf der Brust.

Dann warf Biri sich auf einen weichen, noch von der langen Tagessonne warmen Sandhang, schlug die Hände über dem schwarzen Kopf zusammen und schlief. Unbekümmert um jedes Auge lag sie wie ein rastbedürftiges Waldtier, noch halb von dem Feuerschein angestrahlt, der über den schmächtigen Sprunggelenken der Füße unter dem zerfetzten, achtlos verschobenen Rock die kräftig geschmeidigen Beine bis über die schmal-zierlichen Knie hinauf aus dem Dämmerdunkel hervorschimmern ließ. Sie rührte sich nicht mehr, nur ihre Zähne knirschten zuweilen im Traume aufeinander.

(Schluß folgt.)

Auf Goethes Wanderpfaden.

Von

August Becker.

II.

Sesenheim.*

Unter den Elsässer Landschaftstypen lassen sich nahezu alle als Schauplätze poetischen Lebens und dichterischer Geschicke denken. So die „romantischen" Vogesenthäler, der reizend schöne Strich des Weinlandes am Rand des Gebirges, dann das weizen- und obstreiche Hügelland voll stolzer Bauerndörfer mit selbstbewußtem Volkstum in Trachten, Sitten und im Denken. Nur die Rheinniederung, das Ried am Gestade des Stromes, scheint allen poetischen Reizes zu entbehren. Flach und platt streckt es sich über ein mächtiges Kieslager, das als magerer Untergrund nicht einmal den üppigen Pflanzenwuchs einer tiefgründigen holländischen Landschaft zur Erscheinung bringt.

Hierher hatten sich die ruhelosen Wässer des oberrheinischen Binnenmeeres zuletzt zurückgezogen, und diese Riedfläche gewährte noch der zum Strom verjüngten Flut seit Menschengedenken Spielraum, wild überzuströmen und Lauf und Bett zu wechseln. Damit sind auch die Bedingungen zur temporär wechselnden — nicht mannigfaltigen — Gestaltung der Landschaft gegeben. Bisher, der ewig junge, bedarf keiner fünfhundert Jahre, um, wieder des Weges kommend, hier alles verändert zu finden. Fünf Jahrzehnte und noch kürzere Fristen genügen. Und ich bin überzeugt, wenn ich heute wieder nach Sesenheim käme, wo die Eisenbahn das flache Gefilde durchzieht, eine Stationshalle vor dem Dorfe steht, würde ich mich ungleich weniger in das Bild finden können, das uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit" entwirft, als damals, da ich aus der reichen Scenerie des Wasgauer Wein- und Hügellandes ins magere Ried kam.

Nicht enttäuscht oder unbefriedigt schied ich wie andere, so Ludwig Tieck, der sich auf dem flachen, aller „Romantik" baren Boden um Sesenheim nicht zurechtzufinden wußte und den eine „unpoetische Wehmut erfüllte, daß alles dort so anders, so ganz anders war, als meine Phantasie nach der unvergleichlichen Schilderung unseres Dichters es mir vorgemalt hatte". Enthusiasten dagegen fanden die Ähnlichkeit so außerordentlich zutreffend, ja entdeckten hier noch mehr landschaftliche Reize (von denen sich keine Spur vorfindet), vielleicht aus Scheu, gegen herrschende Anschauungen zu verstoßen, wenn

* Es ist vielleicht nicht unnötig, zu bemerken, daß alle diese Elsässer Artikel schon vor mehreren Jahren geschrieben wurden. Die Wanderfahrt selbst über den Wasgenstein nach Sesenheim fällt in den Herbst 1863.

nicht aus trägem Verzicht auf wirkliche Beobachtung.

Auch ich kam damals mit falschen landschaftlichen Voraussetzungen nach Sesenheim. Wie singt Goethe?

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld.
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.

Den Weg hatte ich unter den Füßen, und so wanderte ich getrost durch die bleiche Schattenwelt des Rieds. Wie dampfende Milch flutete es allmählich um mich her. Hinter diesen weißen Nebelschwaden konnten sich Thalwannen und Hügel bergen, blaue Weiher, stille Bäche, von denen ich in Freimund Pfeifers „Friederike" gelesen, da das Buch damals noch nicht als pure Mystifikation erkannt war; also eine „Gegend", wie sie etwa dem „Hanauer Ländel", dem Kochersberger Bezirk oder Seebacher Gebiet entsprach, in welchem sich zwischen Bienwald und Hagenauer Forst der wellige Boden der Schwedenbauernlandschaft bis dicht an den Rhein selbst fortsetzt und dort bei Mothern mit Wein und Kastanien ein Bild von ungewohntem, hier überraschendem Reiz gewährt.

Auch ich dachte mir an jenem nebeligen Septembermorgen hinter den lichten Dunstfahnen bewegte Bodenlinien. Und dies um so eher, als die schattenhafte Beleuchtung oder vielmehr Verhüllung der Landschaft mir eine optische Täuschung nach der anderen brachte. Ein Weidenbusch, ein Erlengestrüpp, eine Pyramide zusammengestellter Hopfenstangen im Ried wuchs bei diesem Ringen des Nebelduftes mit der bleichen verschleierten Sonne ins Phantastische, Ungeheuerliche. Rechts fuhr jemand in gleicher Richtung mit mir, doch scheinbar hoch oben auf einer über Hügel ziehenden Heerstraße. Die Umrisse des Wagens und der Rosse waren schemenhaft in den Duft gezeichnet — vor mir klapperte es im Nebel wie von Schritten eines Unsichtbaren. Als jedoch die Sonne kräftiger durchdrang, die Nebelschicht zerriß und nur noch ein durchsichtig weißer Schleier am feuchten Boden hängen blieb, erkannte ich, daß das Fuhrwerk seitwärts auf demselben flachen Boden wagerecht sich bewegte, über welchen ich dahinwanderte, und daß ein Mädchen, vom Felde heimkehrend, vor mir her dem Dorfe zuschritt.

Schon zeigten sich drüben im durchbrechenden Goldlicht der Sonne hinter Obstgärten braunrote Dächer, über denselben der aufstrebende grünlich schillernde Helm des achteckigen Kirchturmes von Sesenheim, dessen Spitze sich über den Schallöchern des Glockenhauses scharf zuzinkt. Freundlich lag das Dorf da im flachen Gefilde, als ich jetzt mit der Wegbiegung in seine saubere breite Gasse hineinblickte. Rechts, innerhalb der Friedhofsmauer, welche die Gräber der Eltern Friederikes umschließt, zwischen Baumkronen die weiße schmale Kirche, in der Lenz einigemal predigte und Goethe an der Geliebten Seite im Pfarrstuhl eine etwas trockene Predigt des alten, guten, kleinen Pfarrers Brion nicht zu lang fand. In der Häuserreihe gegenüber neben dem niedrigeren katholischen Pfarrhause das höhere protestantische im gelben Kalkbewurf hinter einem Vorgärtchen — junge Tannen am Eingang. Die übrigen Häuser blinken weiß aus den Gärten, mit den Giebeln nach der Gasse. In einer Erweiterung derselben ein Karussell, als ob man sich in der Kirchweihwoche befinde. Kurz, eines der gewohnten Dorfbilder am Oberrhein.

Das Wirtshaus „Zum Anker", wo Goethe, von Straßburg kommend, sein Pferd einzustellen pflegte, befand sich noch im Besitz derselben Familie Heintz, wie seiner Zeit. War doch die Großmutter des jetzigen Wirtes jenes Patenkind Friederikes, von welchem der im Pfarrhof verwahrte Brief aus Rothau handelt.

Ein goldener Herbsttag lag jetzt draußen, als ich damals in die Wirtsstube trat. Herr Heintz, im Werktagsgewand des oberrheinischen Landmannes, gab mir ernst und trocken Auskunft auf meine Er-

kundigungen, als auch seine Frau eintrat — in kleiner, runder, anliegender, betupfter Nebelkappe, unter deren Nackenausschnitt der dichte Haarwulst hervorquoll. Sie trug einen Korb mit Zwetschen, die sie dem Gast zum Versuchen hinstellte, während sie nach Zweck und Ziel meiner Einkehr fragte, worauf ihr Mann ihr zunickte:

„Weißt, wegen der Friederik!"

Ton und Miene sagte mir, daß Friederike Brion hier nicht zu den Verschollenen gehöre. Man teilte mir jene Anekdote aus „Herrn Goethes" Zeiten mit, die schon einmal von J. V. Widmann erzählt worden, nach welcher nämlich der Straßburger Student einst beim Hanfrösten im November oder Dezember die alten Weiber überredet habe, ihre abscheulichen großen Strohhüte ins Feuer zu werfen, worauf er jeder einen Kronthaler in die Hand gedrückt. Diese Erinnerung kann jedenfalls ebensogut auf einem thatsächlichen Vorgang beruhen als die „Stusse" des Herrn Goethe unter den lachenden Dorfschönen beim „Welschkornbasten" in der Pfarrhofsscheune.

Im Verlauf der Unterhaltung wies mich der Ankerwirt an den Herrn Pfarrer Lucius, einen Landsmann von mir, der den Rothauer Brief der Schwestern aufbewahre. Auch ward mir im Pfarrhofe hierauf das bekannte Schreiben im Original gezeigt — Friederikes charaktervolle, kräftige Schrift aus dem Jahre 1798. Einst, in der Blüte ihrer Jahre, wo die Liebe ihre Hand führte, wurden ihre Züge von Goethe leicht, hübsch und — herzlich gefunden. — Noch steht die alte Scheune und im Baumgarten dahinter ein großer Apfelbaum aus Goethes Zeiten — in einem engen Winkel neben der Scheune die vielbesprochene Jasminlaube, unter welcher Goethe manchen lauen Sommerabend verschwärmt und den Schwestern das Märchen von der neuen Melusine vorgelesen hat, als sie noch der Pfarrhausthür gegenüber am Eingang des nun verschwundenen vorderen Gartens stand. Brions Nachfolger, Schweppenhäuser, hatte sie aus seinen Augen hinweg in jenen Winkel zwischen Scheune und Zaun versetzen lassen, wo sie seitdem ein kümmerliches Dasein fristete.

Überhaupt ist es schwer, sich an Ort und Stelle ein Bild des alten Pfarrhauses zu entwerfen. Wo heute Neubau und Hof, dehnte sich damals der eigentliche Pfarrgarten aus, dessen Eingang von der Jasminlaube überwölkt war. Das alte Pfarrhaus selbst stand gegenüber im jetzigen Pfarrgarten längs der Umgrenzung des katholischen Pfarrhofes, mit dem Giebel gegen die Straße, von derselben durch ein Vorgärtchen getrennt, und bildete mit den im rechten Winkel anschließenden Ökonomiegebäuden ein natürlicheres Ganze. Nur der große Baumgarten mit dem kleineren Gemüsefeld hinter der Scheune nehmen noch den alten Raum ein wie zu Friederikes Tagen. Hier war vorzugsweise der Tummelplatz für die Schwestern und ihren Gast, hier auch für größere Gesellschaften an Festtagen. „Nach Tische suchte man den Schatten, gesellschaftliche Spiele wurden vorgenommen, und Pfänderspiele kamen an die Reihe", wie noch heute am Oberrhein. Herzig wie ein rheinischer Kinderreim erinnert das „Sesenheimer Liederbuch" daran, wie traulich auch im engeren Kreis hier im Baumgarten die Nachmittage vergingen:

Wir wollen kleine Kränze winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen wie die Kinder sein!

Trat man von der Straße in den Hof, so hatte man das alte, schlichte Wohnhaus aus Fachwerk links — Goethe fand es malerisch mit all dem Zauber eines Vorwurfs für die Kunst im niederländischen Geschmack. Das breite, dreiteilige Fenster links unten beleuchtete die Wohnstube. Der rundbogige, von einer Rebenlaube überwölbte Eingang war gewöhnlich, des Hofgeflügels wegen, durch eine Gitterthür geschlossen, über welche man bequem hinausplaudern konnte. Goethes Gastzimmer befand sich oben, rechts von

der Hausthür; die Rebenlaube breitete sich unter dessen beiden Fenstern aus.

Fetter grüne du Laub
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!

Wie manches wehmutsvolle Lied ist in Erinnerung daran entstanden. Unter seinen Fenstern, rechts neben den zwei Stufen der Hausthür, an den Rebstock gelehnt,

Das alte Pfarrhaus in Sesenheim.

im Schatten der Laube, stand die Bank, wo er nach jenem Nachtritt zu Ostern, der so wunderbar in „Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde!“ nachklingt, noch spät am Abend in dem Pfarrhause Licht und die Schwestern, ihn ahnungsvoll erwartend, vor der Thür sitzend antraf.

Herr Pfarrer Lucius hatte einen ins Feld fahrenden jungen Bauern angerufen, mir draußen den „Buckel“ oder „Hübel“ zu zeigen, der, von den Landleuten „Ewerschberry“ genannt, in den Bannbüchern des Ortes als Ebersberg aufgeführt ist. Es ist dieselbe poetische Anhöhe, deren schattigen Buchenhain einst Goethe in seiner Verkleidung erstieg, um hier unerwartet Ruheplätze mit lieblicher Aussicht zu entdecken, kurz der Ort, den er „Friederikes Ruhe“ nennt.

Ich war ziemlich gespannt und fragte unterwegs meinen ländlichen Cicerone, ob er sich wohl denken könne, warum ich die Stelle besuche.

„O ja!“ meinte er. „Weil es der höchste Berg in der Gegend ist.“

Und damit wies er ihn mir, indem er weiterfahrend mich meiner Überraschung, ja meinem Staunen überließ. Denn unbewußt stand ich bereits am Fuß dieses „Berges“, der als „Friederikes Ruhe“ in der ganzen deutschen Welt berühmt ist. Einen stärkeren Kontrast zwischen Vorstellung und Wirklichkeit giebt es nicht. Sesenheim, in der oberrheinischen Tiefebene, liegt etwa 371 Fuß überm Meere, der „Ebersberg“ dagegen erreicht eine

absolute Höhe von 377 Fuß, überragt also die Ebene rings um volle sechs Fuß oder zwei Meter — und vielleicht nicht einmal dies. Denn ich sah von seiner Basis aus bequem über seinen Scheitel weg. Von Gesträuch, Buchen, Ruhebänken keine Spur mehr. Ein Kartoffelacker zieht über ihn hin; ein Nußbäumchen steht da, rechts, am Wege nach Dengelsheim, fünf Minuten östlich von Sesenheim; zwischen den Kartoffeln Hanf, Kraut, dahinter Pyramiden von Hopfenstangen. Und daneben bilden einige Misthaufen eine wenig einladende „Gebirgskette". An des Ebersberges Westhalde, einem Ackerrain, pflückte ich die seltsam durchstochene gelbe Blüte des Johanniskrautes, welche den Nebelnächten im Ried noch widerstanden hatte.

Zu Goethes Zeiten mag diese Anhöhe ansehnlicher gewesen sein. Jeder darüberführende Pflug schleifte den „Buckel" flacher. Mit Buchen bepflanzt, bot er allerdings einen freundlichen Ruheplatz und hübsche Blicke in die Umgebung, nach Sesenheim zurück und nach einigen seiner Filialen, besonders nach dem nahen Dengelsheim und die bewaldeten Rheinauen dahinter. Übrigens vermochte sich die jüngste Schwester, Sophie, als „Taentele" zu Niederbronn, des Namens „Friederikes Ruhe" nicht zu entsinnen; der Platz habe in ihrer Jugend „Nachtigallenwäldel" geheißen.

Dem Himmel wachs entgegen
Du Baum, der Erde Stolz

schrieb einst Goethe hier auf eine Tafel mit Namen, darunter auch der seinige, den er der Vergessenheit anheimgiebt. An die schönste der einst an dieser Stelle grünenden Buchen gedachte er, da „ein grauer, trüber Morgen" seine Wege deckt und seine Sehnsucht nach Friederike erwacht.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird bleich wie mein Gesicht.
Sie sehn die Sonne nimmer
Und ich Friedriken nicht.

Der spätere trostlose Anblick der bedeutsamen Stelle hatte schon vor zwanzig Jahren den Straßburger Dichter Albert Grün vermocht, eine Summe zum Ankauf des Grundstückes und dessen würdiger Bepflanzung zu stiften, welche bei dem Goethefreunde Notar Haug zu Drusenheim angelegt worden. Damals scheiterte der Plan an dem Besitzer des Ackers, nicht an der Einsprache der französischen Regierung, wie heute behauptet wird. — In den „Anker" zurückgekehrt, ließ ich etwas über das schöne Projekt fallen. Mein Wirt, ein echter Alemanne, mit dem nüchternen Geschäftssinn des Elsässer Landmannes, horchte auf und sprach mit Vertraulichkeit das große Wort gelassen aus: „Hören Sie, wenn etwas daraus wird, schreiben Sie mir — es soll Ihr Schaden nicht sein, wenn ich ein Geschäft dabei mache. Denn sie (er meinte eine Gesellschaft von Goethefreunden) kriegen den Acker nicht, aber ich so unter der Hand, und auf ein paar hundert Franken kann es ja einer Gesellschaft beim Wiederkauf nicht ankommen." Ja, als ich bereits Abschied genommen, eilte er mir nochmals nach, um mir's auf die Seele zu binden, ihm ja zu schreiben, damit er den Buckel rechtzeitig erwerbe — es solle mein Schaden nicht sein.

Mit gemischtem Gefühl ging ich von dannen. Ich lachte ob des klugen Ankerwirts von Sesenheim — seit 1870 jedoch nicht mehr. Er hätte den „Buckel" doch angekauft, wenn auch mit der Aussicht auf einigen Gewinn; nun war die Stelle deutscher Boden geworden, und jener schöne Plan schien vergessen. Endlich, endlich konnte auf Betrieb einiger edler deutscher Männer im Elsaß das Projekt zur Ausführung gelangen. Am 18. Juli 1880 wurde der neuerstandene Hügel mit einer jungen Laube bepflanzt und feierlich eingeweiht. Goethes poetischer Zuruf: „Erwache, Friederike!" aus der glücklichen Sesenheimer Zeit prangt auf der Gedenktafel. Damit ist eine große Schuld abgetragen.

Während ich die Heerstraße rheinab-

wärts über Auenheim und Röschwog verfolgte (wo der Amtsschulze Hager seinen Saal zu jenem leidenschaftlichen Pfingstmontagstanze Goethes hergab), dabei einen Blick nach dem rheinumflossenen Fiebernest Fort Louis warf (wo Goethe seine militärischen Freunde besuchte, Lenz eine Zeit lang sich aufhielt), dann über die großen Ortschaften Roppenheim und Beinheim nach dem alten Selz (Saletio) hinanstieg, das auf einer gegen den Strom vorspringenden hohen Landzunge am Waldrande liegt, hatte ich von denselben Rheinschnaken zu leiden, über deren lästige Existenz Goethe fluchte, indes Friederikes Vater mit erbaulichem Pastoreneifer die Hypothese aufstellte, daß sie bis zum Sündenfall nicht gestochen, sondern angenehm gesummt hätten. — Mehrmals stieß ich auf jener Wanderung am linken Rheingestade, dann auch an den Lauterlinien längs des Bienwaldrandes, von Lauterburg nach Weißenburg, auf Zigeunerlager, einmal sogar unter ziemlich fatalen Umständen. Sind doch hierlands mehrere Vogesenthäler von diesen indischen Nomaden im Winter bewohnt, so das Bärenthal bei Niederbronn, während sie in der guten Jahreszeit, zumeist an der Grenze, im Freien ihre Wagenzelte aufschlugen, um von da aus nächtliche Expeditionen zu unternehmen. Die Zigeunerscenen im „Götz von Berlichingen" sind noch frische Elsässer Reminiscenzen des jungen Dichters. Und auch Friederike gedenkt noch ein Jahr vor ihrem Tode des braunen Volkes in einem Briefe, den sie ihrem Neffen Fritz Brion ins Bärenthal schreibt und dessen Original sich noch im Besitz des Hüttenverwalters Brion zu Zinsweiler (an der Mündung des Bärenthales) befindet. Indem sie ihrer Nichte, der Verlobten des Pfarrers Fischer zu Meißenheim, und deren übler Laune über die Abwesenheit des Bräutigams gedenkt, fährt sie fort: „Es ist seit ihrer Rückkehr immer Sonnenfinsternuß, so wie es bei Dir aussehen muß, wie Du Dein liebes Bärenthal verlassen mit allen dortigen Hexen und Ziggäunerinne! Nur getrost mein lieber Nevvé! Suche Dir einen anderen Blocksberg aus, wo Du dann viel reinere Freuden genießen kannst!"

* * *

Als der Straßburger Historiker Engelhardt sich Ende des Jahres 1826 an Goethe wandte um dessen Genehmigung zur Herausgabe jener Sesenheimer Briefe an den Aktuar Salzmann, welche die Straßburger Stadtbibliothek verwahrte, schrieb ihm der greise Dichter zurück, wie wünschenswert ihm sei, die Briefe in den Händen eines Mannes zu wissen, von dessen sittlichen Grundsätzen er überzeugt worden sei. „Denn," so fährt Goethe fort, „was die angezeigten Papiere betrifft, so kann ich zu deren Publikation meine Einwilligung *nicht* geben, ja, ich muß förmlich und ernstlich dagegen protestieren... Was die Briefe und andere Einzelheiten betrifft, so ist es nicht rätlich, dergleichen, selbst nach dem Ableben des Schreibenden, geschweige bei seinem Leben, zu publizieren; auch werden Sie bei näherem Bedenken sich gewiß mit mir überzeugen, daß dergleichen besonders in diesem Falle nicht zulässig sei. — Wie ich meinen Aufenthalt in Straßburg und der Umgegend darzustellen gewußt, hat allgemeinen Beifall gefunden und ist diese Abteilung, wie ich weiß, immerfort mit besonderer Vorliebe von sinnigen Lesern beachtet worden. Diese gute Wirkung muß aber durch eingestreute unzusammenhängende Wirklichkeiten notwendig gestört werden." *

Allein, die Unsterblichen haben kein Recht auf Diskretion, müssen und dürfen sich in ihrer ganzen Blöße zeigen — nach menschlicher Anschauung. Nach Goethes Tod wurden die Sesenheimer Briefe dennoch veröffentlicht, und Goethe büßt durch sie nichts ein, da sie, nach meiner Auffassung, sich in Einklang mit seiner eigenen Schilderung bringen lassen.

* August Stöber: „Der Aktuar Salzmann." Mülhausen, 1855.

Als Goethe von seinem ersten Besuch in Sesenheim nach Straßburg zurückkehrte, schrieb er am 14. Oktober 1770 an eine ältere Freundin, daß er einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht habe. „Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe, daß ich, kaum angelangt, schon hier sitze und an Sie schreibe." — An Friederike selbst, seine „liebe neue Freundin", wendet er sich folgenden Tags in einem längeren Schreiben, das in den Worten gipfelt: „So zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bißchen günstig sein? Liebe, liebe Freundin!" Im Briefe schildert er, wie Weyland nach dem Abschied vorwärts drängte, seine eigenen Gedanken zurückgingen; er tröstet sich mit Wiedersehen und betont, daß ihm Straßburg noch nie so leer vorgekommen; doch soll es besser werden, „wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird." Warum diese Stelle „in keinem Falle" auf die Verkappung und die drolligen Verwechselungen bezogen werden dürfe, ist mir unerfindlich.

Wie wenig ein vorwurfsvoll spitziger Ton gegen Goethes Darstellung seiner Sesenheimer Erlebnisse am Platze ist, zeigt ein aufmerksames Verfolgen derselben. Nicht sich rechtfertigen will er, obwohl er sich verantwortlich fühlt, nicht entschuldigen, nur sich erklären. Und er thut es, wo Millionen auch dies kaum für nötig erachtet hätten. Schon bei der ersten Erwähnung des Wäldchens auf jener Erderhöhung — „Friederikes Ruhe" — bemerkt er: „Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören: denn eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben und, wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte."

Mit voller Unbefangenheit gab sich der einundzwanzigjährige Student diesem Gefühl des Glückes hin, als ein wohlmeinender Straßburger Professor sein „Kolleg" mit der Aufforderung schloß, die Osterferien zur Durchwanderung des schönen Landes zu benutzen. Ostern fiel im Jahre 1771 auf den 31. März. Den Jüngling zog es nach Sesenheim, wo ihn Tage voll des schwellenden seligen Gefühls beglückter Liebe erwarteten, Tage, wie sie einmal und nicht wieder blühen. „So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich; ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen. Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte." Der Ankerwirt beantwortete seine Fragen, ob noch Licht in der Pfarre sei, und dahineilend, fand er die Schwestern auf der Bank unter dem Rebstock. Friederike hatte ihn ahnungsvoll erwartet. — Eins der herrlichsten Lieder unserer Litteratur: „Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde!" ist die Frucht* jenes nächtlichen Rittes zur Geliebten. Wer erkennen will, mit welchem verklärenden Blick der Dichter in die schlichteste Landschaft schaut, der lese diese unvergleichlichen Verse über die flüchtigen Erscheinungen am Wege, den der Reiter in jener Märznacht dahinsprengt: wie der Abend schon die Erde wiegt, die Nacht an den Bergen hängt, im Nebelkleid die Eiche steht, der Mond von seinem Wolkenhügel schläfrig aus dem Duft hervorsieht und die Winde schauerlich ihre Flügel schwingen. Dann:

> Dich sah ich, und die milde Freude
> Floß von dem süßen Blick auf mich!

Man fühlt sich immer wieder zu Citaten verleitet, um mit des Dichters eigenen Worten den Eindruck solcher Momente überhaupt wiederzugeben. Damals stand

* „Willkommen und Abschied" in Goethes Gedichten.

seine Liebe auf dem Höhepunkt des Glückes.

„Der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande" genoß er auf dem Spaziergang an ihrer Seite. Später Gäste, Spiele.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein!

Mit welcher nachempfindenden Wärme hat Goethe in seinem Alter das Glücksgefühl jener Ostertage und die Freude an dem Reiz jenes Wesens voll reinster und natürlichster Weiblichkeit geschildert! Und

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz;
In deinen Küssen welche Liebe!
O, welche Wonne, welcher Schmerz!

Sein Aufenthalt in Sesenheim hatte damals nur einige Tage, wahrscheinlich bis zum 3. April, gedauert. Und wohl im Nachgefühl jener schönsten Osterzeit legte Friederike, zweiundvierzig Jahre später, ihr müdes Haupt hin und starb — gern und glücklich — am 3. April. Damals aber dachte sie nicht an Tod und Sterben, damals lebte sie nur ihrer Liebe. „Sie war von meiner Neigung überzeugt wie ich von der ihrigen."

Briefe gingen jetzt hin und her, und mit „gemalten Bändern" schickte er ihr auch das Lied: „Kleine Blumen, kleine Blätter" mit den vielbesprochenen Schlußstrophen. Was Rahel über dieselben gesagt: sie hätten Friederikes Herz vergiften müssen, Gewalt anthun sei nicht so arg — ist denn doch eine jener Überschwenglichkeiten geistreichiger, verschrobener Empfindung, die wir heute nicht mehr gläubig nachschreiben sollten. Mir wenigstens bedünken diese Äußerungen der berühmten Frau verfänglicher als jenes harmlose Liedchen Goethes.

Zum Pfingstfest 1771 folgte Goethe einer Einladung Friederikes zu längerem Aufenthalt mit dem in der Stadt gefertigten Riß des projektierten Neubaues im Pfarrhof. Dieser Sesenheimer Aufenthalt währte mehrere Wochen, wohl von Mitte Mai — denn das Pfingstfest fiel auf den 19. des Wonnemonats — bis Mitte Juni, und sollte, mußte wohl verhängnisvoll für sein Liebesglück werden. Stand doch die von seinem streng auf Ordnung haltenden Vater verlangte Promotion und Heimkehr als Doctor juris für die nächsten Monate in Aussicht und warf verdüsternde Schatten voraus. Zwar fehlte es nicht an Freuden und Genüssen stiller und lauter Art. Viele, meist überrheinische Gäste waren im gastlichen Pfarrhofe angelangt, Freunde und Vettern, zumeist angesehene Beamte der kleinen deutschen Reichsstände, Hof- und Geheimeräte, aber auch lärmende junge Leute, deren Heiterkeit nach reichlichen Mahlzeiten beim Wein noch durch den „alten Amtmann" überboten wurde. Pfänderspiele lösten die Tafelfreuden, einsame Spaziergänge Musik und Tanz ab. Allemande und Dreher waren noch in Mode. Alle betrachteten den jungen Frankfurter Patriciersohn als zu ihrem Kreise gehörig. Und da die Festtage verrauscht, die Gäste verflogen waren, Goethe aber noch immer blieb, glaubten die Eltern sowohl ihm als der Tochter vertrauen zu dürfen, um sie sich selbst zu überlassen. Auf näheren und weiteren Ausflügen wurden jene Freunde nun aufgesucht. Außerdem boten sich Rheinfahrten, Kindtaufen, Hochzeiten und andere Feste in der pfründereichen Pfarrei, zu welcher damals noch Roppenheim und Auenheim, wie heute noch die nahen Rheindörfer Dengelsheim, Stadtmatten und Dalhunden gehörten, letzteres nur zu Nachen erreichbar, weil auf einer Rheininsel gelegen. Hier in den „traulichen Fischerhütten", beim Braten, Rösten und Sieden der beschuppten Wasserbewohner, hätten sich die Liebenden „vielleicht mehr als billig angesiedelt", wenn nicht die Lust gestört worden wäre durch die „entsetzlichen Rheinschnaken", über deren Daseinszweck dann der alte Pfarrer daheim so Erbauliches zu sagen wußte. Zuweilen mußte der junge Goethe wohl einen Ritt auch allein vollbringen; er wurde irgend wohin geschickt, wo er einsam bei „ge-

sottenen Eiern" und „gebackenem Fisch" faß, wie er in Übellaune drollig genug besingt:

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falke stolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche sind't.

So erschloß sich dem jungen Dichter der Einblick in das innige gesellige Zusammenleben befreundeter Familienkreise am Oberrhein. Volles, gegenseitiges Vertrauen, das keinen Mißbrauch fürchtet, belebt dort den Verkehr — so die Sitte, damals mehr noch als heute. Allerorts freudig empfangen und gastlich bewirtet, überließ sich Goethe dem fröhlichen Treiben äußerlich ganz. Daß aber dies ländliche Phäakenleben seine Seele nicht ausfüllen, diese heitere Gesellschaft prächtiger Leute ihn dauernd nicht fesseln konnte, läßt sich erwarten. Diesen Kreisen, welchen Friederike angehörte, war jene beschränkte Bildung eigen, welche die Lücken oft empfindlicher geltend macht als der gänzliche Mangel. Und nun, wo ihm gewährt und sicher war, was er erstrebt: Friederikes ganze und volle Liebe, stellen sich die Bedenken ein, drängen sich ihm Erwägungen auf, welche vorher keinen Raum gefunden hatten. Die Zukunftsfragen treten an ihn heran: Was soll daraus werden? Wo führt es hin? Wie wird es enden? — Was würde man daheim, in Frankfurt, dazu sagen, ahnte man ihn hier von einer jungen Leidenschaft an den Sesenheimer Pfarrhof gefesselt? Vater, Mutter, Schwester, die so große Erwartungen an seine Zukunft knüpften, und er selbst sollte den hohen Lebensplänen entsagen? Durfte er seinem Genius so frühzeitig die Flügel binden? Er war noch Student, ein einundzwanzigjähriger Musensohn, Friederike nur zwei Jahre jünger. — Selbst wenn er nur den Eingebungen seines Herzens folgen, eigener Kraft vertrauen, seine Zukunft gegen den väterlichen Willen auf seine Liebe gründen wollte, so bedurfte es langer Jahre und unentbehrlicher Mittel, den problematischen Erfolg zu sichern. Denn nach allem Verzicht und allen Opfern war damit weder sein noch Friederikes Glück gesichert. Versagt schon der Familienbann überhaupt die notwendige Freiheit des Geistes, so bot auch der Verwandtenkreis, zu welchem er nach innerster Überzeugung seinen Vater, seine Mutter, seine Schwester nicht mehr rechnen durfte, keinen moralischen Ersatz für allen Verlust. Kurz, er suchte wohl, fand jedoch keine Möglichkeit, Friederike dauernd zu besitzen, hatte sich unbesonnen durch seine Leidenschaft in eine Lage versetzt, der er sich noch nicht zu entreißen vermochte.

Keineswegs verschweigt er dies in „Dichtung und Wahrheit". Schon gleich nach dem Festtrubel der Pfingsttage zu Sesenheim, nach dem einsamen Spaziergang mit Friederike am Abend, überfallen ihn diese Stimmungen in schlafloser Nacht. „In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen." Der zarten Gesundheit Friederikes gedenkend, fährt er fort: „Und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unselig vor; ich wünschte über alle Berge zu sein... Das alles peinigte mein Gefühl, so daß ich besonders im Gegensatz mit den gestrigen behaglichen Freuden mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Grenzen schien." Aber „der Anblick Friederikes, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung" verscheuchte die traurigen Nachtvögel wieder.

Goethe verlegt in Dichtung und Wahrheit „Die Prüfung unserer Liebe" erst in den Besuch, den Friederike mit Mutter und Schwester den Straßburger Verwandten machte. Die Sesenheimer Pfarrerstöchter erschienen in der gewohnten, unmodischen „deutschen Tracht" — sie, die er nur „auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und meilenweit freiem Horizont" zu sehen gewohnt war, jetzt zwischen städtischen Tapeten, Spiegeln, Standuhren, Porzellanfiguren. Er konnte sich in den Kontrast nicht sogleich finden. Zwar die Mutter, eine ge-

borene Schöll aus Straßburg, paßte vollkommen in diesen Kreis; Olivie dagegen, voll Abscheu gegen die Stadt, „bewies sich ungeduldig wie ein Fisch auf dem Strande", benahm sich wie draußen, fühlte es und wünschte sich fort. Friederike dagegen nahm alles ruhiger. Allein, im Verkehr mit den städtisch gebildeten, modisch gekleideten Damen war der Vergleich, jene Klippe der Liebe, nicht abzuweisen, und — „endlich sah ich sie abfahren, und es fiel mir ein Stein vom Herzen". Goethe hatte, wie er selbst gesteht, großes Unbehagen gefühlt.

Und nicht bloß gefühlt, auch gezeigt. Der feinfühligen Seele Friederikes war es nicht entgangen. Durch edle Zurückhaltung, die verwirrend auf ihn wirkte, ließ sie es ihn merken. War sie seither nur voll vertrauender, lächelnder oder schmollender Liebe für ihn gewesen: das Vertrauen war dahin. Er hatte diese „sonderbare Prüfung" ungleich schlechter bestanden als sie. Wenigstens scheint ihr Benehmen nicht verhehlt zu haben, wie ihr weiblicher Stolz hierüber dachte. Ein überzeugendes Aktenstück belehrt uns hierüber, jenes hierauf bezügliche Gedicht Goethes, das sich in Friederikes Nachlaß vorgefunden und dessen übertriebene Desperation den Eindruck des Erzwungenen und Unwahren hinterläßt. Er fühlt sich getroffen, durchschaut, beschämt, ohne erkannt scheinen zu wollen; er will sich rechtfertigen und kann den Ton der Liebe nicht mehr finden, greift zu larmoyanter Empfindelei und spricht eine Verzweiflung aus, die niemanden überzeugt. Kurz, merkwürdige Verse, bei Goethe einzig in ihrer Art, voll Schwulst und Unnatur. „Ach! du bist fort? Aus welchen güldnen Träumen erwach ich jetzt zu meiner Qual!" lautet der Anfang, klagend, daß kein Bitten sie zurückhielt. Sie habe beim Abschied wohl Thränen für die Freundinnen gehabt, doch des Jünglings stummes Grämen nicht bemerkt, die Blicke von ihm abgewandt und ihm nichts zurückgelassen als die Verzweiflung und das Grab. So sei alle Munterkeit von ihm gewichen, die Sonne scheine ihm schwarz, der Boden leer, die Baumblüte ebenfalls schwarz, das Laub verblichen, alles verwelkt; er laufe in Gegenden, wo er mit ihr gegangen, finde sie nicht mehr und weine voll Verlangen und Verzweiflung ihr nach. „Dann in die Stadt zurück — doch die erweckt ihm Grauen — er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit! Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen (!), Ihm sind die Närrinnen verleid't." Nun möge sie sich erflehen lassen, ihm zu schreiben, ob sie ihn liebe; ohne diesen Trost wolle er sie nicht wiedersehen. „Wie? Nie dich wiedersehn? — Entsetzlicher Gedanke, ström alle deine Qual auf mich! Ich fühl, ich fühl ihn ganz, es ist zu viel, ich wanke — Ich sterbe, Grausame, für dich!"

Wir wissen, daß Goethe noch lange genug gelebt, nachdem er bald hernach seine Promotion bestanden (am 6. August 1771) und seine Abreise aus dem Elsaß vorbereitet hatte. „In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederike nochmals zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute." Das second sight auf dem Wiesenpfade nach Drusenheim hin, den er zurückritt, spiegelte ihm sich selbst in hechtgrauem Staatskleid mit Gold vor, so wie er acht Jahre später wieder als herzoglich weimarischer Geheimrat des Weges kam. Und das „Trugbild" gewährte ihm einige Beruhigung, milderte den Schmerz des Abschieds „vom herrlichen Elsaß", so daß er sich auf einer freundlichen und erheiternden Heimreise wiederfand.

Daß die Eltern, besonders seine Schwester Kornelia, ihm daheim vollends wieder ins Gleichgewicht zu verhelfen suchten, wo nur noch die Erwägungen des Verstandes zu Wort kamen, ist nur zu wahrscheinlich, wenn auch die Erinnerungen ihn innerlich tief fortbewegten. „Ich hatte im stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dies

machte mich mild und nachgiebig und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel, an einen Fehltritt erinnerte." Und noch lange nachher klingt durch seine Resignation ein bitteres Herzweh. „Die Antwort Friederikes auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen... Hier war ich zum erstenmal schuldig! Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet!"

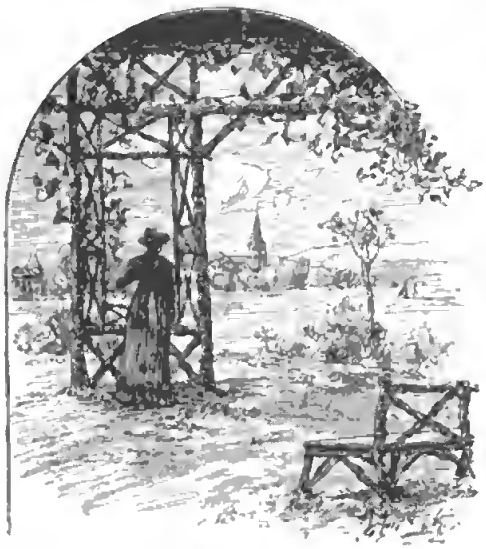
Schuldig! — Alle jene Beschönigungen durch andere, welche von seinen Schultern diese übernommene Schuld abzuwälzen suchten, scheitern an diesem Selbstbekenntnis, diesem eigenen Verdikt. Goethe bedarf keiner Beschönigung, keiner Rechtfertigung und weist sie von vornherein zurück. Er, der das Bewußtsein seines „Fehltritts", in Reue geläutert, durch ein herrliches, langes, fruchtreiches Leben trug, kann der beliebten „Rettungen" entbehren; sie machen ihn nicht besser noch größer. Und die eingestandene Schuld — er hat sie gebüßt und gesühnt — macht ihn nicht kleiner, weder den Dichter noch den Menschen. Goethe hat nicht nötig, uns im Licht eines Gottes zu erscheinen, fehlerlos, der keine Sünde begehen kann, dem alles erlaubt ist; wir bedürfen an ihm nicht des sittlichen Heros im rigoristischen Sinne. Die Dichtergröße in ihm genügt der Nation für alle Zeiten. Und die Besten unserer Tage erheben sich auch an seiner hochherzigen, wahrhaftigen Menschlichkeit.

Wie tief er die ganze Schwere und die volle Verantwortlichkeit der Trennung von Friederike empfand, geht aus allen seinen Äußerungen hervor. „So wurde die Epoche einer düsteren Reue höchst peinlich, ja unerträglich." Ruhelos schweifte er in der Umgebung seiner Vaterstadt umher, „Wanderers Sturmlied" vor sich hinsingend und so manches andere, durch welches wehmütige Erinnerung durchklingt. „Du wandelst jetzt wohl still und mild durch Feld und liebes Thal!" Die landschaftliche Scenerie des Elsasses und der Ton oberrheinischer Volkslieder kehren ihm stets wieder. „Wenn die Reben wieder blühen", rühret sich sein Herz, und wie oft mag die Frage an ihn herangetreten sein: „Wie kommt's, daß du so traurig bist?" Die Thränen unglücklicher Liebe wollten nicht trocknen, und Heideröslein's Mahnung: „Daß du ewig denkst an mich!" bewährte sich für sein Leben.

Goethes bedeutendste Schöpfungen sind von Erinnerungen an Sesenheim durchwebt. Zwei seiner früheren bezeichnet er selbst als solche Spiegelungen. „Zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikes Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien im ‚Götz' und ‚Clavigo' und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein." Mit Beziehung darauf schreibt er denn auch von Frankfurt aus an Aktuar Salzmann: „Die arme Friederike wird sich getröstet finden, wenn der Ungetreue (Weislingen) vergiftet wird!" Überhaupt klingt durch jeden seiner Briefe an den Straßburger „Philosophen" eine schmerzliche Resignation. Die Verhältnisse sind mächtiger als der Mensch — „denn einmal vor allemal, die Minorennität läßt sich nicht überspringen." Dann wieder das Bekenntnis: „Mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Atem zu holen und rückwärts zu sehen, auch ist mir's immer was Trauriges, abgerissene Faden in der Einbildungskraft anzuknüpfen." Einmal bittet er den Aktuar, öfter zu schreiben, „um mich in

meinen übrigen Schwärmereien wieder in die glücklichen Gegenden zurückzuziehen." Und niemals schwieg die seufzende Erinnerung: „Ach, wer bringt die schönen Tage, jene holde Zeit zurück!"

Mehrmals kommt Goethe noch auf sein Verhältnis zu Friederike zurück. Seitdem er (so schreibt er selbst) jenen Familienkreis in Sesenheim verlassen, war ihm eine Leere im Busen geblieben, die er nicht auszufüllen vermochte. Und von Lotte trennte er sich „zwar mit reinerem Gewissen als von Friederike, doch nicht ohne Schmerz". Und nochmals, im Nachtrag zu „Dichtung und Wahrheit", tritt der Geliebten Bild lebhaft hervor, als er nach dem Bruch mit Lili nach Heidelberg kam und seine alte Freundin daselbst, Fräulein Delf, die aufkeimende Neigung einer Tochter des Oberforstmeisters v. Brede, einer Schwester des nachmaligen Fürsten von Brede, zu dem jungen Dichter begünstigte. Diese „ähnelte Friederike. Es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wetter schön, und alle die elsässischen Gefühle lebten in dem schönen Rhein- und Neckarthale in mir wieder auf." Doch er ward an die Ilm gezogen.



„Friederikes Ruhe" bei Sesenheim.

Und auf einer Reise mit dem Herzog von Weimar trieb es ihn, von Straßburg aus allein nach Sesenheim zu reiten, wo er die Pfarrersfamilie fand, wie er sie vor acht Jahren verlassen hatte, und gar freundlich und gut aufgenommen wurde. „Die zweite Tochter vom Hause hatte mich vormals geliebt, schöner, als ich es verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verschwendet habe," schrieb er damals an Frau v. Stein; „ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise darüber hinweg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe." Jedoch, man lese das oft nachgedruckte Schreiben an seinem Orte nach, wie Goethe bewegt bei diesem Wiedersehen verweilt, Friederike nicht die leiseste Berührung, irgend ein altes Gefühl in seiner Seele zu wecken unternahm, wie die Nachbarn kamen und ihn an das und jenes erinnerten, wie er in der Jasminlaube neben Friederike sitzen mußte; „und so war's gut!" Er blieb die Nacht im Pfarrhause und schied morgens bei Sonnenaufgang, „von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben könne".

Aber Friederike? In andere Umgebung versetzt, entzückt die Heideröse nicht mehr, siecht spurlos dahin. Es ist ein sinniges Wort auf ihrem Grabstein: „Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie, so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!" Wie um keinen anderen Namen ist der Glanz und Duft Goethescher Poesie gewoben um „Friederike von Sesenheim". Solcher Vorzug ist auch des Opfers wert; Unsterblichkeit wird teuer, mit dem Leben erkauft. Friederike mag allerdings dahingegangen sein ohne Bewußtsein derselben. Wir wissen es ja nicht; aber wir dürfen doch wohl annehmen, daß die Erinnerung an ihre Liebe in ihrem Innersten einen Altar baute, zu dessen Heiligtum sie sich aus jedem Leid des Lebens zu flüchten vermochte und dessen geweihter Frieden vor jeder rohen Berührung der Welt gesichert war. — —

Wo zur kecken Hand das nötige Geschick mit etwas Gewissenhaftigkeit sich gesellt, mag die Kritik ihre Sonde ansetzen, wie und wo sie will. Es giebt aber auch hyperkritische Leute. Sie sind der Ansicht, Goethe habe den falschen Firnis, der nicht trocknen wollte, nicht bloß zur Bemalung der Kutsche des guten Pfarrers Brion von Sesenheim, sondern auch bei der Darstellung seiner Erlebnisse in dessen Hause angewandt; und sie seien nun dazu da, um „die Verzierung mit mehr Mühe wieder abzureiben", als Goethe sie aufgemalt hatte. Mir scheint, auch ihnen würden die „Mädchen" — Olivie und Friederike — zurufen, „ums Himmels willen doch langsam und vorsichtig zu verfahren, um den Grund zu schonen, welcher denn doch nach dieser Operation zu seinem ursprünglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war".

Anklagen, wie sie dann und wann noch immer gegen Goethe erhoben werden, sind von Friederike, deren Eltern, Verwandten und Freunden nie verlautet. „Er war noch Student, konnte damals nicht heiraten!" vernahm man aus diesen Kreisen. Und später — „da ging es nicht mehr!" Goethes und Friederikes Angedenken in der Familie wurden erst, wenn überhaupt, von außen her getrübt — erst von der Zeit an, wo sich die Öffentlichkeit, und nicht immer mit der gebührenden Gewissenhaftigkeit und noch weniger Rücksicht, mit der „Idylle von Sesenheim" zu beschäftigen begann.

Seltsames Verhängnis, wie früh sich schon die Verleumdung an die verlassene Friederike heftete. Ich gebrauche dieses häßliche Wort, das Pfarrer Lucius mit edler Entrüstung und gestützt auf unwiderleglichen Nachweis der Wahrheit den Anklägern Friederikes entgegenschleudert, auch mit voller Überzeugung in Bezug auf Goethes Studiengenossen Reinhold Lenz. Vielleicht hatte Goethe ihn im Auge, als er von problematischen Naturen sprach, die keiner Lage gewachsen, denen keine genug thut, woraus der ungeheure Widerstreit entstehe, der das Leben ohne Genuß verzehrt. Kurz nach Goethes Weggang (1772) kam dieser „Hofmeister" junger livländischer Edelleute nach Fort Louis, wo einer seiner Zöglinge als französischer Offizier in Garnison lag. Von da nach Sesenheim ist nur ein Spaziergang. Der anfänglich bescheiden auftretende nordische Jüngling und Pfarrkandidat wurde von der Familie Brion gastlich aufgenommen. Man wußte nicht, welcher Neid gegen Goethe ihn verzehrte — der Vater ließ ihn sogar auf seine Kanzel und predigen. — Was Goethe vermochte, glaubte Lenz ebenso zu können, und da dessen Liebe im Straßburger Freundeskreis das Interesse rege gehalten, meinte er, sich noch interessanter machen zu müssen. So hatte das exaltierte Männchen mit den stumpfen Zügen nichts Eiligeres zu thun, als sich ebenfalls in Friederike zu verlieben, oder es sich doch einzubilden, und ebenfalls Briefe hierüber an denselben Aktuar Salzmann zu senden — natürlich mit der Einschärfung, ja niemandem etwas davon zu verraten, was in diesem Falle einer Aufforderung gleich kam, sofort jedermann mit dem Geheimnis vertraut zu machen.

Und der Inhalt dieser Briefe trägt den Stempel der Unwahrheit, und nicht etwa der Selbsttäuschung, sondern der absichtlichen Täuschung anderer, die er erst aufgiebt, als er sich völlig durchschaut sieht, um seinen „Irrtum" zu bekennen. In vieldeutigen Ausrufungen, halben Worten, unterbrochenen Sätzen, die mehr andeuten sollen, als seine Diskretion sagen möchte, kurz, in frevelhaftem Spiel mit weiblicher Ehre bewegen sich diese Schreiben. „Sie hat mir bei allen Mächten der L— geschworen!" ... „Es ging uns beiden wie Cäsar: veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Gnade wuchs unsere Vertraulichkeit —" ... „Ist es Trägheit oder Gewissensangst, die mir die Hand zu Blei macht, wenn ich Ihnen die kleinen Scenen abschildern will, in denen ich und eine andere Person die einzigen Acteurs sind ... der Sturm der Leidenschaft ist heftig ... den Haß kann man wohl auswurzeln, aber

die Liebe nie —" ... „Ich habe in Sesenheim gepredigt, sollten Sie das glauben? Den Sonnabend nachmittags karessiert." Und wenige Tage später gesteht er von Landau aus zu, daß er sich die Finger an den Dornen zerritze, aber doch einmal eine Rose brechen werde — im übrigen bestimmt sei, sich das Leben traurig zu machen.

Nicht gerade die stärksten Stellen dieser widerlichen Aufschneidereien habe ich angeführt. Aber welcher junge Mann schreibt so über seine Liebe! Nur ein verschrobenes Gemüt, das an errungene Erfolge glauben machen möchte, ohne Bedenken fremde Ehre und sich selbst bloßstellt, wo es die Befriedigung seiner Eitelkeit mit einem intriganten Nebenzweck gilt. Eitelkeit findet sich immer bei Mangel an Selbstachtung. Ich habe Menschen gekannt, die im Bewußtsein innerer Leere sich fort und fort durch Täuschung und Lüge interessant zu machen suchten und zuletzt an ihre eigene lächerliche Fiktion glaubten. Wie der Stolz der Vater der Wahrheit, so Eitelkeit die Mutter der Lüge. Goethes Wesen reizte den doch ebenfalls eigentümlich begabten Genossen zu Nachäffung und verzehrendem Neid; ihm es gleich, ihm es noch zuvorzuthun, das war damals Lenz' unseliger Trieb, gleichviel mit welchen Mitteln, zu welchem Zweck.

Lenz fand mit den Bulletins seiner Sesenheimer Triumphe in Straßburg keinen Glauben. Aktuar Salzmann lachte ihn derb aus und las ihm die Leviten, und Lenz — lachte mit. — Einen Blick in diese wunderliche Seele gewährt auch ein Brief, den Stöber in seinem „Aktuar Salzmann" mitteilt. „Die gegenwärtige Lage meiner Seele," schreibt da Lenz, „wird mich entschuldigen. Sie kriecht zusammen wie ein Insekt, das von einem plötzlichen kalten Winde berührt worden. Vielleicht sammelt sie neue Kräfte, aber vielleicht ist dieser Zustand gar Melancholei... Ihre weisen Ratschläge über einen gewissen Artikel meines Herzens fang ich an mit Ernst in Ausübung zu setzen." Und wie? Er wünscht sein etwaiges Glück mit einer Person zu teilen, die es ihm allein wünschenswert machen könnte. „Wenn ich jetzt die feige Memme wäre ... so verdient ich in Essig eingemacht zu werden, damit ich nicht in putredinem überginge." Und nun erzählt er von einer unvermutet erblickten erschrecklichen Schlange, vor der er ausriß und die ihm als Beweis diente, daß es noch nicht Zeit sei für ihn, worauf er zur Verdauung eine „kleine Romanze" von sechsundzwanzig Strophen: „Piramus und Thisbe", spendet mit den Anfangsversen:

Der junge Piramus in Babel
Hatt in der Wand
Sich nach und nach mit einer heißen Gabel
Ein Loch gebrannt.

Whimsical! meint Goethe von solcher Sinnesart. — Als es dem unglückseligen Lenz nicht gelungen, den Glauben an ein Verhältnis zwischen ihm und Friederike zu erregen, ändert er rasch seine Taktik und besingt als Freund die treulos Verlassene. Diese Kundgebungen der Teilnahme sind zum Teil voll Poesie, ihr Endzweck jedoch keineswegs so durchsichtig rein. Einige Jahre später kündigte er sich Goethe in Weimar als „lahmen Kranich" an. Gut aufgenommen, auch bei Hofe, hat er nichts Eiligeres zu thun, als durch eine „Eselei" seine Entfernung zu veranlassen. Wie es scheint, gab eine verletzende Zudringlichkeit „aus Liebe" diesen Anlaß. Hieß die verehrte Hofdame Adelaide, Albertine? Diese Namen tauchen als „Geliebte" in seinen Liedern auf, bis er im Winter den guten Pfarrer Oberlin des Steinthales in den Vogesen heimsucht und der Ruf „Friederike" seiner Brust sich entringt.

Nur ungern urteilt man hart über den immerhin hochbegabten Geist eines längst heimgegangenen Unglückseligen. Ich am wenigsten möchte ungerecht gegen ihn sein. Meiner innersten Überzeugung nach hat jedoch Lenz auch im Steinthal noch mehr an „Affenstreichen" als an Wahnsinn gelitten, in den er allerdings mit großer Mühe sich allmählich hineinarbeitete

und zuletzt auch glücklich hineingeschraubt haben mag. Solche Menschen geben sich so lange den Schein, bis dieser in der Vorstellung anderer und endlich ihrer selbst Gestalt annimmt und der Spuk Wesen erhält. So viel Logik hat auch noch der Wahnsinn, sich nicht in einer Wasserschale ersäufen zu wollen, wenn daneben ein Wildbach schäumt. Mir wird schwer, an die selbstmörderische Tobsucht zu glauben, die vorzieht, in einem knietiefen Brunnentrog entenhaft umherzuplätschern, wo es an hohen Felsen, tiefen Wässern und anderen Gelegenheiten nicht fehlt. Der gute Oberlin war leicht zu täuschen. Man werfe einen Blick auf die Physiognomie dieses Mannes, ob der an Menschentrug glauben, mißtrauen konnte.

Ein Jahr später, 1778, fand Goethe bei jenem Besuch der Jugendgeliebten zu Sesenheim Friederike Brion „wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbständig. Der größte Teil der Unterhaltung war ‚über Lenzen'. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introduziert, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie, nunmehr gewarnt, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, da man ihn denn für halb toll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten."

Im Hinblick auf das Los der „armen Friederike" hätte man voraussetzen dürfen, daß wenigstens nach ihrem Tode ihr Andenken geschützt sei vor übler Nachrede. Nicht doch. Über ihrem Grab erhob sich das Gezischel und Geflüster böser Zungen und fand auch da noch seinen Wiederhall, wo ihr Geist in aller Reinheit hätte erscheinen müssen. Man hat sich gut auf reines Gewissen berufen. Unser Gewissen überzeugt niemanden außer uns, wohl aber die fortgesetzte Verleumdung im Munde vieler. Der Funke, der zuerst einer kleinen, nicht einmal „so schlimm gemeinten" Medisance eines geschwätzigen Greises entsprang, der feurigen Zunge eines angeheiterten Dorfpfarrers entsprühte, ward zum Feuerbrand, welcher den guten Ruf und die ganze Weihe des Namens „Friederike von Sesenheim" zu verzehren drohte.

Der Nachfolger Brions in Sesenheim, Schweppenhäuser, derselbe, welcher auch die Jasminlaube aus seinen Augen bringen ließ, war ein Bruder jener anderen oberrheinischen Pfarrerstochter — aus Rechtenbach, einem Dorfe im pfälzischen Oberlande am Wasgau zwischen Bergzabern und Weißenburg —, die, mit einer Darmstädter Prinzessin nach Warschau gelangend, dort den Professor Hauke heiratete und die Mutter des russischen Generals, Grafen und Kriegsministers Hauke ward, dessen Tochter dann als Prinzessin von Battenberg den jetzigen Fürsten Alexander von Bulgarien gebar. Zu diesem bejahrten Pfarrer Schweppenhäuser in Sesenheim kam 1822 der Bonner Professor Naecke in heller Begeisterung für das „Sesenheimer Idyll". Bei einer Flasche trefflichen „Quetschenwassers" im Pfarrgarten erkundigte sich der enthusiastische Professor — nicht nach der vornehmen Verwandtschaft des Pfarrers Schweppenhäuser, sondern nach der Tochter Friederike seines Vorgängers.

Nun ist man dort zu Lande — in der Pfalz und ihrer Nachbarschaft — auch in Pfarrhäusern zuweilen nicht wählerisch in Gedanken, noch weniger in Äußerungen über seine Mitmenschen, sagt lieber etwas Beißendes als gar nichts. Es ist auch interessanter, pikanter. Und darob zur Verantwortung gezogen, „hat man es ja gar nicht so übel gemeint". Das „Strahlende zu schwärzen", bewußt zu verleumden oder doch herunterzuziehen,

wo Lob ertönt, das ist so Brauch und wiegt leicht auf der sittlichen Wagschale. Es giebt überall Leute genug, welche von niemandem Gutes hören können, und dabei treibt auch eine gewisse Wichtigmacherei zum Achselzucken und zur Medisance. In einem gewissen Sinne gilt auch hier Heines wahres Wort: „Schönheit und Genie sind ja auch eine Art Königtum, und sie passen nicht in eine Gesellschaft, wo jeder, im Mißgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit, alle höhere Begabnis herabzuwürdigen sucht bis aufs banale Niveau." Kurz, beim zweiten Krug des Sesenheimer „Quetschenwassers" wußte denn auch der alte Schweppenhäuser etwas sehr Pikantes über „Mamsell Brion" aufzutischen: eine Liebschaft mit dem Nachbar — dem katholischen Pfarrer — blieb nicht ohne Folgen!

Und dies Gerede drang in die Öffentlichkeit, machte als Gerücht verschiedene Phasen durch und hat sich trotz allen Widerspruches erhalten, bis in unseren Tagen ein sonst sehr verdienstliches Buch von einem anderen oberrheinischen Pfarrer über Goethes Aufenthalt im Elsaß „das letzte Wort in dieser Streitfrage zu reden" sich getraute: Schweppenhäuser habe sich zwar hinsichtlich des Ortes und der Zeit geirrt, in der Sache selbst sei seine Angabe begründet. Nicht Sesenheim, das katholische Urmatt im Breuschthal sei der Schauplatz, wo Friederike den Fehltritt begangen haben soll, da sie schon acht- oder neununddreißig Jahre alt war! Beweise sind keine geliefert, die Notiz nur auf Grund der Aussage eines Verwandten der Schuldigen, Pfarrers im Elsaß, gegeben, der jedoch, wie sich herausgestellt, keine eigene Meinung in der Sache, noch weniger Beweise hat.

Dagegen wendet sich nun das oft erwähnte Büchlein des jetzigen Pfarrers von Sesenheim* mit edlem, von Erfolg gekröntem Eifer. Gestützt auf langjährige, gewissenhaft genaue Nachforschung, Durchsuchung aller einschlägigen Akten und Register, sorgfältigste Erkundigung und auf Zeugnisse von glaubwürdigsten Persönlichkeiten, die von einem „Fehltritt" wissen müßten, wenn solcher stattgefunden, führt es den völlig überzeugenden Nachweis, daß das ganze Gerede ohne allen Grund, daß man es mit Nachreden zu thun hat, die nachzusprechen der Gedankenlosigkeit nie schwer geworden ist. Nicht eine Spur sei durch die sorgsamste Erforschung von der „so keck behaupteten Schuld" Friederikes zu entdecken. Dieser durchaus gelungene Nachweis sowie die authentischen örtlichen und persönlichen Notizen über Friederikes Familie geben dem Werkchen seine Bedeutung in der neueren Goethe-Litteratur, wenn auch ein gewisser spitziger Ton an anderen Stellen weniger am Platze erscheint. Verdanken wir doch auch den Mitteilungen Leysers und anderer „Wallfahrer nach Sesenheim" so manchen wertvollen Beitrag, den wir alle heute dankbar benutzen.

So leuchtet denn Friederikes Bild wieder, ganz einzig in unserem litterarischen Leben, rein und hold im Reiz anmutigster Weiblichkeit, ohne daß man ein eigentliches Porträt von ihr besäße. Zwei Silhouetten, die sich nachweisbar im Verwandtenkreise lange erhielten, sind seitdem verschwunden. Doch ward sie anschaulich genug in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit von des größten Meisters Hand gezeichnet, welche die Liebe oder doch das Nachgefühl derselben geführt. Bei Goethes erstem Besuch in Sesenheim trat sie etwas verspätet unter die Thür. „Da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederike besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und

* Lucius: „Friederike Brion", 1878.

beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen." Sie verstand Klavier zu spielen und zu singen, besser aber gelangen ihr die Volkslieder im Freien, wo sie sich am liebsten erging, auch bei Mondschein. „Friederikes Reden hatten jedoch nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage." Und während dann die übrige Welt in Dämmerung schwebte, „so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete." Bei einer Überraschung färbten sich „ihre bläßlichen Wangen mit dem schönsten Rosenrot". Ihre Gesundheit galt für schwach; sie ward geschont und war der Liebling der Familie und der Landleute, die ihre Grüße vorzugsweise an sie richteten.

Besonders bei der Schilderung des zweiten Aufenthaltes zu Sesenheim (Ostern 1771) quillt Goethes Herz über. Er wiederholte sich die Vorzüge der Geliebten, „die sie aufs freieste vor mir entwickelte: besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehen — Eigenschaften, die unverträglich scheinen, sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Äußeres gar hold bezeichneten... Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte. Die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Äther brachte sie auch mit nach Hause ... wo sie Verwirrungen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand." Andere erfreuend, wohlthätig war auch ihr Betragen in Gesellschaft, stets belebend, in leichter Bewegung. „Am zierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten fliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie, etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie nie außer Atem und blieb völlig im Gleichgewicht: daher mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen." Diese Tage waren die glücklichsten Goethes und auch Friederikes selige Zeit. „Sie war von meiner Neigung überzeugt wie ich von der ihrigen." Froh ließ sie ihn nach Straßburg zurück am 3. April. Und an demselben Tage starb sie nach zweiundvierzig Jahren in der Nachempfindung ihres Glückes — wir dürfen es wohl annehmen.

Als Goethe sie kennen lernte, war Friederike etwa neunzehn Jahre alt, wie der Pfarrer von Sesenheim nachweist, wenn auch das Taufbuch von Nieder-Rödern (dessen Pfarrhof, ihr Geburtshaus, als malerischer Fachbau am Nordrande des Hagenauer Forstes steht) nicht mehr vorhanden ist. Sie scheint sehr ihrer Mutter, einer Straßburgerin, geglichen zu haben, deren regelmäßiges Gesicht nach Goethes Schilderung an Jugendschönheit erinnerte, deren langer, hagerer Gestalt vom Rücken her noch mit sechsundvierzig Jahren ein ganz jugendliches angenehmes Aussehen geblieben. So müssen wir uns Friederike in ihren späteren Jahren denken. Hieß sie doch im Verwandtenkreise „die große Tante", ja im rücksichtslosen Munde einer liebelosen Nichte „der elfenbeinerne Turm"! Die Bewohner von Meißenheim, wo sie ihre letzte Lebenszeit verbracht, schildern sie als schlank, hager, ziemlich hoch gewach-

fen, länglichen Antlitzes, mit reichem blondlockigem Haar und schönen freundlichen Augen — ihr ganzes Wesen liebevoll gegen jedermann.

Äußerlich erscheint ihr späteres Lebenslos nicht beneidenswert. Was ihr im Herzen blühte — darüber wissen wir nur wenig.

Drei Jahre nach Goethes letztem Besuch in Sesenheim verheiratete sich ihre ältere Schwester „Olivia", dreiunddreißig Jahre alt, an den „überrheinischen" Pfarrer Marx, so daß mit Friederike noch die jüngere Sophie im Vaterhaus verblieb. Anno 1786 starb die treffliche Mutter — an Engbrüstigkeit, in demselben Alter, an demselben Tage wie später Friederike — am 3. April. Ein Jahr später folgte der Gattin der gute Vater Brion. Er hatte seinen zurückgelassenen Töchtern noch ein Haus mit schönem Garten im nahen Filialort Dengelsheim gekauft. Als jedoch „Moses" 1787 Pfarrer zu Rothau im Steinthal geworden, folgten ihm die Schwestern, wie bereits erwähnt, dahin, hielten einen Laden und dann eine kleine Pension für junge Mädchen aus Sesenheim und Umgebung, die dort „parlieren" lernen sollten. Friederike folgte dem Bruder nicht in dessen neue Pfarre bei Bischwiller. Sie soll damals, bei Beginn der französischen Revolution, nach einer unsicheren und kaum haltbaren Nachricht, in Paris gelebt haben als freundliche Erscheinung im dortigen Gesellschaftsleben und zwar im Hause von Weylands Schwager, dem diplomatisch beschäftigten „Vetter" Rosenstiel aus Mietesheim, einem tüchtigen Manne, dem auch die Memoiren des Ritters v. Lang nichts Schlimmes nachzusagen wissen.* Friederike scheint vielmehr in Rothau geblieben zu sein, wo sie später mit Frau v. Dietrich, der Witwe des guillotinierten Maires von Straßburg, in angenehmem Verkehr stand, wie der Rothauer Brief vom Jahre 1798 bezeugt. Als Schwester Sophie 1801 dem Bruder folgte, ging Friederike ins Haus ihrer älteren Schwester „überm Rhein", wo sie denn auch, obwohl mit Unterbrechungen, bis zu ihrem Tode blieb. Denn in den Jahren 1804 und 1805 vertrat sie Mutterstelle an den Kindern des Notars Feberey in Reichshofen, und eines derselben wußte noch von ihr zu erzählen, wie gut, wie außerordentlich liebevoll sie war und wie bitterlich sie geweint, die Kleinen geküßt und umarmt habe, als sie beim Einzug der Stiefmutter Abschied nahm. Friederike war damals schon vierundfünfzig Jahre alt. Und dennoch — „wenn ich als Kind von einem Engel reden hörte, dachte ich ihn mir wie Tante Brion in einem weißen Kleide", äußerte sich später eine der Töchter jenes Notars gegen den jetzigen Pfarrer von Sesenheim.

Indes scheint doch, wenn man von Späterem auf Früheres schließen darf, durch Friederikes Entfernung auch eine gewisse Entfremdung zur Familie ihres Bruders „Moses" eingetreten zu sein. Erst als derselbe Pfarrer in Niederbronn geworden war, kam sie wieder einmal zu Besuch, was eine Annäherung voraussetzen läßt. Denn in das Album des Sohnes ihres Bruders, Christian Brion, schrieb sie: „Laß weder Leichtsinn noch Laster die Blüte zu so vielem Guten vergiften, daß reicher Früchte sich bald freuen darf deine dich so herzlich und aufrichtig liebende Tante Fried. Brion. Bei meinem vergnügten Aufenthalt in Niederbronn, den 30. Juni 1809." Also am Tage, wo achtundzwanzig Jahre vorher Goethe auf der Heimkehr von der Westricher Reise nach Niederbronn gekommen

* Lang war gleichzeitig mit Rosenstiel auf dem Rastatter Kongreß beschäftigt, der mit dem Mord der französischen Gesandten endigte. „Generalsekretär der Gesandtschaft war ein Herr Rosenstiel, Bruder des preußischen Oberbergrats Rosenstiel, wenn ich nicht irre, ein Elsässer, schon seit der königlichen Zeit im diplomatischen Subalterndienst gestanden und daher für seine Herren Prinzipale, die sich sichtbar nicht recht zu bewegen wußten, der Souffleur, wenigstens im Formellen, und da auch von allen anderen keiner ein Wort deutsch verstand, zugleich der Dolmetscher der lieben Reichsdeputations-Protokolle. Er war ein sehr bescheidener Mann."

und die Wasenburg erstiegen hatte. Zwei Jahre später, in schönen Maientagen, in welche einst der Anfang vom Ende ihres Liebesglückes gefallen, schrieb sie scherzend einem anderen Sohne ihres Bruders, einem Fritz Brion, der sich im Bärenthal aufhielt, daß ihm „Mamsell Fischer weggekapert" sei — wahrscheinlich eine Schwester des Bräutigams ihrer Nichte. „Doch es sind andere da," fährt sie fort, „mit denen du dich trösten kannst — und das könnt ihr jungen Herrchen ja so leicht."*

An wen sie dabei wohl gedacht haben mag? Es mag ihr nicht immer so scherzhaft zu Mute gewesen sein. Eine Nichte, „Oliviens" Tochter, lohnte es der Tante wenig, daß sie das ihrer sterbenden Schwester gegebene Versprechen, sie zu erziehen, redlich gehalten hatte. Diese Nichte scheint eine herbe, harsche, durch langen Brautstand verbitterte Frauennatur gewesen zu sein. Einmal erwachsen, entzog sie sich im Hause ihres verwitweten Vaters der „großen Tante", und die „Sonnenfinsternis", der Friederike einmal in einem anderen Briefe nach Bärenthal erwähnt, scheint andauernd gewesen zu sein. Allein Friederike, die Dulderin, wußte auch dieses Leid, das Übelwollen einer Nichte, mild zu ertragen. Sie hatte längst gelernt, mit ihren Ansprüchen ans Leben sich zu bescheiden.

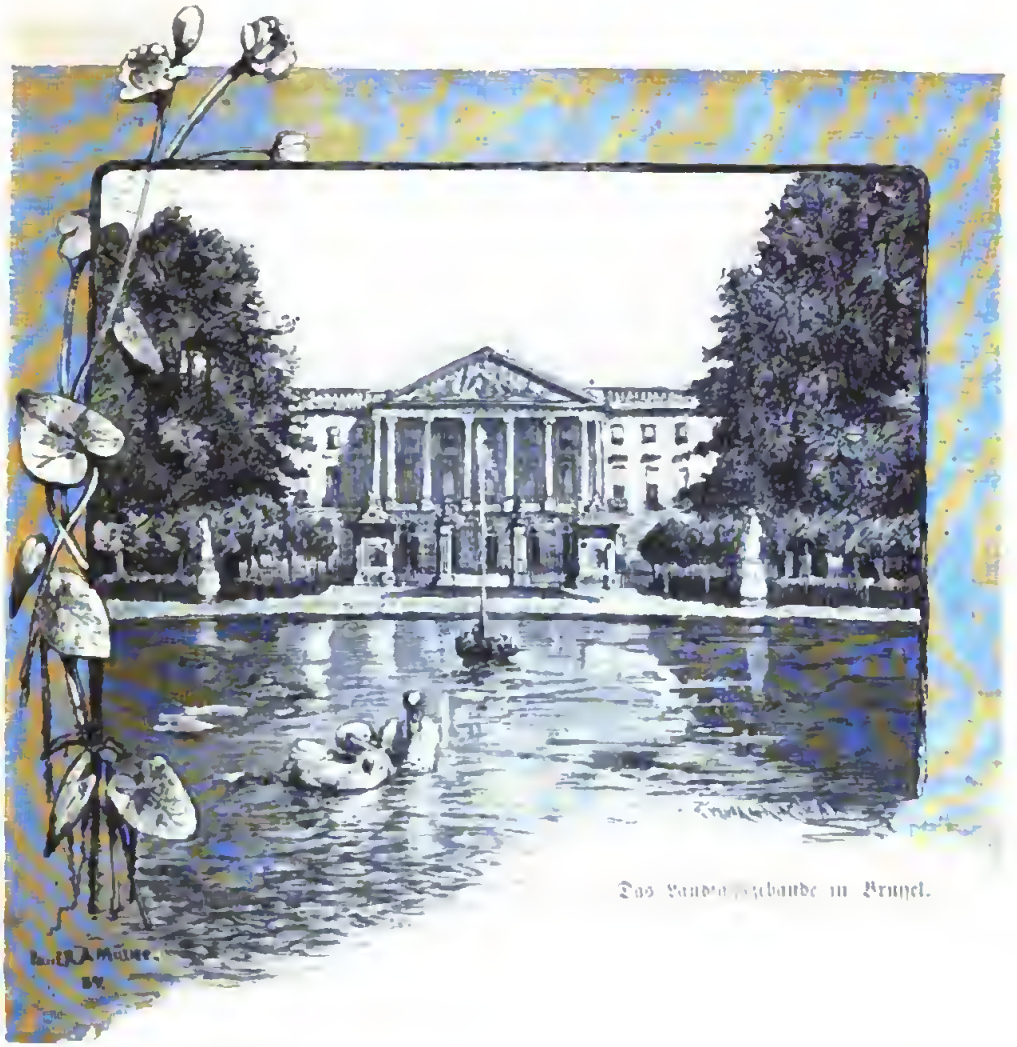
Still und zurückgezogen lebte sie dahin. Von arm und reich geschätzt wegen ihrer Herzensgüte, war sie der Kranken Trost, der Bedürftigen Hilfe, oft über ihre Kräfte — jeder Kranke verlangte nach ihrer Pflege. Auch sie wußte sich allmählich zu trösten, wenn auch nicht so „leicht wie ihr jungen Herrchen". Von Goethe hatte sie seit seiner Verheiratung nicht mehr gesprochen.

Endlich war der Hochzeitstag ihrer Nichte, am 22. Februar 1813. Die Verwandten kamen aus nah und fern, auch „Täntele Sophie" aus Niederbronn. Ihr sagte Schwester Friederike im Vertrauen, daß sie sich entbehrlich fühle und an die Ruhe des Grabes denke. „Ich fühle: mein Feierabend ist da!"

Der Lenz klopfte schon an, der ihr vor langen, langen Jahren einst eine kurze Seligkeit gewährt hatte; die Osterzeit nahte, jene Frühlingsnacht, wo er einst durch Rheinnebel und Märzsturm dahergestürmt kam „wie ein Held zur Schlacht". Die Tage waren da, deren Nachglanz noch den Himmel unserer Litteratur wie Morgenröte durchleuchtet, Tage der Wonne! Und nun die Abschiedsstunde, wo sie einst, von seiner Liebe überzeugt, am Abend des 3. April 1771 ihm noch die liebe Hand gereicht: da sank das müde Haupt. Friederike starb gern und — glücklich am 3. April 1813 abends fünf Uhr.

In demselben Jahre erschien der Teil von „Dichtung und Wahrheit", welcher die glücklichsten Tage im Leben unseres größten Dichters darstellt. Und in unser aller Herzen ist ein holder, lieber Name geschrieben: „Friederike von Sesenheim".

* Leyser: „Goethe zu Straßburg." Neustadt a. H., 1871.



Das Landhaus gebäude in Brüssel.

Belgische Streifzüge.

Von

Karl v. Denburg.

I.

Dank den zahlreichen Freiheiten, welche die Gemeinden errungen hatten, erfreuten sich die belgischen Landschaften im fünfzehnten Jahrhundert eines hohen Maßes von gewerblicher und Handelsmacht. Jener Zeit des Aufschwungs verdanken sie die Wunder der Baukunst, auf die sie mit so vielem Recht pochen, ruhmreiche Spuren einer großen Vergangenheit, Bauten von einer unbeschreiblichen Pracht, großartige Unternehmungen von mächtigen städtischen Gemeinwesen, welche in diesen steinernen Denkmälern ihre Freiheiten zu verkörpern suchten.

Leider verkümmerte das Joch des Fremdlings die edlen Triebe des über seiner Unabhängigkeit so eifrig wachenden vlämischen Volksstammes; Bürgerkriege, politische Umwälzungen, ja Völkerkämpfe tränkten jahrhundertelang den vaterländischen Boden mit Blut und hatten Elend wie Verfall im Gefolge.

Den Belgiern der Neuzeit ward es vergönnt, ihre staatliche Unabhängigkeit wieder zu erobern, ihrem Gemeinwesen

überall zu einem neuen Leben zu verhelfen.

Darum hat es sich auch das heutige Geschlecht anscheinend zur Aufgabe gemacht, die Bauthätigkeit der Altvorderen nicht nur fortzusetzen, sondern womöglich noch in den Schatten zu stellen. Überall entstehen Verkehrswege und Hafenanlagen, welche dem belgischen Lande einen Ehrenplatz unter den handeltreibenden Völkern sichern.

Wir wollen in den folgenden Zeilen das glänzende Bild der Vorzeit wie der Gegenwart zu schildern versuchen und hierbei, wo dies angeht, überall an das geschichtlich Gewordene anknüpfen. Leider gebietet es die Rücksicht auf den Raum, auf die Schätze des altvlämischen Landes nur hinzuweisen. Wollten wir den Gegenstand erschöpfen, so wären ganze Bände erforderlich.

* * *

Bevor wir an unser eigentliches Thema herantreten, wollen wir auf die äußere Gestaltung der belgischen Landschaften, sowie auf Sitten, Gebräuche und staatliche Bestrebungen der Bewohner derselben einen flüchtigen Blick werfen.

Belgien zerfällt naturgemäß in zwei Teile, das vlämische und das wallonische Land, welche sich hinsichtlich der Bodengestaltung und der Eigenart der Bewohner scharf unterscheiden. Der vom Meer und von der Schelde bespülte nördliche vlämische Teil verdankt seinen Wohlstand vor allem dem Ackerbau und der Textilindustrie; der südliche, von Wallonen bewohnte, an der Maas belegene Teil hingegen ist der Mittelpunkt des Bergbaues und der Hüttengewerbe. Während der Vläme in seinem Wesen an den Niederländer und Deutschen anklingt, neigt der Wallone zu Frankreich. Vor allem sind indessen Vlämen wie Wallonen echte Belgier, und es umschlingt beide Stämme, trotz aller Verschiedenheiten, ein festes nationales Band, welches mit den Jahren und den politischen Veränderungen in Europa gegenüber nur noch kräftiger geworden ist und in dem belgischen Wahlspruch „Einheit macht stark!" seine Verkörperung gefunden hat. Zur festeren Anknüpfung dieses Bandes hat das ausgedehnte belgische Eisenbahnnetz wesentlich beigetragen, welches sogar jedes größere Dorf in seinen Bereich gezogen und die bisher etwas entfremdeten Stämme näher gebracht hat.

Die Bevölkerung Belgiens hat seit der Unabhängigkeitserklärung um reichlich zwei Drittel zugenommen. Besonders gilt dies von den gewerbreichen südlichen wie auch von den am Welthandel beteiligten nördlichsten Landesteilen. Wesentlich beigetragen hat hierzu der Umstand, daß der Belgier die Heimat sehr fest ans Herz geschlossen hat und nur selten auswandert. Im allgemeinen ist derselbe übrigens ziemlich anspruchslos. Vor allem liebt der Belgier das gemütliche Familienleben, sowie von Zeit zu Zeit den Besuch des Theaters oder der öffentlichen Lustbarkeiten. Er empfindet somit das Bedürfnis in keiner Weise, in der Ferne sein Glück zu suchen. Er bleibt im Lande und nährt sich redlich.

Ferner besitzt der Belgier einen ausgesprochenen Sinn für gewisse körperliche Übungen, wie Bogen- und Armbrustschießen, Ball- und Kegelspiel. Die belgischen Bogenschützenvereine sind meist uralt und zählten ehedem Angehörige der vornehmsten Adelsgeschlechter zu ihren Mitgliedern. Manche besitzen „goldene Bücher", in denen gar die Namenszüge einheimischer und fremder Herrscher prangen. Häufig hat es sich ereignet, daß diese Schützengilden zur Abwehr von auswärtigen Feinden die Waffen ergriffen. Bescheidener und volkstümlicher sind die Ball- und Kegelvereine, die der neueren Zeit ihren Ursprung verdanken. In der Regel besitzt jeder Verein sein eigenes Lokal und mehr oder weniger prunkvolle Banner und Abzeichen, die er bei feierlichen Anlässen hervorsucht. Zahlreich sind ebenfalls die Unterstützungs- und ähnliche Vereine, wie denn auch der Wohlthätigkeitssinn der Belgier bekannt ist. An

politischen Vereinen endlich ist in Belgien selbstverständlich kein Mangel, und sie haben sich in letzter Zeit sogar über Gebühr vermehrt.

Wir mögen jedoch diese einleitenden Worte nicht zu weit ausspinnen und die Geduld unserer Leser allzusehr in Anspruch nehmen. Wir wollten ja Belgiens hervorragende Städte kurz zu schildern versuchen und beginnen, wie es sich gehört, mit der Hauptstadt.

* * *

Die Stadt Brüssel liegt an einem Bergabhange. Unten im Thal erheben sich die gotischen Bauten, die sie den burgundischen Herzögen und den spanischen Herrschern verdankt. In der oberen Stadt hingegen trifft der Wanderer nur auf Baudenkmäler des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sowie auf Anlagen der neuesten Zeit, wie den Stadtpark, den Garten der Herzöge von Brabant und der General-Statthalter. Ersterer gehörte dereinst, wie der bekannte Kammeren-Bosch, zum Soignes-Wald, welcher in südlicher Richtung beinahe bis an das Schlachtfeld von Belle-Alliance reicht. Der Stadtpark wurde 1774 von Linner entworfen und bildet eine schöne dichtbelaubte Promenade mit uralten Bäumen, kleinen Bodenerhöhungen und einem prächtigen Springbrunnen. Geschmückt wird der Park außerdem durch einige Statuen, so Duquesnoys „Magdalene", welche jedem Museum zur Zierde gereichen würden. Bemerkenswert ist auch der sogenannte Petersbrunnen, der an den Aufenthalt Peters des Großen in Brüssel im Jahre 1717 erinnert. Der Stadtpark war der Schauplatz des Hauptkampfes der belgischen Aufständischen gegen die niederländischen Truppen bei der 1830er Revolution.

Den Stadtpark begrenzen das Landtagsgebäude, die Ministerien sowie zahlreiche schöne Privathäuser, welche zusammen mit der Place Royale architektonisch sehr gut wirken. Die Anlage verdankt Brüssel dem Baumeister Guimard. Das Landtagsgebäude (Palais de la nation) wurde Ende des achtzehnten Jahrhunderts erbaut. Es tagte darin zuerst die Vertretung der Provinz Brabant, sodann diente es nach der Vertreibung der Franzosen als Sitzungsgebäude für die Generalstände, beziehungsweise seit 1830 für den belgischen Landtag. Die Vorderseite des Palastes schmückt ein dreieckiger Giebel mit einem die Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters darstellenden Relief von Godecharle. Im Vorflur wird der Besucher sechs Standbilder gewahr, welche Johann den Siegreichen, Herzog von Brabant, Philipp den Guten, Herzog von Burgund, den Kaiser Karl V., Baldwin IX., Grafen von Flandern, Dietrich von Elsaß, Grafen von Flandern, und Pipin von Herstal darstellen. Ferner stehen dort vier allegorische Figuren, welche die Vereins-, die Preß-, Religions- und Unterrichtsfreiheit versinnbildlichen. Das Landtagsgebäude wurde am 5. Dezember 1883 zum Teil eingeäschert; es ersteht indessen schon wieder aus den Ruinen, und zwar ohne wesentliche Veränderung.

Im Süden wird der Stadtpark von dem äußerlich unscheinbaren königlichen Schloß begrenzt, dessen Inneres indessen viele Sehenswürdigkeiten aufweist. So die Staatstreppe, eine großartige Anlage des Baumeisters Balat, welche zu den Empfangsgemächern führt; ferner den Festsaal und die daran stoßende prachtvolle Galerie. Dieser Flügel ist neueren Datums und im Inneren noch nicht vollständig dekoriert. Ist dies geschehen, so dürfte das Brüsseler Schloß zu den prächtigsten fürstlichen Residenzen Europas gehören. Den älteren Teil des Schlosses, welcher die Privatgemächer des Königspaares enthält, schmücken zahlreiche Bilder und Kunstgegenstände von großem Wert.

In der Nähe des Schlosses liegt die Jakobskirche am Kandenberg; ferner das Standbild Gottfrieds von Bouillon und die neu angelegte Rue de la régence, an

deren Ende sich die Hauptfassade und die Kuppel des Justizpalastes majestätisch erheben. Das Reiterstandbild des berühmten Kreuzfahrers und Königs von Jerusalem ist das Werk des Bildhauers Simonis. Die Jakobskirche, zugleich Hofkirche, wurde 1788 an der Stelle erbaut, wo vordem eine Augustinerabtei gestanden hatte. Die Hauptfassade zeigt eine Vorhalle mit sechs hohen korinthischen Säulen und einen dreieckigen Giebel, dessen Fläche ein Freskobild auf Goldgrund, die Jungfrau als Trösterin der Armen darstellend, schmückt, ein Werk von Portaels. Den Eingang aber zieren eine Moses- und eine Davidstatue. Den rechtwinkeligen Vorplatz der Kirche schmücken vier triumphbogenartige Thore, welche zu angrenzenden Straßen sowie zum Gebäude des Eisenbahnministeriums führen. Der Platz macht in seiner Einfachheit einen vornehmen Eindruck.

Brüsseler Stadtpark.

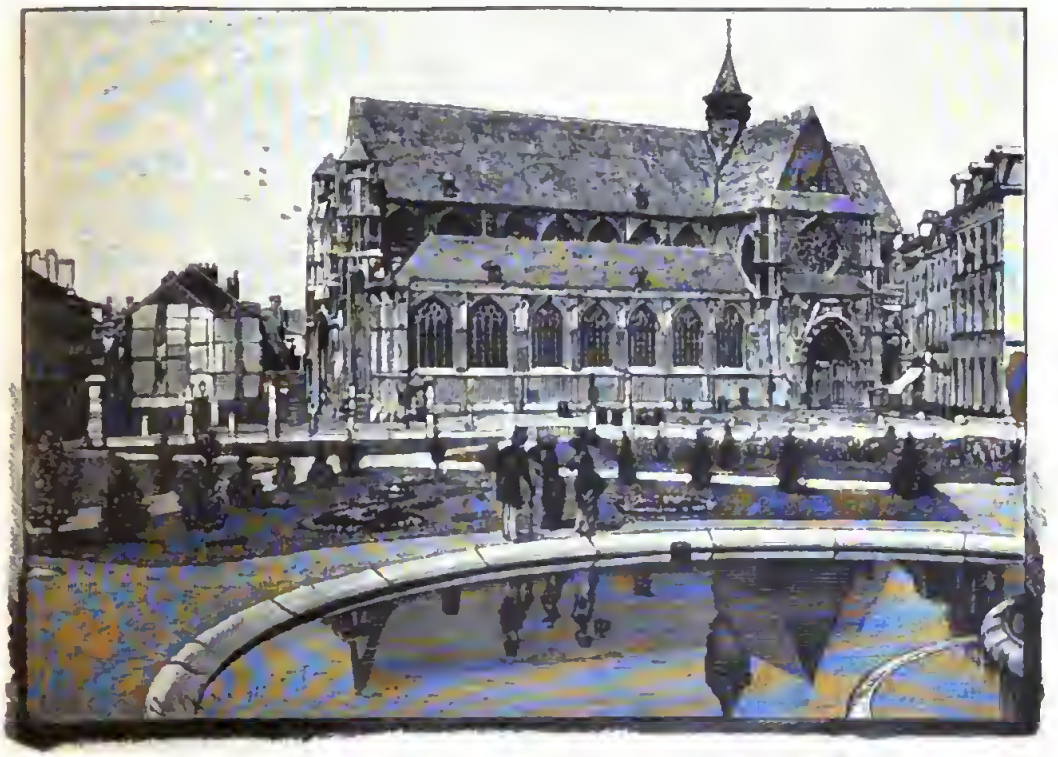
Die Rue de la régence könnte die Straße der modernen Bauten heißen. Trotz ihrer geringen Länge weist sie nämlich folgende palastartige Gebäude auf: das Palais des Grafen von Flandern, die Kunstakademie, die königliche Musikschule, die Synagoge und den 1883 eingeweihten Justizpalast, der wegen seiner riesigen Dimensionen und reichen Architektur zu den großartigsten Baudenkmälern unserer Zeit gehört. Die Rue de la régence grenzt indessen auch an den Place du petit Sablon, dessen Bauten einige hundert Jahre zurückreichen, sowie an die ältere Kirche Notre-Dame des victoires und den fürstlich Arenbergschen Palast, vor welchem sich das Standbild der Grafen Egmont und Hoorn erhebt.

In der von Balat erbauten Kunstakademie finden die Kunstausstellungen sowie Musikfeste statt. Die Fassade ist ziemlich anspruchslos. Deren ganzen Schmuck bildet eine von Granitsäulen mit Bronzepostament und Kapitälen getragene Vorhalle. Die Säulen sind von allegorischen Figuren gekrönt. Im Inneren ist zunächst ein großer Saal mit Oberlicht angeordnet, sodann aber kleinere Säle für Zeichnungen und Kupferstiche, sowie um das erste Stockwerk herum eine breite Galerie, worin die Bilder ausgestellt werden. Auch steht hier die bei den Musikfesten zur Verwendung gelangende Orgel. Das Ganze ist einfach gehalten und von trefflicher Wirkung.

Bis vor kurzem war die Kirche Notre-Dame des victoires ganz verbaut; jetzt hat man zwar diese Anbauten beseitigt, doch ist die Fassade noch lange nicht in

den urſprünglichen Zuſtand zurückverſetzt. Dieſe Kirche gehörte früher der Gilde der Armbruſtſchützen und iſt inſofern berühmt, als von derſelben, ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert, der ſogenannte „Ommegang“ (feierlicher Umzug) ausging. Der halb kirchliche, halb weltliche Ommegang wurde zu Ehren eines Wunderbildes der heiligen Jungfrau veranſtaltet, welches von einer armen Frau aus Antwerpen 1348 nach Brüſſel gebracht wurde. Den Zug bildeten die Gilden mit ihren Bannern, die Richter, die Geiſtlichkeit, Rieſen, Wagen u. ſ. w. Sie zogen von der Kirche nach dem Rathausplatz und zurück über die Hauptſtraßen der Stadt. Es wurden häufig unterwegs geiſtliche Schauſpiele aufgeführt. Die Kirche Notre-Dame iſt eine gotiſche; ſie weiſt aber im Gegenſatz zu den meiſten ſtilverwandten Bauten fünf Wände mit geſchnitztem Holzgetäfel bekleidet ſind, enthält das Grab des in der Verbannung 1671 verſtorbenen franzöſiſchen Dichters J. B. Rouſſeau. Die andere bildet die Grabkapelle des fürſtlich Thurn- und Taxisſchen Hauſes. Sie iſt aus ſchwarzem Marmor gebaut, während die Statuen aus weißem Marmor gearbeitet ſind. Der 1860 renovierte Chor enthält Fresken, die den alten bei den Renovierungsarbeiten zu Tage gekommenen Malereien nachgemalt ſind.

Neben der Kirche erblickt man den von einem zierlichen Gitter umfriedigten Square du petit Sablon, in deſſen Mitte ſich die Denkmäler für die Grafen Egmont und Hoorn erheben. Daneben bemerkt der Wanderer den Hof des Fürſten von Arenberg, deſſen einen Flügel der Graf Egmont bewohnte. Derſelbe wurde mit ſeinem Leidensgefährten, dem Grafen



Kirche Notre-Dame des victoires und Square du petit Sablon in Brüſſel.

Schiffe auf. Geſchmückt ſind dieſe mit Gräbern und Statuen. Sehenswert ſind beſonders die beiden Chorkapellen und der Chor ſelbſt. Die eine Kapelle, deren

Hoorn, auf dem Rathausplatz hingerichtet, wo das ihnen zu Ehren errichtete Denkmal zuerſt ſtand. Weil dieſes Denkmal aber mit dem Stil des Platzes nicht har-

monierte, wurde es vor kurzem nach dem jetzigen Standort verlegt. Die Bronzegruppe hat der Bildhauer Fraikin ausgeführt. Die beiden Opfer der spanischen Tyrannei halten sich fest umschlungen und gehen stolz dem Tode entgegen.

Die in der Rue de la régence vor wenigen Jahren erbaute gotische Synagoge ehrt den Baumeister de Kayser. Sie besteht aus einem Hauptschiff, zwei Seitenschiffen und dem halbkreisförmigen Allerheiligsten. Über dem Hauptschiff erheben sich große, von Säulen getragene Kuppeln. Über der Eingangsthür ist die Frauengalerie angeordnet. Das Allerheiligste ist mit Malereien geschmückt und durch bunte Glasfenster beleuchtet.

Noch einige Schritte, und der Wanderer gelangt zum Gerichtspalast (palais de Justice), welcher auf einem Hügel errichtet ist, von dem aus man die Stadt und ihre Umgegend überschaut.

An der Konkurrenz zum Bau des Gerichtspalastes haben sich seiner Zeit achtundzwanzig belgische und ausländische Architekten beteiligt. Von den Entwürfen wurde indessen keiner mit dem Preise gekrönt, weil sie sämtlich dem Programm nicht ganz entsprachen. Hierauf wandte sich die Regierung an den Baumeister Poelaert. Diesem geschätzten Künstler verdankt also Belgien den in jeder Beziehung gelungenen Riesenbau. Leider wurde es ihm nicht vergönnt, die Vollendung des großen Werkes zu erleben.

Der Gerichtspalast bedeckt eine Fläche von 26000 qm, einschließlich der acht Binnenhöfe, deren Fläche 6000 m beträgt. Er enthält siebenundzwanzig große Sitzungszimmer und zweihundertfünfundvierzig Säle oder Räume für die Gerichtsverwaltung. Er bildet ein längliches Viereck mit zwei vorspringenden Flügeln. Das Gebäude umgiebt eine breite Terrasse, welche durch Treppen und Rampen mit den umliegenden Straßen verbunden ist. Dadurch ragt der Gerichtspalast um so mächtiger aus dem umgebenden Häusergewirr hervor.

Die Hauptfassade schmücken zwischen den vorspringenden Flügeln zwei Säulenhallen und ein Mittelthor, während eine der Fassade an Breite gleichkommende Freitreppe das Thor mit dem Vorplatz verbindet. Das Mittelthor führt direkt in die mächtige Vorhalle und dient der großartigen Kuppel des Gerichtsgebäudes gewissermaßen als Unterlage. Die Säulenhallen weisen zwei Reihen von Säulen auf, deren Durchmesser 1,80 m beträgt und die dem Gebäude an Höhe gleichkommen. Von dort aus führen Marmortreppen nach dem ersten Stockwerk. Den Schmuck der Säulenhallen bilden die Standbilder berühmter Rechtsgelehrten des Altertums: Demosthenes, Lykurg, Cicero und Ulpian.

Die erwähnte Kuppel erreicht eine Höhe von 97,50 m über dem Fußboden der Vorhalle. Sie besteht aus zwei Reihen übereinander aufgebauter Säulen und einem von einer königlichen Krone überragten kupfernen Dom. Die Statuen an den Ecken sind sieben Meter hoch und stellen die Kraft, die Gerechtigkeit, das Gesetz und das königliche Gnadenrecht dar. Die Kuppel läßt sich nur der Kuppel der Peterskirche in Rom an die Seite stellen. Zwar gehen die Ansichten über deren architektonischen Wert auseinander; darüber ist man jedoch einig, daß sie durch ihre Größe imponiert und mit dem Stil des Gebäudes trefflich übereinstimmt.

Die innere Anlage des Gerichtsgebäudes nimmt gleichfalls durch Größe und Pracht die Sinne gefangen. Die Vorhalle unter der Kuppel ist in Stockwerkhöhe von Galerien umgeben und hat ein sehr malerisches und vornehmes Gepräge. Sie ist nahe an 100 m hoch und hat eine Fläche von 3600 m. Beleuchtet wird sie durch die Kuppelfenster. Der Schwurgerichtssaal imponiert gleichfalls durch Einfachheit; er ist 28 m lang und 12 m breit.

Großartig ist gleichfalls die Treppe, welche die Vorhalle mit der Rue des minimes verbindet. Sie ist etwa 80 m lang und besteht aus hunderteinundsiebzig Stufen.

Das große Gebäude hat 42000000 Franken gekoſtet.

Verläßt der Wanderer das Gerichtsgebäude auf der eben erwähnten Treppe, ſo gelangt er in die volkreichſte und eigenartigſte Stadtgegend. Sie heißt Quartier de Marolles. Hier liegt die Kirche Notre-Dame de la chapelle, die älteſte in Brüſſel. Der Faſſade und dem Turm gebricht es nicht an Geſchmack. Begonnen wurde der Bau 1216; die Einweihung der Kirche erfolgte jedoch erſt 1483. Die Kirche enthält zahlreiche Grabdenkmäler, ſo das Grab des von den Öſterreichern zum Tode verurteilten Bürgermeiſters van Anneeſen, das Grab der Gebrüder Spinola und andere. Beachtenswert iſt auch die geſchnitzte Holzkanzel, welche eine Grotte mit zwei Palmbäumen darſtellt.

Von dem Quartier de Marolles aus gelangen wir auf die äußeren Boulevards und nach dem Halſchen Thore, dem letzten Überreſt der alten Brüſſeler Feſtungswerke. Das Thor iſt viereckig, hat drei Stockwerke und Türme; die oberſte Plattform iſt mit Schießſcharten verſehen. Gegenwärtig iſt das Altertümer-Muſeum in demſelben untergebracht.

Das Halſche Thor überragt die breite Straße, die nach dem Südbahnhof und dem Boulevard Anspach führt. Dieſer verbindet den genannten Bahnhof mit dem Nordbahnhof und durchſchneidet die ganze Stadt. Dieſer Stadtteil beſtand bisher aus engen und lichtloſen Gaſſen, zwiſchen welchen ſich die Senne mühſam einen Weg bahnte. Das Waſſer dieſes Fluſſes war förmlich verpeſtet und bildete einen gefährlichen Anſteckungsherd. Jetzt iſt die Senne überwölbt und unſichtbar geworden. Die meiſten Häuſer an dem Boulevard Anspach zeichnen ſich durch architektoniſche Schönheit aus.

In der Mitte des Boulevards liegt die Börſe, deren Hauptfaſſade eine ſäulengetragene Vorhalle ſchmückt. Eine prachtvolle Treppe führt zum großen kreuzförmigen Börſenſaal, über welchem ſich ein Dom erhebt. Der Saal iſt von einer Galerie umgeben. Die hintere Faſſade ſchmückt gleichfalls eine Vorhalle mit vier Säulen. Eingeweiht wurde die Börſe Ende 1873. Der Bau erfuhr herben Tadel. Er ſei, hieß es, zu prunkvoll, mit allegoriſchen Figuren, mit liegenden oder aufrecht ſtehenden Löwen überladen. Das Ganze macht indeſſen einen imponierenden Eindruck.

* * *

Von der Börſe nach dem Rathausplatze iſt nur ein Schritt. Welcher Gegenſatz aber! Von den Bauten der neueſten Zeit gelangt man mit dieſem Schritt unmittelbar zu den älteſten und ſchönſten Denkmälern der Brüſſeler Vorzeit.

Der rechteckige Platz iſt von maleriſchen alten Gebäuden umgeben, die mit dem prachtvollen Rathauſe ein nahezu einzig daſtehendes Ganzes bilden. Der Grundſtein zu dieſem wurde 1402 gelegt, der Turmbau begann 1444. Das gegenüberliegende Königshaus wurde unter Karl V. neu aufgebaut; die verſchiedenen Zunfthäuſer aber ſtammen meiſt aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Die Faſſade des Rathauſes zerfällt in zwei ſcharf unterſchiedene Teile, zwiſchen welchen ſich der ſo ſchlanke und ſo anmutende Turm erhebt, der die Hauptzierde des Gebäudes bildet. Dieſer Turm ſteht bekanntlich nicht in der Mitte der Faſſade. Nach einer vielverbreiteten Sage ſoll dieſe Unregelmäßigkeit auf ein Verſehen oder eher auf die Zerſtreutheit des Baumeiſters Johann van Ruysbroeck zurückzuführen ſein, und es habe dieſer, als er den Fehler bemerkte, ſich aus Verzweiflung erhängt.

Dieſe Sage hat indeſſen vor der modernen Kritik nicht ſtandgehalten. Jetzt ſteht es feſt, daß der Turm die Mitte nicht einnimmt, weil beide Teile des Rathauſes nicht gleichzeitig erbaut wurden. Nach der Sitte der damaligen Zeit ſtand der Turm an der Ecke des urſprünglichen Baues; der hinzugekommene zweite Teil ſoll deshalb breiter geraten ſein, weil es

galt, die ganze eine Seite des Platzes auszufüllen.

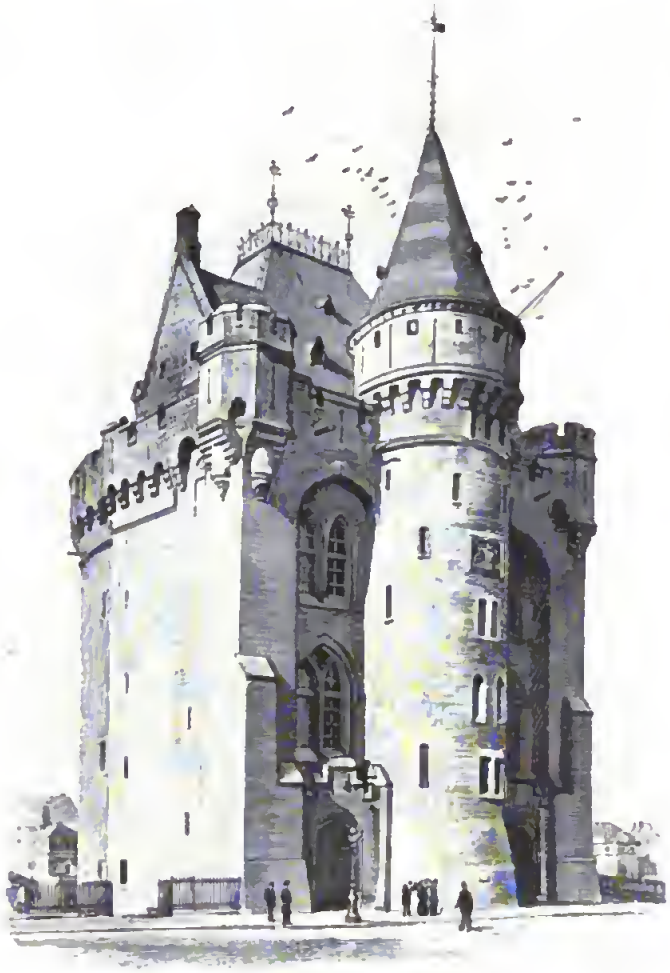
Der prachtvolle Bau darf zu den Meisterwerken des Spitzbogenstils gezählt werden. Das Erdgeschoß nehmen die Amtsräume der Stadtverwaltung ein, der erste Stock aber enthält mehrere Prachthallen, darunter den gotischen Saal und den Ratssaal. Die Wände des ersteren, welcher als Festsaal dient, sind ganz mit

Denkmal der Grafen Egmont und Hoorn in Brüssel.

geschnitztem Eichengetäfel belegt; die reich kassetierte Decke ist wie auch die Galerie ein hervorragendes Kunstwerk. Diese Galerie ist für das Orchester bestimmt.

Brüſſeler Gerichtspalaſt.

Der Ratssaal dagegen ist mit kostbaren Tapeten geschmückt, welche folgende Vorgänge zum Vorwurf haben: die Thronbesteigung Philipps des Guten, die Abdankung Karls V. und die Krönung Karls VI. Die Decke aber zieren Malereien, welche den Götterrat im Olymp darstellen, sowie reiche Vergoldungen und Schnitzereien, welche der Ornamentierung des Dogenpalastes in Venedig an Kunstwert gleichkommen. In einer Ecke des Saales steht ein Präsentierbrett aus getriebenem Kupfer, auf welchem die Stadtschlüssel ruhen.



Das Halsche Thor in Brüssel.

Das alte Königshaus oder Brothaus liegt dem Rathause gegenüber. Früher diente es der Verwaltung der königlichen Krongüter. Seit 1877 wird an dessen Renovierung nach dem ursprünglichen Plan gearbeitet. Es hat viele Mühe gekostet, das reizende Bauwerk zu erhalten. Im Jahre 1404 wurde es nämlich schon wegen Baufälligkeit renoviert; im Jahre 1515 stürzte es gar ein, und Karl V. gebrauchte sechzehn Jahre, um es neu aufzubauen. Albert und Isabella ließen umfangreiche Ausbesserungsarbeiten an dem Königshause vornehmen, und die Infantin befahl 1625 die Aufstellung eines Standbildes der heiligen Jungfrau in dem einen Saale. Dieses Standbild trug die Inschrift „Peste, fame et bello libera nos, Maria pacis“ zum Andenken an die Unglücksfälle, welche kurz vorher Brüssel heimgesucht hatten. Das Haus wurde ferner 1695 bei der Beschießung der Stadt beschädigt und mußte sich 1767 eine geschmacklose Renovierung gefallen lassen. 1874 endlich machte man die unliebsame Entdeckung, das Königshaus sei im höchsten Grade baufällig, worauf die Schöffen bei der Regierung einen Neubau beantragten. Infolge der Weigerung der Landesbehörde mußte sich indessen die Stadt zur Vornahme der Arbeiten entschließen, welche nahe an eine Million verschlungen haben. Im Königshause verbrachten Egmont und Hoorn die Nacht vor ihrer Hinrichtung.

Die weitere Ausschmückung des Rathausplatzes bilden die alten Zunfthäuser, so das Schwanenhaus, in welchem sich die Schlächter versammelten, das Brauerhaus mit dem Reiterstandbilde Karls von Lothringen, das mit den Medaillon-

bildern Gutenbergs, Fuſts und Schöffers geſchmückte Buchdruckerhaus, das Fuchshaus, welches den Krämern gehörte, das Sackhaus, ein gemeinſchaftliches Eigentum der Küfer und Tiſchler, das Wolfshaus, in welchem die Bogenſchützen dereinſt ihre Feſte feierten, und das Hornhaus mit ſeinem Schiffsbug und ſeemänniſchen Emblemen, welches den Schiffern als Herberge diente.

Die benachbarte Rue de la Colline, welche gleichfalls einige alte Häuſer aufweiſt, bringt den Wanderer nach den Galeries de St. Hubert, einer weitläufigen Paſſage mit vielen Läden und Kaffeehäuſern ſowie mit einem Theater. Von dort aus führt eine neu angelegte Straße nach der Gudulakirche.

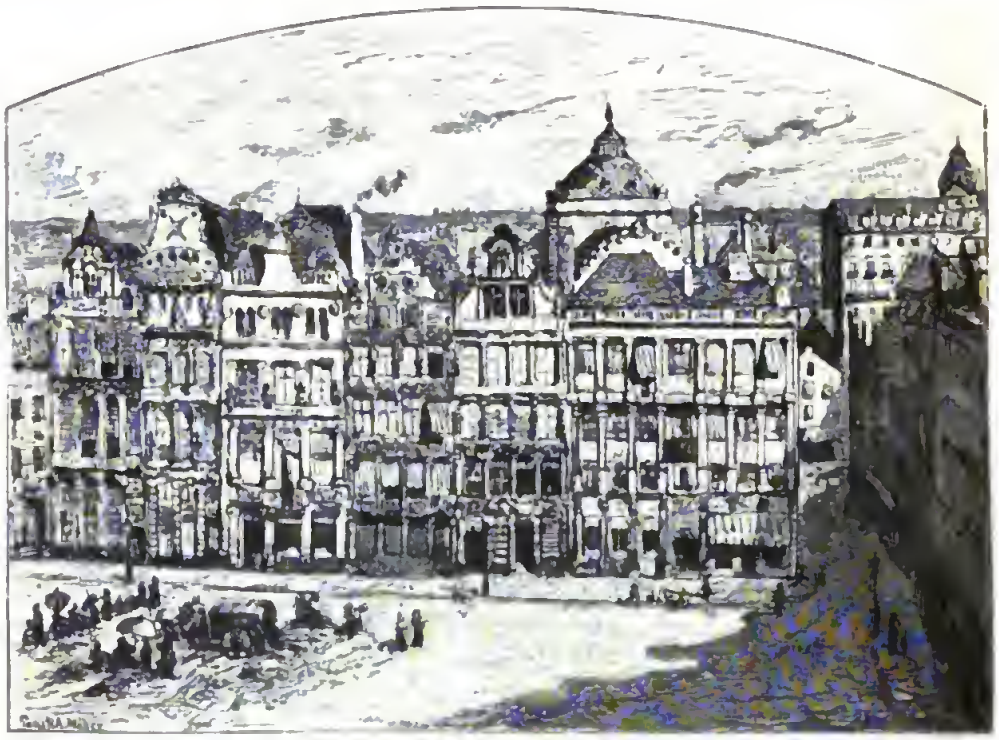
Den Zugang zu dieſem auf einem Hügel errichteten ſchönen Dom gewährt eine breite Treppe, welche den Eindruck der Großartigkeit des Baues noch erhöht. Zwei rechteckige, von Plattformen gekrönte, unausgebaute Türme rahmen gleichſam das prachtvolle Portal ein. Leider ſtimmen die in neuerer Zeit in dem Portal aufgeſtellten Bildhauerwerke mit dem Stil der Kirche nicht recht zuſammen. Großartig iſt auch das 108 m lange, 50 m breite Schiff mit ſeinen ungeheuren Säulen und den ſchönen Glasmalereien. Der Stil desſelben iſt kein einheitlicher. Während Chor und Querſchiff dem dreizehnten Jahrhundert entſtammen, wurde das Hauptſchiff erſt hundert Jahre ſpäter und die Seitenſchiffe im fünfzehnten Jahrhundert eingeweiht. Die Kapellen endlich entſtanden im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert. Die Gudulakirche wurde vor kurzem von den vielen Anbauten befreit, und deren gänzliche Renovierung ſchreitet rüſtig fort. Sie enthält eine Reihe intereſſanter Grabdenkmäler. Begraben ſind hier die Erzherzöge Albert und Ernſt, die Erzherzogin Iſabella und der Herzog Karl von Lothringen. Im Chor ruhen Johann, Herzog von Brabant, und ſeine Gemahlin Margarete von York. Von ſonſtigen Grabdenkmälern ſind beſonders die der Grafen Friedrich und Felix van Merode und des Domherrn Trieſt erwähnenswert. Graf Friedrich nahm einen lebhaften Anteil an den Kämpfen von 1830 und ſtarb an der Spitze einer Freiwilligenſchar in dem Gefecht bei Berchem. Der Künſtler hat

Die Börſe in Brüſſel.

ihn in der Uniform der damaligen Patrioten dargestellt.

Im Hauptschiff zieht besonders die Kanzel aus geschnitztem Holz die Blicke des Wanderers auf sich. Sie stellt den Sündenfall und die Gnade dar. Sie hat die Gestalt der Erdkugel und ruht auf Adam und Eva sowie auf den Zweigen des Baumes der Erkenntnis. Eine ungeheure Schlange klimmt an der Kanzel empor und erreicht die Stelle, wo der Künstler die Bilder der Jungfrau und des Jesuskindes angeordnet hat. Letzteres zerschmettert mit dem Kreuz den Kopf der Schlange. Den Aufgang zur Kanzel zieren allerlei geschnitzte Tiere.

Von ausnehmender Pracht sind die Glasmalereien der Gudulakirche. Die größte stellt das Jüngste Gericht dar und ist das Werk von Franz Floris. Den Chor schmücken fünf Glasfenster aus dem Jahre 1545, welche den Kaiser Maximilian und Maria von Burgund, Philipp den Guten und Johanna von Aragonien, Karl V. und seinen Bruder Ferdinand, Philipp II. und Maria von Portugal, Philibert von Savoyen und Margarete von Österreich darstellen. Die Glasmalereien des Querschiffes, ein Werk des Malers van Orley, haben Karl V. und seine Gemahlin Eleonore, sowie Marie und Ludwig von Ungarn zum Vorwurf. Auch die Kapellen sind mit prachtvollen Glasfenstern geschmückt, deren Figuren und Waffen sich von dem hellen Hintergrund wunderschön abheben. Die



Alte Häuser am Rathausplatz in Brüssel.

Fenster der Liebfrauenkapelle stellen Ferdinand III. und Isabella, den Erzherzog Leopold Wilhelm, Kaiser Leopold I., Erzherzog Albert und Erzherzogin Isabella dar. Die Chapelle du Saint-Sacrement des miracles aber wurde zur Aufnahme von drei wunderthätigen Hostien gebaut, die 1370 von den Juden mit Dolchstichen durchbohrt wurden. Die Fenstermalereien sind dieser Sage gewidmet. Sie zeigen die Bildnisse der Stifter, den Juden Jonathan, wie er Johanna von Löwen Geld giebt, damit sie die heiligen Gefäße herbeischaffe, ferner die Prüfung der

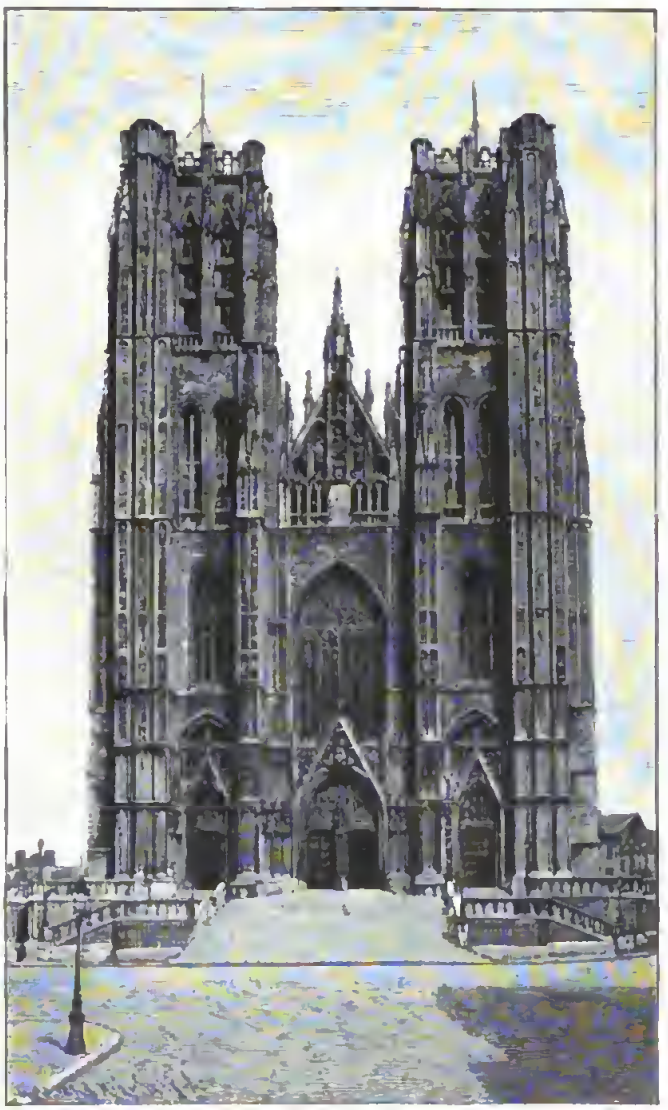
Brüſſeler Rathaus.

Hoſtien in der Synagoge, die Ermordung Jonathans und die Bekehrung der Jüdin Katharina, welche die Hoſtien in Empfang nimmt und ſie nach Köln ſchafft. Das fünfte Fenſter iſt neu. Es wurde von Capronnier gemalt und ſtellt die Anbetung des heiligen Sakramentes dar. Die Seitenkapellen der Gudulakirche weiſen

ferner zahlreiche Glasmalereien von Capronnier auf.

An den hohen Festtagen wird die Kirche mit Tapeten ausgeschlagen, die in Brüssel gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewoben wurden und Episoden aus der Geschichte des heiligen Sakramentes darstellen.

Bevor wir Brüssel verlassen, müssen wir noch dreier Denkmäler gedenken. Es sind dies die Kongreßsäule, das Märtyrerdenkmal und das Denkmal des Königs Leopold I. in Laeken.



Gudulakirche in Brüssel.

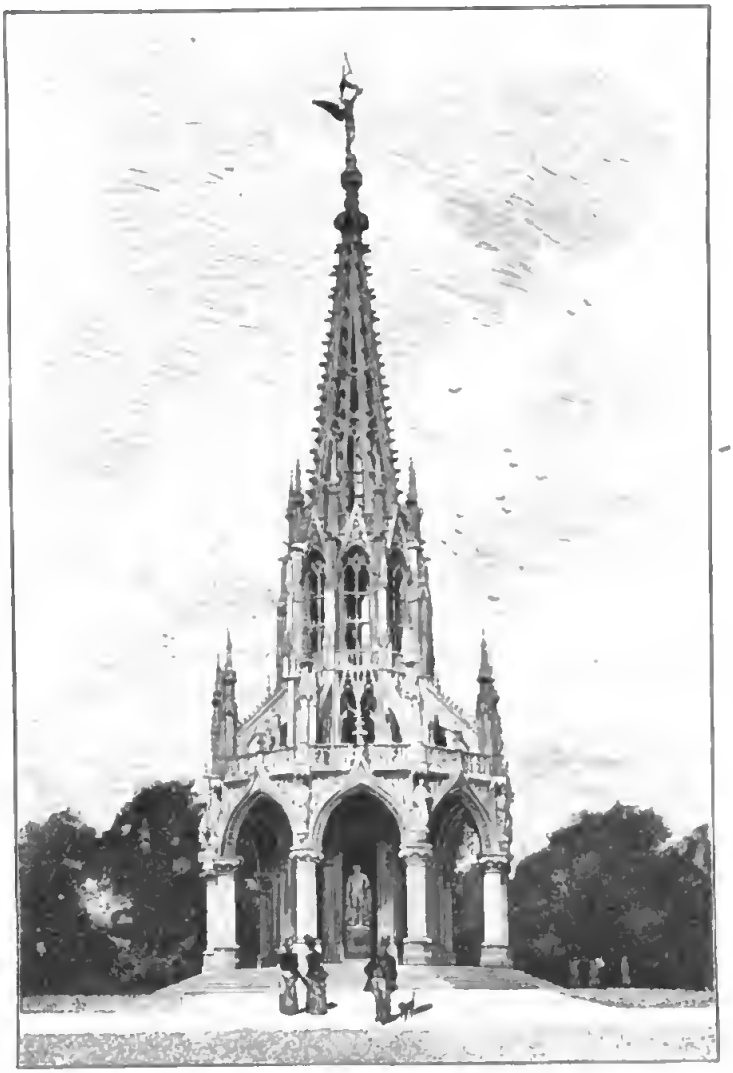
Die der konstituierenden Versammlung von 1830 zu Ehren errichtete, von Poelaert entworfene Kongreßsäule trägt die Geefssche Statue des Königs Leopold I. Die Ecken des Postaments bilden vier allegorische Figuren, welche die durch die Verfassung gewährten Freiheiten darstellen: Religions-, Vereins-, Preß- und Unterrichtsfreiheit. Weiße Marmortafeln verewigen die Hauptbestimmungen der Verfassung und die Namen der Kongreßmitglieder. Den weiteren Schmuck des Postamentes bilden zwei mächtige Löwen sowie ein Basrelief, welches die neun Provinzen und den Schutzgeist Belgiens darstellt.

Das Märtyrerdenkmal ward zum Andenken an die Opfer der 1830er Revolution errichtet. Das Denkmal wurde von Geefs nach den Angaben eines berühmten Vorkämpfers der belgischen Unabhängigkeit, des vor kurzem heimgegangenen Ministers Rogier, entworfen. Inmitten eines von Bogengängen umgebenen Platzes erhebt sich das Bild Belgiens mit einem Löwen zu seinen Füßen. An den Ecken stehen betende Engel. Unter dem Bogengang sind Tafeln mit den Namen der 1830 gefallenen Vaterlandsfreunde. Jedes Jahr wallfahren die wenigen noch lebenden Kämpfer um diese Zeit nach dem Denkmal und huldigen den Manen der Verstorbenen.

In dem Brüsseler Vorort Laeken schlägt die königliche Familie die Sommerresidenz auf und zwar in einem prachtvollen Schlosse nebst Wintergarten, wohin der König von Zeit zu Zeit die vornehme Brüsseler Gesellschaft befiehlt.

Das Schloß wurde 1784 für den General-Statthalter der Niederlande auf dem Gipfel eines Hügels erbaut. Auf dem Schloß Laeken unterzeichnete Napoleon die Kriegserklärung an Rußland und ſtarb der erſte belgiſche König Leopold I.

Dem Schloß gegenüber erhebt ſich in dem öffentlichen Park das zu Ehren des Begründers der belgiſchen Dynaſtie errichtete Denkmal, ein Werk des Baumeiſters de Corte, deſſen Koſten durch eine Volksſammlung gedeckt wurden. Die Einweihung fand 1880 ſtatt. Das Denkmal iſt, den neun belgiſchen Provinzen entſprechend, ein neuneckiges. Jede Provinz iſt durch eine allegoriſche Figur dargeſtellt. In ſeinem gotiſchen Aufbau erinnert das Denkmal zu Laeken an den Brüſſeler Rathausturm. Die Spitze kröute urſprünglich eine den Schutzgeiſt Belgiens darſtellende eiſerne Statue, die indeſſen vom Winde herabgeweht wurde. Sie wieder hinaufzuſchaffen, erſcheint gewagt, und ſie ſoll deshalb auf einem anderen Platz aufgeſtellt werden.



Denkmal des Königs Leopold I. zu Laeken.

(Schluß folgt.)

Unsere vorzüglichsten Jagdhunde.

In Lebensbildern geschildert

von

Adolf und Karl Müller.

II.

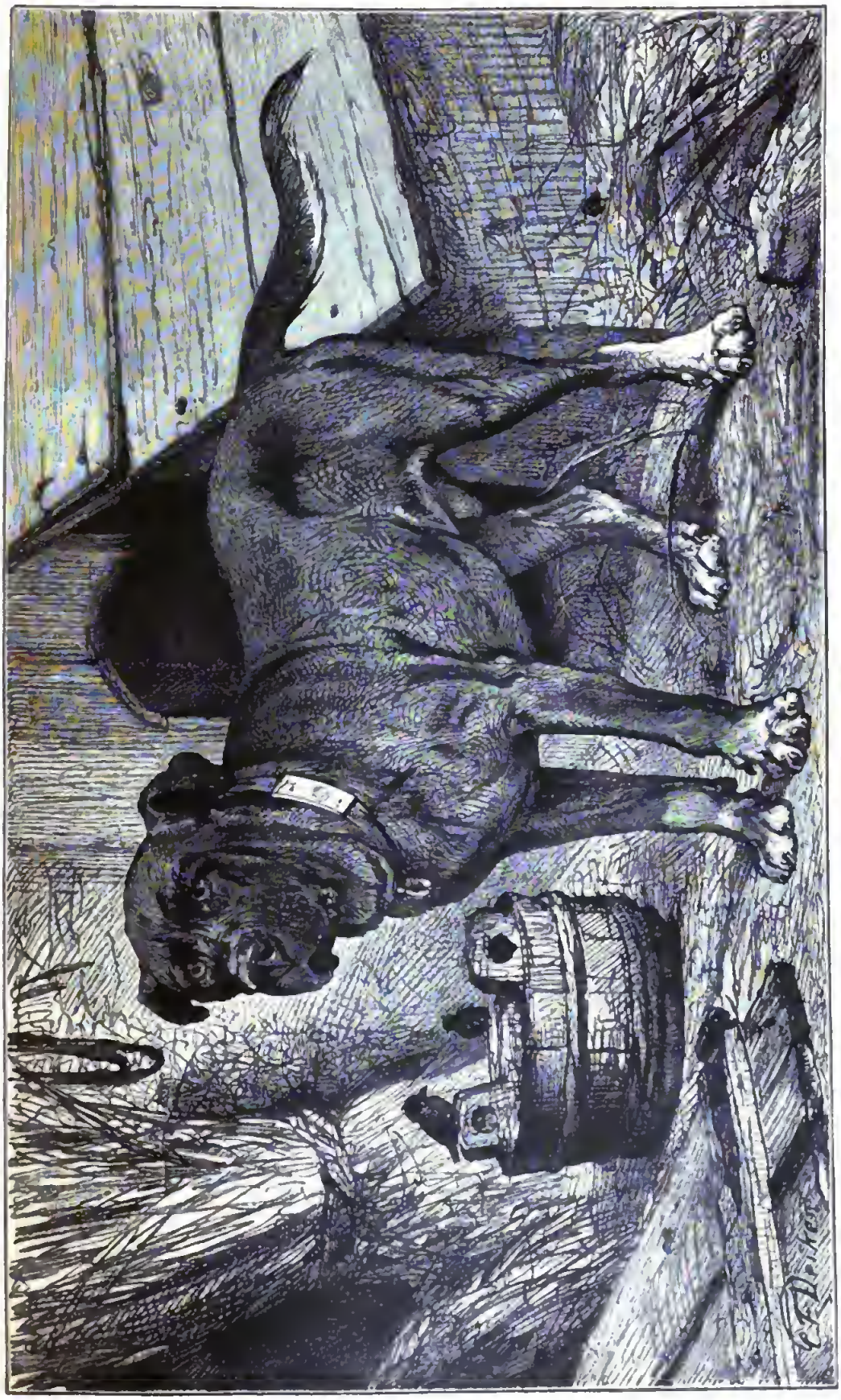
2) Die Doggen, der Blendling und der Saufinder.

Die Neuzeit mit ihrer national-ökonomischen Strömung, die erweiterte wirtschaftliche Kultur mit ihren Forderungen haben einen Umschwung der jagdlichen Verhältnisse veranlaßt, der seine Höhe 1848 in den Umwälzungen namentlich feudaler Überkommenheiten erreichte. In dem Augenblicke, als die Gesetze mit dem Grundsatze ins Leben traten, daß die Jagd den anderen Nutzungsrechten des Besitzers auf dem Grundeigentume wesentlich gleich zu erachten sei, drängte sich die schon vorher im Wachsen begriffene sogenannte Schießjagd mit großem Übergewicht in den Vordergrund. Mit der Auflösung vieler alten Jagdverhältnisse (Jagdrechte auf fremdem Grund und Boden, Jagdfolge u. s. w.) verschwanden schon manche ältere Jagdmethoden, und mit dem allgemein erweiterten Gebrauch des vervollkommneten Jagdgewehrs trat und tritt fortwährend die Verwendung mancher Hunderassen, besonders der „schweren" Hatzhunde, immer mehr in den Hintergrund.

So grenzen sich zwei Formen der Jagd gegenwärtig ab, die ältere charakteristisch-weidmännischer Art, die andere in der Gestaltung allgemeiner, ungebundener, wenig kunstgerechter Ausübung, die moderne Schießjagd oder, wenn man will, Dilettantenjagd.

Obgleich nun der geschichtliche Gang der Jagdverhältnisse jeden Vorurteilslosen davon überzeugt, daß die moderne Handhabung der Jagd sich immer mehr verallgemeinern und den letzten Rest der Weidmannskunst (von zünftiger Jägerei ist hier die Rede nicht) verdrängen wird, so bestehen doch gegenwärtig noch weidmännische Verhältnisse, die ein berechtigt menschliches Vergnügen gestatten, ja die einen ordnungsmäßigen Jagdbetrieb bedingen oder fordern. Von dem Staate und dem Staatsforstbeamten, dessen Beruf noch vielfach mit einer kunstgerechten Ausübung der Jagd verbunden ist, wie von so manchen großen Grundbesitzern wenigstens wird die Jagd als ein kunstmäßiges Gewerbe betrachtet und behandelt. Ja, es wäre förderlich, sogar selbst geboten, das Jagdwesen auf die Wildschweine oder das Schwarzwild gerade kraft der zeitgemäßen landwirtschaftlichen Anforderungen in kunstgerechter, weidmännischerer Form überall da anzuwenden, wo dem notorisch bedrohlichen, verwüstenden Überhandnehmen der gedachten Wildart mit viel besserem Erfolge, als an vielen Orten geschieht, begegnet werden müßte.

Deshalb ist es wohl gerechtfertigt, wenn wir unsere Schilderungen den wirklichen Rasse- oder Charakterhunden eines



Der Bullenbeißer.

geregelten Jagdwesens zuwenden, welche heute noch in entsprechenden Verhältnissen verwendet werden. Wohl wissen wir, daß man sich neuerdings mancherorten zu den Schwarzwildjagden allerhand zusammengebrachter raffeloser Rüden und Köter bedient, mit welchen aber auch die Erfolge kläglicher Art sind. Selbstredend müssen wir solche Tiere von unseren Betrachtungen streng ausschließen.

Da „stehen" sie im Hundezwinger oder an der Kette des Gutshofes, die gewaltigen Riesen unter unseren Hunden. Sie repräsentieren die „schweren" Hatzhunde der hohen Jagd. Wegen ihrer auffallenden Größe und der schöneren, schlankeren Formen imponieren im ganzen wohl die Doggen am ehesten; dem prüfenden, eingehenderen Blick aber offenbart sich der Bullenbeißer schwerer Rasse als ein wohl zu beachtender Hund, der alle Eigenschaften besitzt, dem Jäger sowohl als dem Tierfreunde anhaltende Freude und Dienste zu gewähren, ja Achtung und Anhänglichkeit einzuflößen.

Mancherseits schildert man den Bullenbeißer plump, ja ganz grundlos unbehilflich und setzt ihn den allerdings eleganter herausgewachsenen englischen und deutschen (Ulmer) Doggen nach. Der Geschmack ist bekanntlich veränderlicher, schwankender Art. Auch hier, bei der Hundeliebhaberei, äußert er sich nicht wenig. Die Liebhaberei ist ja sein ersprießlicher Boden, seine Heimat. Für den Prunkliebenden, den Sportsmann und andere wird die hin und wieder zu einem Meter reichende Höhe und die schlanke Positur der Dogge, die einen leichten, elastischen Gang und Trab verleiht, alles das bieten, was man von jenen Seiten verlangt, und es mag zugegeben werden, daß diese Hunde in der Begleitung einer Karosse oder eines Prachtwagens eine dekorative, paradierende Zierde verleihen.

Halten wir vorerst aber unser Urteil zurück und mustern die Doggenrasse.

Der Bullenbeißer, der Stammvater und das typische Bild dieser Hundegruppe, ist eine gedrungene athletische Großhundgestalt, obgleich seine Höhe nicht leicht über 60 cm geht. Er bietet einen starken, runden, bedeutsamen Kopf mit hochgewölbter Stirn, deren Breite die aller anderen Hunde übertrifft. Dabei überzieht sie, sowie die Backen, der düstere Hang von Falten, die in Runzeln der losen Haut des Augenbeinrandes endigen und die Lider der mittelgroßen Augen nach außen zu noch etwas bedecken. Diesen gebieterischen Ernst erhöht noch beträchtlich die stufige schwarze Schnauze mit tiefhängenden, oft geifernden Lippen oder Lefzen, woran sich charakteristisch die eine Hälfte gewöhnlich in einem der „Fang"- oder Eckzähne fängt und emporzieht. Die bei manchen Individuen noch sichtbare Rinne oder Spalte in der starken Nase erinnert an die „Doppelnase" der englischen Doggen. Seine etwas spitz verlaufenden Ohren präsentieren sich schon als Behang, denn sie fallen über die knorpelige, steife Wurzel des Gehörganges herab. Der überaus muskulöse Leib mit der breiten Brust nebst ihren tiefen seitlichen Höhlungen, mit dem breiten, geraden Rücken, den starken Hüften und sehnengestählten Schenkeln, der gedrungene Hals mit dem breiten Genick und dem gewichtigen Kopfe, sowie die strammen, geraden Läufe samt den anliegenden Zehen, endlich die breiten, massiven Kiefer mit dem festen, herrlichen Gebiß — das Ganze dieser Gliedmaßen bildet eine mächtige Gestaltung, der man es wohl anmerkt, wie sie in der Summe ihrer Kraftentfaltung den Kampf bestehen konnte mit Bullen, Bären, Wölfen und selbst Löwen. Wir ahnen, daß dieses Wesen wohl ein Nachkomme des in altdeutschen Schriften gerühmten Molosserhundes, canis Molossus, sein mag. Es ist der in England wohl gewürdigte und geschätzte Mastiff, canis Mastivus, dem dies Land der spezifischen Haustierzüchtung die Signatur der Vervollkommnung aufgedrückt hat.

Gewöhnlich erscheint er in erbsenfarbenem oder graugelbem Gewande mit schwarzer Schnauze, schwärzlichem Gesicht und Ohrenspitzen, auch rotbraun dunkel-

wolfsstreifig. In nachlässig sitzender oder liegender Stellung kann ein oberflächlicher Blick das Tier in seiner Totalität für dickköpfig, plump und ungeschlacht halten, das, phlegmatisch und in sich gekehrt, keiner großen Anhänglichkeit fähig sei. Aber wenn ein Pfiff oder Ruf seines Herrn oder eine fremde Erscheinung den Hund auf die Läufe treibt, wie anders präsentiert er sich! Unter dem Entrollen der Spitze seiner gekrümmten, starken Rute entwickelt sich ein anfänglich leises, gemächliches Wedeln, das lebhafter wird, wenn sein Herr oder Wärter ihm naht. Die düster-ernste Hieroglyphenschrift verschwindet von der Stirn, und in der Freude heben die Muskeln der Augenränder die Lider der lebhaften Augen, uns den überraschenden Anblick gehobener, ja sanft-freundlicher Gemütsbewegung gewährend. Jetzt offenbaren sich auch alle die gerühmten großen und schönen Charakterzüge des anfänglich für eine stumpfe, mürrische Bestie gehaltenen Tieres. Es entdeckt sich in ihm neben dem athletischen Besieger der Bullen, Bären und Wölfe, neben dem Packer des schaumbedeckten wüsten „Keilers" (Ebers) der Wälder das „Menschtier", das sich mit Todesverachtung für seinen Herrn opfert, das Wesen, in dessen derber, mächtiger Brust gleichwohl ein Herz schlägt, das die Regungen der Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Freundlichkeit und Sanftmut beherrschen können.

Wenden wir von diesem Stammvater der Doggen den prüfenden Blick nun seinen Nachkommen zu. Diese sind die Verzweigungen oder Abänderungen einer Kreuzung des Geschilderten mit anderen größeren und schlankeren Hunden, namentlich des großen glatthaarigen Windhundes, den wir später kennen lernen werden. Eine Vergleichung zwischen dem Stammhalter und seinen Abkömmlingen liegt hier nahe und veranschaulicht am natürlichsten in der Hervorhebung unterscheidender Merkmale die Rasseeigentümlichkeiten.

Zuerst fällt uns der Kopf der Dogge in seiner Totalität auf. Er erscheint viel kleiner als der des Bullenbeißers, schmaler in der Stirn, um so mehr dies, als die Ohren — gewöhnlich vom Windhunde her klein, aber an der Wurzel breiter und zu dreiviertel der Höhe stehend — hoch am Kopf angesetzt sind. Im einzelnen betrachtet, erweist sich die Form des Kopfes der Dogge gestreckter, die Lefzen nicht so stark und hängend, mithin eine gefälligere Form darbietend. Hingegen erscheint der Unterkiefer der Dogge vorstehend, während die Nase sich durch die tiefe Mittenspaltung als eine Doppelnase darstellt, wodurch der häßliche Anblick entsteht, daß durch die Spalte die Schneidezähne des vorstehenden Unterkiefers bloßgelegt werden. Dem hohen, schlankeren Leibe gemäß sind alle Gliedmaßen gestreckter, einigermaßen denen des Windhundes sich nähernd. Besonders die Läufe sowie die geradere, dünnere Rute erheben noch den Eindruck einer schlankeren Figur, als wir sie an dem gedrungenen Bullenbeißer bemerken. Im Skelett offenbart sich zwar kein großer Unterschied zwischen Bullenbeißer und Doggen. Beide sind ebenmäßig kräftig. Dagegen erscheint die Körpermasse der Doggen, insbesondere der englischen — und das übersehen vielerseits die Beschreiber dieser Rassen —, gegenüber der des Bullenbeißers fleischiger, nicht so hervortretend muskulös, wodurch der Rumpf, die Hüften mit den Schenkeln und die Läufe einen mehr glatten, weniger entschiedenen Charakter in den Formen erhalten. Das ist neben dem allgemein schlankeren Habitus der Doggen der Hauptunterschied zwischen beiden Typen der schweren Hatzhunde. Die Farbe der Doggen endlich ist, je näher sie dem Urtypus Bullenbeißer stehen, die geschilderte gelbliche mit schwarzem Kopf oder die wolfstreifige; die Vermischung mit windhundartigen Individuen haben der Rasse aber auch verschiedene Farbennuancen aufgedrückt. Es kommen einfarbig graue, gelbliche, weiße und braune bis ins Schwarze spielende und bunte vor.

Sehr schöne, stattliche Exemplare von Ulmer Doggen besitzt gegenwärtig die Hundezüchtung des Prinzen Albrecht von Solms-Braunfels auf der „Wolfsmühle" bei Braunfels. Drei davon sind wolfstreifig, der Hund mit sehr dunkler, zwei der Hündinnen mit hellerer (gelblicher) Grundfarbe; die dritte Hündin zeigt den jetzt gesuchten blau-grauen Grund mit undeutlichen Wolfstreifen. Diese Hunde, welche in England gezüchtet sind, präsentieren sich als schlanke und doch kräftige Gestalten, die an die dänischen Hunde

Alle Doggen, in besonderem Grade der einsichtsvolle Bullenbeißer, erweisen sich folgsam, gefügig. Ein Pfiff, Ruf oder Wink des Herrn genügt, um die Riesen sofort an seine Seite zu bringen. Viele entfalten Mäßigung in ihrem Wesen, ja sind großmütig gegen schwächere Tiere. Das zeigt sich deutlich bei der Begegnung und dem Streit mit anderen Hunden. Das Schimpfen und der Krakehl der Kleinhunde läßt sie gleichgültig, dem stürmischen Herausfahren der Bestien aus den Metzgerläden begegnen sie kaltblütig

Kopf einer Ulmer Doggenhündin.

oder Blendlinge erinnern, jedoch stärkeren Bau besitzen. Die stärkste Hündin „Diana" ist über 80 cm am Widerrist hoch und überhaupt von tadellosem, muskulösem Wuchse. Der fein modellierte Kopf mit kleinen Augen ist länglich und läuft ohne Naseurinne in feinerer Schnauze aus als derjenige der englischen Doggen.

Übrigens haben Bullenbeißer und Doggen die wesentlichsten Eigenschaften gemeinschaftlich, und die Bethätigungen von Stammvater und Nachkommen gleichen sich. Wir vereinigen deshalb die Charakterisierung beider, wobei besonders Eigentümliches einer Rasse hervorgehoben wird.

und gefaßt. Freilich gereizt oder gar bei dem Hetzwort ihres Führers zeigen sie sich als entschiedene Athleten und Ringer. Mit unbändiger Gewalt rennen sie in einem Satze den Gegner um, ihn sofort am Genick oder der Kehle fassend und unter sich drückend. Sind auch diese wuchtigen Angriffe unwiderstehlich und mit einem Festhalten des überwundenen Gegners verknüpft, so bedarf es doch nur eines Mahnrufes des Herrn, um den Sieger sogleich von weiteren Äußerungen seiner überlegenen Kraft abzuhalten. Niemals oder doch höchst selten ergreift die edleren Doggen im Kampfe mit Hunden die Berserkerwut der stumpfsinnigen Bull-

Sauhatze.

dogge oder des „Boxers", dieser verzerrten Abart der Doggen. Ihr Mut äußert sich in einer gehobenen Bravour, und die Intelligenz setzt selbst dem Ingrimm gewisse Grenzen, oder vielmehr derselbe hält sich in edleren, gemesseneren Zügen und wird selten oder niemals viehisch grausam und wüst. Der Bullenbeißer z. B. kennt zwar keine Gefahr, er wirft sich ohne Zagen an den „Muffel" (Maul) des wutschäumenden Bullen und hält diesen mit der natürlichen Beißzange seiner gewaltigen Kiefer konsequent fest, bis der schnaubende Koloß sich seiner Macht beugt; aber es ist diese Bethätigung mehr die Entfaltung der Entschiedenheit und eines hohen Mutes als der Ausdruck von unbändiger, sinnloser Wut. Ebenso verhält sich das ganze Doggengeschlecht bei der Hetze auf Schwarzwild. Anders ist es freilich, wenn diese Hunde ihren Herrn in Gefahr sehen. Sie haben, an ihrer Spitze der Bullenbeißer, ebenso rührende als furchtbare Proben ihres Zornes und ihrer Todesverachtung bei solchen Gelegenheiten abgelegt, die von hohem Seelenvermögen zeugen. Wie schön nehmen sich daneben die Handlungen der Mäßigung aus, die ebensowohl die Gehobenheit als die Vielseitigkeit des Charakters dieser Gruppe bekunden. Ein sprechendes, heiteres Beispiel dieser Art gab uns einst ein Bullenbeißer. Der kleine Köter eines Hofes erweckte durch

wiederholte Frechheiten endlich den Unmut des Riesen, der, müde seiner Langmut, den Störenfried am Genick faßte und ihn in einen nahen Wassergraben trug, dort mehrmals untertauchte und sodann die heulende Kravatte durchnäßt laufen ließ.

Einen besonderen Vorzug, den unter den Doggen der Bullenbeißer besitzt, möchten wir episodisch für den tierfreundlichen Leser mit den Worten einer unserer früheren Schilderungen über seine tüchtige Eigenschaft als Hofhund hervorheben.

„Sein eigentlichster Platz," sagen wir vom Bullenbeißer, „ist der Schildwachendienst im Hofe. Im Punkte der unfehlbaren Wachsamkeit steht er zwar dem Pommer nach. Aber der Riese ersetzt durch die Furcht, welche seine Größe und Stärke dem Beeinträchtiger fremden Gutes einflößt, wieder das, was er gegenüber dem wackeren, feinsinnigeren Zwerge verliert. Er ist ein Behüter des Gutes von großartigerem Charakter als der Spitzpommer. Wie dieser auf die kleine Bauernhofraite gehört, so will der Bullenbeißer den großen Gutshof zieren. Sein tiefer, mächtiger Baß vermag allein die große Räumlichkeit zu füllen und das Echo des weiten Gemäuers zu wecken, daß es im entferntesten Raume der Gutswohnung und im hintersten Winkel der Stallungen vernommen wird. Sobald die Nacht herniedersinkt und Thür und Thor des Hofes geschlossen sind, da erwacht die Thätigkeit des Bullenbeißers. Mag er tags über noch so friedlichen, sanften Charakters sein, mit der Nacht wandelt sich plötzlich das Tier entschieden um zum gefährlichen Hüter des ihm anvertrauten Gutes. Es scheint, als ob der Hund mit dem Lösen von der Kette sich erst seiner ganzen Wichtigkeit bewußt werde. Ein tieferer Ernst spricht sogleich aus seiner gewaltigen Sprache, gleichsam die Mahnung an alle Umgebung, daß er auf seinem Posten seines Amtes walte. Die Laute des Ernstes wiederholen sich bei jedem verdächtigen Geräusch der Nacht, und wehe dem Diebe, der den riesigen Nachtwandler nicht zeitig bemerkt, wenn dieser den regelmäßigen Rundgang, alles mit großer Sorgfalt untersuchend, in den anvertrauten Räumen macht. Er läßt ihn alsbald die furchtbaren Zähne und die Stärke fühlen, unter der die menschliche Kraft wie Rohr sich beugt. Cave canem! schreibt sich dieser Wächter gleichsam vor das Thor seines Hofes, vor dem der beherzteste Raubmörder erbebt, wenn hinter ihm die Posaunenstöße der Wachsamkeit und des Mutes erschallen, und mancher, durch diese Töne im Gewissen getroffen, mag den Weg zurückschleichen, den er gekommen. Selbst die Knechte des Hofes müssen sich hüten, vor dem Hunde zu erscheinen: seiner ernsten Kontrolle entgeht außer dem Herrn und etwa seinem Pfleger kein Schleicher der Nacht. Dabei hat er das Furchtbare für den Eindringling, daß er seine Gegenwart diesem selten mit vielem Lautgeben und Lärm verrät, sondern im Gegenteil unverhofft wie eine unsichtbare Macht über ihn kommt."

Aber es läßt sich denken, daß der Hof und die Straßen der Stadt, das Paradieren auf Spaziergängen und Fahrten nicht der alleinige Schauplatz für die Thätigkeit dieser Tiere sein kann. Der Weidmann hat einen gebührend größeren Anteil an dem Gebrauchswert der Doggen als der bloße Hundehalter oder Liebhaber. Er kennt noch den alten Ruhm und das Schätzenswerte der mächtigen, braven Hunde von den weiland großen Hatzjagden auf Schwarzwild her; und in der That! sie bildeten früher die Zierde der Meuten in Wildschweingehegen, ja sie sind auf echt weidmännischem Boden und in großartigen Verhältnissen, welche pekuniäre jagdliche Ausgaben nicht scheuen, jetzt teilweise noch die Matadore der eigentlichen hohen Hatzjagd. Man führt sie daselbst unter Mitwirkung der sogleich zu beschreibenden dänischen Dogge und des Saufinders mit bestem Erfolge. Sie ersetzen in erhöhtem Grade vermöge ihrer größeren Intelligenz, Gewandtheit und Stärke die fast ausgestorbenen Saurüden, die, unedler, rauher und wüster, öfters verwilderten. Es ist einleuchtend, daß

Hunde, welche die stärksten unserer Raubtiere packen, daß insbesondere der Bullenbeißer, der den wütenden Stier an die Stelle bannt und bändigt — daß diese, in Meuten oder „Hatzen" vereinigt, auf den Keiler, und sei er das stärkste „Hauptschwein", zu halten oder zu „decken" vermögen. Doch diese Thätigkeit möge später eine der Wirklichkeit nachgeschilderte Jagdscene veranschaulichen.

Eine noch schlankere Figur als die deutschen und englischen Doggen zeigt die große dänische Dogge, gewöhnlich bei uns dänischer Blendling oder kurzweg Blendling genannt. Er steht seiner ganzen Gestalt und seinem Wesen nach zwischen den großen Doggen und dem großen Windhunde, dem letzteren aber näher. Hierdurch verrät sich schon sprechend seine Abstammung von den beiden genannten Rassen. Trotzdem leitet man hin und wieder sein Herkommen von dem Windhunde und dem englischen Jagdhunde ab. Schon seine bedeutende Größe spricht für die Abkunft von den Doggen, deren Behaben ihm ja auch neben dem gestreckten, leichten Bau des Windhundes eigen ist. Seine freilich seltenere Abstammung von den großen Saurüden ist ebenfalls nachzuweisen, insofern diese von den Doggen abstammten. Kräftiger gebaut als der große glatte Windhund und von noch wohlgefälligeren Formen als die schwereren Doggen, stellt er ein Tier von schöner Körperbildung dar, die oft an die Höhe der Doggen reicht. An seinem etwas hängenden Gehör macht sich das modische Einstutzen, wie fast an allen Großhunden, breit, wenn dafür nicht ein schärfer rügender Ausdruck angezeigt sein dürfte. Seine Färbung kommt gewöhnlich der des großen Windhundes nahe. Sie ist grau, gelblich, wolfstreifig, gefleckt, schwarz mit oder ohne hellere Zeichnung und weiß. Der Blendling zählt weidmännisch, weniger seiner Größe (Höhe) als seiner Figur nach, zu den „leichten Hunden", ist aber als Hatzhund wegen seiner Flüchtigkeit, seinem Mut und seiner Kraftentwickelung hoch zu schätzen.

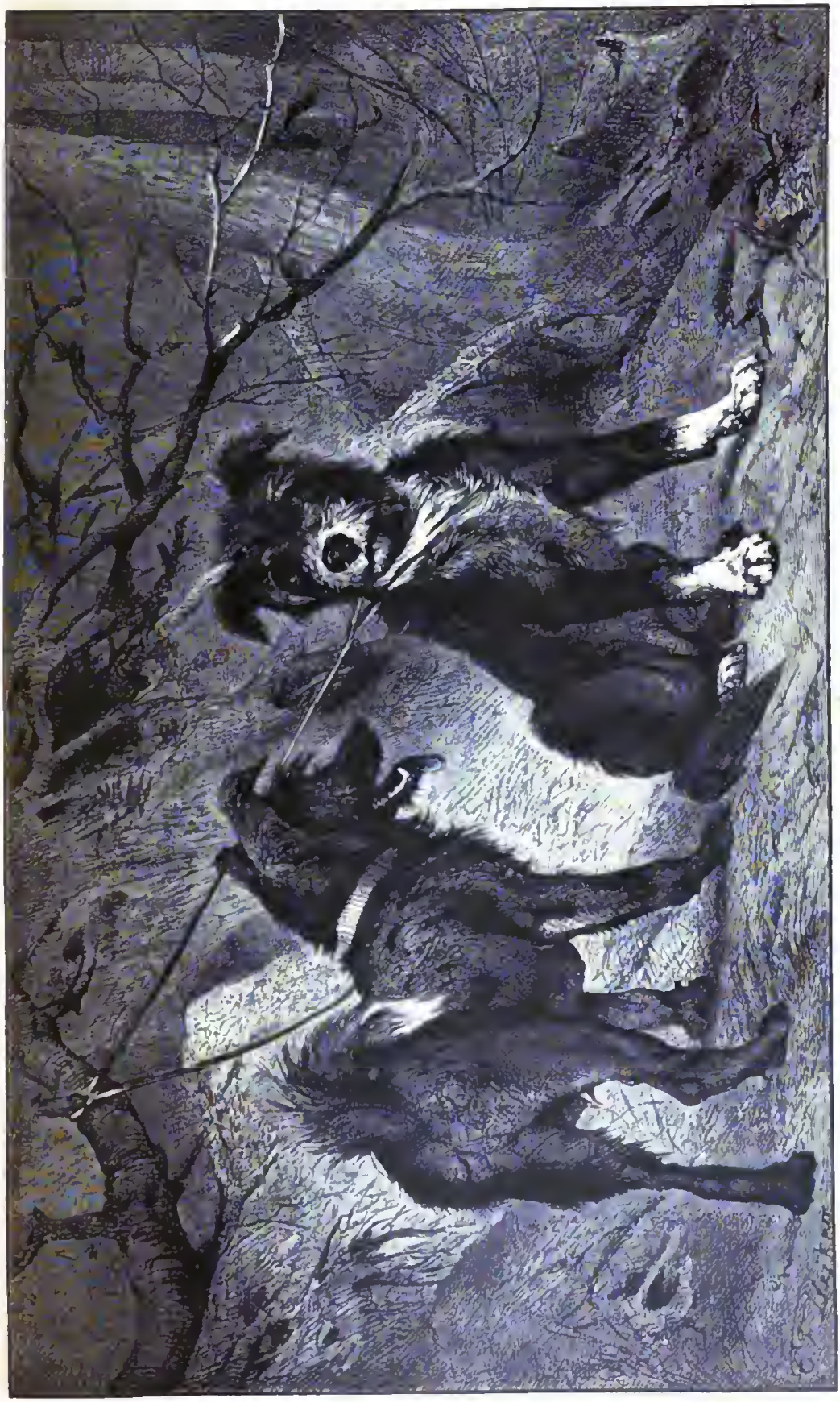
Den Saurüden, obzwar er als „schwerer Hund" früher eine Rolle spielte bei den Sauhatzen, übergehen wir als fast gänzlich verschwunden.

Wohl aber dürfen wir einem Charakterhunde hier nicht vorübergehen. Es ist der Saufinder oder Saubeller. Zwar klein und unansehnlich von Gestalt und Aussehen, zeigt er gleichwohl eine große Brauchbarkeit vermöge seiner Beharrlichkeit und Bravour auf der Saujagd, deren Mittelpunkt er eigentlich bildet. Ohne das zottige, halb rauh-, halb langhaarige Original in bald größerer, bald kleinerer Ausgabe, aber 30 bis 35 cm Höhe nicht übersteigend, ist so zu sagen keine erfolgreiche Saujagd zu unternehmen. Als seine Ahnen sind hauptsächlich der Schäferhund und der größere eisgraue Spitzpommer zu nennen. Sein zottiges Fell, das in Flocken ihm über die Augen hängt, giebt dem Gesellen ein chaotisches, wüstes Aussehen, und aus dieser äußeren Formlosigkeit ragen kaum die halb überhängenden Ohren sowie die zusammengerollte dicke, buschige Rute heraus. Dieser rauhen Bekleidung gesellt sich eine düstere, trübe Färbung, bald in schmutzigem Eis- oder Wolfsgrau, bald in Ruß- oder dunklerem Schwarz mit fuchsgelben Abzeichen. Auch erscheint er bisweilen in schmutziggelbem Gewande und verrät dadurch sowie in der Stachelbehaarung die Abstammung vom Rauhpinscher. In seinen derben, breiten Kiefern sitzt ein gutes Gebiß, sowie denn seine gedrungene Statur Kraft und sein Wesen Entschiedenheit und ein lebhaftes Temperament verrät. Er ist seinem rauhen Äußeren gemäß unempfindlich, aber unverdrossen. Kälte und Nässe erträgt der bepanzerte Bündel weidlich, wie seine beiden wetterfesten Stammeltern Pommer und Schäferhund. Von diesen hat er auch die Klugheit und die treffliche Nase geerbt — Eigenschaften, die, verbunden mit seinem Mut und seiner ungewöhnlichen Ausdauer, ihm seinen Ruhm im Ausspüren oder „Ausmachen", „Stellen" (Einholen) und Verbellen der Wildsauen erworben haben.

Diese vier beschriebenen Hunderassen bedürfen keiner besonders eingehenden Dressur oder Schulung. Bloß die Führung an dem Hatzstrick ist ihnen beizubringen. Man gewöhnt sie alle leicht daran; besonders schnell weiß sich der kluge, geweckte Saubeller an den Strick zu finden. Alles andere muß Mutter Natur verliehen haben. Sowie den Hatzhunden Kraft, Mut und Behendigkeit innewohnen muß, um das Fassen oder Packen an der Wildsau mit Erfolg auszuüben, so muß der Saufinder die natürliche Gabe besitzen, das Wildschwein in seinen Verstecken der Dickichte, dem „Lager" oder „Kessel", auszumachen und, getrieben von seiner Beherztheit und Ausdauer, auch den wehrhaftesten Keiler zu verbellen. Schon in der Jugend zeigt sich der rauhe Geselle eifrig und schneidig vor den zahmen Sauen im Attaquieren und Verbellen, und man strebt dahin — ohne dabei in lärmende Tierquälerei zu verfallen —, die natürliche Mitgift des Lehrlings zu nähren, indem man ihn öfters zahme Schweine verbellen läßt. Ist er am Hetzriemen „führig gemacht", dann fördert eine Vorübung im Freien das aufmerksame Tier gar bald in seiner Aufgabe. Diese besteht aber darin, daß er bloß das Schwarzwild ausmache, laut jage und verbelle, nicht aber anderem Wilde nachgehe. Die Vorliebe, Saufährten anzufallen, ist ihm zum großen Teil von seinen Voreltern her eingeboren. Fällt er übrigens die Fährten und Spuren anderen Wildes an, dann muß ihm dies jedesmal verwiesen werden, sogar mit Züchtigung, sollte er bei diesem Fehler eigensinnig beharren. Der beste Ort für solche Vorschulen sind Sauparke oder Reviere mit gutem Schwarzwildstande, woselbst man den jungen Hund oft an „Frischlinge" (junge Wildschweine) zu bringen sucht, die er dann gewiß eifrig verbellen wird.

Es war bei einer „Neuen" (frisch gefallenem Schnee) — so schrieb uns vor einigen Jahren ein befreundeter Weidmann —, als mir von meinem Personal unter anderem gemeldet wurde, daß aus dem herrschaftlichen Parke ein Rudel „grobe" (drei- und mehrjährige) Sauen, worunter ein „Hauptschwein" (sechsjähriger Keiler) nachts über durchgebrochen und ins Revier herausgewechselt sei und sich im Waldort „Moorgrund" „gesteckt" habe. Mit einigen Weidmännern der Nachbarschaft und dem Jagdpersonal war ich rasch zur Stelle.

In größter Stille sind die Schützen postiert und von den Förstern und mir gegenüber der Schützenlinie im Winde die Treibwehr „angelegt" (angestellt). Diese bleibt bei den hiesigen Hatzjagden — wie Ihnen aus eigener Anschauung schon bekannt — bis zum Abblasen auf ihrer Linie stehen und lärmt nur, sobald die Hunde laut sind. Meine guten Hatzen sind bei der Mannschaft gedeckt am Hetzstrick auf einem frequenten Seitenwechsel postiert. Am Fangstrick gehen drei schwere und drei leichte Hunde. Sie kennen ja meinen braven Bullenbeißer „Nero" und seinen Sohn „Pluto" und den jungen Ulmer Hund. In der anderen Hatze gehen der Blendling „Silvan" und zwei neu eingehetzte Prachtexemplare dieser flinken Rasse. Diesmal war ich gespannt, die Arbeit der neuen Hatzhunde zu beobachten, und blieb bei den Hatzen. Ich gebe das Zeichen, und die Führer „gehen", mit den Findern „Spion" und „Rauh" am Stricke, die Saufährten „an". Es dauert nicht lange, so ist „Rauh" schon laut hinter flüchtigen Sauen. Die Jagd geht lange hin und her, setzt in Zwischenräumen aus, doch endlich unter dem fortwährenden Lärm der Treibwehr mit Trommeln, Gießkannen und Pistolenschüssen wendet sich die Jagd stracks der Schützenlinie zu. Kurz darauf fallen dort mehrere Schüsse, dann ist's längere Zeit still. Es fällt mir auf, daß mein Hauptfinder „Spion" nicht laut wird, den ich an seinem „groben Halse" (tiefer Stimme) kenne. Da tritt auf einmal der eine Führer, „Spion" am Stricke, aus der Dickung heraus und winkt mir eifrig. Ich eile zu und erfahre vom Führer, daß das Hauptschwein in einem dichten Dorn-



Saurinder.

gebüsch ausgemacht sei. „Spion" habe ihn bis davor geführt: der Keiler liege aber mauerfest im „Lager". Diese hoffnungsvolle Kunde läßt mich die Hatze verlassen und dem Führer rasch folgen. Keine zweihundert Schritte weit vorsichtig dem Hunde gefolgt, langen wir an den Dornen an, wo die Sau stecken soll. Still wird „Spion" gelöst, der im Nu schneidig standlaut ist. Mit meiner kurzen Doppelbüchse, die ich — wie Sie wissen — bei der Suche oder beim Angehen der Fährten im Walde immer führe, bin ich mit gutem Winde kaum in die Nähe des Hundes gepürscht: da gewahr ich den Keiler schon, der, im Lager halb aufgerichtet, zuweilen nach „Spion" haut, aber über den niedrigen gewandten Bündel hinausschlägt. Jetzt hab ich mich glücklich zur Seite gepürscht, und der Keiler steht mir breit auf etwa zwanzig Schritte. Ich geb sofort einen guten Blattschuß ab, und die Sau wird flüchtig. Zugleich „brechen" neben ihm noch einige Sauen „los". „Spion" ist laut hinter dem Keiler, und die Jagd nimmt ihren Weg auf dem Seitenwechsel, wo die Hatzhunde stehen. Inzwischen kracht's wiederholt auf der Schützenlinie. „Hatz los!" rufe ich der Mannschaft zu. In der nächsten Minute sekundiert die Hatze dem „Spion" schon vor dem Keiler standlaut. Da wird mir's bange um die Hunde, weil ich weiß, was es mit dem auf den „Ball" hetzen (von der Fronte auf die Sau loshetzen) zu bestellen hat. Ich eile, was ich kann, auf die Hatze los. Auf einer Blöße wird mir bald darauf der lebendige Anblick der Hunde, die den angeschweißten, etwas zu hoch getroffenen Keiler „angefallen" und verbellen. Rechts und links haut dieser mit dem schäumenden „Gebreche" (bewehrten Maule) um sich und „wetzt" knatternd mit den „Gewehren" (reibt und schlägt die Zähne und Hauer aneinander). Einer der unvorsichtigen jungen Hunde wird eben von der Sau geschlagen, als mein braver „Nero" zufährt und den Keiler halb von hinten am Gehör packt. Wie der Blitz „fangen" die anderen Hunde nacheinander gleichfalls, und die Sau ist „gedeckt" (von der gesamten Hatze festgehalten). Im selben Augenblick ist einer von der Hatzmannschaft behutsam herbeigekommen und „fängt" den Keiler mit der „Schweinsfeder" (einem langen Jagdspieße) „ab".

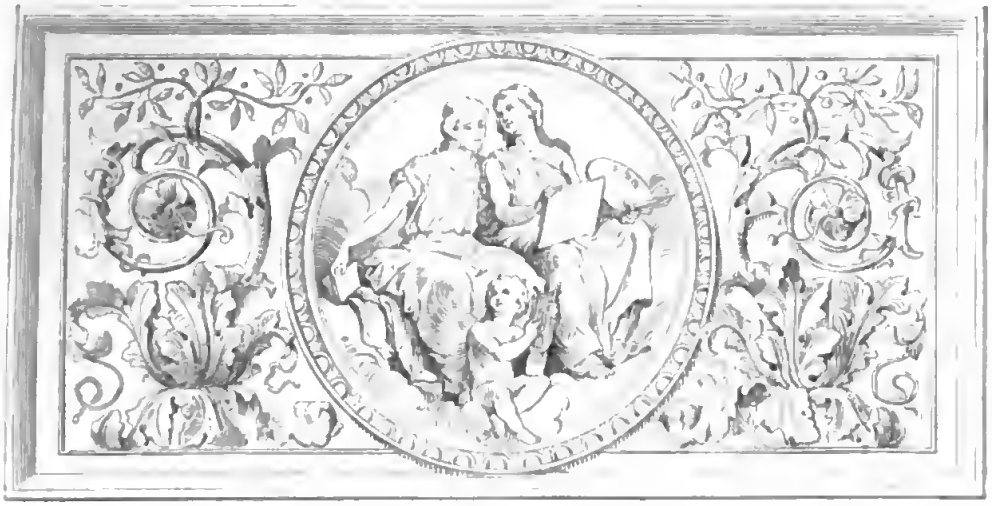
Sogleich sind die Hatzen wieder an den Fangstrick genommen und die Mannschaft mit mir im Zueilen nach der Schützenlinie begriffen. Dort angekommen, gewahren wir, daß eine grobe Sau erlegt, eine andere angeschweißt ist, wovon wir uns auf dem Anschusse sogleich überzeugen. Inzwischen vernimmt man den „Rauh" „ausgeben" (laut). Die Jagd geht langsam vorwärts, ein Zeichen, daß der Hund hinter einer hart kranken Sau ist. Die Hatze wird zum zweitenmal auf dem Schweißgang gelöst, und rasch ist die Sau eingeholt. Der geräuschlose Verlauf der Jagd, bei der nur hin und wieder ein und der andere Hund verhalten ausgiebt, läßt vermuten, daß die Sau gedeckt ist. Zur Stelle gekommen, finden wir unsere Vermutung bestätigt. Eine starke „Bache" (weibliche Sau) ist festgepackt und alsogleich abgefangen.

Eine Bache und ein Frischling wurden noch in einem „eingekreisten" (abgespürten) Distrikt aus einem Rudel von acht Stück Frischlingen und „überlaufenen" (überjährigen) Frischlingen erlegt.

Die junge Ulmer Dogge ist zum Glück nur leicht geschlagen und die Wunde mit Nadel und Seide geheftet.

Das war das weidmännische Resultat eines schönen Wintertages, an dessen Neige wir, geschmückt mit „Brüchen" (Zweigen) der Fichte und vor wohlbeladenem Wildkarren, fröhlich „von Holz" (heimwärts) „zogen".

(Fortsetzung folgt.)



Eine vornehme Frau.

Von

Hermann Heiberg.

IV.

Ange blieb allein, und die Fahrt verlief rasch. Ihre Gedanken waren so lebendig, daß sie kaum bemerkte, was um sie her vorging. Vornehmlich beschäftigte sie sich mit Teut. Sie hatte ihm ausführlich geschrieben und ihn gebeten, daß er ihr gleich antworten möge. Wenn sie doch erst einen Brief von ihm in den Händen halten, wenn seine Trostworte, wenn sein herzliches Mitgefühl sie berühren würden!

Es beängstigte sie, daß er so lange nichts hatte von sich hören lassen. Freilich, die Truppen zogen von Ort zu Ort, Kämpfe wurden ausgekämpft, Schlachten wurden geschlagen; wo blieb Zeit und Ruhe selbst für die wichtigsten Dinge!

Wie oft überfiel Ange ein heftiges Verlangen nach ihm! Sie sehnte sich nach seinem Blick, nach seinem Wort. Wo er wirkte, fügten sich die Dinge von selbst. Ein unbeschreibliches Gefühl der Sicherheit hatte sie stets durchdrungen, wenn Teut in ihrer Nähe war und ihr ratend zur Seite stand.

Und dann richteten sich abwechselnd ihre Gedanken auf Tibet und die Kinder. Die Dinge, die jenen betrafen, so peinlicher Natur sie waren, beunruhigten sie weniger, aber es beschäftigte ihre Gedanken, ob nun auch für diese gut gesorgt sei, ob ihnen nichts zustoßen werde. Ben sollte den Magen schonen, Erna hatte Medizin zu nehmen, fand sie abschreckend bitter, und nur ihre Mama vermochte sie bisher zu überzeugen, daß diese ihr notwendig sei. Und die Schularbeiten der Knaben, und der Kummer der kleinen Ange! Ob sie sich wohl beruhigt haben würde? Wie bitterlich hatte sie am Bahnhof geweint.

Einigemal warf Ange den Blick aus dem Fenster und ließ die schon halb unter dem Dämmerlicht verblassenden Dinge an sich vorüberziehen. Ein unruhiges stürmisches Wetter mit Schneetreiben war aufgekommen und legte seine Himmelsflocken dicht und unerbittlich auf die Gegend ringsum. Hier tauchten im raschen Fluge Dörfer, Städte, ein einzelnes Haus,

dort ein Fabrikschornstein empor, der seine Feuerfunken in die Luft sandte. Dann ein wie ein verlorener Posten in der Schnee-Einöde auftauchendes Wärterhäuschen, scharf begrenzte Telegraphendrähte, bald sich neigend, bald emporstrebend zu den glockengezierten Stützen, blitzartig wie dunkle Erdfäden auftauchend und verschwindend. Und jetzt überall wieder flaches, endloses, schneebedecktes Land, aus dem ein einzelner entblätterter Baum wie ein roh entkleidetes Wahrzeichen der Jahreszeit melancholisch sich abzeichnete. Und fort, immer fort in rasender, stürmender Eile, stundenlang, bis dem schrillen Pfiff der Lokomotive das Stöhnen der Bremse folgte und sowohl die Scenerie draußen wie auch das tobende Geräusch seinen Charakter veränderte. Jetzt hohle, wie Schläge klingende Töne, hervorgerufen durch dunkel aufstrebende, auf den Nebengeleisen stehende Eisenbahnwagen, kleine rote und grüne Lichter, wie unheimliche Erdgeister, allmählich hellere Luft als Reflex des auftauchenden Lebens in Häusern und Hütten, an denen der Zug vorübereilte, und dann ein letztes kurzes Pfeifen der Lokomotive, nochmals kreischendes Bremsen und endlich Stillstand.

Und jetzt Rufe, eilende Schritte, lautes Sprechen, das Rasseln der Postpaketwagen, Auf- und Zuschlagen von Thüren und um die Fenster zugleich ein rauschendes Pfeifen aus der sturmdurchwehten Bahnhofshalle.

Dann ging's abermals wie auf einem von Furien gepeitschten, lebenden Ungetüm hinaus in den Sturm, in den Schnee und in die Nacht. Und wieder dieselben oder ähnliche Bilder, Reihen von ungleichen Häusern, weißglitzernde Dächer, Hunderte von Lichtern, lange, von spärlicher Helle beschienene, verlassene Gassen, aus der umnebelten Luft wie erstarrt emporragende Kirchtürme; wieder Güterwagen, eine einzelne, wie ein Dämon mit roten Feueraugen vorbeisausende Lokomotive — ein Ruck, noch ein rücksichtsloser Ruck an den Weichen, und nun endlich ein gleichmäßiges, jagendes, keuchendes, stoßendes Stampfen des dahinfliegenden Kurierzuges.

Nach einstündiger Fahrt hielt der Zug wiederum eine Minute, und die Thür an Anges Coupé ward aufgerissen. Es schien eine der letzten Stationen vor Frankfurt zu sein. Rasche Worte erfolgten zwischen einem in hastigem Laufe herbeieilenden Passagier und dem Schaffner. „Schnell hier! Wir haben keine Sekunde mehr. Es ist höchste Zeit —"

Ein Pfiff — ein Schlag — ein Herr stieg ein, noch ein Pfiff der Lokomotive, und nun brauste der Zug von neuem davon.

Der Fremde, scheinbar den besseren Ständen angehörend, grüßte Ange flüchtig und schien anfangs, trotz der schwachen Beleuchtung, ganz in die Lektüre einer Zeitung vertieft. Allmählich aber begann er seine Blicke auf Ange zu richten und sie endlich in einer Weise zu betrachten, daß sie sich lebhaft beunruhigte. Der Mann sah unheimlich aus. Er trug einen dunklen Knebelbart, hatte suchende Augen, jene Augen, die eine furchtbare, stumme Sprache reden, und neben gewählter Kleidung eine bis an den Hals zugeknöpfte scharfrote Sammetweste mit weißen Knöpfen. Ange vermochte es sich nicht zu erklären, weshalb ihr gerade diese Weste solchen Schrecken einjagte.

Endlich brach er das Schweigen und fragte in französischer Sprache, ob ihr wohl — sie möge verzeihen — ein Hotel in Frankfurt bekannt wäre. Er sei fremd und habe versäumt, sich zu erkundigen. Ange zuckte die Achseln und gab, wenn auch höflich, deutlich zu verstehen, daß sie keinerlei Gespräch anzuknüpfen wünsche.

„Werden Sie auch in Frankfurt übernachten, gnädiges Fräulein?" hob der Fremde trotzdem abermals an.

„Ich bitte, mein Herr!" erwiderte Ange ablehnend, ging auf die gestellte Frage gar nicht ein, wandte zur größeren Erhärtung ihrer entschiedenen Abwehr den Blick gegen das Fenster und schaute hinaus.

Der Fremde verharrte einen Augenblick unschlüssig, nahm aber dann noch einmal

das Wort und machte eine mit seinem Spott vermischte Entschuldigung. Zugleich veränderte er den Platz und suchte in verletzender Zudringlichkeit Anges Aufmerksamkeit zu erregen.

Ange erbebte, aber sie beschränkte sich auf einen einzigen kalten Blick, durch welchen sie den Fremden an seinen Platz zurückzuweisen suchte.

In der That schien der Mann endlich belehrt zu sein; er schwieg.

Nun drückte sich Ange mit geschlossenen Augen in die Ecke des Sitzes. Aber noch durch die Lider sah sie in ihrer aufsteigenden Angst die rote Weste und die funkelnden Augen des Fremden vor sich. Von draußen ertönte das hastende Geräusch der dahinfliegenden Wagen; einmal ein kurzer Schrei der Lokomotive; nun jagte ein anderer Zug, von Frankfurt kommend, über die Schienen. Wie die wilde Jagd raste und stob er mit kurzem, sausendem Gezisch, den Sturmwind im Rücken, an ihnen vorüber. Dann trat das frühere regelmäßige Geräusch wieder ein, das aber jetzt im Gegensatz wie ein kaum störendes wirkte.

„Mein gnädiges Fräulein! Ich bitte, mein gnädiges Fräulein!“ drang nun die Stimme des Fremden in einem halb bittenden, halb zudringlichen Tone an Anges Ohr.

Sie flog empor, setzte sich aufrecht und maß den Mann mit einem stolzen, vernichtenden Blick.

„Mein Herr, ich muß dringend ersuchen, daß Sie mich nicht ferner belästigen! Sie haben eine Dame vor sich! Noch einmal, zum letztenmal: ich habe bereits deutlich gezeigt, daß mir Ihre Konversation lästig ist! Ich wünsche unbehelligt zu bleiben!“

Aber war es Trotz oder Leidenschaft, der Fremde rührte sich nicht. Ange schien ihm in ihrem Zorn nur noch reizvoller.

„Wie kann man sich so erregen, so ungehalten sein!“ hob er kopfschüttelnd an, verschlang Ange mit seinen Augen, rückte näher und suchte unter weiteren besänftigenden Worten sogar ihre Hand zu fassen. Eine heiße leidenschaftliche Hand streifte in der That während einer Sekunde Anges Rechte.

Nun aber war es mit Anges Mäßigung vorbei.

„Mein Herr, mir fehlen die Worte für Ihr Benehmen! Ich befehle Ihnen, sich sofort zurückzuziehen!“ rief sie, flog mit einer so vornehmen Hoheit empor und richtete ihre schlanke, in die dunklen Trauerkleider gehüllte Gestalt so majestätisch vor ihm auf, daß er unwillkürlich zurückprallte. „Wenn Ihr besseres Gefühl nicht von selbst erwacht, wenn Sie Ihre empörenden Zudringlichkeiten nicht einstellen, werde ich die Zugleine ziehen! Ich thue es bei Gott jetzt, sogleich, wenn Sie nicht unverzüglich Ihren früheren Platz einnehmen und sich wie ein gebildeter Mann betragen!“

Als der Fremde trotz äußerer Entwaffnung, die sich in seinen Mienen spiegelte, dieser Aufforderung dennoch nicht folgte, faßte Ange den Riemen, riß das Fenster auf und rief, während sie nach der Leine tastete, in das Dunkel hinaus nach Hilfe.

Die schwarze Nacht schielte mit ihrem mitleidlosen Gesicht in den schwach erleuchteten Raum, Flocken ihres weißen Totenbettes wirbelten in das Coupé, kalte, eisige Zugluft drängte sich hinein.

Ange hielt den einen Arm ausgestreckt, um sich ferneren Anmaßungen des Fremden zu erwehren; dieser aber gebot, nunmehr abgeschreckt, mit lauten, heftigen Worten Schweigen.

Jetzt pfiff die Lokomotive; der schwarze, mit tausend unsichtbaren Atomen geschwängerte Rauch warf seinen stinkenden Atem ins Coupé und drang mit der eisigen Luft zugleich in Anges Kehle.

Aber vorwärts! vorwärts! Der Zug raste dahin! Die Verluste von Minuten sind in unserem hastenden, atemlosen Jahrhundert Einschnitte in den ganzen Verkehrsorganismus, Zerstörer tausendfacher Pläne, oft ganzer Vermögen. Was scheren den stummen Zeiger an der großen Zeituhr menschliche Vorgänge, gar der Schrei

eines geängstigten Menschenkindes, was die Laune eines Zudringlichen?

Zum Glück hatte der Zug nun gerade den Frankfurter Bahnhof erreicht. Der Fremde machte sich hastig mit seinen Sachen zu schaffen, und Ange wandte sich, noch atemlos vor Aufregung, ins Coupé zurück. Wenige Augenblicke, und der letzte Pfiff ertönte. Die Wagen hielten, die Thüren wurden aufgemacht, der Fremde sprang mit kurzem, scheuem Gruß eilend hinaus, so eilend, daß Ange ihn in der nächsten Sekunde aus den Augen verlor, und sie selbst verließ, noch unter den Nachwirkungen der qualvollen Schrecken, die über ihr geschwebt, den unheimlichen Raum und fuhr in die Stadt.

* * *

Als Ange nach einer Nacht voll aufregender Träume und Beunruhigungen zu einer Überlegung der Aufgaben des Tages gelangte und zunächst sich erinnerte, daß sie sich einige Geldmittel verschaffen müsse, saß sie lange grübelnd da und vermochte sich nicht zu einem Entschlusse aufzuraffen. Nur wer sich in einer Lebenslage jemals befunden hat, in der das Notwendigste nicht allein fehlt, sondern auch der Blick in die Zukunft das Traurigste vor Augen stellt, wird den Zustand von Mutlosigkeit und Unsicherheit begreifen, in welchem sie sich befand.

Ein Mensch, der kein Geld besitzt, sieht sich plötzlich von einer feindseligen und argwöhnischen Welt umgeben; er fürchtet eine falsche Auslegung der sonst gleichgültigsten Handlungen, und alles, worauf sein Auge fällt, verändert im Nu seinen Charakter. Er vergleicht, was früher war, mit dem, was ihm geblieben, und Vergleiche werden Riesen. Anders faßt der gänzlich Mittellose die Klingel, die ihm die Thür öffnen soll, leiser tritt er auf, unsicherer ist sein Gang, demütiger seine Sprache, und schwerer wird ihm die Gegenrede.

Die Rückwirkung der Aufregung des verflossenen Abends, die Geldsorge, die dadurch hervorgerufenen Eindrücke, namentlich das Gefühl, etwas anderes zu scheinen, als die Umgebung voraussetzte, die fremde Stadt, die bevorstehende polizeiliche Vernehmung — dies alles übte eine solche Wirkung auf Ange aus, daß sie, zum Fortgang schon gerüstet, auf der Treppe noch einmal umkehrte, sich in ihr Zimmer zurückbegab und bitterlich zu weinen begann, bis sie ihre Fassung wiedergewann.

Und diese ward ihr endlich! Ja, noch mehr. Was verborgen in ihr schlummerte, bisher aber zu keinem Ausdruck gelangt war, weil der richtige Prüfstein fehlte, gestaltete sich allmählich klar und kräftig in ihrem Inneren. Sie gedachte ihrer Kinder, und bei der Erinnerung an diese stärkte sich ihr Pflichtgefühl, und der Adel ihrer Seele half ihr zu einem unabänderlichen Entschluß und zu einem festen Willen. Nun zeigte sich, daß sie aus einem besseren Holz geschnitten war als der Durchschnitt derer, die in der Welt umherwandeln.

Kein Rückblick mehr auf frühere sorglose Zeiten, keine Vergleiche! Geradeaus wollte sie ihr Auge richten! Ein heiliger Ernst durchdrang sie; jener tiefe, sittliche Ernst bemächtigte sich ihrer, ohne den niemand wagen darf, auf den Kampfplatz des Lebens zu treten, mit dem aber jeder ein Feld sich eröffnet, dessen Enden ohne Grenzen zu sein scheinen.

Ange beschloß, zunächst einen Wagen zu nehmen und nach einem Pelzgeschäft zu fahren; von dort wollte sie sich ins Polizeigebäude begeben. Nachdem sie Erkundigungen bei dem Portier eingezogen — sie wurde rot bei ihrer Frage —, fuhr sie ab.

Kaum zehn Minuten später betrat sie das Magazin und legte den Mantel, den sie im Wagen abgezogen hatte, dem Käufer, einem jungen Menschen mit einer verdrießlichen Geschäftsmiene, vor.

„Ich bin auf der Reise. Dieser Pelz ist mir überflüssig, ich wünsche ihn zu veräußern. Wollen Sie die Güte haben, ihn zu prüfen und einen Preis zu nennen?“

Der Angeredete schob das kostbare Stück hin und her, nickte und sagte endlich: „Ich glaube, daß wir den Mantel erwerben würden. Aber der Chef ist augenblicklich verreist. Wollen Sie ihn nicht bis übermorgen zur Verfügung halten? Ich kann den Handel allein nicht abschließen."

Ange erwiderte, daß ihr das nicht möglich sei, und bat um eine andere Adresse. Nachdem eine undeutliche Antwort erfolgt war, die erst auf wiederholte Fragen einigermaßen verständlich ward, entfernte sie sich.

Ange fuhr durch eine lange Reihe weitläufiger Straßen und Gassen, bevor sie ihr Ziel erreichte. Die großen Geschäftshäuser mit ihren geschmückten Läden türmten sich vor ihr auf. Sie sah die eilenden Fuhrwerke und Menschen, blickte in den Dunst und Wirrwarr des Verkehrs und ward hier angezogen, dort abgestoßen von den Bildern des geräuschvollen und stürmenden Lebens. Aber diese Eindrücke gingen gleichsam nur wie ein Schatten neben den Gedanken einher, die sie beschäftigten.

Und da plötzlich tauchte beim Hinausschauen eine Gestalt vor ihr auf, die sie kannte. Im Fluge des Vorüberfahrens sah Ange ihren Reisegefährten; sie bemerkte auch während weniger Sekunden die Dreieckzipfelchen seiner roten Weste unter dem zugeknöpften Rock. Der Mensch hatte Frankfurt also nicht verlassen! Doch gleichviel; wirkte auch die Erinnerung auf sie und ließ diese ein angstvolles Unbehagen in ihr emporsteigen — das war glücklich überwunden. Jetzt, in der belebten Stadt empfand sie keinerlei Furcht.

Endlich hielt der Wagen. Aber hier war nicht, was Ange suchte. Sie befand sich in einer elenden, schmutzigen Gasse und begriff nur zu bald, daß der Kutscher sie falsch verstanden hatte. Sie sah auf die Uhr; es war schon spät. Unter raschem Entschluß befahl sie, nach dem Polizeigebäude zu fahren. Sie wollte den Wagen warten lassen, auf ihrer Rückkehr den Mantel veräußern und dann den Mann ablohnen.

„Warten Sie!" sagte Ange, nachdem das Polizeigebäude erreicht war. Und in einer unzeitigen Ehrlichkeit fügte sie hinzu: „Es kann etwas lange dauern."

„Ach, dann lohnen Sie mich ab!" rief der Kutscher. „Mein Pferd geht schon seit gestern abend; ich muß nach Hause und ausspannen."

Ange erschrak. „Ich habe kein kleines Geld," erwiderte sie schnell gefaßt.

„Ich werde schon wechseln gehen," wandte der Mann ein und sprang vom Bock.

„Nein, nein, warten Sie!" erklärte Ange, eilte rasch in die Thür und schnitt somit alle weiteren Fragen ab, die ihr Ungelegenheiten bereiten konnten. Das Geld, das sie in C. zu sich gesteckt, hatte eben für die Reise gereicht; sie vermochte den Kutscher nicht einmal zu bezahlen.

Nachdem Ange von dem Portier verständigt worden war, betrat sie die Gemächer des Kriminalkommissarius. Einer der dort anwesenden Beamten wußte nicht Bescheid, der Vorsteher war nicht anwesend. Es blieb Ange die Wahl, zu warten oder wieder zurückzukehren. Sie schwankte.

Bevor sie sich zum Gehen entschloß, fragte sie nach Tibet, und nach einigem Hin- und Herreden empfing sie den Bescheid, der Inkulpat sei in Haft, und es sei nicht möglich und gestattet, ihn zu sehen oder zu sprechen.

Der Beamte, der höflich, wenn auch kurz Auskunft erteilt hatte, sah befremdet empor, als Ange, in Gedanken verloren, vor sich hinstarrte. Nun raffte sie sich auf und erklärte, in einigen Stunden wieder kommen zu wollen.

In der Thür wandte sie sich noch einmal um. „Ich bitte, dem Herrn Kommissar bei seiner Rückkehr meine Karte übergeben zu wollen und zu melden, daß ich mich eingefunden habe."

Der Beamte schielte auf die Adresse, nickte gleichgültig und sah auf seine Arbeit.

„Adieu!"

Dieser Gruß ward nicht erwidert. So ging Ange.

Ins Hotel zurückgekehrt, ließ sie den Kutscher ablohnen und machte sich nach etwas Ruhe und Erholung abermals nach dem Polizeibureau auf den Weg.

Als sie nach längerem Warten endlich vorgelassen wurde, stand sie einem ernsten Mann mit forschendem Blick gegenüber, und es entspann sich ein längeres Gespräch.

„Ich komme, Herr Kommissar, wegen meines am vorgestrigen Tage verhafteten Dieners Ernst Tibet."

„Ich habe die Ehre, die Frau Gräfin von —" Der Beamte suchte nach Anges Namen, bat sie mit einer höflichen Bewegung, Platz zu nehmen, griff hinter sich nach einem Aktenfascikel, blätterte darin und neigte zustimmend den Kopf, als jene inzwischen das Wort „Clairefort" selbst hinzufügte.

„Ganz recht! Der Verhaftete beruft sich auf die Zeugenschaft der Frau Gräfin Ange von Clairefort, geborenen Baronin von Butin, Gemahlin des verstorbenen Rittmeisters Carlos von Clairefort. Ist dies richtig, gnädige Frau?" Der Kommissar erhob fragend den Blick.

Ange verbeugte sich.

„Die Vorgänge, die Umstände, welche die Verhaftung des Ernst Tibet herbeiführten, sind Ihnen bekannt, gnädige Frau? — Nein? — Ich werde Ihnen dann zunächst das Protokoll vorlesen. Indes, eine Vorfrage: Vermögen Sie sich zu legitimieren? Ich bitte um Ihre Papiere."

Ange wußte bei den mehrfach und gleichzeitig gestellten Fragen nicht unmittelbar zu antworten; von allen blieb die letztere in ihr haften. „Legitimation? Ich verstehe nicht, Herr Kommissar!"

„Es würde ein amtlich beglaubigtes Schriftstück aus C., etwa von dem dortigen Polizeimeister, genügen. — Sie haben kein solches? — Vielleicht können Sie sich durch eine hiesige Persönlichkeit rekognoscieren lassen! — Auch nicht? — Hm, das erschwert allerdings die Angelegenheit."

In Anges Mienen trat ein Ausdruck von Enttäuschung und Unruhe zugleich, und da ein Kriminalkommissarius wie ein Luchs auf der Lauer liegt und jede verdächtige Bewegung beobachtet, auch niemals annimmt, daß ihm die Wahrheit gesagt wird, sondern stets das Gegenteil vermutet, so sprachen diese Dinge nicht eben zu Anges gunsten.

„Eine Legitimation ist durchaus erforderlich, gnädige Frau," fuhr der Beamte achselzuckend fort. Die Schwierigkeiten, die sich unvermutet erhoben, ängstigten Ange. Sie sah ihr Gegenüber einen Moment ratlos an.

„Ich müßte schon nach C. zurückreisen, Herr Kommissar. Ich weiß keinen anderen Weg. Hier kenne ich niemanden. Giebt's keine Möglichkeit? Ich bitte freundlichst um Ihren Rat."

Der Beamte machte eine zweifelnde Bewegung, und in seinem Gesicht malte sich nichts, was Ange hätte ermutigen können.

„Ich glaube allerdings, es wird nichts anderes übrigbleiben, gnädige Frau, als daß Sie an Ort und Stelle —"

„Aber bedenken Sie, Herr Kommissar, ich bin gestern in aller Eile abgereist; nun wieder zurück und abermals hierher!"

„Allerdings eine mißliche Aufgabe, gnädige Frau. Aber woher soll ich die Überzeugung nehmen, daß ich die Ehre habe, mit der Frau Gräfin von Clairefort zu sprechen? Die ganze Angelegenheit macht, ich muß es Ihnen offen bekennen, einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck. Der Inkulpat hat sich äußerst verdächtig benommen. Nachdem er die sehr wertvollen, wie ich hier berichtet finde, auf eine ganz ungewöhnlich große Summe abgeschätzten Diamanten anfänglich als sein Eigentum bezeichnet hatte, zog er später diese Aussage zurück und weigerte sich, den Namen seines Auftraggebers zu nennen. Der Juwelier mußte Verdacht schöpfen und war in der That selbst die Veranlassung, daß die Verhaftung erfolgte. Was ist denn Ihnen über den Fall bekannt, gnädige Frau?"

Ange berichtete, was sie wußte. Sie erzählte, daß sie ein Telegramm und in diesem die Aufforderung erhalten habe,

sofort nach Frankfurt zu kommen. Und während sie das erörterte, kam ihr, wie ihr schien, eine zutreffende Bemerkung.

„Daß ich die Gräfin von Clairefort bin, Herr Kommissar," fuhr sie fort, „mag genügend daraus erhellen, daß nur ich die ohne Zweifel mit Ihrer Genehmigung abgesandte Depesche empfangen konnte und solche auch in der That erhielt. Wollte der Verhaftete eine andere Persönlichkeit einschieben, welche Möglichkeit Sie anzunehmen scheinen, so mußte er entweder diese zugleich benachrichtigen oder sich in der Zwischenzeit mit mir in Verbindung setzen. Wie sollte das geschehen sein? Ich erkläre, daß ich die Gräfin von Clairefort bin, daß ich meinen Diener beauftragt habe, meine Diamanten zu veräußern, und daß er nur aus Delikatesse meinen Namen verschwieg. Die Umstände, welche ihn dazu veranlaßten, sind so trauriger Art" — Ange stockte und senkte das Auge — „daß Sie darin nur etwas Selbstverständliches finden würden, Herr Kommissar, wenn Ihnen solche bekannt wären."

Der Beamte bemerkte Anges Bewegung und legte ihr durch einige artige Worte seine Teilnahme an den Tag. Dann aber nahm er zu dem Gegenstand selbst Stellung und sagte:

„Was Sie als untrüglichen Nachweis anführen, meine gnädige Frau, ist für mich keiner. Ich bitte, nur den einen Fall ins Auge zu fassen, und ein solcher ist unzähligemal vorgekommen. Was kann bei solchen Gelegenheiten nicht alles vorbedacht und abgesprochen sein! Stößt dem Schwindler oder Dieb eine Ungelegenheit zu, bezeichnet er als Entlastungszeugen eine mit ihm im Bunde stehende Persönlichkeit, die sich also im vorliegenden Fall etwa — Frau von Clairefort nennt. Diese erscheint, macht ihre Aussagen, und der gemeinsame, an einer dritten Person ausgeführte Diebstahl — wer weiß wo; in Paris, Madrid oder sonst in der Welt! — bleibt nicht nur unentdeckt, sondern die Complicen ziehen noch mit triumphierender Miene ab. — Ohne Zweifel," schaltete der Sprecher ein, als Ange mit einem Ausdruck der Entrüstung in den Mienen seinen Worten zuhörte, „verhält sich das alles in diesem Falle nicht, wie ich hier dargelegt habe, aber bedenken Sie, daß es doch möglich sein könnte und welche Verantwortung auf mir lastet. Meine vielen Geschäfte gestatten mir im allgemeinen nicht, mich mit Zeugen in Erörterungen über Eventualitäten einzulassen. Ich gehe streng nach meinen Vorschriften. Wird erfüllt, was ich gesetzlich zu verlangen habe, schreite ich an die Prüfung und entscheide. Legitimieren Sie sich, und ich werde Ihre Aussagen protokollieren, diese mit denen des Tibet vergleichen, Sie beide konfrontieren und, wenn ich die Überzeugung gewinne, daß ein falscher Verdacht vorliegt, mit größter Genugthuung Ihren Diener entlassen und Sie in den Besitz Ihres Eigentums setzen."

Ange ließ mutlos den Kopf sinken.

„Also es giebt gar keinen — gar keinen Ausweg, Herr Kommissar?" fragte sie und sah ihn mit feuchten Augen an. „Bedenken Sie gütigst! Ich, eine einzelne Dame! Noch stehe ich unter den Nachwirkungen einer so ernsten Trauer, mein Gatte ist eben gestorben. Ich reiße mich von allem los und eile hierher; nun soll ich nochmals zurück! Und dazu die Peinlichkeit, in dieser Angelegenheit mit den Ortsbehörden zu verhandeln! — Diamantendiebstahl! Verhaftung! Das alles klingt, als ob wirklich ein Vergehen vorläge, und doch ist alles so korrekt wie nur möglich. Ich bitte, ich flehe Sie an, helfen Sie mir! Ich schwöre Ihnen zu, daß ich die Wahrheit rede! Sehe ich aus wie eine Betrügerin? Ihr scharfer Blick muß es erraten, daß ich die volle Wahrheit rede!"

Der Beamte sann einen Augenblick nach, dann sagte er.

„Meinen persönlichen Empfindungen darf ich nicht folgen. Diese sprechen zu Ihren gunsten, gnädige Frau — ich bitte, beruhigen Sie sich." (Ange brach in Thränen aus und suchte vergeblich, das Naß ihrer Augen zu trocknen.) „Ich will Ihnen

einen Vorschlag machen: ich werde an den Polizeimeister in C. telegraphieren. Vermag dieser zu recherchieren, daß Sie in C. wohnen, gestern abgereist sind — wann, bitte, mit welchem Zuge? — Sehr wohl! — auch Ihr Signalement und dasjenige Ihres Dieners beizufügen — würden Sie endlich das Original der Depesche mir einhändigen können, welche Sie von Ihrem Diener empfingen, so wäre ich hinreichend gedeckt und verspreche Ihnen eine rasche Untersuchung und Erledigung."

Ange atmete erleichtert auf und warf dem Beamten einen dankbaren Blick zu.

„Wann darf ich also wieder erscheinen, Herr Kommissar?"

„Ich denke, übermorgen vormittag werde ich im Besitz alles dessen sein, was erforderlich ist."

„Nicht früher?" sagte Ange enttäuscht.

„Ich glaube nicht, daß es möglich sein wird."

„Und darf ich meinen Diener sprechen?"

„Ich bedaure, gnädige Frau."

„Aber er könnte doch benachrichtigt werden, daß ich hier bin und daß alles eingeleitet ist; Sie würden mich dankbarst verbinden. Der arme Mensch, dazu der treueste, beste, den die Erde trägt, wird in einer entsetzlichen Unruhe sein, und Sie begreifen, daß ich ihn daraus befreien möchte."

„Diese Bitte will ich auf Ihren besonderen Wunsch erfüllen, gnädige Frau."

Der Kommissar klingelte.

„Ich danke Ihnen für diese besondere Rücksicht, mein Herr," sagte Ange, stark betonend.

Der Beamte neigte höflich den Kopf und erhob sich. „Also auf übermorgen zehn Uhr. Ich stehe dann zu Diensten. Ich empfehle mich Ihnen, gnädige Frau."

Eine stumme Verbeugung, nochmals ein Dankeswort, dann war Ange draußen.

„Nach der Pelzhandlung von M.!"

„Straße? Nummer?"

Ange antwortete, stieg ein und der Wagen rollte fort. Nach zehn Minuten befand sie sich an Ort und Stelle. Sie brachte ihr Anliegen vor und wartete voll Ungeduld auf die Entscheidung. Diese erfolgte erst nach längerer Zeit.

„Wir haben im ganzen nicht viel Neigung zum Kauf, obgleich der Pelz sehr schön ist," sagte der Händler, welcher sich mit seiner Umgebung beraten hatte. „Für derartige Ware haben wir hier so gut wie keine Verwendung. Indessen, wollen Sie ihn mit achtzig Thalern abgeben, kann das Geschäft gemacht werden."

Seit Wochen war ein so glückliches Gefühl nicht durch Anges Brust gedrungen. Sie hätte aufjauchzen können in der Erleichterung ihrer Seele. Achtzig Thaler! Sie hatte zwar mehr erwartet, da er mehrere Hunderte gekostet hatte, aber sie empfing Geld — überhaupt Geld, und — dann fand sich alles andere.

Ange nickte, that noch eine Frage wegen Rückkaufs, empfing den Betrag und entfernte sich.

Nach einer Abwesenheit von fast zwei Stunden kehrte sie nun abermals ins Hotel zurück.

— — — — — — — — — —

Wer das Leben beobachtet, wird finden, daß diejenigen das höchste Ansehen genießen, welche allezeit den Kopf über das Herz stellen, und in der That sind diese Menschen die eigentlichen Erhalter unserer socialen Verhältnisse. Was sollte heute aus einer Welt werden, in der die Menschen nach den idealen Vorschriften einer biblischen Bergpredigt handeln wollten?

Anders steht es mit dem Glück solcher Personen. Die tausendfachen Reize, welche den Genußmenschen zu teil werden — und mögen diese auch nicht bestehen in dem Wechsel zwischen Erfolg und Enttäuschung — entgehen ihnen. Der Gemütsmensch genießt jede Sekunde, der Verstandesmensch entbehrt oft alles. Jener befindet sich bis zum Grabe in einem köstlichen Rausche, dieser — oft ohne wesentlichen Kampf mit der Außenwelt, der Illusionen bar, lernt den eigentlichen Zauber des Lebens gar nicht kennen.

Ange hatte den furchtbaren Ernst ihrer

Lage begriffen, und der feste Entschluß, die alte Hülle abzustreifen und ein neues, auf Pflichttreue beruhendes Leben zu beginnen, war stark und lebendig in ihr geworden; aber ihre lebensfrohe Weltanschauung und ihre sorglose Unerfahrenheit gewannen doch leicht wieder die Oberhand und verführten sie, mehr dem Impuls des Augenblicks zu folgen, als das Ende der Dinge ins Auge zu fassen. Gestärkt durch neue Hoffnungen und im Besitz einiger Mittel, verwischten sich vorübergehend die Eindrücke der letzten Tage, und mit dem halbbewußten Anreiz, sich ihre glückliche Stimmung zu erhalten, durchschritt sie nach dem eingenommenen Mittagessen die Hauptstraßen, guckte in die Läden und betrachtete mit naiver Freude alles, was sich neues ihrem Auge bot.

Die schönen Gegenstände, welche in den Schaufenstern ausgebreitet lagen, reizten ihre Kauflust. Was ihr gefiel, hatte sie bisher stets erhalten — sich erbeten oder selbst gekauft; niemals fand sie den geringsten Widerstand. Nun fielen ihr die Kinder ein! Statt eines Tages würde sie viele Tage fortbleiben! Dafür mußten ihre Lieblinge doch in etwas entschädigt werden!

Unter diesem Gefühlsdrange betrat sie ein Magazin und wählte aus: da war etwas für die kleine Ange, hier etwas für Jorinde und Fred, und da keins der Kinder bevorzugt werden durfte, wählte sie auch einige hübsche Überflüssigkeiten für Ben und Erna.

Als der Verkäufer die Rechnung summierte, erschrak Ange, und fast gereute es sie, sich nicht auf weniger beschränkt zu haben. Aber dann stellte sie sich die Freude und den Jubel der Kleinen vor, gedachte nochmals der mancherlei Entbehrungen, welche sie durch ihre Abwesenheit erleiden würden, und befahl ohne Zaudern, die Gegenstände abzusenden.

Und dennoch tauchte, als sie draußen zum Nachdenken gelangte, ein bekanntes ernstes und tadelndes Gesicht vor ihr auf; ja, sie hörte eine Stimme, die sie sanft schalt und ihr zurief: „Niemals wirst du die Erfahrungen des Lebens dir zu nutze machen! Immer wissender wirst du werden, nicht weiser!“ Es war Teut, der auch diesmal vor ihrem inneren Auge erschien.

Ange erschrak vor sich selbst. Selbsterkenntnis war ihr gekommen, seitdem sie Teut kennen gelernt, Entschlüsse waren in ihr gereift, nachdem Carlos davongegangen und sie in Not zurückgelassen hatte, aber der Gang durch die Schule des Lebens war noch zu kurz, um seine volle Wirkung zu üben.

Den Rest des Tages benutzte sie, um an die Kinder und nochmals an Teut zu schreiben. In ihrem ersten Briefe an ihn hatte sie nur Kunde gegeben von Carlos' plötzlichem Tode; nun bat sie den Freund, ihr in ihrer Lage zu raten. Mit ihrem Zartgefühl zauderte sie lange, die Zukunft zu berühren. War in diesem Falle Rat erbitten nicht gleichbedeutend mit einem Anspruch auf Teuts erneuerte opferthätige Freundschaft? Vielleicht ist es der größte Kampf, den ein gesitteter Mensch in sich zu bestehen hat, wenn er Stolz und Ehrgefühl, die Kinder seines eigenen Fleisches und Blutes, beiseite schieben muß, um dem Stiefkinde: Selbsterniedrigung in der Not, zu gehorchen.

Dennoch schrieb Ange.

Aber nachdem sie die Feder aus der Hand gelegt und nochmals alles überlesen hatte, als sie den Brief einfalten wollte, stiegen plötzlich Stolz und Scham wie heiße Feuer in ihr empor. „Nein, nein, nicht schreiben!“ Ihr Entschluß war unabänderlich gefaßt. Sie zerriß, was sie dem Papier anvertraut, und warf's in den Kamin.

Es war ein qualvoller, heftiger Widerstreit, der sich in Anges Innerem erhob. Hier winkte Sorglosigkeit, Fülle vielleicht, mindestens aber alles, was ihre Kinder schützen würde vor der Grausamkeit des Lebens. Dort, in der Zukunft, lagen harte Arbeit, Entbehrung, Sorge und alle die entsetzlichen Begleiter dieser Quälhexe des Daseins.

Und dennoch, und dennoch! Schon die

bisherigen Wohlthaten Teuts brannten wie glühendes Eisen auf ihrer Seele. Und diese noch vermehren? — Niemals! Um keinen Preis! Es war jetzt, wie's war! Etwas blieb! Darben würde sie nicht, wenn sie alles veräußerte. Am besten, sie floh vor dem Freunde für immer, um so mehr, weil sie ihn liebte und weil diese Liebe sie zu einer nachgiebigen Schwäche hinreißen konnte, die sie sicher bereuen würde.

— — — — — — — — — — —

Vier Tage nach dem eben Erzählten saßen sich Ange und Tibet in einem Zimmer des Hotel de Russie gegenüber.

Jener war aus der Haft entlassen worden, und Ange hatte ihr Eigentum zurückerhalten. Erst eben hatte der letztere, einer Aufforderung seiner Herrin folgend, Platz genommen und eine ehrerbietige Haltung verlassen, die unter den bestehenden Verhältnissen auch als etwas Nebensächliches erscheinen mußte.

„Endlich, endlich, mein guter, braver Tibet!" sagte Ange und reichte dem treuen Menschen die Hand, während dieser die darin liegende Zuvorkommenheit mit verlegener Beschämung abzuwehren suchte. „Und nun berichten Sie! Ist alles gut verlaufen? Wieviel haben Sie erhalten?"

Über Tibets Gesicht flog ein zufriedenes Lächeln; er griff in die Seitentasche seines Rockes und legte Ange ein Papier vor, das diese zwar neugierig betrachtete, aber ohne Verständnis wieder aus der Hand gleiten ließ.

„Nun?"

„Es ist ein Check auf die Firma Erlanger, Frau Gräfin. Fünfundfünfzigtausend Mark haben wir erhalten."

„Wie? Fünfundfünfzigtausend Mark? Viel; nicht, Tibet?" rief Ange naiv und voller Freude.

„Ich glaube, daß wir mehr erhalten hätten, Frau Gräfin, wenn —"

„Wenn?"

„Die Frau Gräfin wünschten eine rasche Erledigung. Wenn ich das Angebot in scheinbar längere Überlegung gezogen hätte, würde möglicherweise ein größerer Preis erzielt worden sein!"

„Vielleicht, vielleicht, Tibet! Aber unter den gegebenen Verhältnissen —"

„Wenn die Frau Gräfin meine Bitte erfüllt haben würden, wenn ich vorläufig hätte eintreten dürfen —"

„Nun kommen Sie schon wieder mit den alten Dingen! Ist's denn nicht gut so? Fünfundfünfzigtausend Mark! Das ist weit über meine Erwartung! Wieviel meinen Sie, Tibet, daß die Veräußerung meiner Einrichtung bringen wird? Hatte der Graf versichert? Wissen Sie etwas darüber?"

„Es ist eine sehr große Summe, Frau Gräfin. Ich erinnere mich nicht genau, wieviel es gewesen ist. Allein die Gemälde im Salon haben einen bedeutenden Wert."

„Ah, so daß ich doch nicht ganz eine arme Kirchenmaus sein werde! Wie hoch belaufen sich unsere Schulden, die rückständigen Zahlungen der letzten Zeit?"

„Sie sind nicht unbedeutend, Frau Gräfin. Aber falls die Frau Gräfin, was ich nicht hoffe, die Einrichtung veräußern, wird wohl gewiß das Doppelte von dem herauskommen, was ich heute für die Diamanten erzielt habe."

„Also viel, Tibet, sehr viel! Nehmen wir an, daß mir hunderttausend Mark bleiben — werde ich diese wohl behalten, nachdem die Schulden, auch diejenigen an Baron von Teut, abgetragen sind? — Ja? — Sie wissen nicht? — Nun, nehmen wir an, daß mir so viel bliebe — wieviel Zinsen giebt das vom Kapital?"

„Viertausend Mark, wenn dieses sicher angelegt werden soll, Frau Gräfin."

„Viertausend Mark — und damit sollten wir uns in einer kleinen Stadt nicht bescheiden einrichten können? Wie glücklich bin ich, daß wenigstens das meinen Kindern erhalten bleibt!"

Tibet seufzte. Er schien Anges Sanguinismus keineswegs zu teilen.

„Nun, Sie Zweifler, was ist denn nun wieder?"

„Der Herr Baron wird sicher nicht

leiden, daß die Frau Gräfin Ihre Einrichtung verkaufen. Schon wegen der Diamanten werde ich einen schweren Stand mit ihm haben."

Aber Tibet bereute, was er eben gesprochen hatte, denn die Frau, die ihm gegenüber saß, sagte in einem völlig veränderten und keinen Widerspruch duldenden Tone:

„Was hat Herr von Teut mit diesen Angelegenheiten zu thun? Ist er mein Vorgesetzter, mein Vormund? Ich wünsche durchaus keine Einmischungen in meine Geldangelegenheiten von seiner Seite. Und damit Sie es wissen, ein für allemal wissen, Tibet: ich verbiete Ihnen, ohne meinen Willen und meine Zustimmung dem Baron irgendwelche Mitteilungen über meine Verhältnisse zu machen. Ja, noch mehr. Wenn ich C., was unmittelbar geschehen wird, verlasse, darf er meinen Aufenthalt nicht erfahren. Ich würde irgendwelche Äußerung von Ihrer Seite, die ohne meine Genehmigung geschieht, als eine Indiskretion, ja als einen Treubruch ansehen, und Sie würden meine Freundschaft verlieren, die Sie heute in so hohem Grade besitzen."

„Frau Gräfin —"

„Und überall, und zur Klarstellung über das, was ich unabänderlich beschlossen, Tibet," fuhr Ange, ohne seinen Einwand zu beachten, in einer diesem Mann gegenüber vielleicht ungeeigneten, aber ihrer Natur entsprechenden Offenheit fort, „merken Sie sich folgendes: Sie werden es verstehen, und ich sage es Ihnen, weil wir uns in diesem Augenblicke nicht gegenübersitzen als Herrin und Diener, sondern als zwei durch lange Jahre und nun auch durch ein trauriges Schicksal verknüpfte Personen. Es giebt niemanden auf der Welt, den ich so hoch schätze wie den Baron von Teut; er ist mein bester, mein treuester Freund, wie Sie, Tibet, es meinem verstorbenen Gemahl gewesen sind. Aber die Dauer der Freundschaft ist fast immer bedingt durch Gleichartigkeit der Lebensverhältnisse. Da diese sich verändert haben, so könnte unser bisheriges gutes Einvernehmen Schaden leiden, und um unter allen Umständen solches zu verhüten, will ich ihn in Zukunft meiden. Ich kenne ihn. Seine freigebige Hand kann sich nicht schließen, ich aber will keine Wohlthaten empfangen, und wenn ich hungern sollte! Daraus ergiebt sich alles. Auch wir müssen uns trennen, mein braver Tibet! Ich vermag Ihnen nichts zu bieten und darf Sie nicht zurückhalten, sich ein anderes sicheres Brot zu suchen."

„Wie — auch mich wollen Sie von sich stoßen, Frau Gräfin?" rief Tibet, der mit höchstem Erstaunen, aber auch mit sichtlicher Bewunderung angehört hatte, was Ange gesprochen.

„Ich will Sie nicht von mir stoßen! Ach, Tibet, ich trenne mich nur allzu schwer von einem so seltenen Manne, wie Sie es sind! Aber gestehen Sie selbst! Meine Einnahme wird in der Folge gering sein, meine Familie ist zahlreich; ich kann Sie nicht belohnen, wie ich es möchte. Ja, noch mehr: ich kann Ihnen überhaupt nicht —"

„Ich wünsche auch gar nichts, Frau Gräfin. Ich bitte nur, bei Ihnen und den Kindern bleiben zu dürfen, die mir ans Herz gewachsen sind." Den Schlußsatz sprach Tibet, dieser unverbesserliche Egoist, nicht ohne Berechnung. Und er täuschte sich auch nicht ganz bezüglich der Wirkung seiner Worte.

Immer, wenn die Kinder in Frage kamen, ward Ange wieder schwach oder schwankend. Sie hingen voll Zärtlichkeit an dem alten Diener des Hauses. Sie stellte sich vor, wie gut er stets mit ihnen gewesen, wie er ihre Schwächen kannte und wie günstig er sie stets beeinflußt hatte; ja, welches Leid sie empfinden würden, wenn er nicht mehr in ihrer Nähe sein würde.

Ange schüttelte denn auch nur den Kopf; sie bewegte ihn wie jemand, der nicht nein und nicht ja zu sagen vermag.

Aber endlich gewann doch das Vernünftige wieder Oberhand, und sie sagte, alles abschneidend:

„Und dennoch nein — nein, Tibet! Sie sind nicht jung mehr — wollen Sie die besten Ihnen noch bleibenden Jahre sich verkümmern, gar mit der Aussicht in eine Abhängigkeit treten, welche Ihnen sicher ein sorgenfreies Alter abschneidet?"

„Dafür ist gesorgt, Frau Gräfin. Ich habe ein kleines Kapital, wie Sie aus meinem bescheidenen Anerbieten bereits erfahren haben. Ich strebe nicht nach Geld! Lassen Sie mich wenigstens vorläufig bei Ihnen bleiben! Die nächste Zeit erfordert so viel! Zuerst werde ich die ganze Abwickelung in C. besorgen müssen, dann kommt der Umzug, die Neueinrichtung, die Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse. O, das erfordert gewiß ein Jahr, in dem ich mich Ihnen nützlich machen kann!"

Ange sah dem trefflichen Menschen ins Auge, und eine Thräne stahl sich in ihr eigenes. Durfte sie noch mit irgendwelchem Zagen in die Zukunft sehen, wenn ein solcher Mann an ihrer Seite stand?

„Gut, unter einer Bedingung, Tibet!" sagte Ange, während ein sanfter Zug von Rührung über ihr Gesicht flog. „Sie versprechen mir, daß Sie meine vorher geäußerten Wünsche erfüllen, daß Sie dem Baron von Teut —"

Tibet hatte bei den ersten Worten dankbar das Haupt geneigt, jetzt trat ein unverkennbarer Ausdruck der Unruhe in seine Züge.

„Nun, Tibet?" unterbrach sich Ange.

„Darf ich offen sprechen, Frau Gräfin?"

Ange nickte, ergriff einen kleinen Gegenstand, der auf dem Tische lag, rollte ihn in ihrer Hand auf und ab und horchte mit einem Anflug von Spannung auf.

„Ich gab Herrn Baron von Teut beim Abschied mein Wort, Frau Gräfin, ihm von allem Mitteilung zu machen, was die gräfliche Familie anbetrafe. Ich meine," setzte er schnell auf einen stolzen Blick aus Anges Augen hinzu, „ihm sogleich Nachricht zu geben, wenn bei den einmal bestehenden Verhältnissen Ungelegenheiten eintreten sollten. Ich versprach es nach einigem Zaudern, denn früher — ich meine damals, als der Herr Baron zuerst ins Hauswesen eingriff — hatte ich jede derartige Anmutung abgelehnt. Nun wußte ich sicher, daß ich etwas Gutes, Ihnen nur Nützliches damit bewirken könne, und sagte zu, was er von mir wünschte. Aber noch etwas anderes, Frau Gräfin: der Herr Baron ist, soviel ich weiß, von dem seligen Herrn Grafen als Vormund der Kinder eingesetzt, und derselbe hat ihn auch autorisiert, Ihre Vermögensangelegenheiten selbständig in die Hand zu nehmen. Haben Sie nichts in dem letzten Willen des Herrn Grafen — in seinem Testament gefunden?"

„Ach!" murmelte Ange erregt und wie abwesend vor sich hinstarrend.

„Und zudem, Frau Gräfin" — fuhr Tibet, Mut gewinnend, fort — „welchen Nutzen wird es haben, wenn Sie alles verkaufen? Sie bedürfen doch einer Einrichtung, auch an einem anderen Ort! Und glauben die Frau Gräfin nicht, daß der Herr Baron bald ausfindig machen wird, wo Sie sich aufhalten, und wird er nicht —"

Ange sprang auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Sie rückte an den mit Plüsch bezogenen Stühlen, zupfte an der Tischdecke und stieß mit dem kleinen Füßchen ein Schnitzelchen Papier unter das Sofa.

„Nein!" sagte sie endlich und richtete sich empor. „Ich weiß nichts von diesem letzten Willen meines Gemahls, und ich fand nichts Derartiges unter seinen Papieren. Wozu sollte das auch dienen? Bin ich nicht selbst der natürliche Vormund meiner Kinder?" Und nach kurzer Pause fuhr sie, in ihren naiven Ton zurückfallend, fort: „Müßte ich mich denn fügen, wenn wirklich ein solches Abkommen vorhanden wäre?"

„Ohne Zweifel, Frau Gräfin."

„Nun, dann mag es sein! Mag der Vormund raten, aber —"

Ange fiel in den Sessel zurück und bewegte in starker Erregung den Kopf. Was sie eben gesprochen, hatte sich unwillkürlich hervorgedrängt. Es war nichts,

was an Tibet gerichtet war. Er verstand dies auch, denn er schwieg taktvoll.

„Meine Kinder sollen" — hob Ange von neuem an — „etwas Tüchtiges lernen, und wenn es ein Handwerk ist. Je früher sie leistungsfähige Menschen werden, desto eher werden sie sich ihr Brot verdienen können. Darauf wird sich meine Sorge richten müssen. Freilich, für die Mädchen ist es schwer! Ich werde sehen, was sie zu begreifen und später nützlich zu verwerten vermögen. Das ist mein Plan und mein unumstößlicher Entschluß. Wo ich in Ehren mir Erleichterungen verschaffen kann — Erleichterungen, die man Unbemittelten in den Schulen durch Stipendien in ähnlichen Fällen gewährt, werde ich sie suchen. Komme ich in die Lage, ein Darlehen zu nehmen, so werde ich das als ein Geschäft betrachten — kurz, Tibet, ich gehe meinen eigenen geraden Weg, und nichts, nichts wird mich davon zurückbringen oder abhalten!"

„Gewiß, gewiß, Frau Gräfin," bestätigte Tibet einlenkend und voll Staunens. War das dieselbe Frau, die er seit so vielen Jahren in fast hilfloser Weise sich hatte bewegen sehen, die immer wie ein unerfahrenes, von jedem Impuls getriebenes Wesen gehandelt, die selbst einem Teut seiner Zeit um ihrer Kinder willen abgebettelt, was sie doch als recht und vernünftig erkannt hatte!?

Er machte, von der Entschiedenheit ihres Wesens, von der Vornehmheit ihrer Gesinnungen betroffen, auch fernerhin keinen Einwand mehr, verneigte sich nur stumm und bat, ihn zu entlassen, um die Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

Die Nachwirkung der vorhergegangenen Aufregungen trat erst nach einigen Tagen bei Ange ein. Zunächst hielt sie noch die Sehnsucht nach den Kindern, später noch die freudige Erwartung des Wiedersehens aufrecht.

Als der Zug sich am Tage der Rückkehr C. näherte, als Ange sich vorstellte, alle ihre Lieblinge am Bahnhofe wiederzusehen, klopfte ihr das Herz so gewaltig, daß ihr fast der Atem stockte; und als endlich das Ziel erreicht war, als die Kinder ihre Händchen ausstreckten und sie beim Aussteigen küssend und jubelnd umringten, da erschien Ange alles, was vorgegangen, geringfügig gegen diesen einen Augenblick des Glückes.

* * *

Ange hatte bereits auf der Rückfahrt noch einmal mit Tibet überlegt, welche Schritte für die Zukunft einzuschlagen seien. Sie blieb dabei, ihren Haushalt aufzulösen und C. zu verlassen; Tibet sollte nicht nur mit dem Besitzer der Villa wegen einer früheren Auflösung des Mietsvertrages sprechen, sondern auch die Dienerschaft sofort entlassen. Das sämtliche entbehrliche Mobiliar, Pferde und Wagen, alle Kunst- und Luxusgegenstände wollte Ange veräußern und sich mit dem Erlös aus diesen und anderen zu verkaufenden Gegenständen in eine kleine Stadt zurückziehen. Über den Ort hatte sie sich noch nicht schlüssig gemacht. Jeder Tag, an welchem der kostspielige Haushalt fortdauerte, schmälerte das Kapital, das Ange unter Berücksichtigung der noch zu lösenden Verpflichtungen endlich verbleiben konnte.

Eine Stütze fand sie in dem Polizeimeister von C., dem sie gleich nach ihrer Rückkehr einen Besuch machte, um ihm für seine erfolgreiche Hilfe zu danken. Er riet ihr, vor der öffentlichen Veräußerung der Einrichtung abzureisen, und versprach, mit Rat und That beizustehen. Auch überlegte er in einer längeren Unterredung mit ihr den Wohnort und gab Ange Ratschläge, die ihr bei ihrer Unerfahrenheit von großem Nutzen waren.

Anges Entschlüsse wurden auch nicht erschüttert, als nun an einem Morgen endlich zwei Briefe einliefen, von denen einer von Teut selbst mit zitternder Hand geschrieben war und die Worte enthielt: „Heute nur mein innigstes Beileid, liebe Ange; Carlos' Tod hat mich aufs tiefste ergriffen. Ich grämе mich, daß ich nicht jetzt bei Ihnen sein kann, um Sie zu

trösten und Ihnen helfend zur Seite zu stehen. Aber ich liege schwerverwundet danieder und —"

Hier brach das Schreiben ab, dem nur noch ein undeutliches A. v. T. später hinzugefügt war.

Der zweite Brief, der von Teuts Diener Jamp abgefaßt und einige Tage später datiert war, teilte im Auftrage des Herrn Rittmeisters mit, daß die Geschäftsangelegenheiten geordnet werden würden, daß der Herr Rittmeister neuerdings einen Rückfall gehabt habe, daß der Herr Rittmeister den Kindern Grüße sende und daß der Herr Rittmeister ausführlicher schreiben werde, sobald er nur wieder bei Kräften sei.

Ja, einige Tage später kam noch ein Schreiben, das folgendermaßen lautete:

„Frau Gräfin werden verzeihen, wenn ich nochmals schreibe, indem Herr Rittmeister neulich stark phantasierten, und sollte ich heute Frau Gräfin schreiben, daß ich nach Herrn Rittmeisters Verwalter geschrieben hätte, alles für Frau Gräfin auf Schloß Eder in Bereitschaft zu setzen, und Frau Gräfin so gut sein möchten, dahin abzureisen, aber Herrn Verwalter vorher in ergebenste Kenntnis zu setzen, wann Frau Gräfin einträfen.

Herr Rittmeister raten Frau Gräfin, nichts zu unternehmen, zu thun, bis Herr Rittmeister wieder gesund sind, aber bald abzureisen.

In Ehrerbietung und Gehorsamkeit

Jamp."

Als Ange diese Briefe gelesen hatte, überwältigte sie ihr Gefühl; Teilnahme und Rührung kämpften in ihrem Inneren. „Ich wußte es ja, ich wußte es ja," murmelte sie, „du unvergleichlicher Freund würdest meiner gedenken, selbst in eigener furchtbarer Not. Im größten Körperschmerz, im Fieber, vielleicht nur auf Minuten mit klarem Bewußtsein, hattest du Gedanken für mich und rafftest dich um meinetwillen auf. O du Trefflicher, Unvergleichlicher!"

Und nun drängte Tibet noch einmal, Teuts Rat zu befolgen, nichts zu verkaufen, nur die Dienerschaft zu entlassen und höchstens die überflüssigen Möbel und sonstigen Einrichtungsgegenstände bis auf spätere Entscheidung zu verpacken und beiseite zu stellen.

Aber Ange Clairefort hatte zu Furchtbares erfahren, um noch an äußeren Dingen zu hängen. Nicht nur die einschneidenden Gegensätze: die Gefahren des Reichtums, des sorglosen Genießens, die Wandelbarkeit des Glückes, die Vereinsamung, die den Unglücklichen trifft, hafteten in ihrem Inneren — auch der Adel ihrer Gesinnung widersetzte sich, heute noch etwas anderes zu scheinen, als sie war. Sie wußte ja, was sie besaß, und die Ehre gebot, fortan alles abzuweisen, was Luxus und Wohlleben hieß.

„Kommt, Kinder," sagte sie an demselben Abend zu ihren Kleinen, die sie umringten und die sie heute bei der Erinnerung an frühere Zeiten, an Carlos' Tod und Teuts schwere Krankheit in ihrer überströmenden Empfindung so oft und scheinbar ohne Anlaß an die Brust gedrückt hatte. „Bevor ihr einschlaft, faltet die Hände und betet recht inbrünstig zum lieben Gott, daß er Onkel Axel bald gesund machen möge. Er ist im Kriege verwundet, liegt gefährlich krank und bedarf eurer kindlichen Fürbitte."

* * *

Einige Tage nach der Frankfurter Reise saß Tibet um die Abendzeit eifrig schreibend in seinem Zimmer. Man hätte ihn auf den ersten Blick kaum wiedererkannt. In dem Hausrock, welchen er gegen den schwarzen Frack vertauscht hatte, den er allezeit zu tragen pflegte, wirkte seine Erscheinung ganz fremdartig.

Aber die peinliche Ordnung in dem wohnlichen Gemach stand im Einklang zu dem bedächtig arbeitenden Manne mit dem hageren glatten Gesicht, in dem sich Ernst und Nachdenken spiegelten. Langsam, oft innehaltend und überlegend,

ſchrieb er nieder, was durch ſeine Gedanken ging.

Als er ſeine Arbeit beendet hatte, waren es viele Stunden nach Mitternacht geworden. Nun las er noch einmal den Brief durch, welchen er geſchrieben, und fügte hier und dort ein Tüttelchen und ein fehlendes Komma hinzu. Das lange, ſorgfältig verfaßte Schreiben war an Teut gerichtet und lautete in überraſchend glatter Form, wie folgt:

„Hochzuverehrender Herr Baron!

Ihrem Befehl und meiner Zuſage entſprechend, verfehle ich nicht, Ihnen heute Nachſtehendes ganz gehorſamſt zu melden:

Ich ſende voraus, daß mich unliebſame Zwiſchenfälle und Abhaltungen zögern ließen, Ihnen früher Bericht zu erſtatten. Ich fürchte, und noch jetzt ſtehe ich unter dieſem Eindruck, daß Ihnen entweder mein Schreiben vorenthalten werden würde oder daß ſein Inhalt Ihnen eine ſchädliche Aufregung bringen könnte.

Ich muß aber mein Bedenken niederſchlagen wegen der eingetretenen Umſtände und gebe mich der Hoffnung hin, daß ich für alle Beteiligten das Richtige erwähle, wenn ich meine Zeilen an Sie abſende. Ich befinde mich zudem in einem Zuſtande des Zweifels, der mich ſolchergeſtalt bedrückt, daß ich gleichzeitig auch um meinetwillen Ihnen die Verhältniſſe darlegen muß.

Als Sie, gnädiger Herr, C. verließen, trat ich gewiſſermaßen in Ihre Dienſte, und Sie nahmen mir das Wort ab, in dieſer Stellung nur das Beſte für meine Herrſchaft, die gräfliche Familie, im Auge zu behalten. Sie gaben mir genaue Inſtruktionen und banden mich durch mein Wort, daß unſer eigentliches Verhältnis, wenn es mir geſtattet ſein darf, dieſen Ausdruck zu gebrauchen, ein Geheimnis zwiſchen uns bleibe.

Unter den Geſichtspunkten, unter denen Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehrten, glaubte ich durch letzteres nicht nur nichts Unrechtes zu thun, ſondern gerade wie ein gewiſſenhafter Freund gegen die gräfliche Familie zu handeln.

Ich nehme mir die Freiheit, dies zu rekapitulieren, weil die eingetretenen Umſtände entweder neue Inſtruktionen erforderlich machen oder ich meines Ihnen gegebenen Wortes entbunden werden muß.

Wenn ich nun zunächſt über die Vorgänge ſeit dem Tode des Herrn Grafen zu berichten mir geſtatte, ſo bitte ich von vornherein zu verzeihen, wenn ich Dinge berühre, über die mich auszulaſſen mir im Grunde nicht beikommt. Aber nur durch Erwähnung dieſer werden Sie, gnädiger Herr, einen richtigen Einblick in die gegenwärtige Situation gewinnen und mir zweckmäßige Befehle oder hiermit gehorſamſt erbetene Ratſchläge erteilen können.

In meinen erſten beiden Schreiben hatte ich die Ehre zu melden, daß der Herr Graf ohne Zweifel durch tödlich ſtarke Doſen Morphium und Chloral ſeinem Leben ſelbſt ein Ende gemacht habe.

Sodann berichtete ich, daß das Bankhaus Duſt u. Comp. die Zahlungen eingeſtellt. Ich weiß nicht, ob Ihnen das zweite Schreiben zugegangen iſt. Die Frau Gräfin befanden ſich in einem ſehr traurigen Zuſtande, der zwiſchen heftigem Schmerz und Ausbrüchen des Vorwurfs gegen den verſtorbenen Herrn Grafen und mich ſelbſt wechſelte. Den Höhepunkt erreichte die Erregung der Frau Gräfin, als ich — ich bitte, mich deshalb nicht zu verdammen — derſelben Mitteilung machen mußte, wie die gegenwärtige Vermögenslage ſei und welche Stellung Sie, Herr Rittmeiſter, zu dieſer bereits eingenommen hätten.

Frau Gräfin befahlen mir, zu ſprechen; ich ſtand bei Stillſchweigen vor der Wahl einer falſchen Beurteilung, Ungnade und Entlaſſung.

Es handelte ſich um Geld; wir hatten keines. Ich mußte alſo die monatliche Rate einfordern und mich rechtfertigen, als ich wegen ungenügender Quittung mit leeren Händen zurückkehrte. Die Hergabe meiner kleinen Erſparniſſe wies die Frau Gräfin wiederholt ſchroff zurück.

Nach allem werden Sie, Herr Baron, verstehen, daß einer Erklärung gar nicht auszuweichen war. Trotz all meiner Vorstellungen bestand die Frau Gräfin nach Einblick in ihre trostlosen Verhältnisse auf Veräußerung ihrer Diamanten und sonstigen Schmuckgegenstände.

Ich gelange nun zu demjenigen Punkt, bei dessen Erwähnung ich Ihre Nachsicht, gnädiger Herr, einholen muß: die Frau Gräfin erklärte mir auf das bestimmteste, daß sie ihren Hausstand aufzulösen wünschte und aus dem Erlöse ihrer überflüssigen Wertgegenstände gesonnen sei, neben anderen Verpflichtungen in erster Linie diejenigen gegen den Herrn Baron abzulösen.

Die Frau Gräfin äußerte, daß diese Vorschüsse sie im höchsten Maße bedrückten und daß sie lieber Not leiden wolle, als irgend welche Darlehen oder gar Freundesgaben aus Ihrer Hand fernerhin empfangen. Das Freundschaftsverhältnis zu Ihnen, gnädiger Herr, das unter den bisherigen gleichen Lebensverhältnissen ein so gutes gewesen sei, könne Schaden leiden, und Frau Gräfin zögen es daher vor, sich Ihrer freundschaftlichen Hilfe (da diese ohne Zweifel auf Ratschläge sich nicht beschränken werde) nicht mehr zu bedienen, sondern sogar Ihnen in Zukunft fern zu bleiben. Die Frau Gräfin, die C. verlassen und nach einem kleinen, noch nicht feststehenden Orte übersiedeln will, um sich dort mit den ihr bleibenden Mitteln einzurichten, stellten sogar das Ansinnen an mich, Ihnen nicht zu verraten, wohin sie gehen werde, und nehmen als selbstverständlich an, daß ich Ihnen auch sonst keinerlei Mitteilungen zukommen lassen würde.

Da die Frau Gräfin sich so sehr gegen alles, was sich ihrem Entschlusse entgegenstellen könnte, auflehnen, bin ich völlig machtlos. Um die erwähnten Pläne auszuführen, bleibt ja allerdings nichts anderes übrig, als den gegenwärtigen Besitz zu Geld zu machen. Ich schätze die Zinseneinnahme in Zukunft auf kaum viertausend Mark, welches einem baren Kapital von hunderttausend Mark entsprechen würde.

Was befehlen Sie nun, Herr Baron, daß geschehen soll?

Soll ich scheinbar den Verkauf zulassen und etwa das Ganze ohne Wissen der Frau Gräfin für des Herrn Baron Rechnung aufkaufen? In solchem Falle ist schnelle Instruktion erforderlich. Ferner: Wie soll ich mich persönlich in Zukunft verhalten? Darf ich noch mit dem Herrn Baron korrespondieren? Soll ich nach der Neuordnung aller Verhältnisse den Dienst bei der Frau Gräfin verlassen?

Wenn ich die letztere Frage aufwerfe, so bitte ich, diese nicht mißzuverstehen. Ich habe mich gegen die Frau Gräfin bereit erklärt, ohne Entschädigung zu bleiben, und würde mich nur entfernen, wenn der Herr Baron darin etwas Zweckmäßiges für die Frau Gräfin erkennen würden. Mir ist dies zur Zeit allerdings als vorteilhaft nicht ersichtlich.

In jedem Falle werden Sie, gnädiger Herr, gewiß verstehen, daß ich kein doppeltes Spiel treiben kann und mich eines wirklichen Vertrauensbruches schuldig machen würde, wenn unsere Verabredungen ganz in der bisherigen Weise bestehen bleiben.

Sofern es meine Befugnis nicht überschreitet, möchte ich mir den gehorsamen Vorschlag gestatten, daß ich bei der Frau Gräfin bleibe, daß ich aber in Zukunft nichts thue, was irgend mit den Entschließungen und Anschauungen der Frau Gräfin kollidiert, und somit nur in dem Sinne zur Verfügung des Herrn Baron bleibe, daß ich nach besten Kräften über das Wohlergehen der Familie wache. Wenn ich die Hand dazu biete, das Eigentum der Frau Gräfin für Rechnung des Herrn Baron zu erwerben, so glaube ich, dadurch nicht unehrlich gegen die Frau Gräfin zu handeln.

Nochmals bitte ich um Verzeihung, meine Befugnisse durch Darlegung persönlicher Anschauungen und durch die Berührung intimer Verhältnisse überschritten zu haben, und hoffe im übrigen, daß der Herr Baron aus meinen Darlegungen ein richtiges Bild zu gewinnen vermögen.

Ich empfehle mich dem ferneren Wohlwollen und der Nachsicht des gnädigen Herrn und erwarte weitere Befehle.

Ganz gehorsamst

Tibet,
Kammerdiener."

Bereits am nächsten Morgen begann Ange mit den Vorbereitungen zu ihrem Umzuge und ward bei diesen von Tibet eifrigst unterstützt. Es galt, eine Auswahl unter denjenigen Gegenständen zu treffen, welche veräußert werden und welche der künftigen Wohnungseinrichtung dienen sollten. Zu diesem Zwecke wurden zunächst einige Räume leer gemacht, und nun begann das Wählen. Clairefords Zimmer beschloß Ange zu behalten, ebenso wurden die Möbel aus dem Zimmer der Kinder für den ferneren Gebrauch zurückgestellt. Dazu kamen noch die Kücheneinrichtung und all derjenige Hausrat, durch den sich eine Wohnung in bescheidener Weise vervollständigt.

Tibet war plötzlich ganz gefügig und erhob nicht einen einzigen Einwand. Er fertigte eine genaue Liste für den Auktionator an und machte mit Hilfe der noch vorhandenen Dienerschaft eine so übersichtliche Aufstellung, daß schon nach wenigen Tagen die Arbeit im wesentlichen beendet war.

Sodann beriet er mit Ange, wie alles übrige abzuwickeln sei, verhandelte mit dem Hausbesitzer und mit dem Personal, einigte sich mit jenem, entließ dieses sogleich bis auf eins der Mädchen, welches in Anges Diensten zu bleiben wünschte, und beglich auch alle Rechnungen, welche zu bezahlen waren. Es blieb nun nur noch die Summe, welche die Familie von Teut empfangen hatte, und bevor Tibet diese zu dem Banquier trug, hatte er noch eine Unterredung mit Ange, in welcher auch der zukünftige Wohnort zur Erörterung gelangte.

Ange war nicht minder thätig gewesen, wenn auch alles nach ihrer besonderen Art geschah. Sofern sich in den hohen Bergen von unnützen Kleinigkeiten und Firlefanzereien etwas befand, das der Kinder Verlangen reizte und das sie wieder hervorzogen, konnte Ange ihren Bitten nicht widerstehen und packte es in die ohnehin schon mit vielen Überflüssigkeiten belasteten Koffer.

Bisweilen hielt sie inne und vergaß, was sie eben beschäftigt hatte. Bei diesem und jenem Gegenstand kamen ihr Erinnerungen, die ihre Gedanken ganz in Anspruch nahmen, und Vergleiche stiegen auf zwischen heute und früher. Da stahlen sich denn häufig Thränen ins Auge, und mutlos ließ sie die Arme sinken.

Oft wunderte sie sich, daß alles so glatt verlief, daß niemand Einspruch erhob, wenn sie etwas anordnete. Früher handelten andere für sie, sie ließ sich belehren und befolgte zweckmäßige Ratschläge. Sie hatte es als selbstverständlich angesehen, daß sie die Dinge nicht verstand und daß ihre Umgebung für sie handelte. Jetzt fiel ihr plötzlich ein, wie schwer es doch eigentlich sei, in die Verhältnisse praktisch einzugreifen, und nur allzusehr wunderte sie sich, wie ruhig und besonnen sie in Frankfurt aufgetreten sei. Also, sie vermochte es doch! Daran richtete sich denn ihr gesunkener Mut wieder auf.

Gewiß, wenn erst alles in dem neuen Geleise sein werde, würde sie vorsichtig überlegen, nicht mehr nach plötzlichen Impulsen handeln, sich's vernünftig und sparsam einrichten und auch das Kleine achten. Ihr Kopf war voll von Plänen und guten Vorsätzen, und ihre Zuversicht wuchs, bis dann die Kinder mit ihren berechtigten und unberechtigten Bedürfnissen vor ihr auftauchten und sie vorübergehend doch zweifelnd und angstvoll in die Zukunft blickte.

„Nun, mein braver Tibet!" sagte Ange und lehnte sich in Carlos' Zimmer, das gegenwärtig als Wohngemach diente, ermüdet und abgespannt zurück. „Haben Sie auch die Zahlung an Herrn Baron von Teut bereits geleistet oder müssen wir diese verschieben, bis die Auktion stattgefunden hat?"

„Wenn Frau Gräfin wirklich meinen, daß auch dieser Betrag —"

„Wenn — Tibet! — Dieser Betrag steht in erster, in gleicher Linie mit allen übrigen! Natürlich! Darüber habe ich Ihnen meine Ansicht bereits wiederholt ausgesprochen. Ich komme nur auf diesen Gegenstand zurück, weil die Summe hoch ist und ich nicht weiß, ob gegenwärtig schon unsere Mittel reichen."

„Allerdings, Frau Gräfin, es scheint ratsamer, daß wir warten. Um so mehr möchte ich dies vorschlagen, weil gerade Umzug und Neueinrichtung viel größere Summen verschlingen werden, als wir in vorläufige Berechnung gezogen haben. Unser Bestand schmolz schon gewaltig zusammen — ganz gewaltig."

„Nun wohl! Wir haben aber keine Schulden mehr? Alles ist bezahlt? — Welch ein Wort!"

„Ganz recht, Frau Gräfin! Indessen —"

„Nun?"

„Es wird mir recht schwer — ich möchte die Frau Gräfin nicht entmutigen, aber ich fürchte, wir behalten bei weitem nicht die ursprünglich gedachte Summe, aus deren Zinsen Sie sich einrichten müssen. Ich bin besorgt, Frau Gräfin, und muß deshalb die Frage in Ihrem Interesse nochmals anregen, ob es nicht doch zu überlegen sein würde, die Vorschüsse des Herrn Baron einstweilen auf sich beruhen zu lassen."

Auf Auges Gesicht malten sich Schrecken und Enttäuschung zugleich. Nach einer kurzen Pause fragte sie, und aus dieser Frage klang der Zwang hervor, den sie sich anthun mußte:

„Wie hoch beläuft sich — doch noch — der Betrag, welchen wir Herrn Baron von Teut schulden?"

Tibet gab Antwort.

„Das ist sehr viel!" sagte sie kaum hörbar und ganz mit ihren Gedanken beschäftigt.

„Vielleicht der fünfte Teil alles dessen, was Ihnen bleibt, Frau Gräfin."

„Und wieviel meinen Sie, Tibet, daß mir im schlechtesten, allerschlechtesten Falle an Zinsen werden könnte?"

„Ich erlaubte mir, Frau Gräfin schon auf der Reise auseinanderzusetzen, daß bei wirklich sicherer Geldanlage nur auf einen Zins von vier Prozent gerechnet werden darf."

„Und Sie meinen wirklich, das ursprünglich angenommene Kapital würde mir nicht einmal bleiben?"

„Ich fürchte, nein, Frau Gräfin — wenn Herr von Teut bezahlt werden soll! Die Frau Gräfin können nach den vorgelegten Quittungen selbst berechnen."

Auge konnte eigentlich nicht berechnen, aber sie nickte und schwieg.

„Wieviel braucht wohl im Durchschnitt eine gebildete Familie mit fünf Kindern unter bescheidenen Verhältnissen, Tibet?" hob sie nach einer kleinen Pause an.

Mit der Beantwortung dieser Frage fielen alle Illusionen, welche Auge sich bisher gemacht hatte. Tibet litt bei diesen Gesprächen. Vielleicht fühlte er sogar noch tiefer als Auge den Schmerz, die Enttäuschung, obgleich er scheinbar so teilnahmlos die Wahrheit ans Licht zu ziehen bemüht war. Er gewann es auch nicht über sich, der mut- und trostbedürftigen und mit so guten Vorsätzen ihr neues Leben beginnenden Frau den Vorhang ganz hinwegzuziehen. Er umging ihre Frage und erwiderte:

„Es kommt ja sehr auf die Stadt an, ob das Leben teuer oder billig ist. In kleinen Städten gestaltet sich alles besser."

„Es ist wohl fast ein Unterschied um die Hälfte?" fiel Auge hoffend und lebhaft ihre eigenen Worte bestätigend ein.

„Ich möchte es glauben, Frau Gräfin."

„Ich weiß nicht, wie ich's richtig mache, Tibet. Nur so viel ist mir klar, daß ich keinen ruhigen Tag, keine ruhige Stunde haben werde, wenn ich Schulden besitze, wenn namentlich —" sie stockte und fuhr dann fast heftig fort: „Wir zahlen Herrn von Teut, was er meinem Gatten geborgt hat, sobald die Dinge hier geordnet sind; wie's auch immer sein mag! Werde ich weniger besitzen, werde ich doch das unvergleichliche Bewußtsein haben, niemandem mehr verpflichtet zu sein!"

Und nach dieser alle Gegeneinwendungen

abſchneidenden Entſcheidung verbeugte ſich Tibet und brachte das Geſpräch auf Umzug und Wohnort.

„Haben die Frau Gräfin ſchon eine Entſcheidung getroffen? Bleibt es Eiſenach, wozu der Herr Polizeimeiſter geraten?“

Ange beſtätigte.

„Es würde ſich dann wohl empfehlen, daß ich zunächſt dahin abreiſe, um eine Wohnung zu mieten, und dann wieder zurückkehre, um hier den Verkauf des Mobiliars zu beaufſichtigen. Ich weiß nun aber nicht, ob ich der Frau Gräfin Wünſche bezüglich der Wohnung treffen werde. Vielleicht entſchließen Sie ſich, die Reiſe ebenfalls anzutreten.“

Das Geſpräch wurde unterbrochen, weil die beiden Knaben herbeigeeilt kamen, die draußen auf der Straße geſpielt hatten. Ihre Mienen waren betroffen, und Ben kam zorngerötet ins Zimmer gelaufen.

„Was iſt? Was habt ihr?“ fragte Ange beſorgt.

„Der — der — Karl von drüben — vom Krämer ſagt, daß —“ hob Ben an.

„Wir haben uns geſtritten; er ſtieß, ich ſtand Ben bei!“ fiel Fred ein.

„Nun?“

„Er ſagte, wir wären ſchöne Grafen. Mama hätte nicht mal die Rechnung bezahlt. Sein Vater könne kein Geld kriegen und die anderen auch nicht —“

„Er ſchimpfte; er brauchte Ausdrücke von uns — na, ich hab's ihm gegeben!“ ſchob Ben abermals ein.

Ange ſah Tibet fragend an, und Bläſſe trat auf ihre Wangen. Tibet verſtand und nahm raſch das Wort:

„Es iſt alles — das letzte ſchon geſtern bezahlt, Frau Gräfin!“

„Ah!“ riefen beide Knaben zu gleicher Zeit, und ihre Blicke flammten. „Dem wollen wir's geben!“

„Nicht ſo, nicht ſo, Kinder!“ rief Ange angſtvoll, aber ſuchte ſich in Gegenwart der Knaben zu faſſen. „Laßt den Streit! Geht ruhig eures Weges und meidet die Nachbarskinder. Hört ihr? Ihr vernahmt, daß er die Unwahrheit ſprach. Und nun geht, Kinder. Ich habe noch mit Tibet zu ſprechen.“

Die Knaben entfernten ſich gehorſam, aber noch heftig bewegt und ſprechend.

„Es wird Zeit, daß ich fortkomme,“ rief Ange. „Je eher, je beſſer; es brennt der Boden unter mir. Was die Menſchen wohl alles reden! Wie ſie ſich mit uns beſchäftigen! Schon bei dem Gedanken ſteigt mir das Blut in die Schläfen. — Wann können wir reiſen, Tibet?“

„Morgen, Frau Gräfin.“

„Gut, alſo morgen! Und Sie begleiten mich! Eliſe bleibt noch ſo lange bei den Kindern. Wollte Gott, ich ſäße ſchon an einem anderen Ort und fände endlich Ruhe und —“ Ange brach in heftige Thränen aus.

„Es wird alles gut werden, Frau Gräfin! Gewiß, gewiß! Sie ſollten ſich durch dergleichen Dinge nicht aufregen!“ beſänftigte Tibet, heftete einen unbeſchreiblich teilnehmenden, zärtlich beſorgten Blick auf ſeine Gebieterin und ſuchte beſcheiden ihr Auge, um in dieſem zu leſen, daß ſeine Worte ihre Wirkung nicht verfehlt hätten. Wirklich ſtahl ſich ein Lächeln um Anges Mund bei Tibets Worten; es war aber ein trauriges Lächeln.

* * *

Nach den vorerwähnten Ereigniſſen war reichlich ein halbes Jahr verfloſſen, als an einem warmen Juniabend des Jahres 187— zwei Männer in dem kleinen Gärtchen ſaßen, welches zu dem ſogenannten Sommerhauſe des Hotels „Zur Roſe“ in Wiesbaden gehört.

Auf dem im Freien gedeckten Tiſche ſtanden die Reſte eines reichlichen Abendeſſens, und eben hatte der Kellner ein Licht gebracht, mit dem die Cigarren entzündet worden waren.

„Hm, hm,“ ſagte der Major von Tent — denn er war es — zu dem ihm gegenüberſitzenden Manne und blies den Rauch einer ſtarken Cigarre nach ſeiner Gewohnheit durch die Naſe. „Das klingt ja alles ſo gut und doch wieder auch ſo ernſt, wie

ich's mir gedacht habe. Aber vielleicht — zunächst — wer weiß — war's auch besser so!? — Was haben Sie denn der Gräfin über Ihre Reise gesagt? Wie haben Sie diese motiviert?"

„Ich gab vor, um der Frau Gräfin Argwohn nicht zu erwecken, daß ich die Meinigen besuchen wolle."

„Ah! Sie haben Familie, Tibet? Das ist mir ja ganz neu! Auch der verstorbene Graf und die Gräfin haben mir nie davon gesprochen."

„Sie wußten auch davon nichts, gnädiger Herr."

Teut wollte diesen Gegenstand offenbar des näheren berühren, denn er blickte lebhaft fragend empor. Aber ein anderer Gedanke überholte, was sich ihm eben aufgedrängt hatte. Er sagte abbrechend: „So, so! Aber noch eins! Wie haben Sie es angefangen, daß die Gräfin nichts von all den kleinen Hinterlisten gemerkt hat? Glaubt sie, daß ihre kleine Einnahme bisher immer reichte und daß sie lediglich durch ihre Sparsamkeit alles gut gemacht hat?"

Über das immer noch bleiche Gesicht des Sprechenden flog ein fragendes Lächeln, und er strich den Schnurrbart in sichtlicher Spannung.

„Allerdings, aber es hat mancherlei Künste gekostet, gnädiger Herr!" entgegnete Tibet, in der Erinnerung des falschen Spiels, das er getrieben, sichtlich bedrückt. „Anfänglich, damals, als Sie auf meinen Brief antworteten und mir Verhaltungsmaßregeln gaben, war ich zweifelhaft, ob's möglich sein werde, diese auszuführen. Ich mußte mir erst alles zurechtlegen und förmlich ausklügeln, wie ich dem Argwohn der Frau Gräfin begegnen könne. Wenn ich Einkäufe machte, erklärte ich, die Waren seien im Preise gesunken, und die Frau Gräfin sah mich dann groß an und machte ein zufriedenes Gesicht. Anfänglich freilich wollte sie überhaupt nichts von dergleichen hören. Ich erlaubte mir den Vorschlag, daß ich ganz wie früher die Wirtschaft besorgen dürfe, und that dies insbesondere, weil ich dann alles ohne Schwierigkeit einrichten konnte. Aber darauf wollte die Frau Gräfin nicht eingehen. Sie müsse die Dinge selbst übersehen, meinte sie, sonst könne sie es nicht lernen, zu wirtschaften. Mit der Miete hätte sich bald alles verraten. Ich machte, des gnädigen Herrn Befehl folgend, dem Wirte Mitteilung, daß er von uns nur die Hälfte erhalten, daß das übrige anderweitig berichtigt werden würde. Ich nahm ihm das Versprechen ab, gegen die Frau Gräfin Stillschweigen zu beobachten und auch seine Umgebung zu verständigen. Eines Morgens nun unterhielt sich die Frau Gräfin mit unserem Nachbar, und bei dieser Gelegenheit war von den Wohnungen in Eisenach die Rede. Da äußerte dieser, die unsere sei nicht billig, während die Frau Gräfin gerade ihrem Erstaunen Ausdruck gab, wie preiswürdig dieselbe sei. Ein Wort gab das andere — endlich ward ich herbeigerufen und bestätigte die Aussagen meiner Herrin. Als jener sich entfernt hatte, betrachtete mich die Frau Gräfin bereits mit einigem Mißtrauen und brach endlich in die Worte aus: ‚Haben Sie gehört? Er hat vor uns dies Haus bewohnt und das Doppelte gezahlt. Wie ist es möglich, Tibet, daß Sie die Villa um die Hälfte mieten konnten?' — ‚Die Frau Gräfin haben ja den Mietskontrakt in Händen,' erwiderte ich, als ob ich den eigentlichen Sinn dieser Nachfrage gar nicht verstanden habe. Kopfschüttelnd ging die Frau Gräfin davon. Schon fürchtete ich, daß alles würde entdeckt werden."

„Und das Schulgeld?" fragte Teut, der mit größter Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Wie haben Sie das gemacht?"

„Ich habe gleich das ganze Semester bezahlt und der Frau Gräfin gesagt —" — Tibet hielt inne, dunkle Schamröte färbte seine Wangen — „daß der Direktor auf meine Vorstellung dasselbe erlassen habe."

„Und das glaubte die Gräfin?"

„Vorläufig ja, Herr Baron. Aber ich zittere doch jeden Tag, daß es ans Licht kommt, und dann —"

„Und Steuern?“ fragte Teut und konnte sich des Lächelns nicht erwehren, weil er wie ein Beichtvater alle Vergehen aus dem armen Sünder herausholte.

„Die habe ich gar nicht erwähnt! Davon hat die Frau Gräfin keine Ahnung. Ich fing den Steuerboten ab und —“

„Und drohten ihm mit allen Folterqualen der Hölle, wenn er noch einmal erscheine?“ schaltete Teut mit gutmütigem Spotte ein.

„Ja, Herr Baron, Sie können wohl scherzen!“ sagte Tibet, nun wieder von dem Ernst und der Verantwortlichkeit seiner Aufgabe erfüllt. „Aber Sie mögen mir glauben, daß die Dinge sich nicht so freundlich abspielten, wenn die Frau Gräfin jemals erfahren würde, was wir gethan haben.“

Teut trank seinen Wein und wollte, um eine aufsteigende Empfindung zu verscheuchen, die Stiefelhacken zusammenschlagen. Aber es war nur eine Bewegung. Mit einem leisen Anflug von Schmerz hielt er inne. Nicht ohne Grund! Das eine, das linke, Bein fehlte, er hatte es im Kriege eingebüßt.

„Aber die Kinder?“ fragte Teut nach einer Pause. „Wie geht's denen? Entwickeln sie sich gut? Sind sie fleißig?“

Tibet nickte. „Gewiß, gnädiger Herr! Wir helfen beide, die Frau Gräfin und ich, bei den Schularbeiten.“

„Ist die kleine Ange hübsch geworden, Tibet? Sie versprach sehr schön zu werden!“

Tibet bestätigte lebhaft. „Ange ist ein sehr schönes Kind, gnädiger Herr, und so klug, daß es mich oft fast ängstlich macht. In der kurzen Zeit von einem halben Jahre spielt sie schon kleine Stücke auf dem Klavier und ist so sicher dabei, als ob sie's jahrelang getrieben habe.“

„So, so! Wer unterrichtet sie denn?“

„Die Frau Gräfin selbst, Herr Baron! Jeden Nachmittag erhält Ange Unterricht von der Frau Gräfin, und Erna und Jorinde müssen ebenfalls täglich bei ihr üben. Sie machen alle gute Fortschritte.“

Teut strich von neuem den Schnurrbart, er murmelte auch etwas vor sich hin, das Tibet nicht verstand. „Wie ist denn eure Tageseinteilung, Tibet? Die Frau Gräfin muß ja sehr in Anspruch genommen sein. Sie hat doch Mädchen zur Hilfe?“

„Nur eins, Herr Baron! Aber die wurde uns gleich schwer krank und mußte wochenlang das Bett hüten. Da hat die Frau Gräfin selbst morgens Kaffee gemacht, die Stuben geräumt, die Kinder angezogen und in die Schule befördert. Die Frau Gräfin ist überhaupt von morgens früh bis abends spät unausgesetzt in der Wirtschaft und um die Kinder beschäftigt.“

Teut murmelte wieder etwas.

„Ah! herrliches Weib!“ glaubte Tibet zu hören.

„Und Sie, Tibet?“ fragte Teut dann kurz und mit einem scheinbaren Vorwurf, während in sein Auge ein silbernes Pünktlein trat.

„Ich, ich?“ erwiderte Tibet arglos und verlegen zugleich. „Ich habe morgens alle die Stiefel geputzt, die — die — gröbere Arbeit in den Schlafstuben besorgt und der Kinder Betten gemacht und — und auch gekocht während der Zeit. Kochen kann die Frau Gräfin nicht; aber sie lernt es schon ganz gut. Neulich hatten wir zwei Gerichte, die sie ganz allein zubereitet hatte. Ihre Augen glänzten, als es den Kindern so gut schmeckte. Die Frau Gräfin war so glücklich, daß sie im Zimmer herumtanzte.“

„Aber, Freund!“ schaltete Teut scheinbar tadelnd ein. „Weshalb haben Sie denn damals nicht eine Hilfe genommen?“

„Die Frau Gräfin wollte es durchaus nicht, gnädiger Herr! Sie meinte, es sei der beste Weg, um alles zu lernen. Freilich, ich sollte auch nichts thun — aber ich habe sie sogar überrascht und in einer Nacht mit Hilfe einer Frau die Wäsche besorgt. Die Alte hat die Garderobengegenstände vorgenommen, ich machte mich an Servietten und Tischzeug. Gegen Morgen haben wir aufgehängt, jeder sein Teil.“

Digitized by Google

„Allen Respekt!“ murmelte Teut, trank in hastigen Zügen und schenkte von neuem aus der Flasche ein. „In der That, über alles Lob erhaben! Aber das muß doch anders werden!“ Und nach einer Pause: „Ach, wenn ich nur einen Weg wüßte —“

Tibet hatte nur halb gehört, aber doch genug, um zu verstehen. Er nahm sich, in der Sorge um seine Herrin, die Erlaubnis einzufallen, und sagte:

„Wenn der Herr Baron mir gestatten wollten, einen Vorschlag zu machen?“

Teut bewegte den stolzen Kopf und sagte in seiner kurzen, unhöflich klingenden Weise:

„Nun, was soll's?“

Tibet ward durch diesen Ton eingeschüchtert. Er fürchtete, sich eine Vertraulichkeit angemaßt zu haben, die ihm nicht zukam. Takt und Vorsicht riefen ihm zu, sich in den bisherigen Grenzen zu halten. Er sagte deshalb rasch:

„O, es war doch nichts, gnädiger Herr —“

Teut blickte empor und sah, daß Tibet mit dem Ausdruck einer gewissen Enttäuschung vor ihm saß. Er verstand und bereute seine Schroffheit.

Ohne auf den Gegenstand zurückzukommen, dessen Berührung von jener Seite ihm nach den wunderbaren seelischen Schwankungen, denen jeder, selbst der beste und vorurteilsfreieste Mensch, unterworfen ist, plötzlich widerstrebt hatte, sagte er:

„Eine Angelegenheit will ich doch heute gleich berühren, Tibet. Mein Zustand verhinderte mich, Ihnen das bisher zu schreiben:

Vom Ersten des nächsten Monats sind Sie bei mir für Lebenszeit als Sekretär engagiert. Es werden Ihnen monatlich dreihundert Mark von meinem Rendanten ausbezahlt werden. Alle Ihre Auslagen seit vorigem Jahr werden Sie mir baldigst notieren, und auch das Honorar für die verflossene Zeit werde ich ordnen. Einverstanden, Tibet?“

„Herr Baron! — Gnädiger Herr!“ rang es sich aus Tibets Brust. Er erhob sich und neigte in seiner überströmenden Empfindung das Gesicht auf die Hand des Mannes, der seine Worte mit einem Blick begleitet hatte, in dem sich die ganze Fülle seines unvergleichlichen Herzens widerspiegelte.

„Aber Waschen und Kochen ist nun vorbei! Das paßt nicht für den Sekretär und Vertrauten“ — dieses Wort betonte Teut und drückte dem vor Rührung sprachlosen Manne die Hand — „des Herrn von Teut-Eder, nicht wahr? Und nun wollen wir morgen weiter reden, Tibet! Es wird kühl, ich muß ins Haus. Jamp! Jamp!“ rief er mit seiner schneidigen Stimme, und dieser eilte herbei, um ihn ins Gartenhaus zu geleiten, das er für die Dauer seines Aufenthalts gemietet hatte.

Nachtfalter und weiße Sommermotten irrten durch die warme Luft. Drüben zirpte es in dem dunklen Garten, und aus dem Rasen drang der sanfte erdige Geruch des Sommers. Im Hotel zur Rose aber blitzten Lichter durchs ganze Haus, und durch die Abendstille ertönte noch einmal verspätetes Lachen sich haschender Kinder. Eine Zeit lang stand Tibet wie träumend da. Endlich warf er den Blick gen Himmel, und eine Thräne stahl sich in die ernsten Augen des Mannes.

Er gedachte seines zerstörten Lebensglückes und der Menschen, die er liebte — seiner schon ein halbes Jahr nach der Trauung unheilbar erkrankten Frau, seiner Mutter, seiner Schwester —, aber das Naß, das in seine Augen trat, entquoll diesmal der sanften Glücksempfindung, daß nun sicher für die Zukunft jener gesorgt sei.

* * *

Tibet wurde am nächsten Morgen zu Teut zum Frühstück befohlen und fand den Major, umgeben von tausend Siebensachen, die auf Tischen und Stühlen umherlagen, bereits eifrig schreibend. Er trug einen kurzen, schwarzseidenen Hausrock, und um den offenen Hals war lose ein

weißes Tuch von demſelben Stoff geſchlungen. Aus den Ärmeln guckte eine feine Batiſtmanſchette hervor, und ſein Fuß ſteckte in einem roten ledernen Schuh.

„Guten Morgen, Herr Sekretär!“ rief Teut, ohne ſich umzuwenden. „Bitte, nehmen Sie Platz! Gut geſchlafen?“

Tibet nickte. „Darf ich mich erkundigen, wie der Herr Baron geruht haben?“

„Ah — nicht zum beſten, Tibet! Die verteufelte Sache beſchäftigt mich allzuſehr. Wie Ameiſen laufen die Gedanken in meinem Kopfe herum. Aber ich glaube jetzt einen Ausweg gefunden zu haben.“ Hier wandte ſich der Major um, ſah, daß Tibet noch immer ſtand, und unterbrach ſeinen Satz durch die wiederholte Aufforderung, einen Stuhl zu nehmen.

„Alſo, wie ich ſchon geſtern ſagte, Tibet, ſo geht die Sache auf die Länge doch nicht!“ fuhr Teut fort, humpelte durchs Zimmer, winkte dem herbeieilenden Tibet ab, klingelte, gab dem eintretenden Jamp einen Befehl und ließ ſich dann an dem Frühſtückstiſch nieder.

Mit inniger Teilnahme ſah Tibet, wie unbehilflich der bisher ſo kernfeſte, kräftige Mann mit dem künſtlichen Bein ſich bewegte und welche Spuren Strapazen und Krankheit auf ſeinem Angeſicht zurückgelaſſen hatten.

„Bedienen Sie ſich, bitte. — Alſo, Tibet, ſo geht's nicht. Aus dieſem Grunde bat ich Sie ja auch, mich hier zu beſuchen. Sie ſollen mit der Gräfin ſprechen; ich habe einen Plan, dem ſie hoffentlich beipflichten wird. Die Sommerferien ſind vor der Thür; die Gräfin wird gewiß wünſchen, ihren Kleinen ein Vergnügen zu machen und ſelbſt ſich ein wenig nach all den Aufregungen und Sorgen zu zerſtreuen. Ich werde ſie einladen, auf Schloß Eder dieſe Wochen zuzubringen, und will meiner Couſine, der Gräfin Aſpern, ſchreiben, dort die Honneurs zu machen. Ich werde dann vielleicht auch — ſpäter — nachkommen und bei dieſer Gelegenheit auszuführen ſuchen, was ich ſeit dem Tode des Grafen in mir herumtrage. Was meinen Sie dazu, Tibet?“

„Vortrefflich, Herr Baron! Aber ich fürchte, daß die Frau Gräfin dieſer Einladung ein entſchiedenes Nein entgegenſtellen werden. Wir haben ſo oft über dieſe Dinge geſprochen — alles war fruchtlos. Die Frau Gräfin gehen — darf ich mich ganz offen äußern, Herr Baron?“ — Teut erhob den Kopf, nickte lebhaft und trennte die eben mit dem ſilbernen Löffel zerſchlagene Schale von einem Ei. — „Die Frau Gräfin gehen davon aus, daß der gnädige Herr ſie beeinfluſſen wollen, Wohnort und jetzige Lebensweiſe zu ändern. Dagegen ſträubt ſie ſich — der Herr Baron kennen die Gründe — zum Teil wenigſtens.“

„Hm — zum Teil?“ fragte Teut ernſt. „Iſt's noch etwas anderes, als was Sie mir mitteilten und was ich bei dem Charakter der Gräfin auch wohl verſtanden habe?“

Tibet bewegte die Schultern und machte die Miene eines Menſchen, der wohl ſprechen möchte, aber ſich's doch nicht getraut.

„Nun?“ forſchte Teut ungeduldig. Aber dann in einen anderen Ton übergehend, ſagte er weicher: „Ein für allemal, Tibet! Ich nannte Sie geſtern meinen Vertrauten, aber noch mehr, ich betrachte Sie als meinen Freund! Sprechen Sie, was es auch ſei! Das Schickſal, das Wohlergehen dieſer Frau beſchäftigt mich mehr als mein eigenes. Der Zweck, ja der ganze Zweck meines Lebens iſt, ſie glücklich zu machen. Ich verſprach's dem Grafen beim Abſchied, und viel früher hatte ich mir's ſelbſt zugeſchworen, ihr ein Freund zu ſein fürs ganze Leben! Das alles wiſſen Sie am beſten. Alſo, weshalb hinterm Berge halten, wo dieſem Vorhaben genützt werden kann!? Ah!“ fuhr Teut ſeufzend und ſtark betonend fort und lehnte ſich zurück. „Ich ſollte nur kein Krüppel ſein! Wir ſäßen nicht hier und beriefen! Nur dieſer Umſtand hat verhindert, daß ich ſelbſt — alles wäre lange —“ Er fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, und ein ſchmerzlicher Ausdruck blieb in ſeinen Augen haften.

„Nun, Herr Baron," sagte Tibet, rasch den Rest des Frühstückbrötchens herabschluckend und dem Major ins Auge schauend, „wenn ich denn sprechen darf, wie mir's ums Herz ist? — Ich meine — ich meine — die Frau Gräfin haben — eine — tiefe Neigung zu dem gnädigen Herrn, und darin ist alles zu suchen! Wenn die Frau Gräfin sich so scheu zurückziehen, so — so —"

Tibet spähte ängstlich auf Teuts Angesicht, während er sprach. Trotz aller Ermunterung stand er unter dem Eindruck, dies, eben dies hätte er niemals aussprechen dürfen.

Teut hatte sich gerade erhoben, um sich eine Cigarre zu holen. Nach Tibets Worten blieb er am Fenster stehen und schaute unverwandt hinaus.

Als er sich wieder umwandte, blickte er seinem Sekretär mit freundlichem Ernst ins Auge und schüttelte den Kopf. „Sie täuschen sich, Tibet! Täuschen sich durchaus! Und wenn nicht — wenn nicht — solche Gedanken habe ich begraben ein für allemal."

Nun wandte er sich abermals zum Fenster und ließ gewaltige Rauchwolken der angezündeten Cigarre durchs Zimmer schweben. Der eindringende Sonnenstrahl fing sie auf und verwandelte sie in lichtes Blau. Eine lange Pause trat ein, ohne daß eine Silbe gesprochen ward.

„Ah! ja!" hob aber dann Teut plötzlich an und riß an dem Schnurrbart. „Es muß so sein! Hören Sie mich an, Tibet! Machen Sie also der Gräfin den Vorschlag, auf mein Anerbieten einzugehen. Sie wissen ja, wie und wo am besten einzusetzen ist. Stecken Sie sich hinter die Kinder! Wenn diese betteln, daß ihr Wunsch erfüllt wird, kann sie nicht widerstehen! Und wenn die Gräfin auf den leidigen Punkt kommt — Sie wissen — meine gefürchtete offene Hand und dergleichen Thorheiten mehr — so sagen Sie ihr — ja, so sagen Sie ihr, was Sie wollen, aber stets das, daß ich ihr verspräche, niemals diesen Punkt zu berühren, viel weniger ihren Absichten entgegen zu handeln."

„Zu Befehl, Herr Baron! Ich hoffe, Ihrem Vertrauen Ehre zu machen. Ich werde mein möglichstes thun. — Nur eins! Wenn ich diesen Auftrag erhalte, muß ich zugestehen, daß ich Sie gesehen habe, und das wird den Argwohn der Frau Gräfin wecken. Je scheinbar unvorbereiteter ich das vortrage, um so besser ist es!"

„Nun, im Flunkern haben Sie ja schon etwas Übung, Tibet!" lächelte Teut, suchte durch seine Miene aber doch den auf Tibet hervorgerufenen Eindruck zu verwischen. „Ich denke, Sie müßten schon sagen, Ihre Angehörigen wohnten hier in der Gegend, und zufällig hätten Sie mich getroffen. Wo wohnen denn eigentlich die Ihrigen?"

Tibet nannte den Ort.

„Ah — in M.! Sind Sie auch dort geboren?"

„Ja, Herr Baron."

„Und lebt Ihr Vater noch?"

„Nein, Herr Baron."

„Ihre Mutter ist Witwe?"

„Ja, Herr Baron —"

Teut unterbrach Tibet lächelnd und sagte, sich eines Gesprächs erinnernd, das er einst im Clairefortschen Hause mit demselben Manne geführt, der jetzt so einsilbig Antwort erteilte: „Ganz wie damals — ja — nein, Herr Baron! — antworten Sie mir, Tibet! Aber ich will gar nicht in Ihre Geheimnisse dringen. Nur mein Interesse für Ihre Person ließ mich fragen."

„Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen, Herr Baron. Mich leitete etwas anderes. Was ich über die Meinigen mitzuteilen habe, ist sehr wenig erfreulicher Art. Ich habe nie darüber geredet, schon deshalb nicht, weil meine Person dabei eine nicht gleichgültige Rolle spielt."

„In der That, Tibet," sagte Teut teilnehmend, „geht es den Ihrigen schlecht? Haben Sie etwa eine noch unversorgte Familie?"

„Ich habe" — hier stockte er eine Weile — „eine arme kranke Frau, unheilbar krank und gelähmt seit der ersten Zeit unserer Ehe, die mir ein kurzes

Glück gewährte; sie lebt bei meiner Mutter und meiner Schwester, die sie pflegt, gnädiger Herr. Auch meine Mutter war schon völlig gelähmt, als mein Vater, der als Musiker sein Brot verdiente, starb. Vermögen war keins vorhanden bei seinem Tode. Ich hatte ursprünglich das Gymnasium besucht und wurde dann — wie ich früher schon dem gnädigen Herrn mitzuteilen mir erlaubte — Kaufmann. Ich hatte aber auch darin kein Glück, es wollte mir nicht gelingen, vorwärts zu kommen. Die dringende eigene Not und die meiner Angehörigen, die ganz auf mich angewiesen waren, bestimmte mich, die Stellung eines Haushofmeisters bei dem Herrn Grafen von Clairefort anzunehmen, die ich seit so vielen Jahren bekleidet habe. Ich mußte verdienen, gleichviel in welcher Lebensstellung, und hier fand ich, was ich suchte. Während dieser Zeit habe ich die Meinigen ernährt, ja mir selbst ein wenig sparen können für meine alten Tage. Welche Gefühle durch meine Brust zogen, Herr Baron, als Sie mir gestern die Aussicht eröffneten, fürs Leben an Ihrer Seite bleiben zu dürfen, vermag ich nicht auszusprechen. Und Sie werden nach dieser Darlegung auch verstehen, welche sorgende Angst von mir genommen ist. Ich bin ja nun sicher, daß die Meinigen —" In dem hageren Gesicht stieg's bei diesen Worten auf, wie wenn der Sonnenschein plötzlich durch dunkle Wolken bricht, und die Rührung übermannte den Mann so sehr, daß er sich abwandte.

„Wie? Alle die Jahre haben Ihre Frau, Ihre Mutter und Schwester lediglich von den Ergebnissen Ihres Fleißes gelebt?" sagte Teut voll bewundernden Erstaunens. „O braver Mann! Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen! Ich schätze es um so höher, weil selbst Ihre engsten Freunde von diesen Dingen nichts wußten. Es bleibt wahr: Die echten Perlen liegen versteckt in den Muscheln tief auf dem Meeresgrund! Man muß sie mühsam hervorholen. Eine echte Perle ist solch Wohlthun und die Wohlthat nicht an den breiten Weg stellen! Sie üben sie um ihrer selbst willen, in der Stille, ohne Geräusch. Das heißt ein Christ sein! Hier meine Hand, Sie braver, Sie seltener Mensch! Ich bitte jetzt um Ihre Freundschaft! Ich biete sie Ihnen nicht mehr an!"

Tibet richtete sich bei diesen Worten in seiner ganzen Größe empor; ein ungewöhnlicher Glanz trat in seine Augen, und über sein Angesicht flog ein Sturm von wechselvollen Empfindungen.

„O, zu viel! Zu viel, gnädiger Herr!" rief er in jenem Rausche, der nur die Brust solcher Menschen zu durchdringen vermag. „Mit diesem Worte habe ich nicht umsonst, nein, doppelt gelebt! Mit diesem Tag werde ich ein anderer in dieser Welt und die Welt eine andere für mich! Aber mit diesem Worte, gnädiger Herr, haben Sie auch Ernst Tibet zu Ihrem Schatten gemacht für alle Tage und Stunden seines Leben! Was ich bin und habe für die Zukunft, gehört Ihnen!"

(Schluß folgt.)

Die Reichsbank,

ihre Entstehung, Einrichtung und Geschäftsweise.

Von

Wilhelm Rodewyk.

Es ist wohl kaum zu bestreiten, daß Handel und Industrie die Grundelemente eines jeden Staatslebens bilden, daß sie die Fundamente der Steuerkraft, die Wurzeln des Nationalwohlstandes eines Landes sind. Was nach jahrelangem Sinnen und Forschen der Gelehrte entdeckt und erfindet, was in harter Arbeit des Landmannes Fleiß dem widerstrebenden Boden abringt, was mit Gefahr des Lebens der Taucher aus der Meerestiefe hervorholt und der Bergmann aus dem dunklen Schoße der Erde an das Licht fördert, es gewinnt erst Bedeutung, es vertausendfacht erst seinen Wert, wenn der Handel es aufnimmt, wenn der Kaufmann es in den Kreis seiner Berechnungen zieht. In des erfahrenen Kaufmannes Händen wandelt der unscheinbare Kiesel sich zum Diamanten, wandelt die Muschel sich zur Perle und unbeachteter Ufersand wird kostbares Gold. Mächtig umspannt der Handel den Erdball. Vom Nord zum Süd, vom Ost zum West durch die Luft und das Meer zieht er den Telegraph und das Kabel, vor keinem Hindernis weichend, zwängt er der jungfräulichen Erde den Schienengürtel auf, durchbohrt die Berge zu Tunnels und durchbricht die Felsenschranken, welche die Natur seiner Schiffahrt entgegensetzt. Millionen und aber Millionen von Menschen finden durch Handel und Industrie Beschäftigung, ihren Unterhalt und Brot für sich und die Ihrigen.

So ist der Handel der wichtigste Faktor des Staatslebens, weil er den Staat einesteils der materiellen Sorge für den fleißigen Bürger völlig überhebt und ihn andererseits politisch im eigenen Inneren schützt und sichert. Denn niemals ist ein Reich vor innerer Unruhe und Fehde sicherer, als wenn das friedliche Handwerk, das Gewerbe und die Industrie blüht, wenn der redliche Arbeiter lohnenden Verdienst findet und der Wohlstand und Reichtum sich mehrt.

Deshalb ist es auch von jeher eines jeden civilisierten Staates ernstlichstes Be-

ſtreben geweſen, den Handel nach Möglichkeit zu fördern und zu unterſtützen. Mit den Nachbarreichen und den Ländern jenſeits des Oceans werden auf diplomatiſchem Wege Handelsverträge geſchloſſen oder Zolltarife vereinbart, im eigenen Gebiete regeln ſtrenge Geſetze den Verkehr, und zu bedeutenderen merkantilen Unternehmungen ſtellt der Staat ſelbſt große Summen aus ſeinen Einkünften zur Verfügung. Überzeugt, durchdrungen von der immenſen Bedeutung des Handels für die Wohlfahrt der Nation nimmt in faſt allen Kulturländern der Staat in gewiſſer Weiſe ſelbſt unmittelbar teil an dem Geſchäftsleben der Bevölkerung durch Einſetzung von Behörden, durch den Betrieb und die Verwaltung von Eiſenbahnen oder Bergwerken ꝛc., ſowie durch die Errichtung von Staats- oder Reichsbanken, welche ausſchließlich den Zweck haben, den Handelsverkehr im eigenen Gebiete zu erleichtern, zu unterſtützen und mit allen Kräften zu fördern.

Wie England, Frankreich, Rußland und die übrigen bedeutenderen Länder hat auch Deutſchland ſich eine derartige Staatsbank in der Deutſchen Reichsbank geſchaffen, welche in ihrer Art und Einrichtung ganz erheblich von denen anderer Staaten abweicht, in ihrem ſegensreichen Wirken aber mit ihnen rivaliſiert, wenn nicht dieſelben weit übertrifft.

Wie das neue Deutſche Reich aus dem Königreich Preußen entſtanden, ſo führt auch die Deutſche Reichsbank ihren Urſprung auf eine alte preußiſche Inſtitution, die Preußiſche Bank, zurück. Kein Geringerer als Friedrich der Große hat dieſe ins Leben gerufen. Dieſer Fürſt, der mit beiſpielloſer Energie und unfaßbarer Ausdauer all ſeine Feinde niederwarf, der Öſterreich, Frankreich, Rußland demütigte und den beſiegten Großmächten mit dem Schwert ſeine Bedingungen vorſchrieb, der in blutigem Ringen ſeinem Lande die herrlichſten Provinzen erſtritt und das kleine Preußen zur Weltmacht erhob, dieſer Fürſt war ein ebenſo weiſer Regent als gewaltiger Krieger. Nur durch die größten und unerhörteſten Opfer ſeines Volkes hatte er dieſe herrlichen Erfolge erzielen können, und als er den blutigen Lorbeer mit der Friedenspalme tauſchte, war es ſein erſtes und einziges Streben, die ſchweren Wunden zu heilen, die der grauſame Krieg geſchlagen. Er öffnete die Magazine, verteilte deren Vorräte, erließ die Steuern und ſchuf durch Anlage von Kanälen verſumpfte, unbewohnbare Länderſtrecken in blühende Landſchaften um. Sein ganz beſonderes Augenmerk aber wandte er dem Handel zu. Die vielen und langwierigen Kriege hatten enorme Summen verſchlungen; das Geld cirkulierte ſpärlich, und der Handel krankte an fehlendem Kapital. Dieſem Übelſtande ſuchte der König durch Errichtung der Seehandlung, der ſogenannten Landſchaftsbanken, ſowie im Jahre 1765 durch Gründung einer Giro- und Leihbank zu Berlin und Breslau abzuhelfen, aus welch letzterer ſich die Königliche Bank und dann im Jahre 1846 die Preußiſche Bank bildete.

Friedrich II. ſtellte dem von ihm geſchaffenen Staatskreditinſtitut für die erſte Zeit ein Stammkapital von acht Millionen Thalern aus dem königlichen Schatze zur Verfügung, ermächtigte dasſelbe zur Annahme von gerichtlichen Depoſitengeldern, ſowie zur Emiſſion von Banknoten, welche von allen königlichen Kaſſen in Zahlung genommen werden mußten. Seine Gründung bewährte ſich ganz vorzüglich, bis beim Beginn dieſes Jahrhunderts die ſchwere Prüfungszeit des erſten napoleoniſchen Kaiſerreiches über das deutſche Vaterland hereinbrach. Als in ſeinem Siegeslaufe der wilde Korſe alles niedertrat und das unglückliche Preußen völlig zu Boden ſchmetterte, unterlag auch die Bank dem nationalen Unglück. Sie hatte bedeutende Kapitalien in den öſtlichen Provinzen auf Hypotheken ausgeliehen, welche ſchwer zu realiſieren waren, ſo daß ſie die verzinslich bei ihr angelegten Gelder nicht ſofort zurückzahlen konnte. Während dieſer Zeit war die Bank gewiſſermaßen ſiſtiert und unter

das Finanzministerium gestellt. Nachdem aber die deutschen Völkerschaften das französische Joch abgeschüttelt hatten, nahm auch die Bank, nun unter einem besonderen Bankchef, ihre Thätigkeit in vollem Umfange wieder auf. Bald aber genügte bei der stetigen Zunahme von Handel und Verkehr die bis dahin bestehende Einrichtung derselben nicht mehr. Durch die Kabinettsorders und die Bankordnung vom Jahre 1846 wurde mit der Königlichen Bank eine bedeutende Umwandlung vorgenommen. Es wurde unter anderem ihr Betriebskapital ganz erheblich erweitert und dieselbe mit viel weitergehenden Privilegien ausgestattet, wie die gegenwärtige Deutsche Reichsbank sie besitzt. Sie erhielt später auch das Recht der unbeschränkten Notenemission, sowie die Aufgabe, Wechsel, Anweisungen und inländische Papiere zu diskontieren, zu kaufen und verkaufen, gegen Sicherheit Kredit und Darlehen zu erteilen, Wechsel und Geldanweisungen auszustellen, zu acceptieren und für Rechnung anderer einzuziehen, Geldkapitalien verzinsbar und unverzinsbar anzunehmen, edle Metalle zu kaufen und zu verkaufen, sowie Wertsachen in Verwaltung und Verwahrung zu nehmen. Der Centralsitz war Berlin, in den Provinzen befanden sich sogenannte Comptoire, Kommanditen und Agenturen. Der Vorgesetzte der Bank war der Handelsminister, dem ein Bankkuratorium zur Seite stand, welches den Präsidenten des Staatsministeriums, den Minister der Justiz, der Finanzen und des Handels, sowie ein vom König noch besonders ernanntes Mitglied umfaßte. Die Leitung lag ausschließlich in Händen des Hauptbank-Direktoriums, welches einen Präsidenten und fünf Mitglieder zählte. Die in 1875, dem letzten Jahre des Bestehens der Preußischen Bank, erzielten Umsätze bezifferten sich auf 17458067 Thaler bei einer Dividende von cirka 15 Prozent.

So war das Muster beschaffen, dem man die Deutsche Reichsbank nachgebildet hat. Leider ist es nur eine unvollkommene Nachbildung geblieben, der viel von der Kraft und Macht des alten Originals fehlt.

Als in den heißen Kämpfen der Jahre 1870/71 die getrennten deutschen Völker sich wiederfanden, sich eng zu einem großen Ganzen zusammenschlossen und als neu erstandene mächtige deutsche Nation den französischen Erbfeind zu Boden warfen, da lag es auf der Hand, daß nun auch die einzelnen, welche für das Wohl der Gesamtheit die schwersten Opfer gebracht hatten, berechtigt waren, an den Segnungen und Vorteilen zu partieipieren, welche ein großes einiges Reich ihnen bieten konnte. Die verbündeten Regierungen hatten lange schon die eminente Bedeutung der Preußischen Bank einesteils für die kommerzielle Entwickelung des Landes selbst, anderenteils für die Preußische Staatskasse erkannt und waren deshalb von dem lebhaften Wunsche beseelt, diese Vorteile nun auch dem gesamten neuen Staatswesen, dem ganzen Reiche zu verschaffen. Von diesen Motiven geleitet, faßte am 20. Mai 1873 der Reichstag eine Resolution, worin der Reichskanzler aufgefordert wurde: „baldmöglichst ein Gesetz über das Bankwesen vorzulegen, durch welches die Cirkulation nicht mit Metall gedeckter Noten reguliert und begrenzt, über die Befugnis zur Ausgabe vollgedeckter Noten Bestimmung getroffen und die Frage, ob und unter welchen Bedingungen eine Reichsbank errichtet werden soll, entschieden werde." Darauf hin ging dem Reichstag im November 1874 der „Entwurf eines Bankgesetzes" zu, der, ohne der späteren Errichtung einer Reichsbank zu präjudicieren, selbst noch keinerlei Bestimmungen über eine solche enthielt. Die Gründe, welche die Regierung veranlaßt hatten, die in der Resolution angeregte Frage nach Errichtung der Reichsbank zur Zeit wenigstens im verneinenden Sinne zu beantworten, lagen, wie der Staatsminister Delbrück im Reichstage erklärte, in den erheblichen Schwierigkeiten, welche sich der richtigen Beantwortung hauptsächlich der drei Fragen entgegenstellten:

1) Welche Stellung soll die Reichsbank den übrigen Banken im Reiche gegenüber erhalten?

2) Soll ihr Grundkapital aus Staats- oder Privatmitteln, oder auch teils aus Staats- und teils aus Privatmitteln beschafft werden?

3) Auf welche Weise soll der preußische Staat für die Abtretung der Preußischen Bank entschädigt werden?

Denn darüber war man allgemein einig, daß die Errichtung einer Reichsbank nichts anderes als die Umwandlung der Preußischen Bank in eine solche bedeuten konnte. — Doch der Reichstag hielt die angeführten Schwierigkeiten nicht für so unüberwindlich, um nicht die sofortige Errichtung einer Reichsbank zu befürworten, da das Bedürfnis nach einer das ganze Reich umfassenden Centralbank zu intensiv und dringend sei. Als nun gleich in der ersten Sitzung, in welcher der Regierungsentwurf zur Beratung stand, sich unter Führung des Abgeordneten Lasker die überwiegende Mehrheit des Reichstags für die sofortige Errichtung einer Reichsbank aussprach, gab die Regierung ihre Bedenken auf und erklärte in der Kommission, daß sie bereit sei, schon jetzt auf die Errichtung eines centralen Bankinstitutes für Deutschland einzugehen. Die gewählte Kommission ging unverzüglich an die Arbeit und erledigte in einundzwanzig Sitzungen ihre Aufgabe. Im Januar 1875 fand die dreimalige Lesung sowie die Annahme des Gesetzes statt, und am 14. März desselben Jahres erhielt das sogenannte „Bankgesetz" die kaiserliche Genehmigung.

Der Hauptzweck des Bankgesetzes sollte sein, das Banknotenwesen zu regeln, insbesondere den übermäßigen Banknotenumlauf einzuschränken. Nicht weniger als dreiunddreißig Banken befanden sich im Jahre 1875 in Deutschland im Besitze der Befugnis zur Ausgabe von Banknoten, und die meisten von ihnen machten von dieser Befugnis in rücksichtslosester Weise Gebrauch. Es bestand eine Reihe von Banken mit ganz unbeschränkter Notenemission, eine Reihe von Banken, deren Notenausgabebefugnis zwar begrenzt, aber so weit gezogen war, daß sie der unbeschränkten ziemlich gleich kam, und schließlich eine Anzahl von Banken, deren Notenemission entweder auf den Betrag des eingezahlten Grundkapitals oder auf eine diesem Betrage nahe kommende Summe beschränkt war. Der ganze deutsche Markt, insbesondere der Kleinverkehr, wurde mit diesen papierenen Zahlungsmitteln völlig überschwemmt, so daß eine Reform des Banknotenwesens eine unabweisbare Notwendigkeit schien. Das Bankgesetz suchte den Übelständen hauptsächlich durch die drei Bestimmungen über die Größe des Betrages der Banknoten, über deren Umlaufsfähigkeit und durch die Notensteuer, die indirekte Kontingentierung, zu begegnen. Fünfzehn Banken verzichteten sofort nach Erlaß des Gesetzes auf das Recht der Notenausgabe, und im Laufe der Jahre sind diesen noch weitere gefolgt, während andere einen Kompromiß mit der Regierung schlossen. Gegenwärtig besitzen nur noch siebzehn Banken das Recht der Notenemission.

Der eigentliche Kernpunkt des Bankgesetzes jedoch liegt in den Paragraphen 12 bis 41, welche die Bestimmungen über die Errichtung der Deutschen Reichsbank erhalten. Diese Paragraphen begrenzen scharf den Rahmen der Geschäftsthätigkeit der „Reichsbank", setzen deren Grundkapital auf 120000000 Mark fest und enthalten die Vorschriften bezüglich der Notendeckung und Gewinnverteilung. Es wird die dem Reiche zustehende Aufsicht in die Hände eines vom Kaiser und Bundesrat zu ernennenden Bankkuratoriums gelegt und die Leitung der Reichsbank dem Reichskanzler und unter diesem dem Reichsbank-Direktorium übertragen. Den Anteilseignern wird eine Beteiligung an der Verwaltung der Bank durch die Generalversammlung sowie durch den Centralausschuß und dessen drei Deputierte eingeräumt. Auf Anordnung des Bundesrats sind an größeren Handelsplätzen Reichsbankhauptstellen zu errich-

ten, an denen die Anteilseigner durch den Bezirksausschuß vertreten werden. Bei einer von seiten des Reiches auf kaiserliche Anordnung eventuell zu bestimmenden Aufhebung der Reichsbank fällt deren Reservefonds je zur Hälfte an die Anteilseigner und das Reich.

Nachdem somit durch das Bankgesetz die allgemeinen Grundzüge festgestellt waren, welche den geschäftlichen Wirkungskreis der Reichsbank, ihre äußere und innere Einrichtung im großen und ganzen bestimmten, waren damit die beiden ersten Hauptbedenken der preußischen Regierung beseitigt, welche sich auf die Stellung der neuen Bank und ihren Betriebsfonds bezogen, und es blieb nur noch die Erledigung der dritten, äußerst difficilen Frage übrig, wie der preußische Staat für die Abtretung der Preußischen Bank, seines so einträglichen Besitztums, angemessen zu entschädigen sei. Doch auch diese Schwierigkeit wurde durch das Gesetz vom 27. März und den Vertrag zwischen Preußen und dem Deutschen Reiche vom 18. Mai 1875 gelöst. Es wurde hierdurch in der Hauptsache bestimmt, daß Preußen gegen Zurückempfang seines Einschußkapitals von 5720400 Mark und der Hälfte des vorhandenen Reservefonds mit 9000000 Mark, sowie einer Entschädigung von cirka 15000000 Mark zum 1. Januar 1876 auf alle seine Rechte an die bisherige Preußische Bank verzichte. — Die Reichsbank übernahm dagegen sämtliche Rechte und Verpflichtungen ihrer Vorgängerin, zu welch letzterer auch diejenige gehört, bis zum Jahre 1925 jährlich, in halbjährlichen Raten, 1865730 Mark an den preußischen Staat für dessen Staatsanleihe vom Jahre 1856 zu zahlen. Die Grundstücke wurden im Wert von cirka 12500000 Mark übernommen, und die ehemaligen preußischen Beamten traten unter Beibehaltung ihres Ranges, ihrer Anciennität und ihres Diensteinkommens in den Reichsdienst als Reichsbeamte über. Den bisherigen Anteilseignern der Preußischen Bank wurde es bei der Umwandlung freigestellt, entweder die bare Auszahlung ihres Anteils nebst der zugehörigen Quote des Reservefonds zu verlangen oder dafür Anteilsscheine der Reichsbank über den gleichen Nominalbetrag zu fordern.

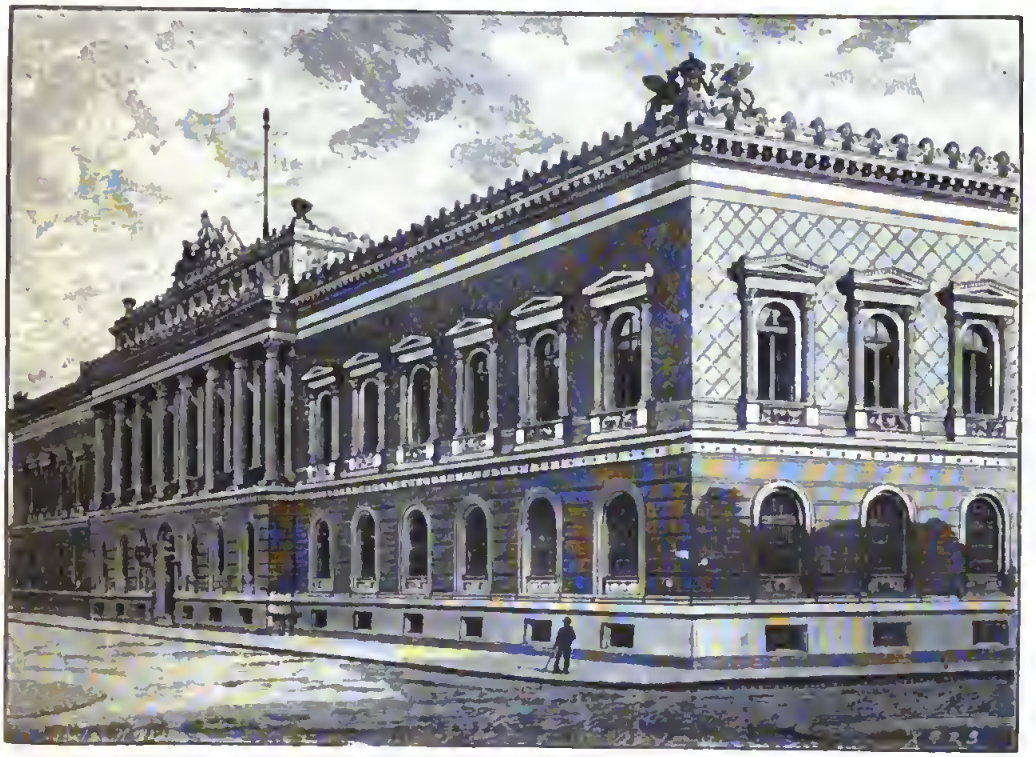
Wenige Tage, nachdem der Vertrag zwischen Preußen und dem Deutschen Reiche bezüglich Abtretung der Preußischen Bank geschlossen war, erschien schon das vom Kaiser auf Grund des Bankgesetzes erlassene „Statut der Reichsbank", welches insbesondere das Verhältnis der Anteilseigner zum Reich resp. der Reichsbank regelte und außerdem die genaueren Vorschriften bezüglich der Generalversammlungen, der Jahresbilanz und Dividenden ꝛc. enthielt.

Interessant ist, daß bei allen diesen Gesetzen und Erlassen stets von Anteilsscheinen, niemals von Aktien der Reichsbank die Rede ist; und in der That, obgleich die Definition des allgemeinen deutschen Handelsgesetzes auf die Reichsbank paßt, ist dieselbe doch keine Aktiengesellschaft im eigentlichen Sinne und daher den für derartige Unternehmungen erlassenen oder zu erlassenden Gesetzen nicht unterworfen.

So ist denn mit dem 1. Januar 1876 die Deutsche Reichsbank ins Leben getreten. Zwar sagt der Paragraph 41 des Bankgesetzes: „Das Reich behält sich das Recht vor, zuerst vom 1. Januar 1891, alsdann aber von zehn zu zehn Jahren nach vorausgegangener einjähriger Ankündigung entweder a) die auf Grund dieses Gesetzes errichtete Reichsbank aufzuheben und die Grundstücke derselben gegen Erstattung des Buchwertes zu erwerben, oder b) die sämtlichen Anteile der Reichsbank zum Nennwerte zu erwerben," doch ist derselbe nur der Ausdruck einer weisen Vorsicht für den Fall, daß einerseits der Gewinn überhaupt nicht den Erwartungen entsprechen, andererseits die den Anteilseignern zufallende Gewinnquote eine ganz unverhältnismäßig hohe werden und auf diese Weise dem Reiche der Nutzen entgehen sollte, der demselben für seine Leitung und Privilegien zukommt.

Im Gegensatz zu den Staatsbanken anderer Länder, im Gegensatz zu der ehemaligen Preußischen Bank sind die Betriebsfonds der Reichsbank ausschließlich aus Privatmitteln zusammengebracht, indem 40000 Anteilsscheine à 3000 Mark deren Grundkapital von 120000000 Mark bilden. Diese Anteilsscheine lauten auf Namen und werden bei einem Verkauf durch das Giro des bisherigen Besitzers auf der Rückseite weitergegeben. Außerdem sind dieselben in den Stammbüchern der Reichshauptbank eingetragen, und ein jeder Inhaberwechsel muß dort angemeldet und vermerkt werden, da im Verhältnis zu der Reichsbank nur derjenige als Anteilseigner angesehen wird, welcher als solcher in den Stammbüchern eingetragen ist. Nur dieser kann im Fall eines Verlustes den Antrag auf Amortisation stellen, und nur dieser ist in den Generalversammlungen stimmberechtigt.

Die Generalversammlung findet im Monat März jeden Jahres zu Berlin statt, kann aber auch jederzeit außerordentlich berufen werden. Die bezüglichen öffentlichen Bekanntmachungen werden vom Reichskanzler erlassen, welcher auch in den Versammlungen den Vorsitz führt oder in Behinderungsfällen sich durch den Präsidenten des Reichsbank-Direktoriums vertreten läßt. Die Generalversammlung empfängt jährlich den Verwaltungsbericht nebst der Bilanz und Gewinnberechnung, wählt die Mitglieder des Centralausschusses und entscheidet über



Das Reichsbankgebäude in Berlin.

wichtige Fragen, wenn diese in der Berufung ausdrücklich erwähnt waren.

Der Centralausschuß vertritt die Interessen der Gesamtheit der Anteilseigner gegenüber der Verwaltung. Er tritt unter Vorsitz des Reichsbank-Präsidenten monatlich mindestens einmal zusammen und wählt aus seiner Mitte drei Deputierte, welche berechtigt sind, allen Sitzungen des Reichsbank-Direktoriums mit beratender Stimme beizuwohnen, sowie in den Geschäftsstunden vom Gange der Geschäfte Kenntnis zu nehmen, die Bücher und Portefeuilles der Bank ein-

zusehen und bei den Revisionen zugegen zu sein. Ähnliche Befugnisse haben bei den Reichsbank-Hauptstellen die Beigeordneten der Bezirksausschüsse, welch letztere von den im Bezirke einer Hauptstelle befindlichen Anteilseignern den beiden Vorstandsbeamten als Vertreter ihrer Ansprüche zur Seite gestellt werden.

Eine eigentliche direkte Einwirkung auf die Geschäftsleitung der Reichsbank steht, abgesehen von der lediglich nominellen in der Generalversammlung, den Anteilseignern nicht zu; dieselbe liegt vielmehr ausschließlich in den Händen des Reichsbank-Direktoriums, welches aus einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Mitgliedern (zur Zeit sechs) besteht. Das Direktorium, dessen Mitglieder vom Kaiser auf Lebenszeit ernannt werden, hat allen gesetzmäßigen Vorschriften des Reichskanzlers unbedingt Folge zu leisten, faßt im übrigen jedoch seine Beschlüsse nach Stimmenmehrheit. Der Sitz desselben und damit der Centralsitz der ganzen Reichsbank ist in Berlin. Das übrige Reich ist in sogenannte Verwaltungsbezirke geteilt, von denen jeder einer Reichsbank-Hauptstelle oder Reichsbankstelle zugewiesen ist, in deren Bezirken wieder von denselben abhängige Reichsbank-Kommanditen, Reichsbank-Nebenstellen und Warendepots sich befinden. Die Hauptstellen und Bankstellen sind selbständige, einander koordinierte Bankanstalten, werden je von zwei verantwortlichen Vorstandsbeamten geleitet und sind dem Reichsbank-Direktorium direkt untergeordnet, während die übrigen teils von Bankbeamten, teils aber auch von daselbst ansässigen geeigneten Persönlichkeiten verwaltet werden und von der vorgesetzten Hauptstelle oder Bankstelle ressortieren.

Zur Zeit bestehen im Deutschen Reiche 61 selbständige Bankanstalten, nämlich 17 Hauptstellen und 44 Bankstellen, sowie außerdem 158 Nebenstellen einschließlich der Warendepots (Plätze, an denen nur Lombardgeschäfte gemacht werden), also insgesamt 219 Orte, an denen sich Niederlassungen der Reichsbank befinden.

Die Unterschrift des Reichsbank-Direktoriums oder einer selbständigen Bankanstalt ist für die Reichsbank verpflichtend, doch können Klagen gegen die Provinzialanstalten bei dem betreffenden Ortsgericht erhoben werden. Damit es diesen aber nicht an juristischem Rat und Beistand fehle, steht den Direktoren einer Hauptstelle ein vom Kaiser ernannter Kommissarius und einer Bankstelle ein vom Präsidenten erwählter Justitiarius zur Seite, für welche Stellungen gewöhnlich nur ältere, erfahrene Juristen in höheren staatlichen Stellungen in Vorschlag gebracht werden.

Gewiß ist die große Mühe und Sorgsamkeit nicht zu verkennen, die sowohl auf die äußere Form wie die innere Gestaltung der Reichsbank verwendet worden ist. Nimmt man hierzu die Geschäftsanweisungen und Verfügungen für den inneren Dienst, die strikten Instruktionen für die Beamten, sowie die detaillierte und doch so einfache Buchführung, so kann man nicht umhin, zuzugestehen, daß die innere Einrichtung der Reichsbank nach jeder Richtung hin eine ganz vorzügliche, fast unübertreffliche ist.

Wenn nun aber von maßgebender Stelle hierauf eine solche Sorgfalt verwendet wurde, wenn man schon den Apparat, mit dem man zu arbeiten gedachte, so behutsam und sinnreich konstruierte — mit welcher Vorsicht, mit welcher Überlegung mag man da den Stoff, die Materie behandelt und bearbeitet haben, die diese Maschine speisen, all die Hoffnungen und Erwartungen, welche der Staat, welche das Privatkapital auf dieselbe setzte, rechtfertigen und erfüllen sollte! In der That: die Art und Weise, wie die Reichsbank, ihrer Bestimmung entsprechend, dem Handel, der Industrie entgegenkommt, wie sie ihre Geschäfte betreibt, kann nur einen jeden mit erneuter Hochachtung erfüllen. Sie tritt nicht als Konkurrentin auf im Weltverkehr oder auf dem europäischen Handelsmarkte, sie sucht nicht ihre Macht zu zeigen im Wettbewerb mit anderen deutschen Banken,

die sie bald erdrücken würde, sondern im Vollbewußtsein ihrer garantierten Rechte und Privilegien drängt die Reichsbank sich niemals zu irgend einer geschäftlichen Transaktion, sondern wartet ruhig, bis man sie in Anspruch nimmt. Sie ist der unversiegbare Quell, aus welchem durch Vermittelung der Privatbanken und des unternehmungslustigen Privatkapitals dem deutschen Handel immer wieder neuer Lebensmut, neue materielle Hilfe zufließt.

Leider hat, im Vergleich zur ehemaligen Preußischen Bank, das Reichsbankstatut die Adern, durch welche dieses am leichtesten geschehen konnte, bei der Reichsbank arg unterbunden. Denn während es ihrer Vorgängerin gestattet war, ganz unbeschränkt nach Bedürfnis Noten zu emittieren, Wechsel auszustellen und zu acceptieren, Gelder verzinslich anzunehmen u. s. w., kommt dieses alles bei der Reichsbank in Wegfall, so daß es nur der hochgenialen Leitung des jetzigen Institutes zu danken ist, wenn dasselbe in mehr wie genügender Weise den sich geltend machenden Bedürfnissen bislang stets hat Rechnung tragen können.

Naturgemäß ist die Form, in welcher dieses geschah und geschieht, die des Bankgeschäftes überhaupt, wenngleich selbstverständlich ein Staatsinstitut sich nicht mit allen Zweigen desselben befassen kann und für seinen Geschäftsverkehr wieder besondere Forderungen und Bedingungen stellen muß.

Die Hauptpunkte des Geschäftsbetriebes erstrecken sich auf:

1) die Diskontierung von Wechseln, Effekten ꝛc.;
2) das Lombardgeschäft;
3) den Giroverkehr;
4) den Ein- und Auszahlungsverkehr;
5) das Einziehungsgeschäft;
6) das Effekten-Kommissionsgeschäft;
7) die Verwahrung und Verwaltung von Wertgegenständen.

Es ist wohl kaum zu leugnen, daß die Diskontierung von Wechseln die volkswirtschaftlich am wohlthätigsten wirkende und für den Bankbetrieb geeignetste Geschäftsart ist, indem einesteils dem Produzenten auf diese Weise am leichtesten die Wege erschlossen werden, seinen Kredit auszunutzen und sich stets wieder von neuem die erforderlichen Betriebsmittel zu verschaffen, während anderenteils die Diskontierung der Wechsel bei genügender Sicherheit für den Kreditgeber eine sehr einfache und gewinnbringende Transaktion ist. Daher hat auch die Reichsbank auf die Förderung dieses Geschäftszweiges stets ihr besonderes Augenmerk gerichtet und kommt bei diesem dem kreditsuchenden Handel ganz außerordentlich entgegen. Sie läßt sich sogar bereit finden, unter dem amtlich von ihr veröffentlichten Diskontsatze, zu dem sogenannten Privatdiskont, Wechsel zu diskontieren, sobald sich das Bedürfnis dafür geltend macht, doch müssen derartige Appoints naturgemäß ihr die denkbar größte Sicherheit und durch eine längere Laufzeit auch den entsprechenden Gewinn gewähren. Die Bankanstalten sind nur ermächtigt, derartige Wechsel zum Privatdiskont mit der Unterschrift von Firmen ersten Ranges zu kaufen, wenn überdies die Abschnitte über mindestens 3000 Mark lauten und erst nach sechs Wochen verfallen. Sämtliche Wechsel ohne Unterschied dürfen nicht länger als drei Monate und nicht kürzer als vier resp. zehn Tage laufen, und im letzteren Falle ist bei den einzelnen Appoints ein Minimaldiskont von sechzig Pfennig in Abzug zu bringen. Man unterscheidet Platz- und Rimessenwechsel. Die ersteren sind innerhalb des Bezirks der diskontierenden, die letzteren an einem anderen Bankplatze zahlbar. Jede dieser Gattungen ist mit einer separaten Nota einzureichen, die von dem Diskontanten selbst oder dessen bei der Bank Bevollmächtigten eigenhändig unterschrieben sein muß. Beim Ankauf der Wechsel ist die Revision derselben seitens der Bank bezüglich der Anforderungen der Wechselordnung und des Stempelgesetzes eine sehr eingehende. Korrekturen oder Rasuren im Wechselkontext machen das Appoint zum Ankauf unge-

eignet, ebenso sind zerrissene und wieder zusammengeklebte Wechsel — und sogenannte Anweisungen überhaupt — zum Diskont auf keinen Fall zulässig, ebenfalls werden Wechsel, welche auf „Marken" oder „Reichsmarken" lauten, nicht angekauft, gleichwie diejenigen mit den Vermerken „Mark oder Wert" oder „Sorten nach Kurs" ꝛc. Sämtliche Wechsel müssen in deutscher Währung ausgestellt oder auf Grund eines im Wechsel selbst angegebenen Kurses umgerechnet sein und voll, nicht in Blanko, an die Bankanstalt des Zahlungsortes giriert werden. Jedes Appoint muß mindestens zwei der Bank als zahlungsfähig bekannte Unterschriften tragen, und ein jeder Platzwechsel muß vor der Begebung acceptiert sein.

Nicht allein auf deutsche Bankplätze kauft die Reichsbank Wechsel, sondern auch Devisen auf ausländische Hauptplätze, welche nach Berliner Usance und Kurs für kurze und lange Sicht gehandelt werden. Zur Zeit nimmt die Bank Kambien auf die Hauptplätze (sowie unter entsprechenden Modifikationen auch auf einige bestimmte Nebenplätze) von England, Frankreich, Belgien, Holland, Italien, Dänemark, Schweden, Norwegen und die Schweiz. Dieselben werden zum Berliner Kurs zuzüglich einer Provision von 1 ‰ in börsenmäßigen Beträgen abgenommen. Die von der Bank auf diese Weise erworbenen fremden Devisen verbleiben im Durchschnitt bis kurz vor Verfall in den Portefeuilles derselben, um dann durch ihre auswärtigen Korrespondenten eingezogen zu werden. Doch können auf diesbezügliche Anträge von diesen Kambien auch einzelne Abschnitte in Beträgen, wie sie gerade bei der Hauptbank vorhanden, wieder in kurzer, längstens vierzehntägiger Sicht unter Berechnung von ½ ‰ abgegeben werden.

Doch nicht nur auf Wechsel beschränkt sich das Diskontgeschäft, sondern auch Effekten kommen in seinen Bereich. Es werden nämlich Schuldverschreibungen des Deutschen Reiches und der deutschen Bundesstaaten oder inländischer kommunaler Korporationen, welche innerhalb drei Monaten mit ihrem Nennwert fällig sind (seien sie gekündigt oder ausgelost), genau wie Wechsel diskontiert. Zu dieser Kategorie werden auch die Steuerexport-Bonifikationsscheine (für Zucker, Spiritus ꝛc.) gezählt, welche von der Reichsbank sogar zum Privatdiskont und selbst mit einer längeren Laufzeit als drei Monate genommen werden.

Während bei dem Wechsel-Diskontgeschäft die Kreditgewährung eine ausschließliche Vertrauenssache ist, indem die Reichsbank von keinem, den sie zum Diskont zugelassen, Sicherheiten irgend welcher Art nimmt oder verlangt, sichert dieselbe sich beim Lombardverkehr in ausgiebigster Weise und macht derartige Geschäfte unterschiedslos mit einem jeden, welcher ihr entsprechendes Unterpfand zu stellen im stande ist. Wegen ihrer relativ leichten Verkäuflichkeit, der geringen Räumerfordernis für ihre Aufbewahrung, sowie der im allgemeinen leichten Schätzbarkeit ihres Wertes sind vorzugsweise Effekten zur Verpfändung geeignet, während der Warenlombard mehr Formalitäten erfordert, sowie stets mehr Schwierigkeiten und Umstände verursacht. Je nach dem Grade ihrer Sicherheit werden die von der Reichsbank zum Lombardverkehr zugelassenen Wertpapiere entweder zur Hälfte oder bis zu dreiviertel ihres Kurswertes beliehen. Bei den Schuldverschreibungen des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten werden die Darlehen ein halb Prozent unter dem offiziellen Lombardzinsfuß gewährt, um durch derartige Bevorzugungen die deutschen Kapitalisten immer mehr daran zu gewöhnen, ihr Geld in deutschen statt ausländischen Fonds anzulegen. Neben Effekten sind auch die oben erwähnten Steuerscheine, sowie edle Metalle und Wechsel zur Verpfändung geeignet; letztere sobald sie nicht länger als drei Monate laufen und mindestens zwei gute Unterschriften tragen. Waren in größeren Quantitäten dürfen nur dann beliehen werden, wenn sie von guter Beschaffenheit, dem Verderben nicht leicht ausgesetzt

sind, sowie an dem Domizilort der Bankanstalt respektive nicht allzuweit entfernt lagern.

Von dem Darlehnsnehmer ist sowohl von Effekten wie von Waren ein specielles Verzeichnis, eine Specifikation, über das Unterpfand einzureichen und zu unterschreiben. Demselben wird über das Unterpfand ein Pfandschein ausgestellt, wogegen er auf einer besonderen Quittung den Empfang des Barbetrages zu bescheinigen hat. Das Darlehen kann ohne Kündigung täglich zurückgezahlt und zurückgefordert werden. Gerät der Schuldner mit der Rückzahlung in Verzug oder bleiben die Zinsen rückständig, so ist die Reichsbank, selbst Gerichten und Konkursmassen gegenüber, berechtigt, das Pfand in ihrem Interesse verkaufen zu lassen.

Das ganze Geschäftsleben, der ganze Geschäftsverkehr der Reichsbank konzentriert sich mehr und mehr in dem Girogeschäft, das in kurzer Zeit sich zu ungeahnter Größe emporgeschwungen hat. Die Institution des Giroverkehrs ist dem Handelsstande schon seit Jahrhunderten bekannt. Es ist der Kreisverkehr des Geldes zwischen bestimmten Kaufleuten und Banken, welche sich dahin geeinigt, durch Ab- und Zuschreiben auf ihren Konten bei einer Centralstelle den Zeitaufwand und die Kosten zu verringern, die unvermeidlich mit dem Umsatz und der wirklichen baren Auszahlung größerer Beträge verbunden sind. Je mehr der Handel sich ausdehnte, je größere Summen die Industrie verschlang und wiedergab, desto mehr war man auf die rationelle Entwickelung des Girosystems angewiesen, mit dessen Hilfe man in seiner durch die deutsche Reichsbank vollendeten Form nunmehr in wenigen Augenblicken und wenigen Federzügen viele Millionen umzusetzen im stande ist. — Wenngleich die Reichsbank für den genialen Ausbau des Systems gewiß die vollste Anerkennung in Anspruch nehmen darf, so ist doch auch hier die Not, wie bei so vielen wichtigen Entdeckungen und Erfindungen, die unmittelbarste Ursache dieses segensreichen Schrittes gewesen. Wie oben angedeutet, wurden bei Umwandlung der Preußischen Bank in die Reichsbank der letzteren durch die plötzlichen großen Zahlungen an Preußen sehr bedeutende liquide Mittel entzogen, außerdem aber verlor dieselbe nicht allein das Privileg der Preußischen Bank, daß die gerichtlichen (Vormundschafts- und streitigen) Gelder, sowie diejenigen milder Stiftungen bei ihr belegt werden mußten, sondern sie wurde gezwungen, am 1. Januar 1876 auch erstere sofort mit mehr wie 96 Millionen Mark bar zurückzuzahlen, so daß sie ausschließlich auf ihr Grundkapital, 120 Millionen Mark, die ihr konzedierten 250 Millionen Mark steuerfreier Noten, sowie einen Reservefonds von cirka 12 Millionen Mark angewiesen war, Summen, die bei den heutigen Umsätzen des Weltverkehrs gewiß nicht einem Institut genügen konnten, das stets und unter allen Umständen den ununterbrochen steigenden Ansprüchen der mächtigen Industrie des ganzen Deutschen Reiches ein starker Rückhalt sein mußte.

Durch die geschickte und glückliche Lösung dieses außerordentlich schwierigen Problems hat die Bankverwaltung evident bewiesen, daß sie im vollsten Maße das Vertrauen verdient, welches die ganze Nation in dieselbe setzt. — Nachdem durch gründlichstes Studium und eine Reise nach England der Reichsbank-Präsident Excellenz v. Dechend die Überzeugung gewonnen, daß eine einfache Adoptierung des englischen Checksystems für unsere Verhältnisse unbedingt nicht geeignet sei, ging man dazu über, kostenfreie Übertragungen für die Girokonteninhaber auf jeden Bankplatz in Deutschland zuzulassen. Dadurch ist das ganze Reich *ein* Giroplatz geworden, auf welchem zwischen den Girokunden der Reichsbank die Zahlungen durch bloße Überschreibungen auf den Konten ausgeglichen werden können.

Der Giroverkehr ist für alle Klassen, ob Kaufmann oder Rentier, ob Anstalt oder Behörde u. s. w., gleichmäßig eingerichtet, nur muß stets auf dem betreffenden Konto ein dem Maß der Benutzung

entsprechendes Guthaben gehalten werden. Die das Konto passiereuden Gelder werden vollständig spesenfrei verwaltet, aber nicht verzinst. Dadurch findet die Bank das Äquivalent für die riesige Mühewaltung, sowie für die durch den Giroverkehr entstehenden bedeutenden Kosten. — Wie schnell der Handel die sich ihm bietenden Vorteile erkannt hat und wie derselbe sie ausnutzt, erhellt am besten daraus, daß im Jahre 1876 der tägliche Durchschnittssaldo aller Konten eirka 70 Millionen und bei stetiger Progression im letzten Jahre bereits eirka 156 Millionen Mark betrug. — Über sein Guthaben verfügt der Konteninhaber durch weiße und rote Checks, von denen die ersteren zu baren Abhebungen, die letzteren zu Übertragungen auf andere Konten an demselben oder einem auswärtigen Platze dienen. Ist derselbe aus Wechseln zu Zahlungen verpflichtet, so sind diese entweder bei der Reichsbank selbst oder einem anderen Hause, welches mit der Bank in täglicher Abrechnung steht, zu Lasten des Girokontos zahlbar zu machen. Diese Einrichtung hat im Jahre 1883 in Berlin, Frankfurt a. M., Stuttgart, Köln, Leipzig, Dresden und Hamburg (denen 1884 noch Bremen und Breslau hinzutraten) die sogenannten Abrechnungsstellen nach dem Muster des englischen clearing house ins Leben gerufen, bei denen die betreffenden Mitglieder, vor allem die großen Banken, ihre Forderungen gegenseitig verrechnen. Im Dezember 1883 allein beliefen sich die bei den Abrechnungsstellen verrechneten Gesamtbeträge auf 890 Millionen Mark.

Für ihre Girokunden besorgt die Bank auch die Einholung von Wechselaccepten, sowie die Abhebung von Originalwechseln und übernimmt auch in deren Interesse das Inkasso von Wechseln, Checks, Anweisungen oder Rechnungen. Die große Wichtigkeit und der Nutzen des Girosystems für den Kleinverkehr liegt indessen insbesondere in der Einrichtung, daß es Nichtkonteninhabern gestattet ist, gegen eine geringe Provision (zehn Pfennig für je 1000 Mark) auf andere Girokonten einzuzahlen. Die rapide Zunahme dieses Geschäftszweiges spricht am besten für das Bedürfnis. Während 1876 nur 133 Millionen auf fremde Girokonten bar eingezahlt wurden, sind im vorigen Jahre auf diese Weise 1 Milliarde 219 Millionen vereinnahmt. Durch rote Cheks am Platze und nach auswärts wurden in 1884 eirka 17 Milliarden übertragen. Der Gesamtumsatz des vorigen Jahres auf Girokonto betrug eirka 53 Milliarden Mark.

In keinem Vergleich zu den gewaltigen Summen, welche auf Girokonto umgesetzt werden, stehen die Beträge, welche im Ein- und Auszahlungsgeschäft umgehen. Dieser wird durch das Girosystem gewissermaßen verdrängt und vervollkommnet ersetzt. Während 1876 noch 17416 Stück Zahlungsanweisungen über eirka 197 Millionen Mark ausgefertigt wurden, sind 1884 nur mehr 5013 Stück über eirka 37 Millionen abgegeben. Der Ein- und Auszahlungsverkehr ist der Weg vermittels der Reichsbank an Personen, welche in anderen Bankplätzen wohnen und kein Girokonto haben, gegen eine geringe Vergütung von $^1/_{20}$ ‰ Geldsummen jeglichen Betrages zur Auszahlung zu bringen und somit bei größeren Summen die bedeutenden Portospesen zu ersparen. Dieses kann auch gegen die gleiche Provision durch die von der Bank auszustellenden Bankanweisungen auf alle selbständigen Bankanstalten geschehen, doch fallen hierbei dem Auftraggeber die wechselmäßigen Stempelkosten der betreffenden Anweisung zur Last. — Accreditive oder Kreditbriefe, auf welche bei allen Anstalten die erforderlichen Summen nach Wunsch erhoben werden können, werden von der Reichsbank nur selten verlangt, da das Privatgeschäft sich vorzugsweise mit der Kultivierung dieses Geschäftszweiges befaßt. Ebenso steht auch die Reichsbank, um selbst den Schein der Konkurrenz mit dem Privatkapital zu meiden, bei dem einträglichen und gewinnbringenden Effektengeschäft, dem An-

und Verkauf von Wertpapieren, zurück, indem dieselbe einen Kaufauftrag auf Effekten erst dann ausführt, wenn die bezüglichen Beträge vorher bei ihr bar eingezahlt oder bankmäßig sicher gestellt, einen Verkaufsauftrag erst dann, wenn die zu verkaufenden Papiere ihr eingeliefert und in Ordnung befunden sind. Beim Ankauf sowohl wie beim Verkauf von Effekten wird außer dem Porto und den sonstigen Auslagen eine Provision von $^1/_6$% berechnet, welche sich auf $^1/_8$% reduziert, sobald die betreffenden Effekten dem Comptoir der Reichshauptbank für Wertpapiere zu Berlin in Verwaltung und Verwahrung gegeben werden oder waren.

Indessen beschränkt sich das Kommissionsgeschäft der Reichsbank nicht ausschließlich auf den Effektenhandel, sondern sie übernimmt auch für fremde Rechnung die Einziehung von Wechseln, Anweisungen, Coupons und Wertpapieren aller Art, wenn diese an einem Bankplatze zahlbar sind. Die zur Einziehung eingereichten Wechsel, die sogenannten Kommissionswechsel, dürfen keine längere als eine vierzehntägige Laufzeit haben. Im Falle der Nichtzahlung wird ohne Rücksicht auf die Höhe des Betrages auf dieselben außer den entstandenen Kosten noch eine Provision von sechzig Pfennig in Anwendung gebracht.

Doch nicht allein das arbeitende Kapital, nicht allein denjenigen, welcher Geld oder Kredit bedarf und — verdient, unterstützt die Reichsbank ihrer Bestimmung gemäß nach Möglichkeit, sondern von der Sorge für den einzelnen, von der Sorge für den Nationalwohlstand geleitet, hat sie auch Vorkehrungen getroffen, dem einzelnen für sich und die Seinen zu erhalten, was er im Laufe eines arbeitsamen Lebens, voll der Mühe und Entbehrung, erworben und sich erspart hat. Sie bietet dem Besitzenden die Gelegenheit, unter ihrer Garantie entweder sein Vermögen als ein „Verschlossenes Depot" selbst zu verwalten oder in Form eines „Offenen Depots" es ihr zur Verwaltung und Verwahrung zu übergeben. — Verschlossene Depots, kleine oder große Pakete mit Namen versehen und ordentlich versiegelt, nimmt ohne Kenntnisnahme des Inhalts eine jede Bankanstalt zur Aufbewahrung in ihren Gewölben entgegen, und die Reichsbank haftet für einen allerdings kaum denkbaren Verlust derselben bis zum Wert von 5000 Mark gegen eine nach der räumlichen Größe des Depositums variierende Entschädigung von zehn bis dreißig Mark pro Jahr, wenn nicht ein höherer Betrag bei der Niederlegung deklariert worden ist. Wird ein solcher angegeben, so beträgt die Versicherungsprämie für jedes angefangene Tausend des über 5000 Mark hinaus deklarierten Mehrwertes fünfundzwanzig Pfennig pro Jahr. Für die Herausnahme aus den Tresors der Bank ist für ein innerhalb drei Tagen wieder einzuliefernde Depositum eine Zuschlagsgebühr von zwei Mark zu entrichten.

Werden jedoch der Bank Effekten zur Aufbewahrung und Verwaltung bei dem Comptoir der Reichshauptbank für Wertpapiere zu Berlin übergeben, so übernimmt dieselbe für die Sicherheit dieses offenen Depots nicht nur die volle Garantie, sondern auch die Bürgschaft für die richtige Verwaltung. Sie zieht unter anderem die fälligen Coupons ein und besorgt die neuen Zinsbogen, sie überwacht die Ziehung und Verlosungen der Wertpapiere und stellt spätestens acht Tage nach dem Eingang die bezüglichen Zinsbeträge dem Deponenten an der Kasse der von ihm bezeichneten Bankanstalt zur Verfügung oder sendet ihm dieselben auf Wunsch per Post zu. Außerdem übernimmt sie sämtliche Transaktionen, die durch Kauf, Verkauf, Tausch, Verlosung ꝛc. erforderlich werden.

Für die Verwaltung eines derartigen Depots kommen $^3/_{10}$‰, also dreißig Pfennig für 1000 Mark in Anrechnung, doch ist für jeden Depotschein, auch wenn derselbe über weniger als 1000 Mark lautet, mindestens eine Mark und für die Kontrolle etwaiger Lospapiere eine Extra-

gebühr von zehn Pfennig pro Stück und Jahr zu entrichten. Dem Deponenten wird ein auf Namen lautender Depotschein ausgehändigt, welcher nicht übertragbar ist. Mehrere Personen können gemeinschaftlich ein Depot niederlegen, auch können ausschließlich dritte zur Erhebung der Zinsen zeitweise oder lebenslänglich bezeichnet werden, welch letzteres namentlich für Vormünder, Kuratoren ꝛc. von hoher Wichtigkeit ist.

Auch in diesem Falle sprechen Zahlen wohl am deutlichsten für die Wichtigkeit, welche die besitzende Klasse dieser vorzüglichen Einrichtung beilegt, und für das Vertrauen, welches man derselben progressiv von Jahr zu Jahr mehr entgegenbringt. Denn während am 31. Dezember 1876 nur 31 501 offene Depots im Gesamtbetrage von 424 Millionen Mark in Berlin verwaltet wurden, betrugen am gleichen Datum des vorvergangenen Jahres dieselben 127 568 Stück im Betrage von 1 Milliarde 385 Millionen Mark.

Der Gesamtumsatz der Reichsbank bezifferte sich im Jahre 1884 auf 71 Milliarden 591 Millionen Mark — ein Betrag, dessen enorme Höhe am treffendsten die bedeutungsvolle Stellung dieses Institutes unseren gesamten Handelsverhältnissen gegenüber kennzeichnet. Diese Zahlen weisen evident das stetige Zusammengehen, die enge Verschmelzung der Reichsbank mit der heimischen Industrie nach und bekunden vor allem, daß dieselbe bislang nach jeder Richtung hin ihrer Bestimmung entsprochen und es verstanden hat, durch ihre kundige und gewissenhafte Geschäftsweise sich von Jahr zu Jahr mehr und mehr das Vertrauen sowie den Dank der ganzen Handelswelt zu erwerben. — Berücksichtigt man dabei die großen Schwierigkeiten, welche sich den ersten Lebensanfängen derselben entgegenstellten, bedenkt man die behutsame Vorsicht, mit der ununterbrochen bis zum heutigen Tage die leitende Oberbehörde über das Wohl und Gedeihen des großartigen Institutes wachte, und erinnert sich dann, daß die überraschenden, ungeahnten Erfolge im Laufe weniger Jahre erzielt worden sind, dann darf man in der That keine Besorgnisse mehr hegen für das Gedeihen und die fernere segensreiche Thätigkeit der Deutschen Reichsbank, denn bereits liegt ihre beste Bürgschaft für die Zukunft in ihrer — Vergangenheit.

Die Lorelei. Gemälde von Karl Begas dem Älteren.

Die Künſtlerfamilie Begas.

Von

Ludwig Pietſch.

I.

Die Beiſpiele der Vererbung eines großen ungewöhnlichen Talents vom Vater auf den Sohn ſind in der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften nicht eben häufig. Die Regel iſt im Gegenteil das Leerausgehen der Kinder von Genies in Bezug auf das geiſtige Erbe. Eine Ausnahme iſt es ſchon, wenn, wie wir es beſonders bei Maler- und Muſikerfamilien ſehen, einem tüchtigen Meiſter von mittlerer Begabung ein Sohn entſtammt, dem es gelingt, ſich in des Vaters Kunſt zum Ungemeinen aufzuſchwingen. Zu den allerſeltenſten Fällen aber gehört der, daß ein Mann von eminenter künſtleriſcher Schöpferkraft dieſelbe teils ähnlich, teils verſchieden geartet, aber in nicht geringerer Mächtigkeit, auf mehrere von ſeinen Kindern überträgt.

Auf dem Gebiet der bildenden Künſte haben wir in Deutſchland während unſeres Jahrhunderts dieſen Ausnahmefall beſonders in vier berühmten Künſtlerfami-

lien sich wiederholen sehen: in denen der Lessing, der Meyerheim, der Cauer und der Begas. Die letztgenannte ist nicht, wie die drei anderen, deutschen Ursprungs. Aber sie hat in Deutschland, in Berlin, feste Wurzeln geschlagen.

Die Söhne, in denen heute der Ruhm des Vaters, des Malers Professor Karl Begas, fortlebt, sind einer Verbindung entsprossen, welche die glücklichste und innigste Verschmelzung des romanischen und germanischen Elementes darstellt. War doch die Gattin jenes, einer ursprünglich spanischen Familie entstammenden Meisters ein so echter, so wahrhaft klassischer Typus deutscher Weiblichkeit, wie nur Gustav Freytags Ilse in der „Verlorenen Handschrift" an Seele und Erscheinung des edeln, von blondem Haar umrahmten Antlitzes und der hohen herrlichen Gestalt.

In der Familie hat sich die Tradition erhalten, daß der Name ursprünglich Vega geheißen habe und die Vorfahren aus Spanien in den Niederlanden eingewandert seien. Von dort sind Abkömmlinge derselben später in die deutsch-französischen niederrheinischen Grenzlande übersiedelt. Der spanische Name aber ist allmählich umgewandelt und französiert worden in Begas.

Karl ist zu Heinsberg in der Nähe von Aachen, wo sein Vater das Amt eines Rechtsanwalts bekleidete, am 30. September 1794 geboren. Gerade am Tage der Geburt des Knaben wurde die kleine befestigte Stadt von den Franzosen eingenommen und der junge Weltbürger mit dem Eintritt ins Leben ein Sohn der französischen Republik. In dem fünften Jahre des Knaben äußerte sich bereits seine Lust und seine Veranlagung wenigstens zum Zeichnen, indem er Pferde in überraschender Lebendigkeit darstellte. Drei Jahre später übersiedelte der Vater nach Köln, wohin er als Präsident des Tribunals berufen worden war. Dort empfing der Knabe in seinem neunten Jahre den ersten Unterricht im Zeichnen. Aber nur mit Widerstreben willigten die Eltern darein, ihn die Malerei als Lebensberuf wählen zu lassen. Schließlich indes manifestierten sich Neigung und Talent zu entschieden in dem Knaben, um ihn davon zurückzuhalten. In seinem achtzehnten Jahre ließ man ihn nach Paris gehen, um dort in dem berühmten und meist besuchten Atelier des Barons Gros, des Malers der heroischen Epopöe des Kaiserreichs, seine Kunst zu studieren. In der damals wirklichen „Hauptstadt der Welt", in welcher die größten Schätze der bildenden Kunst, aus aller Herren Ländern entführt und hier zusammengestellt, eine Gelegenheit zum Studium der Meisterwerke der großen Epochen boten, wie sie nie vor- und nachdem vorhanden gewesen ist, gelangte Begas' jugendliche Künstlerkraft zu rascher Entfaltung. Freilich war die Zeit des Unterganges dieser kaiserlichen Pariser Herrlichkeit damals bereits nahe herbeigekommen. Wenig mehr als ein Jahr hatte Begas in Paris zugebracht, als der Krieg der Verbündeten gegen Frankreich ihn bewog, in seine rheinische Heimat zurückzukehren. Nach der Beendigung desselben durch den Pariser Frieden begab er sich wiederum auf sechs Monate nach Paris. Karl Begas besaß jederzeit ein besonderes Talent des Anschmiegens an die Vorbilder, welche einen bedeutenden Eindruck auf ihn machten. Seine großen Naturstudien, die er in Paris nach dem nackten Modell ausgeführt hat, sind so durchaus in der damals herrschenden, übrigens sehr tüchtigen französischen Schultechnik und Tongebung gemalt wie seine den zwanziger Jahren entstammenden Gemälde in der der altdeutschen Meister, mit welchen er inzwischen bekannt geworden war. Völlig unter dem Einfluß der französischen Schultradition erschien er auch in seinem ersten selbständigen Bilde „Hiob mit seinen Freunden" und seinem „Christus auf dem Ölberge". Letzterer wurde 1818 vom Könige Friedrich Wilhelm III., der inzwischen der Landesherr des jungen rheinischen Künstlers geworden war, beifällig aufgenommen und angekauft. Gleichzeitig empfing Begas den Auftrag, das Altar-

bild für den Berliner Dom, den einzigen malerischen Schmuck dieser unsäglich nüchternen Kirchenhalle, zu malen. Den Gegenstand bildete die Ausgießung des heiligen Geistes. Es empfängt an seinem Platz hoch über dem Altar so wenig Licht, daß es fast unmöglich ist, die Einzelheiten zu erkennen und das ganze Werk richtig zu würdigen. Nur so viel erkennt man, daß es von einer breiten und großen, an die von Gros erinnernden Manier und auf eine mächtige Lichtwirkung hin gemalt ist.

1821 ging Begas nochmals nach Paris, sein Werk dort auszustellen. Seinen Rückweg nahm er über Straßburg und Stuttgart nach Berlin, wo er sich fortan niederzulassen gedachte. In Stuttgart sah er zum erstenmal jene altdeutschen und altflandrischen Gemälde, welche die Gebrüder Boisserée aus der großen Zerstörungsflut zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des neunzehnten glücklich gerettet und zu einer in ihrer Art einzigen Sammlung vereinigt hatten. Wie auf so viele der besten Geister und zumal der jugendlichen Gemüter jener Epoche war der Eindruck dieser Werke auch auf Karl Begas von wahrhaft überwältigender Macht. Der vollständigste Bruch mit der ihn bisher beherrschenden französischen Schultradition war die nächste Folge. Zu empfinden und zu malen wie jene frommen und gottseligen, gemütsinnigen und doch sich an aller weltlichen Pracht und Augenlust so herzlich erfreuenden altgermanischen Meister erschien dem Schüler Gros' nun plötzlich als die einzig würdige Aufgabe des deutschen Künstlers. In Berlin legte er für diese neue Überzeugung sofort ein thatsächliches Zeugnis ab mit einem in diesem Stil gemalten weiblichen Porträt, dem seiner schönen jungen Braut. Ehe er sich mit dieser vermählte und dauernd seinen Wohnsitz in der preußischen Hauptstadt nahm, wollte er das gelobte Land der Kunst durchwandert haben. Eine Reisepension des Königs gewährte ihm die Mittel dazu. Er nahm den Umweg über Köln, wo er zuvor noch ein großes Porträt seiner dort versammelten elterlichen Familie (neun Personen) malte, ein Bild durchaus in jenem altdeutschen Stil durchgeführt, den er sich seit der Bekanntschaft mit der Boisserée'schen Sammlung völlig zu eigen gemacht hatte. Über München begab er sich dann nach Italien. Bereits in Padua empfing er einen neuen Eindruck, einen von ähnlicher Mächtigkeit und ähnlicher Wirkung auf seine künstlerischen Anschauungen wie der ein Jahr zuvor in Stuttgart empfangene. Die berühmten Fresken Giottos in der Arena brachten denselben hervor. Die grandiose Einfachheit, in welcher hier das Wesentliche der Handlung und des Ausdrucks der Seelenbewegungen zur Darstellung gebracht ist, imponierte dem Künstler gewaltig, ließ ihn irre werden an dem altdeutschen Ideal der malerischen Darstellung und bestimmte ihn, künftig dem nachzustreben, welches ihm hier in der Stadt des heiligen Antonius aufgegangen war. Allerdings kann ich nicht finden, daß jenes Porträt Thorwaldsens (stehende Halbfigur in einem mit weißem Pelz besetzten Hausrock), welches Begas bald darauf in Rom malte, eine wesentliche Abweichung von der „altdeutschen" Kunstweise zeigte. Desto entschiedener wird der Einfluß altitalienischer Meister in der für die Potsdamer Garnisonkirche gemalten „Taufe Christi" erkennbar. 1824 kehrte Begas nach Berlin zurück, verheiratete sich und gründete hier ein Hauswesen, das bis zum Tode des Meisters zu den glückgesegneten gehörte, von welchen nächst dem des Rubens und dem Gustav Richters die Künstlergeschichte zu erzählen weiß. Es gewährte ihm die volle Ruhe und innere Befriedigung des ganzen Menschen, in welcher seine künstlerische Produktionskraft sich in ihrem ganzen Reichtum entfalten konnte. Seine ersten damals in der Berliner Werkstatt ausgeführten Bilder waren jenes, welches wir heute in der Nationalgalerie sehen: „Der junge Tobias mit dem Engel vor dem aus dem Wasser auftauchenden Fisch erschreckt", und die „Auferstehung Christi", das Altarbild der Werderschen Kirche zu Berlin. In

beiden sind die Anklänge an den Stil der großen altitalienischen Freskomalerei noch unverkennbar. Aber des Meisters für neue Eindrücke so lebhaft empfänglicher Geist konnte sich sehr bald schon denen nicht entziehen, welche die eben damals in Düsseldorf zur Blüte gelangende moderne deutsche Romantik auf ihn übte. Das Berliner gebildete Publikum jubelte den jungen Düsseldorfern Meistern zu und meinte in den Kreuzrittern und Edelfräulein, den trauernden Juden und trauernden Königspaaren das letzte Wort der Malerei gesprochen zu sehen. Nicht lange widerstand Begas der Neigung, sein Heil auf den gleichen Wegen zu versuchen. Er malte eine „Aussetzung des Moses", die völlig im Düsseldorfer Geist ersunden war, die beiden „Mädchen auf dem Hügel", „Der kranke König und der Sänger", „Heinrich IV. zu Canossa" und jenes Bild, welches mehr wie alle anderen dazu beitrug, den Namen des Meisters unter seinen Zeitgenossen, in allen Kreisen des Volkes berühmt und populär zu machen: „Die Lorelei." Reich geschmückt, von goldenem Haar umflossen, ihren Gesang auf der Laute begleitend, sitzt sie auf der Höhe des Felsens, an dessen Fuß der kleine Nachen mit den vom Gesange des reizenden Dämons bethörten und bezauberten Schiffern und dem jungen ritterlichen Passagier scheitert. Der herrliche Kopf dieser Lorelei, welcher sich auf die wie die schönen Arme und Schultern unverhüllt leuchtende Brust senkt, war kein Phantasiegebilde, sondern, wie man es in Berlin sehr bald wußte, ein getreues Porträt nach des Künstlers Gattin. Aber ein noch viel reineres und wahrhaftigeres Bild der damaligen Erscheinung dieser auserlesenen Frauennatur gab das liebenswürdige Meisterwerk der Porträtmalerei, das Begas in derselben Periode nach der geliebten Frau ausführte. Es ist in einer der sehr ähnlichen Weise gemalt, welche man in den Bildern Theodor Hildebrandts in Düsseldorf in jener Zeit bewunderte. Ein jugendlicher, fast mädchenhafter Frauenkopf von kenscher Schönheit und Holdseligkeit der gesamten Erscheinung, des Ausdrucks, der großen blauen etwas aufblickenden Augen und des lieblichen Mundes. Dies Antlitz, das wellige warmblonde Haar, die linke Hand, deren schlanke Finger leicht gegen die zarte Wange gelegt sind, der aufgestützte, von durchsichtigem schwarzem Flor halb verhüllte schöne Arm, die Rechte, welche auf den Seiten eines vor ihr aufgeschlagenen Buches ruhen, der Hals, das schwarze Kleid, welches denselben frei läßt, die Kette und das Kreuz, die jenen schmücken, die weite Flußlandschaft im Hintergrunde — alles in diesem Bilde ist mit so treuem Fleiß, so zärtlicher Liebe gemalt und durchgeführt wie das Bild eines alten deutschen Meisters, aber zugleich doch auch frei von der bei jenen so häufigen Mühseligkeit und handwerklichen Beschränkung.

Das schöne menschliche Glück, das ihm der Besitz dieser Gattin gewährte, wurde noch reich vermehrt durch einen Segen von blühenden Kindern, zwei Töchter und sechs Söhne, die sie ihm im Laufe der Jahre schenkte. Und es gewann noch außerdem eine wesentliche Steigerung durch die Scene, den Schauplatz, das Heim desselben. Wenn, so schrieb Begas in einer kurzen Selbstbiographie, es ihm gelungen sei, Kunstwerke zu schaffen, welche vielleicht den Anspruch erheben dürften, eine dauernde Bedeutung zu behaupten und als nicht unwürdig der Schöpfungen vergangener großer Kunstepochen auch bei den kommenden Geschlechtern geschätzt zu werden, so wisse er wohl, welchen wesentlichen Anteil daran der Umstand trage, daß es ihm, dem Maler, vergönnt gewesen sei, sich in fast ländlicher Stille, fern vom störenden und zerstreuenden Lärm der Hauptstadt draußen vor den Thoren derselben mitten in Gärten, Parks und Wiesen sein eigenes weltverborgenes Haus zu gründen. Wie seltsam berühren uns heute diese Worte, dünkt uns diese Charakteristik der Gegend in Berlins Umgebung, wo dieses Begassche Haus stand! Es war in der Straße auf dem Karls-

bade, in welcher heute nur noch ſo wenige aus jener Zeit herübergerettete Gartenſtücke und Baumgruppen und nur noch

längſt verſunkene Zeit Berlins und ſpeciell des Potsdamerthorbezirks erinnern. Ich kannte die nun ſeit Jahren ſchon zu

Die Verklärung Chriſti. Gemälde von Karl Begas dem Älteren.

zwei niedrige, villenartige Häuschen zwiſchen den hohen, Schulter an Schulter ſtehenden, drei- bis vierſtöckigen, prunkvollen Mietspaläſten an jene idylliſche,

einer gepflaſterten Berliner Straße verwandelten Villen- und Gartengäßchen noch in jenen fernen Tagen, vor der Verwandlung des von alten Weiden beſchat-

teten, an der Hinterseite dieser Gärten vorüber durch Wiesen schleichenden Landwehrgrabens in den heutigen Schiffahrtskanal, welcher die Ober- und Unterspree verbindet. Zwei Jahre nach dem Tode von Begas (1854) bezog ich eine Wohnung in der damals noch immer wenig veränderten Sackgasse nahe dem Hause des Verstorbenen, welches nun von seinem ältesten Sohn Oskar bewohnt war. So habe ich an mir selbst den Zauber dieses Ortes erfahren, trotzdem der Lärm des hauptstädtischen Lebens seinen einst so stillen Bezirk damals bereits recht vernehmlich umbrauste.

Während der dreißiger und vierziger Jahre entwickelte Begas hier eine außerordentlich reiche produktive Thätigkeit. Unbestritten behauptete er den Rang des ersten Meisters der Berliner Malerschule. Sein Atelier war das besuchteste der Hauptstadt. Mit Aufträgen zu Bildnissen und kirchlichen Gemälden sah er sich überhäuft. Er erfreute sich ebenso der Gunst der königlichen Familie und des Hofes wie des gebildeten Publikums, und seine liebenswürdige Natur erwarb und sicherte ihm die neidlose Freundschaft auch derjenigen Kunstgenossen, welche mit ihm im Wettkampf rangen. Unzweifelhaft war er das größte und vielseitigste schöpferische Talent unter diesen. In der Pariser Studienzeit hatte er jene solide Grundlage der malerisch-technischen Durchbildung erworben, die ihm bei allen seinen Schwankungen im Stil und der Richtung doch nie mehr verloren gegangen war und ihm in diesem Punkt den unbestrittenen Vorrang vor fast sämtlichen deutschen Kollegen jener Periode sicherte. Er war einer von den wenigen, welche ihre Bilder gleich von Haus aus malerisch dachten, farbig anschauten und sich frei hielten von dem eben damals herrschenden Grundmangel seiner malenden Landsleute, den ein anderer, Begas darin ähnlich veranlagter Meister, Eduard Magnus, mit dem treffenden Wort charakterisierte: ihre Bilder wären nur kolorierte Bleistiftzeichnungen. Wie fern auch Begas klarem Naturell jede Hinneigung zu der romantisch katholisierenden Schwärmerei lag, welche so viele seiner Kunstgenossen in München, Frankfurt und Düsseldorf beherrschte, so war er doch ein tief und innig religiöser Mensch, ein aufrichtiger Christ. Die heiligen Geschichten des Neuen Testaments auch seinerseits mit dem Aufgebot seiner besten Kraft in großen Bildern darzustellen, galt ihm nicht nur als die höchste und wichtigste Aufgabe des Malers, sondern war ihm nicht minder auch ein wirkliches Gemütsbedürfnis. Aber eine Selbsttäuschung war es, wenn er der Meinung lebte, in diesen religiösen Gemälden auch künstlerisch sein Höchstes und Bestes zu schaffen. Mit allen Bildern dieser Gattung, der „Bergpredigt", dem „Zinsgroschen", der „Verklärung Christi" (für die Kirche zu Krummenöls in Schlesien), „Christus mit den Jüngern über Jerusalem weinend", „Christi Gefangennahme im Garten bei Fackelschein", „Christus als Knabe im Tempel", ebenso wie in den bereits vorhin aufgeführten, zeigt sich Begas doch immer nur als gebildeter Eklektiker, der bald mit Bewußtsein und Absicht, bald, ohne es selbst zu ahnen, in der Weise dieses oder jenes älteren Meisters concipierte und malte. Seine eigenste Kraft offenbarte sich viel mehr als in diesen anspruchsvollen heiligen Historien in seinen Porträts und vor allem in jenen Bildern eines heiteren, naiven und graziösen Genres, auf welchen einfache Scenen aus der Wirklichkeit — aber aus einer anmutigen, keineswegs einer alltäglich gemeinen — in einer gewissen freundlichen Verklärtheit geschildert erscheinen. Die kleine eigene Welt, welche den Meister in Haus und Garten umgab, bot seinem beobachtenden Blick gerade für solche Darstellungen eine Fülle der glücklichsten Motive. Nur der kleinere Teil der Bilder, zu welchen er dieselben bearbeitete — oft genug sind sie unter dem unmittelbaren Eindruck direkt nach der von dem Künstler belauschten lebendigen Wirklichkeit gemalt, — ist in die Öffentlichkeit gelangt, dem

großen Publikum bekannt geworden. Zu diesen zählt das die „Lorelei" in Bezug auf den populären Erfolg wohl noch übertreffende, oft von Begas wiederholte, zuerst 1844 ausgestellte Bild: „Die Mohrenwäsche." Ein reizendes kleines nacktes Mädchen, das von seiner schwarzen Wärterin in einem großen bronzenen Waschgefäß gebadet wird und nun seinerseits versucht, mit dem Schwamme das Gesicht derselben weiß zu waschen. Das Original gehört auch koloristisch zu den feinsten und vollendetsten Schöpfungen des Malers. Weniger allgemein bekannt geworden ist das ebenfalls in jenen vierziger Jahren gemalte Bild: die Gruppe der drei jungen Mädchen auf dem Rasen unter der Eiche beieinander lagernd und sitzend in heiterem, traulichem Geplauder im kühlen Laubschatten, welchen nur hier und da vereinzelt die hellen Sonnenblicke durchdringen. Diese Mädchen sind, was das damalige Berliner Publikum nicht wenig überraschte, keineswegs von dem Geschlecht jener Düsseldorfer Schönen, die in ihren Gesichtstypen wie in ihren Trachten keiner Zeit und keinem Volk, sondern einer gewissen konventionellen Idealwelt zu entstammen scheinen. Es sind vielmehr ganz moderne, hübsche, blühende Töchter wohlsituierter Häuser und „gebildeter Stände". Und eine solche Gruppe zum Gegenstande eines Gemäldes gewählt zu sehen, daran mußte man sich damals erst gewöhnen.

Zu dem nackten Kinde auf dem Bilde der „Mohrenwäsche" hatte das eine von seinen Töchterchen dem Maler das Modell gegeben. Mit noch reinerer und wundersamerer Schönheit war die ältere Schwester dieser Kleinen geschmückt, jener verklärten Schönheit, welche im Glauben des Volkes als ein Zeichen dafür zu gelten pflegt, daß die so aussehenden Kinder nicht alt werden. Das Los dieses Mädchens hat diesen Glauben bestätigt. Der frühe Tod des geliebten Kindes aber wurde für den Vater die Veranlassung zu einem Werk, das, ob auch unvollendet geblieben, mir immer als eine der tiefsten, zartesten und ergreifendsten Offenbarungen seines Genius erschienen ist. Er gewann es über sich, im Moment des Sterbens der etwa dreizehnjährigen Tochter das im Tode wunderbar verklärte, holde, blasse Antlitz mit den großen, halb geschlossenen, lang bewimperten dunklen Augen, den wilden Schmerz des Vaterherzens bemeisternd, im Fluge auf die Leinwand hinzumalen. Dann entwarf er daneben das Profil eines schönen geflügelten Himmelsboten, welcher die Lippen auf das Haupt des Kindes senkt, als wollte er dessen Seele im Kusse befreien und hinwegnehmen.

Dies bewundernswürdige, bis auf den Kopf der Sterbenden unvollendet gebliebene, gleichsam mit dem eigenen Herzblut des Meisters gemalte Werk ist unter den zahlreichen Bildern, deren Gegenstände und Modelle ihm das eigene Haus bot, das einzige ernsten und tragischen Charakters. Die anderen alle sind desto heiterer und sonnigerer Art und atmen ganz das Glück, welches Begas die lebendigen kleinen Urbilder dieser Darstellungen gewährten. Da erscheint einmal diese ihm so früh entrissene Tochter, das schöne Gesicht vom großen Strohhut beschattet, Blumen im Schoß, unter einem Baum des Gartens sitzend. Da streckt der eine etwa einjährige Bube seine in Gesundheitsfülle prangenden Beinchen und Ärmchen aus den Kissen und Decken seines Bettes und greift nach dem Knoten des vor ihm hängenden Seidenvorhangs, während das runde, lachende Kindergesicht von Fröhlichkeit strahlt. Da steht der ältere Bruder, ein Knabe von kaum neun Jahren, im schwarzen Sammetrock ernsthaft und ehrbarlich vor der Staffelei, die Palette auf dem linken Daumen, und malt auf der Leinwand vor ihm, seinen Pinsel so geschickt führend, wie ein ausgewachsener junger Künstler es nicht besser könnte. Unübertrefflich ist die schlichte naive Wahrheit, in welcher auf diesen Bildern das Wesen der Kinder zur Darstellung gebracht ist, die Schärfe des liebevoll beobachtenden Blickes für den Ausdruck aller Regungen

der Kinderseele. Die rein malerische Kunst des Meisters aber bewährt sich in der reichen, gesättigten Farbe und in der zugleich breiten und doch delikat durchführenden Behandlung dieser kleinen Kabinettstücke gewiß nicht minder als in seinen großen Historien.

Als Bildnismaler genoß Begas jederzeit die allgemeinste Beliebtheit. Wie viel die gleichzeitige Kritik auch seinen religiösen Gemälden am Zeuge flicken mochte, seine Porträts ließ sie meist unangefochten. Unter Friedrich Wilhelm III. sah er sich häufig berufen, Mitglieder der königlichen Familie zu malen; die Schlösser der letzteren bewahren zahlreiche Prinzessinnenporträts von Begas' Hand, die zu den besten, wirksamsten und im Arrangement geschmackvollsten dieser nicht eben glänzenden Epoche der deutschen Bildnismalerei zählen. Während der vierziger und ersten fünfziger Jahre aber wuchs er als Porträtmaler über das hier erreichte Maß der Kunst der Darstellung bestimmter Persönlichkeiten noch hinaus in der Ausführung des glänzenden und ehrenvollen Auftrags, den er von Friedrich Wilhelm IV. empfing: eine Galerie lebensgroßer Bildnisse (Kniestücke) der hervorragendsten geistigen Größen Berlins, der Ritter der Friedensklasse des Ordens pour le mérite, für den König zu malen. Die von ihm ausgeführten Bildnisse sind die von Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Schelling, Karl Ritter, Meyerbeer, Schadow, Rauch, v. Radowitz, Jakob Grimm. Als das größte aber, was er in der Bildnismalerei in dieser Zeit der höchsten Reife seines Könnens geleistet hat, gilt uns sein eigenes Brustbild, gegenwärtig im Stadtmuseum zu Köln. In jeder Hinsicht, in der Charakterauffassung, in der lebendigen Sprache des Auges und der Züge, der leuchtenden Kraft, der schlichten Wahrheit und dem schönen Schmelz des Kolorits, darf dieses Selbstporträt den besten und nicht nur unseres Jahrhunderts beigezählt werden.

Begas ist das Glück geworden, noch vor seinem Hinscheiden den ältesten seiner Söhne, Oskar (geb. 1828), zu einem Künstler herangereift zu sehen, welcher die großen Hoffnungen bereits glänzend zu verwirklichen begann, die er im frühen Knabenalter, eine Art Wunderkind, reichlich erweckt hatte. Auch dessen jüngeren Bruder Reinhold (geb. 1831) sah er noch die ersten vielverheißenden selbständigen Schritte auf seiner ruhmvollen Bahn thun. Noch einmal hatte Begas, der Vater, im Jahre 1854 Italien besucht, um seinen Sohn Oskar in Rom zu besuchen, welcher dort eben damals seine junge Kraft an einer der größten und kühnsten malerischen Aufgaben versuchte: einer Kreuzabnahme Christi mit lebensgroßen Figuren. Mit dem Sohn gemeinsam malte er in Rom nach einem jungen Cineciarenmädchen von charakteristischer Schönheit ein lebensgroßes Bild. Diese mit voller männlicher Kraft und Tüchtigkeit in einer breiten und pastosen Manier ausgeführte Naturstudie war ihres Malers letzte Arbeit. Nach Berlin zurückgekehrt, starb er an einem Unterleibsleiden, das seine Gesundheit schon während mancher Jahre untergraben gehabt hatte. In die verlassene Werkstatt und das Haus auf dem Karlsbade zog sein aus Italien zurückgekehrter Sohn Oskar ein. Und noch einmal wurden diese Räume, Werkstatt, Wohnung und Garten, der Schauplatz eines ähnlich thätigen, schaffensfreudigen Künstler- und glückgesegneten Familienlebens.

Oskar wie seine Brüder hatten in ihren Kinderjahren die Wohlthat des Lebens auf diesem väterlichen Besitztum an sich selbst gründlich zu erfahren gehabt. In fast ungebändigter und uneingeschränkter Freiheit wuchsen sie auf, tummelten sich in dem weiten, bis zum Landwehrgraben reichenden Garten und den angrenzenden Parks des Karlsbades, unter denen besonders der, welcher das burgähnliche Haus des genialen Architekten Stier umgab, mehr einer romantischen Waldwildnis als einem modernen Berliner Hausgarten glich. Alle sechs Brüder lernten vom Vater das Zeichnen und von

der Mutter die Musik, wie Kinder sonst etwa das Gehen und Sprechen lernen. Mit wahren Falken- und Jägeraugen waren sie ausgerüstet, welche aller Schönheit der Welt weit offen standen und jede Erscheinung der Wirklichkeit genau sahen und beobachteten. Diese scharfen Sinne führten ihren durch keinen Hang zu nebelhafter Träumerei, Phantastik und Knabensentimentalität beirrten und verschleierten Seelen die Bilder dieser Wirklichkeit früh schon klar und bestimmt, rein und unverfälscht zu.

Im Hause atmeten die Kinder eine ideale geistige Lebensluft. Des Vaters Beispiel und dasjenige der Freunde der Familie, zu denen alle hervorragenden Künstler des damaligen Berlin zu zählen waren, mußte jenen, seit sie zum Bewußtsein erwachten, die Kunst als den besten und würdigsten Zweck des Daseins erscheinen lassen. Einen anderen Beruf als einen künstlerischen zu wählen, kam den Knaben kaum je in den Sinn. Dennoch sind zwei von den sechsen — die beiden Schwestern starben in der schönsten Knospenzeit ihres jungen Lebens — später trotz ihrer entschiedenen Anlage zum Zeichnen Militärs geworden. Der eine von diesen, Alfred, hat den Vater nur um wenige Jahre überlebt; der andere, Helmut, steht als Major in Kottbus. — Oskar, der älteste nach zwei gleich nach der Geburt verstorbenen, ist es, welcher vom Vater auf dem oben erwähnten kleinen Bilde als Knabe, malend an der Staffelei, dargestellt ist. Er zeichnete und malte nach der Natur von der Zeit an, da seine Kinderhändchen Stift und Pinsel zu halten vermochten. Unter des Vaters Leitung und in dessen Werkstatt entwickelte sich des Sohnes Begabung in der natürlichsten Weise und, ohne des Antriebes zu bedürfen, mit überraschender Schnelligkeit. In seinem dreizehnten Lebensjahre war Oskar Begas bereits als Porträtzeichner und -Maler in Berlin bekannt und geschätzt, erhielt Aufträge und wurde bezahlt wie ein erwachsener. Die in seinem fünfzehnten Jahre gemalten Bildnisse der Töchter des Generaldirektors v. Olfers, Nina (Gräfin von York) und Marie, welche wir auf einer Ausstellung von Arbeiten des verstorbenen Meisters im vorigen Jahre wiedersahen, waren ein Paar so fertige, in jeder Hinsicht gediegene Kunstwerke der Porträtmalerei, daß man glauben konnte, die Augen täuschten uns, als wir die Jahreszahl 1843 darauf lasen. Der knabenhafte Künstler entfaltete einen außerordentlichen Fleiß. Während er auf der Akademie seine ma-

Oskar Begas.

lerischen Studien trieb und unter der Leitung von Privatlehrern eifrig an seiner sonstigen geistigen Ausbildung arbeitete, war die Zahl seiner auf Bestellung in Öl gemalten männlichen und weiblichen Bildnisse seit 1844 alljährlich so groß wie die, welche ein völlig ausgereifter, gefeierter und allbeliebter Meister der Bildnismalerei in demselben Zeitraum etwa schaffen mag. Auch sein erstes Bild eigener Erfindung: ein „Baechus auf dem Panther", stammt aus seinem sechzehnten Jahre. Einmal wurde diese Berliner Thätigkeit des jungen Künstlers durch einen Studienaufenthalt in Dresden unterbrochen, wo Begas etwa ein Jahr lang (1850) unter Bendemann studierte und unter anderem auch ein Bild biblischen Gegenstandes: „Jakob, welchem seine Söhne den blutgetränkten Rock Josephs bringen", ausführte. 1852 beteiligte sich der schon ein Jahr zuvor wieder nach Berlin Heimgekehrte an der akademischen Konkurrenz. Er errang den ersten Preis und begab sich im Oktober als Stipendiat der Berliner Akademie über München nach Italien. Über Florenz, wo ihm im Studium der Galerien und der in Kirchen und Klöstern gehäuften Kunstschätze eine neue Welt aufging, traf er Mitte November in Rom ein. Sein aus der Zeit dieses Aufenthaltes erhaltenes Tagebuch berichtet gewissenhaft über die Eindrücke, die künstlerische Thätigkeit und die sonstige Verwendung jedes Tages, wenigstens des ersten Halbjahres seines dortigen Aufenthaltes wie der ganzen Reise dahin. Diese kurzen Aufzeichnungen lassen einen interessanten Blick in des jungen Künstlers inneres Geistes- und Gemütsleben thun und besonders auch erkennen, mit wie früh gereiftem Urteil und mit wie sicherem, intuitivem Blick er die Werke der alten Kunst betrachtete, auffaßte und würdigte. Aus seinen Skizzenbüchern, in die er ebenso fleißig einzeichnete, wie er in seine Tagebücher einschrieb, und in den zahlreichen in Öl gemalten Studien von seinem römischen Aufenthalt erkennt man, wie der Sinn für das landschaftlich Schöne, Interessante und Charakteristische in ihm schon damals nicht minder lebhaft und entwickelt war als der für die menschliche Gestalt. In jenen farbigen Studien italienischer Natur, die ich kenne, ist dieselbe mit einer köstlichen naiven Frische und Unbefangenheit angeschaut und geschildert, die wir in den Bildern der Italienmaler der kurz vorangegangenen Generation vergebens suchen. Eindrücke, welche Begas vom Volksleben Roms und seiner Umgebung empfangen hatte, gestaltete er zu den Bildern „Der Pifferaro" (1853), „Die Mädchen am Brunnen" aus demselben Jahre (heute in der Nationalgalerie befindlich) und jenes „Ciucciarenmädchen" (1854), welches er gleichzeitig mit dem ihn dort besuchenden Vater nach demselben Modell gemalt hatte. Hauptsächlich aber wurde seine Arbeitszeit und künstlerische Kraft während des römischen Aufenthalts durch die Ausführung des großen Gemäldes der Kreuzabnahme in Anspruch genommen, dessen Entwurf und Skizzen er bereits nach Rom mitgenommen hatte. Das später nach seiner Vollendung in Berlin ausgestellte Gemälde erwarb Begas im Jahre seiner Rückkehr 1854 die große goldene Medaille und erntete auch die allgemeine und wohlverdiente Anerkennung des darin bekundeten Talentes, hohen, ernsten Strebens und ungewöhnlichen Könnens, wenn selbstverständlich auch nicht verkannt werden konnte, daß die Reminiscenzen an berühmte Darstellungen desselben Gegenstandes die originale Erfindung noch überwogen. Das im Juli 1854 vollendete große Bild brachte Begas persönlich nach Berlin. Hier fielen Hochzeitsjubel und Leichenklage für ihn ziemlich nahe zusammen. Sein väterlicher Meister starb am 23. November desselben Jahres, nachdem er noch den schönen Erfolg seines Sohnes gesehen hatte. Dieser aber vermählte sich bald darauf mit einem Mädchen, dem er sich bereits vor seiner italienischen Reise verlobt hatte, und begründete nun in dem von ihm übernommenen väterlichen Hause

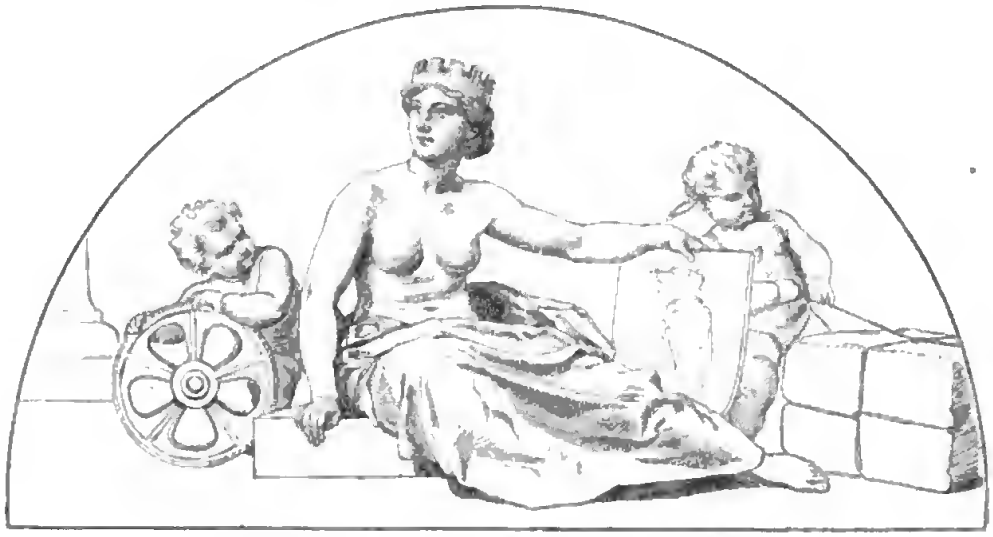
sein eigenes Heim. In ruhiger, gleichmäßiger Thätigkeit schuf der Sohn hier nach des Verstorbenen Beispiel in dessen großem Atelier Bild auf Bild, vor allem eine enorme Zahl von Porträts von Persönlichkeiten der vornehmen aristokratischen und der glücklich situierten bürgerrat Bökh, 1856 den großen Naturforscher und Physiologen Johannes Müller, 1858 den berühmten Arzt Geheimerat Schönlein. Diese drei männlichen Bildnisse und noch eine stattliche Zahl von anderen aus der enormen Menge, welche ihr Maler in unabläſſiger Arbeit während

Mutterglück. Gemälde von Oskar Begas.

lichen Gesellschaft. Besonders wichtig für Begas wurde es, daß ihm gleichsam als Erbe die fernere Erledigung des Auftrages zufiel, welcher dem Vater vom Könige geworden war: die Porträts der Ritter der Friedensklasse des Ordens pour le mérite auszuführen. So malte er 1855 den großen Philologen Geheime-

der neunundzwanzig Jahre bis zu seinem Tode geschaffen hat, werden immer zu den besten Werken der Gattung zählen, die wenigstens von deutschen Porträtmalern in derselben Zeit geschaffen worden sind. Treffende Erfassung des Charakteristischen der Erscheinung, geistige Lebendigkeit, Solidität und Feinheit der malerischen

Behandlung, die schöne Ruhe der Gesamthaltung, eine edle Schlichtheit zeichnen die besten männlichen Bildnisse von Oskar Begas vorteilhaft aus. Als Maler der eleganten Frauenwelt allerdings wurde er durch den Glanz des Gustav Richterschen Talentes, das sich in denselben Jahren rasch zu seiner Höhe aufgeschwungen hatte, während seines ganzen Lebens unbestreitbar überstrahlt. Jenes leidenschaftliche Interesse, jene intimste Vertrautheit mit dem eigensten Wesen der Frauen, der modernen eleganten Gesellschaft, wie wir es bei Gustav Richter die Bedürftigkeit und die Leidenschaften der realen Menschheit nicht bedingt und ihrer reinen Ursprünglichkeit beraubt oder darin eingeschränkt erscheinen. Als seine schönsten derartigen Bilder gelten mir immer das 1877 gemalte „Mutterglück" und der „Pansias und das Blumenmädchen" (1882). Dem Nackten in Form und Farbe wandte Begas jederzeit ein eifriges Studium zu. Das Malen danach war seinem künstlerischen Sinn eine wahre Erquickung nach der ermüdenden Beschäftigung mit der Darstellung moderner, in unseren farb- und glanzlosen Stoffen

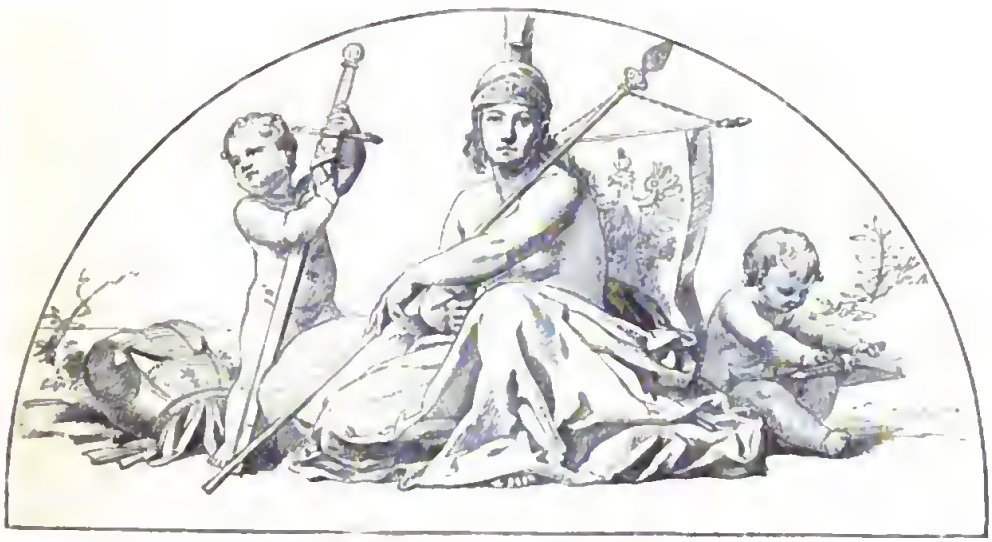


Freskenbild aus dem Berliner Rathause, von Oskar Begas.

finden, war bei Begas ebenso durch seine Naturanlage wie durch die ganze Gestaltung seines bürgerlichen Daseins ausgeschlossen.

Wie groß übrigens auch die Menge der von ihm gemalten Bildnisse ist, so hielt ihn diese der Porträtmalerei unausgesetzt gewidmete Thätigkeit doch nicht davon ab, auch seinen anderen künstlerischen Lieblingsneigungen einen Teil seiner Zeit und Kraft zu widmen. Er teilte mit seinem Vater die Vorliebe für ein gewisses ideales Genre, welches Gelegenheit bot, Menschenwesen eines goldenen Zeitalters darzustellen, die in ihren Stimmungen, ihren Gesichts- und Körperbildungen, ihren Trachten und Umgebungen durch verhüllten heutigen Männer. 1856 malte er das erste Menschenpaar mit den Knaben Kain und Abel zu den Füßen der Eltern, neunzehn Jahre später die anmutige Gestalt der ruhenden nackten Venus, die in der Zeichnung wie im Kolorit des schönen blühenden Körpers den Höhepunkt dessen bezeichnet, was Begas in dieser Richtung zu erreichen vermochte; 1878 das „Urteil des Paris"; 1880—81 die lebensgroße nackte Gestalt einer Eva. Die reichste Gelegenheit aber zu solchen Darstellungen idealen Genres bot ihm die mit den sechziger Jahren in Berlin sich mehr und mehr verbreitende Sitte oder Mode der Ausschmückung von öffentlichen Gebäuden wie von Festräumen in reichen und vor-

nehmen Privathäusern mit dekorativen Wand- und Deckengemälden. Der Plafond für das neue Wallnertheater im Jahre 1867 und sieben kleinere Bilder für dasselbe ließen Begas zuerst sein Talent für diese Aufgaben erproben. Er brachte dafür einen natürlichen und gebildeten Geschmack, ein feines Gefühl für die Raumausfüllung und die erforderliche technische Rüstigkeit und Geschicklichkeit mit, welche die ersten Bedingungen für das Gelingen derartiger Arbeiten sind. Die Gegenstände waren teils der antiken Mythologie entlehnt, teils rein symbolische oder dem Reiche



Freskenbild aus dem Berliner Rathause, von Oskar Begas.

der freien Phantasie angehörige; die angewendete Technik meist die der Wachsfarbenmalerei. Im Jahre 1862 führte er neben vierzehn Bildnissen einen großen Plafond für den Fürsten Pleß aus, 1865 zwei große Plafondgemälde für das Haus des Dr. Markwald, acht Lünettenbilder für einen Saal bei Geheimerat Hansemann und ein Plafondgemälde für das Haus seines Freundes, des Bildhauers Sußmann-Hellborn. Im folgenden Jahre wieder einen Plafond für das Hansemannsche Haus, drei halbrunde Bilder für Herrn Jakobi, ein kleines Plafondbild, für welches die Loreleisage das Motiv gab, für Herrn Meyer. 1869 — einem ungemein produktiven Jahre für Begas — entstanden zur Dekoration der Festräume des neuen Berliner Rathauses dreizehn allegorische Gemälde und außerdem noch sechs Superportenbilder in Wachsfarbe ausgeführt. Im Jahre 1871 einige große Wandgemälde für das Schloß des Grafen Hochberg, ein Wandbild und ein Plafondgemälde für den Freiherrn v. d. Heydt; zwei ovale Superportenbilder für die Berliner Passage. 1872 wieder große Plafondmalereien für Herrn Mevissen, für Herrn Relke, mehrere Superporten für ersteren, ein Kaminbild für Herrn Landau; 1874 ein kolossales Bild, das goldene Zeitalter darstellend, für die Ostwand des großen Festsaales der Berliner Passage, jenen schönen Raum, der, seiner ursprünglichen Bestimmung weit abwendig gemacht, heute den Hauptsaal von Castans Panoptikum bildet. Der Grundcharakter aller dieser Darstellungen ist heitere Anmut. Für die Schilderung großer, feuriger, zerstörender Leidenschaften, des Grauens, des Schmerzes, des tragischen Untergangs, war Oskar Begas schwerlich gleich berufen. Ein starker Anlauf, den er im Jahre 1859 nahm, um auch einmal eine große, heroische, geschichtliche Aktion, Sieg und Verderben erbitterter Gegner in heißem, blutigem Ringen: die „Hermannsschlacht im Teuto-

burger Walde", und zwar in einem kolossalen Bilde mit zahlreichen, lebensgroßen Figuren zu malen, führte wohl ebenso aus inneren Gründen, wie durch äußere Störungen gehemmt, nicht zum Ziel. Das Bild ist nie vollendet worden. Besser gelang es ihm mit einigen Gemälden realistischen geschichtlichen Genres, in welchen äußerlich ruhige, nur seelisch bewegte Vorgänge zur Darstellung gelangten, wie 1862 der Empfang der vertriebenen Salzburger durch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und das 1868 vollendete größere Gemälde Friedrich II. in lebensgroßer Gestalt in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, einsam dem Tedeum zur Feier des Hubertusburger Friedens zuhörend (heute im Museum zu Breslau) — ein vortreffliches Werk sowohl in der malerischen Totalwirkung als in der Feinheit und Wahrheit, mit welcher das Lauschen und die durch die gehörten Klänge erzeugte Gemütsbewegung in dem Antlitz und der Haltung des großen Königs ausgedrückt ist. Von Genrebildern des Malers nenne ich hier noch „Mädchenstudien", „Venetianerin", „Mädchen im Walde", „Lesendes Mädchen", „Der verbotene Roman", „Ja oder nein", „Interessante Lektüre", „Erinnerungen". Ihnen wären noch die Bilder einiger anmutiger weiblicher Einzelgestalten anzureihen, in welchen Dichtergeschöpfe verkörpert sind, wie das 1879 zweimal mit einigen Veränderungen gemalte „Gretchen am Brunnen", eine „Imogen" und eine „Magdalena" (nach einer Dichtung von Ottilie Fentsch).

Eine Hauptstärke offenbarte aber Oskar Begas' Talent auf einem ganz anderen Gebiet: auf dem der Landschaftsmalerei. Er schien auf seine derartigen kleinen Bilder, deren Mehrzahl er unter der frischen Nachwirkung von auf der Jagd empfangenen Eindrücken gemalt hat, nie besonderen Wert zu legen. Und doch bekundet sich in diesen Erinnerungen an die märkische Heimatsnatur, an die pommersche und rügensche Landschaft in jeder Jahres- und Tageszeit, Wetter- und Beleuchtungsstimmung und häufig staffiert mit jagdbarem Getier oder mit Jägern, ein so feines und intimes Naturgefühl, ein so aufrichtiger Wahrheitssinn, eine solche Sicherheit im genauen Treffen des Charakters und der Töne der Landschaft, daß sie vielen der gepriesensten Werke der modernen Landschaftsmalerei, welche auf alle diese Tugenden mit Recht den höchsten Wert legt, an die Seite gestellt werden können. Als malerische Schilderung einer bestimmten Wirklichkeit in der ganzen Kraft und Besonderheit ihres Eindrucks steht den besten dieser Jagd- und Landschaftsbilder ein von Oskar Begas gemaltes kleines Interieur von prächtiger Tiefe, Glut und Wahrheit des Tones gleich: eine Ansicht des Inneren der Scuola del Carmine zu Venedig.

Aus der wahrhaft unabsehbaren Reihe Oskar Begasscher Porträts hebe ich außer den bereits genannten hier noch einige hervor, in denen seine Begabung als Bildnismaler sich besonders glänzend offenbarte. Unter den den fünfziger Jahren entstammenden sind es die Porträts des Geheimerats Lüdemann, des Prinzen von Preußen, des Bildhauers Sußmann-Hellborn (vielbewundert auf der Ausstellung von 1850), des Grafen von Schwerin-Putzar, des Fürsten Carolath-Beuthen, des Barons v. Schimmelpenning, des Generallieutenants v. Schack. Aus den sechziger Jahren: Graf Stolberg-Wernigerode im Küraß, Oberburggraf v. Brünneck, Minister v. Bethmann-Hollweg, das für Antwerpen gemalte Bildnis des Peter v. Cornelius, ein Meisterwerk ernster, gediegener Bildnismalerei, das des Dr. Leo, des Direktors Poppo, des Herrn v. Prittwitz, das der Pauline Lucca, des Kronprinzen, des Generals Moltke, des Geheimerats Borsig, des Oberforstmeisters v. Ulrici, des Grafen von der Busche, das Familienbild des Bankpräsidenten v. Dechend mit seiner Gattin und vierzehn Kindern, des Herrn v. Dachröden, des Konsuls Gutiche. Aus den siebziger Jahren: das des Kammergerichtspräsidenten v. Strampf, des Pro-

Jagdgesellschaft. Gemälde von Oskar Begas.

fessors Gneist, des Oberbürgermeisters Hobrecht, der Frau van der Hude, des Herrn Hainauer, des Baumeisters Heyden, des Künstlers eigenes Bildnis, das der Frau Albert Hertel, seiner Töchter Elisabeth und Susanne, der Frau de Ahna, des Baurats Hobrecht, des Generals v. Podbielsky. Aus den letzten Lebensjahren: das 1880 gemalte Familienbild des Herrn Braun mit seiner Frau und vier Kindern in ganzer Figur, des Kammergerichtspräsidenten Mayer, das der eigenen Tochter Mathilde.

Dies arbeitsfrohe Künstlerleben floß, von abenteuerlichen Schicksalen, Erlebnissen, Stürmen nie aufgeregt und vom Wege abgelenkt oder gehemmt, ruhig und gleichmäßig wie ein stattlicher Strom in festem wohlreguliertem Bette durch sanfte Ebenen dahin. Auf der soliden Grundlage einer gesicherten bürgerlichen Existenz fußend, war Oskar Begas der harten Notwendigkeit des Kampfes ums Dasein jederzeit überhoben und nie gehindert, das zu wählen, was ihm gemäß war. Im siebenundzwanzigsten Jahre glücklich verheiratet, sah auch er sich früh schon von einem Kreise blühender Kinder umgeben wie einst sein Vater. Die äußeren Erfolge blieben ihm nicht versagt. Immer sah er sich besonders mit Bildnisaufträgen überhäuft, vom Hof wie der Stadt als Künstler und als Mann geehrt und hochgeschätzt. Eine Zeit lang suchte die Frau Kronprinzessin seinen Unterricht im Malen und Zeichnen. Er erstieg die gebräuchlichen Stufen, wurde zum Professor ernannt, zum Mitglied der Akademie gewählt, zum Mitglied der technischen Kommission der Königlichen Museen und in den akademischen Senat berufen. Körperliche Kränklichkeit allein warf zuweilen Schatten auf sein befriedigtes glückliches Dasein. Noch vor der Durchschnittsgrenze, welche dem Menschenleben gesetzt ist, im fünfundfünfzigsten Jahre, im November 1883, erlag er einem Brust- und Unterleibsleiden; nicht mehr in dem Hause, in dem seine Wiege gestanden und sein Leben sich bis fast zu dessen Schluß abgespielt hatte. Garten und Haus des väterlichen Grundstückes hatte er nicht lange zuvor verkauft, und keine Spur hat man auf deren Stelle übrig gelassen von jenem durch so viele Erinnerungen geweihten, unvergleichlichen Künstlerheim aus den stillen altberliner Tagen, welches Karl Begas der Vater sich dort vor einem halben Jahrhundert gegründet hatte.

(Schluß folgt.)

In den Alpen.

Von

H. Villinger.

Wie gottvergessen, in einem engen Thal, von hehren Schneehäuptern und starren Felswänden umgeben, stand eine Hütte; alte Tannen auf mächtigen Steinklötzen ragten ernsthaft über das Gewirr der Alpenblumen. Da oben gab's keine anderen Laute als das zeitweilige Donnern der Lawinen oder das Pfeifen der Murmeltiere in ihrem Versteck, und gar wunderseltsam hörte sich ein helles Ziegenglöcklein in der stillegebietenden Einsamkeit an. Das Tier, das eine so üppige kräuterduftende Weide ganz allein zur Verfügung hatte, gehörte der alten Frau, die mit ihrem Enkelkind da oben hauste. In losem grauem Haar, den zerrissenen Rock lautlos durch die Blumen ziehend, ging sie umher und sammelte Kräuter, mühevoll das Haupt zur Erde gebeugt. Der Bube aber, nur von einer Lederhose bekleidet, das träumerische Augenpaar von rotbraunen Locken umschattet, lag meist in beschaulicher Ruhe zwischen den hohen Glockenblumen, die Füße hoch übereinander geschlagen. Jedoch wenn er das Ziegenglöcklein nicht mehr vernahm oder wenn es ihm zu fern dünkte, da konnte er plötzlich aufspringen, es ging ein Strom von Lebenskraft durch die noch eben faul hingestreckten Glieder, und er flog dahin über die sonnige Wiese, das dunkle Gelock plötzlich in Feuer getaucht. Hatte er die Ziege heimgeholt, träumte er weiter in den Tag hinein, einen Grashalm im Munde. Die Großmutter regte ihn nicht viel zur Thätigkeit an, wenn sich nur die Ziege nicht verlief, damit war's gut.

Und wie angesteckt von der grenzenlosen Stille rings um sie her, redeten die Alte und der Knabe selten mehr als das Nötigste miteinander. Nur des Sonntags gab's eine Ausnahme. In dem düsteren Raum war eine Ecke, da hing der Heiland, eine rote Schleife über der Herzwunde. Vor ihm stand ein kleiner Tisch, wohin sich der ganze Schönheitssinn der alten Frau geflüchtet zu haben schien. Denn ihr kam's im allgemeinen auf einen schmutzigen Fußboden, rußiges Geschirr und durchlöcherte Kleidung nicht an, vor dem Heiland aber mußte ein reines Tischtuch prangen, ein frischer Strauß, um den sich sauber abgestäubte Heiligenbilder, merkwürdige Steine und ihre Tabakspfeife reihten, die sie, als ihren höchsten Lebensgenuß, im unbenutzten Zustand dem Heiland zum tröstlichen Anblick gönnte. Sie selber setzte sich in der Sonntagsfrühe vor ihrem kleinen Altar nieder und wartete auf den Enkel. Die Stunden Weges zur Kirche hinunter konnte sie ihres hohen Alters wegen längst nicht mehr zurücklegen. Kam der Bube, schaute sie ihn erst prüfend an, denn er mußte sich zur Sonntagsfeier kämmen und waschen und ein weißes Hemdlein anthun, was seiner Schönheit großen Abbruch that. In dem Kopf der alten Frau aber war

von allem, was sie je an Gebeten gewußt und Predigten gehört, nichts haften geblieben als das Leiden Christi. Das erzählte sie allsonntäglich, die knöchernen Hände auf den Knien gefaltet, die Augen auf den Gekreuzigten gerichtet. Und ihre Beredsamkeit war wunderbar, da immer von neuem ihr Herz mitblutete und mitlitt auf all den Stationen, die der Heiland bis zum Kreuz zurücklegte. Der Bube stand und lauschte; manchmal ballte er die Faust in der Hosentasche, denn er hätte mögen beispringen und helfen, wie er das bei all dem kleinen Getier that, wenn er es leiden sah. Zum Schluß der Andacht ging er hin und küßte die Füße des Heilands, immer die Hände in den Hosentaschen, was ihm offenbar als eine bevorzugt würdige Stellung erschien. Wenn die Großmutter — und das geschah nicht selten — bei der Kreuzigung in Thränen ausbrach, schaute sie der Enkel mit einer gewissen Verachtung im Blick an, denn nach seiner Meinung war sie so alt, daß sie sich jedenfalls damals hätte aufmachen und dem Heiland beispringen können. Seine Urteile und Ansichten teilte er indes nie mit, und so hatte die alte Frau keine Ahnung, wie wundersam sich die Dinge in des Buben Kopf gestalteten. Er wußte vom Sterben, denn er hörte die Großmutter darüber reden, sah die Blumen welken und die Tiere verenden. Aber er fand Versteinerungen von Schnekken, Schildkröten und Eidechsen und noch andere wundersam geformte Dinge, und so hatte er auch vom Sterben seine selbständige Ansicht. Oft stand er in tiefe Gedanken versunken vor einem der vielen Felsblöcke, die umherlagen, und schaute ihn prüfend an. — Das war einmal einer, flüsterte er dann wohl mit leisem Schauder, wenn ihn dünkte, als trage der Block die Linien eines menschlichen Antlitzes. Die tiefste Verehrung aber zollte er dem höchsten der Schneeberge, dessen Spitze in der That eine schwache Ähnlichkeit mit der Bildung eines menschlichen Antlitzes hatte. Der war einmal ein König, das war sonnenklar — denn leuchtete nicht zuweilen des Abends lauteres Gold um seine Stirn? Großmutter nannte es Alpenglühen, aber er wußte es besser: Zorn war's von dem König, daß er nicht mehr herumspazieren konnte.

Im Winter saß die Alte auf dem warmen Herd, rauchte ihr Pfeifchen und schob die Barren mit den Kräutern abwechselnd in die Nähe des Feuers. Seit dem Tode ihres Mannes, der Bergführer gewesen, lebte sie von dem Verdienst ihrer Kräuter; der Sohn, der den Beruf des Vaters trieb, konnte sie nur kurze Zeit unterstützen, da ein jäher Fall in eine Bergspalte ihn früh dahinraffte; und er hinterließ der alten Mutter ein krankes Weib mit einem Wochenkind. Trotz alledem waren ihre Gedanken stets zufriedener Natur, da Gottes Wille es also hatte geschehen lassen. — Und während die Alte über ihrer Arbeit saß, holte der Bube dürres Holz, rutschte die Abhänge herab auf dem kleinen selbstgezimmerten Schlitten und belauschte die Gemsen; denn das war seine Seligkeit, wenn sie so plötzlich mit Windeseile einhergerast kamen, bergauf, bergab, den Schnee hinter sich aufwirbelnd, das einzig Lebendige in der unheimlich stillen Winterpracht.

Dann und wann kam auch ein Mann herauf, der die Kräuter holte und dafür Lebensmittel austauschte. Unten galt er für einen verdorbenen Menschen, der die Leute um ihr bißchen Geld betrog und dessen Mund nur schlechte Späße kannte; aber für die Einsamen da oben war er ein Ereignis. Das wußte er auch und freute sich, von ihnen angestaunt zu werden, geschah es ihm doch selten genug. Ihn, den's immer nach Besitz gelüstete, wunderte die Bedürfnislosigkeit der beiden Menschen, die nie klagten oder Wünsche äußerten, sondern von ihm nahmen, was er gab, ohne mehr zu verlangen. Er kam viel herum im Lande, aber er hatte noch keine Hütte gefunden, in der außer dem Leiden Christi kein anderer Kummer herrschte. Manchmal stach ihn die Neugier; es reizte ihn, die Alte mit Fragen zu verwirren, wie: „Was geschieht aber

mit dem Buben, wenn Ihr sterbt, Großmutter?" — „Gott wird es schon wissen," lautete ihre Antwort. — „Und wenn Euch der Himmel den Buben nimmt — dergleichen geschieht in der Welt?" — „O," meinte sie, „dann zieht er mich nach." — Ein anderes Mal fragte sie der Mann: „Fürchtet Ihr Euch denn nie so ganz allein da oben?" — „Vor wem?" gab sie verwundert zurück. — „Es giebt doch böse Menschen." — Sie schaute wie verloren vor sich hin: „Ja, ja, das soll's geben, aber ich glaub, ich hab noch nie einen gesehen — Ihr?" — Er nickte geheimnisvoll. Draußen schlug der Regen gegen die trüben Scheiben; er mußte sitzen und warten, die Wärme des Herdfeuers that ihm wohl nach dem langen Marsche, sein Wams hing zum Trocknen über der Bank. Er hatte vielleicht irgend eine Mordgeschichte auf der Zunge, da er die Augen der Alten so fragend auf sich gerichtet sah. Aber er kam nicht damit heraus, denn zufällig streifte sein Blick nach der Ecke und blieb da auf dem schönen unschuldsvollen Knabenantlitz haften, dessen mächtiges Auge ihm das Wort im Munde bannte.

„Nun," meinte er nach einer längeren Pause, „wer soll denn den Heiland ans Kreuz geschlagen haben, wenn's keine bösen Menschen gäbe — und sie hören nicht auf und hämmern ihn bis auf die heutige Stunde ans Kreuz mit jeder bösen That, die sie thun. Ja, das hat der Herr Pfarrer gesagt in der letzten Predigt, ich bin dabei gewesen — alle Tag hämmern sie ihn ans Kreuz." — „O, du armer blutiger Heiland!" murmelte die Frau. Der Mann lächelte hinter seinem Tabaksqualm, ging dann an das Einpacken der Kräuter und holte die Lebensmittel herbei, die er, als teile er Gnaden aus, verabreichte; zum Schluß füllte er die Tüte, welche ihm die Alte hinhielt, mit Tabak. Das Maß mußte besonders knapp ausgefallen sein, denn die Frau blickte, ohne ein Wort zu äußern, aber sehr bekümmert in die offene Tüte und konnte offenbar mit ihrer Enttäuschung nicht ins reine kommen, denn so stand sie noch, als schon der Mann mit seinem Packen zur Thür trat. Er war gewohnt, von keifenden, scheltenden und drohenden Weiberstimmen verfolgt zu werden, und es verursachte ihm stets eine triumphierende Freude, mit seinem Profit lustig pfeifend abzuziehen. Die stille Kränkung, welche aus der Haltung der Alten sprach, verursachte ihm etwas wie ein Unbehagen; zornig riß er die Büchse an seiner Seite auf, nahm eine Hand voll Tabak, warf ihn der Alten in die Tüte und rannte fluchend davon. Plötzlich am Eingang der Schlucht, da wo ein schmaler Weg abwärts durchs Dickicht führte, fühlte er sich an der Hand gepackt; der Knabe stand neben ihm, deutete mit weit ausgestrecktem Finger hinab und that die Frage: „Sind sie da unten, die Bösen, die ihn ans Kreuz hämmern — o, dann nimm mich mit!" — Er sah so entschlossen aus, sein Auge suchte so dringend des Mannes Blick, daß dieser, um ihn los zu werden, kopfschüttelnd erklärte: „Gott bewahr — nein, nein, Bub, die sind weit weit dort drüben!" Er zeigte hinüber auf die Schneehäupter, schüttelte die Hand des Knaben ab und schritt weiter. Der stand und starrte empor; schwarze Wolken umkreisten den ewigen Schnee, feuchte Dünste stiegen aus dem Thal; plötzlich machte die Sonne dem Grau in Grau ein Ende, zerriß eine Wolke und warf aus der schwarzen Umrahmung einen glutvollen Abschiedsblick ins Gebirge. Alsdann ging ein Erblassen über die steinernen Häupter, und nur über dem weißen Königsantlitz drüben schillerte ein farbenprächtiger Regenbogen. „Jawohl," sprach der Knabe, die Hände in den Hosentaschen, das Auge in die Ferne gerichtet, „ich komm — ich helf!"

Der Abend kam; die Großmutter schlief vor der Hütte ein, die Schürze voller Kräuter, die sie selbst im Schlafe ängstlich hütete. Der Knabe schnitzte an einem gewaltigen Stabe, den er manchmal weit von sich hielt und betrachtete. Einzelne Sterne blinkten am Himmel, einmal auch meldete sich die blasse Mondesscheibe und

warf einen silbernen Schimmer über das Haupt der alten Frau. Das machte sie auffahren, und ihre Kräuter zusammennehmend, rief sie dem Enkel und verschwand mit ihm in der Hütte. Eine Weile später hörte man noch die beiden ihr Abendgebet murmeln, dann herrschte Stille.

Mit dem Tagesgrauen trat der Knabe aus der Hütte und schaute umher. Oben die Bergspitzen waren frei, aber im Thal saßen die Wolken, hingen an Felsblöcken und wehten so tief über den Erdboden hin, als hätten sie da was zu suchen. Der Bube schien keinen anderen Gedanken zu haben als — fort! keinen Blick warf er nach der Hütte zurück, als er, mit seinem Stabe weit ausholend, sich in die schleichenden Wolkenmassen verlor. Als er den Berg erstieg mit dem versteinerten Königsantlitz, blieben die Wolken plötzlich zurück, finsteres Grollen tönte hinter ihm her und rollte weiter und weiter. Unbekümmert stieg der Bube an dem steinichten Geröll empor; manchmal blieb er stehen, um Atem zu schöpfen, um die Entfernung zu messen zwischen ihm und den weißen Bergspitzen. Dann kletterte er mutig weiter und ließ den Donner unter sich grollen. Wie schwoll ihm die kleine schweratmende Brust, welche Wunder Gottes versprach er sich mit Hilfe seines dicken Stabes, wenn er drüben ankam, um dem Heiland zu helfen.

Mit ihm aber stiegen die Wolken empor, von nah und fern kamen sie angezogen und plötzlich mit solcher Eile, als hätten sie sich das Wort gegeben — ihm nach! Laut dröhnte der Donner gleich Heroldsrufen, Blitze fuhren ins Thal und krachend flogen Bäume und Felsblöcke auseinander. Die Füße des Buben berührten kaum noch den Boden, er suchte dem Wetter zu entkommen und eilte, die lichten Höhen zu erreichen. Gleich war er oben, schon glitten seine Füße im weichen Schnee aus und er mußte den Stab kräftiger einsetzen. Aber sie kamen ihm nachgezogen, die schwarzen, gespenstigen Wolkenmassen, mit langen Armen umringten sie ihn, als seien sie gesonnen, ihn festzuhalten, als wollten sie ihn nicht ziehen lassen in die verderbte Welt jenseits der Berge, wo die Menschen fortfuhren, den Heiland ans Kreuz zu schlagen. Da löste sich eine majestätische Wolke von ihren Schwestern, stieg empor und entlud ihren sengenden Blitz über des Knaben Haupt. Er brach zusammen, eben das Schneefeld betretend. Ein Donnerschlag machte die Berge ringsum erdröhnen, zischend lösten sich ganze Schneeschichten und rollten abwärts, und auf solch einem weißen Bette fuhr auch der Knabe hinab in sein Heimatthal. Da hatte es seinen Liebling wieder, und schöner war nie ein Morgen erstanden als dieser! Die Hütte aber lag zertrümmert unter entwurzelten Baumstämmen und glitzerndem Schnee.

Litterarische Notizen.

Als erster Band einer Sammlung „Deutsches Bürgerleben", alte Chronikenberichte bearbeitet von Ludwig Hänselmann, ist soeben im Verlage von Goeritz und zu Pultitz in Braunschweig erschienen: **Das Schichtbuch.** Geschichten von Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig 1292 bis 1514. Nach dem Niederdeutschen des Zollschreibers Herm. Bothen und anderen Überlieferungen. — Der Herausgeber, Fachgenossen längst durch seine vortrefflichen Publikationen der braunschweigischen Chroniken und Urkunden sowie durch zahlreiche andere Arbeiten auf dem Gebiete niedersächsischer Städtegeschichte, weiteren Kreisen durch sein Novellenbuch „Unterm Löwenstein" vorteilhaft bekannt, beabsichtigt mit der vorliegenden Sammlung nicht zu der Masse von mehr oder weniger historischen Phantasiegemälden in Konkurrenz zu treten, mit denen, dem herrschenden Geschmacke des Publikums dienend, eine Legion Berufener und Unberufener den Weihnachtsmarkt alljährlich versorgt: er läßt, wie das in kleinerem Umfange unter anderem Gustav Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" gethan, die alte Zeit sich selber schildern in ihrem Sinn und ihrer Sprache, auch in der letzteren, denn bei der Übertragung ins Neuhochdeutsche ist der eigentümliche Zeitton und selbst die dialektische Färbung feinfühlig gewahrt. Die Wahl des Stoffes für den ersten Band — für den zweiten sind hildesheimische Geschichten in Aussicht genommen — konnte nicht glücklicher getroffen werden. Für den Geschichtsfreund kann es keinen größeren Genuß geben, als dieser unverfälschten Stimme der Vorzeit zu lauschen, Gegenwärtiges und Kommendes an dem Vergangenen zu messen. Es ist freilich der altbekannte Lauf der Dinge, den wir in größeren Verhältnissen auch in der Geschichte der antiken Freistaaten beobachten: die politische Allmacht der Geschlechter durch die Plebs, in unserem Falle die Gilden, gebrochen — Entwickelung eines Optimatentums, das seinerseits in der selbstsüchtigen Stadtregierung die Traditionen der Geschlechter fortsetzt — Aufkommen der Demagogie im engeren Sinne, die dann, wenn sie zur Herrschaft gelangt, an der eigenen Unfähigkeit zu regieren Schiffbruch leidet — schließlich Pöbelaufstände mit kommunistischem Anstrich und in der Ferne als endliches, unvermeidliches Ziel der Heimfall des verrotteten Gemeinwesens an die Monarchie. Aber die besondere Erscheinungsform dieser typischen Entwickelung hat, wie überall, so auch hier so viel reizvolle Eigenheit, daß das Interesse bei der Lektüre nie erlahmt. Dazu kommt, daß Bothens Darstellung selbst im Tone reiche Abwechselung bietet. Aus seiner Schilderung früherer Ereignisse spricht noch der epische Charakter der Überlieferungen, die er benutzte, am deutlichsten in der tragischen Geschichte Karl Dorings, jenes Bürgermeisters der Altstadt, der 1374 mit sieben anderen dem Henkerbeil der Aufrührer zum Opfer fiel. Je näher der eigenen Zeit, desto subjektiver, aber auch desto reicher an seinem Detail wird der Bericht, desto plastischer die Gestalten, vor allem die des Volksmannes Ludeken Hollant. Daneben eine Fülle wertvoller Züge für das Verständnis des spätmittelalterlichen Städtewesens: die Unsicherheit selbst der nächsten Umgebung, die stete Geldnot des Rates, das Münzelend des kleinen Mannes, die Schlauheit der Pfaffen, im Trüben den eigenen Vorteil zu fischen — man lese die wundervolle Komödie von der Auffindung der vier Bündel heiliger Gebeine zu St. Ägidien S. 76 ff. — alles das kommt im Verlauf der Erzählung zur Darstellung und erklärt die Geschehnisse. Die Arbeit des Herausgebers beschränkt sich aber nicht auf Einleitung, sprachliche Erneuerung und Erläuterungen sachlicher und dialektischer Besonderheiten von Bothens Schrift: wie aus dieser einige weniger wesentliche Teile, z. B. der Pfaffenkrieg, oder solche, deren Verständnis im einzelnen selbst dem Historiker Schwierigkeiten bereitet, speciell der Abschnitt vom Münz-

wesen, gekürzt oder ganz beiseite gelassen sind, so hat Hänselmann an Stellen, wo Bothens Erzählung durch andere Berichte ergänzt und vervollständigt werden konnte, dieselben in den Kontext derartig eingearbeitet, daß schwerlich jemand, der nicht das Original (Chroniken der deutschen Städte. 16. Band. S. 271 ff.) zur Seite hat, Stücke und Nähte erkennen dürfte. Alles in allem — eine sehr verdienstvolle Aufgabe in ihrem Probestücke musterhaft gelöst. Besondere Anerkennung verdient daneben der Verlag, der dem Werke eine ungewöhnlich schöne Ausstattung gegeben hat.

* * *

China und die Chinesen. Von Tscheng-Ki-Tong, Oberst und Militär-Attaché bei der Kaiserlich Chinesischen Gesandtschaft in Paris. Einzige autorisierte Übersetzung von Adolf Schulze. (Leipzig, Carl Reißner.) — Es geschieht hier wohl zum erstenmal, daß ein Chinese in einer abendländischen Sprache und im freien Plaudertone über seine Heimat, deren Bewohner, Sitten und Gebräuche sich ausläßt, und es ist daher begreiflich, daß das Erscheinen dieses Buches in Frankreich infolge des chinesischen Krieges lebhaftes Interesse erregt hat und dadurch auch in Deutschland nicht unbemerkt geblieben ist. Es ist außerordentlich lehrreich, zu beobachten, wie in China der Respekt vor der Vergangenheit und damit das Festhalten an hergebrachten Sitten und Gewohnheiten den europäischen Kulturzuständen gegenübertritt. Oberst Tscheng-Ki-Tong mag recht haben, wenn er eine friedliche Entwickelung dem gewaltsam sich aufdrängenden Fortschritt vorzieht; aber wenn eine Nation die Entwickelung nur innerhalb der Grenzen ihres eigenen Landes anerkennt und sich gegen alle fremde Einwirkung hartnäckig verschließt, kann man diesen Zustand auch nicht unbedingt loben. Trotz seines Aufenthaltes in Deutschland scheint der chinesische Oberst doch nur die französischen gesellschaftlichen Zustände näher studiert zu haben. Er bedauert z. B., daß in Europa die Frau nicht auch äußerlich die Ehrenstellung ihres Mannes teilt. Hätte er Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie in Deutschland die Frau Majorin der Frau Oberstin und diese wieder der Frau Generalin den Ehrenplatz räumt, so würde er seine Ansicht wenigstens modifiziert haben. Wenn er jedoch wünscht, daß an den Promenaden- oder Gesellschaftstoiletten der Damen irgend ein Abzeichen den Rang ihrer Ehegatten andeute, so müssen wir herzlich für seine gute Absicht danken und ihn bitten, diese schöne Sitte für sein Vaterland ausschließlich zu behalten. Komisch ist es auch, wenn er berichtet, daß die Pariser Damen ihn bei Einladungen jedesmal dringend gebeten hätten, in seiner Nationaltracht und nicht in dem häßlichen schwarzen Frack zu erscheinen. Er beschließt diese Mitteilung mit den Worten: „Und man hat uns immer beglückwünscht über die Schönheit unserer Tracht.“ Das Raffinement der Pariser Damen, welche ihren Salon mit einem echten Chinesen in Nationaltracht ausschmücken wollten, ist dem ehrlichen Oberst entgangen. Besonders interessant sind die Mitteilungen über das chinesische Familienleben und die Stellung der Frau daselbst. Schade nur, daß er seine anmutige Schilderung mit den Schlußsätzen über das Konkubinat verunzieren mußte; denn so schonend er über dieses häßliche Anhängsel auch hinweggleiten möchte, ist darin doch der Todeskeim eines Familienlebens in unserem Sinne bloßgelegt. Die chinesische Frau muß es dulden, daß sie im eigenen Hause Nebenbuhlerinnen hat, deren Kinder mit den ihrigen erzogen werden. Nur ein völlig passiver und übermäßig friedfertiger Nationalcharakter erträgt solche Zustände, bei unseren Frauen wäre eine derartige Indolenz undenkbar. Gewiß wird das Buch des Obersten Tscheng-Ki-Tong manches Vorurteil über China beseitigen, aber man darf sich durch die gewandte Form der Darstellung nicht über die begreifliche Absicht des Verfassers täuschen, der uns die Zustände seines Vaterlandes in möglichst günstigem Lichte zeigen will. Die Übersetzung ist im höchsten Grade lobenswert, aber im Vorwort hat der Übersetzer dem Verfasser doch wohl eine etwas einseitige Huldigung dargebracht.

* * *

An der Heilquelle. Von Friedrich Spielhagen. (Leipzig, L. Staackmann.) — Ein neues Buch von Spielhagen ist stets eine erfreuliche Erscheinung für diejenigen Leser, denen es darum zu thun ist, eine stimmungsvolle, künstlerisch wohlgefügte Dichtung auf sich wirken zu lassen. Von dem vorliegenden Werke, welches eine Novelle in räumlich ausgedehnter Fassung ist, kann man in Wahrheit sagen, daß es die Vorzüge feinsinniger Erfindung, sittlicher Vertiefung und geschmackvoller Ausmalung wiederum in hohem Grade vereinigt. Der Titel „An der Heilquelle“ hat eine doppelte Bedeutung; einmal bezieht er sich auf den Ort der Handlung, die sich in Baden-Baden begiebt, wo die verschiedenen Personen der Erzählung sich zu Heilzwecken aufhalten, dann aber entspringt für eine junge Ehe, deren Glück etwas wankend geworden, und die aus allerlei ungesunden Einwirkungen dicht vor einer gefährlichen Krisis steht, aus dem Anblick wirklicher Schuld und wirklichen Herzenselends eine Quelle der Versöhnung und der heilkräftigen besseren Einsicht. Das junge Paar, Adalbert und Hilde, bildet

allerdings den Mittelpunkt der Vorgänge, aber die übrigen Personen treten nicht minder interessant und charakteristisch hervor; der Dichter hat in denselben eine Anzahl von Typen des modernen Gesellschaftslebens treffend und ohne Übertreibung gezeichnet. Auch konnte er die Örtlichkeit für die geschilderten Vorgänge unmöglich günstiger wählen, da gerade Baden-Baden in seiner reizenden Umgebung und dem Treiben der modernen vornehmen Welt sich trefflich eignet, um die heimlich schleichende Krankheit des jungen Ehepaares zu schildern. Der Dichter hat hier eine häufig vorkommende wunde Stelle unserer gesellschaftlichen Verhältnisse mit sicherer Hand berührt.

Aphrodite. Roman aus Alt-Hellas von Ernst Eckstein. (Leipzig, Carl Reißner.) — Mit vielem Geschick behandelt Ernst Eckstein die antike Scenerie, und er versteht es vortrefflich, Kulturperioden wieder aufleben zu lassen, für welche stets ein großes Interesse vorhanden ist. Daß die Liebe zu allen Zeiten das menschliche Gemüt beherrscht, weibliche Schönheit die Männer bestrickt, Talent und Tapferkeit dem Manne zur Zierde gereichen und ausdauernde Treue schließlich die schwersten Hindernisse überwiegt, sind Wahrheiten, die ebensogut fünfhundert Jahre vor Christi Geburt wie heutzutage ihre Geltung haben. Dieser neueste Roman schildert die Schicksale eines jungen griechischen Bildhauers, der anfangs unabsichtlich im Herzen eines Blumenmädchens, das ihm als Modell dient, ein leidenschaftliches Gefühl entfacht, bis ihn selbst die allgewaltige Liebe zu der schönen Tochter des mächtigen Archonten von Milet erfaßt. So groß die Kluft ist, die ihn von der Geliebten trennt, sein Talent und seine kriegerische Tapferkeit überwinden die Hindernisse, und während auf der einen Seite die Rache des verlassenen Blumenmädchens ihm allenthalben in den Weg tritt, hilft dafür der mächtige Beistand eines klugen Priesters, der den Aberglauben des Volkes zu nutzen weiß und ihm überall die Pfade bahnt.

Die „Allgemeine Romanbibliothek", welche von der Verlagshandlung von J. Engelhorn in Stuttgart herausgegeben wird, hat kürzlich eine Erzählung von Paul Lindau unter dem Titel Helene Jung gebracht, wobei es sich um die Ausführung eines Stoffes handelt, welchen der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha bei einem geselligen Zusammensein mitteilte. Unter dem Namen Helene Jung verbirgt sich die Tochter eines polnischen Grafen, der seine Frau vergiftet und sich dann im Gefängnisse entleibt hat. Sie giebt sich für eine reiche Amerikanerin aus, macht die Bekanntschaft des Erbprinzen eines deutschen Fürstenhauses, und nachdem beide eine kurze Zeit reinen Liebesglückes genossen, verschwindet sie in einem Kloster. Vorher aber erscheint sie auf einem fürstlichen Maskenfeste noch einmal im vollen Glanze ihrer vornehmen Herkunft und des unermeßlichen Reichtums ihres Hauses, halb wie eine Märchenfee, halb wie eine Theaterprinzessin, um von dem Prinzen Abschied zu nehmen. Paul Lindau hat die Geschichte mit dem vollen Reiz seiner glänzenden Begabung umrahmt, und wenn uns auch bei der unsäglich traurigen Begebenheit nicht der Menschheit ganzer Jammer anfaßt, so sind wir doch gefesselt und interessiert von Anfang bis zu Ende.

Unter uns. Roman in drei Büchern von Ossip Schubin. Zweite Auflage. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Das „Unter uns" bezieht sich auf den exklusivsten Kreis der österreichischen Aristokratie, die hier nur in einer Anzahl von Familien, welche sich einen Winter in Rom aufhalten und sich um die österreichische Botschaft gruppieren, vor dem Leser erscheint. Diese Gesellschaft hat ihre drolligen, aber auch ihre abstoßenden Seiten und ist so abgegriffen und verwaschen, daß von Individualitäten kaum mehr die Rede sein kann. Ossip Schubin versteht es meisterhaft, sie in ihren Abstufungen und Vorurteilen zu zeichnen. Alle diese Herren und Damen, die sogar ihre Namen derart abschleifen, daß man kaum mehr unterscheiden kann, ob unter Fritzi, Nicki, Zizi und Mimi männliche oder weibliche Persönlichkeiten gemeint sind, treten ziemlich deutlich vor uns hin, und ein ernsthafter Herzenskonflikt, der zu einem unglücklichen Duell führt, aber schließlich befriedigend endet, tritt in ergreifender Weise hervor.

Zwei Comtessen. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. (Berlin, Franz Ebhardt.) — Auch in diesen beiden Novellen, welche den Gegensatz zwischen dem eleganten und uneleganten Princip in der vornehmen österreichischen Gesellschaft charakterisieren, begegnen wir ähnlichen Gestalten wie bei Ossip Schubin, aber sie treten etwas mehr in den Hintergrund, und in der zweiten Novelle „Comtesse Paula" lernen wir ein innerlich tüchtiges Wesen kennen, das einen charaktervollen Weg geht. Comtesse Muschi dagegen verliert sich völlig in den Modethorheiten: elegante Toiletten, Pferde, Jagd sind für sie die wichtigsten Lebensfragen. Auch in diesen Novellen spielen die Fritzi und Nicki ihre Rolle, und außerdem wird in ergötzlicher Weise der Hang persifliert, die Sprache mit französischen und englischen Brocken auszustaffieren. So z. B., wenn der Graf zu seiner Tochter sagt: „Speak nicht solchen Unsinn! Ich glaube, du bist närrisch! Und überhaupt: Speak english!" Trotz ihrer Absonderlichkeiten hat diese Gesellschaft auch eine Menge harmlos liebenswürdiger Züge.

Vorstadtgeschichten. Von Heinrich Seidel.

Dritte unveränderte Auflage. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Es ist die Stimmung befriedigten Stilllebens, welche sich in diesen sieben gemütvollen Erzählungen geltend macht. Wir lernen gute, prächtige Menschen kennen, liebe herzige Mädchen, heitere, harmlose Gesellen, und der behagliche Humor des Verfassers macht jede einzelne der Novellen zu einem reizenden Genrebildchen voll Sonnenschein und reiner Lebensfreude. Nur daß zuweilen die Gestalten sich ihrer Liebenswürdigkeit bewußt werden, stört hier und da in geringem Grade den reinen poetischen Eindruck. Das Bändchen ist allerliebst ausgestattet und kann in jeder Hinsicht als passendes Festgeschenk empfohlen werden.

* * *

Nachträglich erwähnen wir noch einige gefällig ausgestattete Jugendschriften, welche zur Weihnachtszeit versandt wurden. Im Verlage von K. Thienemann (Gebr. Hoffmann) in Stuttgart erschien ein allerliebstes Buch unter dem Titel **Für unsere Kleinen**, Koselieder von Helene Binder, mit Bildern von L. v. Kramer, ein hübsches Geschenk für das zarte Jugendalter. In demselben Verlage ist für die Jugend bearbeitet der preisgekrönte, sehr unterhaltende Roman von H. Malot **Heimatlos** mit zahlreichen Illustrationen erschienen. Sodann können wir eine ganze Auswahl von ansprechenden Jugendschriften empfehlen, die im Verlage von E. Hänselmann in Stuttgart herausgekommen sind. Man begegnet dabei mehreren bekannten Jugendschriftstellern, und die Ausstattung macht einen überaus gefälligen Eindruck. Derselbe Verlag hat auch eine reichhaltige, ansprechend illustrierte und äußerst geschmackvoll gebundene Anthologie aus der Lyrik neuester Zeit unter dem Titel **Aus junger Tage Freud und Leid** versandt, die ein sehr passendes Festgeschenk bildet.

Von einigen Schriften P. K. Roseggers hat die Verlagsbuchhandlung von A. Hartleben in Wien sehr elegante Miniaturausgaben veranstaltet. Es sind stattliche Bändchen mit Goldschnitt, von denen bis jetzt vier vorliegen. Die Verlagshandlung beabsichtigt, die Sammlung bis auf zwölf Bändchen zu vermehren, so daß alsdann eine kleine Rosegger-Bibliothek in gefälligem Gewande den Freunden des Dichters geboten wird.

* * *

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat eine Kabinettausgabe ihrer rühmlich bekannten **Ebers-Galerie** veranstaltet, die als ein elegantes Festgeschenk bezeichnet werden kann. Auf zwanzig Blättern bietet diese Galerie Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers, und es haben sich zu diesen Darstellungen bedeutende Künstler, darunter Alma Tadema, H. Kaulbach, Thumann, Knille u. a. die Hände gereicht. Das Blatt „Eine Frage" von Alma Tadema ist ebenso charakteristisch wie anziehend; auch von Laura Tadema ist eine Scene aus der „Bürgermeisterin" dabei; kurz, auch diese neue zierlich und geschmackvoll ausgestattete Ausgabe der „Ebers-Galerie" hat volles Anrecht auf große Verbreitung, besonders unter der zahlreichen Gemeinde der Verehrer des Dichters.

* * *

Die Verlagsbuchhandlung von Hermann Gesenius in Halle a. S. hat eine illustrierte Ausgabe von **Charles Dickens' Ausgewählten Romanen** in sechs Bänden veranstaltet, welche in hübschen Einbänden versandt wird. Diese Ausgabe bringt die beliebtesten Werke des unsterblichen englischen Humoristen, dessen poetische Bedeutung von Jahr zu Jahr in immer weiteren Kreisen erkannt wird. Die neue Ausgabe ist nicht nur in Bezug auf Format und Druck zu empfehlen, sondern bietet auch in den charakteristischen Illustrationen eine erfreuliche Zugabe.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das Volkslied.

Gemälde von Adalbert Begas.

Biri.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

II.

Nach diesem Tage waren zwei Jahre gleichmäßig hingegangen, und es lag wiederum Augustsonne heiß und schweigsam über der weiten norddeutschen Heide zwischen dem Elbe- und Weserfluß. Doch die tiefe Stille und das friedliche Blau der Himmelsdecke engten sich Tag um Tag mehr zusammen, denn rundum aus allen Richtungen des Windes drohten vom Horizont dunkelschwere Wolken herauf. Sie kamen vom Aufgang und Untergang, von Mittag und Mitternacht und rückten gegeneinander; es funkelte von Flammengezuck aus ihrem dichten, sturmumschrillten Gemenge, und dumpfes Rollen erschütterte den Boden. Dann entlud sich auch hier mit der Wucht und Wut eines Wirbelorkans das Unwetter, das jetzt seit sieben Jahren ruhelos über den ober- und mitteldeutschen Landen getobt. Unablässige Blitze schossen von allen Seiten herunter, und wohin das Auge sah, loderten Städte und Dörfer als Feuersäulen in die Luft.

Es hatte mit dem Beginn des Jahres 1625 den Anschein geboten, als ob dasjenige, was man die Sache des evangelischen Glaubens benannte, der kaiserlich-jesuitischen Waffengewalt unterlegen sei. Die Streitkräfte der protestantischen Staaten unter ihren Führern, dem Herzog Christian von Braunschweig, dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und dem Grafen Ernst von Mansfeld, waren überall von dem liguistischen Heere unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls von Tilly geschlagen und größtenteils vernichtet worden; neue Soldatenwerbungen der Besiegten in den Niederlanden, England und Frankreich schritten aus Mangel an Geldmitteln kaum vorwärts. Das Ende des ungeheuren Elendes, wenn auch durch Wiederherstellung papistischer Pfaffenherrschaft im ganzen Reich, schien herangekommen. Da wirbelte plötzlich von Norden der dicke Staub unter den Sohlen fremdzüngiger, neu den weiten Kampfplatz beschreitender Kriegsvölker auf.

Unerwartet kam's, gleich einer Wetterwolke, und brachte Bestürzung in die Hofburg zu Wien hinüber. Die vom Zusammenbruch ihrer bisherigen thatsächlich unumschränkten Landesherrlichkeit bedrohten protestantischen Fürsten hatten ein Bündnis mit dem Dänenkönig Christian dem Vierten geschlossen, und jählings erschien dieser unter Beihilfe der Herzöge von Braunschweig und von Mecklenburg mit einem sechzigtausend Köpfe starken Heere diesseits der Elbe. Das Auftauchen desselben änderte hurtig den stockenden Gang der Werbungen in England und Holland; von allen Seiten strömten willige Landsknechte den mansfeldischen Trommeln und der neuen Beuteaussicht zu. Aus Ostfriesland und Westfalen zogen sie zur Vereinigung mit der dänischen Streitmacht in hellen Haufen heran.

Doch auch im Feldlager ihrer Gegner herrschte der gewitterhaft aufdrohenden Gefahr gegenüber fiebernde Thätigkeit. Die Armee Tillys war der verwandelten Lage nicht mehr gewachsen, und der schreckerfaßte Kaiser Ferdinand der Zweite willigte bereit in das Anerbieten des von ihm zum General erhöhten Obristen Albrecht von Wallenstein, daß dieser auf seine eigenen Kosten in Böhmen ein Heer von dreißigtausend Mann anwerbe. Und in kurzer Frist hatte der weitberühmte Führer diese Anzahl zusammengebracht und wälzte sich gegen Nordosten fort. So rückten im Beginn des Augustmonats der König von Dänemark und der Graf von Mansfeld, Tilly und Wallenstein aus allen vier Himmelsrichtungen, von Norden und Westen, Süden und Osten, gegen die sandigen Lande der Herzöge von Kalenberg, Celle und Lüneburg.

Zum erstenmal seit dem Ursprung des Krieges brach der verheerende Sturm in die stille Naturabgeschiedenheit dieses nordwestlichsten Winkels des Reiches herein, doch that er es beim ersten Stoß sofort mit einer so schonungslosen Wut, wie selbst die oberdeutschen Lande sie noch kaum irgendwo erfahren. Zwei neue Raubtierungeheuer waren es, die sich wechselseitig ihren Fraß nicht gönnten und sich unter grauenvollem Gebrüll mit Zähnen und Tatzen anfielen; aber sie hatten die Gier und fühllose Grausamkeit ihrer Vorgänger geerbt und trugen noch ungefüllte, durstig lechzende Säcke in ihren weiten Pluderhosen. Dazu galt's, nicht allein dem Feinde, sondern auch dem Freunde in der Ausraubung nur karg bevölkerter Gegenden zuvorzukommen, für die Dänen, den Mansfeldischen den Vorgriff abzugewinnen, wie für die Tillyschen den Wallensteinern. Für die Landesbewohner aber war es gleichbedeutend, ob Freund oder Feind, die „Kaiserlichen" oder die „Königlichen" über sie gerieten. Beide brachten die nämliche Fülle an Blut und Thränen, Jammer und Verzweiflung, und Hungersnot, Pest und Brandstätten blieben hinter ihnen. Nur hier und da vermochte eine feste Stadt es zu wagen, auf die Stärke ihrer Mauern und den Zeitmangel der Feinde für eine regelrechte Belagerung zu bauen; in den meisten Städten zerriß schon beim ersten Vorstoß der anrückenden Heermassen jegliche Ordnung und flohen die Bewohner, von wirrer Angst gepackt, blindlings in Wälder und Einöden hinaus. Die Universität Helmstedt hatte vor zwei Jahren vierhundert Studenten gezählt, jetzt beim Herandrohen der neuen Wallensteinschen Scharen standen alle Hörsäle leer, und kein einziger war geblieben. Was sonst von zahlreichen Menschen belebt gewesen, lag verlassen, dagegen in Busch- und Heidewildnis des weiten Gebietes zwischen der mittleren Elbe und der Weser wimmelte es von hungernden und frierenden, scheu aus ihren Schlupfwinkeln aufhorchenden Greisen, Weibern und Kindern. Nach keiner Richtung fiel ein Entrinnen in die Ferne möglich, denn aus jeder drohte gleichmäßig das Verderben heran. Gleich einer riesigen Treibjagd war's, die das Menschenwild rundhin umstellt hielt, und ungefähr als Mittelpunkt, wo die heulende, fletschende, blutlechzende Meute von allen Seiten gegeneinanderfahren zu müssen schien, ragte der hohe Nikolaikirchturm zu Lüneburg über

die Lande. In gleicher Weise aber vor jedem der vier sich zum Kampf zusammendrängenden Heere „schwärmten" nach dem Chronikbericht eines Augenzeugen „gleich Geiern, welche die Witterung von Leichen lockt, Banden von Zigeunern, die Männer mit zwei langen Röhren bewaffnet, ein lärmender Troß von Weibern und Kindern auf und neben den Packpferden; so brachen sie in Weiler und Dörfer ein, hockten den Raub auf und mordeten, auch wo Widerstand fehlte." Das wilde, unheimliche Volk vor den Donaupußten brauchte sich nicht mehr vor der bürgerlichen Ordnung, vor dem Galgen und dem Messer zum Abschneiden der Ohren zu fürchten und sein Lager im einsamen Waldversteck aufzuschlagen. Als parteilos, von den Kaiserlichen und Königlichen in gleicher Weise benutzt und geduldet, zog es, seine Beute haschend, mit und zwischen beiden einher; seine Zeit und die aller unermeßlich ringsher zuströmenden Gauner, Waldfischer, Buschklepper, Schnapphähne, Heckenbrüder und Immenschneider war in der nordischen Heidewelt gekommen.

Doch sie sowohl als die plündernd in Rotten umherschweifenden Kriegsknechte sahen sich im ganzen vielfältig enttäuscht und nährten ihre betrogene Habgier zu teuflischem Ingrimm auf. Es war von keinem Schulmeister bei ihnen für deutsche Erdkunde Sorge getragen worden, sie hatten sich unter den braunschweig-lüneburgischen Fürstentümern fruchtbare Gegenden mit reichen Ortschaften vorgestellt und fanden oft meilenweite Strecken, auf denen es kaum irgend etwas zu rauben und zu stehlen gab. Tag um Tag dehnten sich aufs neue Sand, Heide und Wald um sie herum, und sie kehrten von gar manchem mühseligen Streifzug beutelos, hinkend und fluchend ins Lager zurück. Vielfach verging ihnen Trieb und Lust, sich von der Scholdererbank und dem Faßspund überhaupt noch in die „hundsfappermentische Satanssandtonne" hineinzuwühlen, um sich mit trockenem Schlund von Staub und Hitze an der Nase herumzerren zu lassen, und gegen sonstiges Verlangen brannte man ziemlich allseits auf eine baldige entscheidende Feldschlacht statt der vereinzelten Gefechte, um als Sieger oder Unterlieger aus der Schmalhansküche der nordbraunschweigischen Lande wieder in fettere Quartiere fortzukommen. Doch offenbar zauderten die obersten Heerführer hier wie dort vor einem rückhaltlosen Schlag und trachteten vorderhand nur nach Verstärkung ihrer Streitmacht und Verbesserung ihrer Stellungen.

So standen mit dem Beginn des August die schwarzen Wetter rund um die Lüneburger Heide emporgereckt, und einzig, wo im Westen sich weit sichtbar ihre höchsten Dünen aufhoben, lag die Erde zwischen ihnen noch in der alten friedlichen Stille. Breite und langgestreckte, gefährliche Sumpfniederungen schlangen sich dort im Halbkreis an der ganzen Ostgrenze der Herzogtümer Bremen und Verden entlang und nötigten sowohl die von Norden als von Westen und Süden anrückenden Heerhaufen, die unüberschreitbaren Gründe in weitem Bogen zu umgehen. Den Vorbeigezogenen aber nickten über öde, dörferlose Flächen her die hohen, weißen und gelben Sandberge wenig verlockenden Gruß aus der Ferne zu und ließen die Raubgier nach Erreichung der besser verheißenden Türme von Hannover und Celle, Ülzen, Lüneburg und Harburg trachten. In den tiefen Thaleinschnitten, die ihre Auen zur Wumme in die Weser und zur Luhe in die Elbe sandten, war es immer noch in gleicher Weise wie damals, als der Krieg weit drüben sagenhaft in Oberdeutschland gewütet. Der Wind trug wohl einmal das Rollen von Falkonettgeschützen und Hakenbüchsen daher, doch man konnte es für dumpfen, fernen Wolkendonner halten, der keine zündende Blitze bis hierher schoß.

Und vielleicht sprach sich kein allzu großes Übermaß von Sorglosigkeit darin aus, in Osterbek und den wenigen, gleichartig verborgen gelegenen Dörfern des Umkreises zu hoffen und zu glauben, das wilde Unwetter werde sich drüben an den

Städten austoben und, ohne diese Abgeschiedenheit zu berühren, vorüberheulen. Schon öfter war es so geschehen, und der Pastor Anselm Berkenholt konnte es seiner Gemeinde aus einem Chronikbericht verkünden, daß im vorigen Jahrhundert ihr Dorf von keinem Feinde aufgefunden worden sei, als die Kriegsscharen des Kurfürsten Moritz von Sachsen und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg auf dem Peiner Felde zusammengestoßen und weit rundum alles sengend und raubend überschwemmt gehabt. Da habe Gott im Himmel schirmend seine Hand über Osterbek gebreitet, und so werde er sie auch jetzt wieder beschützen, wenn sie in unbeirrbarem Glauben an seine Allmacht festhielten und sicheres Vertrauen auf ihn setzten, daß er die Unschuldigen und Gerechten nicht zu Schanden werden lasse. Mit fester Überzeugung predigte der Pastor dies seinen Hörern und hielt sie dadurch ab, sich gleich den Bewohnern von tausend anderen Dörfern des sächsischen Kreises mit ihrer Habe und ihrem Vieh in die Moore und Wälder hinauszuflüchten. Seine Schutzverheißung und seine ruhige Zuversicht erfüllten die Bauern mit gläubiger Furchtlosigkeit, ihre gewohnte Lebensführung in Haus und Hof, auf den kargen Äckern und Weiden fortzusetzen. Sie dachten nicht daran, daß auch anderswo noch sich Schuldlose und Gerechte finden mochten, deren Dörfer dennoch als wüste Brandstätten jetzt dalagen, die in Not und Tod umirrten und untergingen, aber sie vernahmen auch kaum, was wenige Meilen von ihnen entfernt geschah. Im Dorf und im Pfarrhaus gingen gleichmäßig wie seit Jahren die Tage weiter, und es hatte sich in letzterem nichts verändert als ein weniges in der Erscheinung Hanka Berkenholts. Nicht höher aufgewachsen war sie, aber der Eindruck, den sie erregte, doch anders; der erste Blick besagte, daß sie kein groß emporgeschossenes Kind mehr sei. Sie bot ein Bild gesunder Mädchenkraft und -Anmut, und der Duft der ersten Maienzeit umgab sie. Wie von Kindheit auf lag es träumerisch in ihren Augen, doch ein hinzugekommener stiller Glanz barg sich in der Tiefe derselben. Er besaß manchmal einen leicht schwermütig darüber gehenden Ausdruck, allein dieser zerrann, wenn sie an ihrer alten Lieblingsstätte unter den Wodanseichen des Hünengrabes verweilte und in die sonnige Weite hinaussah. Seit zwei Sommern schaute sie dort fast stets nur gen Südosten hinüber, und an ihrem Blick ließ sich gewahren, daß derselbe nicht auf der Heide und dem Moor vor ihr, noch auf den Waldlinien des Horizontes haftete, sondern noch über diese hinaus suchend in die Ferne ging. Und täglich einmal, solange die Jahreszeit ihr zu dem Behuf entgegenkam, stieg sie von dem Hügel zu dem feuchten Grund nieder und wanderte am Rande desselben umher, bis sie eine feine Blütenquirle des Sommererdrauchs fand, die sie mit einem heimlich sonnigen Lächeln pflückte und unter ihrem Gewand auf dem Herzen verbarg. Dann schimmerte es einen Augenblick lang in der einsamen Stille rosig und lieblich durch den Spalt ihres Mieders auf.

Was es sei, wonach sie in die blaue Weite hinausschaute, sagte sie niemandem, weder dem Vater noch der Mutter. Sie wußte selbst kaum, ob es als ein Traumgebild oder als Wirklichkeit drüben in der unbekannten Fremde schwebe, doch was immer, so duftig und zart, gleich dem Farbenschmelz auf den Flügeln eines Frühlingsfalters war's, daß ein Wort den Blütenhauch davon abgestreift hätte. Nur mehr noch als früher drängte es sie, mit ihren Gedanken und dem leis wonnevollen Herzschlag in ihrer Brust allein zu sein. Zuweilen, wenn sie mit der kleinen Erdrauchblüte darauf an ihren Sitz zurückgekehrt war, wurde das Klopfen plötzlich rascher und machte ihr die Sinne halb verworren, daß ihr Ohr meinte, ein Fußtritt komme drunten am Moor auf dem sandigen Wege daher, und ihr Auge glaubte eine hohe kraftvolle Gestalt zwischen dem spielenden Birkenlaub herannahend zu gewahren. Dann überfloß es

auf einmal ihr Gesicht mit einem roten Anhauch, und sie drückte schnell die Hand auf das Herz, daß es nicht so laut durch die Stille schlage. Aber damit fiel ihr auch die Täuschung von den Sinnen, und alles lag unbeweglich, leer und lautlos um sie her.

Ihre Mutter ward in letzter Zeit manchmal von Besorgnis erfaßt, daß Hanka sich so weit allein vom Dorfe entferne, doch der Pastor verwies ihr solche Furchtsamkeit als sündigen Zweifel; die schützende Hand Gottes sei über dem Kinde, allüberall, in der Einsamkeit des Feldes, wie im Hause der Eltern, und er setzte dem Wunsche der Tochter keinen Widerstand entgegen, wenn sie ihren häuslichen Pflichten nachgekommen, ihrer alten Kindergewohnheit draußen treu zu verbleiben. Die Natur war ihm auch ein Offenbarungsbuch des Schöpfers, und er trug gern dazu bei, daß Hankas Gedanken und Empfindungen sich ungestört darein versenkten. Zumeist aber leistete sie jetzt der Mutter den Morgen hindurch Beihilfe in der Wirtschaft und am Nähtisch, so daß sie nur selten mehr zu anderer Zeit als am Nachmittag auf ihren Platz hinausgelangte. Für diese Einbuße schaffte sie sich indes dadurch Ersatz, daß sie ihren Aufenthalt droben möglichst lange ausdehnte und an schönen Tagen gemeiniglich erst mit einbrechender Dämmerung heimkam.

Ein solcher Augustnachmittag war's heute, heiß, windlos und von Dunstschleiern verhängt. Der Blick reichte nirgendwo weithin, nur dem Ohr trug die Ferne bisweilen eine dumpftönige Botschaft zu. Ein Grollen war's, das in Zwischenräumen über die Heide kam, verlaufend, bald wie nordher und bald wie aus Süden, doch nicht unterscheidbar, ob es das Donnergeroll eines Gewitters oder ferner Feldgeschütze sei. Wie langgestreckte Wellen flutete es daher, und etwas unbestimmt Verlockendes zog Hanka zu dem Ursprung der leise brausenden Töne hinüber. Sie wäre ihnen gern entgegengeschritten, um die Wirklichkeit mit den bunten Gestaltungen ihrer Einbildung zu vergleichen. Durch die Schleier der Luft stand die hohe Gestalt eines Mannes vor ihr, der sich bald hierhin, bald dorthin bückte, als ob er Leuten, die hilflos am Boden lägen, Beistand leiste. Doch es ging nicht, daß sie ihrem Verlangen nachgab, näher hinanzukommen, und ihr Kopf versenkte sich statt dessen in ein träumerisches Nachdenken, wer recht haben möge: derjenige, der alles Geschehene auf Erden nur dem Walten der Vorsehung anheimstelle, oder der, welcher dafür halte, nach seinem eigenen Begreifen und Fühlen im Inneren urteilen und handeln zu müssen. Der Kopf des Mädchens war zwar gewöhnt, die Entscheidung des Vaters als unbezweifelbar zu betrachten, und konnte diesem gegenüber zu keiner Selbständigkeit gelangen. Aber wenn sie dachte, ihr Vater könne, falls er von ihren heimlichen Träumen erfahre, ihr als ein Gebot Gottes auferlegen, dieselben aus ihrer Brust fortzubannen, so lehnte sich ihr Herz wider solchen willenlosen Gehorsam auf, und sie empfand, daß es eine Grenze gebe, über die hinaus sie sich in ihre eigene Gefühlsüberzeugung keinen fremden Eingriff und keine gebietende oder verbietende Vorschriften machen lassen könne.

Das waren nur unbestimmt schweifende Vorstellungen, die kaum zu Gedanken wurden, doch sie umschwebten Hanka Berkenholts Seele und Sinn mit träumerischen Schleiergespinsten, daß ihre Augen nur einen allgemeinen Eindruck der Dinge um sie her aufnahmen. Ein metallischer Glanz lag heute da und dort in der dunstigen Luft, und es kam durch diese mit dem halbbenebelnden Gestreif und Geruch herüber, wie der Westwind sie zuweilen von den Moorbränden der unendlichen Ödstrecken Ostfrieslands dahertrug. Die Strahlen der Sonne loschen darin hin, so daß sie zu einer runden Kugel ward, die kupferfarbig am Himmel stand; es beizte die Augen, und fast empfand selbst die Zunge einen brenzligen Geschmack. Drunten in dem hohen Schilf des Moores

regte es sich an einer Stelle ganz leise, gerad wie es dies einmal in einer Mittagsstunde vor zwei Jahren gethan, und ebenso lugten dort ein paar dunkle Sehsterne gleich denen einer Fischotter scharf spähend nach den Eichen empor, unter denen Hanka saß. Aber bei dem Hin- und Widertreiben in ihrem Kopfe und ihrem Herzen gewahrte sie heute nichts davon; sie hätte es auch nur ein flüchtiges Weilchen lang vermocht; dann verschwanden die schwarzen Pupillen aus dem graugrünen Riedblattwerk, und zwischen den Birken und Arven lief etwas hurtig südwärts über die Heide. Langsam gingen die Stunden weiter, abendliches Licht fiel ein, und Wetterleuchten zuckte da und dort bläulich am Horizont. Vermutlich war es doch das Grollen von Gewittern gewesen, das vorher aus der Ferne gekommen; jetzt schwieg es, und alles lag in toter Ruhe. Das Mädchen fuhr einmal plötzlich halb erschreckt auf und sah verwirrt um sich. Sie hatte in ihren Gedanken nicht bemerkt, daß es beinah völlig dunkel geworden; durch den Dunst flimmerten schon einzelne schwache Sternlichter, eine Rohrdommel rief weit hinüber, und näher kam einzelner dumpfer Unkenton aus den Sumpflöchern. Manchmal fuhr ein leichter Windstoß durch das kaum mehr sichtbare Eichenlaub, wie der Vorbote eines nächtlich heraufziehenden Unwetters; die kühler werdende Luft überlief Hankas sommerlich dünnbekleideten Oberkörper mit einem Schauergefühl, rasch ging sie über den finsteren Hügel zu ihrem Heimatdorf hinunter.

Im Pfarrhaus war nicht alles nach gewohntem Abendbrauch, denn der Pastor fehlte; ein Bote hatte ihn beim Eintritt der Dunkelheit noch zu einer alten sterbenden Frau in ein fast eine Meile entferntes Dorf seines Kirchensprengels gerufen, und er hatte sich zu Fuß dorthin auf den Weg gemacht. Sein Amtseifer gab der Bitte seiner Frau, die ihn ungern gehen ließ, kein Gehör. Sie befürchtete den Ausbruch eines Gewitters, das ihn auf dem dunklen Heimweg überfallen und vom Wege abirren lassen könne, doch er erwiderte: denjenigen, der seine Pflicht erfülle, führe Gott sicher, und wenn er gehe, um einem Menschen sein letztes Trosteswort mitzugeben, würden alle Teufel der Hölle ihm nichts anhaben. Doch versprach er seiner besorgten Frau zur Beruhigung, falls ein wildes Sturmwetter losbreche, wolle er das Ende desselben drüben im Dorf unter sicherem Dach abwarten. So war er eben vor Hankas Heimkunft, mit der Oblate und dem Wein des Notabendmahls versehen, aufgebrochen, und Mutter und Tochter setzten sich allein bei der kleinen Lampe an ihre Abendmahlzeit. Ziemlich schweigsam nahmen sie die einfache Kost zu sich, das Mädchen noch den Gedankenträumen ihres Inneren nachhängend; die Pastorin horchte manchmal hinaus, doch draußen blieb alles still, ihre Befürchtung erschien unbegründet. Das gab ihr Beschwichtigung und Lust zum Gespräch, und sie brach das Schweigen einmal mit den Worten:

„Seitdem der Krieg auch da drüben geht, vernimmt man von nichts mehr, und ist's schier, als liege Osterbek allein auf der Welt. Ich denke oft, wenn's nur zu Helmstedt gut mit den Stadtmauern und so sicher ist als wie hier, daß Alderich in keine Gefahr gerät."

Hanka hielt den Löffel, mit dem sie ihre Abendsuppe aß, in der Hand, doch bei dem unerwarteten Namensklange ihres Vetters fiel das zinnerne Gerät ihr klirrend halb auf den Tellerrand, daß die Pastorin aufschauend frug: „Was war dir, Kind?" Da sah sie das Gesicht des Mädchens sich mit einer plötzlichen Röte bedecken, und obwohl sie bisher völlig ahnungslos gewesen, verstand der Doppelblick des Weibes und der Mutter mit rascher Erkenntnis die jähe Färbung. Sie verriet indes nichts von der sie wundersam überraschenden Entdeckung, nur heimlich redete ein freudiges Glänzen ihrer Augen davon, und mit mütterlicher Liebe sprach sie von Alderich Hackenbusch weiter, daß er regen Geistes, gut und warmen Herzens sei, und Besseres, zumal als das

letzte, könne man von Menschen nicht sagen und verlangen. Sie hoffe sicherlich, wenn er von Helmstedt als ein Doktor der Arzneiwissenschaft heimkomme, werde die Entzweiung zwischen dem Vater und ihm zur vollen Aussöhnung und gegenseitigen Anerkennung ihrer Tüchtigkeit gelangen und er ebenso gern als Sohn in das Pfarrhaus zurückkehren, wie dieses ihn als solchen empfange. Ein kleiner Schalk spielte um die Mundwinkel der Pastorin, wie sie hinzufügte, sie habe dem Vater niemals Grund gegeben, eifersüchtig auf jemanden zu sein, aber wenn sie noch einmal um dreißig Jahre jünger wäre, würde sie etwas in Zweifel leben, ob es für ihre Seelenruhe auch geraten sei, Alderich täglich im Hause um sich zu sehen. Denn ein prächtigerer Mann, als er aus dem Knaben großgewachsen, lasse sich nicht denken, drum sei es gut, daß sie eine alte Frau und wenigstens halb seine Mutter geworden, so daß sie ihn mit Stolz als ihren Sohn betrachten könne.

Hanka hatte die Mutter kaum jemals so vergnüglich und schelmisch reden gehört, sie plauderten heiter noch eine geraume Weile miteinander, bis die Lampe, dunkel brennend, zu erlöschen drohte und sie zum Bettgang mahnte. Mit einem glücklichen Herzklopfen nahm das Mädchen von der Mutter Abschied, die ihre Tochter zärtlicher als sonst küßte und liebreich dazu lächelte: „Träume schön, mein Kind, und dann möge der Himmel deine Träume wahr werden lassen.“ Sie trat im Erdgeschoß in ihre Schlafstube, und Hanka stieg zu ihrer Kammer ins obere Stockwerk hinan. Eh sie das Fenster schloß, sah sie noch einmal in die Nacht. Alles lag schwarz und ruhig, aus keinem Hause schimmerte ein Licht mehr. Nur im Westen funkelte es ab und zu aus einer Wolke, doch ohne Donner, und der Wind strich summend durchs Dunkel. Hanka legte wie immer ihr Kleid ab, dann war's ihr plötzlich, als schauten ein Paar helle blaue Augen durch die kleinen Scheiben zu ihr herein, daß es ihr Gesicht auf einmal wieder, wie am Abendtisch, mit einem Rot überflog. Es konnte nicht sein, aber unwillkürlich blies sie rasch die Flamme der dünnen Talgkerze aus, entkleidete sich in der Finsternis fertig, und das Pfarrhaus lag nun ebenso licht- und lautlos wie alle übrigen Dorfgebäude umher.

Draußen aber über die schwarze Heide fährt der Wind, und ein Murren läuft manchmal am unsichtbaren Himmelsrande um. Es ist so finster, daß selbst die vertrauteste Bekanntschaft mit einem Weg denselben nicht innehalten läßt; die Augen, der Instinktsinn eines Tieres gehören dazu, unbeirrt eine Zielrichtung durch die tote Nacht zu verfolgen. Zuweilen fallen einzelne Tropfen, schwer und leis klirrenden Aufschlags, wo sie auf einen metallenen Gegenstand, Eisenplatten oder -wölbungen, treffen; da und dort steht am Horizont wie aus schwerem Dunst aufsteigende Mondscheibe oder gleich dem ersten Strahlgezack eines Nordlichts rote Säule. Einem Riesenirrwisch ähnlich wächst sie empor, schwillt gegen den Zenith, schrumpft ein und sinkt zu Boden; sie scheint zu tanzen, sich zu vervielfältigen, schießt nun rechts in die Höh, nun links. Doch alle sind zu fern, um anderes zu erhellen als sich selbst; Feuerbrände müssen es sein, von Blitzschlägen entzündet; nur seltsam, daß sie rundum lodern, als sei die ganze Erde dort draußen von wilden Gewittern überloht. Es kommt etwas wie ein großes Rudel von Waldgetier über die Heide, schwarz, stolpernd, klappernd und klirrend; durch das Windesgesumm und das Nachtgemurr klingen Rufe auf, unwirsch, ergrimmt, schimpfend und fluchend. Worte verschiedener Sprachen sind's, doch alle zornig das Gleiche ausdrückend: es sei blödsinnig, ohne Weg und Steg in der satansschwarzen Rabennacht durch das verfluchte Sandloch zu torkeln, drin kein Lebenswasser sickere und kein Braten schmore als Giftkröten und Erdmolche im Sumpf. Eine singend sonderbare Stimme tönt beschwichtigend, verheißend, vorwärts spornend dazwischen; die eines Führers durch die weglose Finsternis scheint's. Sie ködert den Mißmut mit

der Zusicherung leckeren Heidschnuckenbratens, soviel die Zähne begehren, mit Trunk für die dorrende Kehle und klimpernder Zukost für den Sack. Nun mahnt die Stimme, die das Bild vor die Augen ruft, als gaukele sie wie eine farbige Blüte über dem wüsten, dunklen Durcheinander, zur Ruhe und Eile; sie hält den knurrenden Haufen zusammen und bringt ihn weiter durch das lichtlos einförmige Gewirr der Heide. — —

Da fährt Hanka Berkenholt aus dem Schlaf. Sie hat schön geträumt, nach dem Abschiedswunsch ihrer Mutter, und sieht um sich und weiß nicht, was es ist. Taghell fällt roter Schein durch das Fenster in ihre Kammer.

Verworren springt sie auf. Es brennt, das Gewitter muß doch gekommen sein und gezündet haben. Ein ungeheures Gelärm nach Hilfe schreiender, jammernder Stimmen füllt draußen die Luft, dazwischen fremdartiges Toben, Hohngelächter, wilde rauhkehlige Flüche.

Noch halb in ihrem Traum wirft Hanka einen Rock über die Hüften und läuft ohne Besinnung zur Thür. Es knistert über ihr, und Rauch quirlt überall hervor; auch das Strohdach des Pfarrhauses hat Feuer gefangen und steht im Brand. Sie ruft nach der Mutter, doch umsonst; der Lebensinstinkt treibt sie aus dem erstickenden Qualm ins Freie. Wie mit glühender Mittagssonne empfängt sie die Dorfstraße, ein Dutzend von Häusern lodert in Flammen zum Himmel. Sie überschütten mit ihrem Glutschein ein Bild wahnsinnsirren Angsttraumes. Hervorstürzende, halbnackte, fliehende Weiber, Mädchen, Kinder, verfolgt von Gestalten in gelben Kollern, Eisenkappen, blinkenden Arm- und Beinschienen. Blut trieft von ihren aufgeschwungenen Schwertern, die sie den ihnen wehrlos entgegenkommenden männlichen Dorfbewohnern in die Brust stoßen; andere treiben Heidschnucken aus den brennenden Ställen; blökend, flammengescheucht und irr ins Feuer zurückdrängend, wälzen die Tiere sich durch das kreischende Getümmel.

Das blonde Haar Hankas hat sich aufgelöst und fällt ihr bis über die Hüften auf die weißen Nachtkleider. Sie weiß noch immer nicht, was ist; da trifft ihr Blick etwas halb Bekanntes, wenigstens schon einmal irgendwo Gesehenes: zwei funkelnd schwarze Augensterne in einem olivenfarbigen Gesicht. Aus den weißblitzenden Zähnen desselben fährt jetzt ein Ruf in fremder Sprache, und zugleich fliegen zwei sehnige junge Kerle mit der gleichen Bronzehaut und schwarzem Haar auf das Mädchen zu, schleudern die Arme ihr um Hals und Beine und reißen sie vom Boden auf. Sie sträubt sich, ringt, doch vergeblich; es scheint, als wolle einer im gelben Koller ihr zum Beistand kommen, er faßt ihren schönen, bloßen Arm mit der Hand und herrscht: „Fäuste davon, ihr Diebsgezücht! Das ist Nachtkost für mich!“ Aber mit einem Sprung schnellt sich das weißzähnige Gesicht wider ihn und stößt ihn zurück: „Nimm von den anderen Heidschnucken, so viel du willst! Ich will nur diese zum Lohn, sie wirft mir gutes Lösegeld ab.“ Der Landsknecht flucht: „Vermaledeites Teufelsgewürm!“ Doch er weicht wie vor dem Zischen einer Natternzunge zur Seite und jagt anderer Beute nach.

Hanka Berkenholt aber sieht und hört in Augenblickskürze Furchtbarstes um sich. Brand und Blut, Jammergeschrei, Todesröcheln, Verzweiflung hilflos ringender Weiber und Mädchen; sie gewahrt Hände, die gleich Schlächterfäusten Kinder an den nackten Füßen packen und sie unter tierischem Hohnlachen in die Feuerlohe hineinschleudern. Dann trifft ihr Auge das Entsetzlichste: das milde, teure Gesicht ihrer Mutter inmitten grinsender Fratzen, von ihr zugefügter Martergual verzerrt, und Hanka stößt einen unwillkürlichen, vergeblichen, tödlich aufschreienden Hilferuf aus: „Alderich — Alderich!“ und fällt zu bewußtloser Ohnmacht in den Armen der sie hurtig fortschleppenden schwarzhaarigen Kerle zusammen.

Wie sie zum Leben zurückkommt und zum erstenmal die Lider wieder aufhebt,

ist anderes Licht um sie her. Ein dämmernder, mattheller Schein in einem Raum, auf dessen Wänden draußen früher Sonnenglanz zu liegen scheint; sie kann sich noch nicht besinnen, was mit ihr geschehen und wo sie ist, doch allmählich erkennt sie, daß sie sich in einem Zelte befindet. Dann gewahrt ihr Blick neben dem Wolfsfell, auf dem sie ausgestreckt am Boden liegt, eine sitzende weibliche Gestalt, deren dunkle Augensterne mit einer lauernden Erwartung auf sie niedergerichtet sind. Es ist das Gesicht, welches sie ein paar Sekunden lang in dem blutigen Lichtgerieſel der Nacht gesehen, doch schon früher hatte sie die Züge mit dem dunklen Farbenton der Haut und den blitzenden Zähnen unter der aufgezogenen, feingeschwungenen Lippe einmal vor sich erblickt. Nur war das lange nachtschwarze Haar damals nicht mit kleinen, blinkenden, bei der Bewegung des Kopfes leis klirrenden Goldplättchen durchflochten, und nur ein zerrissenes, fellartiges Stück eines Gewandes ließ den hageren, kinderhaften Oberkörper fast unbedeckt. Jetzt aber rundet die Brust sich unter einem kostbaren, schmiegsamen Kleid von bunter Seide verhüllt hervor, ein Kettengeschmeide umglitzert den schlanken Hals, breite, rotflammende Binde fesselt locker den weichen Gewandrock über den Hüften, und silberne Bandstreifen umwinden die Beine von den braunen Sandalenschuhen herauf. Es ist wie ein prachtvoll gleißendes Tier aus fremden, heißen Erdbreiten, in seiner Geschmeidigkeit und seinem Farbengeringel zumeist an eine glimmernde Märchenschlange erinnernd, doch ebensowohl in seinem schillernden Glanzlicht einem Goldfasanvogel ähnelnd.

Hanka Berkenholt strengt ihren armen, dumpfmüden Kopf an, und da kommt ihr ein Wort, das sie halblaut über die matten Lippen hervorbringt: „Biri —“

In den Augen des Zigeunermädchens, das seit zwei Jahren viel reiche Beute zusammengetragen haben muß, glimmt ein Zitterschein, der von befriedigtem Rachdurst spricht, und ein leises zischendes Auflachen antwortet aus ihrem Mund: „Die Nacht war heller als zum letztenmal, und die Stricke sind zu Asche geworden, mit denen sie mir den Hals schnüren wollten. Du hättest gern dreingeschaut, wenn sie's gethan.“

Ihre Stimme besitzt noch den eigentümlichen fremden Tonfall von früher, doch offenbar hat sie sich im Ausdruck der deutschen Sprache so vervollkommnet, daß sie wie ein Kind des Landes in ihr redet. Nun hält sie an und verändert den frohlockend höhnischen Klang ihrer Worte und fährt fort:

„Ich war gut und habe dich gerettet, sonst wär's dir ergangen wie den anderen. Warum kam er dir nicht zur Hilfe? War er nicht bei dir im Dorf?“

Unter dem halbgesenkten Lid späht ihr Blick lauernd in das Gesicht des blonden Mädchens herunter, das, von einem Schreckensschauder aufwachender Erinnerung durchgraust, eine Wahrheit in der Äußerung der Taterdirne empfindet. In der dumpfen Betäubung ihrer Sinne fühlt Hanka, daß sie ohne den gewaltthätigen Beistand, den Biri an ihr geübt, das Schicksal der übrigen Frauen und Mädchen in Osterbek geteilt haben würde, und sie stammelt gedankenverworren: „Ja, du hast mich gerettet — Alderich konnte es nicht, denn er war nicht dort — das einzige Glück war's, sonst läge er auch tot in seinem Blut —“

Zum erstenmal finden ihre Augen Thränen, und es strömt ihr heiß durch die Wimpern. Sie sieht den listig funkelnden Blick nicht, der auf sie niederglänzt, hört nur die Frage: „Trägst du noch den Elfenrauch für ihn auf der Brust? Sonst will ich dir davon suchen, daß du deinem Bräutigam bald begegnest.“

Da bricht in Hanka Berkenholts Brust der Jammer alle Mädchenscheu und -scham wesenlos nieder, und sie stößt, die Hände bittend zusammenfaltend, aus: „O, thu's — bring mich zu ihm, wenn du's kannst!“

Heiß brennen die Augen Biris auf ihr, sie giebt zurück: „Er wird kommen und nach dir suchen, darum habe ich dich gerettet. Ich will sorgen, daß er den Weg

findet, wenn du thust, was ich dich heiße. Die Zi-Mut sieht weit und hört in den Wind; sie beschützt dich und läßt dir nichts Übles geschehen. Aber versuche nicht, von uns wegzufliehen —"

Biri steht auf und bückt den Kopf über die Liegende, daß die Goldplättchen in ihrem Haar klirren. Sie hat die Hand in ihr Kleid auf die Brust getaucht und eine spitze, blitzende Dolchklinge hervorgezogen, die sie Hanka gegen die Stelle des Herzens niederfunkeln läßt —

„Wenn ich dich auf der Flucht träfe, fände er dich mit der Nadel hier, und es klopfte nicht mehr nach ihm," und der unheimliche Ton zischt ihr durch die weißen Zähne.

* * *

Kein Haus des Dorfes Osterbeck stand mehr, als das Morgenlicht heraufbrach, der Wind hatte das Funkengestiebe bis zu den seitwärts entlegensten Strohdächern getragen. Doch die Flammen loderten noch gelb in die Sonne, warfen hohe schwarze Rauchmassen auf und trieben sie über die Heide.

Zwischen den Brandstätten herrschte leblose Stille. Die nächtlichen Plünderer waren abgezogen und hatten alles erbeutete Vieh mit sich geschleppt; nur Erschlagene lagen auf der Gasse, Männer und Weiber, manche halb verkohlt, und Blutlachen röteten den Boden. Allein die aus Steinen gebaute Kirche hob sich noch in die Luft.

Dann kehrte, wie rinnende Tropfen, Leben zurück. Was in Wald und Einöde hinaus entkommen war, schlich sich einzeln herzu und starrte auf die Toten, die qualmenden Trümmer. Wehklagende Frauen und Männer mit ausdrucksleer verstörten Gesichtern. Eine Anzahl von ihnen umgab den Pastor Anselm Berkenholt, der schon seit einer Stunde lautlos am Wegrand saß und den heraufgezogenen Kopf seiner toten Frau auf den Knien hielt. Man sah an ihren Fingern, daß sie mit Schrauben zerpreßt, an ihrem silberfarbigen Haar, daß es ihr vom Scheitel gerissen worden, am Hals klaffte ihr eine tödliche Wunde. Der Pfarrer sprach kein Wort, nur ab und zu glitt seine Hand einmal über das liebe, kalte Antlitz. Dann fiel ihm zum erstenmal tonlos vom Mund: „Du prüfst hart —"

Er hob den Kopf und fügte nach: „Wo ist meine Tochter?" Ein Bauer gab Antwort; er habe gesehen, wie sie gewaltsam aufgerafft und fortgeschleppt worden. Nach einer Pause sprach der Pastor: „Es waren die Scharen des irdischen Teufels, die wider den Herrn streiten. Sie haben diejenigen, die an ihn glauben, mit zeitlichem Tode getroffen, doch ihrer wartet der ewige Höllentod."

Seine Stimme zitterte, er hatte laut begonnen, der Schluß jedoch verklang ungewiß auf seinen Lippen. Nun erwiderte einer: „Es waren Evangelische, ich hörte sie reden, der Mansfelder lasse sie hungern."

Der Pastor sah den Antwortenden mit weitgeöffneten Lidern an, als wolle er ihn der Lüge bezichtigen und ihm den Blick niederzwingen. Aber die Augen des Mannes hielten stand, und diejenigen Anselm Berkenholts wichen langsam zu Boden.

Der schwarze Rauch stand wie eine weithin deutende Säule über der Heide. Durch diese her kam ein kleiner Trupp von Reitern heran, etwa zehn junge Männer, mit Waffen ausgerüstet, doch keiner Heermacht zugehörig und nicht mit dem Aussehen von Kriegsleuten. Es waren Studenten von Helmstedt, beim Heranrücken der Wallensteiner aus der verödeten Universität aufgebrochen, um in ihre Heimat zu eilen. Sie hatten zwischen den feindlichen Massen hüben und drüben hindurch noch einen Weg über die leere Heide gefunden. Einer trieb schon länger, seitdem er den dichten Rauch vor sich gewahrt, sein Pferd den anderen jagend voran. Nun sprang er zwischen dem dampfenden Schutt vom Sattel und flog in die jammernde Menge hinein. Dann stieß Alderich Hackenbusch einen herzzerreißenden Schrei aus, denn sein erster Blick fiel auf das entstellte Gesicht der-

jenigen, die er wie seine Mutter geliebt. Doch gleich darauf irrte ihm die tödliche Angstfrage vom Mund: „Wo ist sie — wo ist Hanka?“

Ihm ward die kurze Antwort von zuvor, und sein Antlitz entfärbte sich wie das der Leiche vor ihm. Doch nur ein paar Herzschläge lang, dann überloderte es ihm den Kopf, als springe das Blut aus allen Gefäßen desselben hervor; das weiche Blau seiner Augen verwandelte sich in ein grelles, starres Licht, man sah an seinen Zügen, daß ein Ungeheures ihm zerfleischende Krallen in die Brust schlug und ihm besinnungslose Worte gegen seinen Oheim von der Zunge riß:

„Bist du's, der mich von hier fortgetrieben, weil ich dem Lenker der Welten in die Zügel gegriffen? Hast du seine Weisheit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit erfahren, die er an dir und den Deinigen bewährt? Warum sitzest du so stumm? Preise ihn doch und danke ihm als dem Vater der Güte, des Lichtes und des Lebens! Ein Vater, denke ich, wird den anderen begreifen und ihm nachfühlen —“

Ein Zucken lief bei dem bitter schneidenden Wort durch die Glieder des Pastors Berkenholt; sein Mund erwiderte nichts, doch seine Hand hob sich schwankend auf und deutete auf die Kirche, die allein zwischen den Brandstätten noch unversehrt stand. Es sprach eine stumme Antwort: „Sieh die Hand Gottes, die er über seinem Hause gehalten!“ Aber unbarmherzig stieß die blutende Verzweiflung Alderichs ihm entgegen:

„Weil Stein nicht brennt wie Stroh und Holz, glaubst du an ein Wunder der Vorsehung? Blöder Thor, riefst du mir dort, wo der Schutt deines Hauses raucht, zu, hießest mich taub und blind! Ich will es sein, wenn die Steinmauer deiner Kirche die Tote vor dir wieder lebendig macht! Laß sie das Dorf wieder aufbauen und das Blut, das den Boden um dich rot macht, wieder in die Adern füllen! Waren sie alle verrucht und ein Greuel der Erde, die hier jammern, sonst gieb ihnen ihre gemordeten Väter und Mütter, ihre Weiber und Kinder zurück! Du hast sie ins Verderben gestürzt, denn sie haben auf dich gebaut und auf den Schutz Gottes, den du ihnen verheißen! Gieb mir deine Tochter wieder, die irgendwo mit dem Fluch der Verzweiflung wider dich aufschreit! Denn du faltest die Hände über jeder Schandthat an ihr und sprichst, was dein Gott ihr geschehen lasse, sei wohlgethan! Du bist nicht ihr Vater; kein Vater segnet den Mörder des Leibes und der Seele seines Kindes! Mir aber war sie eine Schwester, und sie ward der Schlag meines Herzens und das Licht meines Lebens! Dein Glaube, dein Gott tötet, martert, schändet die Güte, die Unschuld, das Schöne und das Herrliche! Gieb es zurück, dir selbst und uns allen, sonst bin nicht ich der blöde, blinde Thor, sondern du!“

Die fressende, ungeheure Qual in der Brust des jungen Mannes hatte es gleich einem Wirbelsturm über seine Lippen gedrängt. Wie er nun schwieg, ward es totenstill, alle Wehklagen waren verstummt, die Bauern starrten dumpf auf den Pastor. Er hatte die nach der Kirche ausgestreckte Hand noch erhoben gehalten, aber sie zitterte, wie von Fieber durchrüttelt, hin und her. Seine Augen blickten wie suchend in die Weite hinüber, und ein irrer Ausdruck stieg gläsern zwischen den Lidern auf. Er sprach ebenfalls nichts, nur sein Arm fiel haltlos, wie tot herunter.

Hufschlag stiebte nun auf dem Sandweg heran, es waren die nachkommenden Gefährten Alderich Hackenbuschs. Dieser sah verworren um sich, trat danach rasch einige Schritte vor, kniete nieder und küßte das kalte Gesicht seiner Pflegemutter. Dann sagte er mit schmerzlich weich verändertem Ton: „Armer Mann — dir bleibt nichts, ich aber kann sie noch suchen und vielleicht für sie sterben.“ Zu seinen Genossen sich wendend, tauschte er kurze Worte mit ihnen; er schien das Ansehen eines Führers in ihrer Gemeinschaft zu besitzen, denn sie folgten ohne einen

Widerspruch seiner Aufforderung und ritten mit ihm, der sich wieder auf sein Pferd geschwungen, in die Richtung zurück, aus der sie gekommen.

* * *

Das Land zwischen der Elbe und der Weser bot jetzt in Wahrheit das treffende Bild der großen Schaubühne eines Kriegstheaters. Auf allen Seiten standen in dichten Massen die handelnden Personen herangedrängt, doch hinter den Coulissen, die eigentliche Scene blieb noch von ihnen leer; alle zögerten gleichmäßig, hervorzutreten, um die Haupt- und Staatsaktion zu beginnen. So war die Bühne selbst nur noch ein weiter Tummelplatz des unermeßlichen Trosses der Heere, der sie wie schwarz flatternde Schwärme von Aaskrähen umkreiste. In sengenden und plündernden Haufen brachen die Raubbanden von hüben und drüben herein, jede gesinnungslos, gleichgültig, zu welcher Streitmacht die andere, ihr begegnende sich halte, oft zwischen Kaiserlichen und Königlichen, Mansfeldern und Wallensteinern herüber und hinüber wechselnd. Alle waren von gleicher Art, und gleicher Trieb lechzte in ihnen; nur wo sie sich beim Zusprung nach der nämlichen Beute betrafen, fielen sie sich gegenseitig wie gierige Wölfe mit fletschenden Zähnen an. Die Scharen Wallensteins beherrschten die Länder von Magdeburg bis Hildesheim und brachten die Stadt Göttingen in ihren Besitz, während Tilly die Festung Nienburg an der Weser vergeblich belagerte. Der dänische König hielt sich beobachtend im Norden, und der Graf von Mansfeld hatte seinen Marsch von Westen her über die Lüneburger Heide fortgesetzt, um den Feind an der Elbe im Rücken zu bedrohen. Nicht nur strategische, auch politische Gründe schoben auf beiden Seiten das Zustandekommen einer Entscheidungsschlacht hinaus. Zwischen Wallenstein und Tilly spannte heimliche Eifersucht eine Kluft, so daß jeder der Unterstützung des anderen mißtraute; die protestantischen Heerführer erhofften eine Verstärkung dieses Zwistes und Gewinn für sich daraus zu ziehen. Dergestalt beschränkte der eigentliche Krieg sich auf kleine Gefechte, und nur das Land blutete gleichmäßig überall aus tausend Wunden. Städte und Dörfer, auch wo sie nicht in Asche lagen, standen leer wie die Hörsäle der Universität zu Helmstedt. Es war keine Zeit mehr für die Künste und Wissenschaften, nur das Schwert herrschte, verlieh Nahrung und Sicherung des Daseins, soweit sie möglich fiel. Vielfach waren die Jünger der hohen Schule auch zur Friedenszeit raufluſtige Gesellen gewesen, jetzt, von der Not des Lebensunterhaltes gedrängt, warfen die meisten sich dem Trieb ihres zuchtlosen Inneren vollentzügelt in die Arme. Sie zogen den Kriegsrock an, nahmen Sold hier und dort, zogen als Schnapphähne und Buschklepper auf eigene Faust in Trupps durch die Länder. So gehörten auch sie mit zu dem wüsten Troß, der die große, trostlose Schaubühne belebte.

Und in solcher Weise, doch zu anderem Zweck ritt gleichfalls Alderich Hackenbusch mit seinen ihm ursprünglich vom Zufall gesellten Gefährten durch Busch und Sand. Abenteuerndes Blut klopfte auch ihnen in den Adern, und sie waren bereit, ihm bei der Nachsuche nach seiner fortgeschleppten Base zu helfen. Er hatte erkundet, daß mansfeldisches Kriegsvolk den Überfall und die Verheerung Osterbeks ausgeübt, und sie folgten dem Zuge desselben gen Osten nach. Wenn Hauka Berkenholt lebte, konnte sie noch nicht weit entfernt, mußte irgendwo in dem Umkreis sein, auf den der hohe Nikolaiturm von Lüneburg in die Runde sah. Demgemäß ritten sie kreuz und quer, um den Haufen aufzufinden, der das Dorf in Asche gelegt. Sie hatten blaue mansfeldische Armbinden umgeknüpft und gebärdeten sich als zu den übrigen Trägern derselben gehörig.

Aber der Tag war vergangen und der auf ihn folgende ebenfalls, ohne ihnen irgendwelchen Anhalt zu bringen. Nun

brach der Abend herein, und der dunkle Lüneburger Turm hob sich nicht mehr ostwärts, sondern im Süden von ihnen auf; vor ihrem Blick lag, nur eine halbe Stunde mehr entfernt, eine langgedehnte, sonderbare Ortschaft. Da und dort ragte aus ihr altes hohes Kirchengemäuer, schon von weitem einen verödeten Eindruck regend, ähnlich den Trümmerüberresten einer seit Jahrhunderten zerstörten Ritterburg. Alderich wußte, was es sei: die Überbleibsel der einstigen großen Stadt Bardowik, die der Grimm Heinrichs des Löwen vormals aus ihrem Hochmut zu Boden geschleudert. Sie war nie zu ihrer Macht und Herrlichkeit wieder erstanden, sondern allgemach immer tiefer herabgesunken und schon lange nur mehr ein weitgedehntes Dorf, dessen Bewohner hauptsächlich Obst- und Gemüsebau zum Verkauf in Lüneburg und dem unsern jenseits der Elbe belegenen volkreichen Hamburg betrieben. Der Sonnenuntergang legte rotes Licht auf die letzten himmelansteigenden Künder glanzvoller Vergangenheit; zwischen ihnen aber wälzten sich Rauchmassen und ließen unzweifelhaft, daß über die Dorfhäuser erst eben neue Verheerung hingefahren sei, sie gleich denen von Osterbek in Schutt verwandelt und ihre Bewohner in die Weite hinausgescheucht habe. So bot der Ort fraglos nur ein trügerisch winkendes Nachtquartier; die Pferde der kleinen Reiterschar waren auch von dem langen Umritt zu ermüdet, um es ratsam erscheinen zu lassen, sie noch weiter anzustrengen. Es ward beschlossen, im Freien zu nächtigen, und man suchte einen geeigneten Lagerplatz. Die Genossen Alderichs entsattelten ihre Gäule, trugen Reisighaufen zu einem Biwakfeuer herbei, um ihren mitgeführten Nahrungsvorrat daran zu bereiten. Alderich Hackenbusch aber ging auf eine kleine Anhöhe hinaus, setzte sich dort auf einen Sandhang und ließ die Augen bang und vergeblich in die Runde umherschweifen. Er hätte lieber nicht Rast gehalten, sondern die Nacht hindurch seinem unbekannten Ziel weiter nachgejagt, doch er mußte sich dem Ruhebedürfnis der anderen und der ermatteten Tiere fügen.

Aber wie er eine Weile so mit seinen Gedanken gesessen und schon Dämmerung über ihn zu fallen beginnt, stutzt plötzlich unweit von ihm, doch von ihm nicht bemerkt, ein Kopf bei seinem Anblick zurück. Die Reiter, das auflodernde Feuer scheinen denselben durch den Busch herangezogen zu haben, es sind die schwarzen Augensterne Biris, die jetzt reglos hinüberstarren. Sie hält Pflanzen in der Hand, nach denen sie ausgegangen, läßt sie jedoch nun achtlos fallen; ein ausstrahlender trunkener Glanz in ihrem Blick sagt, daß sie Besseres gefunden, was all ihre Sinne unablässig als köstlichste Beute gesucht. In ihrer Miene redet etwas, sie habe nicht daran gezweifelt, es finden zu müssen, und nun sei es da. Sie atmet nicht, ihre Brust bewegt sich nur von einem Zittern; so blickt sie wohl eine Minute lang unbeweglich nach Alderich Hackenbusch hinüber.

Dann windet sie sich wie eine Schlange geräuschlos durch den Busch gegen das Lagerfeuer hinan. Achtsam aus dem Gezweig lugend, zählt sie die Köpfe der schmausenden und trinkenden jungen Reiter, prüft mit spähendem Kennerblick die Ermüdung der seitab hingestreckten Pferde. Sie schleicht wieder zurück, steht, jetzt mit hastig atmender Brust, an einen Baum gelehnt und denkt nach. Doch nur kurz, um ein Geringes später schlüpft ihr Fuß behutsam noch ein Weilchen im Gestrüpp, dann scheint sie über den offenen Heidegrund wie ein dunkler Vogel geradeaus auf Bardowik zuzufliegen.

Es ist ganz finster schon, wie Alderich zu den Gefährten zurückkehrt. Ihn hungert nicht, nur seinen Durst stillt er mit einem Trunk, und auch der Schlaf kommt nicht über ihn, der einen um den anderen von den übrigen befällt und auf den Boden hinstreckt. Er sitzt neben dem von ausgerissenen Tannenstämmen knatternd fortlodernden Feuer und schaut dumpf brütend in die Flammen. Ab und zu hebt er einmal den Blick und sieht ebenso zu den über ihm stehenden Nachtgestirnen hinauf.

Bald mag es Mitternacht sein, wie ein leises Geräusch ihm unwillkürlich die Stirn umdreht. Etwas Überraschendes steht vor ihm, doch er schaut nur gleichgültig drauf hin: ein kaum noch halbwüchsiger, schwarzköpfiger Bengel, völlig nackt, mit gelber Haut über den geschmeidigen Gliedern; seine listigen Augen glimmern in das Gesicht des allein wach am Feuer Dasitzenden. Er hält etwas Weißliches in den Fingern, das er Alderich stumm entgegenreicht; wie dieser es fast gedankenlos nimmt und den Blick niederwirft, ist es ein schmaler Papierstreifen, und hingekritzelt steht darauf geschrieben: „Hilf mir, Alderich — komm zu mir! Hanka."

Er fährt auf und stößt aus: „Wo ist sie?" Ihre Handschrift ist's, er selbst hat sie in Kindertagen so schreiben gelehrt. Der Bube vor ihm macht ein Zeichen, daß er kein Geräusch verursachen soll, deutet ins Dunkel hinaus, geht vorwärts, und besinnungslos folgt Alderich Hackenbusch ihm nach. Er denkt nichts, als daß sie noch lebt, ihn ruft, daß er sie finden soll. Krampfhaft greift er nach der glattkühlen Hand des Buben, ihn nicht zu verlieren, und dieser zieht ihn mit sich. Wie er um hundert Schritte fortgegangen, atmet seitwärts von ihm im tiefen Dunkel unhörbar eine verhaltene Brust. Biris Augen umklammern in der Finsternis seine Gestalt wie mit dem Blick einer Katze; jeder Muskel ihres Körpers strafft sich in lautloser Spannung an, daß es ihr gelingt, ihn von seinen Gefährten zu trennen.

Da kommt hinter ihm ein lautes Getöse durch die Nachtstille. Von der anderen Seite her bricht plötzlich ein Reitertrupp in das kleine Biwak herein; Wallensteiner mit gelben Feldbinden sind's, jemand hat ihnen die nächtliche Lagerstatt der blau gekennzeichneten Mausfelder verraten. Doch die auftaumelnden Schläfer haben nicht Zeit, die Farbe um den Arm der Anstürmenden zu gewahren, Pallaschhiebe sausen auf sie herunter und strecken alle neun in einer Minute tot auf den Boden. Aus dem Schlaf sind sie in den Arm des Todes gefallen, die Feuerglut flackert ihr rotes Licht über Leichen und Sterbende.

Alderich Hackenbusch ist bei dem Lärm jäh zur Besinnung erwacht. Er weiß noch nicht, was hinter ihm vorgeht, doch dunkel durchblitzt ihn die Ahnung eines Verrats. Sein Führer umklammert ihn mit den gelenkigen nackten Gliedmaßen, um ihn zu halten, und im Dunkel schlingen sich noch andere Arme in der gleichen Absicht um ihn. Aber er reißt sich los, sein Schwert von der Hüfte, und stürzt zurück. Allein auch er vermag den Vorgang kaum mit dem Verständnis aufzufassen; die blaue Binde macht ihn kenntlich, im Augenblick, wie die Flamme ihn überstrahlt, erhält er einen Säbelstreich über den Kopf und bricht bewußtlos zusammen. Die Wallensteiner koppeln hurtig als wertvolle Beute die herrenlos gewordenen Pferde aneinander; mausfeldisches Kriegsvolk füllt die Gegend, in die sie sich nur als eine kundschaftende Streifschar hineingewagt, und sie jagen eilfertig, sogar ohne die Erschlagenen auszuplündern, mit ihrem wild wiehernden Raub südwärts davon. Nur die Toten bleiben zurück und Biri, vor dem regungslos ausgestreckten Alderich kniend.

Es ist anders geschehen, als sie es gedacht. Sie hat die Wallensteiner herzugeführt, um eine Beihilfe seiner Begleiter für ihn unmöglich zu machen, und gleichgültig, wie über tote Tiere, geht ihr Blick über die umherliegenden, durch sie erkaltenden Menschenleichen. Doch sie hat Alderich Hackenbusch vorher weglocken gewollt, um ihn dem Überfall zu entziehen, und es ist ihr mit dem Papierstreifen geglückt, den sie Hanka Berkenholt gestern schon so zu beschreiben geboten, um ihn vielleicht irgendwo einmal für solchen Zweck benutzen zu können. Aber ihr ist's mißlungen, Alderich rechtzeitig so weit fortzubringen, daß er nichts mehr von dem Kampf vernehmen, sich nicht an demselben beteiligen gekonnt. Nun liegt auch er mit den anderen da, und sie kniet neben ihm und krallt sich die scharfen Nägel ihrer beiden Hände blutig in die Brust.

Doch flüchtig nur, dann lockert sie ihm das Wams auf, drückt ihr Ohr auf sein Herz und horcht. Es schlägt noch, und sie reißt ihre rotseidene Gürtelschärpe von den Hüften und verbindet ihm, geschickt wie ein Wundarzt, den schwer vom Hieb getroffenen Scheitel. Dem Zigeunerbuben, der neben ihr gestanden, hat sie ein paar fremde Worte zugerufen, und er ist wie ein Tier durch die Nacht davongesprungen. So sitzt sie allein bei dem Verwundeten, hält seine Hand mit der ihrigen umgriffen und lauscht auf seinen kaum merklichen Atemzug. Eine ruhlos in ihren Augen zitternde Angst thut ein heißes, herzklopfendes Menschengefühl in ihr kund, doch der Anblick der Toten, wenn ihr Gesicht zufällig auf diese fällt, berührt sie mit keinem Gedanken. Es kommt ihr entweder nicht in den Sinn, daß sie dieselben ermordet hat, oder wenn, so ist's ihr selbstverständlich, daß die sterben mußten, welche ihrem Trachten und Wollen im Wege standen.

Eine Stunde vergeht, dann schleichen Schritte von bloßen Füßen so sachte daher, daß nur ein Ohr von der Schärfe dessen der Zigeunerin den Ton im Sand vernehmen kann. Zwei Männer ihres Stammes sind's, von dem Buben hierhergeführt, eine breite Holzmulde mit sich bringend, wie sie in Bardowik zum Heimtragen der Feldgemüse benutzt wird. Das Weiß in den Augen der beiden Ankömmlinge dehnt sich, wie sie die toten Studenten gewahren, und sie wollen begierig darauf zustürzen, um die Leichen ihrer Kleider und Waffen zu berauben. Doch wild aufspringend, wehrt Biri ihnen und droht und heischt sie gebieterisch, Alderich Hackenbusch unverzüglich auf die Tragbahre heben. Widerstrebend blicken ihre beutelüsternen Gesichter drein, doch sie gehorchen der Tochter ihres Hauptmanns, die sich achtlos jetzt ihr Kleid von den Schultern herunterreißt, es zusammenrollt und als weiches Kissen unter den Kopf des Verwundeten bettet. Nur ein leichtes Untergewand fällt ihr so noch von der halbbedeckten Brust bis kaum an die Knie, doch sie hat auf sich selbst mit keinem Gedanken acht; wenn jener dessen zum Schutz bedürfte, würde sie, ohne sich zu besinnen, auch ihr letztes Kleidungsstück dazu aufwenden. Die Träger schreiten nun ins Dunkel hinaus, und sie geht neben der Bahre. Ihre Hände weichen nicht von dieser, stützen, überbreiten sie; ihr Behaben ist wie das einer Mutter, die ihr krankes Kind behütet. Der Biwakplatz bleibt lautlos einsam, nur nach ein paar Minuten kommt wie eine dunkle Eule, die ins Feuer schießt, der Taterbube zurückgehuscht und beraubt gierig die Toten.

Die anderen tragen ihre Last nach Bardowik, dessen Bewohner seit der verwichenen Nacht sämtlich in Wald und Heide hinausgeflohen sind. Der Wettersturm ist über ihr Dorf gefahren, doch rasch vorübergebraust, gewichtigerem Ziele zu. Aber seiner Natur gemäß hat er, wo ihre Häuser gestanden, glühenden Schutt und Rauch hinterlassen; nur die hohen Kirchenreste, die halb in Trümmern schon ein halbes Jahrtausend überdauert, haben auch diesmal noch den Flammen getrotzt. Zwischen ihnen haust der wilde Troß des Raubgeschmeißes, das den Fersen der Kriegsrotten gefolgt. Auch das Zigeunerlager Biris befindet sich darunter, hochbestapelte Wagen und Karren legen Zeugnis von der reichen Beute ab, die noch die letzten Tage eingebracht. Doch es ist still dazwischen, alles bis auf ein paar Wächter liegt im Schlaf, die schwarzhaarigen Dirnen mit dem Arm um den Hals ihrer Liebsten hingeschlungen.

Der Kopf Biris hat unterwegs rastlos gedacht. Sie läßt Alderich Hackenbusch durch das offene Portal eines Kirchengewölbes in eine kleine, leere Seitennische tragen, darin vormals ein Altar gestanden haben mag. Rasch hat sie dort aus Fellen ein weiches Lager am Boden bereitet, auf das der noch immer Bewußtlose niedergelassen wird. Beim Licht einer Fackel wäscht sie ihm jetzt sorglich mit Wasser und einer heilsamen Kräutersaftzuthat die Wunde und befestigt kühlenden Umschlag darauf. Er atmet ruhiger; sie legt ihr

Gewand wieder an, eilt nach einem Weilchen hinaus und schlüpft durch das Lager der Schlafenden nach dem Zelt, das sie mit der alten Zi-Mut bewohnt. Von einem noch brennenden Gebäude her fällt ihr durch die auseinander geteilte Leinwand ein roter Schein nach und läßt die Züge Hanka Berkenholts erkennen. Sie liegt hingestreckt und schläft, doch die Hände, die sie über der Brust gekreuzt, heben und senken sich hastig und reden von unruhvollem Atmen darunter.

Biri bückt sich über ihr Gesicht und horcht; dann thut sie Seltsames. Der Mund des blonden Mädchens hat im Traum halblaut den Namen Alderich gemurmelt, und die schwarzhaarige Dirne holt ein Fläschchen hervor, träufelt einen Tropfen davon auf die Lippen der Schläferin und macht leisraunenden Mundes sonderbare Beschwörungszeichen mit den Fingern dazu. Es ist, als ob sie etwas bannt; der Saft muß bitter und scharf sein, Hankas Lippen zucken bei seiner Berührung, doch sie wird stiller, schläft ruhiger, wie halb betäubt.

Nun kehrt Biri in die Kirche zurück, hockt sich neben dem Lager Alderichs auf die Steinfliesen und erneuert den kühlen Umschlag auf seinem Scheitel. Dann blickt sie unverwandt in sein sich allmählich wieder ein wenig mit Lebensfarbe rötendes Gesicht. In ihrer Miene liegt ein Ausdruck der Befriedigung, als sei ihr doch alles über Erwarten, vielleicht so gerad am besten gelungen. Die Fackel brennt zu Ende, und sie legt jetzt ihren Kopf, um auch auszuruhen, leise an die Schulter des Schläfers. Etwas Glückliches und etwas Demütiges liegt darin, wie in der Bewegung eines Hundes, der sich behutsam an seinen schlafenden Herrn schmiegt.

* * *

Wie aus dieser Nacht das Morgenlicht aufstand, gewahrte es nach dem, was Brauch in deutschen Landen geworden, viel neue Thränen und Trümmer, menschliche Verkommenheit und tierische Wildheit, tolles Getriebe und fratzenhafte Possen in dem Gebiet zwischen der Elbe und der Weser. Doch auf den absonderlichsten Anblick traf die Frühsonne vielleicht ungefähr um vier Meilen westwärts von Bardowik in der einsamen Heide. Eine kleine grasbedeckte Hügelkuppe hob sich dort aus ihr empor, und um diese her standen etwa anderthalbhundert Bauern, jung und alt, zum Teil die ehemaligen Bewohner von Osterbek, die der Mordnacht in demselben entronnen, zum Teil solche aus drei anderen, zu dem Kirchensprengel gehörigen, gleichfalls in Blut und Asche verwandelten Dörfern. Sie waren aus verschiedenen Richtungen hier zusammengestoßen und alle bewaffnet, trugen Äxte, Nägelkeulen, Dreschkolben und geradgeschmiedete Sensen in den Händen. Über ihnen auf der niedrigen Anhöhe aber stand wie auf einer Kanzel, von den ersten Strahlen beglänzt, der Pastor Anselm Berkenholt. An seiner kraftvollen Gestalt fiel der schwarze Summar nieder, doch er hatte den Unterteil desselben bis an die Knie verkürzt, einen gelben Lederkoller über die Brust gezogen und eine Hiebwaffe um den Leib geschnallt. Sein Gesicht erschien fast so weiß wie der schmale Bartkranz umher, doch aus den weitgeöffneten Augenlidern starrte ein Glanz, gleich dem eines blauen Wassers, das zu spiegelndem Eis geronnen, und so sprach er mit lauter Predigerstimme:

„Bist du versammelt, andächtige Gemeinde, um das Wort des Lebens zu hören? Es ist Sonntagmorgen, und meine Pflicht beruft mich, euch das Evangelium zu künden. Seit dreißig Jahren habe ich es euch gedeutet, wie meine Väter vor mir, und ihr habt gläubig an meinem Munde gehangen und den Geboten gehorcht, die ich euch als ewige Wahrheit und als die Offenbarung Gottes auf Erden kundgethan. Und ich habe euch erkannt durch die Fülle der Jahre: ihr waret gottesfürchtig, rechtschaffen und ehrbaren Wandels, gehorsame Söhne und treue Gatten, sorgliche Väter und arbeitsame Männer, ihr liebtet euren Nächsten, stützet

den Schwachen, teiltet Brot mit dem Hungernden. Ihr waret Menschen von guter Art und habt gelebt, wie ich euch verheißen, daß alsdann der Segen des Herrn auf euch ruhen werde, auf euren Häusern und Kindern. Denn so hat Er selber es verheißen in Seiner Verkündigung. Die Tafeln Seines Gesetzes hat Er aufgestellt und geschworen, denen zu lohnen, die ihnen Ehre erweisen, und die zu zerschmettern, die sie höhnen und ihrer spotten. In flammenden Schriftzeichen sehe ich Seine Gebote vor mir: ‚Du sollst mich, deinen Gott, nicht lästern und nicht Götzendienst treiben — Du sollst Vater und Mutter ehren — Du sollst die Ehe nicht brechen — Du sollst nicht töten — Du sollst dich nicht lassen gelüsten nach deines Nächsten Weib, Tochter, Magd, Haus, Vieh, noch allem, was sein ist.‘ Ihr habt das alles erfüllet, und ich wartete Seiner Verheißung. Wie geschieht es denn, daß euer Haus und eure Habe verbrannt liegt, eure Weiber und Töchter gemartert und geschändet, eure Kinder geraubt und gemordet? Waren sie alle verderbten Herzens, ruchlos und todeswürdig, daß Er Seine Erzengel ausgesendet, sie mit flammenden Schwertern zu schlagen? Und ich sehe vor mir tausend, die solches Strafgericht an ihnen geübt, und wieder tausend, wie Sand am Meer, wie Heuschrecken in der Luft. Doch sind ihr Antlitz und ihr Herz, ihre Hand und ihre Stimme nicht der Engel, sondern der Teufel. Sie lästern Gott und dienen den Baalsgötzen, speien Vater und Mutter ins Gesicht. Sie schänden und morden, sie rauben Weib, Kind und Magd ihres Nächsten, brennen sein Haus in Asche, schleppen sein Vieh mit sich und alles, was sein ist. Die Verhöhner und Spotter der Gebote Gottes sind es, die Er nach Seiner Verheißung zerschmettern will. Aber ich höre sie fortlachen zu ihren Greueln, und ich sehe sie fortprunken in ihrer Schandthat. Sie schreiten gehobenen Hauptes, und ihr Fuß zertritt die Gerechten. Wie geschieht das?“

Der Pastor Berkenholt schlug plötzlich die Hände über seinem Kopf zusammen, klammerte krampfhaft die Finger ineinander und schrie, die starren Augen in das Blau des Himmels hineinbohrend, mit markdurchschütterndem Ton:

„Herr, Herr, ich bin irre an dir geworden! Wie geschieht es, daß du die Diener deines Wortes, die Guten und Schuldlosen in die Gewalt der Teufel giebst? Bist du nicht allsehend und allmächtig, oder bist du nicht allgerecht und allbarmherzig? Willst du mich zum Lügner machen vor denen, die gläubig auf mich gebaut? Oder ist deine Verheißung selber ein Lügenwort? Herr, Herr, an den ich bis heute geglaubt, ich stehe vor dir und fordere ein Zeichen von dir für mich und für alle um mich her! Willst du's, daß wir nicht irre an dir werden sollen, so sprich zu uns! Sonst ruf ich auf, daß du nie droben wareſt und bist, und warte, daß dein Blitz mich anders lehrt und straft. Kannst du ihn nicht aus dem Blau niederschleudern und brauchst eine Wolke, damit er mich trifft? Was es sei, deine Gnade, dein Zorn — nur sag mir, daß du bist! Ich warte — ich warte —“

Mit hochaufgereckten, blutlos weiß ineinander gekrampften Händen stand Anselm Berkenholt, zur Himmelsbläue emporstarrend, die das Sonnengesunkel schattenlos mit Goldfäden durchwirkte. Kein Ton, keine Regung kam aus ihr und kein Blitz, nur in den Augensternen des Harrenden stieg mehr und mehr ein geisterhaft irrer Ausdruck, wie schon einmal vor der Kirche in Osterbek fielen seine Arme, als ob sie von Todesstarre gelähmt würden, herunter, und er sprach:

„So habe ich euch seit dreißig Jahren gelogen.“

Seine Stimme war's und laut vernehmlichen Tones, doch zu einem toten Klang verändert, gleich dem einer Glocke, die ein Sprung durchrissen. Und mit ihr fuhr er fort: „So giebt's keine Hilfe und kein Erbarmen auf Erden und im Himmel für euch als euch selber. Hofft nicht mehr auf Gerechtigkeit in diesem, Lohn und Vergeltung in einem anderen Leben,

sondern wehrt euch mit dem Trieb der Natur, wie das Tier, gegen die Teufel, die sich Gottesstreiter heißen! Tötet sie, wo ihr sie trefft, bei Tag und Nacht, Römische und Lutherische, rottet sie aus von eurem Boden, alles Gezücht, das an eurem Leibe frißt! Ich, euer Pfarrer, wollte euch in den Himmel führen, und ihr waret eine thörichte Herde, blindlings dem blinden Hirten zu folgen! Nun will ich an eurer Spitze gehen und euch den Weg auf der Erde weisen, welcher allein noch selig macht, wenn es keinen Gott im Himmel giebt, den Weg zur Rache!"

Die alles verwirrende, wilde Zeit hatte wieder eine ihrer tausendfältigen Umgestaltungen vollendet, einen nah vor dem Greisenalter stehenden Prediger des Evangeliums zum Abfall von seinem Glauben genötigt und zum Verkünder des urältesten Naturrechts gemacht, Mord mit Tötung zu vergelten. Der Pastor war verschwunden, aus dem leidenschaftlichen Gemüt des Menschen in ihm der Anführer eines Bauernhaufen aufgewachsen, um das Ungeheure, das sie alle und das er selbst erlitten und das kein Gott lohnte und strafte, zu rächen. Irrsinn untragbaren Schmerzes und dumpfes Todverlangen sprachen aus seiner Miene; er hatte das Schwert von der Hüfte gerissen, und alle, die gekommen und seiner neuen „Bergpredigt" zugehört, ordneten sich mit düsterrachsüchtig blickenden Gesichtern bereitwillig seiner Führerschaft unter. Dem Wurm war wachgerufen, daß er einen Stachel besaß, und er krümmte ihn gegen die Ferse, die auf ihn trat.

* * *

Die Überreste Bardowiks bildeten einen wie von Menschenhand und von der Natur durch gemeinsame Thätigkeit geschaffenen Schlupfwinkel für jegliches Raubgesindel und den Gaunerheertroß der Zeit. Die Ringmauertrümmer der einstmaligen großen Stadt, weitgedehnt, das alte, verfallene Kirchengemäuer, da und dort, alles hoch umwuchert und umwildert, dichter Wald fast von allen Seiten heraudrängend, dazwischen die Ilmenau, nicht breit, aber tief und schwarz, sich zu zahlreichem Rinnsalgeflecht in feuchten Brüchen bis an die vielfältigen Arme des nahen Elbflusses verästelnd. So bot die Nähe Zuflucht für einbrechende Gefahr, nach Westen aber winkte aller Begier eine lockende Verheißung. Kaum eine Stunde entfernt stiegen dort die Türme der reichen Stadt Lüneburg auf, und ein Geschwirr lag in der Luft, daß sie das Vereinigungs- und Eroberungsziel der Wallensteinschen und Tillyschen Heermassen bilde. Ihre dänische Besatzung bestand nur aus einem halben Tausend von Köpfen, und der Däneukönig selbst war seitab über Bremen an der Weser aufwärts gegen Hameln gerückt. Ward Lüneburg erstürmt, so gab's unermeßliche Beute für die List und die Gewalt, und hundertfach hockte das Gezücht, das seine Witterung nach der einzigen vornehmen Stadt in der kargbewohnten Landschaft hinüberspannte, lauernd zwischen dem alten Gestein und den neuen Brandstätten von Bardowik. Auch die Zigeunerhorde war nicht weiter gezogen, sondern hatte ein Standquartier dort aufgeschlagen, und die Zugehörigen desselben streiften bei Tag und Nacht auskundschaftend, stehlend und raubend im Umkreis bis Wisen und Battesen, Lauenburg und Ülzen und unter die Mauern von Lüneburg umher.

Seltsame, geheimnisvolle Dinge aber betrieb Biri. Mit nuermüdlicher Sorgfalt pflegte sie Alderich Hackenbusch auf seinem stillen, verschwiegenen Lager in der Kirchennische, die sie kunstvoll und mühsam für alle Augen unentdeckbar gemacht, so daß nur sie selbst einen geheimen Zugang in dieselbe zu finden wußte. Und unverkennbar war sie trefflich, vielleicht besser als mancher Arzt der Tage in der Heilkunde bewandert, denn unter ihrer Hand verlor die Wunde Alderichs mit überraschender Schnelligkeit ihre gefährdende Natur, und Besinnung und Sprache kehrten ihm zurück. Freilich blieb seine

Erinnerung noch umdunkelt, er wußte nur, daß er bei einem nächtlichen Überfall plötzlich zu Boden gestürzt sei, doch dämmernd kam ihm durch die Augen eine Gedächtnisüberlieferung, er habe das olivenfarbige Gesicht seiner schwarzhaarigen Pflegerin schon einmal irgendwo gesehen. Dann gesellte sich ihm die Rückkehr eines sonderbaren Namensklanges im Ohr hinzu, und verwunderten Tones brachte sein Mund das Wort Biri hervor. Wie sie es von seinen Lippen vernahm, ging ein Aufglanz über ihr Gesicht, und ihre Augen leuchteten wie zwei Beeren der schwarzen Wolfskirsche, wenn Nachttau drauf gefallen und ein Morgensonnenstrahl sie trifft. Ohne zu stocken, log sie ihm auf sein Fragen, wo er sei, eine Erzählung, daß sie ihn durch Zufall beim Pflanzensuchen bewußtlos aufgefunden und ihn wiedererkannt und hierher gebracht habe. Die Lebensgefahr seiner Wunde sei vorüber, doch eine andere bedrohe ihn noch, denn er befinde sich inmitten von Wallensteinschen Scharen und dürfe seinen Versteck hier in der alten Kirche niemals verlassen, ehe sie selbst ihn draus hervorkommen heiße. Er mußte fühlen, daß er sich unter der erdenkbar besten Obhut befand, seine eigenen ärztlichen Kenntnisse ließen ihn über den schnellen Heilungsfortschritt seiner Wunde erstaunen, und es konnte kein Zweifel sein, daß Biris ganzes Denken und Trachten einzig auf seine Wiederherstellung gerichtet war. Bittend sah sie ihn an, ihrer Vorschrift und Warnung zu gehorchen, ihre zierlichen glatten Finger huschten leise streichelnd über seine Hand.

Wundersam war's, doch auch daran konnte er nicht zweifeln, die schwarze Taterdirne hänge unterwürfig, wachsam und demütig an ihm, wie ein Hund, der nur Augen für seinen Herrn besitzt und nur in seiner Nähe beruhigt ist. Er kannte die moralische Beschaffenheit der Zigeuner, daß sie ein bösartiges Getier, ausnahmslos ohne menschliche Gesittung, ohne Redlichkeit und Gewissen, ohne Scheu vor irgendwelcher Missethat seien. Auch das Gebaren Biris in Osterbek, ihr Anzünden der Heuscheuer hatte ihm bewiesen, sie wußte nicht, was bös und gut war, und als ein Rätsel erschien ihm ihre Hingebung und Sorgfalt für ihn. Er hatte einmal gehört, dem fremden, wüsten Volk solle ein einziger menschlicher Zug, ein seltsames ausharrendes Dankgefühl für empfangene Wohlthat eingeboren sein. Das mußte auch ihr Behaben an ihm veranlassen, der Dank dafür, daß er sie einmal aus ihrer Hilflosigkeit in schlimmer Bedrohung erlöst hatte. Ihr Bild von damals kam ihm zurück und daß es ihm erst nach einer Weile aufgegangen, sie sei eigentlich ein Geschöpf von wundervoll anmutiger Bildung. Doch er mußte sich sagen, jene Erinnerung schwinde zu einem Nichts vor dem, was inzwischen aus ihr geworden. Sie war ein Kind gewesen, und jetzt erst glich sie in Wahrheit der Vorstellung von einer Houri des Morgenlandes. Eine fremdartige Blüte heißer Erdstriche in der nordischen Heide war's, aber von einem sinnberückenden Zauber, den keine Tochter des Landes jemals in solcher Art besitzen konnte.

Doch nur Alberichs Augen konnten sich dieser Wahrnehmung nicht verschließen, sein Herz gedachte unablässig der blonden Tochter des Landes, um derentwillen er von den rauchenden Schutthaufen Osterbeks dem mansfeldischen Kriegsvolk nachgeritten war. Der Anblick Biris weckte es lebendig in ihm auf, daß auch Hanka Berkenholt kein groß aufgewachsenes Kind mehr, sondern ebenso um zwei Jahre älter geworden sei, und gestaltete ihm ihr jungfräulich verwandeltes Bild vor den Augen. Auch das Gedächtnis war ihm aufgewacht, daß er kurz vor seinem bewußtlosen Hinsturz in rätselvoller Weise ein Blättchen von ihr empfangen, auf dem sie ihn gerufen, ihr zur Hilfe zu kommen. Sie lebte also, sie liebte ihn, gedachte nur seiner, wie er nur an sie, und mit einem tiefen Seufzen des Glückes und der Bangnis rang sich oftmals ihr Name ihm vom Mund. Ein Hoffnungsstrahl kam ihm, daß seine sorgliche Pflegerin Hanka eben-

falls kenne und ihre Dankbarkeit ihm vielleicht auch dazu helfen könne, den Aufenthalt seiner geraubten Base auskundschaften zu lassen.

So redete er oft davon, dann fielen die Lider wie schläfrig halb über die Augen Biris herab, und sie erwiderte jedesmal, daß sie bereits alle Mittel angewandt, um Hanka ausfindig zu machen und zu ihm zurückzubringen. Doch jedesmal auch holte sie gleich danach einen Becher hervor, in den sie einen Trunk einschüttete und Alderich davon trinken hieß. Er fragte zuerst, was es sei, und setzte ihn beim Kosten ab, denn die dunkle Flüssigkeit war zugleich herb und süß, kühl und doch wie heiß anatmend. Aber Biri entgegnete, es sei das Heilsamste von allem für seine Genesung, ein Wundercelixir aus der Heilkunst des Sonnenaufganglandes, und sie nahm den Becher und trank selbst die Hälfte des Inhalts. Da leerte Alderich vertrauensvoll den Rest. Denn sie bewahrte sich als der trefflichste und erfolgreichste Arzt an seinem Lager, und ihre Augen glänzten freudig bei der Bewegung seiner Lippen. Dann kam allemal bald ein tiefer, todesähnlicher Schlaf über ihn, der dem Trunk als Wirkung innewohnen mußte, da auch Biris Wimpern niederfielen, und sie glitt auf die Knie und legte einschlummernd ihr Gesicht an seine Hand.

In der Mitternacht aber, wenn er im Schlaf lag, hockte sie draußen zwischen dem Gestrüpp um die hohe Kirchenwand und betrieb wunderlich geheimnisvolle Dinge. Ein kleines Feuer brannte vor ihr mit einem Dreischenkel drüber, auf dem ein erzener Tiegel stand; darin kochte sie den dunklen Heiltrunk für den Verwundeten, den sie stets zur Hälfte mit ihm teilte. Sonderbare Zuthaten warf sie in das brodelnde Gefäß unter fremdartigen Sprüchen, die ihr Mund drüber raunte: Mondkraut und Sonnenwende, Kreuzdorn, Johanniskraut, Allermannsharnisch, Alraunwurzel und den „Schlafkönig", den Gallapfelauswuchs am wilden Rosenstrauch. Feuerstein, Donnerkeile und kleine Schlangenzähnchen that sie drein und schüttete als Wasser den Tau hinzu, den sie mit einem Löffel ringsum von den Blättern und Halmen abstreifte. Licht und Schatten der Flämmchen wechselten dann auf ihrem reglos ernsthaften Gesicht, welches kundgab, daß kein Zweifel über den sicheren Erfolg ihres nächtlichen Schaffens in ihrem Kopfe Raum fand. Gleich zwei Kohlen blickten ihre Augen auf den quirlenden Liebestrank, der im Herzen Alderich Hackenbuschs das Gedächtnis an das blonde Mädchen auslöschen und ihn allein in heißer Leidenschaft für die erglühen lassen sollte, deren Blut der gleiche Zaubersaft durchloderte. So verrichtete Biri unter lautlosem Schweigen ihr Werk; doch wenn sie es beendet, mischte sie nochmals in den Tiegel andere Bestandteile, Pflanzen mit hirnverwirrenden Säften, Taumellolch und Bilsenkraut, Eppich und Wolfsmilch, aus deren Flüssigwerden sie ein Fläschchen füllte, dessen Tropfen die Kraft besaßen, alle Liebe in einem Menschenherzen auszutöten, so daß es weder selbst mehr solche zu empfinden, noch bei einem anderen zu erregen vermochte. Damit schlich Biri sich nach dem Gezelt, drin Hanka Berkenholt schlief, träufelte davon auf die zuckenden Lippen derselben und kehrte in die stille Kirche zurück, um sich geräuschlos an den Schläfer in der verborgenen Nischentiefe anzuschmiegen.

Hanka aber lag oder saß in der That von den giftigen Säften, die sie auch am Tage in Speisen und Trunk genoß, zumeist halb betäubt; ihr Kopf war willenlos und ihr Gefühl stumpf, gedankenleer that sie nach Biris Geheiß, sich nicht vom Zelt zu entfernen, saß fast den ganzen Tag hindurch, die Stirn in die Hand stützend und teilnahmlos vor sich hinblickend. Spähend beobachtete das Zigeunermädchen sie und fragte zuweilen, was sie denke. Dann sprach aus Hankas mattem, verschleiertem Blick stumme Antwort, daß sie kaum an irgend etwas gedacht, selbst der Name Alderichs riß sie nicht aus ihrer Unempfindlichkeit auf. Unsichtbar

klopfte ihr Herz dabei wohl rascher, doch sie fragte nicht nach ihm, sie hoffte nicht mehr auf sein Kommen. Ein zu schwerer körperlicher Druck lag auf ihr, als daß ihr Geist sich daraus aufzuringen vermochte, nur ein anzeichenloses Traumleben der Seele ging noch in ihr fort. Biris Augen aber hafteten mit einem wachsenden Glanz schweigsamer Befriedigung auf der Verwandelten. Ihr war alles gelungen, was der Instinkt ihres Kopfes ihr eingegeben. Sie hatte Hanka in ihr Zelt gebracht, weil sie darauf gezählt, Alderich werde nach ihr suchen und durch Kunde von ihr könne sie auch ihn heranlocken. Und sichtlich losch in dem Herzen des blonden Mädchens das Gedächtnis an ihn und durch die geheime Kraft des Zaubertrunkes unfraglich in gleichem Maße im seinigen die Liebe für sie.

So waren vier Tage vergangen, seitdem Alderich Hackenbusch in der Kirche lag, und sein Zustand hatte sich aufs erfreulichste in der kurzen Zeit gebessert. Er konnte kräftig die Glieder regen und reichte Biri dankbar die Hand für ihre treuliche Pflege. Dazu sprach er freundlich: „Ich weiß, als ich dich zum erstenmal sah, daß ich dir unrecht angethan, dich fälschlich geschmäht habe; vergieb es mir, du hast es mir mit Wohlthat vergolten. Du bist nicht gleich den anderen deines Namens, sondern trägst ein warmes menschliches Herz in der Brust, und ich schulde dir den Dank für mein Leben.“ Er bückte sich vor und küßte zum Beweis die feine braune Hand, die er mit der seinigen hielt. Wie ein Blitzzucken fuhr es durch ihren Körper vom Scheitel bis zur Sohle, alles Leben in ihr war nur wogender Atemzug der Brust. Aber dann machte sie sich hastig los, rief mit blitzenden Augen, sie komme gleich zurück, und flog davon.

Er sah ihr verwundert nach; da schoß ihm bei ihrem Verschwinden zum erstenmal eine bis zu diesem Augenblick in ihm völlig überdrängte Erinnerung durch den Kopf. Der nackte Bube, welcher ihm in der Nacht rätselhaft den Papierstreifen mit der Handschrift Hankas überbracht, hatte die nämliche bronzefarbige Haut, das gleiche Haar und die flammend beweglichen Augen gehabt, er mußte ebenfalls ein Zigeunersprößling gewesen sein. Und Alderich stutzt vor dieser plötzlichen Erkenntnis. Er weiß nicht, was sie besagt, und will Biri befragen, sobald sie zurückkommt. Doch seiner Ungeduld dauert dies zu lange, verworrene, nicht zu ordnende Gedanken drängen sich ihm durcheinander. Von innerer Unruhe gepackt, verläßt er sein Lager und die Nische und tritt, der Warnung Biris uneingedenk, vor die Kirche hinaus, um ihrer Rückkunft entgegenzusehen.

Sie ist in ihr Zelt geeilt, das etwa zehn Minuten entfernt liegt. Hanka sitzt, leer vor sich hinstarrend, darin, und Biri heißt sie hinausgehen; willenlos gehorcht die erstere, verläßt den Raum. Nun wirft die Zurückbleibende eilfertig ihr Kleid ab, ihr Nacken, ihre Schultern, ihre Brust tauchen wie eine dunkle Goldblüte ins dämmernde Licht. Doch sie verschwinden rasch wieder, denn, an eine Lade tretend, holt Biri ein anderes Gewand hervor und birgt die schlanken Glieder darunter. Da steht sie in granatfarbiger, goldig durchglimmerter, weich umschmiegender Seide, heftet das Kleid mit einem Geschmeidegürtel über den Hüften, schlingt ein Perlenband ins Haar und blinkende Metallspangen um die entblößten Arme. Ihr kostbarer Anzug kennzeichnet sie als eine Hauptmannstochter, ein Fürstenkind ihres raub- und diebstahlerfahrenen Stammes; in ihren Mienen liegt Trunkenheit, sie lacht, sie weiß, daß sie von zauberisch berückender Schönheit ist.

Nun verläßt sie das Zelt wieder, ohne Hankas mehr zu gedenken, denn nur ein einziger Gedanke treibt heiß das Blut in ihr. Draußen fällt schräge Abendsonne über die Landschaft, liegt noch rotflammend auf dem hohen Kirchengemäuer, dem Biri wieder zueilt. Doch jetzt sieht sie blondes Haar vor sich in ihrer Richtung. Ein dunkler Trieb hat Hanka Berkenholt aus

den Sonnenstrahlen überkommen, ihr ist's, als müsse das alte Hünengrab unsern vor ihr liegen, und wie im Traum sucht sie den Weg dahin. Und urplötzlich gewahrt Biri auch die Gestalt Alderichs vor dem Kirchenportal.

Rundum ist's leer und still, das Zigeunerlager bleibt seitab. Ein Ruck fährt durch den Körper Biris, es ist, als ob sie sich mit einem Sprung Hanka nachschnellen will, um sie zu fassen und zurückzureißen. Aber dann geht ein frohlockender, sicherbewußter Triumphglanz über ihre Züge, und sie folgt ruhig drein. Nur sieht man's, all ihre Sinne spannen sich mit der Schärfe eines Raubtieres, um jede Regung bei der Begegnung der beiden aufzufassen.

Sie müssen zusammentreffen, denn Hanka schreitet gerad auf die Kirche zu. Gesenkten Kopfes, doch nun hebt sie ihn, und ein paar Sekunden lang blickt sie Alderich Hackenbusch und er ihr ins Gesicht. Da stoßen beide gleichzeitig einen namenlosen, aus der Tiefe des Herzens heraufjubelnden Schrei aus — der Liebestrank und der Zaubertrunk haben keine Wirkung geübt, und Hankas Seele sprengt die dumpfen Körperbande ab. Sie haben sich erkannt, und sie stürzen sich glückestrunken in die Arme. Weltvergessen und vergessend, daß noch kein Wort zwischen ihnen je von Liebe geredet. Aber ohne einen Laut wissen beide, daß sie sich seit zwei Jahren angehört.

Auf Biri jedoch übt der Anblick eine kaum zu beschreibende Wirkung. Sie hört den Doppelschrei der Glückseligkeit und sieht das Umfassen und Umklammern der Liebe. Doch nach dem ersten Ausdruck ihrer Miene glaubt sie an beides nicht. Ein neidischer und heimtückischer Albe täuscht ihr nur Ohr und Augen mit Gaukelei, und sie wird gleich die Wirklichkeit gewahren, wie Alderich und Hanka sich fremd und gleichgültig vorbeigehen. Aber das Scheinbild bleibt zu lange und unverändert vor Biris Blick, und es muß ihr kommen, daß es kein Betrug ihrer Augen ist, sondern ein Betrug ihrer Zuversicht und nächtlichen Geheimkunst. Das blonde Mädchen ist offenbar eine Hexe und der Trunk deshalb an ihr machtlos geblieben. Wie dieser Gedanke sie mit jäher Erkenntnis durchfährt, ist ihre erste Bewegung die eines Tieres, das sich zusammenkauert. Sie duckt sich blitzschnell auf den Boden, doch zugleich zuckt ihre Hand in den Busen hinein. Es ist eine bunte, wundervolle Wildkatze, die all ihre Sehnen anspannt, um sich mit packendem Sprunge auf eine Feindin zu werfen. Sie kann es mit Sicherheit, und im nächsten Augenblick wird das Blut derselben aus der Brust springen, denn sie ist mit tödlicher Kralle bewehrt, ihre Finger umkrallen die kleine, haarscharfe, glimmernde Dolchklinge, die sie seit zwei Jahren stets im Gewand auf dem Herzen trägt.

Aber wenn sie ihrer blondhaarigen Todfeindin den Dolch ins Herz hineingestoßen, was dann? Was wird geschehen? Wird der Erfolg sein, daß sie an die Stelle der Toten tritt, seine Arme sich mit derselben Liebeskraft um sie schlingen?

Sie denkt nach. Er wird sie hassen, sie von sich stoßen. Es muß anders geschehen, der Zauber erst noch wiederum und kräftiger bei ihr wirken. Er darf nicht sehen, daß sie Hanka Gewalt anthut.

Und ihr kommt Besseres. Männer ihrer schwarzen Sippe sollen die beiden auseinander reißen, das Mädchen von ihm schleppen und hurtig erwürgen. Oder sie selbst will ihr im Zelt den Dolch mit kochender Lust in die Brust bohren. Ihr Fuß dreht sich gegen das Lager zurück, um die Beihilfe zu holen.

Da tönt im gleichen Augenblick von diesem her ein wildes Gelärme auf, Gezeter, Geheul, von lautem Ruf übertönt: „Zertretet das Giftgezücht mit Weibern und Kindsbrut!“ Es sind die heimatlosen Bauern aus den verbrannten Dörfern, die unter der Führung Anselm Berkenholts herumziehen und schonungslos alles niedermachen, was ihrer grimmigen Wut in die Hände fällt. Unvermerkt heran-

gekommen, brechen sie in das Zigeunerlager herein, dessen Männer zumeist auf Raubzügen abwesend sind. Die Zurückgebliebenen setzen sich zur Wehr, doch kurz und vergeblich der Überzahl gegenüber; einige fallen, von Sensen durchbohrt, die anderen machen sich hurtig mit dem Troß von Weibern und Kindern auf die Flucht. Überall stiebt das schwarze Gesindel wie ein zerflatternder Krähenschwarm in Busch und Sumpf hinein, schwimmt gleich Nattern durch die dunklen Auen.

Aber plötzlich wendet die Sachlage sich seltsam um. Ebenso unerwartet, wie die Angreifer der Taternbande gekommen, stehen Hilfsgenossen derselben, mindestens Widersacher eines gemeinsamen Gegners da. Mehrere Fahnenhaufen der dänischen Besatzung von Lüneburg sind's, den unter der Stadt vorüberziehenden Bauern eilig nachgerückt, um sie mit Drohung oder Gewalt auseinander zu sprengen. Einer der Hauptleute schreit sie in dänischem Deutsch an:

„Sßeid ihr toll geworden? Sßind das katholske Fjender? Sßo laßt doch die gute Leut! Smeißt eure Vaaben weg und macht nach Haus, ßonst laß ich euch dödslaan som forrückte Hunde."

Doch der Pastor Berkenholt schrie ihm ins Gesicht: „Was sucht ihr in unserem Land? Über die Elbe zurück mit euch! Räuber, Mordbrenner, Frauenschänder seid ihr!"

Der Hauptmann rief noch einmal: „Wir ßein Evangelske som ihr, ßu eure Beistand gekomme gegen die Katholske! Gud forbömme euch, wenn ihr nicht gleich die Vaaben wegßmeißt!"

Aber nun schlug ihm eine wilde Lache unter den wahnwitzig lodernden Augen Anselm Berkenholts entgegen: „Ihr habt Gott vom Himmel gerissen und dem Teufel die Welt in die Krallen geworfen! Da ist euer Evangelium, und ich will's dir predigen!"

Er hielt eine Axt in der Rechten und schleuderte sie wuchtig gegen den dänischen Hauptmann, der sich noch eben bückte, daß die Eisenmasse ihm über dem Scheitel fortsauste, und wütig danach aufschrie: „Saa gang for Satan til Helveden!"

Er riß einem neben ihm stehenden Soldaten eine Partisane aus der Hand und entgegnete mit ihr den Wurf des Osterbeker Pastors, dessen Brust sie so gewaltsam durchfuhr, daß ihre breite Schneide im Rücken wieder hervordrang. Ohne einen Laut schlug der Getroffene zu Boden, nur sein brechendes Auge sprach noch, daß der Tod ihn von irrer, namenloser Qual des Lebens erlöse. Eine Losung aber war's zu wildem Kampfausbruch auf Leben oder Tod zwischen den Bauern und den Soldaten. Auf beiden Seiten ward nicht um Gnade gebeten und keine Schonung geübt, die Beile und Sensen wüteten wider die Hellebarden und Musketen der Kriegsknechte. Die zur Verzweiflung getriebenen Landbewohner bildeten die eigentlichsten Feinde der letzteren, da sie die Beutegier der Soldateska bedrohten, und mit grimmigem Hohnlachen machte diese ihren verwundet hinstürzenden Gegnern völlig den Garaus. Die Schußwaffen errangen bald die Oberhand über die Bauern, die Hälfte derselben lag tot zur Erde gestreckt, die anderen wendeten sich, überall verfolgt, zur Flucht, wie die Zigeuner es um wenige Minuten früher vor ihnen gethan. Eine der tausendfältigen, schnell wechselnden Episoden auf der großen Schreckensbühne zwischen Elbe und Weser war's gewesen.

Wie das laute Getobe entstanden, sind Alderich Hackenbusch und Hanka Berkenholt zur Besinnung gelangt und haben erschreckt aufgehorcht. Dann schlingt er den Arm um sie, sie einer offenbar neu drohenden Gefahr zu entziehen. Er will sie in den von ihm verlassenen Schlupfwinkel hineinführen, doch instinktiv biegt er bei dem Anblick der Kirche seitwärts ab; es ist, als mißtraue er einem Schutz, den sie verheißt. Ungefähr fünf Minuten nach Norden entfernt beginnt ein Buschrand, dem wendet er sich mit Hanka zu. Doch bald verlangsamt sich sein Schritt, er ist zum erstenmal seit seiner Verwun-

dung aufgestanden, und seine Füße sind schwach, die Aufregung der letzten Minuten hat ihn noch mehr geschwächt. Kaum gelangt er bis an den Busch, dort verläßt seine Kraft ihn und er muß sich zu Boden setzen.

Die Sonne ist untergegangen, und ein rot dämmerndes Licht liegt schwermütig rund umher. Wie die beiden flüchtend davongeschritten, hat Biri sich mit keinem Rückblick um das bekümmert, was hinter ihr im Lager ihrer Sippe geschieht, sondern sie ist jenen lautlos nachgefolgt. Sie weiß nicht, was sie will, das eine nur, nicht von ihnen zu lassen, zu sein, wo sie sind. So steht sie nun mit unbeweglich starrfunkelnden Augensternen ein Dutzend Schritte weit vor ihnen, und beide gewahren sie jetzt zum erstenmal. Und beide haben bei ihrem Anblick die Überzeugung, daß Biri es gewesen, die ihnen geholfen, bewirkt, daß sie vor der Kirche zusammengetroffen sind, denn wechselseitig hat sie lügnerisch ihnen ihre Hilfe dazu verheißen. Freundlich rufen sie ihr: „Komm zu uns!" und sie kommt, automatenhaft, im Brustgewand halten ihre Finger noch den kleinen Dolch umklammert. Will sie ihren ersten Gedanken nun doch ausführen? Sie weiß es nicht, ihr Kopf ist zum Denken unfähig, nur der Herzschlag rast in ihr.

Alderich hebt sich jetzt mühsam auf, und er und Hanka fassen nach den Händen der Zigeunerin. Er sagt mit noch zitternder Stimme:

„Vorhin dankte ich dir für mein Leben, nun schulden wir beide dir für mehr Dank, für alles, was das Leben uns noch bringen kann. Ohne dich wären wir tot, auch wenn wir noch lebten, denn wir könnten's nicht ohneeinander. Bleib bei uns, damit wir dir vergelten, was dein Mitleid für unsere Liebe gethan."

Er hält den einen Arm um Hanka und legt den anderen um die Schulter der Tochter des mißachteten Volkes, sie zu einem Zeichen seines Dankes an sich zu schließen. Doch die Hand Biris zieht sich fort, wie im Krampf schwellen alle Muskeln ihres wundervollen nackten Armes an, daß die eine Goldspange zersprengt von ihm herabfällt. Ein Ton kommt dazu von ihrem Munde, nicht laut, aber nicht wie aus einer Menschenbrust, und markdurchschneidend. Er klingt gleich dem Aufstöhnen eines aus tödlicher Wunde verblutenden, in Marterqual verendenden Tieres.

Doch Alderich und Hanka haben nicht Zeit, nach der Ursache des fremdartig schreckenden Tones zu fragen. Drüben sind die Bauern zersprengt, fliehen, und die Verfolger drängen nach. Auch die beiden müssen weiter flüchten, denn die unbekannte Gefahr naht ebenfalls hierher. Was immer es sein mag, die gierigen Blicke dürfen das schöne blonde Mädchen nicht gewahren, und Alderich Hackenbusch rafft alle Kraft zusammen, tiefer in den Busch mit ihr zu entkommen. Allein es ist schon zu spät, ein hünenhafter dänischer Fahnenjunker hat das goldhelle Gelock durchs Gezweig leuchten gesehen, und lüsternen Blickes setzt er demselben nach. Frech auflachend ruft er: „For Satan, det var en Aftensmad!" und hurtig dröhnt sein Lauf heran. Alderich aber kann nicht weiter, verzweiflungsvoll dreht er die Augen zurück, ein Entrinnen ist unmöglich. Mit letztem Aufgebot seines Könnens zieht er Hanka neben sich hinter eine Buschwand; doch diese kann nur kurzen Aufschub gewähren, dann müssen sie entdeckt werden, das Licht ist noch zu hell.

Da springt plötzlich dicht vor dem heranstürzenden Dänen etwas rot Leuchtendes aus dem Laubwerk, eine schlank geschmeidige weibliche Gestalt, die den Fuß hält und ihn anblickt. Er stutzt; was das blonde Haar ihm immer verheißen haben mag, eine zauberisch schönere Beute läßt sich nicht erdenken. Sie scheint jäh erschrocken, wie ein Vogel, der sich unerwartet einer Katze gegenüber sieht, steht reglos und weicht erst bei seinem Vorsprung, der sie zu erhaschen sucht, zurück. Aber nur langsam, zögernd; sie hat wieder in ihrer Bewegung etwas von einem Vogel, doch von einem solchen, der sich fluglahm

ſtellt und unbeholfen flattert, um ſein Neſt zu beſchützen, indem er den Verfolger davon abzieht und ſeine Begier auf ſich lockt. So zieht ſie ihn, nie völlig entſchwindend, durch das Gezweig hinter ſich drein und aus dem Wald hinaus auf offene Heide. Es iſt thöricht von ihr, denn hier kann ſie ihm nicht mehr entgehen; aber es ſcheint, daß ſie auch nicht die Abſicht hat, daß ſie ſelbſt den Wunſch hegt, ſeine Beute zu werden. Sie lacht ihn mit weiß blitzenden Zähnen an, und ihre ſchwarzen Augenſterne funkeln ihm verlockend entgegen; jede ihrer anmutsvollen Regungen iſt eine ſinnberückende Verheißung. Doch ſie eilt noch weiter, denn ſie will ſich nicht ſelbſt in ſeine Arme werfen, ſondern den Schein bewahren, daß er ſie gewaltſam erhaſcht.

Und nun gelingt's ihm, er holt ſie ein und hält ſie mit bärenhafter, zehnfach der ihrigen überlegener Kraft. Sein Arm umſchlingt ſie, und ſeine Lippen lechzen nach einem Vorgeſchmack der köſtlichen „Abendmahlzeit", die er ſich erbeutet. Da gleitet ſie an ſeiner Bruſt nieder und liegt, reglos zuſammenſinkend, am Boden.

Er bückt ſich und lacht: „Was willſt du, bunte Schlange?" aber ſie rührt ſich nicht und fällt, wie er ſie heben will, ſchwer zurück. Verdutzt reißt er ihr mechaniſch das ſeidene Gewand auf; da fällt leis klingend ein kleiner Dolch heraus, und unter der linken Bruſt, gerad über dem Herzen Biris, iſt ein haarfeiner Stich, aus dem ein einziger roter Tropfen quillt.

„For Satan!" ſtößt der Däne verſtändnislos ſtarrend aus, „hun er död!"

Abendzwitterlicht fällt über die Heide, dunkelt im Walde ſchon ſo tief, daß dort das Verfolgen von Flüchtlingen unmöglich geworden. Alderich Hackenbuſch und Hanka Berkenholt haben ſich, wie die Gefahr plötzlich von ihnen abgedröhnt, ſtaunend aufgerafft und weiter ins Dickicht hineingeſchleppt. Hier ruhen ſie ſchweigend Hand in Hand, bis ihm die Kraft kommt, weiter zu gehen. Im Dunkel halten ſie ſich nordwärts; wie der Morgen anbricht, fährt ein Kahn bei einem Fiſcherdorf ſie über die Elbe, und noch traumhaft blicken ſie ſich in dem kühlen Sprühgiſcht des breitrauſchenden, rettenden Waſſers ins Geſicht.

Aus Briefen der Friederike Oeſer.

Von

Ludwig Geiger.

Jedem Kenner von Goethes Jugendgeſchichte iſt der Name der Friederike Oeſer vertraut. Sie, die Tochter des hochbegabten und ſeiner Zeit vielleicht über Verdienſt gerühmten Künſtlers, war Goethes Muſe während ſeiner Leipziger Studentenjahre. Ihr ſind die „Leipziger Lieder", das erſte bedeutende lyriſche Erzeugnis des jungen Dichters, gewidmet, an ſie eine poetiſche Epiſtel und zwei proſaiſche Briefe Goethes aus den Jahren 1768 und 1769 gerichtet, von denen der eine (13. Februar 1769) als eines der merkwürdigſten Lebensbekenntniſſe Goethes bezeichnet werden kann.

Weder die Lieder, noch die poetiſche Epiſtel, noch endlich die Briefe ſind Zeugniſſe einer Liebelei des Dichters. Es war eine gute Kameradſchaft und Freundſchaft, die den jungen Mann mit dem faſt gleichalterigen Mädchen verband, eine Freundſchaft freilich, die dem Dichter, der für Freundinnen kein ſonderliches Gedächtnis hatte, bei der Aufzeichnung ſeiner Lebenserinnerungen dergeſtalt aus dem Sinn geſchwunden war, daß er nicht einmal den Namen der Freundin erwähnte. Allerdings hatte Goethe damals, als er ſeine Aufzeichnungen niederſchrieb, ſeine Jugendbriefe und -gedichte nicht zur Hand, um ſein Gedächtnis kontrollieren zu können. Auch ſeiner ſpäteren Leipziger Begegnungen mit der Jugendfreundin gedachte er nicht, obwohl er ſie wie ſeinen Meiſter, dem ſo vieles ſchuldig zu ſein er gern bekannte, mehrfach ſah; ein herzlich-neckiſches Briefchen aus jener Zeit hat ſich erhalten.

Bei einer Frau jedoch, ſollte man meinen, müßten Jugendeindrücke feſter haften, und bei der größeren Geneigtheit der Frauen, von ihren Gefühlen zu ſprechen, ſollten Erinnerungen an ſolche Jugendfreundſchaften auch in Briefen ſpäterer Zeit wieder auftauchen. Als ich daher durch die Güte des jetzigen Beſitzers, des Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin, mehr als zweihundert Briefe der Friederike Oeſer aus den Jahren 1769 bis 1828, gerichtet an ihre Tante Frau Roſine v. Kovátſch in Preßburg und deren Tochter Sophie, verehelichte Seipp, in Prag, ſpäter in Wien, erhielt, glaubte ich zahlreiche Reminiscenzen an Goethes Leipziger Jugendtage zu finden und hoffte, gewichtigen Bemerkungen einer verſtändigen Zeitgenoſſin über Goethes Werke zu begegnen. Aber in beiden Beziehungen wurde ich getäuſcht. In dem ſehr umfangreichen Briefwechſel — faſt kein Brief iſt kürzer als vier vollbeſchriebene Oktav- oder Quartſeiten, viele aber ſind länger — wird Goethes Name nur an zwei Stellen genannt. Von Goethes Werken aber wird keines beſprochen, nicht einmal „Dichtung und Wahrheit", das doch infolge ſeiner Schilderung Oeſers und des Oeſerſchen Hauſes recht wohl zum Ausgangspunkt einer Betrachtung hätte ge-

macht werden können. Dieses Schweigen rührt so wenig aus Unkenntnis der betreffenden Schriften wie aus der Erwägung her, daß die Adressatinnen solcher Betrachtungen unfähig oder unwürdig waren, sondern entweder daher, daß Friederike keine expansive Natur war, vielmehr sich über das, was sie innerlich erregte oder erregt hatte, in Schweigen hüllte, oder daher, daß sie trotz der persönlichen Beziehungen zu Goethe mit ihrer Bildung noch in der vorgoetheschen Zeit wurzelte. Citiert sie Prosaiker oder Dichter, so sind es Michaelis, J. G. Jacobi, höchstens Wieland und der „sinnreiche Sophiste" Lessing.

Die zwei Stellen, in denen sie Goethe ganz gelegentlich nennt, finden sich in den Briefen vom 9. November 1775 und 14. November 1794.

Die erste Stelle lautet: „Die Chronologie des deutschen Theaters ist von einem gewißen Prof. Schmid, der in Gießen Prof. und auch schon durch andere Werke, die ihm theils Ehre und Unehre gemacht, bekannt ist, er ist zum Ex. der Verfasser von der Biographie der deutschen Dichter, ein Werk, das ziemlich gut ist, wie auch einiger Übersetzungen von Comödien und Tragödien, die man lobt. Aber so ist er auch in seinen jüngeren Jahren, wie er noch hier studierte und wie er von hier nach Erfurth ging, der Verfasser mancher albernen Satyre auf manchen würdigen Mann, wodurch er sich sehr verhaßt machte. Ich kenne ihn persönlich und ich glaube, zur Dankbarkeit, daß er einigemal Höflichkeiten in unserm Hause genoßen, hat er uns, in seinem Leben des Michaelis, das darinn befindliche Compliment an Halß geworfen, welches er immer hätte bleiben lassen können. Der verstorbene Comödiant Koch, einer unserer würdigsten Männer, sowohl auf dem grosen Schauplatz der Welt, als bey deßen Nachahmung hat Schmidten viele Dienste dabey geleistet. Denn dieser Mann bewahrte viele und wichtige Begebenheiten von dieser Art bey sich auf, die er ihm zum Theil mitgetheilt hat. Dems. Schröterin, die ich ebenfals persönlich kenne, fand sich über diese Zueignungsschrift sehr beleidiget, ungeachtet sie fast alle die Lobsprüche, die ihr darinn gegeben werden, verdient. Sie ist seit vielen Jahren Sängerinn bey den L[eipziger] grosen Concerten und ist sonst eine gute Sängerinn gewesen, allein ungeachtet sie nun erst einige zwanzig ist, hat sie doch fast gänzlich ihre Stimme verlohren. Sie weiß aber diesen Verlust durch andere Vollkommenheiten zu ersetzen, sie spielt sehr schön Clavier und bläßt ganz allerliebst die Flöte, spricht Französisch und Italiänisch vollkommen und würde eine unserer ersten Schauspielerinnen seyn, wenn sie sich entschließen könnte aufs Theater zu gehen. Ich habe ihr die Rolle der Constantie im Galleeren Sclaven auserordentlich schön vorstellen sehen; sie spielt zuweilen zu ihrem Vergnügen, wo sie ihre Bekannte und Freunde dazu einladet. Kurz sie besitzt alle diejenigen Vollkommenheiten, die sie als Künstlerinn besitzen soll, worunter auch ihre schöne Person mit zu rechnen ist. Sind Sie mit dieser Nachricht zufrieden? Wo nicht, so schreiben Sie mir, was Sie noch gern wissen möchten, ich stehe zu Befehl und hoffe Ihnen ziemlich in allen Fällen durch meine eigne Anschauungskraft oder die einsichtsvolle Kenntniß meiner Freunde dienen zu können. Ich habe das Vergnügen, viele grose Männer persönlich zu kennen und gekant zu haben. Ohne die Leipz. Gelehrten, die ich alle kenne, zu rechnen, so kenne ich auch einen Leßing, Ramler, Diderot, Sulzer, Büsch, Wieland, Knebel, Hagedorn, Teller, Thümmel, Jacobi, Basedow, Cramer, Garve, Goethe und Gleim und andere mehr, ohne die Künstler zu rechnen, und habe einen Winkelmann, Rabener und Michaeliß gekannt. Es ist weiter kein Glück, diese Leute persönlich zu kennen, aber doch ein Vergnügen."

Als Nachschrift heißt es dann: „Die Zueignungsschrift an Dem. Schröter ist nicht von Schmiden, sondern von einem jungen Buchhändler, der sterblich in Dem. S. verliebt war."

Diese Mitteilungen über Corona Schröter — denn auf sie, die von Goethe so herrlich Gefeierte, bezieht sich der Hauptteil unseres Briefes — werden gewiß mit Interesse gelesen werden. Die Zueignungsschrift, von der oben die Rede ist, kann nur die der „Chronologie des deutschen Theaters" von dem bekannten Gießener Schmidt sein — abgedruckt bei R. Keil: Corona Schröter, Leipzig 1875, S. 58 —; der Verfasser derselben wäre dann nach Friederikes Äußerung der Mitarbeiter an dem genannten Werke, der Buchhändler Joh. Gottfr. Dyk.

Die Erwähnung Goethes ist charakteristisch. Nicht bloß, daß sein Name fast zuletzt steht, Friederike hatte überhaupt ihn zuerst vergessen, sie hatte bereits hingeschrieben „und andere mehr" und trug dann erst die beiden Namen Goethe und Gleim nach.

Die zweite gelegentliche Erwähnung Goethes lautet so: „Endlich kam der Graf Fries an, den man schon früher erwartet hatte, und er selbst, nebst Herrn Hofrath Lerse wurden als sehr liebenswürdige Menschen gepriesen. Ich hörte von letzterm, daß er Goethens Freund wäre und daß er meinen Vater wünschte kennen zu lernen. Vor einigen Tagen brachte demnach Dr. Platner den jungen Grafen und Herrn Lerse zu meinem Vater. Ganz von ohngefähr war ich in einem kleinen Cabinett, was an meines Vaters Stube ist und ich konnte unbemerkt jedes Wort hören. Der Herr Hofr. sprach viel und lauter kluge Dinge, ich habe ihn auch gesehen, aber ohne von ihm bemerkt zu werden, weil ich mich ohne dringende Ursachen nie vor Fremden oder einheimischen Besuchen, die meinem Vater allein gelten, sehen laße." Lerse ist Goethes Straßburger, im „Götz" verherrlichter Freund. Sein Name wird in unseren Briefen aus den Jahren 1794 bis 1796 häufig erwähnt, und das geschieht aus folgendem Grunde.

Lerses Jugendfreund und Universitätskamerad war Christoph Seipp, der Mann der Sophie v. Kovátsch, der Cousine Friederikes. Als Lerse als Erzieher des jungen Grafen Fries nach Wien kam, hoffte er seinen Freund dort zu finden, erfuhr aber, daß er gestorben sei. Er nahm sich des Sohnes, Karls Seipp, eines künstlerisch begabten Knaben, an, that ihn zu einem Wiener Maler Karl Pitz in die Schule und veranlaßte die Mutter, als der erste Lehrer starb, den angehenden Jüngling nach Leipzig zu schicken. Dort wurde er von Oeser unterrichtet, und unsere Briefe sind voll von Nachrichten über den jungen Künstler, die keineswegs immer günstig lauten. Er ging mit Lerse von Leipzig fort; infolge des Todes seines Beschützers (1796) wurde seine Verbindung mit dem gräflich Friesschen Hause gelöst.

Durch Goethe, der bald nach seiner Übersiedelung nach Weimar in Leipzig vorgesprochen hatte und dorthin mehrfach mit dem Herzoge Karl August zurückgekehrt war, wurde Oeser mit dem Weimarer Hofe bekannt. Er erhielt künstlerische Aufträge seitens des Hofes und erhielt Besuche fürstlicher Personen. Von einem dieser Besuche meldet Friederike (26. Januar 1779): „Wir empfinden diesen Verlust (des schönen ungarischen Grieses und Weines) sehr lebhaft. Am vergangenen Sonntag als den 17. Jan. hatten wir das Glück, daß die verwittwete Herzogin von Weimar (eine vortreffliche Prinzessin) mit ihren jüngsten Prinzen und noch 5 Personen zu uns kam und ein Künstler Super zu sich nahm; da sollte ich Grießknittel machen, und hatte keinen, o weh! Diese Prinzessin ist ganz Huld und Gnade, mein Vater ist oft in Weimar und genießt dort beydes in hohem Grade. Sie kam zur Messe hieher, ließ sich, ohne daß sichs mein Vater unterstand, darum zu bitten, bis zu uns herab und nun suchen wir durch Bescheidenheit dieser Gnade werth zu werden. Wir rühmen es gegen Niemand als wer uns darum fragt."

Handeln nun unsere Briefe auch nicht von Goethe und seinen Werken, so enthalten sie doch manche Notizen über litte-

Digitized by Google

rarische Erscheinungen. Christoph Seipp, der angeheiratete Vetter, war Theaterdirektor in Prag, Preßburg, Wien; er war auch als Theaterdichter thätig — ein Trauerspiel von ihm: „Für seine Gebieterin sterben", Preßburg 1785, wird von Goedeke angeführt. Er erkundigte sich daher eifrig bei seiner Leipziger Verwandten nach den dortigen Theaterverhältnissen und übersandte ihr seine dramatischen Opera, in der Hoffnung, daß diese in Leipzig aufgeführt und gedruckt würden.

Auf eine solche Sendung schreibt Friederike (16. November 1778): „Die angezeigten Comödien habe ich sogleich den Meinigen vorgelesen. Sie haben uns gefallen, wir gaben sie alsdann einigen unseren Freunden, die dasselbe davon sagten. Aber wir und unsere Freunde sind nicht das Publicum und ein Stück, das vor dasselbe gearbeitet worden, muß auch davor erscheinen und durch dasselbe seinen Werth entscheiden lassen, die bescheidenen Urtheile und Critiken eines vernünftigen und unparteiischen Kunstrichters darüber anhören und die künftigen Arbeiten darnach einrichten. Die „Tabacksdose" hat uns am besten gefallen. Sie sagen, Sie wären es schon von uns gewohnt, Ihren Geschmack tadeln zu hören. Zu unserer eigenen Beruhigung können wir das nicht so gerade zugeben. Es ist wohl wahr, daß Ihr Geschmack von dem unsrigen in einigen Stücken abweicht, aber derowegen ist der Ihrige nicht schlechter und der unsrige besser. Beyde kommen aus verschiedenen Quellen und haben verschiedene Endzwecke. Wir, d. h. der ungelehrte Theil des Publikums, die wir nicht methodice empfinden, nicht nach Regeln weinen und nicht systematisch lachen, die ungezwungene Natur, die glückliche Geberde, den passenden Ausdruck für schön halten und ohne strenge Untersuchungen der Regeln uns oft da am lebhaftesten vergnügen, wo sie nicht herrschen, wir fragen viel was Kunstrichter verdammen, oder loben. Und hier denke ich, sind wir mit Ihnen eins: wir empfinden. In der Wahl unserer Stücke gehen wir von einander ab, aber doch auch nicht soviel als Sie vielleicht glauben. Wir seufzen nicht nur in geheim, sondern ganz laut und offenherzig über unsere pedantischen Verbesserer des Theaters, die die Stücke eines Moliere, Goldoni, Destouches, Schlegels u. s. w. verdrengen wollen, so wie wir über die Caricaturen unserer ietzigen grosen Genies Augen und Ohren zuhalten. Es ist mit unseren Criticis soweit gekommen, daß wir sie ungelesen auslachen oder verachten und nur wenige die das Gepräge von Klugheit und lang bewährten Geschmacke haben, gelten bey uns etwas. Nehmen Sie sich künftig nicht die Mühe, so etwas zu lesen. Es sind Äffchen, die es schreiben und Kluge dürfen das nicht lesen. Selbst prüfen, wenn uns der Himmel mit Vernunft und Gefühl begabt hat, ist der sicherste Weg und wer das nicht besizt, der ist zu bedauern, aber wohl schwerlich zu beßern; unser Geschmack bildet sich durch sie und durch keine Regel oder Kunst. Doch wieder auf unsere Anekdoten zu kommen, so fragen Sie doch Ihren lieben Mann, ob er mir die übrigen erst noch schicken will, oder ob ich die erst an einen Verleger geben soll. Ich wünschte, daß er mir den Preiß bestimmte, die Verleger sind böse Leute, ich habe sie schon ein paaren angeboten, die aber ohne bestimmten Preiß nichts mit zu thun haben wollten."

Leider bricht der Brief hier ab; es wäre schade, wenn in der verlorenen Fortsetzung etwa eine Weiterführung der sehr verständigen klaren ästhetischen Darlegung sich gefunden hätte. Auf die Komödien Seipps kommt Friederike in einem späteren Briefe (14. August 1779) zurück: „Sagen Sie Ihrem lieben Seipp, daß die Buchhändler in Sachßen eben so böse Leute wären, wie an allen Orten der Welt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, habe aber seine Lustspiele nicht anbringen können. Sie sagen, sie müßten mehr nach unsren Sitten und Gebräuchen umgearbeitet werden. Wider Plan und Charactere wenden sie nichts ein, aber wider den

Dialog. Das war es auch, was einige gute Freunde mir darüber sagten. Wir sagen bey uns nicht der Herr Bruder, die Frau Mutter, sondern schlechtweg: mein Bruder, meine Mutter. Es sind Kleinigkeiten, doch was hilfts? wir leben in einer Welt und haben ein Publicum, das auf Kleinigkeiten sieht."

Der geringe Erfolg, den Friederike mit den Komödien ihres Vetters hatte, lag wohl mehr an jenen Machwerken als an der Unterhändlerin. Diese schwieg daher wohlweislich von der dichterischen Thätigkeit ihres Verwandten, aus Furcht, aufs neue mit den Produkten derselben zu thun zu bekommen, antwortete aber, sobald sie nach den Leipziger Theaterverhältnissen gefragt wurde.

„Das hiesige Theater," schreibt sie 9. August 1782, „ist leider in sehr erbärmlichen Umständen. Im Winter haben wir eine teutsche Truppe hier, die ganz erträglich ist: Reineke und seine Frau sind die besten drunter. Sie steht sich aber schlecht, weil sich Leipzig ganz entwöhnt hat, das Schauspiel, das immer durch Cabale verscherzt wurde, zu besuchen; jeder Tag der Woche ist mit anderen Zeitvertreiben besetzt; Assemblée, Cränzchen, Concert, Ball u. s. w. besetzen jeden Tag. Diesen Sommer haben wir eine italienische Truppe hier, die von Prag zu uns gekommen ist, und die vielen Beyfall findet, diesen Monat gehen sie wieder fort. Allein ungeachtet, daß sie viel eingenommen, werden sie wenig mit wegnehmen, die Abgaben sind zu ungeheuer und überhaupt der Aufenthalt zu kostbar, sie können nichts gewinnen."

Noch ungünstiger fällt das Urteil in einem späteren Briefe aus (26. Oktober 1785); auch hier findet sich der Gegensatz zwischen deutschen und italienischen Künstlern und die Hinneigung zu letzteren. Es heißt nämlich: „Seit die opera, die die schönen Sänger und Sängerinnen hatte, von hier weg ist, habe ich keinen Schritt nach der Comödie gethan, das ist beynahe 2 Jahr. Diesen Sommer über ist die deutsche Truppe hier geblieben, die Frau Doctorin Albrecht war angeworben worden und diese machte eine erträgliche Einnahme. Ich habe sie aus Mangel an Lust und Zeit nicht spielen sehen. Darüber sind Kenner und Liebhaber einig, daß sie die Marianna von Gotter recht erträglich spielt. Jetzt haben wir eine italiänische Comödie und Pantomime hier, die nicht sonderlich gefällt, man verlangt wieder mit grosem Eifer Opera. Vermuthlich werden Sie von Ihrer deutschen Muhme befürchten, daß sie italiänischen Unsinn deutscher Vernunft vorzieht. Nichts weniger wie das, ich verstehe wenig Italiänisch, aber liebe sehr den Gesang, ich verstehe kein Wort von dem was gesungen wird, höre aber mit Vergnügen eine natürlich gute Stimme, durch Kunst verschönert; überdem sind die Italiäner geborene Narren und geborene Schauspieler. Es blickt bey ihnen nicht der Comödiant durch. Sie werden mich verstehen, ohne daß ich mich erst zum Critiker unserer hiesigen deutschen Bühne aufwerfen darf."

„Frau Doctorin Albrecht" ist die als Dichterin und Schauspielerin bekannte Sophie Albrecht (1757 bis 1840), die 1785 zum erstenmal die Leipziger entzückte. Wie man bei Corona Schröter sofort an Goethe erinnert wird, so denkt man bei Sophie Albrecht alsbald an Schiller, denn dieser, leicht entzündlich, wie er war, neigte sich schwärmerisch der Schauspielerin zu. Aber davon erfahren wir aus unseren Briefen nichts; sie erwähnen nichts von dieser holden Neigung, nichts von Schillers Namen, von seinen Werken, von seinem frühen Tode.

Friederike besucht das Theater nicht, aber sie liest viel. Man merkt ihren Briefen, ihrem Stile, ihrer ganzen Art zu schreiben die gebildete Umgebung an, aber man merkt es mehr im allgemeinen, als daß man es im einzelnen beweisen könnte. In den sechzig Jahren wird kaum ein Buch beurteilt, und der folgenden Besprechung von Gellerts Korrespondenz mit Demoiselle Lucius (25. Oktober 1774) wüßte ich kaum eine zweite anzureihen.

„Kennen Sie etwa schon den 9. Theil der Gellertischen Schriften, der nebst dem 10. am letzten dieser Woche herausgekommen ist und der so schöne lehrreiche Briefe von einer gewissen dem. Lucius, iezt Madame Schlegel enthält? Sie war Gellerts liebste und angenehmste Correspondentin und hat sich auch in den Gegenständen ihres Briefwechsels sehr nach seiner Denkungsart gerichtet. Ich habe die Ehre, ihre Landsmännin zu sein, da ich eine Dresdnerin bin und bin stolz darauf. Stolz, daß wir nun auch in diesem Fache der Litteratur es mit andren Nationen aufnehmen können. Lesen Sie diese schönen Briefe, mein liebstes Kind; sehr viele sind, nach dem Urtheile der Kenner, sehr vorzüglich. Vielleicht wird die liebenswürdige Verfasserin, durch den allgemeinen Beifall des Publikums bewegt, noch mehrere und noch scherzhaftere (z. E. die an ihre Freundinnen gerichtet sind) herausgeben. Schreiben Sie mir Ihr Urtheil darüber und dann will ich Ihnen noch ausführlicher meine Gedanken sagen. Behalten Sie mich, auch nach Lesung dieser Briefe, unverändert lieb, meine zärtliche Freundin. Bedenken Sie, wie lieb ich Sie habe, da ich Ihrem Vergnügen die gute Meinung, so Sie bis iezt von meinem Verstande haben, vielleicht gänzlich aufzuopfern wagen muß? Doch, meine beste Sophie, zu gutem Glücke, habe ichs niemals aus der Acht gelassen, daß es weit klügere und vollkommnere Mädchen schon in meinem kleinen Bezirke giebt, als ich bin, und das wissen Sie wohl auch; aber daß es eine zärtlichere Freundinn geben könnte, die Sie mehr liebte als ich: nein, meine Sophie, dieß werden Sie nie erfahren und ich mir nie überzeugen können."

Wird man nun etwa, bei diesem verhältnismäßig großen Mangel an litterarischen Mitteilungen, durch einen Reichtum an politischen und religiösen Nachrichten entschädigt? Man weiß, die sechzig Jahre, welche unser Briefwechsel durchläuft, umfassen die ganze Zeit der Aufklärung, des Rüttelns am Glauben, der Reaktion wider den Unglauben, des Beginns einer wissenschaftlichen Theologie. Und hat man nötig, auf die politischen Umwälzungen jener Zeit nachdrücklich hinzuweisen? Der Briefwechsel beginnt unter den Nachwehen des Siebenjährigen Krieges, er umfaßt die großen europäischen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts, die Periode der französischen Revolution und der Befreiungskriege. Und doch scheint es, als wenn an der in geschäftiger Einsamkeit lebenden Schreiberin diese ganze Zeit mit ihren gewaltigen Erschütterungen spurlos vorübergegangen wäre. Und doch wird von den religiösen Differenzen mit keinem Worte gesprochen. Wüßte man nicht, daß die Korrespondentinnen Christinnen seien, aus dem Briefwechsel würde man es nicht erfahren. Nur ganz gelegentlich wird auf die politischen Verwickelungen der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts angespielt und der baldige Friede erfleht; die großen Kämpfe zwischen Frankreich und Europa werden nur insoweit behandelt, als sie die Schreiberin oder die Adressatin persönlich berühren. Nur zwei solche Stellen sind der Erwähnung wert.

Die eine (Juli 1810) lautet: „Wie viele bange Stunden hat uns das Schicksal Wiens, wie viele ganz ängstliche Ihr Schicksal gemacht. Daß Sie Ihre alte Wohnung verlassen hatten, wußte ich, aber wo Sie hingezogen waren, wußte ich nicht; das schrecklichste Kriegsereigniß ist das Bombardement einer Stadt für den ruhigen Bürger (das Schrecklichste für den Krieger mag wohl eine Schlacht sein wie bei Wagram!) und in so einer Stadt wußten wir Sie und Ihre guten Kinder. Furcht und Hofnung wechselten ab, bis wir hörten es wäre überstanden und glücklicher als man erwarten konnte. Es war fast unmöglich in der ersten Zeit etwas Wahres zu erfahren; besonders ist hier Leipzig ausgezeichnet, daß wohl nicht in noch einer Mittelstadt, wie diese, so ein Zusammenfluß von Wahrheit, Unwahrheit und Übertreibung ist als hier. Die Verhältnisse tragen das ihrige bei

und nur nach Abschluß des Friedens und noch einiger anderen günstigen Umstände erfuhren wir ziemlich bestimmt, was die treuen Wiener gelitten, was ihr Schicksal war. Genug! diese Tage bleiben den fühlenden Menschen unvergeßlich. — Unsere Schreckenstage lösen sich in Vergleich mit den Ihrigen in Glück auf: die Oesterreicher Truppen waren ein Muster von Menschlichkeit, die Braunschweiger ließen es bey der bloßen Drohung bewenden, forderten viel und waren mit wenigem zufrieden. Und so hätte sich denn ein großer blutiger Kampf geendiget: den Oelzweig und die Palme hält der Engel des Friedens über die lebenden Sieger und erschlagenen Helden! o! möge er lange über uns schweben."

Die Oktobertage 1813 verlebte Friederike in Leipzig. Sie berichtete nicht alsobald darüber, sondern ließ sich erst durch die zärtlich besorgte Freundin um einen Bericht mahnen. Sie verzichtete auf eine ausführliche Darstellung und schrieb (7. Dezember 1813): „Mit Hoffnung, Ergebung und Muth waren wir Zeugen der wunderbarsten, schrecklichsten aber auch freudigsten Ereignisse. Unsere Stadt wurde grosmüthig geschont! Da ich iezt nahe am Thore wohne und dies Thor das wichtigste war, indem die Kayser und Könige durch dieses ihren Einzug in die Stadt hielten, so konte unser Herz keinen Ruhepunkt finden, der mir einige Erholung gewährte, wir freuten uns, wir weinten, das Mitleid zerriß unser Herz bey dem Anblick der Besiegten, und Bewunderung richtete uns wieder auf, wenn wir die menschlichen Helden in ihren Handlungen sahen. Die Leipz. Zeitung und die deutschen Blätter haben alles ganz wahr geschildert. — Doch genug von Dingen, die einem schrecklich schönen Traumbilde gleich, sich unsers Andenkens zeitlebens bemeistert halten."

Man sieht: diese Politik ist ganz frauenhaft. Nicht die Ereignisse als solche erregen das Interesse der Schreiberin, sondern nur soweit dieselben die Schreiberin oder die Freundin persönlich betreffen. Und auch darin liegt das Frauenhafte, daß mehr die Personen, welche die Geschicke der Welt lenken und bestimmen helfen, das Interesse der Schreibenden hervorrufen als die Geschicke selbst. Zwar den Namen Napoleon wird man vergeblich in den Briefen suchen, aber die Namen Friedrichs des Großen und die der österreichischen Herrscher begegnen häufiger. Friederike ist eine zu gute Sächsin, um den Preußenkönig liebenswert zu finden; hatte sie die „Minna von Barnhelm" gelesen, so hatte sie den Wandel der Überzeugung der Heldin nicht durchgemacht; von den österreichischen Herrschern dagegen ist sie entzückt. Über sie heißt es einmal (7. Dezember 1780): „Seit vorgestern sagt man die große Theresia todt; ist es so, so vereinige ich mit ungeheuchelter Betrübniß meine Klagen mit den Klagen ihrer verwaisten Kinder. Die gröste, tugendhafteste Monarchin ist in ihr der Welt entrissen und ihr Verlust wird unersetzlich bleiben. Das künftige Schicksal der braven Ungarn macht uns unruhig, Gott gebe, daß es ihnen und uns unter Josephs Regierung wohl gehe."

Und dieser Joseph ist ihr Liebling. Nach einer Reise nach Böhmen schreibt sie (Dezember 1777): „Es hat uns in Böhmen sehr wohl gefallen und wir wissen auch, daß es in Ungarn noch besser ist. Ihre Theresia ist eine Göttinn und Ihr Joseph ein Gott, wenn er nur nicht so kriegerisch wäre; man spricht bey uns viel mehr von ihm als von der Kayserinn, wir halten ihn hier für den Beherrscher ihrer Reiche, seiner wichtigen Unternehmungen wegen."

Nur ein Streben könnte man etwa als ein politisches bezeichnen. Es ist der Versuch, der freilich mehr einer neckischen Laune als einer ernsten politischen Stimmung entspringt, der Versuch eines Beweises, daß die Ungarn Deutsche sind:

„Ich soll Ihnen beweisen, daß die Ungarn mit zu den Deutschen gehören, und also von Rechtswegen an der Erfüllung Ihres schönen Sprichwortes teil haben. Es ist ein bischen viel verlangt, und wenn

es einen gelehrten Beweiß voraussetzte: so müßte ich meine Ungeschicklichkeit ganz frey bekennen, da es aber blos darauf ankömmt, zu beweisen, warum und weswegen Gott keinen Deutschen verläßt, so darf ich ja nur untersuchen, ob die Ungarn eben dieselben Verdienste besitzen, und also eben dieses Vortheils theilhaftig werden können. Denn in den guten Eigenschaften muß schlechterdings der Beweggungsgrund dieses besondern Segens liegen, der Deutsche ist ein Kind des Himmels: weil er unter allen Völkern des Erdbodens der beste Mensch ist, weil er sein Vaterland liebt und ungern eine andere als die deutsche Sprache lernt oder spricht, ja, man hat Exempel, daß die Töchter des Landes von 19 bis 20 Jahren einige Sprüche aus der Bibel in eine andere Sprache übersetzen sollten, und sie konnten es nur mit vieler Anstrengung zu wege bringen. Der Deutsche ist aufrichtig, gesellig, treu und redlich, liebt seine Verwandten und Freunde, wenn sie auch über 70 Meilen von einander entfernt sind. So viel sey genug, um nunmehr den gehörigen Vergleich mit ihnen und den Ungarn anzustellen. Es muß mir erlaubt seyn, da ich nicht selbst Augenzeuge und Beurtheiler der ganzen Nation seyn kan, mich auf diejenigen einzuschränken, die ich die Ehre habe, wenngleich

Friederike Oeser.

auch nicht persönlich, aber doch genauer zu kennen, und von ihnen auf die übrigen zu schließen. Ich finde also z. E. mit Ihnen meine Liebe und den deutschen Mädchen sehr viele Ähnlichkeit, und besonders in der Liebe zur deutschen Sprache und in allen übrigen guten Eigenschaften, wo Sie einen noch größern Vorzug behaupten. Also ist mein Schluß richtig, daß der liebe Gott keinen Ungar, wenn er noch obendrein deutsch spricht, eben so wenig verläßt als einen Deutschen, sind

Sie zufrieden? es hat mir doch manch schönes Wort gekostet, um die Sache aufs Reine zu bringen."

Vielleicht erkennt man aus dieser Probe den Charakter der Briefe, mit denen wir uns beschäftigen. Es sind Frauenzimmerbriefe mit den guten und schlechten Eigenschaften, die solchen Briefen anhaften. Die schlechten bestehen nicht etwa, wie in sonstigen Frauenbriefen des achtzehnten Jahrhunderts, in verwahrloster Orthographie und Mißhandlung der deutschen Sprache — Friederike schreibt vielmehr grammatisch und orthographisch ausnehmend richtig —, sondern in einer übermäßigen Weitschweifigkeit, die man ungalant als Schwatzhaftigkeit bezeichnen könnte, in endlosen Entschuldigungen wegen Nichtschreibens oder Unpünktlichkeit im Schreiben, die, fast in jedem Briefe vorkommend, Hunderte von Seiten einnehmen, in allzu häufigem Verweilen bei Haushaltungssorgen — Weizen, Gries und ungarischer Wein, „das sehnlichst erwartete geliebte Fäßchen" spielen eine Hauptrolle. Die guten Eigenschaften dagegen bestehen in der angenehmen, liebenswürdigen, oft humoristisch gefärbten Plauderweise, in der Kunst, ein hübsches anschauliches Bild von dem Leben des Tages, von den Personen zu geben, die den täglichen Verkehr der Schreibenden ausmachen, in der Geschicklichkeit, durch Fragen aus den Korrespondenten Wichtiges und Unwichtiges herauszulocken.

Friederike spricht gern von sich. Sie freut sich ihrer Gesundheit im Gegensatz zu der Kränklichkeit der Ihrigen, und der Hausmütterlichkeit ihres Wesens, die sie zur Sekretärin, Vorleserin, Haushälterin des Vaters bestimmt. Sie rühmt sich ihrer Klugheit, obwohl sie durch das ihr von vielen Seiten gespendete Lob nicht hochmütig wird. Sie sorgt für andere und ist nie froher, als wenn sie andere glücklich machen kann. „Die Treue," so schreibt sie einmal 6. Januar 1786, „ist ein Hauptzug meines Characters, sie wankt nicht unter den Stürmen des Schicksals und schmilzt nicht bei den Strahlen des Glücks. Oft habe ich mich in meinen kindischen Phantasieen als eine grose mächtige Kayserin gedacht und auch da war ich nur glücklich, wenn ich alle die, die ich lieb hatte, als Glückliche in meiner Wohnstube sah, und mit ihnen spielte, aß oder trank." Sie hat schon früh das Gefühl, daß sie eine alte Jungfer werden wird, und weiß sich mit gutem Humor in ihr Geschick zu finden. Etwas Altfränkisches in ihrer Ausdrucks- und Empfindungsweise mag als Eigenheit der alten Jungfer bezeichnet werden. Die vielen Jahrzehnte der Verbindung mit ihrer Tante vermögen sie nicht von der Anrede „meine verehrungswürdige Frau Tante" zu befreien; trotzdem sie länger als ein halbes Jahrhundert mit ihrer Cousine verbunden ist, sie in den schwierigsten Situationen gesehen und wirklich freundschaftlich unterstützt hat, bleibt sie immer ihre „treue, dienstfertige Muhme" und macht nie einen Versuch, das steife Sie mit dem herzlicheren Du zu vertauschen. Und vielleicht hat sie von der alten Jungfer auch das allzu Seßhafte, die übertriebene Reiseunlust. Sie war zwar nie reich und nie vollkommen unabhängig — denn die ersten Jahrzehnte ihres Lebens hatte sie für Vater und Mutter, die letzten für jüngere Verwandte zu sorgen —, aber Mittel und Gelegenheit zu kleineren Reisen hätten sich wohl gefunden. Trotzdem bleibt sie bis zu ihrem Lebensende in und bei Leipzig; eine einmal nach Dessau, wo ihre beste Freundin, Frau Regiß, wohnte, unternommene Reise gilt ihr als großes Ereignis, und so hat sie in den sechzig Jahren ihrer Korrespondenz die geliebte Freundin niemals gesehen. Friederike wird aber nicht, nach Sitte alter Jungfern, prüde, sondern macht sich lustig über das Vorurteil, das selbst älteren Mädchen verbiete, allein zu reisen, über die Entrüstung der Eifervollen, die einen Manneskuß für ein Verbrechen halten; ja, sie schreckt auch vor einem derben Scherz nicht zurück.

Trotz einzelner Freiheiten bleibt sie sich ihrer Grenzen aber immer wohl bewußt, trotz einzelner humoristischer An-

wandlungen verharrt sie meist in würdigem Ernst. Sie ist fromm und gläubig, sie bewährt ihre Frömmigkeit im Leiden und weiß ihre Gesinnung würdig auszudrücken. Einmal (6. September 1773) schreibt sie von ihrem nur allzu häufig geübten Amte einer Krankenpflegerin bei den Ihrigen: „O wieviel lernt man bei diesem Amte. Man wird ganz anders als man gewesen. Ich weiß nicht wie es zugeht, aber alle zeitlichen Güter verliehren unendlich in ihrem Werthe, wenn man sie am Krankenbette geliebter Personen betrachtet. Die so angebetete, so gewünschte Schönheit, die in den Augen sovieler Mädchen ein so grosses Verdienst ist und von den Männern so eifrig aufgesucht wird, was ist sie hier? Hier gleicht sie den lezten Strahlen der untergehenden Sonne, die uns Menschen nicht mehr erfreuen, sondern betrüben, weil auf ihnen Dämmerung und Nacht folgt. Reichthum und Hoheit sind ohnmächtige Hülfsmittel, umsonst bieten wir dem unerbittlichen Tod unsere Schäze als ein Lösegeld an, er verschmäht sie und unsere noch so grosen Ehrenstellen schrecken ihn nicht ab, sich unserer zu bemächtigen. Hier empfinden wir, daß wir aus den Händen der Natur mit gleichen Schicksalen, gleichen Bedürfnissen und gleichen Unglücksfällen als Brüder und Schwester hervorkommen."

Und ein andermal (11. April 1775) schreibt sie aus einer ähnlichen Stimmung heraus: „Mit wie mancherley und vielfältigen Übeln sind wir armen Sterblichen nicht umgeben! Krankheit und Sorgen sind unsere steten Gesellschafter, ein Glück für uns, daß wir durch einen täglichen Umgang ihrer gewohnt werden. Unser Trost und unsere Hofnung eines glücklicheren Zustandes muß sich über diese Welt erheben. ‚Daß der Mensch hienieden ein Weniges bedarf und dieß Wenige nicht lange' ist für mich eben so überzeugend als tröstlich und lehrt mich die schmeichelhaftesten Güter dieser Welt gern entbehren und die Übel derselben geduldig ertragen. Freylich entsteht oft der Wunsch in mir, Mittel und Gewalt zu besitzen, um meine Nebenmenschen so gut und so glücklich zu wissen als ichs wünsche. Und aus diesem Grunde habe ich mir oft die Reichthümer fühlloser und lasterhafter Besitzer gewünscht, ohne sie um ihren Zustand zu beneiden, aber nie um mein selbst willen, da ich mit dem zufriedensten Herzen von einer gütigen Vorsehung begnadigt worden bin. Doch was helfen Wünsche! selten tilgen sie unsere Mängel! und nur alsdann sind sie uns nützlich, wenn sie sich in gute Absichten und Handlungen verwandeln, alsdann werden wir aufmerksam auf jede Gelegenheit seyn, Gutes zu thun und unsere Pflichten gegen unsere Nebenmenschen, die uns von Gott auferlegt und die wir angeloben zu erfüllen, nicht blos empfinden, sondern auch ausüben, ohne uns durch ihr liebloses und tadelhaftes Betragen irre machen zu lassen, denn nicht mit ihnen, sondern mit einem stets heiligen und wahrhaften Gotte errichten wir diesen Bund, der ihn auf seiner Seite stets erfüllt."

Solche ernste, trübe Gesinnungen waren bei Friederike Oeser nur zu gerechtfertigt. Denn trotz des Ruhmes ihres Vaters, trotz der geistigen Bedeutung, die ihr selbst von anderen bereitwillig zuerkannt wurde, führte sie ein schweres Leben. Jahrzehntelang ruhten die Sorgen eines sehr anstrengenden Haushaltes fast ausschließlich auf ihr. Eine Familientragödie traurigster Art spielt sich vor uns ab. Friederike sieht alle ihre Lieben, alle die, welche ihren engsten und für sie schier unentbehrlichen Kreis ausgemacht hatten, vor sich dahingehen. Onkel und Tante Kovátsch sterben, jener September 1780, diese Dezember 1799; der frühe Tod des Vetters Seipp wird Juni 1793 beklagt. Kurz vorher (31. Mai 1792) hat Friederike den Tod ihres Bruders Friedrich Ludwig zu betrauern, der, wenn er auch nicht die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt hatte, doch durch seinen Heimgang den Seinigen unendlichen Schmerz erregte. Am 22. September 1794 stirbt Friederikes Mutter, ein Jahr bevor sie mit dem

Gatten die goldene Hochzeit hätte feiern können; am 18. März 1799 folgte der herrliche Vater der Gattin im Tode. Dieser Verlust war für Friederike der schrecklichste: die Sorge für den Vater war ihre Lebensaufgabe gewesen, mit dem Tode desselben schien ihr Dasein seinen Zweck verloren zu haben. Dem Lebenden und dem Dahingeschiedenen widmete sie viele herzliche Worte. Ein einziges aus denselben (10. April 1799) mag zur Charakteristik ihrer Stimmung dienen: „Wie sehr, wie tief ich diesen Verlust empfinde, werden Sie sich denken. Meine Klagen sind keine Empörungen, dafür wird mich Gott bewahren! es sind überzeugende Empfindungen von dem hohen Werthe des Glücks, was ein solcher Vater mir war."

Der Tod des Vaters war nicht der letzte Verlust, den Friederike zu erdulden hatte. Ihr Schwager, der Kupferstecher Geyser, der seinem verstorbenen Schwiegervater ein biographisches Denkmal gewidmet hatte, starb im April 1803, dessen Frau, Friederikes Lieblingsschwester, 1813; Friederike selbst ist Juni 1830 (nicht 1829, wie gewöhnlich angegeben wird) gestorben.

Stimmungsvoll schließt unsere Korrespondenz, die mit einem Briefe der Rosine v. Kovátsch, geb. Oeser, an ihren seit vielen Jahren verschollenen Bruder (13. September 1769) begonnen hatte, mit dem Briefe eines Neffen, des Leipziger Kunsthändlers Karl Gust. Börner, an Sophie Seipp, geb. v. Kovátsch (12. Januar 1833); die Empfängerin hat mit zitternder Hand darauf geschrieben: erhalten den 20. Jan. 1833, beantwortet 26. Juni 1834. Die Genannte hatte am 28. Dezember 1830 an Friederike geschrieben, der Brief war dem Schreiber zugestellt worden und dieser richtet nun nach Jahren an die Wiener Freundin, die er selbst vor Jahren kennen gelernt hatte, folgende Worte: „Unsere uns unvergeßlich theure Tante Oeser ist schon seit dem Juni 1830 nicht mehr unter uns Lebenden. Sie starb bei mir, in ihren letzten Jahren noch besonders durch meine Frau gepflegt, zu welcher sie die liebevollste Anhänglichkeit hatte. Ob sie schon seit geraumer Zeit vor ihrem Tode mit harten körperlichen Leiden zu kämpfen hatte (in Folge eines innern organischen Fehlers), so vermochte dies doch ihren Geist nie zu trüben und heitere Gottergebung und warme Liebe zu allen ihren Bekannten und Freunden blieben bis zu ihrem letzten Augenblicke das hohe Eigenthum ihrer schönen Seele."

Ein herrliches Zeugnis, das der Überlebende der Verklärten ausgestellt hat. Es klingt wie ein Echo jenes schönen Wortes, das Goethe vierundsechzig Jahre vorher (6. Nov. 1768) an die Jugendfreundin gerichtet hatte:

Doch machtest du mit deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß dein selig Leben sei,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil du's besaßst, selbst zu besitzen glaubte.

Am Quai zu Gent.

Belgiſche Streifzüge.

Von

Karl v. Denburg.

II.

Aus dem Geſagten dürfte wohl hervorgehen, daß die belgiſche Hauptſtadt unter den europäiſchen Großſtädten eine hervorragende Stelle einnimmt. Das kleine Belgien beſitzt indeſſen auch Provinzialſtädte, die auf die Führung Anſpruch erheben könnten. Antwerpen, Gent und ſogar Brügge, trotz ſeines Verfalls, ragen durch Einwohnerzahl, Ausdehnung und Baudenkmäler in gleichem Maße hervor.

Die älteſte und in dieſer Hinſicht bemerkenswerteſte Stadt iſt Brügge, das nordiſche Venedig, dereinſt ein blühender und glänzender Ort, der aber jetzt völlig verſumpft iſt und nur von dem vergangenen Ruhm zehrt. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert war Brügge ein bedeutender Seehafen. Der Zwyn, eine Ausbuchtung der Schelde, reichte bis Brügge, wo die Reie in denſelben mündete. Der Lauf des jetzt kanaliſierten oder überwölbten Fluſſes läßt ſich noch innerhalb der Stadt verfolgen, und es haben die den Fluß begrenzenden Straßen meiſt noch deſſen Namen behalten. Der Zwyn iſt indeſſen heute durch Dämme eingeengt, und Brügges Seeverkehr beſchränkt ſich auf die Verbindung mit Oſtende durch den Kanal, welcher in den Hafen der letzteren Stadt ausmündet. Nicht unmöglich iſt es jedoch, daß man es in nächſter Zeit verſucht, dieſen Verkehr wieder zu heben. Es wird nämlich der Bau eines bei Heyſt belegenen Hafens geplant, welcher mit Brügge durch einen Schiffskanal verbunden werden ſoll. Ob es gelingt, wird die Folge lehren.

Die ſchönſten Baudenkmäler Brügges ſind die Markthallen mit ihrem Turm

Digitized by Google

(Beffroi), das Rathaus, die Bauten am Burgplatz und die Frauenkirche.

Der Markthallenturm oder Beffroi reicht in das dreizehnte Jahrhundert zurück. Er hat drei Stockwerke, wovon die beiden erſten viereckig ſind, das dritte aber achteckig iſt. Der Turm endete früher in eine Spitze, die wiederum einen Drachen und ſpäter einen Löwen trug und welche 1740 durch Feuer zerſtört wurde. Der Beffroi war in Brügge wie in den meiſten vlämiſchen Gemeinweſen das Sinnbild der Macht. Darin pflegte man die Stadturkunden aufzubewahren. Noch exiſtiert die Urkundenkammer mit ihren Niſchen, deren eiſernen Doppelthüren und den darin enthaltenen hölzernen, eiſenbeſchlagenen Truhen. Von dem Balkon im erſten Stock aus wurden die Verordnungen der Stadtbehörden bekannt gemacht. Im zweiten Stock hängt eine der größten Glocken der Welt: ſie wiegt nahe an 9000 kg, während der dritte Stock das ſiebenundvierzig Glocken zählende Glockenſpiel birgt. Dieſes berühmte, mit einer Handklaviatur zu ſpielende Glockenſpiel ſteht in Belgien nur dem Antwerpener nach.

Das Rathaus bildet die Hauptzierde des Burgplatzes. Dieſer Platz iſt überhaupt ein ſehr ſehenswerter. Jede Zeit hat demſelben ihren Stempel aufgedrückt, und er wäre noch viel ſchöner, hätte nicht der Ungeſchmack des achtzehnten Jahrhunderts auch hier arg gehauſt, indem es die alte Donatuskirche und den Hof der Grafen von Flandern abtrug und das häßliche Gerichtsgebäude an deren Stelle ſetzte.

Das gotiſche Rathaus iſt ein ſehr zierlicher Bau von zwar kleinen Verhältniſſen, deſſen Teile jedoch ein überaus harmoniſches Ganzes bilden. Es wurde vor kurzem mit Sorgfalt und Liebe renoviert. Im Inneren hat nur die Bibliothek ihren urſprünglichen Charakter bewahrt. Sie wurde neuerdings mit bunten Glasfenſtern geſchmückt.

Neben dem Rathauſe liegt die Kapelle Zum heiligen Blute, die aus drei ſcharf getrennten Teilen beſteht: der Baſiliuskrypta im Erdgeſchoß, der eigentlichen Kapelle darüber und dem Portal. Die Krypta ſtammt aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wogegen das granitene Portal erſt 1529 eingeweiht wurde. Die buntgemalte, prachtvolle Kapelle beſitzt ſchöne Glasmalereien. In der Sakriſtei ruht der Reliquienſchrein, ein Meiſterwerk

Der Badeſtrand in Oſtende.

der Silberſchmiedekunſt des ſiebzehnten Jahrhunderts, welcher jedes Jahr im feierlichen Zuge durch die Stadt getragen wird.

Das Gerichtsgebäude iſt durch den alten Saal der Richter des Freigebietes von Brügge bemerkenswert. Die eine Saalwand ſchmückt ein prachtvoller Kamin aus ſchwarzem Marmor mit einem reich geſchnitzten Fries und einer Herdplatte, welche das Wappen des Freigebietes aufweiſt. Das Geſims des Kamins zeigt das Standbild Kaiſer Karls V. Er ſteht vor dem Throne mit dem Reichswappen; daneben erblickt man die Wappen der dem Kaiſer unterworfenen fünf Reiche, ſowie die Wappen ſeiner Vorfahren. Den weiteren Schmuck des Kamins bilden Schilder mit den Reliefbildniſſen von Fürſten, die mit der Stadt Brügge in Verbindung ſtanden. Die Holzſchnitzereien ſind mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt ausgeführt, und das Ganze iſt ein wahres Meiſterwerk.

Der Turm der Frauenkirche gehört zu den höchſten in der Welt. Er iſt über 120 m hoch. Das Innere der Kirche bietet an ſich nichts Beſonderes, iſt aber an Kunſtgegenſtänden ſehr reich. Zunächſt die von Michel Angelo gemeißelte Marmorſtatue der heiligen Jungfrau auf dem Altar der Kapelle des heiligen Sakraments; dann die Grabdenkmäler Karls des Kühnen und Marias von Burgund, deren ſaubere Ausführung und Zartheit allgemein geprieſen werden; endlich eine Madonna aus dem fünfzehnten Jahrhundert, eichene Beichtſtühle, ein Chriſtus am Kreuz ſowie die Chorgitter.

In der Nähe von Brügge liegen die Badeörter Oſtende und Blankenberghe; dieſer mit ſeinem eine halbe Stunde langen Damm, welcher mit Fremdenhäuſern und Villen bedeckt iſt; jener mit ſeinem prachtvollen Kurſaal, ſeinem

An der Eſtakade von Oſtende.

Hafen und dem immer ſehr belebten Strand.

Die Stadt Gent iſt im Gegenſatz zu Brügge äußerſt belebt und verkehrsreich. Gent betreibt eine ſchwunghafte Induſtrie. Die meiſten Arbeiter ſind in den zahlreichen Spinnereien und Webereien beſchäftigt, deren Erzeugniſſe es mit den gleichartigen in England, Deutſchland und Frankreich aufnehmen können. Brügge zählt kaum 50000 Einwohner, Gent dagegen 130000, darunter 40000 Arbeiter. Die Stadt liegt am Zuſammenfluß der Schelde mit der Lys und beſteht aus etwa vierzig Inſeln, die untereinander durch zweiundachtzig Brücken verbunden ſind. Erſterer Fluß iſt zwar bei Gent noch ziemlich unbedeutend, thalwärts erweitert er ſich jedoch bald und iſt den Gezeiten unterworfen. Gent erhält demnächſt ausgedehnte Hafenanlagen.

Gent war dereinſt durch den unruhigen Geiſt ſeiner Einwohnerſchaft und das kräftige Eingreifen ſeiner Bürgermeiſter weit und breit bekannt, als deren Hauptvertreter die beiden van Arlevelde angeſehen werden dürfen. Darum zeugt die Geſchichte der alten Genter Baudenkmäler

von der Strenge, welche die Beherrscher des Landes entfalten mußten, um die aufrührerische Stadt wieder in die Schranken zu weisen. So wurde die schöne Abteikirche zu Sankt Bavon, deren Ruinen noch zu sehen sind, von Karl V. 1540 zerstört und an deren Stelle eine Festung gebaut, welche die Stadt in Schach halten sollte. Die Kirche war uralt, älter als Gent selbst, indem deren Gründung in das siebente Jahrhundert fällt. Karl V. ließ nur einen Teil der Baulichkeiten bestehen und verwandelte sie in Kasernen und Magazine. Jetzt sollen die ehrwürdigen Ruinen, so gut es geht, in den früheren Zustand zurückversetzt werden.

Der Freitagsmarkt war gleichsam das Forum der unruhigen Stadt Gent. Hier leisteten die Grafen den Eid, hier redete Jakob van Artevelde, dessen Standbild 1843 enthüllt wurde, seine stolzen Mitbürger an, hier wurde mehr als ein Streit zwischen Walkern und Webern ausgetragen, und es deckten häufig zahlreiche Leichen das Schlachtfeld. Hier stand auch die berühmte „Dulle Griete", eines der größten Geschütze der Welt, da der Lauf einen Durchmesser von 65 cm hatte. Diese Kanone trat angeblich bei der Belagerung von Oudenaerde 1382 in Thätigkeit.

Es sind noch weitere Erinnerungen an jene bewegte Zeit vorhanden. Zuerst das schöne Thor der Grafenburg. Das Thor wurde im dreizehnten Jahrhundert gebaut, der Grundstein zu der Burg selbst aber 807 von Baldwin mit dem eisernen Arm gelegt. Ferner das gewölbte Thor und ein Turm des alten Festungswalles des Fürstenhofes, wo Karl V. das Licht der Welt erblickte; endlich der Rabot mit seinen beiden runden Türmen, eine alte, im sechzehnten Jahrhundert erbaute Feste, welche den Sieg der Genter über ein von Maximilian von Österreich befehligtes, 4000 Mann starkes Heer verewigt.

Unter den Bauten der neueren Zeit verdienen das Gerichtsgebäude, das Stadttheater und die Universität Beachtung. Doch ziehen in Gent wie in den anderen vlämischen Städten hauptsächlich die Baudenkmäler der Vorzeit die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich. Von diesen wollen wir nur die Bavonskirche, den Beffroi und das Rathaus näher betrachten.

Die Bavonskirche ist äußerlich ziemlich unscheinbar; desto schöner ist das Innere. Sie besteht aus einer im elften Jahrhundert gebauten Krypta und der eigentlichen Kirche, deren Chor aus dem dreizehnten Jahrhundert stammt. Die Krypta enthält dreizehn Seitenkapellen und zahlreiche Gräber von Domherren, Bischöfen, Edelleuten, sowie auch des letzten Abtes von Sankt Bavon, der Karl V. fußfällig anflehte, sein Kloster nicht zu zerstören und die obenerwähnte Feste an einer anderen Stelle zu bauen.

Die Kirche selbst ist von einer seltenen Großartigkeit. Die Wände des bedeutend höheren Chores sind meist mit schwarzem Marmor bekleidet; der von dem Bilde des heiligen Bavon gekrönte Hauptaltar ist prachtvoll, ebenso die Mahagoni-Chorstühle. Der Chor enthält zahlreiche Grabdenkmäler der Genter Bischöfe, von denen das Grab des Bischofs Triest für ein Meisterwerk gilt. Den Verschluß des Chores bilden zwei Thore aus vergoldetem Kupfer. Der Chor birgt auch vier schöne kupferne Singpulte und vier mit dem englischen Wappen geschmückte kupferne Kandelaber, welche vom Bischof Triest nach der Hinrichtung Karls I. gekauft wurden. Das Hauptschiff zieren die Namen und Wappen der Ritter des Goldenen Vließes.

Im Kreuzschiff befindet sich das Taufbecken, welches bei der Taufe Karls V. im Jahre 1500 diente. Die Kanzel aber stellt den Baum des Lebens dar; sie zeugt von einem auserlesenen Geschmack, obwohl sie aus 1745 datiert.

Unweit der Bavonskirche trifft der Wanderer auf den Beffroi, einen hohen viereckigen Turm mit eiserner Spitze, deren Bau bald auf das zwölfte, bald auf das vierzehnte Jahrhundert zurückgeführt wird. Soviel steht fest, es wurde 1380 der berühmte goldene Drache auf die Turm-

Der Hafen von Antwerpen.

spitze geschafft, welcher angeblich von den Teilnehmern am vierten Kreuzzuge aus Konstantinopel mitgebracht worden war.

Die gotische Fassade des Rathauses ist ausnehmend schön; sie stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Thronsaal ist geschichtlich berühmt. Hier verbanden sich im Jahre 1576 einige einflußreiche Persönlichkeiten aus dem reformierten und katholischen Lager zur Befreiung des Vaterlandes von der spanischen Herrschaft. Der abgeschlossene Vertrag trägt die Bezeichnung: Genter Friedensschluß. Ein hierauf bezüglicher Denkstein wurde 1876, am dreihundertjährigen Jubiläum der denkwürdigen Episode aus den Wirren des sechzehnten Jahrhunderts, enthüllt.

* * *

Während Gent auf die Bezeichnung der gewerblichen Hauptstadt Belgiens Anspruch machen darf, gebührt Antwerpen die beherrschende Stellung in allen den Handel betreffenden Dingen.

Diese Stellung verdankt es der Schelde, deren Breite in der Nähe Antwerpens an 500 m und deren Tiefe bei Ebbe 10 m beträgt. Bei Flut steigt das Wasser noch 4 bis 5 m. Von dort bis zur Mündung gleicht die Schelde einem Binnensee, welcher den größten Schiffen vollkommene Sicherheit gewährt. Diese begünstigte Lage bildet für Antwerpen eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums und machte aus der Stadt einen der besten natürlichen Häfen des Festlandes.

Das jetzige so aufblühende Antwerpen weist nur noch wenige Spuren von den Drangsalen auf, welche die Stadt in älterer Zeit seitens eifersüchtiger Nachbarn zu erdulden hatte. Im sechzehnten Jahrhundert hatte Antwerpen mit seinen 125000 Einwohnern Brügge überflügelt; dessen Handel war ein bedeutender, wie aus damaligen Urkunden hervorgeht. Die Wirren unter dem Herzog von Alba veranlaßten jedoch viele Kaufleute zur Auswanderung; 1576 wurde außerdem die Stadt von den spanischen Söldnerheeren geplündert, und sie bestand 1585 eine vierzehnmonatliche Belagerung. Die Bevölkerung betrug daher 1589 nur noch 55000 Seelen.

Die Unabhängigkeitserklärung der niederländischen Staaten unter der Dynastie der Oranier setzte den Drangsalen die Krone auf, weil sie das Eingehen der Schelde-Schiffahrt zur Folge hatte. Der Westfälische Friede sowohl wie der sogenannte Barrierenvertrag des Jahres 1715 bestimmten nämlich, daß die Schelde und die Zwyn den unter österreichischer Herrschaft verbliebenen Niederländern versperrt sein sollte. Erst Joseph II. faßte den Gedanken der Wiederherstellung der Schelde-Schiffahrt; er stieß jedoch auf einen hartnäckigen Widerstand, und das Ende war die Erneuerung der früheren Beschränkungen. Infolgedessen war die Bevölkerung der Stadt 1790 auf 40000 Seelen gesunken.

Erst 1792 wurde nach dem Einfall der Franzosen in die südniederländischen Staaten die Freiheit der Schelde-Schiffahrt durch Beschluß des französischen Nationalkonvents proklamiert. Nach verschiedenen Wechselfällen ward diese Freiheit durch die Wiener Schlußakte endgültig bestätigt, indem der Wiener Kongreß die Schiffahrtsfreiheit auf sämtlichen Flußläufen anerkannte, deren Ufer mehreren Staaten angehören.

Inzwischen hatte jedoch Napoleon, der die strategische Bedeutung Antwerpens erkannt, es unternommen, die Stadt in einen Kriegshafen zu verwandeln. Er ließ mit ungeheuren Kosten mehrere Docks ausgraben und leistete damit dem Handelsverkehr einen wichtigen Dienst; es datiert daher von seiner Regierungszeit, obwohl sie sonst dem Handel nicht günstig war, der jetzige Aufschwung Antwerpens. Während der Gehalt der Schiffe, die vor 1830 den Hafen aufsuchten, 75000 Tonnen nicht überstieg, beträgt er jetzt zwei und eine halbe Millionen Tonnen. Die Stadt aber hat heutzutage 175000 Einwohner.

Antwerpen ist, wie oben bemerkt, zu-

gleich eine Feſtung. Deren geographiſche Lage begünſtigt in der That den Verteidigungskrieg ungemein. Da die Umgegend ſich unter Waſſer ſetzen läßt, ſo erfordert die Umzingelung der Stadt eine bedeutende Heeresmacht; außerdem erleichtert der Waſſerweg die Verproviantierung. Darum reichen die Feſtungswerke in die älteſte Zeit zurück. Die Gründung der Stadt ſelbſt aber fällt in das Jahr 885; die erſten Anſiedler ſcharten ſich um die Burg, deren Ruinen noch zu ſehen ſind. Die Burg beſtand aus einem halbkreisförmigen Wall, deſſen Enden ſich an die Schelde lehnten, ſowie aus mehreren Türmen. Sie umfaßte unter anderem eine den Apoſteln Peter und Paulus geweihte Kirche, welche während der franzöſiſchen Revolution zerſtört wurde, und das ſogenannte Rieſenhaus, das Heim des Rieſen Antigen, welches 1856 abbrannte und eine Zeit lang eine Kommandantur des Deutſchen Ordens beherbergte.

Im Jahre 1201 beſchloſſen die Herzöge von Brabant die Erweiterung Antwerpens, und es wurden die Feſtungswerke bis zum fünfzehnten Jahrhundert mehreremal hinausverlegt; von dieſer Zeit ab blieben ſie jedoch ſtehen, zumal die Bevölkerung ſtark abgenommen hatte. Nach der Unabhängigkeitserklärung von 1830 erkannte die belgiſche Regierung die Bedeutung Antwerpens als Waffenplatz an, und man beſchloß den Bau von vorgeſchobenen Werken, welche den alten Wall in eine letzte Zufluchtsſtätte der Beſatzung verwandelten. Die Nordcitadelle hatte infolgedeſſen nur noch den Zweck, die Schelde ſowie die unbefeſtigte Waſſerſeite der Stadt zu decken. Die Südcitadelle aber wurde abgetragen, und man erbaute auf deren Terrain den Südbahnhof ſowie den Flußſchiffahrtshafen. Hier beginnen die prachtvollen Quais mit ihren vorzüglichen Einrichtungen zum Laden und Löſchen der Schiffe, welche Antwerpen in einen der beſtausgeſtatteten Häfen der Welt verwandelt haben. Die Koſten der Hafenbauten ſind auf 70 Millionen Franken veranſchlagt.

Die drei Flußſchiffahrtshäfen haben eine Geſamtfläche von 50000 qm und ſind von Bollwerken und Bauten umgeben, welche den ganzen Platz der alten Citadelle bedecken ſollen. Der Platz war letzten Sommer den Unternehmern der Antwerpener Weltausſtellung überlaſſen.

Da beide Ufer der Schelde höchſt unregelmäßig geſtaltet ſind, ſo iſt man zuerſt darauf bedacht geweſen, dieſe Unregelmäßigkeiten durch Quaibauten zu beſeitigen, ſodann aber das Flußbett ſo weit auszubaggern, daß die größten Schiffe dicht an den Bollwerken anlegen dürfen. Die durchſchnittliche Breite dieſer Bollwerke beträgt 100 m, deren Länge aber 3500 m. Der Fluß aber hat bei Ebbe eine Tiefe von 14 m. Die Quais ſind mit Güterſchuppen, Kranen, Geleiſen und Fahrſtraßen reichlich ausgeſtattet.

Nach Norden zu nehmen die Baſſins und ſonſtigen Hafenanlagen einen Flächenraum von über 100 ha ein. Vorhanden ſind acht Schiffsdocks und ſechs Trockendocks; im Bau begriffen außerdem Petroleumdocks. Südlich der Baſſins liegen zahlreiche Geleiſe, welche die Docks und Lagerhäuſer umklammern. Der Güterbahnhof hat eine Fläche von 30 ha und mehr als 65 km Geleiſen. Dem Handel ſteht endlich ein ungeheures Lagerhaus zur Verfügung, deſſen 1832 begonnener Bau nahe an vier Millionen gekoſtet hat. Dampfaufzüge befördern die Güter in alle Stockwerke.

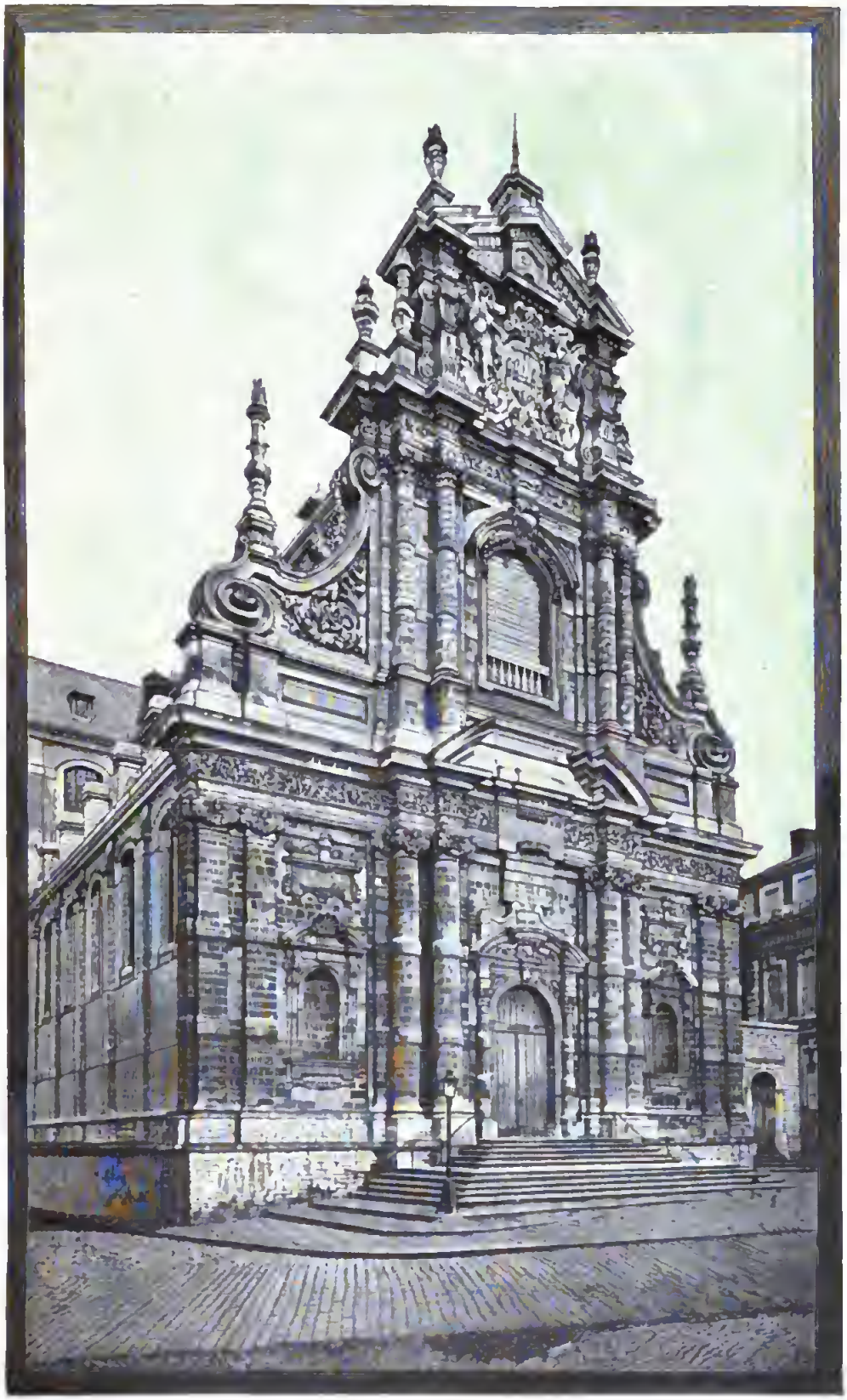
Mitten in den Docks liegt das Hanſahaus, welches 1564 bis 1568 von den Hanſeſtädten erbaut wurde. Das Haus bot den hanſeatiſchen Kaufleuten Unterkunft und diente zugleich als Lagerraum für ihre Güter. Die Lagerräume lagen im Erdgeſchoß, die Wohnungen in den beiden Stockwerken. Begaben ſich die Hanſaleute zur Börſe, ſo ſchritten ihnen Pfeifen- und Geigenſpieler voraus. Jetzt dient das Hanſahaus als Getreidelagerhof.

Als Antwerpen im ſechzehnten Jahrhundert Brügge zu überflügeln begann, gingen die Stadtväter an den Bau des Rathauſes, welches 1565 eingeweiht wurde.

Vielleicht zum erstenmal in Flandern verdrängte hier der florentinische den gotischen Stil. Das Antwerpener Rathaus zeichnet sich weder durch Geschmack noch durch Eleganz aus. Es bildet ein großes Viereck mit einem Vorbau, den ein Bild der heiligen Jungfrau schmückt. Das Zimmer des Bürgermeisters weist einen schönen geschnitzten Kamin auf, dessen Reliefbild das Abendmahl darstellt. Im Magistratssaal hat der berühmte Maler Leys die Hauptbegebenheiten der Antwerpener Geschichte verewigt. Dessen Freskobilder heben sich von dem eichenen Getäfel prächtig ab. Die Decke aber zieren die Wappen der Zünfte. Antwerpens Rathausplatz weist wie der Brüsseler zahlreiche alte Zunfthäuser auf: so das Haus der Armbrustschützen aus dem Jahre 1513, das Küferhaus aus dem Jahre 1579, das Tuchmacher- und das Schreinerhaus, beide aus dem Jahre 1644.

Die Jesuitenkirche zu Antwerpen.

In der Nähe steht der Dom, dessen Grundsteinlegung 1352 erfolgte. Der zierliche Turm hat eine Höhe von 123 m, und es führt eine Treppe von 622 Stufen hinauf. Die siebenschiffige Kirche selbst ist 117 m lang und 67 m breit. Das Gewölbe wird von 125 Säulen getragen. Über dem Hauptportal steht eine bronzene



Die Michaelskirche in Löwen.

Christusstatue, deren Metall von dem Standbilde des Herzogs von Alba herrührt, welches 1574 vom empörten Volke zertrümmert wurde. Was, abgesehen von der Größe des Domes, beim Betreten desselben zunächst auffällt, das ist das vollendete Ebenmaß des Ganzen, was der Beweis dafür ist, daß die Kirche nach einem einheitlichen Plan ausgeführt wurde. Allerdings nahm der Bau zweihundert Jahre in Anspruch; doch erfuhr der ursprüngliche Plan nur in wenigen untergeordneten Punkten eine Abänderung.

Wer das Thema des Antwerpener Domes berührt, muß der beiden Rubensschen Meisterwerke gedenken, die zu den Hauptzierden des Querschiffes gehören. Die Kreuzaufnahme wie die Kreuzabnahme erregen aller Bewunderung. Eine weitere Zierde des Domes bilden die Glasmalereien aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sowie deren neuere Ergänzung durch Capronnier. Die Kanzel besteht, wie die Kanzel der Gudulakirche, aus geschnitztem Holze und stellt Bäume und Vögel dar.

Die 1531 gebaute Antwerpener Börse wurde 1581 und 1858 durch Brand zerstört und hierauf im großen und ganzen nach dem ursprünglichen Plan neu aufgebaut. Das Erdgeschoß besteht aus einer von zwei Galerien umgebenen weiten Glashalle; im ersten Stocke liegt das Handelsgericht sowie das Post- und Telegraphenamt.

Vom Dome abgesehen, besitzt Antwerpen ferner einige beachtenswerte kirchliche Bauten, so die Jakobskirche und die ehemalige Jesuitenkirche.

Infolge des Aufschwungs der Stadt im fünfzehnten Jahrhundert beschloß man den Bau einer Kirche, die dem Dom an Größe nicht nachstehen sollte. Die Arbeiten an der gotischen Jakobskirche begannen 1491, erfuhren aber so vielfache Unterbrechungen, daß die Einweihung erst 1547 erfolgen konnte. Im Inneren zeigt man unter anderem das Grabdenkmal des Ritters van Estborn und das Alabasterstandbild des heiligen Rochus. Hinter dem Hauptaltar liegt die Rubens-Kapelle mit dem Grabe des Meisters. Die mater dolorosa, welche den Altar krönt, wurde von Rubens gestiftet; außerdem schenkte er der Kapelle ein Altarbild, welches die Gesichtszüge seiner Angehörigen verewigt.

Die alte, 1621 eingeweihte Jesuitenkirche ist jetzt dem heiligen Borromeo geweiht. Sie war im Basilikenstil gehalten, und die Säulen bestanden aus Carraramarmor. Nach dem Brande im Jahre 1718 wurde sie zwar nach dem ursprünglichen Entwurf wieder aufgebaut, die Marmorsäulen indessen durch solche aus minder kostbarem Material ersetzt. Nach der Unterdrückung des Jesuitenordens durch Klemens XV. wurde die Kirche geschlossen und während der französischen Revolution in einen Tempel der Vernunft verwandelt. 1815 diente sie den Waterloo-Verwundeten als Pflegestätte. Bald darauf erfolgte die Neueinweihung.

Ein paar Worte noch über das städtischerseits angekaufte Haus des Buchdruckers Plantin, welches zu einem Plantin-Museum umgebaut wurde.*

Christophorus Plantin wurde in der Nähe von Tours geboren, kam aber 1550 nach Antwerpen und lebte hier einige Zeit als bescheidener Buchbinder. Bald kaufte er sich indessen eine Druckerei und erwarb das Bürgerrecht. Er starb 1589 und hinterließ seinen Erben die unter seiner Leitung weltberühmt gewordene Offizin. Das diesen Erben abgekaufte Haus wurde ganz nach der ursprünglichen Anlage wiederhergestellt. Man findet hier nicht nur das ganze alte Material der Druckerei, sondern auch eine schöne Handschriften- und Gemäldesammlung.

* *
*

Löwen ist der Sitz der großen katholischen Universität, einer Alma mater, welche den Söhnen der vornehmsten Geschlechter des Landes die geistige Speise

* Eine ausführliche Schilderung des Plantin-Museums brachten die „Monatshefte“ im April 1883.

verabreicht. Die Stadt ſelbſt iſt uralt, und es wird deren Gründung auf einen Eroberungszug der Normannen zurückgeführt, die hier eine Burg errichteten. Im vierzehnten Jahrhundert ernährten ſich die Bewohner hauptſächlich durch die Tuchfabrikation. Löwen liegt an der Dyle, einem Nebenfluß der Schelde, und zählt 35000 Seelen. Das Rathaus gehört zu den prunkhafteſten und ſchönſten Belgiens und übertrifft ſogar die von uns bereits beſprochenen derartigen Baudenkmäler. Es iſt dreiſtöckig, und jedes Stockwerk hat zehn Fenſter. Das von einer zierlichen Brüſtung umgebene Dach iſt ſehr ſpitz und weiſt ſechs durchbrochene, ſchmucke Türmchen auf. Die Hauptfaſſade ziert eine Fülle von Bildwerken, welche ſie zu einer Meiſterleiſtung der gotiſchen Baukunſt ſtempeln.

Dem Rathauſe gegenüber liegt die gleichfalls gotiſche, kreuzförmige Peterskirche, welche 1497 eingeweiht wurde. Sie birgt mehrere Zunftkapellen, darunter die der Trödler und der Heilgehilfen, ſowie intereſſante Grabdenkmäler aus dem dreizehnten Jahrhundert, worunter das der Gemahlin und der Tochter Heinrichs I., Herzogs von Brabant. Von den Kunſtwerken der Kirche iſt ein von Quentin Metſys gearbeiteter Kran aus Schmiedeeiſen bemerkenswert, welcher den Deckel des Taufbeckens hochzieht; demſelben Künſtler wird ein älterer zwölfarmiger, ſchmiedeeiſerner Kronleuchter fälſchlich zugeſchrieben.

Die Michaelskirche, welche früher den Jeſuiten gehörte, ſtammt aus dem Jahre 1666 und wurde nach dem Entwurf des P. Heſius, eines Freundes Rubens', erbaut. Sie bildet eins der ſchönſten Beiſpiele des ſogenannten Jeſuitenſtils und zeichnet ſich nicht bloß durch die Größe, ſondern auch dadurch aus, daß der Stil der Kirchengeräte mit dem des Gebäudes ſelbſt übereinſtimmt.

Löwen iſt wie Gent, Brügge und beſonders Antwerpen eine vorwiegend vlämiſche Stadt, Lüttich dagegen eine ausſchließlich walloniſche. Lüttich war der Hauptſitz der Fürſtbiſchöfe, welche länger als 1200 Jahre das Land von der Campine bis zum Herzogtum Bouillon einſchließlich ſowie die Gegend zwiſchen Sambre und Maas beherrſchten. Die Stadt verdankt der Sage nach einem Bethaus ihre Entſtehung, welches 578 von dem heiligen Manulf, Biſchof von Maſtricht, errichtet wurde. Hundert Jahre ſpäter wurde hier der heilige Lambertus ermordet, deſſen erſt in Maſtricht beſtattete Leiche von dem heiligen Hubertus nach dem Orte der That übergeführt ward; dort baute man einen Dom, und der Sitz des Bistums wurde zugleich nach Lüttich verlegt. Es entſtand bald unter den Fittichen des Biſchofsſitzes eine Stadt, deren Name ſonderbarerweiſe von einem unbedeutenden Bach, der Legia, ſtammt, welcher ſich hier in die Maas ergießt.

Es folgten ſich auf dem fürſtbiſchöflichen Thron achtundfünfzig Biſchöfe bis zum Jahre 1798, wo die franzöſiſche Republik das Land an ſich riß. Der berühmteſte iſt der Fürſtbiſchof Notger, der ſich zugleich als Geſetzgeber und Eroberer hervorthat.

Das Land um Lüttich iſt ein ſehr maleriſches und fruchtbares. Der Boden birgt außerdem ungeheure Kohlen- und Erzſchätze, weshalb ſich hier zahlreiche Induſtrien anſiedelten, welche die Gegend in eine große Fabrik verwandelt haben. Überall erheben ſich hohe Schornſteine; alles iſt von Rauch und Kohlenſtaub geſchwärzt, und die ſehr zahlreiche, arbeitſame Bevölkerung gehört zu den wohlhabendſten Belgiens.

Lüttichs Bevölkerung iſt in den Jahren 1850 bis 1878, dank dem Bergbetriebe, von 81000 auf 120000 Seelen geſtiegen. Die Maas teilt die Stadt in zwei Hälften: die Unterſtadt am rechten Ufer und die Oberſtadt an den Hügeln des linken Ufers. Wegen des häufig ſehr verheerenden Hochwaſſers mußte man umfaſſende Schutzbauten vornehmen, welche die Stadt jetzt einigermaßen vor Überſchwemmungen ſchützen.

Sehenswert ſind in Lüttich hauptſäch-

lich der fürstbischöfliche Palast und die Jakobs- und Paulskirche.

Ersterer ist zu einem Gerichtsgebäude umgebaut worden und wurde 1508 bis 1540 auf der Stelle der durch Feuer zerstörten Lambertuskirche errichtet. Der Palast hat zwei rechteckige Höfe. Der größere dient als Vorhalle und ist von einer Säulenhalle umgeben, die dem Ganzen das spanische Gepräge aufdrückt. Keine Säule gleicht der anderen, und deren Stil ist ein ganz absonderlicher. Die Ornamente weisen phantastische Tier- und Pflanzengestalten, verzerrte Gesichter mit spöttischem Ausdruck auf. Die Fenster gehen nach der Säulenhalle, von der sie durch eine wappengeschmückte Brüstung getrennt sind. Über jedem Fenster ist ein zweites dachlukenförmiges angeordnet, so daß es aussieht, als sei der Bau ein zweistöckiger, was indessen nicht der Fall ist. Der zwar sonderbare, doch im ganzen imponierend wirkende Hof wird gegenwärtig renoviert. Der zweite Hof weist nur zwei Säulenhallen auf, die weniger eigenartig sind. Die Säulenkapitäle sind nur mit Laubwerk und Ranken geschmückt. Ein großes Wasserbecken nimmt die Mitte des Hofes ein.

Die inneren Gemächer des Palastes, besonders die Empfangsräume des Provinzialgouverneurs, sind sehr reich ausgestattet. Die Fassade des Flügels mit den Verwaltungsräumen ist gleichfalls bemerkenswert und wurde neuerdings renoviert.

Die 1289 eingeweihte Paulskirche wurde 1862 renoviert. Die Querschiffe empfangen ihr Licht durch große Rosen. Die Kirche hat kein Portal. Das Hauptschiff tragen vierzehn Säulen; das Gewölbe ist mit hellen Farben angestrichen. Die Glasfenster des Querschiffes und des Chores sind neu; ebenso die 1843 eingeweihte Kanzel aus geschnitztem Holz, welche den Sieg des Evangeliums versinnbildlicht. Die Schatzkammer enthält zwei Gegenstände von besonderem Interesse: die Büste des heiligen Lambertus, welche jedes Jahr zum Andenken an die Überführung der Leiche des Heiligen in der Stadt feierlich herumgetragen wird, und eine goldene Georgsgruppe mit einer Karl den Kühnen darstellenden kleinen Statue.

Die Lütticher betrachten die Jakobskirche als das Wunder ihrer Stadt. Sie wurde 1030 eingeweiht. Ein leider mit dem Stil des Ganzen nicht übereinstimmendes Portal lehnt an die Vorhalle, besteht aus drei Reihen korinthischer Säulen und weist hübsche Bildwerke auf, deren Zustand allerdings zu wünschen übrig läßt. Äußeres und Inneres der Kirche sind von großartiger Wirkung.

Von den Kunstwerken der Jakobskirche sind zu erwähnen die Standbilder der Apostel im Chor und das gotische Taufbecken, welches von einer schönen Gruppe gekrönt ist, die Taufe Christi durch Johannes den Täufer darstellend. Baldrich II., der Erbauer der Kirche, ruht im Querschiff.

Leider zwingt uns der Raummangel, viele sehenswerte Städte Belgiens mit Stillschweigen zu übergehen, so Dornyck mit seinem fünftürmigen Dom, Oudenaerde und sein reizendes Rathaus, die Markthallen in Ypern, die Ruinen der Abtei Villiers und die alten Burgen der Ardennen. Mit Stillschweigen übergehen müssen wir gleichfalls die altberühmte vlämische Malerschule, deren Wiege in Antwerpen und Brügge stand und deren Ruf ein unbestrittener ist. Der freundliche Leser, der sich mit ihren Werken vertraut machen und die Meisterwerke der Baukunst Belgiens aus eigener Anschauung kennen lernen will, möge unserer Einladung zu einem Ausfluge nach dem gastfreien Lande folgen. Er wird den Entschluß nicht bereuen.

Eine vornehme Frau.

Von

Hermann Heiberg.

V.

Es war Morgenzeit. Ange öffnete voll Ungeduld einen Brief, der soeben eingelaufen war. Er war von Tibet, welcher mitteilte, daß er an dem heutigen Tage zurückkehren werde. Als Ange dies mittags den Kindern kundgab, faßten sie einstimmig den Beschluß, ihn vom Bahnhof abzuholen. Nun standen sie erwartungsvoll da und schauten über den Perron hinaus nach dem eintreffenden Zuge. Als er endlich sich näherte, drängten sie sich zusammen, und als er hielt, waren sie voll Ungeduld, den Langersehnten zu begrüßen.

„Tibet! Tibet! Hier!“ riefen sie und stürmten auf den Ankömmling zu, der gerührt sich zu ihnen hinabbeugte und ihre Liebkosungen entgegennahm. Alle griffen zugleich nach seiner Hand, um einen besonderen Vorzug zu genießen, bis endlich Jorinde und Ange sich seine Rechte und Linke eroberten und die übrigen sich beruhigten.

Tibets erste Frage galt ihrer Mama, und diese ward zufriedenstellend beantwortet. Der Mama ginge es gut; sie habe selbst mit an den Bahnhof kommen wollen, sei aber abgehalten worden. Dann setzte sich die kleine Schar, Tibet in der Mitte, in Bewegung.

An demselben Abend saßen sich Herrin und Diener im Wohnzimmer gegenüber.

Tibet erzählte, wie's ihm auf der Reise ergangen sei, und Ange hörte freundlich und aufmerksam zu.

„Auch den Herrn Major von Tent habe ich gesehen und gesprochen,“ warf Tibet in unbefangenem Tone hin, nachdem er den ersten Bericht erstattet hatte. „Er läßt sich der Frau Gräfin aufs angelegentlichste empfehlen.“

Ange blickte im höchsten Grade befremdet empor. „Wie? Sie haben Herrn von Tent gesehen, Tibet? Wann? Wo? Und ganz zufällig?“

Tibet nickte und erzählte eine Geschichte, die er sich unterwegs ausgedacht hatte.

„Und geht's ihm besser? Geht's ihm wieder gut?“ fuhr Ange hastig, voll Teilnahme fort.

Tibet bestätigte und wollte schon, froh, daß die Dinge sich so günstig gefügt hatten, fortfahren. Aber entweder wünschte Ange das Gespräch nicht fortzusetzen oder sie wollte Zeit gewinnen. Sie brach ab und kam auf allerlei häusliche Angelegenheiten.

Inzwischen grübelte Tibet, wie er die Dinge nach seinen Wünschen einrichten könne, und sagte endlich, eine kleine Pause benutzend, ziemlich unvermittelt:

„Ich habe auch einen Auftrag an die Frau Gräfin von dem Herrn Baron auszurichten. Ich vergaß vorher —"

Ange sah Tibet fest ins Auge, aber sie hinderte ihn nicht am Weitersprechen. Nur ein kurzes: „Nun?" glitt von ihren Lippen.

„Zunächst läßt sich der Herr Baron für den Brief der Frau Gräfin recht sehr bedanken und läßt sagen, daß er denselben schon beantwortet haben würde, wenn er nicht wünschte, der Frau Gräfin mündlich —"

Tibet hielt inne; er fürchtete nun sicher eine Unterbrechung. Aber zu seiner Überraschung sagte Ange nichts, nur ihr Blick blieb noch ebenso ernst, ja, so unheimlich auf ihm haften, daß er unwillkürlich die Augen niederschlagen mußte. Er raffte sich aber auf und fuhr unempfindlich fort:

„Der Herr Baron hofft in einigen Wochen wieder so weit hergestellt zu sein, um Wiesbaden verlassen zu können. Er will dann nach Eder reisen und auf dieser Reise die Frau Gräfin gern in Eisenach begrüßen."

„Und was sagten Sie dazu, Tibet?" fragte Ange kalt.

„Ich — ich — Frau Gräfin —" Er sprach nicht aus. Einen Augenblick war's still in dem Zimmer; nur Anges fleißige Nadel, die auf- und abflog, unterbrach die Ruhe. In dem Gemache stand ein runder Tisch, der von einer Lampe erhellt ward. Ringsum befanden sich die Möbel, welche einst in Carlos' Zimmer Platz gefunden hatten. Dieselben Bilder schmückten die Wände; selbst die kleinen Nippessachen von damals standen auf dem Schreibtisch. Plötzlich legte Ange die Arbeit aus der Hand und sagte, dem Manne, der ihr gegenübersaß, forschend ins Auge schauend:

„Tibet!"

„Frau Gräfin?"

„Was soll ich von Ihnen denken? Sie haben Herrn Baron von Teut gesehen und einen solchen Auftrag übernommen? Ich werde irre an Ihnen. Ich muß es Ihnen aussprechen. Also war's doch, wie ich vermutete. Hinter meinem Rücken! Also war's doch, wie ich fürchtete, als Sie mir von einer notwendigen Reise sprachen!"

„Frau Gräfin — ich bitte — ich verstehe nicht —"

„Sie verstehen ganz gut, Tibet! Mehr noch: Sie waren befangen, als Sie in unserem Gespräch auf diesen Gegenstand kamen, und da ich nicht arglos war, beobachtete ich Ihre Mienen."

Ange stützte schwermütig den Kopf und schien für Augenblicke ganz mit anderen Gedanken beschäftigt. Sie hörte nichts von Tibets Beteuerungen, nichts von seiner geläufigen Rede, durch die er ihr das Mißtrauen zu nehmen suchte. Erst als er zu einem anderen Mittel griff, um sie für seine Pläne gefügiger zu machen, und plötzlich sagte: „Sehr, sehr verändert hat sich doch der Herr Baron. Sie wissen, Frau Gräfin, das Traurige noch gar nicht. Ich gelangte noch nicht dazu, dies Ihnen mitzuteilen. Der Herr Baron hat das linke Bein im Kriege verloren!" überwogen Mitleid und Sorge alle anderen Gedanken.

„Wie? was?" schrie Ange auf, erhob sich von ihrem Stuhl, stützte die Hände auf den Tisch und blickte Tibet mit allen Zeichen von Angst und Schrecken an. „Amputiert? Ein Krüppel? Das Bein verloren?"

Tibet atmete erleichtert auf.

„Mein armer, armer Freund!" flüsterte Ange vor sich hin. „Ist er sehr ernst, sehr bedrückt deshalb, Tibet? Sie sagen, er habe so leidend ausgesehen? O, und das wußte ich nicht einmal! Das ver-

schwieg er mir. Ich möchte zu ihm eilen, ihn trösten, ihn pflegen —"

Aber sie unterbrach sich ebenso rasch, setzte sich wieder und ergriff still und wortlos die eben fallen gelassene Arbeit.

„Erzählen Sie weiter, Tibet. Berichten Sie mir, was Herr von Teut Ihnen gesagt hat," hob sie dann gelassen an. „Aber zuerst beantworten Sie mir meine Frage."

„Zu Befehl, Frau Gräfin," bestätigte Tibet. „Ich fand den Herrn Baron sehr wortkarg und scheinbar tief verstimmt. Er äußerte die Absicht, sich ganz von allem zurückzuziehen, sich in Eder niederzulassen und jeden Verkehr einzustellen. Welche Stimmung den Herrn Baron beherrschte"— nun hielt Tibet es an der Zeit, seine Pläne auszuführen, und er that es mit zitterndem Herzen, mit einem fast gefährlichen Anlauf — „mögen Frau Gräfin daraus erkennen, daß, als zufällig in einem Gespräch zwischen dem Herrn Baron und einem dort anwesenden Freunde die Rede auf des letzteren bevorstehende Heirat kam und derselbe den Herrn Baron scherzend auf Gleiches hinwies, dieser sagte: ‚Lieber Freund, das war längst und ist jetzt erst recht für alle Zeiten begraben! Nichts blüht mir noch auf Erden, selbst meine besten Freunde habe ich — ohne meine Schuld, ich darf es sagen — verloren!'"

Tibet schwieg und wartete. Weiße Rosen brachen hervor auf Anges Wangen. Eine Blässe färbte diese, vor der Tibet erschrak. War er zu weit gegangen, hatte er zu rasch, zu unvermittelt gehandelt in dem Drange, seine gute Absicht auszuführen. Gewiß, so schien es, denn Ange sagte bitter: „Galt mir die letzte Bemerkung, Tibet? Nur das wünsche ich noch zu wissen."

Der Mann schwieg.

„Nun?" wiederholte sie hart.

„Ich glaube — ich weiß nicht, Frau Gräfin."

„Und was sagen Sie zu alle dem, Tibet?"

Plötzlich brachen die Thränen unter Anges Wimpern hervor; ihre Augen verschleierten sich, und jener zaghafte Ausdruck trat in ihre Mienen, der das Gesicht von Kindern und Erwachsenen gleich rührend verändert.

„O, Frau Gräfin — Frau Gräfin —"

Ange schüttelte den Kopf und wehrte ihm ab, weiter zu sprechen. „Ich habe schon zu viel heute abend gehört," sagte sie kurz und in seltsamer Weise abbrechend. „Wir sprechen morgen weiter. Gute Nacht für heute."

Noch stand der Mann eine Weile; er hoffte, Ange würde wenigstens noch einmal emporblicken. Nun verbeugte er sich und ging.

Als Tibet das Zimmer verlassen hatte, sprang Ange auf und durchmaß den Raum mit erregten Schritten. Ihre Gestalt hatte trotz der Anstrengungen des letzten halben Jahres an reizvoller Fülle gewonnen. Die Züge ihres Gesichtes waren ausdrucksvoller geworden, und ihre dunklen gesättigten Augen hatten eine Glut und jenen rätselhaften, halb schmachtenden, halb in sich gekehrten Ausdruck, der uns so unwiderstehlich zu Frauen hinzieht. Noch immer wirkte ihre Erscheinung überraschend, noch immer war sie eine blendend schöne Frau. Wie gärte und tobte es jetzt in ihrem Inneren! Jene Liebe, die sich noch unter dem Schmerz um einen lieben Verstorbenen in zartem Empfinden gegen eine andere auflehnt, jene tiefe, wahre Liebe, die ihre Neigung ängstlich verbirgt, jene stolze Liebe, die fürchtet, sie könne nicht um ihrer selbst willen begehrt werden, durchdrang das Herz der Frau — und nun war alles vernichtet, was doch hoffend in dem tiefsten Winkel ihrer Seele geschlummert hatte. Denn es giebt Wünsche, die der Mensch aus besserer Einsicht zurückdrängt bis zum letzten Atemzug — Wünsche auch, von denen er weiß, daß sie sich nie erfüllen können, aber die doch beglücken, solange ein Wahrscheinlichkeitsschimmer bleibt. Wenn aber die volle Gewißheit das zarte Hoffnungsfädchen zerreißt, zerreißt auch das Herz des Menschen.

Teut ein Krüppel! Teut des Trostes, der Teilnahme, vielleicht noch der Pflege bedürftig; Teut abwehrend gegen alles, was sonst Menschen mit Menschen verbindet; Teut voll Verbitterung, Teut — die Liebe, den Besitz eines Weibes von sich weisend im mißmutigen Verzichten!

Und sie stieß ihn von sich, wo sie ihm vielleicht ersetzen konnte, wonach sein Herz schrie; sie erfüllte — vielleicht in Selbstsucht und falschem Stolz — nicht einmal die Pflichten dankbarer Freundschaft!?

Ange verlor den Faden für den richtigen Maßstab dessen, was Recht und Pflicht war.

Was sollte sie thun? Ehre, Stolz, Scham und Liebe kämpften in ihr und ließen sie zu keinem Entschluß gelangen. Einmal hatte sie alles zurückgedrängt, nur ein Gedanke beherrschte sie: Wie's auch kommen mochte, wie's auch sein mochte, sie mußte an seiner Seite stehen, solange sie ihn unglücklich, zweifelnd und zagend wußte.

Schon glaubte sie klar zu sein und den Kampf überwunden zu haben, aber dann nahm doch wieder die angstvolle Befürchtung von ihr Besitz, Teut könne jetzt gerade, nachdem sie erfahren, was Tibet ihr mitgeteilt, zu dem Schlusse gelangen, sie suche nur nach einem Vorwand, sie sei noch die alte leichtfertige, nur dem Genuß lebende und nach plötzlichen Eingebungen handelnde Frau von ehedem, dasselbe nur von halben Pflichten erfüllte Weib ohne Grundsätze, festen Willen und Thatkraft.

Nein — nein und nochmals nein! Nun würde vielleicht erst recht an sie herantreten, was sie zurückweisen wollte um jeden Preis: die Mildthätigkeit aus seiner Hand, gegen die sie sich auflehnte, als ob ihr ein Vergehen zugemutet werde. Sie, gerade sie hatte doch einen so großen, ja vielleicht allen Anteil an der entsetzlichen Nacktheit der Dinge nach Carlos' Tode, und Teut war es gewesen, der sie gewarnt und dessen Warnung sie nur ein halbes Ohr geschenkt; er hatte in der Not geholfen und kam nun wieder und mußte helfen, weil sie es nicht verstand, sich einzurichten, immer gleich thöricht und unbeholfen dem Leben gegenüberstand. Scham und Stolz, vielleicht ein Spänchen falscher Scham, falschen Stolzes brachen wieder in ihr auf.

Nur wenige vermögen zu bekennen, daß sie Fehler haben, und nur durch schweren Zwang, oft nur durch die starke fremde Hand den Weg zum Richtigen zu finden. Keiner erträgt, als ein Unmündiger angesehen und behandelt zu werden. Das vermag Liebe in Haß zu verwandeln.

Und doch übersinnt der Weise, daß nichts vollkommen ist, daß der Mensch sich genügen muß mit dem Bewußtsein, etwas leisten zu können, und, wo er wünscht, sich zu vervollkommnen, es harter Arbeit bedarf, um Fehlendes zu ergänzen.

Immer gab es Lehrlinge, Gesellen und solche, die den Titel Meister führten.

* * *

Am folgenden Tage fand sich für Tibet keine Gelegenheit, abermals mit Ange zu sprechen. Er forschte ängstlich auf ihrem Angesicht, ob das Gespräch des vorhergehenden Abends böse Nachwirkungen zurückgelassen habe, und in der That schien es ihm, als ob ihr Blick ernster als sonst, ihr Morgengruß nicht so warm sei, wie er sonst stets gewesen. Er war voll Ungeduld, mit ihr zu sprechen, um so mehr, als er bisher nur die Vorbereitungen getroffen hatte für den Auftrag, der ihm von Teut geworden war.

Nachmittags gab Ange einer Bitte der Kinder nach, mit ihnen einen Spaziergang zu unternehmen und zur Wartburg hinaufzusteigen. Sie verständigte Tibet, daß sie zum Abendbrot zurückkehren werde, und machte sich mit ihren Lieblingen auf den Weg.

Ange sehnte sich selbst hinaus; es beherrschte sie der Gedanke, sie werde in der freien Natur besser der sie bestürmenden Gedanken Herr werden und zu irgend einem Entschlusse gelangen, der Teut wenigstens bewies, daß sie ihm nicht teilnahmlos gegenüberstand.

Niemals war ihr der Sommer so schön erschienen wie in diesem Jahre. Die Bäume standen in blütenschwerer Fülle, und als sie alle zur Wartburg hinaufstiegen, hemmten sie immer von neuem ihre Schritte, um ihre Blicke ringsum auf die herrliche Gegend zu werfen oder bei Lichtpunkten auf das vor ihnen liegende Thal hinabzuschauen.

Ange wohnte vor der Stadt in einer von ihrem Auslugepunkte linksseitig belegenen kleinen Villa, und die Kinder ruhten nicht eher, als bis sie die unter dem Grün hervorschimmernden weißen Mauern herausgesucht und alle Einzelheiten festgestellt hatten.

Ange gelangte auf diesem Spaziergange zu dem Entschluß, Teut zu schreiben, ihm ihre herzliche Teilnahme an den Tag zu legen und ihn zu fragen, ob sie irgend einen Dienst zu leisten im stande sei, der ihm von Wert sein könne. Sie wollte hinzufügen, daß es sie selbst sehnlich verlange, ihn wiederzusehen, aber ihn bäte, alles das in ihren Gesprächen unberührt zu lassen, was sie, mit Recht oder Unrecht, veranlaßt habe, seine Nähe zu meiden.

Es kam plötzlich über sie, wie sehr sich die Dinge durch Tibets Mitteilungen verschoben hatten. An ihr war es jetzt, einen Schritt zu thun, zu dem Freundschaft, Pflicht und Dankbarkeit aufforderten. Alle Bedenken traten vor der einen Erwägung zurück, daß er ihrer jetzt bedürfe und das Verlangen ausgedrückt hatte, sie zu sehen und zu sprechen.

Als sie die Burg fast erreicht hatten, streiften sie bei einer Wegwendung einen älteren Herrn, vor dem Ben und Fred eilfertig die Mütze zogen und der freundlich dankte. Bei dieser Gelegenheit entglitt ihm der Spazierstock, und die wohlerzogenen Kinder eilten herzu, um denselben aufzuheben.

„Dank, liebe Kinder! Ah, Ben und Fred Clairefort!“ sagte er. „Seid ihr alle kleine Claireforts?“ fuhr er fort und lüftete gleichzeitig, gegen Ange gewendet, artig den Hut.

„Es ist unser Herr Direktor, Mama,“ flüsterte Fred und forderte sie durch Zeichen und Gebärden auf, stehen zu bleiben.

Inzwischen war der Herr selbst schon näher getreten und sagte mit ausnehmender Höflichkeit:

„Ich habe wohl die Ehre, der Frau Gräfin von Clairefort gegenüberzustehen?“

Ange bejahte, und bald entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, dem die Kinder, nach kleiner Menschen Art, neugierig und mit halb offenem Munde zuhörten. Als aber auf die beiden Knaben die Rede kam, ihres Fleißes und ihrer Fortschritte gedacht ward, verscheuchte Ange sie durch einen Blick, und sie traten beiseite. Beim endlichen Abschied drängte es sie, dem Direktor noch einige Worte zu sagen.

„Ich habe Ihnen schon schriftlich meinen warmen Dank ausgesprochen für die große Güte, die Sie mir erwiesen haben, Herr Direktor. Gestatten Sie, daß ich Ihnen auch mündlich für Ihre Befürwortung und die mir dadurch entstandene Erleichterung herzlich danke.“

Der Angeredete blickte überrascht empor, und da er offenbar nicht verstand, worauf Ange hinzielte, zuckte er unter einigen darauf bezüglichen Worten die Achseln.

„Ich bitte, gnädige Frau, ich verstehe nicht ganz. Meine Befürwortung? — Ihr Brief? — Ich habe keinen solchen erhalten.“

„Ich spreche von der Erlassung des Schulgeldes für meine Knaben, Herr Direktor; Sie erinnern sich, daß Sie die Freundlichkeit hatten —“

„Hier liegt wohl ein Irrtum vor, gnädige Frau,“ berichtigte der Direktor mit höflicher Wendung. „Es ist nach dieser Richtung von Ihnen nie ein Antrag gestellt worden, wenigstens mir nicht zugekommen, Frau Gräfin. Wohl aber hat Ihr Bevollmächtigter, Herr Tibet, seiner Zeit das Schulgeld auf Ihren besonderen Wunsch für das ganze Semester berichtigt.“

Ange war so verwirrt, daß sie im ersten Augenblick nicht zu sprechen vermochte, und die Röte höchster Verlegenheit stieg ihr in die Wangen. Dann aber

faßte sie sich, brach mit einem gezwungenen Lächeln und wie unter plötzlichem Besinnen das Gespräch ab und sagte: „Ach, ganz recht. Es war allerdings — ein — Irrtum meinerseits!“

Noch wenige Sekunden, dann war der Direktor auf dem der Stadt zugewendeten Wege verschwunden und Ange mit ihren Kindern auf dem Weitermarsch nach der Burg.

Dieser Zwischenfall weckte in Anges Innerem ein solches Heer von widerstreitenden Empfindungen, daß sie wortlos und zerstreut neben ihrer kleinen Schar einherschritt.

Das gestrige Gespräch mit Tibet und nun diese Eröffnung! Was würde sie alles erfahren, und wie veränderte dieser Zwischenfall abermals alle ihre Entschlüsse!

Sie konnte es nicht erwarten, nach Hause zurückzukehren, und nur die Rücksicht auf die Kinder veranlaßte sie, den Spaziergang fortzusetzen.

Nach dem Abendbrot — die Kinder waren ins Bett geschickt — bat Ange Tibet unter dem Vorwande zu bleiben, daß sie das Gespräch vom vorigen Tage noch fortzusetzen wünsche, und dieser griff begierig nach einer Gelegenheit, die er in seinem Schuldbewußtsein und infolge einer erklärlichen Befangenheit nicht selbst herbeizuführen bemüht gewesen war. Es lag den ganzen Tag auf ihm wie eine schwere Last, und schon hatte er verwünscht, Teuts Wünschen und Vorschlägen nicht widersprochen zu haben.

„Ich wollte gestern noch hinzufügen,“ hob Tibet an und suchte eine unbefangene Miene anzunehmen, „daß der Herr Baron der Frau Gräfin den Vorschlag macht, die Sommerferien auf Schloß Eder zuzubringen. Der Herr Baron ging namentlich davon aus, daß dies den Kindern Freude machen werde.“ Tibet forschte versteckt in Anges Gesicht. „Und auch der Frau Gräfin sei, wie der Herr Baron meinte, Luftveränderung und Ruhe nach den Aufregungen und Anstrengungen sicher außerordentlich förderlich. Der Herr Baron bittet die Frau Gräfin dringend, diese Einladung annehmen zu wollen.“

„Tibet!“ sagte Ange, schüttelte den Kopf und sah den Mann mit demselben vorwurfsvollen Blick ins Auge wie am gestrigen Tage.

„Frau Gräfin!“ stammelte Tibet verwirrt.

„Was hatten Sie mir versprochen? Was hielten Sie selbst, nach meinen Auseinandersetzungen und Ihrer damaligen Miene nach zu deuten, für richtig? Weshalb schenkte ich Ihnen mein Vertrauen — ein Vertrauen, das sich nicht auf oberflächliche Erklärungen beschränkte, sondern auch die Gründe entwickelte? Nur einem Freunde öffnet man sein Herz, wie ich es gethan. Sie haben mich hintergangen, Sie haben gegen meinen Willen gehandelt, Sie haben mich betrogen. Und da Sie mich betrogen haben, verliere ich den Glauben an die Menschheit. Ich glaube nichts — nichts mehr!“

Bei den letzten Worten erhob sich Ange, die in steigender Erregung gesprochen hatte, trat an ihren Schreibtisch und verharrte dort abgewendet und sichtlich überwältigt von ihren Gefühlen.

Tibet war totenblaß geworden und zerrte an den Knöpfen seines schwarzen Rockes. Er wollte sprechen, aber er vermochte es nicht.

„Ihre Anschuldigungen, Frau Gräfin, sind so schwere,“ stieß er endlich heraus, „daß ich vergeblich nach Worten ringe. Um mich verteidigen zu können, bitte ich, mir nähere Aufklärungen geben zu wollen. Was habe ich gethan, um Vertrauen und Freundschaft zu verlieren? Ja, es ist wahr, ich habe einen Auftrag von dem Herrn Baron entgegengenommen, und ich habe nicht gezögert, weil der Vorschlag nach meiner unmaßgeblichen Ansicht ein guter, der Frau Gräfin und den Kindern nützlicher war. Daß aber die Frau Gräfin daraus —“

„Ach, reden wir endlich deutsch! Gehen wir nicht ferner um das Wesen der Sache herum!“ fiel Ange Tibet heftig in die Rede. „Sie wissen so gut wie ich, was

der Kernpunkt ist! Sie sind sich wohl bewußt, weshalb ich erregt, erschreckt, ja empört bin! Werfen Sie die Maske endlich ab, Tibet, seien Sie wenigstens jetzt ehrlich und gestehen Sie es, daß Sie Teuts Agent sind, daß Sie von ihm Verhaltungsmaßregeln empfingen in Angelegenheiten, die ich abzuweisen suchte mit allen Mitteln, in Angelegenheiten, welche hervorgingen aus zartester Empfindung und deshalb von Ihnen hätten respektiert werden sollen als etwas Heiliges! Ja, ja, jetzt wagt man mir das alles zu bieten! Hätten Sie es vermocht, gegen meine Befehle, gegen meine Bitten zu handeln, als ich noch die gebietende, von Reichtum umgebene Frau von Clairefort war? Nein, sicher nein! Aber nun, da ich arm, verlassen und durch die Verhältnisse gedemütigt bin, glauben Sie das Recht einer Bevormundung gewonnen zu haben, meinen Sie, mir Ihre unzarten Dienstleistungen aufdrängen zu dürfen —" Sie hörte Tibets raschen Atem, sah sein bleiches Gesicht und fuhr doch fort: „Also richtig war meine Ahnung und allzusehr traf ein, was ich fürchtete, obgleich ich mir schon vorwarf, diese Dinge zu viel und zu oft berührt zu haben! Nun erfahren Sie es nochmals, obgleich es das A und O aller meiner Gespräche war, die ich mit Ihnen pflog: nicht als etwas Gutes, Dankenswertes sehe ich das alles an, sondern als etwas Unwürdiges, Beleidigendes! — Ehrlos — ja, ehrlos handelten Sie, wenn Sie mich gegen meinen Wunsch und Befehl nach Ihren eigenen kleinlichen Auffassungen zu messen sich erdreisteten und danach handelten!"

„Frau Gräfin! Frau Gräfin!" zuckte es aus Tibets Munde, und wie einst, als Carlos gestorben war und ihn Anges Worte trafen, stand er bebend, zitternd am ganzen Leibe. „Ehrlos — sagen Sie? Ehrlos? — Nun, dann darf ich in der Folge Ihre Schwelle nicht mehr berühren! In dies reine Haus darf kein Ehrloser treten!"

„Nein, nein, Sie haben recht!" rief Ange außer sich in gekränktem Stolz und in der Verzweiflung ihrer vernichteten Liebe. „Gehen Sie! Gehen Sie! Ich will versuchen, Ihnen zu verzeihen im Gedenken des vielen Guten, das ich von Ihnen empfing. Auch das in der Erregung gesprochene Wort nehme ich zurück. Aber unseres Beisammenbleibens ist nicht mehr! Gehen Sie!" Nach diesen Worten wandte sie sich von ihm ab und wollte, nicht mehr Herrin ihrer Gefühle, das Zimmer verlassen.

„Ich thue, wie Sie befehlen!" drang es zitternd aus Tibets Munde. „Wie sehr Sie mir aber unrecht thaten, Frau Gräfin —"

„Wie — unrecht?" rief sie, nochmals zurücktretend, und reckte ihre schlanke Gestalt hoch empor. „Unrecht?" wiederholte sie. Ihre feinen Nasenflügel vibrierten und ihre Augen blitzten. „Trieben Sie Ihre zudringliche und bevormundende Dienstfertigkeit nicht so weit, daß ich heute wie eine Närrin vor dem Direktor des Gymnasiums stand? Ich dankte ihm für seine Güte gegen die Knaben. Solche Güte anzunehmen, schämte ich mich nicht, denn es ist der Staat, der den Bedrängten einen Teil der Sorgen abnimmt, die ihnen obliegen, um ihre Kinder zu tüchtigen Menschen heranzubilden. Er thut damit nur etwas Weises. Sie vermögen es ihm einst zu lohnen, indem sie gute Bürger werden. Wissen Sie, was er sagte? Er erwiderte mir, daß er weder eine Eingabe noch einen Dankesbrief von meiner Hand empfangen! Nun, was sagen Sie dazu? — Sie unterschlugen Eingabe und Brief, Sie belogen mich, während ich Ihnen Hab und Gut hingab in grenzenlosem Vertrauen, ja mehr noch, mich Ihnen sogar anvertraute in Dingen, die schwer, wohl nie über die Lippen eines Weibes dringen, selbst unter gleichen Verhältnissen. Nun, Tibet, sind Sie der Agent des Herrn Baron von Teut? — Einmal wenigstens seien Sie wahr!"

Tibet schüttelte sich, als ob er die Flamme, die in seiner Brust emporstieg, auslöschen, als ob er die übermenschliche Erregung, die jeden Nerv pulsieren machte, abstreifen könne. Und dann hastete es hei-

ser aus seinem Munde: „Und doch waren meine Gedanken rein, meine Absichten die besten, meine Handlungsweise selbstlos; und doch war alles — so falsch die Mittel sein mochten — das Ergebnis einer Verehrung und Liebe, die nur verglichen werden kann mit Empfindungen, wie man sie dem Höchsten zuwendet. Das sagt Ihnen, Frau Gräfin, Ernst Tibet, der sich heute für immer von Ihnen verabschiedet."

Er sprach's und verließ das Zimmer. Ange stand da wie ein weißer Stein. Nur ihr Herz schlug laut zum Zerspringen. Sie hörte, wie der Mann auf sein Zimmer ging. Sie sah durch die Mauern, daß er sich eilte, seine Sachen zu packen. Eine wahnsinnige Angst erfaßte sie; sie hätte ihm nachstürzen, flehend aufschreien mögen, und doch hielt sie die nachwirkende Empörung zurück. — Nun ging auch er, der letzte, den sie noch auf der Welt hatte und der doch — sie wußte es — ein Freund war, wie außer Teut seinesgleichen nicht zu finden auf dieser liebeleeren Welt.

* * *

Umfang und volle Bedeutung dessen, was geschehen war, stieg vor Ange erst in den nächstfolgenden Tagen nach den eben geschilderten Vorgängen auf. Ein Mensch, der für seine Überzeugung kämpft, für den giebt's kein Rechts und kein Links. Nur ein einziger gerader Weg ist vorgezeichnet, und dieser ist meist mit Dornen besät. So war es auch hier. Sprach ihr Herz zu gunsten Tibets, so verwischte doch ihr stolzes, beleidigtes Gefühl wieder alle versöhnlichen Regungen. Das waren keine bloßen Worte gewesen, die sie einst in Frankfurt gesprochen und deren Inhalt sie ihm später so oft wiederholt hatte. Sie wollte, sie mußte den Weg gehen, welchen sie ihm bezeichnet hatte. Ihr besseres Ich, ihr Ehrgefühl hatten gesprochen, und diesen mußte sie folgen, wenn sie nicht vor sich selbst erröten sollte.

Vielleicht — es mochte sein — hatte sie die Dinge zu sehr auf die Spitze getrieben, war sie auch jetzt ins Extrem gegangen, vergaß die gute Absicht und ließ ihrem verletzten Stolze zu sehr die Zügel schießen. Aber lag nicht gerade in dieser Form, ihr Erleichterungen zu verschaffen, etwas von jener leis spöttelnden Bevormundung, welcher sie sich entziehen, zu der sie gerade Teut Recht und Veranlassung hatte nehmen wollen? — —

Schon am nächsten Tage traf ein vollkommen geschäftlich gehaltenes Schreiben von Tibet ein, in welchem er die genauesten Angaben machte über alles, was seither seiner Sorge anvertraut gewesen war und jetzt Ange allein obliegen sollte. Insbesondere machte er ihr über ihre Geldangelegenheiten Mitteilung und gab in höflich gemessener Form Ratschläge, indem er auf den bisher von ihm beobachteten Gebrauch hinwies. Um sie vor ferneren Erregungen und Enttäuschungen zu bewahren, bekannte er in diesem Briefe, welche Ausgaben er ohne ihr Zuthun bestritten hatte, und fügte endlich hinzu, daß er im Auftrage des Barons von Teut gehandelt habe. Eine Angabe über die Höhe derjenigen Summe, mit welcher letzterer für Ange eingetreten war, gab er aber nicht, und sie beeilte sich deshalb — unter welchen Empfindungen, ist leicht zu bemessen! — ihn schriftlich zu ersuchen, ihr sofort darüber eine Nachricht zukommen zu lassen. Am Schluß des Tibetschen Briefes hieß es:

„Frau Gräfin werden über die inzwischen deklarierten Verhältnisse heute nicht anders, aber ruhiger denken, das ist meine sehnliche Hoffnung. Und da auch ich den Dingen nach der gestrigen Unterredung mit veränderten Ansichten gegenüberstehe, so mag es mir mit Rücksicht auf die jahrelangen Beziehungen, die ich zu der Frau Gräfin pflegen durfte und in deren Verlauf die gnädige Frau mir so oft ein Lob und ein freundliches Wort zu erteilen geruhten, gestattet sein, zu sagen: daß ich tief bereue und stets wiederkehren werde, sobald mich die Frau Gräfin rufen. Wenn diesem Rufe hinzugefügt sein wird, daß

die Frau Gräfin mir vergeben haben — ich hoffe zu Gott, daß dieser Tag mir noch einmal werden wird —, dann bin ich entschädigt für alles, was auch mir Schweres, Ernstes und Sorgenvolles in meinem Leben begegnete und das mich nicht hinderte, meine höchste Lebensaufgabe darin zu erkennen, der Frau Gräfin und Ihrer Familie ein bescheidener, wahrer, wenn auch in den Mitteln häufig irrender Freund zu sein.

Ich bitte gehorsamst, die gräflichen Kinder grüßen zu wollen, denen ich nicht einmal ein Lebewohl sagen konnte.

Unter den schmerzlichsten Empfindungen verharre ich ganz gehorsamst

Ernst Tibet."

Ange las diesen Brief in tiefster Bewegung. Was hätte sie darum gegeben, wenn die Dinge, die sich enthüllt hatten, nicht geschehen wären; wenn Tibet noch an ihrer Seite stehen würde als derjenige, für den sie ihn gehalten.

Die Kinder, die Kinder! Sie selbst! Die Zukunft!

Plötzlich lag ihr Leben vor ihr wie eine endlos zu durchschreitende Wüste, und doch fühlte sie jetzt schon, daß sie erlahmte. Ihr Herz erbebte, obgleich sie kaum den Fuß über die Grenzen gesetzt hatte. Aber sie raffte sich auf, und Tagewerk und ruhige Überlegung begannen von neuem.

Ange begann zu rechnen. Zum erstenmal in ihrem Leben beschäftigte sich Ange von Claireſort mit Zahlen. Bis spät in die Nacht, wenn die Kinder schon schliefen, schrieb und summierte sie, stellte fest und strich wieder aus, fügte hinzu und kürzte von neuem. Und sie ward gewahr, was jedem sich offenbart, der mit diesen unerbittlichen Ausrufungs- und Fragezeichen unseres Daseins zu kämpfen hat. Auch ihr erschienen alle Einnahmeposten wie Quecksilberkügelchen, die man fassen zu können wähnt und die dann plötzlich in bisher unsichtbaren Ritzen verschwinden, während die Ausgabesummen zudringlich emporschießen, wachsen, sich vermehren und alles erdrücken.

Und als Ange zum erstenmal alles zusammengestellt hatte und, glücklich aufatmend, zu dem Resultat gelangt war, es werde gehen, da fiel ihr plötzlich ein, daß Schulgeld und Steuern noch fehlten, daß der Feuerung für den Winter, ihrer eigenen Garderobe, der Abzahlung an Teut nicht gedacht sei, daß die unvorhergesehenen Ausgaben — und sei's auch nur eine Gabe der Wohlthätigkeit — nicht mit vorgesehen wären.

Nun ging's von neuem ans Rechnen, aber die Zahlen waren so starr, so wenig biegsam und trotzten allem Beschönigen. Und mit diesem Unvorhergesehenen war's nicht einmal am Ende! Wenn — wenn — Krankheit kam? Arzt, Apotheker — das Vielerlei, was zu einer sorgfältigen Pflege gehört! Ange plante und plante. Wo konnte noch gespart werden? Gab's nicht einen Posten, der überflüssig erschien? — Nein, nein! — Und wenn sie nun selbst krank ward, wenn sie gar — Was wurde aus den Kindern? Konnte sie nicht sterben? War's nicht erste, vornehmste Pflicht, an diesen Fall zu denken, mußte sie nicht ihr Leben versichern? — Aber woher nehmen? Da plötzlich fiel's wie Regenschauer auf ihre Seele, da raunte ihr eine fürchterlich nüchterne Stimme zu, daß selbst der beste, ehrlichste Anfang doch nur ein schlechtes Ende haben könne. Sie vermochte mit ihrem kleinen Zinskapital nicht alles zu bestreiten. Es war unmöglich, unmöglich!

Aber Ange erstarkte in ihrem Pflichtgefühl und ihrer Liebe zu den Kindern und beschloß zu handeln. Sie schrieb an den Direktor des Gymnasiums und bat um Nachlaß des Schulgeldes, indem sie von neuem begründete, was sie schon einmal ihm vorgetragen. Wegen einer Ermäßigung der Steuern befragte sie an einem der kommenden Tage ihren Nachbar und bat um Rat. Sie empfand keine Scham dabei, während sie doch ehedem schon gezittert hatte, ihr Diener könne bemerken, daß ihr das Geld zur Reise fehle. Sie schüttelte verwundert den Kopf, als sie dieser Zeit gedachte; ja, sie empfand heute nicht, daß ihr das Eingeständ-

nis ihrer bedrängten Lage jemals schwer geworden sei.

Und nun begann in der Folge der wirkliche Lebenskampf. Welche Auseinandersetzungen mit den Kindern, wenn sie nach alter Gewohnheit irgend etwas begehrten, das ihnen die Laune eingab!

„Nein, nein!“ sagte Ange.

„Weshalb nicht, Mama?“

„Weil ich es nicht will; weil es überflüssig ist.“

Die kleine Ange, bisher ohne eine Entbehrung, ohne Empfindung für Gewesenes und Gegenwärtiges, schielte dann wohl zum Einholen eines zustimmenden Lächelns wegen dieser Worte zu den älteren Geschwistern hinüber, aber sie fand kein Echo für ihren kindlichen Unverstand. Jene fühlten mit ihrem Instinkt, daß die Sache durchaus nichts Komisches habe. Ihre liebe Mama würde es gewiß geben, wenn sie es könnte.

* * *

Das erste, was Ange nach Tibets Fortgange überlegte und in der Folge auch zur Ausführung brachte, war eine noch strengere Tageseinteilung als bisher. Sie stand in aller Frühe auf und sorgte, daß die Kinder Frühstück erhielten und in die Schule gelangten. Die drei Mädchen verließen morgens mit den Knaben zugleich das Haus, da sie ein Institut besuchten, in welchem auch die kleine Ange Aufnahme gefunden hatte.

Während die Magd Einkäufe machte und nach diesen an die Vorbereitung für das Mittagessen ging, besorgte Ange die übrige Hausarbeit und fand noch Zeit, jener behilflich zu sein.

Gleich nach Tisch begannen die Arbeitsstunden für die Kinder. Ange suchte den Knaben behilflich zu sein wie den Mädchen und gab den letzteren auch täglich den von Tibet erwähnten Musikunterricht.

Wenn die Witterung es erlaubte, ward später ein gemeinsamer Spaziergang unternommen, und den Rest des Tages beschäftigte sich Ange mit dem Vielerlei, was zu einer Wirtschaft gehört: dem Ausbessern der Kleider, mit Handarbeit und ihrem kleinen Rechnungswesen.

Alle ihre Gedanken waren auf die Kinder gerichtet. Aus den Schulbibliotheken wurden Bücher herbeigeholt, und abwechselnd las eines der Kinder abends vor. Die sich daran knüpfenden Fragen beantwortete Ange nach bestem Können, und wenn dieses nicht ausreichte, griff sie zu Hilfsmitteln, die sich unter Carlos' Nachlaß befanden, und saß dann — ein Kind unter Kindern — und suchte sich neugierig zu belehren.

Jeden Wunsch, der in ihren Lieblingen aufstieg, hörte sie an und überlegte, ob er erfüllbar sei. Sie hatte sich aber zum Grundsatz gemacht, nie gleich ja zu sagen, sondern sich erst Bedenkzeit auszubitten. Wenn sie dann — wie meistens — eine abschlägige Antwort erteilte, begann wohl ein: „Warum nicht, Mama? Bitte!“ und ein Betteln und Drängen, dem sie nur schwer zu widerstehen vermochte. Die Kinder hatten so viele Gründe wie draußen Blüten auf den Bäumen, und wo diese fehlten, schmeichelten sie und machten Angriffe auf Anges schwaches Herz. Aber sie blieb fest, wenn es auch heiß in ihrem Inneren aufstieg. Ben stand ihr stets zur Seite und wehrte den übrigen. Er hatte viel Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Carlitos. Der Knabe war voll Herzensgüte, aber er besaß Charakter, und für seine Jahre überraschte er durch die Reife seines Urteils und das Gesetzte seines Wesens. Dabei war er voll Aufopferung für seine Mutter, die er zärtlich liebte, und wenn es ihr galt, war ihm keine Arbeit zu schlecht oder zu schwer. Wenn keiner Zeit hatte — er hatte sie; er half ihr, selbst bei Küchenarbeit, und lief fort, wenn etwas rasch besorgt werden mußte.

Der Knabe fühlte nicht mehr instinktiv, sondern war sich bewußt, wie die Dinge lagen, und sein volles Herz trieb ihn, ohne Aufforderung seiner Mutter die täglichen Beschwerden zu erleichtern.

Das alles aber trat nur zum Vor-

schein im Hause. Draußen war der Knabe ein völlig anderer. Vor allen übrigen besaß er einen brennenden Ehrgeiz. Jeden Tag berichtete er, was in der Schule geschehen, wie ihm Recht oder Unrecht geworden und wie er es anzufangen habe, um auf den Sprossen seiner Sturmleiter weiter emporzusteigen.

Und alles stand ihm gut; er konnte nicht anders sein, wie er war. Wenn aber einmal ein Lächeln über sein hübsches Gesicht glitt oder gar seine Augen tiefere Empfindungen widerspiegelten, dann war der Knabe so schön, daß er einem Maler hätte Modell stehen können.

„Wie heißt du?"

„Graf Benno von Clairefort."

Nie nannte er sich anders, aber seltsamerweise rief dies selbst bei Erwachsenen kein Lächeln hervor.

* * *

Bisweilen schien Ange alles, was früher gewesen, wie ein Traum, und in diesem Bilde ihrer Vorstellungen tauchte immer von neuem Tent auf. Wer ihr einstmals gesagt hätte, sie werde ihn ängstlich fliehen, und deshalb fliehen, weil er Wort gehalten in allem, was er ihr damals in besseren Tagen im Walde versprochen, und das doch das Höchste war, was ein Mensch dem anderen gewähren konnte — den würde sie einen thörichten Narren gescholten haben. Und doch war's kein Traumbild; und sie war heute vielleicht von ihm getrennt — fürs ganze Leben! Würde er nach der bisherigen Beurteilung ihrer Person ihre Haltung nicht auslegen als eine Weiberlaune? Sie sah ihn vor sich — das feine überlegene Lächeln umspielte seinen Mund, und er schüttelte über ihre Kindereien den Kopf. Hatte er gar recht?

Nein! Er wußte nicht, daß sie ihn liebte — daß sie ihn schon geliebt hatte, als Carlos noch an ihrer Seite war. Und ihre Liebe war gewachsen; durch die Zeit und in dem Maße, daß eine sanfte Neigung verdrängt ward von einem tiefen, heißen Gefühl, hob sich ihr Selbstgefühl und erwachten alle besseren Regungen in ihrer Seele. Eine große, wahre Liebe will nicht geduldet, nicht bemitleidet werden, sie begnügt sich nicht mit den gelegentlichen Frühlingsblüten, die herabflattern, sie will einen vollen Goldregen immerdar, sie will einherschreiten mit gleichen Rechten neben dem Gegenstande ihrer Wahl.

Und doch kam's über sie eines Tages in dem grübelnden Suchen nach dem Rechten, in der ängstlichen Besorgnis, den verletzt zu haben, dem sie so viel verdankte und der nun stumm blieb, als ob er unter die Toten gegangen.

Sie beschloß, ihm zu schreiben und ihren Standpunkt zu verteidigen. Aber mitten darin hielt sie dennoch inne. War's an ihm oder an ihr, ein Wort zu sprechen? Konnte er es nicht auffassen als Eingeständnis einer Schwäche, als Reue über ihre Handlungsweise, zumal gegen Tibet?

Was sie auch schrieb, sie konnte seine Gedanken nicht beeinflussen. Vielleicht betrachtete er den Inhalt ihres Briefes nur als Vorwand ihrer veränderten Gesinnung. Und war's nicht auch begreiflich, natürlich, daß sich nun auch sein Stolz regte? War er einer von denen, die sich anderen zudringlich nähern? Nimmermehr! Und da er ihr nicht mit denselben Gefühlen gegenüberstand — sie wußte es ja aus Tibets Munde —, hatte er ihr Andenken vielleicht ausgelöscht — ausgelöscht für immer?

Und nun sollte sie das erste Wort geben, in ihm den Eindruck hervorrufen, endlich sei sie durch Lebensnot und Sorge, gedrängt auch von ihrer alten Natur, die keinen festen Gedanken und Entschluß in sich zu nähren wußte, doch gekommen und habe erbeten, was sie einst so schroff zurückgewiesen? Nein, nein! Vorbei war's mit all den Hoffnungen, die sich an frühere Zeiten knüpften! Es gab nur einen Lichtstrahl: das Glück ihrer Kinder, und in diesem allein mußte sie ihr eigenes suchen.

Digitized by Google

Somit unterblieb das Schreiben. Aus dem schwankenden Herbst schritt allmählich der Winter mit rücksichtslosen Schritten hervor, stäubte, des Widerstandes nicht achtend und seines Rechtes sicher, mit Schneewirbeln über die Landschaft und schlug die ganze Natur in seine riesigen weißen Decken ein.

Aber mit dem Winter traten auch die Sorgen wie weiße Gespenster an Ange heran. Als sie von ihrem Bankhause die Quartalszinsen erhielt und einen Überschlag machte, was noch zu bezahlen und was nötig war, bis das neue Jahr erschien, sah sie, daß ihr jetzt schon fast nichts blieb. Sie hatte trotz äußerster Sparsamkeit kleine Schulden machen müssen, und die von Tibet gemeldete erschrecklich hohe Summe, welche Teut in dem ersten halben Jahre zu ihrem Haushalt beigesteuert hatte, ragte noch drohend über dem übrigen empor. Gerade diese zu bezahlen, beschäftigte immer von neuem, zuletzt fast ausschließlich Anges Gedanken. Schon machte sie sich Vorwürfe, daß sie nicht früher abgezahlt habe. Teut triumphierte vielleicht, daß sie so eilfertig und trotzig danach begehrt — und nun doch alles still war.

Sie beschloß — es war ein falscher Entschluß, aber menschlicher Ehrgeiz geht allzuoft verkehrte Wege —, ihren Nachbar — einen kleinen, mit einer Haushälterin lebenden Kapitalisten — um diese Summe darlehnsweise zu bitten und solche Teut sogleich einzusenden.

Als sie schon auf dem Wege war, flüsterte ihr eine besonnene Stimme zu, daß ein einziges Goldstück als Abtrag genügen werde, um sich vor sich selbst und vor Teut zu rechtfertigen. Aber mit leiser Eitelkeit vermischter Stolz überwog, was bessere Einsicht ihr zuraunte, und sie zog die Klingel und betrat das Haus.

Es giebt Wohnungen, in denen eine kalte Luft von den Bewohnern ausströmt, selbst zur Sommerszeit. Frostiges Selbstbehagen, das einen engen, abwehrenden Kreis um sich zieht, die übrige Welt nur sieht, sie nur anhört und sich nur mit ihr beschäftigt, sofern diese keinerlei Ansprüche erhebt, durchdringt die Bewohner und wirkt so erkältend, daß es sich selbst den toten Dingen mitzuteilen scheint.

Als Ange den Flur beschritt, überfiel sie jene Zaghaftigkeit, welche fast immer den allzu raschen Vorstellungen unserer Phantasie zu folgen pflegt. Die Wirklichkeit gleicht der rauhen Winterzeit, welche dem lachenden Sommer unserer Einbildungen folgt.

Auf dem großen Flur standen zwei in peinlicher Sauberkeit gehaltene, in Eichenholzfarbe gemalte Schränke, die den Eintretenden schon kalt anstarrten. Und sonst nichts ringsum: kein Spiegel, keine Stühle, kein Kleiderhaken, keine Uhr. Was eine rasche Hand etwa stehlen konnte, war weislich entfernt. Ein kalter, übersauberer, abgeschlossener Raum, in dem die Klingel impertinent laut nachtönte! Nun klopfte Ange.

„Ah, Frau Gräfin!“ sagte die Gesellschafterin artig, eine alte Dame in einem einfachen sauberen Kleide und mit einer sauberen Mütze auf dem Kopf. „Bitte, Herr Putz ist zugegen.“

Putz hatte nichts in der Welt zu thun; er schwatzte für sein Leben gern, sprach eigentlich nur von sich und stand trotz seines Egoismus und der Langeweile, die er ausströmte — lediglich im Raterteilen war er ein Verschwender — unter dem Eindruck, der Verkehr und Umgang mit ihm sei für andere ein ungewöhnlicher Vorzug. Daß er nur seinen Neigungen dabei folgte, lediglich sich selbst die Zeit vertrieb, und daß durch den Verkehr irgend eine Gegenseitigkeit erwachsen könne, welche man natürlich menschliche Pflicht zu nennen pflegte, dieser Gedanke kam nie in seinen Kopf.

Während Ange sich umschaute, kam ihr beim Anblick der Personen und der altbekannten Dinge plötzlich die Überzeugung, ihre Bitte werde ihr abgeschlagen werden. War's doch Putz, den sie bereits in ihre Verhältnisse einen Einblick hatte thun lassen, indem sie ihn um Auskunft wegen Erlaß und Ermäßigung ihrer Steuern

gebeten. Es war ihr unfaßlich, daß sie das nicht vorher bedacht, und sie schalt ihren Mangel an Überlegung nun, da es zu spät.

Ange fand übrigens nicht so rasch Gelegenheit, dem Alten vorzutragen, was sie beschäftigte. Die Gesellschafterin war ein unliebsamer Zeuge, und selbst, als diese einmal hinaustrat, fand sich keine Gelegenheit, anzuknüpfen.

So wurden denn gleichgültige Gegenstände besprochen, und Ange empfand doppeltes Unbehagen an der Unterhaltung, da sie ihre Absicht nicht auszuführen vermochte.

Plötzlich sagte Putz: „Nun, haben Sie schon Nachricht von der Steuerbehörde, Frau Gräfin? Ich wollte schon immer fragen."

Ange bejahte. Sie berichtete, daß man ihr aufgegeben habe, ihre Anträge näher zu begründen und zu belegen, und daß dann eine nochmalige Prüfung stattfinden sollte. Vorläufig müsse gezahlt werden, wozu sie eingeschätzt sei.

„Ganz recht, ganz recht! So, so!" sagte der Alte, und nach kurzer Pause fuhr er fort: „Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein könnte, Frau Gräfin — recht gern, mit größtem Vergnügen!"

Die Gesellschafterin war noch nicht zurück. Diese freundlichen Worte ermutigten Ange. Nun, so konnte es denn sein! Plötzlich war sie wieder voller Hoffnungen.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Putz. Ich wollte auch noch in einer anderen Sache Ihren Rat oder vielmehr Ihre Hilfe erbitten."

„Bitte, bitte, Frau Gräfin!" Der Alte war immer neugierig. Das Gespräch hatte schon etwas geschleppt, nun war es wieder anziehend.

„Also, Herr Nachbar, ich möchte Sie fragen, ob Sie mir wohl zwölfhundert Mark würden leihen wollen, die ich nach und nach abzahlen könnte. Ich, ich —" Ange stockte.

„Bitte, Frau Gräfin!" Putz wollte zu Ende hören. Es fiel ihm nicht ein, auf dergleichen Dinge einzugehen, aber hören wollte er. Anges Vertrauen wuchs.

„Ich habe," fuhr sie geläufiger fort, „eine einzige alte Schuld, die mich zwar nicht drückt, durchaus nicht drückt — ich meine, dereutwegen ich nicht gedrängt werde, die ich aber aus anderen Gründen —"

„Hm, ich begreife," sagte Putz. Und als Ange nicht gleich fortfuhr, fügte er, seine Neugierde nur schlecht unterdrückend, hinzu: „Von einem Verwandten wahrscheinlich?"

„Nein, nicht von einem Verwandten; ich habe überhaupt nicht einen einzigen Verwandten auf der Welt, weder von seiten meiner Eltern noch von seiten meines Gatten." Ah! wie unvorsichtig war diese Offenherzigkeit! Ange empfand es. Ihr war plötzlich, als ob sie Olga von Juk gegenübersäße, und all ihre Hoffnungen sanken in einen tiefen Brunnen. „Ich habe das Geld von — von —" Nun stand Ange sogar vor dem Namen; sie sollte vor diesem Menschen Teuts Namen aussprechen! Wohin war sie geraten! Sie suchte und griff in ihrer Ratlosigkeit zu einer Unwahrheit, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, wo es sich um ernste Dinge handelte. „Von Herrn Tibet," platzte sie heraus.

„Ah so!" sagte Putz, offenbar aufs höchste überrascht, und zog die Augenbrauen über die listigen Augen. „Von Ihrem Diener? Er ist fort, nicht wahr? Kehrt er überhaupt nicht zu Ihnen zurück? Sie sagten mir damals, es habe eine Meinungsverschiedenheit, ein Zerwürfnis zwischen Ihnen stattgefunden?"

Ange bereute, was sie gesagt; wie bereute sie überhaupt jetzt, daß sie gesprochen! Es wurde ihr klar, daß der Mann nur seine Neugierde befriedigen wolle und daß der Gegenstand ihn nicht im geringsten interessiere.

Sie war nun auf demselben Punkt angelangt, von dem sie in richtiger Erkenntnis ausgegangen. Sie hatte endlich wirklich die Enttäuschung, nach der sie verlangt.

„Nein, er kommt nicht zurück," sagte sie kurz abweisend. „Aber, um wieder auf die Sache zu kommen: wie ist es,

Herr Putz, würden Sie mir die Hand bieten?"

Auskosten mußte Ange die Enttäuschung bis auf den Grund.

„Ich kann nicht, Frau Gräfin, mit dem besten Willen kann ich nicht! Aber — Sie gestatten, daß ich ein freundschaftliches Wort hinzufüge und meine Ansicht ausspreche. So sehr ich begreife, daß man einem Dienstboten kein Geld schuldig bleiben möchte —"

Ange unterbrach den Sprechenden und sagte stolz: „Sie gebrauchten den Ausdruck Diener! Das ist durchaus nicht zutreffend! Tibet war der Sekretär und Bevollmächtigte meines Gatten und zugleich Haushofmeister in unserem früheren großen Hauswesen. Er folgte mir aus Freundschaft, nachdem meine Lage sich verändert hatte."

„Ah, ah, ganz wohl! Dann steht die Sache ja sehr günstig. Erlauben Sie einem erfahrenen Mann, Frau Gräfin! Selbst wenn ich Ihnen dienen könnte, würde ich mir den Vorschlag erlauben, daß Sie die beabsichtigten Abzahlungen an diese Stelle richten und lieber den alten Gläubiger behalten, trotz etwaiger Peinlichkeiten. Geld ist Geld! Wer's giebt, will Sicherheit, und — und —"

„Sie haben recht!" fiel Ange fast übereilig ein. „Sprechen wir nicht mehr davon! Nur eins zu meiner Rechtfertigung! Ich ging davon aus, daß es Ihnen leicht möglich sein werde, und da völlige Sicherheit in meiner Person liegt —"

„Natürlich, natürlich, Frau Gräfin! Wenn ich es hätte, würde ich es Ihnen auf bloßen Schuldschein geben — selbstverständlich!"

Er hatte nun leicht reden, da die Sache erledigt war.

* * *

Als vier Wochen weiter vergangen waren, fand sich Ange fast völlig von Geld entblößt, und sie sann und sann, wie sie sich helfen könne. Auch der Nachbar kam ihr wieder in den Sinn. Gewiß, wenn sie nicht ihrer thörichten Eingebung gefolgt wäre — von ihm hätte sie eine kleine Aushilfssumme bereitwillig erhalten. Ob er sie jetzt noch geben würde? Vielleicht! Aber die Scham überwog den Drang der Not, und sie gab den Gedanken auf.

Einmal überlegte sie auch, an das Bankhaus zu schreiben und um einen Vorschuß auf das Januarquartalsgeld zu bitten. Daß dergleichen von ihr versucht werden könne, war ihr bisher nicht einmal in den Sinn gekommen. Nun weckte die Sorge praktische Gedanken. Aber auch diesen Plan ließ sie wieder fallen.

Der Jahresanfang erforderte so viel, daß sie schon nicht wußte, wie auskommen. Schaffte sie jetzt Hilfe, so entbehrte sie in der Folge. Das war nur ein schlechter Notbehelf, und vielleicht gelang's nicht einmal und sie bereute später den Schritt.

Mit einemmal türmte sich wieder vor ihr auf, wie schwer, wie ganz unmöglich es sein werde, mit ihren geringen Mitteln auszukommen, und zu dieser Einsicht schlich sich ein anderer Gedanke, der sie so ängstlich peinigte, daß ihr die Röte in die Wangen stieg. Hatte sie überhaupt ein Recht gehabt, ihren Nachbar um Geld in solcher Höhe anzugehen? War's nicht ein strafbarer Leichtsinn und mußte sie sich nicht schämen, daß sie so stolz auf ihre Person als Sicherheit hingewiesen hatte? Ob Tibet wohl nicht Rat wußte in dieser verzweiflungsvollen Lage? Tibet — ah, Tibet! — den hatte sie ja von sich gestoßen — wie sie rücksichtslos dem Freunde den Rücken gewandt.

Eines Abends machte sich Ben, nachdem die übrigen bereits zur Ruhe gegangen, im Wohnzimmer zu thun. Ange saß und nähte an der kleinen Ange Schulmappe, an der ein Riemen sich gelöst hatte. Die Nadel war zu fein, es ward ihr schwer.

Plötzlich setzte sich der Knabe ihr gegenüber, blieb einen Augenblick stumm und sagte dann mit einem eigentümlichen Ton in der Stimme:

„Du, Mama, weshalb ist eigentlich Tibet fortgegangen? Du sagtest, ihr

Digitized by Google

hättet ein Zerwürfnis gehabt; war es etwas — etwas mit Geld?"

Ange neigte den Kopf; dann sagte sie: „Ja, ja, Ben, das verstehst du nicht."

„Doch, Mama. Wollte er Geld von dir haben und konntest du es ihm nicht geben?"

„Nein, Ben, es war umgekehrt."

„Umgekehrt — wie? Wolltest du Geld von ihm —"

„Du verstehst falsch, Ben. Er wollte — er gab mir Geld — das heißt — Nein, das ist auch nicht richtig. Ich weigerte mich, von ihm — etwas anzunehmen, und deshalb —"

Des Knaben Pupillen erweiterten sich, und es jagte über sein Gesicht.

„Er wollte dir Geld geben, und weil du es nicht nehmen wolltest, ging Tibet fort?"

„Nein, Ben, ich hieß ihn gehen. Aber ich wiederhole, daß ich dir das nicht erzählen, nicht erklären kann."

„Doch, Mama!" sagte Ben fest. „Erzähle mir alles, bitte. Ich bin nicht mehr ruhig, wenn ich nicht alles weiß. War Papa nicht sehr reich? Hat er sein Geld alles verloren?"

Ange nickte.

„Hat Tibet damit zu thun?"

„Nein, Ben. Papa war allerdings sehr reich, verlor aber sein Geld in dem Bestreben, es für euch noch zu vermehren. Als er starb, war nichts mehr da."

„Nichts? Das war unrecht. Das war —" Der Knabe unterbrach und bezwang sich. „Ah, und nun wollte Tibet dir helfen, und du wolltest nichts nehmen, und —"

„Ja, ja, ähnlich so war es, mein lieber Junge. Aber noch einmal: du vermagst den inneren Zusammenhang nicht zu verstehen, frage mich nicht."

„Er meinte es doch aber gut, Mama!"

Ange senkte den Kopf.

„Bist du ihm böse? Werdet ihr euch nicht wieder vertragen?"

„Ich weiß es nicht, mein guter Ben. Ich glaube es nicht."

„Und weshalb? Nur, weil —"

Abermals bewegte Ange leise zustimmend das Haupt.

„O, hab ich dich lieb!" stieß der Knabe hervor, flog empor und umhalste seine Mutter. „Wenn ich doch erst groß wäre und — und —"

Kraft und Eroberungslust blitzten in des Knaben Augen. Wenn's an ihm gelegen hätte, er würde seine liebe Mama auf die Arme genommen und durch das Gewühl der Welt getragen haben.

Als sie ihn nach einer zärtlichen Umarmung entließ und er schon mit einem „Gute Nacht!" in der Thür stand, überflog sein Auge noch einmal zärtlich ihre Gestalt. Er kehrte zurück, umfaßte sie flehend und flüsterte:

„Bitte, arbeite nicht so lange. Deine Augen sehen angestrengt aus. Ich schlafe nicht ein, bevor du zu Bett gehst. Ja, Mama?"

O, welche heiße Liebe blitzte aus beider Augen! Nun schlüpfte er fort und suchte sein Lager.

* * *

Das war ein Winter! Seit Tagen lag ein starrer unbeweglicher Schnee auf der Landschaft, und die Luft trug jenes unerbittliche, liebeleere Grau, bei dessen Anblick uns schon fröstelt und schaudert. Dazu kam ein rücksichtsloser, Mark und Bein durchkältender Ostwind, der seinen Hauch durch die festverschlossenen Thüren jagte und aller Abwehr in den Häusern Widerstand entgegensetzte.

Die Kinder kamen mittags, von Frost und Kälte geschüttelt, nach Hause, und da die in dem oberen Teil der Villa gelegenen Schlafgemächer nicht geheizt wurden, war morgens das Wasser in den Krügen gefroren, und nur ein spitzer Fingernagel vermochte die Arabesken des Eises zu durchdringen, mit dem die Fenster beschlagen waren.

Die Feuerung war schon wieder verbraucht. Die Magd meldete, daß sie die letzten Körbe vom Boden herabgeholt habe und nur noch für zwei Tage Vorrat sei.

Fred kam nach Hause und hatte sich auf dem Eise beschädigt. Die Beinkleider waren auf dem Knie zerplatzt, und Ange schalt und suchte unter dem Vorrat nach anderen. Was aber der Knabe an Garderobe besaß, war zu leicht, und Ange mußte nach dem Schneider senden, da sie solche Arbeit nicht verstand. Das war am Ende nichts, aber oft sind's eher die kleinen Verdrießlichkeiten, die uns das Leben erschweren, als die großen.

Über Ernas Winterhut hatten die Mädchen in der Schule allerlei Spott getrieben. Der gehöre wohl ihrer Mama oder sei aus einer Komödiantengarderobe? so berichtete sie aufgeregt. „Freue dich, daß du einen Hut hast, mein Kind; er ist heil und sauber. Laß die Kinder reden."

Aber wenn Ange dies auch sagte, schnitt es ihr doch ins Herz. Es war allerdings ein Hut, den sie selbst abgelegt hatte, und das Kind sah seltsam darin aus. Einen anderen kaufen? Nein! Sie hatte nicht einmal Geld, um Feuerung zu bestellen, die so bitter nötig war.

Im Anfang hatten die Kinder noch alle hübsche, ja äußerst kleidsame Garderobe. Die beiden Mädchen sahen so zierlich und vornehm aus, daß die Menschen sich nach ihnen umschauten. Aber inzwischen war so vieles schadhaft geworden und nicht erneuert. Die kleine Ange trug zum erstenmal auf den Knien gestopfte Strümpfe und zog das Kleid herunter, das dadurch doch nicht länger ward und nichts verbarg.

Die Kopfbedeckungen der Knaben waren reichlich abgenutzt, und Kragen und Manschetten mußten länger dienen als früher. Bisweilen drang es Ange mit Messern durch die Brust, wenn sie das Aussehen ihrer Lieblinge mit dem anderer Kinder verglich. — Immer liegt ein gewaltiger Unterschied zwischen eingebildeter und wirklicher Beschränkung. Nichts leichter, als seine Ansprüche emporzuschrauben — und nichts schwerer, als aus den reichlichen Verhältnissen immer tiefere Stufen hinabzusteigen!

An einem dieser Abende saß Ange unthätig an ihrem gewohnten Arbeitstisch und stützte voller Kummer und Sorge das Haupt. Sie dachte aber nicht einmal an die Gegenwart, sie beschäftigte sich mit der Zukunft. Sie mußte die jetzige Wohnung wieder aufgeben, sie war zu teuer. Die Mädchen konnten so kostspielige Schulen ferner nicht mehr besuchen. Ach, ach! Das war der schrecklichste Gedanke! Die neuen Schulbücher konnten beim Antiquar gekauft werden. Die guten Kleider, die Ange noch besaß, waren zu verkaufen oder für die Kinder zu ändern. Ja, das alles mußte — mußte geschehen! Wenn sie die bisherigen Ausgaben um die Hälfte einschränkte, dann konnte sie auskommen.

„Du bist wieder so betrübt!" flüsterte Ben, seine Mutter sanft umschlingend, mit leiser Stimme. Die übrigen Geschwister waren noch anwesend; immer scheute sich der Knabe, seine Gefühle vor ihnen zu zeigen. Gerade hustete Jorinde ängstlich auf, und draußen pfiff und tobte es um die lose befestigten Fensterladen.

„Nein, nein!" erwiderte Ange, vor den Tönen zusammenschauernd, die ihr Ohr trafen. „Geh ins Bett, mein süßes Kind. Ich komme gleich nach und bringe dir einen heißen Trank," fuhr sie, zu Jorinde gewendet, fort, die aufgestanden war und sich an sie schmiegte.

„Es ist so kalt oben; ich fürchte mich auch. Soll Erna nicht auch zu Bett gehen, Mama?"

Es war so kalt! Und Ange konnte nicht heizen. Sie war überhaupt am Ende. Die letzten Tage hatte sie eine völlige Apathie erfaßt; die Dinge mußten sich durch irgend etwas ändern — wie, das wußte sie nicht; sie that auch nichts dafür. Aber es konnte sich doch nichts ändern, ohne daß sie handelte.

„Ich will dir, solange es noch so kalt ist, das Bett drinnen auf dem Sofa einrichten," sagte Ange, mitleidig überlegend, zu Jorinde gewendet. „Ja, ja, mein süßes Kind, es ist zu frostig oben, es ist nicht gut für deine kranke Brust. Wir müssen sehen, wie wir's machen."

In diesem Augenblick entstand ein Streit zwischen den Geschwistern. Fred neckte die beiden Mädchen, Ange weinte und Erna schrie auf, als er die Hand gegen sie erhob. Bisher hatte Ben stumm neben seiner Mutter gestanden. Er hörte alles und nahm es in sich auf. Aber nun sprang er empor und fuhr gegen seinen Bruder auf. Er packte ihn an der Brust und schüttelte ihn wie eine Katze, die sich einer Maus bemächtigt hat. Unter der seelischen Erregung, unter dem Mitgefühl für seine Mutter, unter dem Leid um seine kranke Schwester ging es ohnehin zehrend durch sein Inneres. Nun hatte ihn die Empörung ergriffen, daß der leichtfertige Ruhestörer selbst jetzt keine Rücksicht nahm.

„Ben! Ben!" schrie Ange voller Schrecken und mischte sich unter die kämpfenden Knaben, denn Fred wehrte sich. Er faßte seinen Bruder in die Haare und suchte ihn unter keuchendem Atem herabzuziehen.

„O, du Lump! Kannst du nicht einen Augenblick Rücksicht nehmen? Ich wollte dir schon lange eine Lektion geben! Nein, lasse mich, lasse mich, Mama!" trotzte Ben gegen Anges Befehl und Mahnung auf. „Er hat es verdient! Er ist es gar nicht wert, daß du ihn so lieb hast!"

Und nun lagen beide auf der Erde, und Ben schlug seinen Bruder in besinnungsloser Wut auf Kopf und Schultern. Und die kleine Ange weinte geängstigt, die Kranke hustete und Erna stand voll Mitgefühl da und faltete ratlos die Hände. So wüteten Krankheit, Sorge und Unfriede im Hause.

„Auch das noch!" seufzte Ange wie verzweifelt und ließ sich in ihren Stuhl fallen. „O Ben, Fred! Daß ihr mir auch noch solchen Kummer macht!" Sie weinte und schluchzte.

Es giebt Augenblicke, wo alles tot und trostlos um den Menschen ist; seine Seele weint, und es ist ihm traurig zum Sterben.

Die Knaben hatten sich erhoben und ordneten ihre Kleider. Ihr hastiger Atem ging durchs Gemach, und ihre Glieder bebten noch unter der Erregung. Als Ben aber seiner Mutter Stimme hörte, als die gerechte Anklage sein Ohr traf, zog plötzlich jähe Blässe über sein Gesicht; er stürzte hinaus, eilte im Dunklen auf sein Zimmer, warf sich ins Bett und vergrub das weinende Antlitz in die Kissen.

Als er endlich einschlafen wollte, als nach wühlenden Gedanken und nagenden Vorwürfen die Erschlaffung eintrat und der trostreiche Schlaf sich auf ihn niedersenkte, blitzte in dem kalten, von dem Silberweiß des Winters umrahmten Gemach plötzlich ein Licht auf, und wie eine überirdische, aber trostreiche Erscheinung trat zu ihm seine Mutter mit den tiefen dunklen Augen und dem blassen zarten Gesicht. Eine sanfte Hand legte sich auf seinen Kopf, und ihre kalten Wangen berührten doch so zärtlich weich die seinigen.

„Du Trotzkopf!" sagte sie und sah ihm in die Augen. „Nun schlaf dich aus und — Ben, thu's mir zuliebe — vertrag dich morgen mit deinem Bruder und gieb ihm das erste Wort!"

Er zögerte, aber er nickte doch, da sie es wollte.

„Ich weiß, ich weiß, du ängstigst dich um mich; nur meinetwegen erhobst du die Hand gegen ihn," flüsterte Ange leise. „Aber es war nicht recht, Ben! Du thust's nicht wieder, Ben, mein Ben?"

Und da schlangen sich seine zärtlichen Knabenarme um ihren Nacken. Weinend und schluchzend hing er an ihrem Halse und bereute, daß er aus Liebe gefehlt hatte.

* * *

Ange entschloß sich nach schwersten Kämpfen, an einem der nächstfolgenden Tage nun doch mit ihrem Nachbar zu sprechen und ihn um etwas Geld anzugehen. Sie wußte keinen Rat mehr, sie war am Ende mit der geringfügigen Summe, welche ihr geblieben war, und stand vor einer Not, vor welcher alle Bedenken schweigen mußten.

Sie schrieb an Putz zu diesem Zwecke einen kurzen Brief, in welchem sie die

Bitte gegen ihn aussprach, sie wegen einer dringenden Angelegenheit bei seinem gewohnten Morgenspaziergang durch einen Besuch erfreuen zu wollen.

„Nun, verehrte Frau Gräfin, da bin ich," sagte er, stieß den Schnee von den Füßen und trat in das Wohnzimmer, an welches Ange eben die letzte Hand gelegt hatte.

Sie stand noch in einer weißen Schürze, und ihre Hand hielt ein Wischtuch und einen Staubwedel, mit welchem sie Winkel und Ecken gesäubert hatte. Nebenan hustete Jorinde, die bei des Nachbarn Eintritt einen Augenblick hervortrat, einen artigen Knix machte und dann die verbindende Thür schloß. Nun war Ange mit Putz allein.

„Bitte, nehmen Sie Platz, lieber Herr Nachbar," sagte sie etwas verlegen, streifte die Schürze ab, strich mit der Hand über die erregte Stirn und setzte sich ihm gegenüber.

„Wollen Sie nicht im Sofa —"

„Nein, bitte, bitte, ich sitze hier sehr gut. Muß auch gleich wieder fort," sagte er kurz, legte während des Sprechens die Hände auf den Knopf seines Spazierstockes und richtete sein noch von der Kälte umwehtes, aus dem hohen Pelz herausschauendes listiges Gesicht auf Ange. „Sie schrieben mir, daß Sie mich zu sprechen wünschten, Frau Gräfin."

„Ja, Herr Putz, und ich habe zunächst um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie bemüht habe, statt zu Ihnen zu kommen."

„Na, hat ja nichts auf sich," erwiderte er ebenso kurz und fuhr mit einem Anflug von Ungeduld fort: „Nun also, Frau Gräfin, bitte —"

„Ich sprach neulich mit Ihnen von einer Geldsache, Herr Putz. Sie hatten die Güte, mir Ihren Rat zu erteilen, und ich fand bei näherer Überlegung, daß Sie recht hatten," begann Ange rücksichtsvoll. „Heute handelt es sich um Ähnliches, aber um etwas —" Sie hielt mitten im Sprechen inne, erhob sich, ging an ihren Schreibtisch und nahm ein Geldbriefcouvert heraus. „Sehen Sie, Herr Putz, das ist die letzte Geldsendung, welche ich am ersten Oktober empfing. Das sind Zinsen, die ich vierteljährlich erhalte. Ich komme nun bis Neujahr nicht aus — ich hatte viele unerwartete Ausgaben gerade in den letzten Tagen. Da wollte ich Sie nun freundlich bitten, Herr Putz, daß Sie die große Güte haben möchten, mir bis Januar mit einer Summe auszuhelfen."

Ange hielt zaghaft inne und blickte den Mann an, der wie eine Brunnenfigur vor ihr saß und keine Miene verzog.

Er schielte auf das Couvert, das Ange auf den Tisch gelegt hatte, sah nur zu genau, that aber, als ob er nur gleichgültig hinüberblinzelte, und sagte dann kalt:

„Ja, ja, kann's mir wohl denken — würde auch wohl gefällig sein, Frau Gräfin. Ich will aber gleich bemerken, daß ich vor Neujahr auch sehr, sehr knapp bin. Ich erhalte Anfang Januar — gerade wie Sie — mein Geld, und jetzt, gegen Ende des Monats und um das Fest herum, ist's fast unmöglich! Wieviel brauchen Sie denn?"

Ange nannte eine beträchtlich geringere Summe, als sie vor diesen in einem so wenig ermunternden Tone gesprochenen Worten sich vorgenommen hatte.

Putz schien nach einem bestimmten Princip zu handeln, denn er sagte, ohne Besinnen einfallend:

„Ich bedaure sehr, Ihnen höchstens die Hälfte vorschießen zu können, Frau Gräfin. Schon das macht mir Ungelegenheiten. Wie gesagt —"

„Ah!" machte Ange nur allzu enttäuscht. Was er ihr bot, war neben der Bestreitung dringendster Ausgaben kaum ausreichend für die nächsten acht Tage, und bis Weihnachten waren noch fast drei Wochen.

„Und wann brauchen Sie das Geld? Heute schon?" nahm Putz das Wort und erhob sich, ohne Anges sichtliche Unruhe zu beachten.

Und wie immer der Ertrinkende nach dem Strohhalm greift, so griff auch Ange

nach dem Geringen, das sich ihr bot, nahm dankend an, versprach die prompte Rückgabe im Januar und unterschrieb einen Schuldschein, den Putz sogleich ausfertigte.

Auch das Geld erhielt sie sogleich aus einer Brieftasche, die Putz in der Seitentasche seines Rockes bei sich führte. Er schien sich auf die Sache vorbereitet zu haben. Weshalb hatte sie ihn sprechen wollen? Doch sicherlich um Geld! Natürlich! Was er, ohne ihre Wünsche zu kennen, geben wollte, war schon vorher von ihm überlegt worden.

Nach kaum acht Tagen hatte Ange freilich noch Feuerung im Hause, aber sonst lagen die Dinge ebenso, fast schlimmer als vordem. Von dem Drange getrieben, achselzuckende Mienen zu verscheuchen, machte sie der Nachbarschaft, der sie schuldete, größere Abzahlungen, als sie ursprünglich vorgesehen hatte, und erfuhr dabei, was jeder jeden Tag beobachten kann, daß Geld der fahnenflüchtigste Geselle ist, der je einem Kriegsherrn diente.

Aber nun kam das Weihnachtsfest immer näher, an dem sogar jeder Tagelöhner seinen Kindern einen Tannenbaum herrichtete. Ange hatte für die Kinder nichts eingekauft, aber diese arbeiteten eifrig und versteckt an Geschenken für sie und erinnerten sie dadurch immer von neuem, daß sie auch Überraschungen von ihr erwarteten.

Selbst Fred war fleißig mit Gummi und Radiermesser bei einer Weihnachtszeichnung beschäftigt, geschickter allerdings mit diesen als mit Bleifeder und Kreide. Er war einmal ein flüchtiger kleiner Geselle.

* * *

Es war um die Abendzeit und einige Tage vor dem heiligen Feste. Ein starker Schneefall hatte die Gegend in starre, bleiche Gewänder gehüllt. Vom Mondlicht umflossen, ragte die Wartburg wie ein von Geistern bewohntes Schloß über den weißbedeckten Wäldern hervor. Ringsum in den Villen aber glitzerten hinter den Scheiben kleine unruhige Lichter, die seltsam, fast unheimlich abstachen gegen die schweigsame, aller lebendigen Farben entkleidete Natur.

Es mochte gegen zehn Uhr abends sein, als ein großer, kräftiger Mann, der sich soeben auf offener Landstraße von seinem ihn offenbar über Ort und Gelegenheit orientierenden Gefährten getrennt hatte, mit langsam schwerfälligen Bewegungen die Höhe hinaufstieg, auf der das Häuschen lag, welches Ange bewohnte. Je näher er seinem Ziele kam, desto bedächtiger wurden seine Schritte. Einigemal hielt er inne und schaute spähend um sich. Aber nirgends zeigte sich etwas Lebendiges; die Gegend war wie ausgestorben.

Endlich erreichte er das Haus, in welchem noch Licht war, klinkte leise eine kleine Pforte auf und wandte sich mit vorsichtigen Bewegungen rechtsseitig in den Garten. Vor dem nach diesem herausschauenden Fenster war kein Vorhang herabgelassen, es gestattete ungehinderten Einblick.

Der Mann — es war Teut — dämpfte seinen raschen Atem, blieb stehen und schaute lange und unverwandt ins Innere des Gemaches. Oftmals griff er sich in tiefer Bewegung an die Brust, und einmal traten silberfunkelnde Tropfen der Rührung in seine Augen über das, was er erblickte.

Ange saß, das Gesicht ihm zugewandt, an dem Tisch, der mitten im Wohnzimmer stand, und betrachtete prüfend ein Kleidungsstück, das vor ihr auf dem Tische lag. Teut erkannte es als ein Militärbeinkleid, das Clairefort gehört haben mochte. Die bleiche Frau prüfte und maß, indem sie das kürzere Gewand eines der Knaben dagegen hielt.

Nachdem sie nach einigem Hin und Her zu einem Entschluß gelangt war, trennte sie die Nähte auseinander, breitete jeden Teil für sich aus, legte das Knabenbeinkleid darüber und schnitt mit vorsichtiger Hand in das erstere.

Ohne auch nur ein einziges Mal auf-

zuschauen, saß sie über die Arbeit gebückt, und nur einmal ließ sie die Nadel ruhen, lehnte sich zurück, hob das neue Gewand empor und zupfte an dem Stoff.

Nun vermochte ihr Teut voll ins Angesicht zu schauen, und fiebernd heiß flog es durch seine Brust, als ihr liebes, zärtliches und blasses Gesicht vor ihm aufstieg.

Einmal war's ihm, als ob sie seiner ansichtig geworden sei, denn plötzlich wandte sie mit verändertem, ängstlichem, gleichsam gebanntem Blick ihr Auge gegen das Fenster, hinter dem er lauschte. Er trat unwillkürlich zurück und spähte aus dem tieferen Dunkel ins Gemach.

Hatte sie ihn gesehen? — Nein! Vielleicht war's einer jener seltsamen Ahnungsschauer, die uns erfassen können, wenn auch diejenigen weit von uns sind, mit denen wir uns — in blitzartiger Erinnerung — beschäftigen.

Einmal stützte Ange den Kopf und starrte sinnend vor sich hin, griff dann nach einem Bleistift und machte sich auf einem Blättchen Papier allerlei Notizen. Offenbar beschäftigte sie sich mit ihren Kindern, vielleicht stellte sie noch einmal deren Wünsche für die Weihnacht zusammen. Und dann begab sie sich abermals voll Eifer an die Arbeit, rührte fleißig die Hand und machte nur Pausen, um die Nähte mit dem Fingernagel nachzuglätten.

Ach, wer sie heute so sah und einst gekannt hatte! Ein Gefühl heißer Rührung mußte emporsteigen und sich verwandeln in Bewunderung.

Einmal über das andere strich Teut in starker Erregung den Schnurrbart. Wie lange stand er nun schon da, und doch flog ihm die Zeit wie eilende Sekunden. Es waren lebhafte Gedanken, die ihn beschäftigten. Er sah, was vor sich ging, und sah's doch nicht; denn während er den Blick hineintauchte, gingen zahlreiche Gedanken durch seinen Kopf.

Und nun bewegte Ange in leisem Frost den Oberkörper und strich, die Nadel fallen lassend, wiederholt über die ermüdeten Lider. Sie stützte den Kopf, starrte vor sich hin, sann und grübelte, bis endlich die Müdigkeit sie überwand und ihre Augen sich schlossen. Einmal blinzelte sie noch kämpfend auf, dann sank das Haupt tiefer und tiefer, und endlich saß sie regungslos da. Sie war eingeschlummert.

„Ange, Ange," murmelte der Mann in zärtlicher Bewegung, heftete noch einmal einen langen Blick auf die Schlummernde und verließ nun vorsichtig und fast erschrocken durch seine eigenen Schritte auf dem hartgefrorenen, knarrenden Erdboden, den Ort, an welchem er gesehen, was eine stumme, aber so beredte Sprache geredet hatte.

* * *

Am folgenden Tage schlich Ange — sie hatte durch einen Zufall erfahren, wo sie gegen Pfand ein Darlehen erhalten konnte — mit zagendem Herzen ins Versatzamt und verschaffte sich das Geld, dessen sie so dringend benötigt war. Sie hatte ihre goldene Uhr — ein kostbares Stück — hingegeben und befand sich sogar in der Lage, ihrem Nachbar die vorgeschossene Summe zurückzuzahlen. Sein zögernd gewährter Dienst brannte ihr wie Feuer auf der Seele, und sie fand keine Ruhe, bis sie die Summe in seine Hände zurückgelegt hatte,

„Wer seine Schulden bezahlt, verbessert sein Vermögen," sagte Putz, ohne eine Befremdung über den früher innegehaltenen Termin an den Tag zu legen, und entließ auch Ange ohne Nachfrage oder ein Angebot für andere Fälle.

An demselben Nachmittag machte sie sich auf den Weg, um Einkäufe zu machen, und Ben, der ihr Helfer und Vertrauter in allen Dingen geworden war, mußte sie begleiten. Als sie ziemlich wortkarg neben ihm herschritt, fragte er auch heute wieder, ob sie Kummer habe, und als sie ihm seine Besorgnisse durch eine fröhliche Miene zu nehmen suchte, war er glücklich, sah sie mit seinen tiefen Augen an und schmiegte sich fester an ihren Arm, den sie gefaßt hatte, als sei er ihr kleiner Kavalier.

Als Ange unterwegs noch einmal alles überrechnete und mit einem: „Du armer Kerl wirst wenig oder nichts erhalten!" bedauernde Worte gegen ihren Liebling fallen ließ, sagte der Knabe:

„Ich will gar nichts, ich brauche nichts, Mama!"

„Du bekommst auch wirklich nichts, mein lieber Junge, sei ohne Furcht!" bestätigte sie von neuem mitleidig. „Was ich dir zugedacht habe, ist etwas, das du dringend nötig hast und was ich dir gern besser gegönnt hätte!"

Am nächsten, dem letzten Abend vor dem Feste wollten Ange und Ben den Baum aufputzen. Heute saß sie noch mit fleißiger Hand und arbeitete an einem wollenen Halstuch für Jorinde, der es besser ging, die aber geschont und vor kalter Luft in acht genommen werden mußte.

Anges Gesicht war etwas fröhlicher; ein stiller, sanfter Zug lag in ihren Mienen. Was sie erreicht hatte, erfüllte sie wenigstens vorübergehend mit einer glücklichen Befriedigung, und nur eins drängte sich schwermütig in ihre Gedanken: daß das Fest ohne die beiden Freunde gefeiert werden würde. Sie gedachte auch Carlos', ihres Mannes, aber vornehmlich Teut trat in ihre Gedanken. Wo er wohl sein, wie es ihm gehen mochte, ob er ihrer gedenke? Sie seufzte tief auf. Eine verzehrende Sehnsucht nach ihm erfaßte sie. Sie verlangte nach seiner milden Stimme, nach seinem Blick, nach seiner Teilnahme, nach seiner — Liebe.

Ange sah nach der Uhr. Es schlug gerade zehn. Noch wollte sie aufbleiben, länger als gestern, wo sie zu ihrem Leidwesen dem Schlaf erlegen war.

Und gerade in diesem Augenblick vernahm sie draußen ein Geräusch an der Thür, und im nächsten wurde auch die Klingel gezogen. Überrascht, erschreckt wandte sie den Blick ins Freie. Das Mädchen war schon zur Ruhe gegangen, die Kinder schliefen. Sie begriff nicht, wer noch so spät Einlaß begehren könne. War's vielleicht sogar Schlimmeres?

Statt auf den Flur zu gehen, trat sie ans Fenster und spähte behutsam hinaus. Aber wie von einem Blitz getroffen, fuhr sie zurück, denn als sie den Vorhang verschob, sah sie unmittelbar neben der Mauer einen Mann, von dessen Gestalt sie nur die Umrisse zu erkennen vermochte, dessen Züge ihr aber in der Dunkelheit verschleiert blieben. Einen Augenblick! Dann faßte sie sich, drückte, ihre Bewegung zu dämpfen, die Hand aufs Herz und fragte mit künstlicher Fassung: „Wer ist da und was wird gewünscht?"

„Liebe Gräfin! Liebe Freundin! Ich bin's, Teut! Erschrecken Sie nicht! Soeben bin ich angekommen. Bitte, öffnen Sie. Verzeihen Sie dieses späte Eindringen."

Teut — so plötzlich — ohne Anzeige — in später Nacht? — Ange verlor den Atem, fast die Besinnung. Es war seine Stimme, dieselbe Stimme, die sie nun seit Jahren nicht gehört und bei deren Klang ihr Herz zu zerspringen drohte.

Noch einmal schaute sie hinaus, dann überwog ihr ahnendes Gefühl Bedenken und Furcht. Mit einem leisen, zitternden: „Ich komme — ich mache auf!" trat sie hinaus und öffnete.

Ja, es war Teut! Mit einem unterdrückten Schrei, totenblaß — und als er nun auf sie zutrat und ihre Hand ergriff — mit dem brennenden Rot der Erregung übergossen, stand sie da und ging, keines Wortes mächtig, ihm voran. Aber als sie nun das Zimmer erreicht hatte, als das Licht über seine Züge fiel, als die hohe, kräftige Gestalt vor ihr auftauchte, als dieser flehende und doch so ernste Blick aus seinen Augen sie traf, da folgte sie der unwillkürlichen Bewegung seiner Hände, trat zu ihm heran und lag plötzlich, sanft weinend, an seiner Brust.

Einige Augenblicke verharrten die beiden Menschen in jener stummen, inneren Bewegung, in der jeder Gedanke hinabtaucht in eine einzige Empfindung und Worte zu Thränen werden.

Dann aber faßte er sie und lehnte sie

sanft in einen Stuhl, beugte sich über sie und schaute ihr lange in die Augen.

„Das alles konnten Sie thun und ganz vergessen, daß Axel von Teut nur einen Lebenszweck auf dieser Welt hatte: Sie glücklich zu machen? Aber ich komme nicht, zu hadern, sondern Ihnen zu sagen, daß meine Sehnsucht zum Wahnsinn wurde, meine fiebernden Gedanken sich zusammendrängten in dem einzigen Wunsche: Sie endlich wiederzusehen! Und nun hören Sie mich an und unterbrechen Sie mich nicht. Wollen Sie?"

Leise zustimmend bewegte sie das Haupt, und ihre Augen hingen an ihm wie gebannt. Der alte mächtige Zauber von früher erfaßte sie, und als er nun mit seiner eindringlichen Stimme auf sie einsprach, vergaß sie Zeit und Stunde, hing an seinem Munde und verschlang jedes Wort, das über seine Lippen drang.

„Zuerst nochmals, liebe Freundin, vergeben Sie mir, daß ich, scheinbar mißachtend der Form und Sitte, in später Stunde bei Ihnen eindringe. Kaum eingetroffen, wollte ich mich wieder entfernen. Ich hatte Sie gestern wiedergesehen" (Ange sah überrascht und fragend empor) „und glaubte, daß ich meine verlorene Ruhe wiedergewinnen könne. Aber schon mit dem gelösten Billet in der Hand kehrte ich wieder um — und nur von dem einzigen Gedanken beherrscht, Sie zu sprechen, wirklich in Ihre Nähe zu gelangen, eilte ich, der ungewöhnlichen Zeit vergessend, bis an Ihr Haus. Nun stand ich vor der Thür, sah Licht und zögerte. Aber ich drängte dennoch alles beiseite und klopfte bei Ihnen an. Und jetzt sitze ich hier und habe nun endlich erreicht, wonach ich verlangt habe seit Carlos' Tode, was mein Recht war, liebe Freundin, aus einer Zusammengehörigkeit zwischen uns, wie menschliche Beziehungen sie kaum wieder aufzuweisen haben. Lassen Sie mich von vorn beginnen, damit ich Ihnen begreiflich mache, wie alles sich so gestalten mußte. Lassen Sie mich auch deshalb zurückgreifen, um Ihnen zu beweisen, daß es nichts gegeben hat, was ich in Ihrer Handlungsweise nicht verstand, nicht ehrte." Und mit bewegter Stimme rief er das Geschehene in ihr Gedächtnis zurück.

„O, wehren Sie mir nicht!" sagte er, als er ihre Erschütterung sah. „Weinen Sie nicht! Sind es noch Thränen des Zorns oder Thränen der Versöhnung? Ist's gar — darf ich es hoffen? — ein Beweis, daß ich Ihnen in diesem Augenblick die Genugthuung gab, nach der Sie verlangten? Ja, Ange? — Ich danke Ihnen. — Und nun hören Sie weiter!"

Teut machte eine kurze Pause, und dann sagte er, behutsam seine Worte abwägend und mit einer Zartheit, wie sie nur ihm eigen:

„Ich habe mir folgendes gedacht, liebe Ange: Sie überlegen, ob wir nicht an einem Orte gemeinsam wohnen können und uns — als alte Freunde — täglich sehen; ja, Ange, durch unseren Verkehr uns das Glück verschaffen, was uns neben dem Wohlergehen Ihrer Kinder noch auf Erden beschieden sein kann. Wenn ich sage ‚uns', so verzeihen Sie dieses Wort; ich hätte nur von mir sprechen sollen. Ich habe keinen anderen Wunsch, als in Ihrer Nähe zu leben und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Ihnen zugethan bin. Fürchten Sie keine aufdringliche Freundschaft, Ange; ich schwöre Ihnen zu, daß ich Ihre Ansichten und Absichten ehren werde wie ein Gottesgebot. Stimmen Sie zu!? Ist es nicht thöricht, daß wir, die wir schon zueinander gehörten, als wir uns zum erstenmal begegneten, uns voneinander abschließen wie Feinde? Sind wir nicht Freunde? Gingen Sie, wenn auch begreiflicherweise bei den furchtbaren Gegensätzen Ihres Lebens — nicht zu — weit, nicht zu sehr ins Extrem? Ist es nicht auch eine Größe, nehmen zu können? Mißverstehen Sie mich nicht! Wenn ich sprach, wünschte ich nur von den natürlichen Rechten der Freundschaft ein Wort fallen zu lassen; nicht Ihnen einen Vorwurf machen wollte ich, liebe Freundin. Mich zu entschuldigen wünschte ich. Ich ließ mich hinreißen von dem unbeschreiblichen Glück, das den Geber durchdringt

— ich fehlte; aber Sie gaben nicht einen Finger, um mir dieses Glück zu gönnen. — Ich habe nichts mehr zu sagen. — Nun, liebe Frau Ange?"

Er stand auf und faßte ihre beiden Hände, er suchte ihre verschleierten Augen und drängte sich mit seiner Seele zu der ihrigen. Und als dann plötzlich so viele Tropfen unter ihren Wimpern zuckten und aufblitzten, da wußte er, daß sie vergeben hatte, daß alles zwischen ihnen war wie ehedem.

* * *

Bevor Teut sich an dem eben geschilderten Abend von Ange trennte, erwirkte er auch Verzeihung für Tibet, der seit seiner Trennung von Ange bei ihm in Eder sich aufgehalten und ihn auch nach Eisenach begleitet hatte.

Aber Ange schloß kein Auge in dieser Nacht. So unvorhergesehen, so plötzlich war alles über sie gekommen, so mit einem Schlage waren alle Dinge verändert, daß sie sich wiederholt an die Stirn griff, ob's denn auch Wahrheit und kein Traum sei. Hastende, brennende Ströme jagten durch ihr Inneres. Die heiße Liebe zu Teut war von neuem in ihr aufgequollen wie ein drängender, stürmischer Frühling. Sie hatte ihn wiedergefunden und sollte ihn vielleicht wieder verlieren?

Als Ange am nächsten Morgen ihren Kindern mitteilte, Onkel Axel und Tibet seien wieder da und würden an dem Weihnachtsfest teilnehmen, erscholl lauter Jubel durchs Haus. Ben drängte sich an seine Mutter, als sie allein war, und forschte in ihren Augen. „O ja, ja, du bist fröhlich! Ich sehe es!" preßte er heraus und umhalste sie stürmisch. „Erzähle mir, Mama, weshalb Onkel Axel da, weshalb Tibet wieder zurückgekehrt ist!"

Aber Ange gab seinen Fragen keinen Bescheid.

„Ich weiß nicht, mein lieber Junge. Frage mich nicht, ich vermag es dir nicht zu sagen. Was zwischen uns lag, ist vergessen, und nun wollen wir uns des Wiedersehens freuen."

Einen rührenden Anblick bot es, als Tibet am Mittag zum erstenmal wieder die Schwelle des Hauses betrat. Ange war in der Küche, als der Jubel zu ihr drang. Als sie sich ihm näherte, machte er eine tiefe, unsichere Verbeugung und wartete, wie seine Herrin ihm begegnen würde.

„Willkommen, Tibet!" sagte Ange, trat auf ihn zu und legte tiefbewegt ihre Hand in die seinige. „Alles ist vergessen. Und" — hier brach es aus ihren Augen so heftig heraus, daß sich die Kinder unwillkürlich zurückzogen — „vergeben Sie — auch mir!"

„O, Frau Gräfin! Frau Gräfin!" stotterte der Mann, neigte sich herab und berührte ihre Hand.

Und der Festabend kam; Ange war aufgeblüht in ihrem Glück. Sanfte Rosen lagen auf ihren Wangen, und ihre Augen glänzten, als hätten Diamanttropfen Sonnenstrahlen aufgesogen.

Sie trug dasselbe Kleid — sie hatte es bewahrt und nun hervorgesucht —, das damals ihre Gestalt umschloß, als Teut Abschied nahm und in den Krieg zog.

Auch eine Rose hatte sie sich zu verschaffen gewußt, die nun aufgebrochen an ihrer Brust lag wie ein Symbol ihrer reiferen Schönheit.

Teut war wie gebannt, als sie ihm gegenübertrat. Für ihn hatte sie sich geschmückt, und der zarte Duft der Blüte drang berauschend auf ihn ein.

Ihm war's, als ob sie mit ihrer blendenden Erscheinung nicht in diesen Raum gehöre, ihm plötzlich gegenüberträte wie damals in der Villa, und alles sei wie ehedem.

Und nun wirkten auch alle anderen Dinge bestrickend auf ihn. Mit welcher anmutigen Sicherheit waltete sie im Hause, wie gut, aber wie verständig war sie mit ihren Kindern; das Zuviel, das leichte „Ja" waren abgestreift. Das Irrelose, Bewegliche, Hastige in ihrem Wesen war gewichen, ein sanfter Ernst umgab sie, der sie verschönte.

Und mit welcher zarten Rücksicht begegnete sie ihm selbst, mit welchem Takt

wußte ſie den Ausgleich zu finden zwiſchen dem Vergangenen und Heute. Alles, was jemals in ihm emporgeſtiegen war, ward zur brennenden Flamme. Saß er ihr auch ernſt und mit beſonnenem Ausdruck gegenüber, ſo ſchlug doch bebend ſein Herz; richtete er auch nur einen ſtillen Blick auf ſie, ſo hämmerten doch ſeine Pulſe, und einmal ballte er, abgewendet, die ſtarken Hände und riß ſich zurück aus der überwältigenden Qual, die ihm die Bruſt einſchnürte.

Und in dieſem Augenblick ſtieg's lebendig in ihm auf: er konnte ſie nicht miſſen, er konnte nicht mehr ohne ſie leben.

Und doch konnte, durfte er nicht ſprechen, und wenn ſeine Seele ſich teilte und wenn ſein Verzicht ihn zum Wahnſinn trieb.

Einmal traten die Kinder während des Abends ins Nebenzimmer und Tibet folgte ihnen. Da trat Teut an Ange heran.

„Wie ſchön ſind Sie, Ange!" ſagte er, ergriff ihre Hand und ſah ſie mit ſeinen tiefen, guten Augen an. Ange errötete wie ein furchtſames Mädchen, und ihre Handflächen zitterten in den ſeinen.

„Und wie gut, wie trefflich, wie unvergleichlich ſind Sie, liebe Freundin!" fuhr er leiſe fort und ſuchte ihren Blick.

Er ſprach's, und die Frau neben ihm zitterte. Durch ihr Inneres zogen Feuerſtröme und drohten ſie zu verzehren. Nun kam Ben; ſie wichen voneinander. In dem bleichen Angeſicht des Knaben blitzte es auf. Er ſah überraſcht auf ſeine Mutter und auf Teut. Ahnte ihm etwas? Einen Augenblick ſtand er wie erſchrocken, dann aber glühte es in ſeinen dunklen Augen, und mit einer unwillkürlichen raſchen Bewegung — gab's ihm ein Gott ein, oder wußte er ſelbſt nicht, was er that? — eilte er auf beide zu, ergriff ihre Hände und neigte einmal ſein blondes Haupt auf die ſeinige und dann auf Anges zitternde Finger.

„O, wie ich euch lieb habe!" haſtete es aus des Knaben Bruſt. Und da neigten ſich auch unwillkürlich Ange und Teut hernieder und berührten in ſtarker Rührung ſein blondes Haupt.

Aber auch ihre Wangen ſtahlen ſich aneinander, und der Liebesgott ließ zwei Flammen emporſteigen, die zuſammenſchlugen in heiliger, feuriger Lohe.

Es ſchlug durch ihr Inneres: das Schickſal war's, das ihre Hände durch den Knaben verband, durch den ſtolzen, herrlichen Knaben mit ſeiner heißen Seele. Er legte ihre Hände ineinander für immerdar.

„Ange!" flüſterte Teut kaum hörbar und nicht mehr mächtig ſeiner Empfindungen. Und „Teut!" tönte es zurück wie in einem erſterbenden und doch eine Welt umfaſſenden Laut.

Am Tannenbaum nebenan brannten noch die Lichter. Der feine Duft der Nadeln und des Wachſes durchwehten den Raum in ihrer belebenden Miſchung. Es war ja Weihnacht — Weihnacht, das Feſt der Freude! Drinnen ertönte das fröhliche Lachen der Kinder, dazwiſchen ertönte Tibets rauhere, aber gütige Stimme. O, welch ein Augenblick, welch eine Empfindung!

Und da waren auch die beiden Menſchen, die ſchon ſo lange füreinander beſtimmt waren, nicht mehr mächtig ihrer Gefühle.

Wie ein Sturmwind brauſte es durch Teuts Bruſt, wie ein Kind hob er Ange empor, und ſie umſchlangen ſich mit ihren zärtlichen Liebesarmen, um ſich zu halten fürs ganze Leben.

Reinhold Begas.

Die Künſtlerfamilie Begas.

Von

Ludwig Pietſch.

II.

Drei Jahre nach Oskars Geburt, am 15. Juli 1831, war ſein Bruder Reinhold im Hauſe auf dem Karlsbade zur Welt gekommen. Als Taufpaten des Knaben, der aus einem Paar ganz wunderſamer großer blauer Augen um ſich blickte, haben die drei berühmteſten Bildhauer Berlins in jener Zeit, der alte Gottfried Schadow, Chriſtian Rauch und Wichmann, fungiert und dem Kinde anſcheinend einen Künſtlerſegen mitgegeben, der ſich kräftiger und wirkſamer bewieſen hat als mancher geiſtliche und väterliche.

Reinholds Beruf zur plaſtiſchen Kunſt manifeſtierte ſich mit aller Entſchiedenheit ſchon in ſo früher Jugend, wie der ſeines Bruders Oskar zum Zeichnen und Malen. Wie ſeine Mutter mir oft erzählt hat, war er ſieben Jahre alt, als er die Eltern zuerſt durch die Bilder von Tieren frappierte, die er nach den draußen auf der Straße geſehenen aus Thon und Wachs knetete. Wichmann, ſein Pate, ein Verwandter ſeiner Mutter, gab dem Knaben den erſten Unterricht in der Technik des Modellierens und der Bildhauerei. Für eine kurze Zeit hat er ſpäter noch in Rauchs Werkſtatt gearbeitet. Dieſe Studien unterbrach während eines Jahres

der Militärdienst des jungen, hochaufgeschossenen, in jeder körperlichen Übung und Geschicklichkeit ausgezeichneten Künstlers in der Garde-Infanterie. In seinen ersten zwanziger Jahren trat er dann mit dem ersten fertig in Marmor durchgeführten Werk seiner eigenen Erfindung hervor, der Gruppe halblebensgroßer Gestalten „Hagar und Ismael".

Von überschäumender Jugendkraft und ungebändigter Genialität offenbart sich in diesem Erstlingswerk kaum irgend etwas. Freilich ist es ebenso frei von akademischer Schablonenhaftigkeit, von Leere, Langweiligkeit und theatralischem Wesen. In der ganzen Gestaltung ist noch etwas knospenhaft Gebundenes. Aber überall erkennt man Wahrheit und Aufrichtigkeit der Empfindung, liebevolles Naturstudium, eine bereits sehr entwickelte Kunst der plastischen Darstellung, vor allem eine künstlerische Individualität, die sich nicht in der Nachahmung eines Meisters und der Wiederholung des tausendfach schon Dagewesenen befriedigen mag. Im Jahre 1854 modellierte Reinhold Begas eine zweite Gruppe: „Psyche, die sich mit der Lampe in der Hand über den schlafenden Cupido beugt." Der lebhafte Sinn für die Schönheit des weiblichen Körpers und die Grazie seiner Bewegungen tritt in diesem anmutigen Werk bereits deutlich zu Tage. Zur Ausführung des Modells in Marmor im Auftrage des Herrn v. Oppenheim in Köln begab Begas sich 1855 nach Italien.

Der dreijährige Aufenthalt daselbst, die mächtigen Eindrücke der italienischen Kunst der großen Epochen, der Antike, wie der Werke des Michelangelo, des Donatello, des Giovanni da Bologna, des Sansovino und der anderen Meister der Renaissance, und nicht minder der Eindruck der italienischen Natur brachten sein großes Talent rasch zur Reife und führten ihn zur Erkenntnis seines eigensten Berufs. In Rom concipierte und modellierte er jene lebensgroße Gruppe, welche für sein ganzes Dasein entscheidend werden sollte: „Pan, die verlassene Psyche tröstend", nach der bekannten Schilderung im Märchen des Apulejus. Das 1858 im Gipsmodell vollendete Werk brachte Begas im September desselben Jahres nach Berlin zur akademischen Ausstellung.

Die Wirkung entsprach durchaus der Bedeutung dieser Schöpfung. Neben dieser Gruppe erschienen die meisten der dort ausgestellten plastischen Werke eben als Gips und Stein, während Begas' Gestalten warmes Leben atmeten. Ein anderes neues fremdes Element trat in den geschlossenen Kreis der gewohnten Bildungen nicht nur der Berliner Schule ein. Ähnliches, wie der tyrannische Alleinherrscher der klassischen Schule der französischen Malerei, David, beim Anblick des Bildes von Eugène Delacroix „Die Barke des Dante" im Pariser Salon von 1822, dieser ersten epochemachenden künstlerischen Lebensäußerung der Romantiker, empfunden hatte, als er ausrief: „D'où vient-il? Je ne connais pas cette touche-là!" mochte gegenüber jener Pan- und Psychegruppe manchem Meister und Gesellen der Rauchschen Bildhauerschule durch die befremdete, erstaunte und vielleicht auch erschreckte Seele gezogen sein. Unter der Sonne Italiens war die Knospe gesprengt; frei entfaltet erschien hier zum erstenmal die herrliche Blüte dieses bildnerischen Genies in ihrer frischen, ureigenen Schönheit. Der alte bocksfüßige Waldgott sitzt, bequem zurückgelehnt, auf einem Felsblock, den bärtigen Kopf leicht auf die breite Brust gesenkt und das Gesicht der lieblichen Mädchengestalt zugewendet, zu der er dringend und väterlich freundlich, seine Worte mit lebhafter charakteristischer Finger- und Handbewegung begleitend, zu sprechen scheint. Diese Gestalt Psyches aber, bis zur Hüfte nackt, sitzt so unbefangen, wie auf einem weich bemoosten Stein, auf dem zottigen Ziegenfell seiner Schenkel, die Füße zurückgezogen und übereinander geschlagen, den zartblühenden Oberkörper in einer Haltung voll halbkindlicher Scheu gerade aufgerichtet, die linke Hand im Schoß, die rechte zum Haupt erhoben, als wollte sie

eine Thräne trocknen, das holde Haupt betrübt gesenkt — ein rührendes und liebliches Bild der Trauer eines armen jungen Mädchenherzens um entschwundenes Glück und eigene Schuld.

Hier erschien die Natur einmal ohne die gewohnte Schulbrille angeschaut. Eine ganz exceptionelle bildnerische Kraft hatte den anmutigen Traum einer glücklichen Phantasie, den Thon gestaltend und beseelend, in wahrhaft lebenschwellenden Gebilden verkörpert, in diesen zwei prächtig kontrastierenden Körpern, des knorrigen, muskelfesten, sehnigen waldursprünglichen Pan und des jugendzarten, frisch erblühten, anmutreichen Mädchens.

Dem jungen Künstler wurde die zweite goldene Medaille zuerkannt. Aber auf reale Früchte seines großen Erfolges hatte er noch lange vergebens zu warten. Trotz alles Beifalls, welcher seinem Werk gespendet wurde, fand sich in den nächstfolgenden Jahren noch immer nicht einer, dessen Freude daran ihn bestimmt hätte, die Ausführung in Marmor oder Bronze zu bestellen. Der einzige größere Auftrag, welcher Begas zu teil wurde — und auch der erst im folgenden Jahre —, war der zu einer Arbeit der dekorativen Skulptur: die in Sandstein auszuführende Kolossalgruppe, welche den Mittelteil der damals von Hitzig erbauten neuen Börse zu Berlin krönen sollte: Borussia als Schützerin des Handels und der Gewerbe.

Aus der ganzen Komposition und Formengebung dieser Gruppe las man unschwer ein künstlerisches Glaubensbekenntnis heraus, welches noch einen viel lebhafteren Widerspruch bei den Bildhauern, Architekten und Ästhetikern der damals bei uns herrschenden Schule erwecken mußte, als ihn die Pan- und Psychegruppe hervorgerufen hatte. Die Fesseln, welche die dekorative Plastik seit dem Niedergange des Rokoko gebunden gehalten hatten, waren hier rückhaltlos gesprengt. Bis auf die Zeit des gewaltigen Andreas Schlüter mußte man zurückgehen, um symbolische Männer- und Frauengestalten von ähnlicher Mächtigkeit und Kühnheit der Bildung und der Bewegung als Schmuck der Architektur gemeißelt zu sehen. Eine so originale Kraft wie diese läßt sich durch solchen Widerspruch, solche Befehdung, die sich bis zu einer Art von ästhetischer In-die-Achterklärung steigerte, nicht irre machen. Eine zu der Ausstellung des Jahres 1860 gelieferte neue Gruppe von Begas, eine Faunenfamilie, war die Antwort auf jene Angriffe. Ein schönes junges Weib läßt ihren kleinen nackten Buben, den sie über ihr Haupt erhoben hat, auf ihren Schultern zum Klange der Pansflöte tanzen, welche der auf etwas niedrigerem Felsblock sitzende Vater Faun spielt und eben nur abgesetzt hat, um mit herzlicher Lust zu seinem derben Sprößling da über ihm aufzublicken. In der Bewegung viel stürmischer, geht diese Gruppe auch in der naturalistischen Derbheit, Freiheit und Kühnheit noch wesentlich über die Pan- und Psychegruppe hinaus.

Zwei Jahre zuvor hatte Großherzog Karl Alexander von Sachsen im klassischen Weimar jene Schule der bildenden Künste begründet, für welche man in Deutschland und im Auslande gerade solche Lehrkräfte zu gewinnen strebte, deren Talentrichtung von den gewohnten, herkömmlichen Geleisen abwich. Pauwels der Belgier, Böcklin, Lenbach, diese beiden letzteren damals in Deutschland noch ziemlich unbekannte Größen, von deren überragender Begabung die intimeren römischen Freunde und Studiengenossen desto größere Wunderdinge zu erzählen wußten, hatten den Ruf an diese neue Kunstschule zu Weimar angenommen. Was den jungen Professoren dort in Aussicht gestellt wurde, hatte viel Verlockendes. Auch Reinhold Begas folgte der an ihn ergangenen Einladung des Großherzogs um so lieber, als er jene von ihm vor allen anderen deutschen Künstlern verehrten Freunde dort wiederfand, sie, mit denen verwandte künstlerische Anschauungen, Überzeugungen und Bestrebungen ihn bereits während jenes römischen Aufenthaltes

innig verbunden hatten. Freilich mußte er ſich bald überzeugen, daß in Weimar die erſten Vorbedingungen für das Erblühen einer Bildhauerſchule gänzlich mangelten. Zudem konnte ſchwerlich eines Künſtlers Perſönlichkeit weniger dafür geſchaffen ſein als die ſeine, in dem Boden dieſer kleinfürſtlichen Reſidenz Wurzel zu ſchlagen und in der Luft dieſes ob auch noch ſo kunſtfreundlichen Hofes zu gedeihen. Nur zwei Jahre hat Begas dort ausgehalten. Jene ihm befreundeten Maler duldete es nicht einmal ſo lange in ihrer dortigen Stellung. In Ermangelung von direkten Aufträgen für plaſtiſche Werke beteiligte ſich Begas in Weimar eifrig an den Konkurrenzen, die damals für deutſche Künſtler ausgeſchrieben wurden: an der um das in Berlin zu errichtende Schillerdenkmal und das Monument für Friedrich Wilhelm III. zu Köln am Rhein. In den für beide Denkmale von ihm gelieferten Skizzen offenbarten ſich ſein Sinn und ſein Talent für monumentale Bildungen in

Die Lyrik. Marmorfigur am R. Begasſchen Schiller-Denkmal in Berlin.

ihrer ganzen originellen Größe. Und ebenſo die ſchöne Freiheit von der Beherrſchung durch die hergebrachte Schablone. Die Skizze für das Kölner Königsdenkmal zeigt die Reiterſtatue des vom Hermelinmantel umwallten, mit dem Lorbeer gekrönten Monarchen auf verhältnismäßig niedrigem Sockel, an deſſen vier Ecken im ganzen acht paarweis geordnete gewaltige nackte Männergeſtalten, die Repräſentanten der damaligen acht Provinzen des Landes, in prächtig bewegten Stellungen die vortretende Plinthe ähnlich wie einen Schild auf ihren Häuptern und Schultern ſtützen. Symboliſche Reliefs idealen Stils von ſchwungvoller Schönheit ſchmücken zwei Seiten dieſes Sockels,

Die Tragödie. Marmorfigur am R. Begasſchen Schiller-Denkmal in Berlin.

der ſich auf einem Unterbau mit weit ausladenden Stufen erhebt. Auf den vorſpringenden und abgeſchrägten vier Ecken desſelben ruhen vier Löwen, jeder Waffentrophäen, Mörſer, niedergeworfene Feldzeichen ꝛc. zwiſchen den Pranken haltend.

Diese grandios concipierte Konkurrenzskizze hatte ein eigentümliches Schicksal. Die Jury konnte sich gegen das überragend Große und Außerordentliche darin nicht verschließen. Sie erteilte Begas den ersten Preis. Aber sie wählte zur Ausführung die der herkömmlichen Art solcher modernen Reiterdenkmal-Komposition entsprechendere Skizze Gustav Bläsers.

Mit dem Entwurf eines Schillerdenkmals für Berlin schlug Begas in der Konkurrenz (1862) ebenso alle seine Mitbewerber aus dem Felde. Die Originalität und monumentale Großheit der gesamten Komposition war zu imponierend. Freilich wurde der Sieg von einer starken Partei in der Jury wie im Publikum heftig bestritten. Begas wurde aufgefordert, eine andere Skizze zu entwerfen, in die engere Konkurrenz mit Siemering zu treten. Auch in dieser trug er den Sieg davon, trotzdem er sich zu manchen Abweichungen von der ersten Skizze, die ebenso viele Abschwächungen des kühnen und großen ersten Wurfes waren, nur sehr widerstrebend bequemt gehabt hatte. Sehr vernünftigerweise kehrte er bei der Marmorausführung im großen denn auch, soweit es sich um die Komposition des Postaments mit seinen halbrunden Brunnenbecken, seinen herrlichen sitzenden symbolischen Frauengestalten, Tragödie, Lyrik, Philosophie und Geschichte, und den mehrstufigen Unterbau handelte, einfach zu der ersten Skizze zurück. Nur die Statue Schillers selbst wurde eine andere im Motiv der Stellung wie der Draperie; und sie gerade ist nicht eben der glücklichste Teil des ganzen Werkes. Die überzeugende plastische Verkörperung der geistigen Individualität einer geschichtlichen Gestalt, deren Bedeutung in ihren litterarischen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Thaten liegt, ist nicht die Hauptstärke dieses eminenten Meisters, wie vollendet, wie unübertrefflich er auch in seinen nach der Natur modellierten und gemeißelten Bildnisköpfen den Charakter und das innere Leben der Persönlichkeit wiederzugeben erreicht.

Der in gesunder Schönheit prangende, ruhende oder durch die natürlichen Leidenschaften bewegte menschliche Körper gilt ihm immer als die erste und höchste Aufgabe der plastischen Kunst. Bei Monumenten aber ist ihm der Aufbau des Ganzen, seine Silhouette, die Disposition der Massen mehr und wichtiger als die Porträtstatue der zu verherrlichenden Persönlichkeit.

Man entsinnt sich, welche Verzögerungen und Verschleppungen die Ausführung und dann die Aufstellung und Enthüllung des Schillerdenkmals zu erfahren gehabt hat. Erst im November 1871 durfte das dasselbe verbergende Bretterhaus fallen.

Begas hatte sich im Januar 1864 vermählt und genoß das erste Jahr seiner jungen Ehe in Rom. Dort entstand die lebensgroße Gruppe, in der man versucht ist, einen Abglanz jenes Glückes zu erkennen, dessen er in der ewigen Stadt teilhaftig wurde. Das anakreontische Gedicht von der Verletzung Amors durch den Stich einer Biene gab das Motiv dieser Komposition. Begas bildete den kleinen Liebesgott als einen derben, nackten, krausköpfigen Buben mit kräftig entwickelten Gliedern, der in einer Haltung von köstlicher drolliger Naivetät auf seinen Füßchen dasteht, mit wehleidigem, weinerlichem Ausdruck in dem vollwangigen Gesicht, den am Handgelenk vom Bienenstich verletzten linken Arm und das Händchen mit ausgespreizten Fingern gerade ausstreckend, während er mit der Daumenseite der kleinen Rechten in einer Bewegung von vollendeter Naturwahrheit darüber hinstreicht, als wollte er Wunde und Weh damit fortwischen. So wenig wie dieser prächtige kleine Bube erscheint auch seine schöne göttliche Mutter nur von Ambrosia genährt. Eine zu süßer, reifer Fülle erblühte Frauengestalt, welche der lieblichste Kopf krönt, sitzt sie auf dem Felsen neben dem Knaben, beugt sich zu ihm, so daß seine Locken ihre Wangen streifen, hebt mit der Rechten zärtlich sein auf die Brust gesenktes Kinn, während sie ihn mit dem linken Arm umschlingt.

Diese Vermenschlichung der Göttin und des Gottes der Liebe, diese Formenfülle, dies warme pulsierende Leben in beiden Gestalten zog damals das kritische Anathema auf ihres Bildners Haupt herab. Man war eben zu sehr gewohnt, in allen Bildwerken, welche ihren mythologischen Namen durch die möglichst geringe Verhüllung der nackten Formen rechtfertigten, jenes Maß eingehalten und jene Muster immer und immer wieder mit geringen Abweichungen nachgebildet zu sehen, welche in den verhältnismäßig so wenigen geretteten Resten antiker Skulpturen uns überkommen sind. Reinhold Begas weiß diese nach ihrem ganzen Wert zu würdigen und zu schätzen. Aber ihm gilt „die Natur als aller Meister Meister". Wie sie es für jene Alten gewesen, ist sie auch für ihn die Quelle aller Belehrung und ihr Studium die wahre hohe Schule. Die Begeisterung für das Lebendige reißt ihn hin und oft genug über die Ruhe und schlichte Größe der Form hinaus. Aber in dem Leben, das er dieser einzuhauchen versteht, liegt gerade der besondere Vorzug, den seine Schöpfungen vor der großen Mehrzahl auch jener modernen voraus haben, die man bis dahin als die edelsten und mustergültigsten Meisterwerke pries.

Ununterbrochen gingen seitdem, auch während der Jahre, in denen Begas an der Marmorausführung des Schillerdenkmals arbeitete, immer neue bildnerische Schöpfungen aus seiner Werkstatt hervor, Erzeugnisse der freien, schönheitstrunkenen Phantasie, die nicht erst der Auftrag eines Bestellers ins Leben rief. So entstanden in jener zweiten Hälfte der sechziger Jahre die lebensgroße Gestalt der nackten Frau, welche, dem Bade entstiegen, Haupt und Oberkörper hinabneigend, das rechte Bein unterhalb des Knies mit einem Tuche trocknet; die halblebensgroße Gruppe des bocksfüßigen Faun, welcher den ihm im Schoß sitzenden kleinen Knaben väterlich freundlich im Flötenspiel unterweist; die Brunnenstatue des nackten Knaben, der aus einer auf seinem Haupt gehaltenen Urne das Wasser über Antlitz und Brust hinabrieseln läßt; das sitzende junge Weib, das seinen kleinen nackten Buben in ihrer Mutterwonne mit beiden Händen über dem zurückgeworfenen schönen Haupt schwingt; die beiden Marmorreliefs Venus mit den Tauben, nach denen ein Amorette die Händchen ausstreckt, und Ganymed, der einen Amoretten aus schlankem Weinkruge trinken läßt. Zu Ende dieses Jahrzehnts aber, während eines abermaligen Aufenthaltes in Italien, modellierte Begas jene später von ihm in Marmor gemeißelte Gestalt, die in der Lebendigkeit wie in der liebevollen Durchführung ihrer prächtigen Formen auch das beste bis dahin von dem Meister in dieser Art Geleistete überbot: Dem Bade entstiegen, auf niedrigem Sitz ruhend, hat sie, erschreckt durch den Schritt oder den Blick eines Lauschers, das Gesicht zurückgewendet und sucht ihre hüllenlose Schönheit durch das über den Rücken geworfene Tuch zu verbergen, mit dem sie ihre Glieder zu trocknen im Begriff war. 1873 erschien dies Meisterwerk in der Kunsthalle der Wiener Weltausstellung und fand die verdiente allgemeine und uneingeschränkte Bewunderung, durch welche Begas bisher nicht eben verwöhnt worden war.

Wie die männliche Gestalt in der Kraft ihrer elastisch gespannten Muskeln, die weibliche in ihrer reizenden Fülle und Schlankheit, ihrer Üppigkeit und Zartheit, so ist auch der kindliche Körper jederzeit für Begas ein Lieblingsgegenstand der Darstellung gewesen. Wie wenige neben ihm hat er die Kindernatur in allen Lebensäußerungen studiert und in ihrem naiven Reiz plastisch zu bilden verstanden. Die prächtigen Knabenfiguren in den hier bereits erwähnten Gruppen beweisen das zur Genüge. Aber groß auch ist die Zahl solcher Bildwerke von seiner Hand, in welchen nackte Kindergestalten ausschließlich die Elemente der Komposition bilden. So der barocke Kandelaber für das Treppenhaus des Flures eines im Rokokostil durchgeführten Berliner Privathauses: ein

Palmenbaum von nackten Buben umklettert und umkränzt. So die Kindergruppen, welche die Rubenſche Villa im Berliner Tiergarten krönen, Muſik und bildende Kunſt ſymboliſierend. So jene ausgedehnte, ganz maleriſch behandelte Reliefmeißelnd, leſend, jagend und fiſchend ꝛc. Ein großartiges plaſtiſches Werk, deſſen bereits ziemlich weit vorgerückte Marmorausführung leider nie zur Vollendung gelangt iſt, zeigt Begas auch als Kinderbildner in ſeiner ganzen Stärke: das

Venus und Amor. Marmorgruppe von Reinhold Begas.

frieskompoſition, mit welcher Begas die Faſſade ſeines eigenen Hauſes in der Stülerſtraße ſchmückte: nackte Kinder in der ernſthaft drolligen Nachahmung aller jener Thätigkeiten und Spiele, welchen der Künſtler ſelbſt eine beſonders paſſionierte Vorliebe widmet, Muſik machend, Grabmal für den früh verſtorbenen Sohn des bekannten Dr. Strousberg, mit welchem letzterer noch in den Tagen ſeiner finanziellen Größe den von ihm aufs höchſte geſchätzten Meiſter beauftragte. Der Sturz des großen Finanzmannes, der Verluſt ſeiner Millionen trat während der Arbeit

an dem Werk ein und ſetzte derſelben leider ein vorzeitiges Ziel. Es iſt ein Sarkophag, auf welchem die mehr als lebensgroße Geſtalt des jugendlichen Toten unter prächtig drapierter Decke hingeſtreckt ruht. Eine neben ſeinem Pfühl auf dem Lager ſitzende herrliche weibliche Geſtalt ſtützt das zurückſinkende Haupt, auf das ſie mit dem Ausdruck tiefer Trauer ihre Blicke ſenkt, und die eine Hand des Entſeelten mit ihren Händen. Zwei köſtliche nackte Putten, an die hinterlaſſenen beiden Kinder erinnernd, nähern ſich dem Fußende des Lagers und tragen Blumen und Laubzweige herbei, mit denen ſie den Katafalk ſchmücken.

Immer mächtiger entfaltete ſich in den ſiebziger Jahren die bildneriſche Kraft unſeres Meiſters, und der Widerſtand ſowohl „der ſtumpfen Welt“ als der offiziellen Leiter unſerer Kunſtangelegenheiten, der Kunſtgenoſſen ſowohl als eines Teils der kunſtgelehrten Kritik, war allmählich vollſtändig beſiegt. Die jüngere Bildhauer-Generation wendete ſich ihm mit Begeiſterung zu und verehrte ihn als den Meiſter der Meiſter. In dieſen ſiebziger Jahren meißelte er die Statue des geldzählenden Merkur für die Berliner Börſe, der bald eine Darſtellung desſelben beſchwingten Gottes in einer ganz anderen, bewegteren und poetiſcheren Aktion folgen ſollte: jener Merkur von gewaltigem Gliederbau, der Götterbote, welcher ſich eben anſchickt, die zarte Geſtalt Pſyches als leichte Laſt auf ſeine Schulter nehmend, ſich ſtürmiſchen Fluges mit ihr von dem

Merkur und Pſyche. Marmorgruppe von Reinhold Begas.

Felſen, an dem die beflügelten Sohlen noch haften, vorwärts und hinauf in die Lüfte zu ſchwingen. Im reizenden Gegenſatz zu des Gottes muskelſchwellender Geſtalt, deren Mächtigkeit freilich nirgends den Eindruck einer den Schwung lähmenden plumpen Schwere macht, ſteht der

feine graziöse, von leichten Gewändern im Sturm umflatterte Körper Psyches, welche voll holder mädchenhafter Scheu die zarte Brust an die Schulter des Gottes schmiegt, während er, das Haupt zu ihr zurück- und hinaufgewandt, erhobenen Armes ihre Hände erfaßt, die sich vertrauensvoll in die seinen legen. Bekanntlich ist diese Gruppe im Auftrag der Nationalgalerie von Begas in Marmor ausgeführt worden und bildet seit Jahren schon nebst seinen Marmorbildnissen Adolf Menzels und des Feldmarschalls Grafen Moltke den köstlichen Schmuck der Skulpturenabteilung dieses Museums der neuen deutschen Kunst. Die Gegensätze kraftstrotzender, sehniger männlicher Gestalt mit jugendschöner weiblicher in einer Gruppe zu vereinigen — diese selbstgewählte Aufgabe hat Begas in den folgenden Jahren noch zweimal in gleich eigenartiger Weise und mit gleicher Genialität und bildnerischer Meisterschaft gelöst. Das geschah in der kolossalen Gruppe: Der Raub der Sabinerinnen, und in der nach dieser vollendeten: des liebenden Centauren, welcher, seine Hand zum Steigbügel machend, ein schönes junges Weib auf seinen Rücken hebt. In der ersteren Gruppe sind beide Gestalten in leidenschaftlich heißem Ringen miteinander dargestellt, im Kampf der wilden Begierde mit dem verzweifelten Widerstreben. Dies junge Weib, welches der Räuber, plötzlich hervorbrechend, mit dem sehnigen rechten Arm quer um den Leib oberhalb der linken Hüfte gepackt und über seinen rechten Schenkel geworfen hat, um mit ihr davonzueilen, meint es ernst mit ihrem Widerstande. Sie stößt den Gewaltthätigen mit aller Kraft, welche ihr der Abscheu giebt, von sich, mit der Rechten seinen Hals packend, während die Finger der Linken vergebens seine Rechte von ihrem Körper zu lösen suchen. Sie denkt nicht daran, wie die Geraubte auf Giovanni da Bolognas weltberühmter Gruppe, eine schöne Pose zu machen. Aber dieser Ernst und diese Wahrhaftigkeit im Ausdruck der Leidenschaften thun der Großartigkeit des Aufbaues der ganzen Gruppe keinen Eintrag. Die Durchführung aller Einzelformen dieser kühn bewegten Gestalten ist übrigens so bewundernswürdig wie die Bewegung derselben und die Gesamt-Komposition. Das Werk ist, von Gladenbeck in Bronze gegossen, von dem rheinischen Fabrikanten und Kunstsammler Herrn Kastanjen erworben.

Adolf Menzel. Marmorbüste von Reinhold Begas.

Die zweite dieser beiden Gruppen hat nichts von jenem leidenschaftlichen Ungestüm. Vertrauensvoll und mit offenbarem Behagen nimmt das schöne Weib den ihm von dem galanten Centauren dargebotenen lebendigen Sitz auf seinem Rücken zum Ritt an und hebt sich, mit der Linken auf die Kruppe des Pferdeleibes gestützt, mit der Rechten die Hand des Halbmenschen ergreifend, mit dem rechten Fuß in die herabgesenkte linke Hand desselben tretend, zu ihm hinauf. Sein halb tierisches, zu ihr zurückgewendetes Antlitz drückt in voller Urwüchsigkeit die zärtliche Wonne aus, welche ihm durch Nerv und Adern rinnt im Gefühl der süßen Last. Auch hier

schwelgt die Bildnerkraft und -Lust des Meisters wieder wahrhaft in der Modellierung der weichen, schlanken und doch üppigen Formen der weiblichen Gestalt und der derben, knorrigen, muskulösen und sehnigen der menschlichen wie der tierischen Hälfte des liebenden Monstrums.

Schon aus der Art der Gegenstände, welche wir Begas jedesmal wählen sehen, wo die Bestimmung darüber nur allein bei ihm lag, läßt sich leicht schließen, daß seiner innersten künstlerischen Natur nichts ferner liegt als die moderne Denkmalsbildnerei herkömmlichen Stils, mit deren Erzeugnissen unseren großen Männern und unseren städtischen Plätzen nur zu oft ein gleich schlechter Dienst erwiesen wird. Als in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die deutschen Bildhauer eingeladen wurden, Konkurrenzskizzen für die Denkmale einzusenden, welche den Brüdern Alexander und Wilhelm v. Humboldt in Berlin vor der Universität errichtet werden sollten, lieferte auch Begas zwei Modellskizzen dazu. Sie zeigten den vollständigen Bruch mit jener Form des Monuments für berühmte Geistesgrößen, wie sie bei uns bereits kanonisch geworden ist. Die Gestalt moderner Gelehrter in den künstlerisch schlechthin unbrauchbaren Trachten unseres Jahrhunderts ist kein der plastischen Kunst würdiger Gegenstand. Für die geistige Bedeutung der zu verherrlichenden Männer ist diese Gestalt wesenlos. Jene prägt sich sinnlich doch nur in ihren durchgeistigten Köpfen aus. In dieser ganz richtigen Erkenntnis verzichtete Begas darauf, Porträtstatuen der berühmten Brüder zu bilden. Er setzte ihre Büsten auf hermenartige Postamente und gruppierte um diese auf den breiten Stufen des Sockels einige nackte oder ideal bekleidete jugendlich männliche, weibliche und kindliche symbolische Gestalten, die hier an dem Piedestal lehnen, dort dasselbe mit Kränzen schmücken beziehungsweise den Lorbeer zur Kränzung der Büste erheben; Gestalten von so hoher, reiner, ruhevoller Schönheit, daß die nach diesen Skizzen ausgeführten Denkmäler der originellste und stolzeste künstlerische Schmuck der Reichshauptstadt geworden wären. Aber wie lebhaften Enthusiasmus diese Entwürfe auch bei den Urteilsfähigsten erweckten, das alte Vorurteil und die Macht der Gewohnheit waren bei denjenigen, welche hier zu entscheiden hatten, nicht so schnell zu brechen. Die Skizzen wurden nicht zur Ausführung gewählt, der Entwurf des hochbegabten Bildhauers Otto in Rom zum Denkmal Wilhelms v. Humboldt, der hier, in der Tracht vom Anfang dieses Jahrhunderts im Lehnsessel sitzend, auf

Adalbert Begas.

mit symbolischen Reliefs geschmücktem vierseitigem Sockel dargestellt war, wurde zur Ausführung im kolossalen Maßstabe bestimmt. Reinhold Begas aber wurde eingeladen, in ähnlichem Arrangement das Denkmal für Alexander v. Humboldt auszuführen. Überraschenderweise hat er diesen Auftrag übernommen. Das von ihm dem entsprechend komponierte, gegenwärtig vor der Universität als Gegenüber des Ottoschen Denkmals aufgestellte Marmormonument Alexanders verleugnet zwar in seiner Statue des sitzenden Gelehrten wie in den symbolischen Flachreliefs seines Postamentes nicht die Meisterschaft seines Urhebers, aber ebensowenig jene innere Lustlosigkeit, mit welcher auch ein solcher Arbeiten ausführen wird, die ihm im Grunde contre cœur sind.

In diese Verlegenheit ist Begas seitdem zum Glück nicht wieder geraten. Was er von da ab bis zu diesem Augenblick modelliert und gemeißelt hat, das entsprach seiner innersten künstlerischen Überzeugung und seinem Wollen. Ich nenne die prachtvolle symbolische weibliche Kolossalstatue des „Reichtums" für den großen Saal des Reichsbankgebäudes zu Berlin; die Statuen der beiden römischen sitzenden Krieger für die unteren Geländerpfosten der großen Freitreppe im Lichthof des zum Waffenmuseum und zur Ruhmeshalle der preußischen Armee umgewandelten Berliner Zeughauses; die Flachreliefs, Landheer und Marine symbolisierend, in den Frontflächen dieses Treppenbaus; die majestätische Gestalt der gerüsteten, auf das Schwert gestützten Borussia, eine seiner schönheits- und hoheitsvollsten Schöpfungen, deren Marmorausführung in kolossaler Größe (cirka 6 m hoch) er gegenwärtig vollendet hat; und das gewaltige Hauptwerk seines bisherigen Lebens, den monumentalen Brunnen, welcher, seit längerer Zeit in kleinerem Hilfsmodell vollendet, gegenwärtig gleichfalls in kolossalem Maßstabe in Stuck modelliert, behufs des künftigen Bronzegusses in des Meisters Werkstatt entsteht. Von der Staatsregierung bestellt, wird diese grandiose Schöpfung sehr wahrscheinlich ihre künftige Aufstellung inmitten des vortrefflich dafür geeigneten Wilhelmsplatzes zu Berlin finden. Aus einem weiten Becken, auf dessen ehernen Umfassungsbrüstung die vier deutschen Hauptströme symbolisierende, herrliche, nackte Nymphengestalten, auf ihre Urnen gestützt, gelagert ruhen, erhebt sich eine mächtige Klippe, der hochragende Thronsitz eines bärtigen Riesen, des Poseidon mit dem Dreizack. Wassercentauren von ganz origineller Formengebung heben ihre Seeroßleiber bäumend aus der Flut heraus, auf den erhobenen Händen große Muschelbecken tragend, in welche die den Wasserbeherrscher umkletternden Putten gefüllte Urnen leeren. Andere Putten klettern angstvoll aus dem Bassin die Klippe hinauf zum Schoß des Herrschers, erschreckt und verfolgt von kolossalen Wassertieren, Hummern, Schildkröten und Polypen, welche an dem Gestein ihnen nachkriechen. Das ungefähr ist die Komposition dieses monumentalen Brunnens. Nach seiner Vollendung und Aufstellung wird sich die deutsche Kaiserstadt im Besitz eines öffentlichen monumentalen Kunstwerkes sehen, das den Vergleich mit den gepriesensten verwandter Gattung, deren sich die Sitze alter Kultur in Europa rühmen dürfen, nicht zu scheuen hat.

Eine besondere Stärke bewies Begas seit seinem ersten Auftreten auch als Porträtbildner. Die Bronzebüste des Generals v. Peucker, welche zugleich mit der Pan- und Psychegruppe 1858 in Berlin ausgestellt war, zeigte den jungen Bildhauer der Mehrzahl seiner Kunstgenossen in der scharfen Erfassung und Wiedergabe der individuellen Formen und des persönlichen Lebens eines Kopfes in der Büste nicht weniger überlegen als jene Gruppe in der Erfindung und Darstellung zugleich idealer und ganz von Leben erfüllter Phantasiegebilde. Die größten Triumphe aber als Porträtbildner hat Begas mit dem Bildnis Adolf Menzels als Halbfigur mit der zu charakteristischer Gebärde bewegten linken Hand und der Büste der

jung verstorbenen, viel beklagten, schönen Gattin Hans Hopfens errungen. Die plastische Kunst unserer Zeit hat auf dem Gebiet der Porträtskulptur kein Werk geschaffen, was diesen beiden in Bezug auf die vollkommene Widerspiegelung der sinnlichen Erscheinung wie des Wesens und Seelenlebens der Dargestellten und auf die Kunst der Marmorbehandlung und Durchführung gleich zu stellen wäre. Von Begas' übrigen Büsten dürften diesen beiden an allseitiger Vollendung am nächsten die Kaiser Wilhelms (Museum zu Breslau), die des Grafen Moltke, die der Frau Kronprinzessin und die des Kronprinzen kommen. An der letzteren erscheint freilich die eigentümliche Verbindung der Brust mit dem hermenförmigen Sockel durch den unter den abgeschnittenen Armen durch die Kette des schwarzen Adlerordens aufgerafften Hermelinmantel mehr kühn und originell als glücklich.

Nicht zufällig gleicht Reinhold Begas in seiner äußeren Erscheinung viel mehr einem Künstler der italienischen Renaissance als einem modernen bürgerlichen Menschen. Es fließt etwas von dem Blut jener leidenschaftlichen Meister in seinen Adern. Auch in der Universalität seiner künstlerischen Begabung gleicht er ihnen. Führt er doch mit Lust und virtuosem Geschick den Pinsel, um Bildnisse zu malen, die überraschenderweise viel eher für die Arbeiten eines geborenen Koloristen als für die eines Plastikers gehalten werden dürften. Und hat er doch auch ein ungewöhnliches Talent und gründliches Verständnis der Architektur in einer bedeutenden und anerkennenswerten baukünstlerischen Schöpfung offenbart: dem vollständig durchgearbeiteten Projekt und detailliert ausgeführten Gipsmodell eines Gebäudes für den deutschen Reichstag, womit er sich an der Konkurrenz um die Ausführung des Berliner Parlamentspalastes vor drei Jahren beteiligte. Es gehört noch mit zur Charakteristik dieses Mannes und Meisters, daß er die Jagdflinte und den Bogen seines Cellos mit nicht geringerer Passion zur Sache, Verständnis und Treffsicherheit führt wie das Modellierholz und den Meißel. Begas ist Mitglied des Senats der Akademie, mit der höchsten Auszeichnung für künstlerisches Verdienst in Preußen, dem Orden pour le mérite, geschmückt und mit der Leitung der Meisterklasse für Bildhauer an unserer Hochschule für bildende Kunst betraut. Auch ehe er in dieser und in seiner eigenen Werkstatt direkt Schüler gebildet hatte, ist sein Ein-

Psyche. Gemälde von Adalbert Begas.

fluß auf die jüngere Bildhauergeneration bereits ein außerordentlich mächtiger gewesen. Die alte Einheit der Berliner Bildhauerschule, deren Mitglieder samt und sonders in der Rauchschen Tradition wurzelten, ist durch Begas' Auftreten für immer zerstört. An manchen Ausschweifungen ins Barocke, ins Naturalistische und Malerische in der heutigen deutschen Skulptur mag ihm die „Urschuld" zugeschrieben werden. Aber viel größer und bemerklicher sind die wohlthätigen Wirkungen, welche sein Beispiel erzeugt hat. Auch bei denjenigen seiner Kunstgenossen sind dieselben unverkennbar, die nicht zu seiner Fahne schwören mochten und nicht so radikal wie er und andere mit den Principien der plastischen Kunst zu brechen fähig waren, in welchen ihr Talent erzogen wurde.

* * *

Der dritte der Künstlersöhne von Karl Begas, Adalbert, wurde fünf Jahre nach Reinhold am 5. März 1836 geboren. Es war ein zarter Knabe von ruhigerem und beschaulicherem Naturell als dieser Bruder. Die Neigung zur bildenden Kunst äußerte sich so früh und entschieden bei ihm wie bei den beiden anderen; aber vielleicht mochte die Erwägung, daß es schon zwei bedeutende Maler in der Familie gäbe, ihn abgehalten haben, sich dieser Kunst zu widmen, während andererseits, wie er und die Seinen wohl fühlten, sein Talent kein plastisches, sondern ein zeichnerisches war. Kurz, er entschied sich für die Wahl der Kupferstecherkunst als Lebensberuf. Er studierte die Technik derselben bei Professor Lüderitz in Berlin, dem im Jahre 1884 verstorbenen Lehrer derselben an der Berliner Akademie der Künste. Besonders war es die sogenannte „Schwarzkunst", die Technik in geschabter Manier, verbunden mit vorhergegangener Unterradierung der Platte, worin Lüderitz excellierte. Den ausgeprägten Sinn für Ton und Farbe, für die koloristische Wirkung, mit welchem Lüderitz begabt war und welcher seinen Reproduktionen der meist ziemlich bunten und harten Gemälde der damals modischen altdüsseldorfer Meister oft zu einer weicheren, geschlosseneren und tieferen Tonwirkung verhalf, als die Originale selbst sie besaßen, teilte Begas mit seinem Meister. Seine erste größere selbständige Arbeit im Schwarzkunststich ist die von ihm ausgeführte schöne Platte nach Bernhard Plockhorsts „Maria und Johannes vom Grabe Christi kommend", ein Bild, welches durch die Kraft, den Reichtum und die Ruhe des Kolorits dem jungen Stecher eine besonders willkommene und seinen künstlerischen Anlagen angemessene Aufgabe stellte. Eine kleinere Platte von vorzüglicher Durchführung, voll Leuchtkraft, Schmelz, Zartheit und Energie des Tones ist der bald darauf von Begas ausgeführte Schwarzkunststich nach dem Meisterwerk seines Vaters, jenem Selbstporträt, welches heute das Kölner Stadtmuseum besitzt. Im Jahre 1859 zu 1860 ging Begas nach Paris, um bei den dortigen Stechern sich weiter in seiner Kunst auszubilden, zugleich auch für den Kunsthändler L. Sachse die Zeichnung für den Stich eines Bildes der Anbetung der Madonna von Procaccini im Louvre auszuführen. Dort in Paris, angesichts der Herrlichkeit der Schätze alter Malerei in dieser Sammlung und der großen modernen malerischen Produktion erwachte die Lust zur eigenen Ausübung der väterlichen Kunst mit unwiderstehlicher Macht in ihm. Er machte einen Versuch darin, indem er eine Kopie von van Dyks bekanntem Selbstporträt im Profil ausführte. Das überraschende Gelingen ermutigte ihn zur Fortsetzung dieser Übungen. Er malte sein eigenes Brustbild in Öl. Ein ebenso entschiedenes Talent für die Auffassung der lebendigen Persönlichkeit als für die Farbe und die malerische Technik bekundete sich darin. Als Begas nach Berlin zurückkehrte, war sein Entschluß gefaßt. Er legte für immer Radiernadel, Grabstichel und Schabeisen aus der Hand und griff

zum Pinsel, malte und zeichnete eifrig nach der Natur, besonders Porträts aus dem Kreise seiner Bekannten. 1862 ging er nach Weimar, wo sein Bruder Reinhold bereits seit einem Jahre seine Professur bekleidete, und trat dort in das Atelier Arnold Böcklins ein. Zu jener Phantasiewelt, in welcher dieser seltsame Meister sich mit so viel Lust und Anmut

Karl Begas der Jüngere.

bewegte, zog es auch Adalbert Begas mächtig hin. Die mit holden Wesen aus dem Fabelland bevölkerte ideale Landschaft ist bis diesen Tag der Lieblingsaufenthalt seiner malerischen Phantasie und die Hauptfundgrube seiner Bildmotive gewesen. Von Weimar begab Begas sich zu weiteren malerischen Studien nach Italien. Der Gegenstand dieser Studien war ebenso die italienische Landschaft und die Schönheit vor allem der römischen Volkstypen als die in ihrem Ursprungslande gehäuften Werke der großen Meister der Renaissance. Sein in der Ausübung der Kupferstecherei entwickeltes Talent des genauen Kopierens gemalter Originale bewährte sich ebenso da, wo es sich um die präcise Wiedergabe der Farbe und der besonderen malerischen Technik der Meister handelte. Eine ganz eminente Leistung der Kopierung zweier alter Bilder, welche sich völlig den vielbewunderten Kopien Leubachs nach Tizian, Velasquez, Rubens in der Galerie Schack vergleichen konnte, führte Begas damals in Italien aus: die Kopie der berühmten „Judith mit dem Haupt des Holofernes“ von Pordenone und die von Tizians „Irdischer und himmlischer Liebe“. Auf einer ähnlichen Stufe der Vollendung stehen seine Kopien nach Murillos „Heiligem Antonius“

in der Galerie des Berliner Muſeums und die einige Jahre ſpäter ausgeführte nach Raphaels „Heiliger Cäcilie“ in Bologna. Er hatte ſich in die Anſchauungs- und Malweiſe beſonders der alten Venetianer während ſeines erſten Aufenthaltes in Italien innigſt eingelebt. Das Bild einer ſchönen bräunlichen Frauengeſtalt mit tiefrotem Obergewand, die lächelnd

Die Geſchwiſter. Marmorgruppe von Karl Begas dem Jüngeren.

ſich zu dem nackten Kinde in ihren Armen hinabneigt (heute im Beſitz der Berliner Nationalgalerie), das er damals ausführte,

beweist am besten, in wie hohem Maß das der Fall war.

Im Jahre 1866 gelang es Begas zuerst nach seiner Rückkehr in die Heimat, einen großen und allgemeinen Erfolg als Bildnismaler zu erringen mit dem lebensgroßen Porträt einer jungen schönen Dame der vornehmen Gesellschaft Berlins, Frau von St. Das feine seelische Leben des Kopfes, die edle Anmut der gesamten Erscheinung und das delikat gestimmte Kolorit des Bildes machten diesen Eindruck auf Kritik und Publikum sehr wohl begreiflich. Adalbert Begas wurde seitdem ein vielbeschäftigter Bildnismaler. Diese Thätigkeit aber hat ihn nie verhindert, auch, seiner alten Neigung getreu, seine poetische Lieblingstraumwelt immer von neuem in größeren und kleineren Gemälden zu gestalten. Eines der ersten Bilder dieses Phantasiegenres, mit welchem er hervortrat, war die vom Dampf des verhängnisvollen Gefäßes betäubte, totenähnlich dahingestreckte Psyche, von Kupido gefunden, der sich zwischen blühenden Oleandergebüschen zärtlich zu ihr niederbeugt. Er hat dies Bild noch einmal in veränderter Form und mit Hinweglassung der Gestalt des liebenden Gottes wiederholt. Zahlreich sind die Darstellungen von weiblichen Idealgestalten in freier, südlicher Landschaft, teils im zärtlichen Spiel mit reizenden irdischen nackten Kindergestalten, teils umschwärmt von Amoretten, welche, von irdischer Schwere befreit, sich auf blühenden Zweigen wiegen, teils wie Sommervögel in der lichtgetränkten Luft flattern. Auf der letzten Berliner akademischen Ausstellung erschien ein umfangreicheres Bild von Begas: die lebensgroße Halbfigur eines bis unterhalb der Hüften enthüllten jungen Weibes von vollprangender Schönheit,

Denkmal des Baumeisters Baron v. Knobelsdorf. Von Karl Begas dem Jüngeren.

welche dem Beschauer den leuchtenden Rücken zukehrt, aber zugleich das Bild ihres anmutigen Gesichtes und ihrer Brust in dem von einem Amoretten ihr vorgehaltenen, reich umrahmten und mit Rosen bekränzten Spiegel zeigt, vor welchem sie ihr goldenes Haar mit Blumen schmückt. Gegenwärtig sahen wir in seiner Werkstatt vollendet die lebensgroße Gestalt eines auf armseligem Lager schlafend hingestreckten, dürftig gekleideten, blondhaarigen lieblichen jungen Mädchens, über dessen schöne Züge im Traum ein reizendes Lächeln gleitet. Diese Träume sind verkörpert durch eine Schar von Amoretten, welche in einem Lichtäther daherschweben und den Sinn der schlafenden Schönen mit mannigfachen Gaben verlocken, welche ein armes, schwaches junges Mädchenherz beglücken und bethören können. Wie sein erster Meister Böcklin wählt Adalbert Begas gern auch die holden und unholden Fabelwesen der klassischen Mythe: Nymphen, bocksfüßige Satyrn und ihren kleinen gehörnten, spalthufigen Nachwuchs, zu Gegenständen seiner Malerei. Ein derartiges Bild, das vergebliche Liebeswerben eines braunen, im Schilf des Ufers hockenden Pan um eine seiner spottende Nymphe oder Seejungfrau mit schönem weiblichem Oberkörper und glänzenden Schuppenschenkeln schildernd, sah man ebenfalls auf der letzten Kunstausstellung zu Berlin. In allen diesen Werken bekundet sich der zarte poetische Sinn wie das feine Farbengefühl ihres Malers, dem eine markigere Zeichnung allerdings zu wünschen wäre. Der Idealismus in der Kunst verliert nichts dabei, wenn seine Gebilde in menschlicher Form auch volle natürliche Lebensfähigkeit und ein völlig normales Gefüge aller Teile zeigen. Auch in der dekorativen Kunst hat sich Begas wiederholt und einmal auch in der kirchlichen Historienmalerei mit gutem Erfolg versucht. Er malte im Jahre 1869 für die Kirche in Nymptsch ein großes Bild der Auferstehung Christi, das in seiner ganzen Conception, in der Formengebung der Gestalten und in der glücklichen Durchführung des Effekts der überirdischen Beleuchtung eine innige Verwandtschaft mit der Darstellungsweise solcher Gegenstände durch den Vater des Künstlers zeigt. Kein Bild von Adalbert Begas aber hat eine größere Popularität erlangt als jene lebensgroße Kniefigur eines schönen jungen Mädchens mit üppigem Lockenhaar in schlichter Tracht, das, einen Strauß von Feldblumen in der Linken, mit der herabhängenden Rechten träumerisch die Saiten einer neben ihr lehnenden Harfe rührt; eine Gestalt, in welcher wir die Verkörperung des „Volksliedes" sehen sollen.

Begas lebt seit länger als einem Jahrzehnt glücklich verheiratet mit der allbekannten, hochgeschätzten Radiererin, Architektur-, Landschafts- und Stilllebenmalerin Luise Parmentier in Berlin; — ein Aufenthalt, den er von Zeit zu Zeit mit dem in seinem geliebten Italien vertauscht, in dessen Natur und Leben er immer wieder neue Anregung und neue malerisch-poetische Motive zu Phantasieschöpfungen, aber auch zu realistischeren Genrebildern findet. Wiederholt hat er solche besonders dem venetianischen, römischen, sicilischen und capresischen Volksleben entlehnt.

* * *

Karl Begas, ein nachgeborener Spätling der elterlichen Ehe, wurde am 23. November, dem späteren Todestage seines Vaters, 1845 zu Berlin geboren. Letzterer starb, als der Knabe das neunte Jahr erreicht hatte. Überall von Kunstwerken und vom künstlerischen Treiben im Hause der Mutter wie in dem des ältesten Bruders umgeben, sah es der Knabe als etwas Selbstverständliches an, daß auch er ein Künstler werden müsse. Bei ihm aber gab sich in den ersten Jünglingsjahren das Talent zum Zeichnen und Malen ebenso entschieden und energisch kund wie das zum plastischen Bilden. Er zeichnete mit so scharfer und glücklicher Auffassung nach der Natur, beobachtete, entwarf und ersann so sicher und leicht

und äußerte einen so lebhaften Farbensinn, daß ich nicht wenig überrascht war, den so begabten Jünglingsknaben sich plötzlich doch für die Bildhauerei entscheiden zu sehen — für eine Kunst, in welcher ein Meister seines eigenen Namens, sein Bruder Reinhold, damals bereits Werke von einer Bedeutung und Wirkung schuf, die wohl geeignet waren, jede Hoffnung, es ihm gleich zu thun oder neben ihm sich noch auszuzeichnen und seinen besonderen Platz zu behaupten, im Keime zu ersticken. Dieser Bruder wurde der erste Lehrer des vierzehn Jahre jüngeren. Letzterer erlernte bei ihm allerdings an der besten Quelle das Modellieren und die Marmortechnik. Seine weitere künstlerische Ausbildung suchte er in Italien. Wiederholt hat er Rom zum Aufenthalt gewählt. Dort auch sind die beiden liebenswürdigen Marmorwerke von Karl Begas ausgeführt worden, mit welchen er sich seine Stellung in der Berliner Bildhauerei und neben seinem „großen Bruder" einen ehrenvollen künstlerischen Namen erworben hat. Die naheliegende Erwartung, daß er durchaus in die Fußstapfen Reinholds treten und nicht viel mehr als ein Nachahmer desselben werden würde, hat sich nicht erfüllt. Es ist ein ganz eigenes künstlerisches Naturell, das sich in den bisher von ihm geschaffenen Arbeiten offenbart, wenn dieselben auch selbstverständlich nicht die Einwirkung verleugnen können, welche das Beispiel seines brüderlichen Meisters notwendig auf seine Art, die Natur zu sehen und in Marmor zu bilden, ausüben mußte. Das Grandiose und Gewaltige in der Conception und in der Formengebung ist nicht Karl Begas' Sache. Jene beiden Marmorwerke lassen vielmehr seine vorherrschende künstlerische Neigung zur plastischen Darstellung des Schlicht-Natürlichen, Naiv-Anmutigen erkennen. Die eine der beiden Gruppen stellt einen jugendlichen Faun von elastischer, sehniger, schlanker Körperbildung dar, auf dessen Schoß ein kleiner, köstlicher, nackter Bube sitzt, welcher, vorgebeugt, mit dem ausgestreckten Händchen nach dem Bocksbart seines gehörnten Freundes greift. Lachend sucht dieser sich dem Griffe zu entziehen, indem er den Kopf und den auf den rechten Arm gestützten Oberkörper so weit, als es im Sitzen möglich, zurück- und von dem Knaben abbeugt. Die zweite Gruppe, welche von der Nationalgalerie angekauft und in deren Skulpturenabteilung aufgestellt ist, verkörpert eine noch anmutigere Scene: ein Mädchen im Knospenalter von etwa zwölf Jahren, mit unbekleidetem, zart entwickeltem Oberkörper, hält sitzend ihr kleines, derbes, nacktes Brüderchen auf dem Schoß und blickt mit dem Ausdruck herzlicher, fast mütterlicher Zärtlichkeit auf den prächtigen Buben herab. Dieser aber hat mit dem einen Händchen eine über die Schulter des Mädchens herabhängende Strähne ihres vollen Haares erfaßt, an der er mit großem Vergnügen zerrt. Die Schwester duldet es lächelnd und macht keine Anstrengung, sich ihm zu entziehen. Der Feinheit, mit welcher in den Gestalten und besonders den Köpfen beider Gruppen das Empfinden, das innerste seelische Leben ausgedrückt ist, entspricht die Delikatesse in der Durchführung der lebendigen Formen aller Teile. Mit dem liebevollen eindringenden Naturstudium vereinigt sich eine seltene bildnerische Kraft und Kunst, dem Angeschauten plastische Gestalt zu geben und nicht nur die lebendigen natürlichen Formen, sondern auch den Charakter aller Oberflächen desselben in Marmor in diskreter und geschmackvoller Realistik zu reproduzieren.

In den Konkurrenzen um einige Aufträge zu öffentlichen Werken der monumentalen Plastik, wie die Viktoria für die Herrscherhalle des umgewandelten Zeughauses und für die Statue Friedrichs des Großen ebendaselbst, beteiligte sich Karl Begas mit ehrenvollem Erfolge. Wenn auch nicht der Auftrag selbst, so wurde ihm doch der zweite Preis zugesprochen. Dagegen wurde er von der Staatsregierung mit der Ausführung seiner Skizze für ein anderes öffentliches Denkmal beauftragt: der Marmorstatue des Baumeisters Friedrichs d. Gr., des Barons

v. Knobelsdorf, welche demnächst in der Säulenvorhalle des alten Schinkelschen Museums am Berliner Lustgarten in der Reihe der anderen dort aufgestellten Marmorstatuen großer deutscher Künstler und Kunstforscher der letzten Jahrhunderte ihren Platz finden wird. Die charaktervolle Gestalt des genialen Architekten im Kostüm seiner Zeit, wie Begas sie in dieser Statue gebildet hat, wird dort der Nachbarschaft des Drakeschen Meisterwerkes monumentaler Porträtbildnerei, der Marmorstatue Christian Rauchs, jedenfalls unvergleichlich würdiger erscheinen als so manche andere in der gegenwärtig in dieser Halle vereinigten Gesellschaft.

Als Porträtbildner zählt Karl Begas zu den ausgezeichnetsten unter seinen heutigen Genossen. Die von ihm modellierten und in Marmor ausgeführten, nach der Natur gearbeiteten Büsten, welche in den letzten Jahren auf unseren Ausstellungen erschienen sind, erheben sich durch ihre sprechende Ähnlichkeit, den lebendigen Ausdruck, die scharfe, treffende Charakteristik und die vollendete Durchführung weit über das Durchschnittsniveau des auf diesem Gebiet bei uns Erreichten.

Dieser jüngste Sproß des Begasschen Künstlerstammes wird, wenn mich nicht alles täuscht, noch manche erfreuende Blüten und Früchte treiben, ihm und dem großen Familiennamen zu neuem Ruhme.

Ob in fünfundzwanzig oder fünfzig Jahren ein Kunstschriftsteller Veranlassung haben wird, diesem Aufsatz über die Künstlerfamilie Begas noch einen zweiten Teil nachfolgen zu lassen, der von dem Leben und den künstlerischen Thaten noch einer dritten Generation dieses Namens berichtet — ich wage heute nicht, das zu prophezeien; aber ebensowenig auch, die Unmöglichkeit zu behaupten. An jungem männlichem Nachwuchs fehlt es nicht in den Familien der Brüder. Und weil eine Vererbung des künstlerischen Talents durch drei Generationen bisher noch zu den äußersten Seltenheiten gehörte, zu behaupten, daß sie in diesem Fall unmöglich vorkommen könne, würde ein Überschätzen unserer Kenntnis von den Grenzen der natürlichen Möglichkeiten beweisen, dessen ich mich nicht schuldig machen möchte.

Unsere vorzüglichsten Jagdhunde.

In Lebensbildern geschildert

von

Adolf und Karl Müller.

III.

II. Die Hunde für die Niederjagd.

3) Die Hühner- oder Vorstehhunde.

Ehe wir zur Schilderung des deutschen Hühnerhundes, dieser Rasse der vielseitigsten und gründlichsten Leistungen, übergehen, entwerfen wir ein Bild vom Wesen und dem Arbeiten im Dienste des Jägers von den Rassen des englischen und polnischen Hühnerhundes. Zunächst möge der englische in seinen beiden Vertretern, dem Pointer und Setter, uns beschäftigen. Ihre Erscheinung tritt in der markanten Zeichnung von beiden durch folgende Worte in unserem Werke „Der Hund und seine Jagd" lebendig vor Augen: „Da steht ein mittelgroßes, nicht viel über einen halben Meter hohes Tier vor uns auf kerzengraden Läufen, welche den wohlgebauten, mittelschlanken Leib tragen, aus dessen kurzer, glänzender Behaarung die kräftigen Muskeln an Schenkeln, Schultern und Hüften deutlich hervortreten. Diese Merkmale und die abschüssige Kruppe (Kreuz) mit der tief am Kreuzbein angesetzten dünnen geraden Rute zeugen von Schnelligkeit und Ausdauer. Beide sind Erbstücke seiner Stammeltern; die Ausdauer hat er vom englischen Jagdhunde, resp. dem spanischen Vorstehhunde, die Schnelligkeit vom Fuchshunde (foxhound). Beide, Schnelligkeit und Ausdauer, bestätigt auch die breite Brust mit den charakteristischen Einschnitten zu beiden Seiten des Brustbeins, welche den nötigen Raum bei der Ausdehnung der Lungen im Laufe gewähren, nicht minder der frei herausgewachsene, hoch angesetzte, schlanke, aber muskulöse Hals; beide bekundet das Feuer in seinen großen Augen und die weitgeöffneten Nüstern seiner etwas aufgeworfenen Schnauze. Die große Nase und die sehr breite und gewölbte Stirn mit dem eigentümlichen tiefen Einschnitt zwischen ihr und dem Nasenbein deuten auf ausgezeichnete Geruchsorgane; denn in solchem Schädelraume finden die Geruchsnerven allseitige Verbreitung. Der starke Kopf ist bedeutsamen Ausdrucks und zeigt breiten, dünnen, mittellangen Behang, wie alle Gliedmaßen des Körpers schöne Ebenmäßigkeit.

„Der Stiefbruder des Pointers, der langhaarige englische Hühnerhund oder Setter, zeigt ein ähnliches Bild. Ähnliche Gestalt und Haltung, derselbe muskelkräftige, ebenmäßige Bau, der nur durch die Lang- oder Kraushaarigkeit an Behang, dem Rücken, den Ellenbogen und Schenkeln etwas verdeckt bleibt und durch welche Bekleidung die Rute zur ebenmäßigen, inmitten am breitesten, an der Wurzel und nach der Spitze hin sich verjüngenden ‚Fahne' sich gestaltet. Auch finden wir in dem Ausdruck des Kopfes etwas, was an seinen Ahnen, den Wachtelhund grö-

ßerer Sorte oder den Spaniel, erinnert."

Der Pointer erscheint als Repräsentant der Vorstehhunde nicht bloß in Bezug auf das vorsichtige Aushalten und feste Beharren in der eingenommenen Stellung vor dem Wilde im Lager, sondern auch in Hinsicht seiner malerisch schönen und stolzen Erscheinung. Schon sein Galoppieren beim Suchen auf der Hühnerjagd, wobei er weites Feld nimmt, aber freilich auch, ungebunden und wenig Bedacht nehmend auf die Direktion seines Herrn, seinem Eigenwillen sich gern überläßt, hat viel Imponierendes, denn mit hochgetragener Nase stürmt er dahin, seine edel gebildeten Formen dem Auge des Beobachters im vorteilhaftesten Lichte zeigend. Mit großem Geschick beherrscht er mit der Nase die Kartoffelfelder, stets den besten Wind nehmend. Frappant ist die Erscheinung des thätigen, schwer zu ermüdenden Tieres, wenn es in vollem Galopp plötzlich, wie vom elektrischen Schlag getroffen, herumfährt und zur Stelle gebannt ist. Der Wind kommt von der Längsseite des Ackers, der entgegengesetzt der eifrige Sucher an der Randfurche hinaufgaloppiert. Schon will er den Satz über die Windlinie hinaus machen, als ihm die „Witterung" einer Kette Rebhühner zugeführt wird. Herum fährt er mit dem Hinterteil, das Vorderteil mit vorgestrecktem Kopf und erhobenem Vorderlauf der Richtung zuwendend, wo die Hühner liegen. Diese Spannung der Gliedmaßen, der Sehnen und Nerven! Dieses Feuer in den Augen, dieses leise Beben, welches durch den ganzen Körper geht, wenn näher und näher der Jäger dem treu aushaltenden Hunde kommt! Und wenn nun gar die Hühner, statt vor dem Hunde aufzustehen, laufen und dieser in schönen Schlangenwindungen ihnen folgt, oft glatt auf den Boden sich niederstreckt und nur unaufhörlich den Kopf mit der arbeitenden Nase in die Höhe gerichtet hält, wahrlich, da steigert sich die Teilnahme des Jägers unter stärkeren Herzschlägen, zumal wenn er in dem Tiere die Vorsicht kämpfen sieht mit der Glut der Leidenschaft, welche durch die Glieder zittert bis zur Spitze der Rute. Oft scheint es, als wolle die Leidenschaft zum Durchbruch kommen und die Schranken der Zurückhaltung durchbrechen, denn plötzlich fährt der Hund halb aufgerichtet in einer Furche eine Strecke weit eilend dahin, ebenso plötzlich wieder durch die warme Witterung der Hühner wie mit einer Fessel niedergebannt. Da aber tritt die erste Folge des offenbaren Mangels an beherrschendem Überblick und an Sorgfalt in dem Umstande auf, daß hinter dem Schützen und Hunde übergangene Hühner einzeln oder mehrere zugleich aufstehen. Ja, es sind uns Fälle bekannt, daß der Pointer schließlich am Ende des Ackers ein einziges Huhn nur noch vor sich hatte, während alle übrigen der Kette teils seitwärts sich zerstreut, teils in der Kreszenz sich gedrückt hatten, so daß sie übergangen wurden. Solange aber die Hühner gut halten und namentlich die Kette vereinigt bleibt, arbeitet der Pointer tadellos, mögen sie nun im Klee, in den Kartoffeln, auf dem Stoppelfeld oder in den Wiesen liegen; überall zeigt sich die unleugbare Bravour des vortrefflichen Finders und Vorstehers. Ist aber die Kette „gesprengt" und fallen die Hühner zerstreut nach allen Richtungen hin ein, dann erscheint der Pointer in der wahren Blöße seiner Schwäche. In gar manchen Fällen findet er bei gutem Winde ja auch das einzelne Huhn, aber meistens überstürmt er es, weil eben seine Beanlagung, verbunden mit dem ihn beherrschenden Temperament und dem Mangel an sorgfältigen Einzelausführungen, ihn mehr zur Arbeit im großen Stil, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, befähigt.

Ein anderer Mangel, welcher seinen Herrn nötigt, ihm noch einen Gefährten anderer Rasse beizugeben, wozu sich die englischen Lords vorzüglich veranlaßt sehen, ist das schlechte Apportieren. Ausnahmen können hier nicht maßgebend sein, wie zum Beispiel jene unvergeßliche, als der eine von uns seinen ersten Hasen als

Knabe bei Höchst am Main schoß, den ein Pointer eine weite Strecke verfolgte und im Galopp seinem Herrn brachte und abgab. In der Regel faßt diese Rasse das Huhn wie den Hasen schlecht, läßt die Beute fallen, um sie ungern wieder aufzunehmen, und läßt sie alsbald in der Nähe des Herrn mit sichtlich hervortretender Abneigung gegen das Apportieren überhaupt ganz los. Ungern fügt er sich auch zum Gehorsam. Es liegt in seinem Wesen und Charakter viel Eigensinn, Neigung zur Ungebundenheit, vorzüglich bei der lebhaft aufgenommenen Aktion, wenig tiefer gehende Anhänglichkeit und Liebe zu seinem Herrn.

Im Walde ist sein Suchen zu geräuschvoll und abschweifend. Die gut vernehmende Schnepfe steht darum vor ihm außer Schußweite des Jägers auf und wird auch, entsprechend dem fehlerhaften Verfahren bei einzelnen Hühnern auf dem Felde, nicht so leicht von ihm ausgemacht als von dem deutschen Hühnerhunde.

Auf der Schweißfährte des Hasen sowohl wie auf der des Huhnes und der Schnepfe bewährt sich der Pointer schlecht. Es fehlt ihm die nötige Ruhe, und so führt ihn sein stürmisches Wesen sowie seine Suche mit hoher Nase über die untrüglichen Zeichen des angeschossenen Haar- und Federwildes hinaus. Den „Gang" zu halten oder „anzufallen" und „fortzuführen", ist ihm schlechterdings nicht natureigen.

Noch feuriger, wilder und stürmischer aber als der Pointer zeigt sich der ihm nahe verwandte Setter. Gemäß dieser Eigenschaften fällt bei diesem denn auch die Dressur außerordentlich schwer. Seine Störrigkeit und Verdrossenheit erfordern das volle Maß der Geduld, und seine Leistungsfähigkeit kann nur gefördert werden durch maßvolle Behandlung, sanfte Lenkung und Erziehung sowie später bei Ausübung der Jagd durch fortwährende Beschäftigung. So kommt man seinem Naturell und seiner Veranlagung mehr entgegen als durch strenges Meistern und rauhen Tadel; man knüpft an seine größere Anhänglichkeit an den Herrn und an seine vorteilhaft gegenüber dem Pointer sich auszeichnende Zutraulichkeit an. Und in der That, seine Ausdauer spottet auch aller Anstrengung. Mit rauheren, festeren Füßen als der für ausgedehnte Sandbodenebenen geeignete Pointer ausgerüstet, leistet er mehr auf hartem, steinigem Boden, wiewohl er mit keiner solchen Ausdauer die Sonnenhitze erträgt als jener. Während der Pointer auf dem „Geläufe" der Hühner, wie wir uns überzeugt haben, von fieberhafter Unruhe ergriffen wird, erscheint der Setter bei solchem Arbeiten viel ruhiger, sicherer und ausführlicher; lieber als jener legt er sich nieder und zieht dann langsamer dem laufenden Federwilde nach. Freilich für die Schnepfenjagd ist auch er des geräuschvollen Suchens wegen nicht zu empfehlen; wohl aber leistet er im Wasser und Sumpf Schönes und Tüchtiges, denn er geht gern ins Wasser und apportiert das geschossene Wassergeflügel brav.

Hinsichtlich der Zeichnungen und Färbungen des Setters und Pointers hat sich neuerdings mancherseits der Geschmack für die schwarze Grundfarbe mit dunkelgelben Abzeichen entschieden, wonach der Pointer „Bracken-Pointer" benannt wird. Die Engländer lieben ferner bei dem Pointer jetzt mehr das gestreckte Nasenbein und einen länglichen Kopf. Dagegen bevorzugt man in Holland die Exemplare mit stufiger, etwas aufgeworfener Schnauze. Von dieser Form besitzt der Hundezwinger des Prinzen Albrecht von Braunfels „Wolfsmühle" einige typische Individuen. Ferner macht sich bei nicht wenigen Exemplaren des Pointers und auch des Setters die eigentümliche Form an den Hinterläufen bemerklich, wonach der Teil von den Knien abwärts bis zu den Pfoten etwas nach außen gerichtet erscheint, was man im Jägerjargon bezeichnend „kuhbeinig" nennt. Der sieggekrönte Hund auf der Wolfsmühle hat mit einigen Genossen dort diese Form der Hinterläufe.

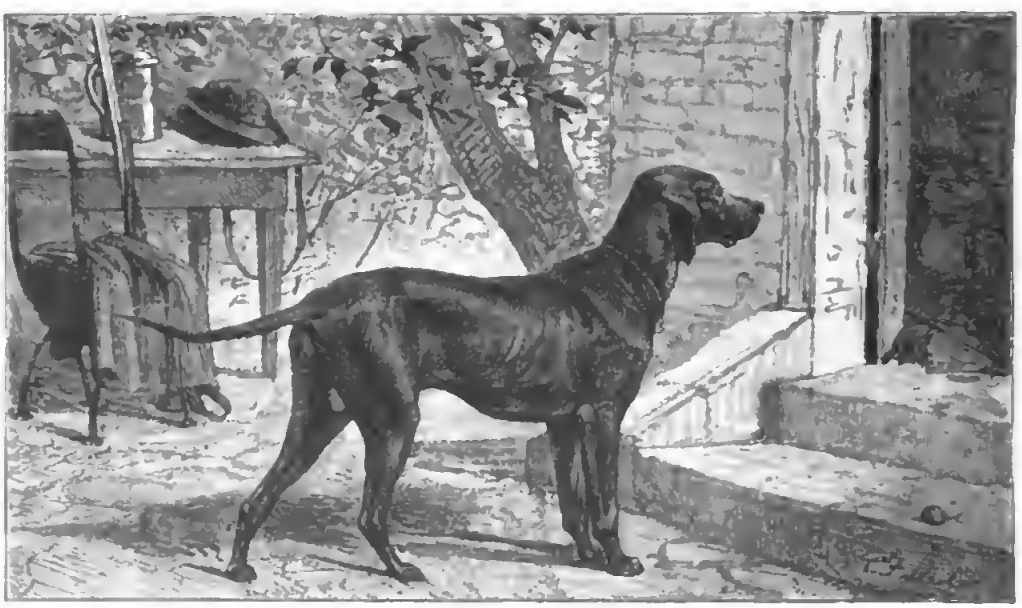
Die drei verschiedenen Schläge des Pointers bestehen aus dem großen, mitt-

leren und kleinen. Zu gedenken iſt auch noch außer dem Gordon-Setter (ſchwarze Raſſe) des engliſchen Setters von meiſt weißer Hautfarbe mit ſchwarzen oder gelben Flecken und des iriſchen Setters mit braunroter Farbe, deſſen charakteriſtiſche Merkmale denen des Waſſerſpaniel nahe kommen und der ſich durch Ausdauer empfohlen hat. Auch beim engliſchen Setter ſcheiden ſich zwei Abänderungen in der Kopfform: die längliche und die ſtufige mit breiter Schnauze. Von der letzteren Form iſt der Kopf einer Hündin mit großen ſchwarzen Flecken auf weißer Grundfarbe in oben erwähntem Hundezwinger das ſchönſte Exemplar, welches wir von dieſer Raſſe je geſehen haben.

Der polniſche Hühnerhund oder der ſtachelhaarige polniſche Vorſtehhund iſt von relativ kleiner Geſtalt mit auffallend eckigen Formen. Den Körper hüllen graubraune buſchig-krauſe Haare ein und laſſen ihn als plumpe Maſſe erſcheinen. Über die tief in buſchigen Augenhöhlen liegenden grauen Augen hängt zottiges Stirnhaar. Die Naſe iſt ſtark, weder breit noch lang der Behang. Die mittellange Rute erſcheint ziemlich gleichmäßig behaart bis an das Ende, welches eine buſchige Fahne ziert. Wahrlich, kein ſchönes Äußere! Sicherlich ein naher Verwandter der Raſſe der rauhhaarigen franzöſiſchen Griffons, dieſer rühmenswerten Waſſerhunde Frankreichs, erſcheint er doch hochläufiger als dieſe.

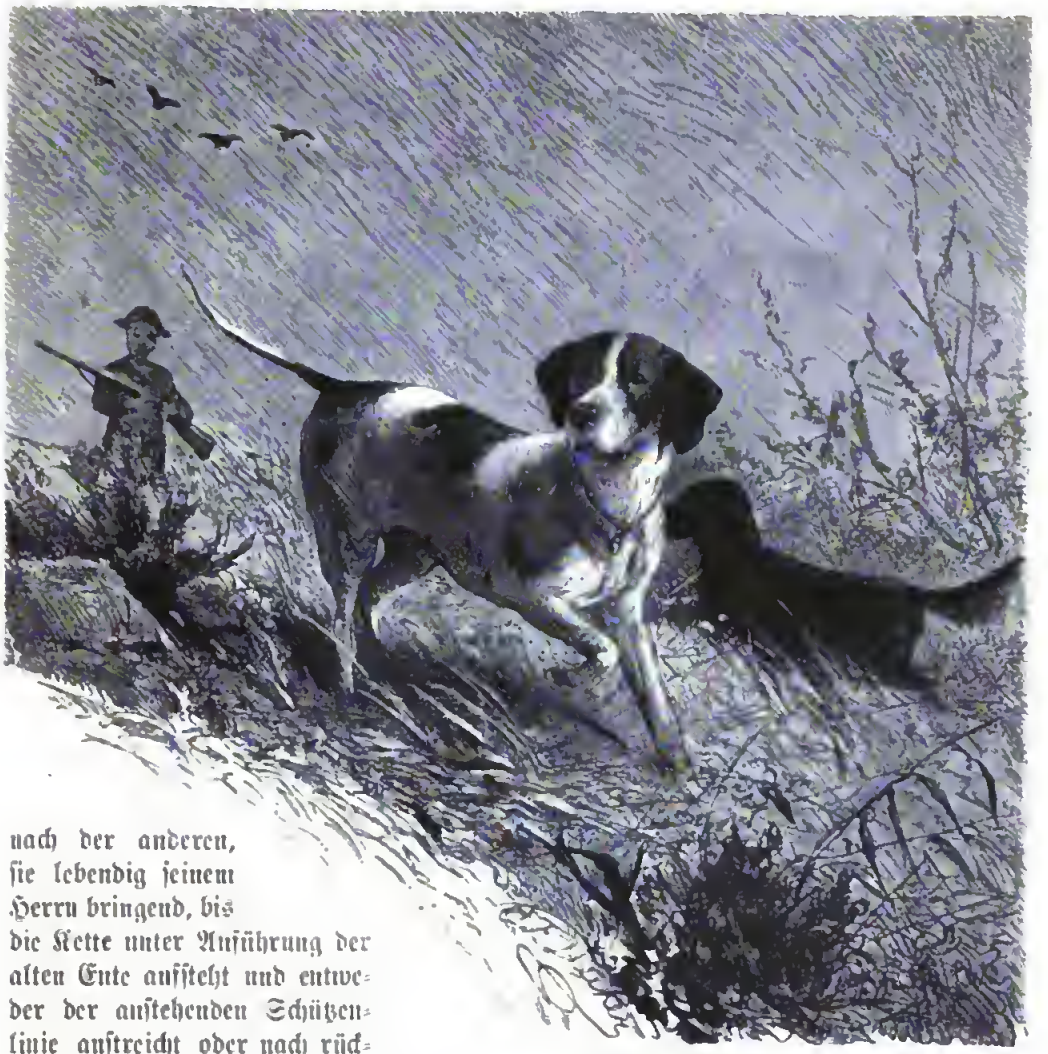
Auch der Charakter dieſes Hundes im allgemeinen bietet nichts Anziehendes. Seine phlegmatiſche Natur, ſein langſames, mürriſches und unfreundliches Weſen empfiehlt ſich nicht. Aber die Züge ſeiner Treue und Zuverläſſigkeit heben ihn wiederum in den Augen ſeiner Beſitzer, vor allem aber ſtempeln ihn Härte und Ausdauer, hohe Intelligenz und ſelbſtändige Leiſtung aus eigenem Antrieb und Vermögen zu dem erſten und beſten Waſſerhunde.

In den mit Rohr und Schilf dichtbewachſenen Sümpfen ſucht keiner der Hunde anderer Raſſe ſo gründlich und ſicher als der polniſche. Mag die alte Ente mit ihren Jungen tauchen und ſich noch ſo geſchickt verbergen und drücken, die alles beherrſchende Naſe des Hundes macht ſie



Engliſcher Hühnerhund (Pointer).

aus, und wenn die jungen Enten noch unbehilflich im Aufſtehen, alſo noch nicht ganz flugfähig ſind, ſo fängt er mittels Sprunges und reſoluten Zufahrens eine



Auf der Hühnerjagd.
Im Vordergrund: Pointer; im Hintergrund: Setter.

nach der anderen, ſie lebendig ſeinem Herrn bringend, bis die Kette unter Anführung der alten Ente aufſteht und entweder der anſtehenden Schützenlinie anſtreicht oder nach rückwärts gewendet entkommt. Die „geflügelte“ Ente, welche an tieferen Waſſerſtellen ſich oft durch Tauchen und Feſtbeißen an Wurzeln unter dem Waſſer der Verfolgung anderer Hunde entzieht, wird von ihm meiſterhaft durch Tauchen gefunden und heraufgebracht. Alles geſchieht mit Ruhe und Überlegung. Die erlegte Ente läßt er liegen, wenn eine zweite angeſchoſſene ſich zu retten ſucht, ſo lange, bis er dieſe gefangen und apportiert hat; dann erſt holt er die erſtere, welche ihm als Beute von vornherein ſicher dünkte. Wir reden hier natürlich von fertigen, erfahrenen Exemplaren, welche reich an Erlebniſſen ſind und eine jahrelange Praxis durchgemacht haben.

Man ſollte es nicht denken, daß dieſe Hunde von tüchtigſter Bravour ſo neidiſch und unduldſam gegen andere Hunde ſeien, welche ihnen beim Apportieren zuvorkommen oder auch nur behilflich ſind. Ein Eingriff des Herrn zu gunſten des Nebenbuhlers verdrießt ſie tief und läßt ſie nicht ſelten plötzlich alle Dienſtleiſtung aufgeben, bis ihnen nach längerer Zeit durch dargebotene Gelegenheit wieder Luſt und Liebe zurückkehrt und die Verdroſſenheit überwindet.

Nicht minder brav wie auf der Entenjagd zeigt ſich der polniſche Hühnerhund vor Bekaſſinen. Dieſe ſteht er lieber, wie überhaupt Geflügel der Gewäſſer und Sümpfe, als die Hühner. Letztere ſteht er zuverläſſig feſt, bis ſein Herr herangekommen iſt, dann aber geht er

schnelleren Tempos vor, so daß die Kette oder das einzelne Huhn vor ihm aufsteht. Sein Suchen auf dem Felde ist ein in kurzer Entfernung und im langsamen Trabe sich haltendes. Das geschossene Huhn faßt er lose, um es nicht zu drücken. Unbekümmert um die Hasen, welche vor ihm oder zur Seite „herausfahren", setzt er die Suche fort, weil er weiß, um was es sich handelt, wie wir dies bei dem hasenreinen deutschen Hühnerhunde zu sehen gewohnt sind. Die brennenden Sonnenstrahlen vermögen den ausdauernden Hund nicht zu ermatten; wenn auch abends immerhin von der anstrengenden Suche ermüdet, ist er am anderen Morgen wieder frisch.

Auf den Treibjagden leistet der polnische Hühnerhund sehr gute Dienste. Dem Raubzeug ist er scharf auf den Fersen, indem er die Schweißfährte vermittels seiner tiefen Suche zuverlässig fortführt, und mit tödlichem Haß verfolgt und würgt er den angeschweißten Fuchs. Auch zur Otterjagd wird er mit Erfolg verwendet. Kurz, die Vielseitigkeit und Bravour dieses Hundes bekundet sich glänzend, so daß es zu bedauern ist, daß die echten, reinen Exemplare immer seltener werden.

Entsprechend seiner Ausdauer bei der Hitze widersteht seine rauhe, zähe Natur auch den Einwirkungen der Kälte. Im Winter holt er die geschossenen Enten zwischen den Eisschollen hervor, verfolgt weite Strecken im kältesten Wasser die flügellahmen. Nur in der ausdauernden, seine vollen Kräfte in Anspruch nehmenden Leistung fühlt er sich befriedigt.

Sein Mut, seine Entschlossenheit und Zähigkeit machen ihn zum gefürchteten Feinde der Holzfrevler, die er stellt und packt und denen er auf Geheiß seines Herrn recht derb am Zeuge flickt.

Wir können nun zu dem vorzüglichsten und vielseitigsten Hühnerhunde übergehen, nämlich zu dem der deutschen Rasse.

Was die Gestaltung anlangt, so kann der deutsche Hühnerhund nur dann einen befriedigenderen Vergleich mit den englischen Hühnerhunden aushalten, wenn er zu der hochläufigen Rasse gehört. Die Exemplare kurzläufiger Rasse haben in ihrer Erscheinung nichts Edles, Elegantes und Gefälliges, viel mehr tritt das Derbe, Grobknochige und Unproportionierte als das Charakteristische auf. Namentlich stehen die Läufe an den Ellenbogen mehr oder weniger ab, der Rücken ist eingebogen, die Rute dick und etwas gekrümmt, der Hals kurz, der Kopf mit den kleinen Augen dick, dessen Behang fleischig. Es giebt unter den langhaarigen deutschen Hühnerhunden solche, welche die Fahnenrute — an sich eine Zierde — so krumm und hoch tragen, daß die Spitze nach dem Rücken gekehrt erscheint. Sie wird sogar von manchen nach oben beinahe geringelt. Wollte man, wie es nicht selten von superklugen Jägern geschieht, diese äußeren Mängel als untrügliche Zeichen geringer Talente gelten lassen, so würde man in seinem Irrtum das wahre Genie oft genug gänzlich verkennen. Eine Verirrung im Beurteilen und Schließen ähnlicher Art zeigt sich bei denen, welche nur Exemplare mit langem Behang auswählen. Abgesehen davon, daß letzterer nicht einmal schön zu nennen ist, wenn er unverhältnismäßig ausgebildet auftritt, erscheint derselbe auch als ein Zeichen der Verweichlichung und des Rückgangs der Geschlechter.

Die Vorzüge und Fehler der deutschen Hühnerhunde treten unstreitig am deutlichsten vor des Lesers Auge, wenn wir sie auf der Jagd vorführen. Lassen wir zuerst den derben, grobknochigen „Basko" mit seinem gleichgebildeten Herrn — beide lebendige Jagdfiguren aus den vierziger Jahren — an einem warmen Septembertage zu Felde ziehen. Scheinbar gleichgültig und mürrischen Sinnes sucht der schwerfällige Hund trägen Schrittes vor seinem Herrn her. Selten überschreitet er die Entfernung von fünfzig Schritten von demselben. Mit Bedachtsamkeit wird jeder Acker unter bester Berücksichtigung des Windes abgesucht. Es ist schwer zu sagen, wer eigentlich Führer sei, Herr oder Hund, aber trotzdem geht alles den

gewohnten, sicheren und friedlichen Weg. Auf einem Kleeacker „zieht" Basko „an" oder „markiert". Erst geht er mit etwas gehobener Nase vorgestreckt einige Schritte vor, dann bleibt er stehen, sieht sich mit dem Ausdruck tiefsten Ernstes nach seinem langsam herzutretenden Herrn um und führt diesen auf dem Geläufe der Hühner, abwechselnd bald tief zum Boden die Nase gesenkt, bald vorsichtig windend den Kopf über das Wachstum hebend, in die Nähe der „Kette", welche er mit tadelloser Ruhe und Festigkeit steht, bis sie von selbst aufsteht oder durch das Heranrücken des Schützen dazu veranlaßt wird. Von zwei erlegten Hühnern ist das eine flügellahm geschossen. Beim Apportieren des anderen bewährt sich sichtlich des Hundes Ruhe, sein waches Auge, welches genau die Stelle wahrgenommen, wo das Huhn niedergefallen ist. Doch scheint es, als habe er beim Aufnehmen ein wenig derb zugefaßt, und in der That! er hat es gedrückt — ein Fehler, der bei nicht wenigen seiner Brüder auftritt. Ein Verweis unter obligater Ohrfeige von der bärenmäßigen Hand des Herrn macht wenig Eindruck auf den alten erfahrenen Graubart. Ohne Geheiß schickt er sich an, das geflügelte Huhn zu holen, denn auch dieses hatte er sicher im Auge behalten. Etwas lebhafter, aber unbeschadet der Sorgfalt, zieht er auf dem schweißigen Geläufe nach, das ihn durch mehrere Äcker hindurch und endlich zu dem Kartoffelbusch führt, wo sich das Huhn gedrückt hat. Im Aufflattern fängt er dasselbe und bringt es lebend seinem Herrn. Die Kette ist zerstreut in den Wiesen eingefallen. Nun wird die außerordentliche

Polnischer Hühnerhund.

Sicherheit erst vollkommen klar, mit welcher der deutsche Hühnerhund die einzelnen Hühner „ausmacht", und mit ordnungsmäßigem Plan wird eins nach dem anderen erlegt. Beim Fehlschuß zeigt sich Basko resigniert. Er sieht dem dahinstreichenden Huhn nach, und sollte es wirklich von einem Schrötchen getroffen worden sein, ihm entgeht das kaum erkennbare Zucken nicht. Basko ist auch ein großer Liebhaber von Hasen. Er hat ihnen längst die Neigungen abgemerkt, wo sie vorzugsweise gern „liegen". So darf man sicher sein, daß er die mit Gras überhangenen Furchen in genaue Berücksichtigung zieht und keinen noch so gut unter Wind hocken-

den Lampe so leicht übergeht. Den verfolgten angeschossenen Hasen fängt er, wenn er ihm nicht zu flüchtig ist, mit strengster Einhaltung der Schweißfährte und läßt ihn niemals liegen, selbst wenn ihm das Tragen schwer fällt und die Hitze ihn nötigt, eine Zeit lang denselben niederzulegen und vor ihm auszuruhen. Langsam, aber sicher kommt er zum Ziel. Mit der Ausdauer aber hat es seine Not, denn die Hitze setzt ihm arg zu, selbst wenn die Felder Wassergräben und Wasserquellen bieten oder es ihm zur Labung nachgetragen wird. Gut, daß sein Herr ebenfalls keine Hitze verträgt und keuchend und schwitzend alsbald nach wenigen Stunden zu den Fleischtöpfen und dem gewohnten Ruhesitz des Hauses zurückkehrt.

Basko repräsentiert den Grundtypus und Grundcharakter des kurzläufigen, schwerfälligen deutschen Hühnerhundes, aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß von ihm viele andere seiner Brüder nicht im einzelnen verschieden sind. Ja, die Mannigfaltigkeit ist jedem um so einleuchtender, je mehr Hunde er besessen und geführt hat. Es giebt weichere, schmiegsamere Naturen, welche sich ganz und gar unter den Willen des Herrn beugen, auf jeden Wink bei der Führung achten und den feinsten Appell haben. Man irrt, wenn man das alles nur auf eine sorgfältige, gründliche Dressur zurückführen will; vielmehr liegt es hauptsächlich in der Anlage und dem Charakter begründet. Sehr viel hängt von der Größe der Anhänglichkeit an den Herrn ab, der allerdings durch humane Behandlung und leitende Beschäftigung mit dem jungen Hunde sich dieselbe zum nicht geringen Teile erwerben kann. Der Gehorsam wird aber nicht bloß anerzogen, sondern er ist auch — und nicht zum geringsten Teil — das Ergebnis des Temperaments und Charakters. Solche lenksame Hühnerhunde lernen nach dem Schuß auf das Wort sich legen und nicht eher das geschossene Wild apportieren oder das angeschweißte verfolgen, bis sie Befehl dazu erhalten. Sie sind dann auch zu zweien gleichzeitig zu führen, und bewundernswürdig erscheint die Verteilung des Terrains bei der Suche der verständigen Tiere. Wir haben dagegen viele Hühnerhunde kennen gelernt, welche sich eine gewisse Selbständigkeit bei der Suche durchaus nicht nehmen ließen, und wenn sie nicht im übrigen unfehlbar gewesen wären, so hätte man sie nicht brauchen können. Solche Hunde, vorausgesetzt, daß sie entsprechend bejahrt und erfahren sind, treten als förmliche Führer schlechter Schützen und unerfahrener Jäger auf; aber es kommt auch vor, daß sie, des sorgfältigen Arbeitens müde, dem fehlenden Herrn, namentlich dem fremden, ihre Mißachtung durch absichtliches Herausjagen der Hühner zu erkennen geben. Wieder andere eigenwillige Naturen suchen überhaupt keinem Fremden, während die lenksamen jedem Schützen, der sie führt, gleich willig und unverdrossen die besten Dienste leisten. Eine ärgererregende Eigenschaft ist der Neid mancher Hunde, welche vor dem vorstehenden Nachbarhunde sofort die Hühner herausjagen, was beim Alleinsuchen nicht geschieht. Bei keiner anderen Rasse sind unter den Individuen die Eigenschaften so mannigfaltig und verschieden. Neben den bewundernswürdigsten Tugenden treten schlimme Fehler auf. Neben Mutigen giebt es viele Feige, neben Falschen Treue, neben Bissigen Sanfte und Verträgliche, neben Mäßigen Näscher, Diebe und Verschmitzte. Auf der Jagd leisten nicht wenige, so zu sagen, alles, was von ihnen verlangt wird: im Felde bewähren sie sich als vortreffliche Vorstehhunde, Apporteure und Finder des angeschossenen Federwildes; im Sumpf und Wasser sind sie tadellos in den Arbeiten vor Bekassinen und Enten; im Walde erscheinen sie als ebenso feine und vorsichtige Schnepfenhunde wie als tüchtige Würger der Füchse und als Meister auf dem Schweißgang des Rehbocks und des Hasen.

Vorzugsweise findet man solche vielseitige Talente unter der langhaarigen sowie unter der hochläufigen glatthaarigen Rasse.

Unvergeßlich bleibt uns unser langhaariger Reno, ein schwerer, starker Hund mit dicker, bis zum Rückgrat gekrümmt getragener Rute, der als das vielseitigste Individuum erscheint, welches wir jemals kennen lernten.

Sobald die Suche begann, hielt Reno die Fahnenrute gesenkt, beim Vorstehen hob er sie zur wagerechten Stellung. Die unvergleichlich feine Nase witterte die Hühner auf große Entfernung, und das einzelne Huhn wurde ausgemacht, mochte

Deutscher Hühnerhund kurzläufiger Rasse.

es in dichtester Kreszenz oder hinter der Scholle liegen. Mochten die Hühner laufen, niemals brachten sie Reno aus der Fassung und sicheren Ruhe, obgleich er voll und ganz der Jagdleidenschaft hingegeben war. Schöner und aushaltender kann kein Hund stehen, wie er stand, mochte Huhn oder Hase vor ihm liegen. Und welche Schärfe des Blicks, welches Gedächtnis, welch einen Überblick bekundete das brave Tier! Ein Huhn war in den Kopf getroffen. Wirbelnd erhob es sich immer höher und stürzte unter genauer Kontrolle mehrere hundert Schritte weit jäh zu Boden. Reno eilte auf den Zuspruch des Schützen dem Orte zu, da fährt er mitten im Galopp plötzlich herum und steht fest an einem Kleeacker. Vor dem herzugekommenen Herrn steht ein Hase auf, den der Hund auf den Schuß apportiert, und nachdem er dies gethan, setzt er ohne weiteres seinen Galopp fort direkt zur Stelle, wo das Huhn liegt, das er dann gemessenen Laufes bringt. An einem Rain steht Reno eine Kette Hühner, von der er in dem Augenblick Wind bekommt, wo er mit dem Kopfe über die Grenze des Rains nach dem freien Felde hinaussieht. Kaum hatte der Schütze die Höhe erreicht, stand die Kette auf, und auf einen Doppelschuß fallen getroffen zwei Hühner herunter. Reno bringt sie, kehrt aber zum dritten-, vierten- und fünftenmal um und liefert außer den beiden ersten noch drei andere ab, welche gleichzeitig getroffen und von ihm nicht übersehen worden waren. Untrüglich war sein Auge abends auf dem Entenstrich. Wie oft glaubten wir gefehlt zu haben, aber der durch die überschwemmten Wiesen und durch Flutgräben in der Richtung, welche die Enten genommen hatten, nachstürmende Reno brachte dennoch aus weiter Ferne die eine oder andere getroffene Ente. In

gleicher Weise bewährte sich seine Wachsamkeit auf dem Schnepfenstrich. Ehe noch die balzende Schnepfe dem menschlichen Ohr vernehmbar wurde, deutete Reno schon die Richtung an, woher die ersehnte Waldschwester kam. Wurde sie durch den Schuß nur wenig verletzt, so daß eine Feder davonflog oder eine zuckende Bewegung erfolgte, der Hund verfolgte sie weit in die Dickung hinein, und wenn sie sich alsdann nur schwerfällig wieder erheben konnte, fing er sie zuverlässig und brachte sie stets lebendig, obgleich er, wie wir nachher an Beispielen darthun werden, Füchse und Dächse würgte. Auf der Schnepfensuche hielt Reno sich stets in unmittelbarster Nähe seines Herrn und suchte geräuschlos und, was ein Haupterfordernis des Schnepfenhundes ausmacht, stand das Lager wie das Geläufe fest, bis sein Herr herankam und irgend eine Blöße schußfertig betreten hatte. Auf Treibjagden war es Reno, welcher das angeschweißte Wild ausmachen und die Füchse würgen mußte, die, schlecht getroffen, das Weite suchten. Auch den schwersten Rüden bewältigte und brachte er zur Stelle. Großartig war seine Leistung an einem Oktobermorgen, wo die Dächse „ausgefenert" worden waren und nun in der Nähe des Baues mit Treibern und Dächseln die Kiefernbickungen abgetrieben wurden. Reno lag mit erhobenem Kopf hinter seinem anstehenden Herrn. Da werden fern die Dächsel laut und bringen einen alten männlichen Dachs über die Waldschneise ungefähr in einem Abstand von 250 Schritten von Reno. Beide Schützen, zwischen denen der Dachs wechselt und direkt dem nur 150 Schritte entfernten Hauptbau der gegenüberliegenden Dickung zustrebt, können nicht schießen, weil die Dächsel dem Dachs an den Hosen hängen und, kaum abgeschlagen, von neuem denselben bedrängen. Da wird rasch Reno gelöst. Dieser eilt längs der Schützenlinie, die das Schauspiel von fern ansieht, bis zur Stelle, wo der Dachs hinübergewechselt war, und richtig, er faßt ihn noch kurz vor dem Bau am Genick, drückt ihn fest an den Boden und würgt so lange, bis der Dachs unter ihm verendet. Beim Abstreifen zeigt sich der ganze Hals schwarz von geronnenem Schweiß. — Das Rehwild fing er auf der Schweißfährte stets am Hals, biß die Gurgel durch und blieb bei dem verendeten Stück liegen, bis es geholt wurde. Dabei ließ er keinen der anderen Hunde heran, sondern hielt sie in respektabler Entfernung.

Auf dem Stande verriet sich seine innere Aufregung stets durch allzu auffallende Bewegungen der Fahnenrute, welche übrigens dadurch zur Ruhe gebracht werden konnte, daß der Schütze den Fuß auf ihre Spitze stellte.

Wir haben bereits der hochläufigen Rasse deutscher Hühnerhunde den Vorzug vor der kurzläufigen eingeräumt. Sie ist ausdauernder, nimmt bei der Suche weiteres Feld, galoppiert mit hoher Nase — wenigstens thun dies die meisten ihrer Vertreter — und leistet im Apportieren wie im Verfolgen des angeschossenen Haarwildes Vorzügliches. Zu ihr gehören Individuen, welche die seltene, schätzenswerte Eigenschaft des Einkreisens der Hühner besitzen. Hochinteressant ist der Anblick, wenn der Hund die nicht halten wollenden Hühner in weitem Bogen umkreist und dabei mit größter Überlegung es vermeidet, ihnen von der Windseite her zu nahe zu kommen, sie aber nötigt, dem Schützen zu „halten". Doch wie sehr auch das Großartige in der Aktion auf dem freien Felde in die Augen springt und dem Jäger nicht bloß den Genuß des Anblicks bereitet, sondern auch Zeitersparnis und Bequemlichkeit verursacht, so selten eignen sich solche Hunde für die Schnepfensuche, weil sie fast immer auch im Walde zu rasch und geräuschvoll suchen. Ausnahmen giebt es ja, und wir selbst hatten eine Hündin, welche den Anstoß an die Büsche durch Übersetzen vermied und im Walde wahrhaft schleichend suchte, so daß sie schattenhaft der Schnepfe im Lager nahte, die bisweilen in ihrer Überraschung sich bolzenartig vor der stehenden „Bella"

aufblies und fauchte, ehe sie auf den Zuruf des Schützen von dem einspringenden Hunde genötigt wurde, fast senkrecht sich über das Holz zu erheben, um desto sicherer erlegt zu werden. Wir besaßen noch vor einigen Jahren einen hochläufigen braunen Hühnerhund, welcher eine weit aufstehende, hinten getroffene Schnepfe, welche längs der Schneise bis zu einem Abhang der Dickung fortgestrichen war, in der Weise verfolgte, daß er mit starkem Winde nachzog und von Strecke zu Strecke die herabgeträufelten Schweißtropfen markierte, bis er weit unten die Eingefallene feststand. Ein zweiter Schuß brachte die „geständerte" Schnepfe in unseren Besitz.

Mit großem Erfolg sind Kreuzungen zwischen hochläufigen Hühnerhunden und Schweißhunden vorgenommen worden. Diese Mischung muß aber mehrmals durch den Hühnerhund allein vorzugsweise auf dessen Eigenschaft des Vorstehens fortgesetzt und befestigt werden, sollen zuverlässige Vorstehhunde daraus gezüchtet werden. Die Nachkommen sind gewöhnlich durch gelblich-rötliche Extremitäten ausgezeichnet. Im Walde leisten sie auf dem Schweißgang Vortreffliches, sehr oft sind sie auch tüchtige Würger, und vom Hühnerhund haben sie die Anlage zum Apportieren und zur Suche im Galopp mit hoher Nase geerbt.

Die Kreuzung mit dem englischen Hühnerhunde ist allbekannt, und es läßt sich nicht leugnen, daß dieselbe nicht bloß gestaltveredelnd, sondern auch ergänzend in Bezug auf die einer- und andererseits fehlenden gewünschten Eigenschaften wirkt. Indessen zeigen sich doch auch häufig forterbende Folgen des englischen Blutes bis ins dritte und vierte Glied, welche gerade nicht erfreulicher Natur sind und nur zu sehr an die Mängel des Pointers erinnern.

Bleiben wir bei der Rasse unserer hochläufigen deutschen Hühnerhunde, seien sie lang- oder glatthaarig. Ihre Vielseitigkeit zeigt sich noch nach anderen Richtungen hin als nach den bereits erwähnten. Ein glatthaariges Exemplar im Besitz eines zwei Meter hohen Herrn in der Wetterau machte Marder und Iltisse an den Winterabenden in Gärten, Feld und Wiesen sicher aus, und keine andere Spur wurde auch nur einen Augenblick von ihm berücksichtigt, während er doch als Hühner- und Hasenhund hervorragend war. Alsbald nach acht Uhr abends begann die Suche von den Hofraiten aus. Sobald der Hund die Spur eines Marders oder Iltis gefunden hatte, verfolgte er sie wie am Schnürchen und sprengte den Marder gewöhnlich auf einen Obstbaum der Gärten oder auf eine Ulme, Weide oder Pappel am Bach. In tiefem Baß gab er laut unter dem Baume. Sein herzueilender Herr bestieg dann den Baum, schüttelte den Ast, auf welchen sich der Marder geflüchtet, und dieser sprang in einem Satz zu Boden, wo er, wenn nicht schon in der Luft, von dem derben Gebiß des Hundes empfangen wurde. In mehreren Fällen benutzte sogar der Marder Schulter und Arm des Steigers beim Hinabspringen. Am Bach oder Fluß warf sich der Marder vom Baum meistens geradezu ins Wasser, aber der treffliche Schwimmer holte ihn alsbald ein und hielt ihn unter Wasser, daß er ertrinken mußte, oder drückte das sich aalartig windende Raubtier, es in den Weichen fassend, tot. Der Iltis springt in solcher Flucht am Wasser aber stets der Landseite zu. Derartige Hetzjagden verderben indessen fast immer den Hühnerhund für die Federwildjagd, wie diese Folge denn auch durch öfteren Gebrauch zum Hetzen auf Treibjagden hervorgerufen wird. Sie werden nach und nach gleichgültiger gegen die Hühner, stöbern sie wohl auch, zumal wenn sie weitab suchen, auf und gewöhnen sich leicht das Drücken des Federwildes an.

Noch müssen wir des Gebrauchs gewisser Hühnerhunde zur Otternjagd gedenken, worüber wir ebenfalls aus eigener Erfahrung berichten können. Es sind dies lang- oder rauh(stachel-)haarige Hühnerhunde, welche durch Anleitung und Erfahrung diese Jagd mit so großem Eifer und solcher Hingebung lieben, daß kein

anderes Wild auch nur annähernde Anziehung wie die Otter für ſie hat. Derartig angeleitete und paſſionierte Hunde lernten wir bei Birſtein im Vogelsberg und in der Nähe Alsfelds kennen. Ziehen wir mit dem tapferen Karo an einem Nebenbach des Flüßchens Schwalm aufwärts zur Jagd. Die „Spur" der Otter hat ihren nächtlichen Paß zum Lager verraten. Doch nur kurze Strecken wird dieſe am Ufer ſichtbar, im Bachbett iſt der gefährliche Fiſcher ſtromaufwärts gezogen. Wir laſſen den Hund ruhig gewähren. Derſelbe ſucht an dem Ufer, guten Wind nehmend, die Erlenbüſche ab, deren Wurzeln ſich an beiden Uferwänden dicht verſchlungen verzweigen und hervorragen. Hier und da ſind dunkelbelaubte Erlenſtümpfe, welche ſich vorzüglich zu verſteckten Lagerplätzen für die Otter eignen, und dichte Weidenbüſche. Solche Stellen werden von Karo beſonders vorſichtig und ſorgfältig geprüft. Oft kehrt der Hund zurück, als ob er ſich plötzlich erinnere, es ſei ihm da unten eine verdächtige Witterung in die Naſe gekommen, oder das Gedächtnis verſetzt ihn in die erfolgreiche Thätigkeit, welche an dem einen oder anderen Plätzchen zur Beute führte. Jetzt endlich bleibt Karo mit ernſter Miene an einem dunklen, großen Erlenbuſch unbeweglich ſtehen, die Naſe der Tiefe zugewendet. Der Jäger ſchleicht ſachte mit ſeiner ſehr kurzläufigen Flinte zur Stelle, teilt mit der linken Hand Zweige und Blätter behutſam auseinander, hält in der rechten die geſpannte Doppelflinte und ſchiebt den Kopf vor. Richtig! tief im Baumſtrunk liegt die Otter auf ihrem Lager ſchlafend. Schnell wird für das Gewehr Platz gemacht und der Schuß abgefeuert. Die Otter, zwar tödlich, aber etwas zu knapp an Hals und Kopf getroffen, kollert über den Baumſtrunk in den metertiefen Tümpel. In flüchtigem Satz ſpringt ihr der Hund nach, taucht mehrmals unter, faßt die ſich wälzende und um ſich beißende Otter beherzt am Balge und zieht ſie mühſam ans ſteile Ufer. Hier kehren der Otter noch einmal im Todeskampf die Wehrkräfte wieder, Karo wird ſeitlich am Unterkiefer gefaßt, der Schmerz preßt ihm jähen Schrei ab, doch zur rechten Zeit bringt die zu Hilfe genommene Gabel des Jägers durch den Rücken der Otter, und die Jagd iſt zu Ende.

Langhaariger deutſcher Hühnerhund.

Auf der Haſenjagd.

Anders geſtaltet ſich der Verlauf, wenn die Otter wach und rege iſt, bei der erſten Annäherung ihrer Verfolger das Lager oder die Zufluchtsſtätte verläßt und ſchwimmend und tauchend ſich zu retten ſucht. Da kann nun der Hund ſeine Intelligenz, ſeine Ausdauer und ſeinen Scharfſinn in bravſter Arbeit zeigen. Da bemächtigt ſich ſeiner eine ſpannende Wachſamkeit und große Erregung. Da gebraucht er außer der Naſe Geſicht und Gehör. Die Streifen, welche die über die Waſſerfläche gehaltene Schnauze der Otter zieht, werden in ihrem Verlauf verfolgt; die Erfahrung führt den Hund voraus, um der Fliehenden an ſeichteren Stellen den Paß abzuſchneiden und ſo ſie zu nötigen, ſich irgendwo zwiſchen ihm und dem Jäger am Ufer zu verbergen. Aber geſchieht letzteres auch, ſo hält die Otter, einmal rege und mißtrauiſch gemacht, nicht mehr aus, und ſtunden-, ja halbe Tage lang dauert die Jäger und Hund ermüdende Jagd, bis endlich die Ausdauer und Klugheit zum Ziele führt oder die Otter glücklich entkommt. Sind mehrere Jäger zur

Stelle, so werden die Klänge (seichte Stellen) ober- und unterhalb der Otter besetzt, und gewöhnlich gelingt es dann dem einen oder anderen Schützen, die Otter zu erlegen. Dann arbeitet aber auch der Hund mehr im Wasser selbst und treibt die Otter vor sich her. Merkt er, daß er sie in einem Schlupfwinkel übergangen hat, dann setzt er eilenden Sprunges ans Ufer, windet (sucht mit der hochgehaltenen Nase den Geruch der Otter) hin und her, bis er die Versteckte ausgemacht hat, um sie zur weiteren Flucht zu nötigen. Auch an den Otternhöhlungen oder „Bauen", welche unter dem Wasserspiegel münden und aufwärts ins Land führen, macht der erfahrene Hund die Otter aus. Man kann das Tier in solchen Fällen in einem bereit gehaltenen Sackgarn oder auch in einem gewöhnlichen Fischerhamen fangen. Das Sackgarn wird vor den ins Wasser mündenden Ausgang gestellt und mit der am Rande des Garns befestigten Struppleine zugezogen, sobald die Otter hineingeraten ist. Den Hamen hält man fest anschließend vor den Ausgang des Baues und hebt oder zieht den eingefahrenen Fischdieb ans Land.

Bei großen Überschwemmungen des Flüßchens Schwalm steckt sich die Otter nicht selten in Dornhecken der unweit gelegenen Feld- und Wiesenraine des Thales, sehr gern geht sie dann auch in die einmündenden Bäche. Auch in Notbauen der Füchse hat sie Karo öfters ausgemacht, indem er die Nase prüfend in die Röhre steckte und seinem Herrn die sichere Anwesenheit seines Erzfeindes verriet.

Heutzutage, wo die Fischereifrage eine hervorragende Rolle spielt, sollte man Bedacht nehmen auf das Heranziehen und Ausbilden solcher für die Otternjagd geeigneten Hühnerhunde. Denn kein Tier verheert unsere Forellenbäche mehr als die Otter, die leider bei uns zahlreich vertreten ist, obgleich ihr, freilich nur in örtlich beschränkter Weise, mit guten Hunden erfolgreich nachgestellt wird.

(Schluß folgt.)

Zwei Stipendiaten.

Erzählung

von

Wilhelm Berger.

In den Speisesaal eines Traiteurs in Berlin traten an einem Herbstabend zwei junge Leute. Die Kellner schlenderten nachlässig herbei und befreiten die schüchtern Umherblickenden von ihren abgetragenen Überröcken.

Der eine der frühen Gäste bemeisterte rasch seine Verlegenheit. Er schüttelte die braunen Locken zurück und schaute keck umher.

„Dort ist eine Nische, wie für uns gemacht, Walther," sagte er zu dem Gefährten und schritt in sicherer Haltung quer durch den Saal. Auf den Zehen, mit gesenkten Blicken, folgte ihm der andere und strich sich unterwegs das blonde Haar glatt, um seine Befangenheit zu verbergen.

„Du hast es gewollt, Oskar," wandte er sich vorwurfsvoll an den bereits Sitzenden, als er sich ihm gegenüber zaghaft niederließ.

Der Brannlockige lachte. „Ist dir's schon leid?" gab er zurück. „Freilich: wenn es nach dir gegangen wäre, so brächten wir auch diesen letzten Abend unseres Zusammenseins bei Bier und Käse zu. Du hast nun einmal für feinere Lebensgenüsse keinen Sinn. Wenn man dir das lauschigste, köstlichste Boudoir mit der Aussicht in eine paradiesische Gegend als Werkstatt anwiese: du würdest dort nicht anders, nicht besser komponieren als in deiner Kammer im fünften Stock, deren Fenster in einen Kasernenhof hinabsehen. Da bin ich anders. Eine prächtige, vornehme, schöne Umgebung regt mich an, berauscht mich; das Ärmliche, Unschöne drückt mich nieder, macht mich unfruchtbar. Und ich sage dir, Walther: von jetzt an geht es aufwärts mit mir, aufwärts zu Parkettfußböden, Sammetsesseln, Gänseleberpastete und Champagner!"

„Der Kellner wartet auf unsere Bestellung," erinnerte Walther den Geschwätzigen.

„Zwei Soupers zu zehn Mark," befahl Oskar.

Der andere erschrak. „Das ist wider die Abrede," sagte er, als der Kellner sich entfernt hatte.

„Laß mich nur gewähren," erwiderte Oskar. „Ich bezahle."

„Du bist nicht reicher als ich."

„Aber leichtsinniger. Und glücklicher. Oder ist es nicht etwa pures Glück, daß ich neben dir das Stipendium der Beethoven-Stiftung erhalten habe? Du hast es verdient; ich nicht, nach meiner festen Überzeugung nicht. Zudem war es deine Idee, daß ich mich bewerben sollte; aus mir selbst hätte ich es nicht gewagt. Und niemals wäre ich mit meinen Arbeiten — diesen entsetzlich trockenen Arbeiten — fertig geworden, wenn du nicht als Mahner, als Berater hinter mir gestanden hättest. Also laß mir das Vergnügen, Walther, daß ich von dem Erwerb, der mir durch dich zugefallen ist, heute abend ein paar Brocken für uns beide opfere."

Mißbilligend schüttelte der blonde Freund den Kopf.

„Ein guter Wirtschafter bist du nie gewesen, wirst du nie werden, Oskar," tadelte er. „Mit gleichem Unbedacht verschlenderst du deine Kraft wie dein Geld. Nie denkst du an den nüchternen Morgen, der hinter jeder durchschwärmten Nacht liegt. Und die Summe, die du heute hingiebst, damit wir uns einmal an Rebhuhupasteten und Wildbraten sättigen — gieb acht, du wirst sie später schmerzlich entbehren."

„O du philisterhafter Künstler!" rief Oskar lachend aus. „Kellner! Wein her — Rüdesheimer, zwei Flaschen! — Thu mir den Gefallen, Walther: heut abend predige nicht! Sag mir's später schriftlich, was du an mir anders wünschest; ich will's wahrhaftig beherzigen. Komm, stoß an mit mir: auf unsere Zukunft! Möge sie sich so gestalten, wie wir sie uns wünschen!"

Die Gläser klangen aneinander.

„Trink aus, Walther; sonst hilft's nicht," mahnte Oskar.

Walther folgte widerwillig dem Gebot des Freundes. „Die Zukunft!" wiederholte er ernst. „Gestalten müssen wir sie selbst. Die Lorbeerkränze, von denen wir träumen, werden nicht vom Glück verliehen. Kommt auch die Inspiration von oben: große Werke schafft sie allein nicht. Dazu gehört — ach, was gehört dazu nicht alles! Künstlerische Einsicht, geläuterter Geschmack, besonnener Fleiß, zähe Ausdauer, feste Ziele, Erkenntnis von Art und Maß der eigenen Begabung — genug, um den Besten zuweilen mutlos zu machen! — Erinnerst du dich noch, Oskar," fuhr er lächelnd fort, „daß ich eine Symphonie schrieb, als ich mit dir in Tertia saß? Eine Symphonie mit vier Hörnern und drei Posaunen, mit Ophikleide und Kontrafagott? Wie flink wuchs mir das Ding unter den Händen; wie selig war ich, wenn wieder ein Bogen mit Noten voll gemalt war! Und jetzt? Ich wage es nicht, meine Kraft an einen großen Wurf zu setzen; während ich arbeite, fürchte ich mich vor der Kritik, die ich selbst am nächsten Tage an meinem Werke üben werde."

„Ein eigentümlicher Kauz warst du von jeher," erwiderte Oskar. „Unser Lehrer, der gute Alte, hatte seine liebe Not mit dir. Was kein Mensch dir sagen konnte, das gerade wolltest du wissen. In allem Unverständlichen und Konfusen wittertest du tiefen Sinn; über jede leicht gefällige Musik rümpftest du vornehm dein superkluges Näschen. Es gab keinen strengeren Richter als dich — in jener Zeit, als du eben über das musikalische Abc hinausgekommen warst!"

„Ich weiß, ich weiß!" sagte Walther. „Je dümmer, desto absprechender. Es ist die alte Regel. Dennoch kann man auch die Duldsamkeit übertreiben. Den Haß gegen das Schlechte sollten wir nie durch gutmütige Rücksicht auf des Publikums vielseitige Kunstbedürfnisse in uns abschwächen. Wie kann derjenige zum Höchsten streben, der alles gelten läßt, was auf dem Markte Liebhaber findet?"

Oskar schien des Freundes rigorose Ansichten nicht zu teilen. Während er ein letztes Stück Rehbraten mit Behagen

aß, schaute er ihn von der Seite mitleidig an.

„Muß man es denn immer den ersten gleichthun wollen?“ versetzte er. „Die zukünftigen Klassiker haben es schlecht auf Erden. Mich gelüstet's nicht nach dem Beifall derer, die nach mir kommen; mir sollen die Mitlebenden spenden, was ich ihnen durch mein Talent abringen kann. Nach diesem Grundsatz habe ich schon früher mit gesundem Instinkt gehandelt; während du dich in Germersleben mit der Verfertigung von Fugen und Kanons abquältest, die kein Mensch anhören mochte, schrieb ich leichte vierhändige Tänze für meine kleine Freundin Klärchen und mich, setzte Gedichte unseres Pfarrers in Musik und schüttelte aus allerlei Reminiscenzen Festmärsche zu den Geburtstagen der lieben Tanten zurecht.“

„O ja, du warst ein Allerweltskerl!“ sagte Walther bitter. „Ganz Germersleben hielt dich für ein musikalisches Wunderkind, für ein junges Genie, das in der Folge das armselige Städtchen berühmt machen werde. Mich dagegen wußten unsere heimischen Weisen nicht zu rubrizieren; ich war ihnen ein verschrobener Kopf, der niemals etwas Brauchbares hervorbringen würde. Glücklicherweise hatten sie vor der Einsicht unseres wackeren Lehrers mehr Respekt als vor ihrer eigenen; wenn er nicht mit Feuereifer für mich eingetreten wäre, so würde meine Sippe nimmermehr gestattet haben, daß ich mit dir das Konservatorium besuchte. Hingegangen wär ich natürlich deshalb doch!“

Oskar hatte sich eine Cigarre angezündet und blies die ersten blauen Rauchwolken nachdenklich vor sich hin.

Plötzlich störte ihn Walther in seiner Träumerei mit der Frage: „Du willst das erhaltene Stipendium zu Studien in Wien und Paris verwenden? Sage mir doch: Was willst du dort studieren?“

„Das Allerschwierigste in unserer Kunst,“ erwiderte Oskar. „Ich möchte ausfinden, wie man und was man komponieren muß, um rasch Erfolg zu haben.“

„Abtrünniger!“ rief Walther empört aus. „Zu denen willst du dich gesellen, die das goldene Kalb umtanzen! Willst dein Talent dem Geschmack des großen Haufens geschmeidig anpassen! O pfui!“

Oskar öffnete die zweite Flasche und schenkte das Glas des erbosten Freundes voll. „Werde nicht ungemütlich, Bester!“ sagte er launig. „Unsere Naturen sind eben von Grund aus verschieden. Du hast wenig äußere Bedürfnisse. Selbst wenn du darben müßtest, so würdest du es kaum empfinden, solange du schaffen kannst. Du darfst deshalb deine eigenen Wege gehen. Ich aber bin irdischer angelegt. Selbstzufriedenheit macht mich nicht satt Genießen will ich, und das Beste ist mir gerade gut genug. Ich muß darauf ausgehen, durch der Töne Zaubermacht mir Geld zu verschaffen. Was dabei Entsetzliches ist, verstehe ich nicht. Wir leben in einem industriellen Zeitalter. Jedes Talent stellt sich in den Dienst des Bedürfnisses und erwirbt sich Achtung, wenn es ein vorhandenes Bedürfnis auszunutzen versteht. Warum sollte dem Künstler nicht gestattet sein, was bei jedem anderen als lobenswert gilt? Warum sollte der Musiker nicht für den Markt komponieren dürfen, da doch der Maler dafür malt, der Schriftsteller dafür schreibt?“

Sichtlich hatte sich Walther während dieser Ausführungen des Freundes aufgeregt. „Es ist merkwürdig,“ erwiderte er; „seit dir das Stipendium zugefallen ist, scheint dir die Empfindung für die Hoheit des Ideals abhanden gekommen zu sein. Ich will dir nicht vorhalten, wie ordinär du denkst; erinnern will ich dich nur daran, daß erfahrungsmäßig der Ruhm denjenigen flieht, der ihn sucht. Tausende erstreben, was dir als Ziel vorschwebt; Tausende mühen sich ab, die krause, unberechenbare Bahn, die der Geschmack der Menge verfolgt, in irgend einem Punkte zu treffen, und es gelingt ihnen nicht. Und du erwartest, unter Tausenden der einzig Glückliche zu sein? Verblendeter! Wer nicht mächtig genug ist, um das Publikum auf die Bahn zu zwingen, die

er selbst wandelt, hat keine Aussicht auf Erfolg. Lieber will ich sehend nach einem Stern schießen, als mit verbundenen Augen nach einem Wild, das in Zickzacksprüngen vorbeieilt!"

„Wir wollen sehen," sagte Oskar mit ruhiger Zuversicht. „Und du? Verspürst du gar keine Lust, dir die Welt außerhalb Berlins einmal zu betrachten? Zu versuchen, ob es sich nicht anderswo besser leben, leichter arbeiten läßt?"

„Wozu?" entgegnete Walther. „Was sich mir draußen Fremdes aufdrängt, würde mich nur verwirren."

„Du pflegst deine Einseitigkeit wie einen Lieblingsfehler."

„Einseitigkeit ist Stärke."

„Jawohl, die Stärke der Beschränkten und Sonderlinge!" erwiderte Oskar. „Wahrhaft stark ist nur der universelle Geist. Laß dich warnen, Walther! Es ist nicht immer die Größe, die besondere Pfade geht; es sind nicht immer die besten Köpfe, die unverstanden bleiben. Häufig heißt Genialität, was man Starrsinn nennen sollte. Man kann allen gefallen, ohne sich zu erniedrigen. Bleibst du aber in deinem bisherigen Kurse — willst du schlechterdings dein Ideal, nur dein Ideal in deinen Werken darstellen, so ist Vereinsamung dein unausbleibliches Los, und du, mein Freund, hast nicht den Nacken von Eisen, der die Mißachtung der Welt Decennien lang zu tragen vermöchte!"

Mit steigendem Unmut hatte Walther zugehört. „Und wenn auch!" rief er aus. „Gott sei Dank habe ich ein künstlerisches Gewissen! Solange das rein bleibt, mag mir im übrigen widerfahren, was da will."

„Rede etwas leiser," mahnte Oskar. „Wer dich hört, könnte meinen, ich sei bemüht, dich zu einem Verbrechen zu überreden."

„Das bist du auch. Wer den Göttern dienen sollte und sucht Ansehen bei den Menschen, ist ein Übelthäter. Von jeher ist die Verflachung der Kunst herbeigeführt und befördert worden durch Naturen deines Schlages, durch talentvolle Streber und Handelsleute, die um des Gewinnes willen jeden Augenblick bereit sind, ihren Stil zu ändern, durch charakterlose Gesellen —"

„Walther!"

„Die heute sich mühen, Schumann nachzuahmen, und morgen Offenbach kopieren — mollusken artige Wesen, ohne Kern, ohne festes Charaktergerippe —"

„Hör auf, Walther, du wirst grob!"

„Dein ungeschmeicheltes Bild gefällt dir nicht; ich glaub's wohl. Noch bist du einer Regung von Scham fähig, noch hast du deine Seele nicht ganz von dem Dämon des Erfolges einnehmen lassen. Aber bald wird er sie besitzen und lenken; ich sehe dir's an. Schön und Häßlich, Gut und Schlecht, Hoch und Gemein wird vor deinen goldgierigen Augen ineinander fließen zu einer unterschiedslosen Masse; als kluger Fabrikant wirst du daraus kneten, was Käufer findet. Geh hin und opfere dein besseres Teil; ich kann dich nicht daran hindern. Mit unserer Freundschaft aber ist es aus, unsere Wege scheiden sich. Möge sich deine Zukunft so gestalten, wie du sie dir wünschest — meinetwegen; ich werde dich nicht beneiden. Lebewohl!"

Er war aufgestanden, mit gerötenten Wangen.

„Und so sollen wir uns trennen, Hitzkopf?" sagte Oskar. „In Zank und Streit, nachdem wir von unseren Knabenjahren an verträglich zusammengehalten? Und um ein Nichts, um eine Frage, die bei uns beiden noch nicht spruchreif ist, die wir nur durch Thaten beantworten können? — Setze dich wieder nieder; wir wollen von etwas anderem reden."

„Ich kann nicht. Gelebt habe ich neben dir, nicht mit dir. Auch das kann ich jetzt nicht mehr, seit ich weiß, wer und was du bist. Wir wohnen in verschiedenen Zonen, ein unüberschreitbarer Gürtel von Wasser und Land trennt uns. Nochmals: lebewohl!"

Zögernd streckte Walther dem Genossen die Hand hin.

„Wie du willst, du seltsamer Kauz! Lebewohl!"

Mit raſchen Schritten ging Walther davon. Oskar ſah ihm kopfſchüttelnd nach, bis er den Saal verlaſſen hatte, dann lehnte er ſich bequem zurück und that ein paar lange Züge aus ſeiner Cigarre. „Die thörichten Idealiſten!“ murmelte er. „Zwiſchen fröhlichen Gäſten an reichbeſetzten Tiſchen gehen ſie predigend umher, und keiner will ſie hören. Glücklich müſſen ſie ſich noch ſchätzen, wenn ſie unter den Bettlern, die ſich über die Schwelle drängen, einige Proſelyten machen. Da will ich doch lieber zuſehen, daß ich einen Platz bei den Zechern erhalte!“

Und in dem vollen Glaſe Rüdesheimer, welches Oskar ſinnend vor die Augen hielt, erſchienen ihm Bilder aus einer glänzenden Zukunft.

* * *

Es war ſieben Jahre ſpäter.

An einem ſchönen Aprilmorgen ging Walther im Tiergarten ſpazieren, das Haupt geſenkt, die Hände auf dem Rücken, wie es ſeine Art war.

Eine halb offene Equipage mit einem Herrn und einer Dame begegnete ihm; er hatte ſie nicht beachtet. Er hörte auch nicht, daß der Wagen hielt. Erſt als hinter ihm ſein Name gerufen wurde, fuhr er auf aus ſeinen Sinnen, wandte ſich langſam um und ſah dem ſich raſch nahenden Herrn forſchend in das runde, blühende Geſicht.

„Oskar!“

„Das nenne ich mir ein glückliches Ungefähr!“ rief Oskar und ſchüttelte kräftig die Hand des Jugendgenoſſen. „Wie viel habe ich ſchon nach dir gefragt! Aber niemand kannte dich, niemand konnte mir ſagen, wo ich dich zu ſuchen hätte. Nun führt der Zufall uns zuſammen; wahrhaftig, etwas Angenehmeres als dieſe Begegnung hätte mir nicht leicht widerfahren können!“

Walther hatte den ehemaligen Freund von oben bis unten gemuſtert. „Wie es ſcheint,“ ſagte er mit leichtem Sarkasmus, „habt ihr euch vortrefflich miteinander vertragen, die Welt und du. Aus deinem Geſicht lacht die Zufriedenheit, dein Anzug ſcheint nach dem neueſten Schnitt aus den feinſten Stoffen gefertigt. Es thut mir immer wohl, wenn ich einen Menſchen ſehe, in dem die Luſt am Leben ungetrübt zum Ausdruck kommt.“

„Noch ganz der Alte biſt du!“ erwiderte der andere gutmütig. „Nur eine Schattierung grämlicher, nur etwas mehr verbittert als früher. Aber glaube nur nicht, daß es mir immer gut ergangen iſt, ſeit ich mit dem Stipendium in der Taſche in die Wanderjahre ging. Es hat Zeiten gegeben, in denen meine Backen hohl waren und meine Kleider abſcheulich. Aus Not bin ich auf die Bühne gegangen, als Sänger. Und das iſt mein Glück geweſen. Eine Ungarin, jung, ſchön, reich und unabhängig, verliebte ſich in mich, während ich im Theater zu Budapeſt meine Perſon zur Schau ſtellte. Nachdem ſie mich geheiratet hatte, ſtiegen meine Partituren plötzlich in der Schätzung der Theaterdirektoren um ein Beträchtliches. Laß dich meiner Frau vorſtellen, Walther; wenn du nichts Wichtigeres zu thun haſt, ſo fahre mit uns zum Hotel.“

„Du haſt nicht bemerkt, daß dein Wagen ſich entfernt hat.“

„Das ſieht Priska ähnlich!“ rief Oskar ärgerlich. „Entweder iſt ſie apathiſch und läßt alles widerſpruchslos über ſich ergehen, oder ſie ſetzt ihren Kopf auf und folgt jeder Laune, ohne irgendwie Rückſichten zu nehmen! — Entſchuldige dieſen Ausbruch! Du biſt wohl nicht verheiratet?“

„Nein, ich ſpekuliere nicht,“ erwiderte Walther.

„Aber von Fleiſch und Blut biſt du doch auch!“

„Mitunter ſcheint mir's ſo, meiſt nicht. Bis jetzt hat mich der Störenfried, die Liebe, unbehelligt gelaſſen.“

Oskar ſchob ſeinen Arm in denjenigen Walthers. „Wir können im Gehen plaudern,“ ſagte er.

Schweigend gingen ſie eine Weile nebeneinander. Endlich begann Walther: „Er-

Digitized by Google

laube mir die Frage, zu welchem Zweck du hier bist?"

„Eben wollt ich dir's erzählen. In Wien hat eine Operette von mir Erfolg gehabt; jetzt bereitet man hier ihre Aufführung vor, und ich bin eingeladen worden, die Proben zu leiten."

„Eine Operette! Das ist alles mögliche! Und wie nennt sich das Kunstwerkchen?"

„Der Amazonenkrieg. Die Handlung ist genau so albern, wie sie sein muß, damit den Zuschauern von Anfang an das Nachdenken über den Zusammenhang verleidet werde. Du kannst das Ding in der nächsten Woche sehen — wenn du magst."

„Gewiß werde ich diese deine Operette sehen, weil sie eben deine Operette ist."

„Ich darf wohl annehmen, daß du etwas duldsamer geworden bist seit jenem Abend, an welchem du die Acht über mich verhängtest."

„Duldsamer insofern, als mir nicht mehr gleich die Galle überläuft, wenn ich einen meines Faches Allotria treiben sehe, um die zahlungsfähige Geistesarmut zu ergötzen."

Wieder stockte das Gespräch. Nach einigen Minuten sagte Oskar: „Ich habe deine Symphonie gelesen, Walther. Leider nur gelesen, nicht gehört. Der leidenschaftliche Charakter deiner Musik hat mich überrascht."

„Was man im Leben verschweigen muß, sagt man in seinen Werken. Vielleicht findet einmal jemand die Deutung."

„Was hast du sonst noch gearbeitet?"

„Chorwerke mit Orchester über Texte, die ich an entlegenen Stellen des poetischen Ziergartens ausgegraben habe; Ouverturen zu Dramen des Sophokles; daneben Streichquartette und dergleichen Miniaturstücke. Es wächst beständig etwas. Darüber verrauscht die Zeit, und ich merke nichts von ihr."

Oskar hielt an. „Wir sind vor dem Hotel, worin wir Wohnung genommen haben," sagte er. „Tritt ein mit mir!"

„Entschuldige mich," entgegnete Walther. „Jetzt nicht. Ein andermal. Ich werde kommen, wenn mich einmal die Laune treibt. Deine ungarische Frau will ich kennen lernen, gewiß; aber so eilig ist das doch gerade nicht. Auf Wiedersehen!"

Es dauerte mehrere Tage, ehe Walther sich entschloß, den versprochenen Besuch abzustatten. Mit der ihm eigentümlichen Mißachtung der gesellschaftlichen Bräuche wählte er dazu eine späte Abendstunde. Das Ehepaar befand sich nicht allein; es waren einige Sänger und Sängerinnen anwesend, welche in Oskars Operette mitwirken sollten.

Oskar stellte den Freund seiner Jugend flüchtig der lebhaft konversierenden Gesellschaft vor; dann führte er ihn quer durch den Salon zu seiner Frau, die in einer Ecke saß, mit einer Häkelarbeit beschäftigt, gänzlich abgesondert von den übrigen, deren Treiben sie nicht zu beachten schien.

Bei dem Erscheinen der beiden Herren vor ihr ließ Priska die Hände langsam in den Schoß sinken und hob die Augenlider halb empor. Ihr schönes, regelmäßiges Antlitz zeigte nichts von Leben; die paar Worte, mit denen sie den späten Gast willkommen hieß, kamen müde von ihren Lippen. Walther, von Oskar allein gelassen, nahm neben ihr Platz; er begann, ihr von den Knabenstreichen ihres Mannes zu erzählen. Priska hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen; sie saß regungslos mit fast geschlossenen Augen; nur die feinen weißen Finger bewegten sich. Ob sie ihm zuhörte, konnte Walther nicht bei sich entscheiden; artig redete er weiter und wartete, daß die Statue lebendig werde. Darüber verwirrte er sich und stockte. Nun erschien in Priskas Mundwinkeln ein leichtes, im Nu vorübersliegendes Lächeln; ihre Lider hoben sich höher und höher, bis endlich ein Paar große, dunkle Augen mit dem Ausdruck fragenden Staunens auf Walther gerichtet waren. Das Wort, das er inzwischen wiedergefunden, blieb dem Erschrockenen auf den Lippen. Doch schon war Priska in ihre bisherige

Digitized by Google

Lethargie zurückgesunken; ihre Lider senkten sich, ihre Finger nahmen die unterbrochene Arbeit wieder auf. Etwas zu sagen, hatte sie nicht für nötig gehalten.

Aus einem Disput am Klavier heraus rief Oskar des Freundes Namen. Mit einer stummen, ironischen Verbeugung verließ Walther die seltsame Ungarin.

Oskar wies auf eine Stelle in der aufgeschlagenen Partitur seiner Operette. „Herr Henning behauptet," sagte er, „diese Melodie bereits irgendwo gehört zu haben. Ich bestehe darauf, daß dies unmöglich ist."

Nach kurzem Besinnen sagte Walther: „Herr Henning wird recht haben. Es ist die Melodie eines alten Walzers von Lanner, nur etwas magyarisiert."

Oskar zweifelte. „Von Lanner?" frug er ungläubig. „Und den willst du kennen? Du?"

„Warum nicht? Ich habe mehr gehört, als du denkst, und vergesse wenig. Schon früher — erinnere dich nur — habe ich dich mit meinem Gedächtnis in Erstaunen versetzt, wenn ich mir den Spaß machte, neue, sogenannte Originalkompositionen auf ihre Quellen zurückzuführen. Der Lannersche Walzer heißt: Die Rosensteiner, wie mir jetzt einfällt. Urteile selbst, wie weit die Ähnlichkeit geht."

Walther spielte die ersten sechzehn Takte.

„Laß dir diese Übereinstimmung zwischen Lanner und dir nicht zu Herzen gehen," tröstete er den bestürzten Freund. „Auch Lanner hat die Melodie nicht erfunden. Es giebt eine Anzahl von musikalischen Phrasen, die schon seit langer Zeit Gemeingut sind. Sie fügen sich heute zu einem Tanz, morgen zu einem Notturno und übermorgen schleichen sie sich gar in eine Symphonie ein. Wenn sie an ihrer Stelle so wirken, wie sie sollen, so mögen sie passieren."

Während Walther sprach, blätterte er in der Partitur des „Amazonenkrieg"; jetzt nahm er sie an sich, setzte sich auf den nächsten Stuhl und überflog, von der Ouverture beginnend, Seite nach Seite. Um ihn ging das Gespräch weiter. Es war immer derselbe Gegenstand, über welchen man sich unterhielt: Oskars Operette. Man ging die Nummern nacheinander durch und tauschte die Meinungen über die mutmaßliche Wirkung einer jeden aus. Den geringsten Eindruck auf das Publikum versprach man sich von dem Finale des ersten Aktes. Oskar zuckte die Achseln; er gestand zu, daß auch in Wien dasselbe nicht gezündet habe, doch wisse er nicht, wie da jetzt noch zu helfen sei.

Walther mischte sich ein. „Das Finale hastet zu sehr," sagte er. „Es ist wie ein Feuerwerk, dessen Stücke zu rasch nacheinander abgebrannt werden. Der Pyrotechniker glaubt, durch das schnelle Tempo den Effekt zu steigern. Er irrt sich; von dem unaufhörlichen Zischen und Prasseln werden die Leute verblüfft, sehen nichts mehr ordentlich und hören auf, sich zu amüsieren."

„Du magst recht haben. Wie aber soll ich ändern?"

„Schalte unmittelbar vor der Janitscharenmusik des Schlußchores ein langsames, zartes Sätzchen ein. Das wird die Zuhörer überraschen; sie fangen wieder an, die Ohren zu spitzen, weil der Akt doch nicht so bald zu Ende zu kommen scheint, wie sie meinten. Auf einmal ist dann doch alles vorbei, und es kann kaum fehlen, daß sie mit befriedigtem Staunen den Beifall spenden, auf den es abgesehen ist."

„Vortrefflich!" rief Oskar. „Du hättest mein Mitarbeiter werden müssen!"

„Ich danke," erwiderte Walther trocken.

Er vertiefte sich wieder in die Partitur. Plötzlich sah er Priska an seiner Seite. Fragend blickte er zu ihr auf.

„Sagen Sie mir doch, Herr Walther," begann sie leise, mit fremdem Accent, „machen Sie auch solche Musik wie mein Mann?"

„Nicht doch, gnädige Frau," entgegnete Walther verwundert. „Wir haben verschiedene Geistesrichtung, Oskar und ich. Er ist dem Heiteren zugewandt, ich dem

Ernsten; er steht mitten in der Welt, ich bin ein Einsiedler."

Priska betrachtete ihn aufmerksam. Dann fragte sie wieder:

„Gefällt Ihnen die Musik meines Mannes?"

Walther versuchte in den Augen der naiven Fragerin zu lesen, welcher Hintergedanke sie zu diesem seltsamen Examen veranlasse. Aber diese ernsten Augen schienen nur auf die Wahrheit erpicht.

Dennoch versetzte er vorsichtig: „Oskars Talent ist von liebenswürdiger Art; das graziös Tändelnde gelingt ihm sehr gut."

„Und das übrige?"

„Keiner kann alles, gnädige Frau," antwortete Walther ausweichend.

Priska nickte. „Ich verstehe. Aber nicht wahr," forschte sie weiter, „es herrscht unter den musikalischen Werken eine gewisse Rangordnung? Der Bürger, der Bauer kann in seinem Stande ein guter Mann sein, ein sehr guter Mann sein; aber vornehm ist er nicht."

Walther merkte, wo sie hinauswollte, und zögerte mit der Antwort.

Priska zog einen Stuhl heran und ließ sich neben ihm nieder. „Ich will erläutern, was ich meine," sagte sie lebhaft. „Ich liebe sehr Ihre deutsche Poesie, Herr Walther. Aber Ihre Dichter sind gar verschieden. Der eine stimmt mich gut und freundlich; ein anderer rührt mich; ein dritter macht mich weh und traurig. Doch bleibe ich dabei, was ich bin; ich komme nicht über mich selbst hinaus. Dann gerate ich bei einem vierten über ein Gedicht, das mich erst stutzig macht. Betrachte ich's genauer, so ist es wie ein Geist, der bei hellem Tage umgeht. Es erzählt mir von einer Welt, die ich nicht kenne. Es thut einen Ruck an mir und hebt mich in eine wunderbare Höhe. Wer dies kann, sage ich mir, ist ein Dichter ersten Ranges. Nur ist es recht schlimm: wenn die Verzückung vorüber ist und man ist wieder in die glatte Wirklichkeit zurückgefallen, wo man von allen Dingen so gut Bescheid weiß, dann ist man nicht zufrieden."

Walther hatte der schönen, schwärmerischen Frau nicht ohne Bewegung zugehört.

„Alle edleren Naturen," erwiderte er, „sind nicht zufrieden. Wie könnten sie es auch sein? — Und es ist die höchste Aufgabe meiner Kunst, der Musik, die Sehnsucht nach einer besseren Welt zu wecken, und sie zugleich zu stillen, soweit dies möglich ist."

Wieder hatten sich Priskas Augen halb geschlossen, in ihren Zügen war der alte, starre Ausdruck. Sie träumte und schwieg.

Wie hat es nur geschehen können, dachte Walther, daß dies dem Idealen zugewandte Weib einen Lebensgefährten wählte, der im Engen lebt und webt und keiner Begeisterung fähig ist?

Als Walther sich mit den übrigen verabschiedete, reichte Priska ihm die Hand, ihm allein.

„Kommen Sie bald wieder," bat sie.

Oskar ging mit hinab, die Gäste geleitend. Unten hielt er Walther zurück und sagte lachend:

„Du hast dir ja die Huld meiner Frau im Sturm erobert. Wie hast du das nur angefangen?"

„Weiß ich's?"

„Es ist mir lieb, sehr lieb, daß sie dich leiden mag. Sie ist meist gegen Fremde wie Eis. Ich will nur hoffen, du verschwindest nicht für uns. Bedenke: wir sind nur noch wenige Tage hier. Mich nehmen die Proben sehr in Anspruch; versprich mir, daß du dich etwas um Priska bekümmern wirst!"

Zögernd sagte Walther: „Ich verspreche es dir."

* * *

Der Einsiedler trug mit sich in seine Klause ein Bild, das ihm beständig vor Augen schwebte. Freundlich begrüßte ihn am nächsten Morgen die Sonne und lud ihn zur Arbeit. Lebhafter gefärbt, sinnlich greifbarer waren die Gedanken, die ihm in Fülle zuströmten; aber die Form dafür wollte sich nicht finden lassen. Immer wieder mußte er an Priska denken. Psyche!

Digitized by Google

Das war die Gestalt, in welche Walthers Phantasie sie umwandelte. Psyche! Rührender Typus der eingekerkerten, zum Lichte ringenden Seele!

Er legte endlich die Feder aus der Hand und begab sich zum Tiergarten. Aufmerksam betrachtete er die jungen, noch so schwachen Blättchen, die eben erst ihr braunes Schutzkleid abzuwerfen gewagt hatten; er beugte sich nieder zu den Blumenglöckchen, die weiß und blau dicht über der kalten Erde hingen. In einem Strauch entdeckte er ein Vogelnest; das Männchen flog ab und zu, der brütenden Gefährtin Nahrung zutragend.

Sinnend blieb Walther stehen. Alles bildet sich aus, wie es muß, dachte er, und bereitet das Zukünftige vor. Und ich glaube frei zu sein und über jeden Trieb erhaben? Wahn und Dünkel!

Beinahe hätte ihn der umherschießende Vogel gestreift. Als er aufschrak, sah er einen Wagen, der sich näherte. Wär es nicht möglich, daß Priska darin säße? Er lugte in die geschlossenen Fenster; ein unbekanntes Gesicht kehrte sich ihm entgegen. Enttäuscht ging er weiter. Aber jene Dame dort in der Ferne, in einer Querallee langsam vorüberwandelnd — war das nicht Priska? Diesmal wirklich? — Walther beschleunigte seinen Schritt. Nein, sie war es nicht. Wie hatten ihn nur seine Augen so betrügen können?

Er befand sich in der Stadt, ohne zu wissen, was er suchte. Vor dem Hotel, in welchem Priska wohnte, hielt er an. Einen Augenblick zauderte er; dann ging er hinein.

Priska war allein. Sie habe ihn erwartet, gestand sie mit leuchtenden Augen. Es sei närrisch, daß ein Mensch in das Leben eines anderen eintreten und sofort unentbehrlich werden könne.

Sie plauderten über Zufall und Vorsehung, über Welt und Schicksal. Wie Geschwister, die in gemeinschaftlicher Wiege getrennt worden sind und die sich nach langen Jahren wiederfinden, erzählten sie einander von dem Gange ihres Lebens, von der Entwickelung ihres Denkens und Empfindens und freuten sich jedes gleichartigen Zuges, der an das Licht kam. Von Oskar war nicht die Rede.

„Heut abend kommen Sie wieder!“ bat Priska, als Walther schied.

Und er kam am Abend, kam am nächsten Morgen und wieder am Abend. Auf seinem Pulte verstäubten die Notenblätter. Aber in Priskas Salon besuchte ihn der Genius der Musik; dort spielte er viel, das Beste, was er wußte, und am schönsten, wenn sie allein mit ihm war.

Oskar beobachtete des Freundes Treiben mit stillem Ergötzen. Wie war der Menschenfeind doch so gesellig geworden!

„Wie menschlich du jetzt bist!“ sagte er ihm einst. „Gar nicht mehr so rabiat als früher. Auch siehst du besser aus. Als ich dich neulich im Tiergarten traf, warst du mehr Geist als Materie. Nicht wahr, das Leben ist doch schön, wenn man's nicht zu ernsthaft nimmt?“

„Sonnenblicke,“ versetzte Walther ernst, „hat auch das ärmste Leben. Auch der arktische Norden erlebt einen kurzen Sommer.“

— — — — — — — — — — —

Der Abend war herangekommen, an welchem Oskars Operette zum erstenmal in Berlin aufgeführt werden sollte. Priska hatte Walther eingeladen, ihr in der für sie reservierten Loge Gesellschaft zu leisten. Es war ihr letzter Abend in Berlin; das Ehepaar beabsichtigte, am nächsten Tage nach dem Süden zurückzukehren.

Nach dem Schlusse des ersten Aktes stürzte Oskar in die Loge. Man hatte lebhaft applaudiert; der Komponist war nervös aufgeregt. „Deine Veränderung hat den Erfolg des Finales entschieden!“ rief er dem Freunde zu. „Jetzt bin ich außer Sorge. Der Direktor schmunzelt; Sänger und Sängerinnen sind in bester Laune. Und du, gestrenger Freund, wie amüsierst du dich?“

„Ich? O, vortrefflich!“ antwortete Walther. „Ich freue mich darüber, daß die Heiterkeit noch so billig auf Erden zu haben ist.“

Oskar hörte die Antwort nicht; er wandte sich schon wieder zum Gehen. „Wie ist es, Walther," sagte er, in der Thür zurückblickend, „kommst du mit hernach? Ich gebe ein kleines Souper. — Leider schließt Priska sich aus. Oder nicht? Hast du dich vielleicht anders besonnen, Priska?"

Priska verneinte kurz, ohne ihn anzusehen.

„Entschuldige auch mich," versetzte Walther. „Dergleichen Festlichkeiten sind nichts für mich."

„Wie ihr wollt," sagte Oskar leicht hin und ging.

Schweigend saßen die Zurückbleibenden nebeneinander. Kein Wort war zwischen ihnen gefallen, als die Klingel zum Beginn des zweiten Aktes ertönte. Der Vorhang hob sich. Es war Nacht im Lager der Amazonen. Die Fürstin, jetzt waffenlos, zum Weibe geworden, schickte sich an, in das Gefängnis eines feindlichen Offiziers zu schleichen, den das Kriegsglück in ihre Gewalt gegeben hatte. Die Geigen seufzten, die Flöte girrte; die Cellos intonierten eine sehnsüchtige, klagende Melodie.

Plötzlich erhob sich Priska.

„Ich halt es nicht mehr aus, Walther," flüsterte sie. „Bitte, begleiten Sie mich hinaus."

Schwer hing sie an seinem Arm.

„Es ist noch kein Wagen am Platze," sagte Walther besorgt. „Wenn Sie einige Minuten im Foyer verweilen wollten, bis ich —"

„Nein, nein!" unterbrach ihn Priska heftig und schloß sich dicht an ihn. „Sie sollen nicht von mir gehen; auch will ich nicht fahren. Luft muß ich haben; ich muß die Sterne sehen, damit die Theaterfratzen aus meinem Kopf entweichen."

Im Freien atmete sie auf. Langsam wandelte das Paar und wandte sich zu einsamen Straßen.

„Ich konnte nicht bleiben in jenem Hause der Lüge und des hohlen Scheins," sagte Priska. „Heute nicht. Ich schämte mich, für mich und — ihn. Zum erstenmal. Früher war ich toleranter. Eine Leichtfertigkeit, welche alle charmant fanden, konnte ich allein doch nicht gemein nennen. Ich allein: das ist es. Ich hatte keinen Rückhalt; niemand kannte ich, der mein geheimes Gefühl billigte. Von jetzt an ist das anders. Ich werde an Sie denken, Walther, und tapfer sein."

„Eine Taube, die unter Krähen wohnt," versetzte Walther, „kann ihr helles Gefieder schwer blank halten. Wie sind Sie nur in diese Gesellschaft geraten, Priska?"

„Durch des Schicksals Fügung und eigene Schuld. Ich bin so zu sagen wild aufgewachsen. Die Bildung, die ich besitze, ist mir angeflogen, ich weiß nicht wie. Als ich in die große Welt kam, eine Waise, verwöhnt und frei, griff ich nach allem, was mir gefiel. Nachdem ich's hatte, ward ich zumeist bald inne, daß nichts dahinter war. Beständige Täuschungen machten mich scheu. Ich zog mich in mich selbst zurück und lauerte auf Offenbarung. Woher, wußte ich nicht."

Schweigend gingen sie eine Weile nebeneinander hin.

„Die Offenbarung kam," fing Priska wieder an, „mit Ihnen, Walther. Vorbereitet war ich. Oskar hatte häufig von Ihnen gesprochen, halb bewundernd, halb mitleidig. Jawohl: bewundernd. Der einzige lebende Fachgenosse, an dem er hinaufsieht, sind Sie. Das mußte mich frappieren. Ich hatte Furcht vor Ihnen, ehe ich Sie kannte. Als wir Ihnen auf der Promenade begegneten und Oskar ausstieg, um Sie zu holen, floh ich. Ich floh, um mich bald darauf finden zu lassen. Das Vorgefühl, das mich warnte, verstand ich nicht; ich hätte mich einsperren müssen oder schnurstracks davongehen in die Weite, wenn ich bleiben wollte, wie ich war. Ob es nicht besser gewesen wäre? Zuweilen glaub ich's. Dann wieder, wenn Sie bei mir sind — O Walther, sagen Sie mir ein Wort, ein einziges, seligmachendes Wort, Sie ernster, schweigsamer Mann! Ihr düsteres Stillschweigen peinigt mich. Wissen müssen Sie, wie ich vor dem Morgen zittere,

und dem Übermorgen, vor der langen, langen Kette einsamer Tage vor mir — Haben Sie keinen Trost für mich?"

Sie hielt ihn an, beugte den Kopf vor und sah ihm dicht in die Augen. Er hörte sie unruhig atmen; ihr Blick versprach ewige Liebe, Hingabe bis an das Ende des Erdenwallens.

„Weshalb dringst du in mich, Bedauernswerte?" erwiderte Walther, schmerzlich bewegt. „Was du von mir hören möchtest, muß ich verschweigen; das Schicksal will es so. Zwischen uns beiden hat es eine Mauer von Diamant gezogen, die bis an die Sterne reicht; kein Feuer giebt es, das sie zu schmelzen vermöchte. Wir sehen uns; die Gedanken fliegen hin und her; aber beieinander wohnen können wir nicht. Drüben weilst du, hüben ich, und so muß es bleiben, was auch werden möge."

Priska schauerte zusammen. „Laß uns einen Wagen nehmen," bat sie; „ich kann nicht weiter."

Walther sah sich um; achtlos auf ihren Weg waren sie bis an die Grenze der Stadt geraten. Aber Leben war auch noch dort, wenn auch nur ein schwaches, matt pulsierendes Leben. Geduldig wartend, hielt Walther die bebende Gefährtin an sich gepreßt. Endlich kam eine leere Droschke; er hielt sie an und hob Priska hinein. Kaum hatte er sich neben ihr niedergelassen, als sie unter heftigem Schluchzen seinen Hals umschlang.

„Du bist grausam," stöhnte sie. „Du läßt mir gar nichts — nicht ein Atom von Hoffnung! Harter Mann! Du liebst mich nicht!"

„Ich muß hart sein, Priska. Aus dieser Minute darf für uns beide keine Täuschung zurückbleiben; keinerlei Schuld soll uns die Zukunft vergiften. Ich darf deiner nicht begehren. Ehen können gelöst werden; ich weiß es. Ich aber will von diesem Auskunftsmittel nichts wissen; es widerstrebt mir. Du wirst mich verstehen; du wirst das Gefühl nicht Vorurteil nennen, das die Frau des Freundes auf immer meinen Wünschen entrückt."

„Und ich soll dich ganz und gar verlieren? Auf immer verlieren? Auch als Freund verlieren? Das kann deine Meinung nicht sein. Komm im Sommer zu mir auf mein Gut in Ungarn; es ist schön in meiner Heimat. Sei mein Bruder; ich will deine Schwester sein. Wir haben uns noch so viel zu sagen — du schüttelst mit dem Kopfe? Du willst nicht? O Walther! Unmöglich kannst du deinen Heroismus so weit treiben wollen, jetzt einen Abschied für das Leben von mir zu nehmen!"

„Es muß sein, Priska. Die Erinnerung an diese Tage, die schönsten, die mir in meinem Leben geschenkt worden sind, wird mich begleiten. Nie werde ich dich vergessen; wie könnte ich? — Aber meine Geliebte, meine Göttin muß fortan nur die Kunst sein — vielleicht wird es ihr gelingen, mich durch die Qualen, die meiner harren, hindurchzuführen zur Höhe schmerzloser Entsagung!"

Der Wagen hielt vor dem Hotel.

„Nimm diesen Abschiedskuß von mir, du unbegreiflich hoher Mann," sagte Priska. „Ziehe deinen Weg, und Gott geleite dich — und auch mich; denn wirr und elend gehe ich von dir und weiß noch nicht, wohin."

Der Portier öffnete den Wagenschlag. Hastig zog Priska den Schleier vor das Gesicht und verschwand im Portal, ohne einen Blick zurückgeworfen zu haben.

Walther ließ sich nach seiner Wohnung fahren. Unterwegs war es ihm, als ob Priskas Arme noch immer auf seinen Schultern ruhten, Priskas feucht schimmernde Augen noch immer in die seinen sähen. Da wich seine Stärke von ihm; er warf sich in die Ecke und weinte bitterlich.

— — — — — — — — — — —

Spät in der Nacht kam Oskar zu Hause. Er war sehr gefeiert worden. Bei der Festlichkeit, die nach der Vorstellung stattfand, hatte ihm das Theaterpersonal einen silbernen Lorbeerkranz überreicht. Oskar, erregt von den ihm widerfahrenen Ehren, vermochte nicht zu Bett

zu gehen, ohne Priska das Geschenk gezeigt zu haben. Er entzündete sämtliche Kerzen an dem Armleuchter des Salons, nahm aus dem prächtigen Etui den Kranz und begab sich in das Schlafzimmer seiner Frau.

Priska wachte noch. Sie richtete sich in die Höhe und starrte den Eintretenden feindselig an.

Betroffen stand Oskar still; der Leuchter schwankte in seiner Hand. Den Kranz vorweisend, begann er verlegen: „Sieh nur, wie ich beschenkt worden bin —"

„Nichts will ich sehen," fiel ihm Priska in die Rede und streckte ihm abwehrend beide Hände entgegen, „jetzt nicht und niemals. Daß du dich nicht schämst, damit vor mir zu prahlen! O Gott, welche Welt! Sie giebt Silber für Blech und Steine für Gold. — Geh, sende den Plunder in die Schmelze; laß ihn umformen zu einem Jamm, dem Sinnbild deiner Muse!"

In Oskar wallte es auf bei diesen grausamen Worten. „Das ist Walthers Werk," entgegnete er finster. „Du fühlst für ihn und sprichst wie er. Er hat dich von mir gerissen; er hat dich gegen mich gehetzt. Nun wohl" — er schleuderte den Kranz zur Erde und setzte den Fuß darauf — „da liegt der Bettel; er mag dorthin wandern, wo auch die Ballbouquets und Cotillonorden verschwinden: in den Rehricht."

Er that einen Schritt tiefer in das Zimmer und fuhr in verändertem Tone fort:

„Dich aber, Priska, möchte ich halten — sage mir, wie kann ich's?"

Priska war zurückgesunken; sie hatte die Augen geschlossen.

„Laß mich," sagte sie matt. „Meine Kraft ist zu Ende. Morgen wollen wir weiter reden; vielleicht auch kommt die Sonne nicht wieder, dann ist es nicht nötig und alles von selbst vorbei."

Oskar stand und wartete auf ein weiteres Wort, ein Wort mit dem Klange alter Zeiten. Das Wachs tropfte von den Kerzen und erstarrte am Boden zu häßlichen Flecken; das ersehnte Wort aber kam nicht von Priskas Lippen. Da seufzte er tief auf, wandte sich um und verließ das Zimmer.

* * *

Wieder waren einige Jahre vergangen.

An seinem Schreibtische saß Walther, den Kopf in die Hand gestützt. Goldig flutete das Licht der Abendsonne in das Zimmer.

Vor ihm lag ein beschriebenes Blatt: eine soeben vollendete Arbeit. Klingend und tönend zog vor seinem inneren Ohr vorüber, was er geschaffen; doch war es ihm, als ob die Musik aus weiter Ferne käme.

Zum Greise war Walther geworden in wenigen Jahren. Er sah aus wie einer, welcher der Erde müde ist.

„Selig sind, die überwunden haben." So lauteten die Anfangsworte des sechsstimmigen Chores, dessen Partitur vor ihm lag. Nichts von Klage war darin, nichts von verhaltenen Thränen; die Stimmen verschlangen sich zu einem Jubelliede, zu einem Triumphgesang; nur zuweilen sank die Freude hinab zu einem leisen, bebenden Stammeln, aus dem der Ewigkeit Schauer wehten.

Während Walther in sein letztes Werk vertieft war, klingelte es draußen; die Wirtin ließ einen Fremden ein, der nach ihrem Mieter fragte.

„O Herr," sagte die Frau mit bekümmerter Miene, „ist es nicht ein Jammer, daß er so jung davon muß?"

„Wer? Walther? Ist er krank?"

Die Wirtin führte den Bestürzten in ihr Zimmer. „Nicht eigentlich krank," erklärte sie. „Aber er schwindet dahin; er brennt aus wie eine Lampe, deren Öl zur Neige geht; die Flamme wird kleiner und kleiner, und ehe man sich's versieht, ist sie erloschen."

„Hat er einen Arzt angenommen? Sehen Freunde nach ihm? Leisten ihm Bekannte zuweilen Gesellschaft?"

Die Frau schüttelte den Kopf. „Der

Herr Walther ist immer für sich gewesen, solange er bei mir wohnt, und das mögen jetzt an die drei Jahre sein. Von einem Arzt will er nichts wissen. Schon lange hütet er das Haus. Früher spielte er viel auf seinem Flügel; in der letzten Zeit seltener; seit einigen Tagen gar nicht mehr."

„Zeigen Sie mir sein Zimmer! Rasch!"

Walther wandte sich nicht um, als der Fremde eintrat. Auch nicht, als hinter ihm leise sein Name genannt wurde. Nur verwundert horchte er auf und hob die Augen langsam vom Notenblatt.

„Das war eine bekannte Stimme," murmelte er vor sich hin. „Wem hat sie doch einst angehört? Ich muß mich besinnen."

Der Fremde betrachtete erschüttert die verfallene Gestalt vor ihm, den abgemergelten Hals, die eingesunkenen Schläfen.

„Walther!" wiederholte er lauter, und seine Stimme zitterte.

„So sprach Oskar in vergangenen Tagen —"

Plötzlich kam ihm das Bewußtsein der Gegenwart eines anderen in seiner Nähe. „Wenn du es bist, Oskar, so tritt heran zu mir," sagte er beklommen, ohne sich umzusehen. „Ich habe nur noch Umgang mit Toten — dich aber — dich säh ich doch gern noch einmal — wo bist du, Oskar? — Oskar!" rief er heftiger. „Ich darf dich sehen, Gott sei Dank!"

Der Freund trat zu ihm, keines Wortes mächtig. Stumm hielt er die abgezehrte Hand, die ihm Walther entgegenstreckte.

„Du kommst noch gerade zur Zeit, Oskar," sagte der Kranke. „Der Zug, der mich in eine andere Welt überführen soll, steht fertig; nur auf dem Perron zögere ich noch, das letzte Signal erwartend. Der Abschied liegt hinter mir; die Augen sind schon wieder trocken geworden. Was kannst du noch wollen von mir?"

Oskar setzte sich nieder, mit dem Rücken nach dem Licht.

„Du kennst meine alte Anhänglichkeit an dich," erwiderte er. „Trotz der Fehden, die wir miteinander geführt haben, bin ich dir immer gut gewesen. Selbst als ich dich hätte hassen müssen, konnte ich's nicht. Mich hätte ich bedauern sollen und bedauerte dich. Wie habe ich mich darauf gefreut, dich wiederzusehen!"

„Wirklich? Das ist mehr, als ich erwarten konnte."

„Ach, alter Freund, du weißt nicht, wie elend ich bin! Dir, nur dir kann ich's sagen. Das Ansehen, das ich genieße, ist mir zur Plage geworden; die drückendste aller Ketten habe ich mir geschmiedet. Ich bin der jämmerlichste aller Sklaven. Immer wieder muß ich eine neue Posse fertig haben, ehe die alte schal geworden ist. Und die Menschen sind so undankbar! Ohne Barmherzigkeit lassen sie den Liebling von gestern fallen, sobald er heute nicht trifft, was sie ein Recht zu haben glauben, von ihm zu erwarten. Ja, wenn es noch ein Vergnügen wäre, Blödsinn in Musik zu setzen; wenn man lachend erfinden könnte, was zum Lachen reizen soll! Aber im Schweiße seines Angesichtes Zeug zusammenbrauen müssen, dessen man sich im Grunde des Herzens schämt: das, Walther, ist schlimmer als Steine karren!"

Wehmütig versetzte Walther: „Fast könnte ich weinen, wenn ich bedenke, was aus den beiden Stipendiaten geworden ist, die einst sich vermaßen, die Welt zu bewegen! Wie klein laufen wir aus, du im Joche, ich in vermeintlicher Freiheit!"

„Das sagst du? Die Symphonie deines Lebens schließt in Moll?"

„Wie könnte sie anders? Muß nicht ein Stück im Grundton ausklingen?"

Walther lehnte sich zurück und bedeckte mit der Hand die Augen.

„Und Priska?" fragte er nach einer Weile leise.

„Ich habe sie seit drei Jahren nicht gesehen; doch höre ich von ihr. Sie macht Propaganda für deine Werke, mit einem Eifer, einer Energie, deren nur sie fähig ist. O, sie hat dir schon eine Gemeinde

geworben — weißt du es nicht? Gelangt keine Kunde zu dir von dem, was draußen vorgeht? Auch nicht, wenn es dich betrifft?"

Langsam schüttelte Walther den Kopf. „Die Leute glauben, ich sei schon tot," entgegnete er. „Es ist auch besser so. Doch sage mir: Welches meiner Werke wird am meisten geschätzt?"

„Deine Phantasie für Orchester."

Über Walthers Stirn und Schläfen breitete sich eine leichte Röte. Mit niedergeschlagenen Augen sagte er: „Ich habe sie geschrieben, nachdem ihr damals Berlin verlassen hattet."

Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Was in der Kunst leben soll, muß auf Erden untergehen. Jetzt versteh ich dies Wort. Und zum erstenmal beglückt mich das Vorgefühl, daß meine Werke leben werden und ich in ihnen. Nun fürwahr kann ich ruhig sterben: Neues habe ich nicht mehr zu sagen, und zu erleben bleibt mir nichts mehr. In die Tonika kehrt die Melodie zurück und schließt. Aber, Gott sei Dank: der letzte Ton ruht auf dem Duraccord — alle Dissonanzen sind gelöst — alle Sehnsucht ist gestillt und des Herzens Wünsche schweigen."

Walther sank im Sessel zurück und schien mit geschlossenen Augen zu träumen. In der Tiefe des Gemaches braute das Zwielicht; nur auf Walthers Zügen lag ein rötlicher Dämmerschein. Oskar wagte nicht, die Stille zu unterbrechen; bis zu Thränen bewegt betrachtete er das verklärte Antlitz des Freundes. Einen Seufzer glaubte er zu hören, ein einmaliges kurzes Aufatmen; er sah Walthers Haupt sich langsam zur Seite neigen. Eine Ahnung durchschauerte ihn; leise erhob er sich — er war der einzige Lebendige in dem Raume.

Auf das Notenblatt vor dem Entschlafenen blickend, las Oskar: „Selig sind, die überwunden haben."

Er nickte nachdenklich.

„Glücklicher Freund!" sagte er. „In der letzten Minute deines Lebens hast du die Wonne der Unsterblichkeit vorempfinden dürfen. Und wenn ich dereinst vor der Ausgangspforte stehen werde — was wird mir das Dunkel erhellen, das jenseits liegt?"

Zur Geschichte der Wetterprognose.

Von

Hermann J. Klein.

Jeder Zweig der Wissenschaft hat seine Phasen der Entwickelung; in einzelnen Disciplinen werden sie rascher durchlaufen, in anderen langsamer, manche haben, selbst im Verlauf relativ langer Zeitperioden, nur geringe Fortschritte aufzuweisen. Zu diesen letzteren gehört die Meteorologie; ja, es ist eigentlich noch nicht lange her, daß sie überhaupt als selbständige wissenschaftliche Disciplin betrachtet wird, während sie bis dahin nur beiläufig neben der Astronomie mit herlief. Diejenigen, welche sich mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigten, galten zudem vielfach als etwas wunderliche Leute, denn es erschien schwer begreiflich, wie jemand Tag für Tag die Angabe von Barometer und Thermometer aufzeichnen konnte, ohne daß sich aus diesen Ziffern, und wenn sie ganze Bände füllten, auch nur der geringste Nutzen ziehen ließ. Mehr als Liebhaberei sind auch solche Beobachtungen vereinzelter Personen meist nicht gewesen, einen Einfluß auf die Entwickelung der Lehre von den atmosphärischen Erscheinungen haben sie im allgemeinen nicht gehabt, ebensowenig irgend einen praktischen Nutzen. Der Grund hiervon liegt darin, daß auf dem Gebiet der Meteorologie nur durch ein streng systematisches Zusammenwirken vieler etwas zu erreichen ist und dann auch nur an der Hand mathematisch-physikalischer Gesetze und Betrachtungsweisen, die überhaupt erst der allerneuesten Zeit angehören. Dann sind in der Meteorologie alle Beobachtungsmethoden und Instrumente den angestrebten Zwecken gegenüber höchst unvollkommen und unzulänglich, so daß sich der wissenschaftliche Forscher auf Schritt und Tritt gehemmt sieht. Endlich gehört das Studium der Bewegungserscheinungen in der Atmosphäre, sobald es sich um ein tieferes Eingehen mit Hilfe der Mathematik handelt, zu den schwierigsten Problemen, die es giebt, so daß daneben die verwickeltsten Fragen der Mechanik des Himmels, wie solche in der Astronomie auftreten, höchst einfach erscheinen.

Man hört in neuester Zeit viel von der Wichtigkeit der Meteorologie für das praktische Leben sprechen, und in der That giebt es wenige wissenschaftliche Disciplinen, die einen Gegenstand behandeln, der so sehr in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens eingreift als die Witterungskunde; allein wenn man diese Beziehung ins Auge faßt, so denkt man dabei ausschließlich an die sogenannte praktische Meteorologie, die Vorausbestimmung des kommenden Wetters, das heißt die sogenannte Wetterprognose. Solchen Gesichtspunkt hat auch in den vergangenen Jahrhunderten das große Publikum ausschließlich festgehalten, und die frühesten Beobachtungen, die sogenannten Wetterchroniken, verdanken ihm ihr Entstehen, ebenso wie die „Praktika", die Prophezeiungen des kommenden Wetters auf Jahr und Tag voraus. Diese

letzteren beruhten vorwiegend auf astrologischem Aberglauben, wie zum Beispiel jenes 1651 zu Kassel erschienene Buch des Uranophilus Cyriandrus, dessen Titel lautet: „Historia Meteorologica. Darinnen erstlich demonstrirt wird ob vnd wie das tägliche Gewitter mit dem Gestirn vbereintroffen, vnd warumb solches geschehen sey oder nicht? Zum andern, Eine Probe durch die vorgestellten 24 Jahr eines jeden Aphorismi, ob vnd wie viel mahl es zugetroffen oder nicht, vnd warumb? Zum dritten eine Beleuchtung der gemeinen Bawren Reguln, so etzlichen der löblichen Kunst der Meteorologiae vorgezogen werden wollen. Sampt etzlichen angehengten, schönen vnd sehr wichtigen Fragen, von himlischen vnd Elementarischen Dingen, vnd deren erörterung Alles zur Rettung der bisher sehr beschimpfften Meteorologiae, dem Kunstliebenden vnd Prognosticanten aber zu gefallen vnd mächtiger vorarbeit sich künftig besser in der Natur vmbzusehen." Man darf nun freilich nicht vergessen, daß zur damaligen Zeit selbst die Astronomie noch vielfach mit astrologischem Aberglauben verstrickt war und die Annahme kosmischer Einwirkungen auf die Geschicke einzelner Menschen ein viel weniger entschuldbarer Irrtum ist als die Hypothese vom Einflusse der Himmelskörper auf das Wetter. Letztere hat, allgemein betrachtet, wenigstens theoretisch nichts Widersinniges und ist selbst in der allerneuesten Zeit vorgebracht worden von Leuten, denen man eine Bekanntschaft mit den elementaren Lehren der Astronomie unbedingt zutrauen muß. Die Geschichte der Meteorologie ist überhaupt von eigentümlichem Interesse, insofern sie uns immer wiederholte Bemühungen zeigt, die irdischen Witterungsverhältnisse an eine außerirdische Ursache zu knüpfen, und zwar lediglich zum Zweck der Wetterprognose. Die vollständigste Zusammenstellung aller bezüglichen Arbeiten giebt das kürzlich erschienene „Handbuch der ausübenden Witterungskunde" von Dr. J. van Bebber, und werde ich an der Hand desselben die hauptsächlichsten Momente aus der Geschichte der Wetterprognose vorführen und weitere Betrachtungen daran anknüpfen.

Die frühesten Vorstellungen der Menschen bezüglich der Witterungswechsel neigen dahin, daß dieselben von übernatürlichen Wesen, Göttern oder auch Dämonen, unmittelbar veranlaßt würden; auch glaubte man an gewisse geheime Beziehungen zwischen dem Wetter und menschlicher Thätigkeit, die es einzelnen ermöglichen sollte, das Wetter nach Belieben zu gestalten. So erzählt Seneca, daß es zu Kleone im Peloponnes Leute gab, welche Hagel und Gewitter überwachen und fernhalten sollten, und bemerkt: „Die Weisen sagen, es sei nicht möglich, mit dem Hagel einen Vertrag zu schließen und den Witterungslauf mit Präsentchen abzukaufen; andere suchen im Blute eine große Kraft, Gewölke abzulenken; das kürzeste wäre, wenn man sagte: es ist Lüge und leeres Geschwätz. Allein zu Kleone zog man diejenigen, denen das Amt der Gewitterwache übertragen war, zur Verantwortung: durch ihre Vernachlässigung hätten die Weinberge Hagelschlag erlitten oder wären die Saaten zu Grunde gegangen."

Im Mittelalter war der Wahn verbreitet, es sei einzelnen Menschen möglich, durch Zauberei das Wetter nach Belieben zu gestalten. Kopp berichtet von einem 1584 in Rostock als Hexe angeklagten Weibe, dasselbe habe bekannt: wenn sie einen Sturmwind erregen wollte, habe sie von dem Wasser, worin sie den Satan gebadet, in den Strand gegossen, in tausend Teufels Namen, und so den Teufel gezwungen, Brausen und Sturmwind zu erregen, und dabei habe sie den Namen des Schiffes genannt, welchem die Schädigung zugedacht war; doch habe mit ihrer Absicht ihre That die Leute auf dem Schiff nur schrecken, nicht umbringen wollen. In einem in Regensburg 1596 gedruckten Buche wird von hundertdreiunddreißig Unholden, die man an einem Tage verbrannt hat, gemeldet:

„Weiter habens bekend der Massen, wie sie haben auffgehen lassen, grausame Wetter und Wassergüß, mit Hagel und

mit Steinen, großen Schaden gthan an Bäumen, wol durch jhr Teufels Kunst."

van Bebber berichtet, daß 1659 mit Genehmigung des Bischofs von Bamberg eine gedruckte Broschüre erschien, worin unter anderem gemeldet wird:

„Darauf der 2. Cantzler und Doktor Horn, des Cantzlers Sohn, sein Weib und zwo Töchter, auch viele vornehme Herren und Rathspersonen, die mit dem Bischof über der Tafel gesessen, sind alle gerichtet und zu Asche verbrandt worden.

„Und haben bekennet, daß sich ihrer über die eintausendzweihundert miteinander verbunden haben, und wenn ihre Teufelskunst und Zauberei nicht an den Tag kommen, wollen sie gemacht haben, daß in vier Jahren kein Wein noch Getreydig im ganzen Lande gerathen wäre und dadurch viel Menschen und Viehe Hungers sterben und ein Mensch der ander fressen müsse.

„Der eine Bürgermeister in der Langen-Gassen und der andere Bürgermeister Stephan Bawer, die haben bekennt, daß sie viel schreckliche Wetter und große Wunder gemacht und viel Baum im Wald und Feld aus der Erde gerissen und nicht anders vermeint, sie wollten das Wetter und den Wind so arg machen, daß es den Thurm zu Bamberg über den Hausen werfen soll."

Das müßten allerdings Wettermacher gewesen sein, die über Kräfte verfügten, gewaltiger als diejenigen aller Dampfmaschinen der Gegenwart zusammengenommen. Immerhin bleibt es ein für uns gegenwärtig noch völlig unlösbares Problem, wie eine Anzahl sonst recht gebildeter Menschen in den Wahn verfallen konnte, es sei ihnen gegeben, Stürme und Unwetter hervorzurufen. van Bebber macht zwar die richtige Bemerkung, die Menschen hätten bis zum siebzehnten Jahrhundert gewissermaßen in einer theologischen Atmosphäre gelebt und seien daher alle Ansichten und Meinungen mit einem Hange zum Wunderbaren verbunden gewesen. Mit rührender Vertrauensinnigkeit, sagt er, suchte man den Grund der Naturerscheinungen, wenigstens der schädlichen, in dämonischen Gewalten, und so wurde jedes nüchterne Bestreben, in das Wesen derselben einzudringen, von vornherein ausgeschlossen. Damit ist aber natürlich nur eine Seite des Problems gedeutet, die Hauptschwierigkeit dagegen, nämlich wie Menschen sich selbst als Veranlasser gewisser Naturerscheinungen bezeichnen konnten, bleibt bestehen und verlangt eine Lösung von völlig anderer Seite. Erst die Fortschritte der Astronomie, die Entdeckungen, daß die Gestirne nach Regeln ihre Bewegungen vollführen, die wir mathematisch feststellen können, und daß sie von Kräften bewegt werden, die nicht von denjenigen verschieden sind, welche auch auf unserer Erde auftreten, dann die Anwendung des Fernrohres auf die Himmelskörper, endlich die Fortschritte der Physik überhaupt, haben dem Aberglauben auch auf dem Gebiete der Meteorologie den Boden entzogen. Man wandte sich auch hier mehr und mehr der Beobachtung als der Quelle aller natürlichen Wahrheiten und Entdeckungen zu. Dabei blieb jedoch das Augenmerk vorzugsweise auf die Beziehung der Witterungserscheinungen zu den kosmischen Ursachen, den Stellungen und Einflüssen der Planeten, des Mondes insbesondere, gerichtet, oder mit einem Worte: man glaubte an die Existenz einer Astrometeorologie. Die Ursache hiervon ist nicht schwer aufzufinden. Jeder, der mit der Sache einigermaßen bekannt war, mußte sich sagen, daß eine Disciplin der Meteorologie neben der Physik, Chemie u. s. w. nur dann auf Beachtung und Unterstützung rechnen könne, wenn es ihr gelinge, praktischen Nutzen zu stiften, im vorliegenden Falle also das kommende Wetter vorauszubestimmen. Dies schien aber nur möglich, wenn gewisse Cyklen existierten, welche die irdischen Wetterveränderungen mit kosmischen Konstellationen verknüpften. Letztere ließen sich nämlich astronomisch vorausberechnen und damit erstere also auch. Der Gedanke ist durchaus nicht verwerflich, und es ist sehr zu bedauern, daß solche Beziehungen zwischen Witterung und Gestirnkonstellation nicht

in sehr deutlichem Maße bestehen. Denn wäre dies der Fall, so würde die Meteorologie Wetterprognosen auf längere Zeit hinaus aufstellen können, was ihr heute nicht möglich ist und voraussichtlich auch niemals möglich werden wird.

Von den Himmelskörpern ist es in erster Linie der Mond, dem man seit den ältesten Zeiten einen vorwiegenden Einfluß auf die Gestaltung des Wetters zugeschrieben hat. Der Umstand, daß seine Anziehung die Tiden (Ebbe und Flut) des Oceans hervorruft, erschien seit Newtons Zeiten als eine besondere Stütze der Ansicht von der Einwirkung des Mondes auf die Lufthülle. Man glaubte an ähnliche Schwankungen in der Atmosphäre, ohne freilich deren Größe numerisch angeben zu können, ja auch Arago noch war völlig im unklaren, ob der fluterzeugende Einfluß des Mondes ein Steigen oder Sinken des Quecksilbers im Barometer zur Folge habe, ob der Mond in seiner Erdnähe hohen und in der Erdferne niedrigen Luftdruck erzeuge oder ob es umgekehrt sei. Selbst die großen Geometer Daniel Bernoulli, d'Alembert und Lambert konnten bezüglich der Art und Weise und der Größe des Einflusses des Mondes auf das Barometer nicht zu einer Einigung kommen, und auch die spätere Arbeit von Laplace ist weit davon entfernt, das Problem mathematisch zu erschöpfen. So viel wurde jedoch klar, daß der Stand des Barometers durch den Mond nur ganz unmerklich verändert werden könne, nämlich kaum um $^1/_{50}$ mm. Auch spätere Prüfungen, welche Streintz an dem langjährigen, ausgezeichneten Beobachtungsmaterial der Greenwicher Sternwarte vornahm, ergaben in praktischer Beziehung ein negatives Resultat, denn sie führten zu dem folgenden Satze: „Der Mond übt auf die Schwankungen des Barometers in unseren Breiten keinen solchen Einfluß, daß derselbe mit unseren Instrumenten und Beobachtungsmethoden innerhalb eines Zeitraumes von zwanzig Jahren gefunden werden könnte. Ist derselbe dennoch vorhanden, so muß er so außerordentlich gering sein, daß er für jede Bestimmung als nicht bestehend betrachtet werden kann."

Alles bis jetzt vorhandene Material zusammenfassend, kommt van Bebber in seinem oben genannten Werke zu folgendem Schlußergebnisse: „Wir finden zunächst, daß im allgemeinen das Barometer im letzten Viertel höher steht als im zweiten Oktanten, aber wir finden in den Mitteln der verschiedenen Barometerstände während eines synodischen Monats so viele Unregelmäßigkeiten und Widersprüche, daß wir unmöglich hier das Dasein einer Mondeswirkung erkennen können. Dagegen stimmen alle aus längeren Reihen gezogenen Resultate darin überein, daß das Barometer im Apogäum höher steht als im Perigäum, so daß wir hier eine Einwirkung des Mondes nicht wohl in Abrede stellen können, obgleich es sich jedenfalls um eine so geringe Größe handelt, daß kürzere Beobachtungsreihen nicht selten das umgekehrte Resultat ergeben. Wie wir uns diese Einwirkungen zu denken haben, dürfte zunächst noch sehr schwer zu bestimmen sein; jedenfalls handelt es sich hier um einen Lufttransport, welcher durch die Erdnähe und Erdferne hervorgebracht wird und welcher dadurch nachgewiesen werden könnte, daß längere nahezu gleichzeitige Beobachtungsreihen aus verschiedenen Breiten berechnet und die Resultate miteinander verglichen würden.

„Betrachten wir ferner die den Gang der täglichen Lunarflut darstellenden Zahlen, so ergiebt sich eine fast vollkommene Übereinstimmung der Flutkurven für die in den Tropen gelegenen Stationen St. Helena, Singapore und Batavia, welchen Kurven (abgesehen von einigen Abweichungen) Melbourne im Winter sich anschließt, während der regelmäßige Verlauf der Kurven in höheren Breiten augenscheinlich durch die häufigen und beträchtlicheren Barometerschwankungen ganz entstellt ist, und so können wir über das Dasein der atmosphärischen Ebbe und Flut wohl nicht mehr im Zweifel sein, aber ihre Größe ist so gering, daß sie nur in den Tropen durch Unterschiede, deren Betrag kaum

$^1/_{10}$ mm erreicht, bemerkbar ist und in unseren Gegenden in etwa dreißigjährigen Beobachtungen noch verwischt wird.

„Unser Resultat ist also zwar ein positives, allein die Wirkung des Mondes auf den Luftdruck, insbesondere in unseren Breiten, ist gegenüber den übrigen Wirkungen so verschwindend klein, daß dieselbe kaum nachgewiesen werden kann."

Nun wäre es freilich möglich, daß trotz des geringen Einflusses, den der Mond auf den Stand des Barometers ausübt, eine größere Wirkung auf den allgemeinen Charakter und die Änderungen des Wetters überhaupt vorhanden wäre. Solchen meinte in der That Toaldo im vorigen Jahrhundert gefunden zu haben. Nach seinen Angaben sind die Syzygien (Neumond und Vollmond), dann die Apsiden (Erdnähe und Erdferne) des Mondes am wirksamsten. Wenn der Neumond mit der Erdnähe des Mondes zusammentrifft, so soll mit großer Sicherheit ein Witterungswechsel stattfinden. Allein was ist ein Witterungswechsel? Genügt es, einen solchen anzunehmen, wenn das Thermometer um einen oder zwei Grad sinkt, wenn die Bewölkung sich ändert oder die Stärke des Windes ungleich wird? Offenbar kann man ohne Willkürlichkeit hier gar nicht entscheiden. Dazu kommt nun noch der Umstand, daß Toaldo bei seinen Untersuchungen nicht nur den Witterungswechsel am Tage der betreffenden Mondphase, sondern auch am Tage vorher und am Tage nachher in Betracht zog. „Auf solchen Grundlagen," sagte schon vor vielen Jahren Arago, „ist es nicht wunderbar, wenn der Mond als von allmächtigem Einfluß auf das Wetter erschienen ist und wenn die Anzahl der Wechsel in der Witterung stets die Fälle, wo keine Änderung eintrat, übertroffen hat." Es kommt eben alles darauf an, was man unter Änderung des Wetters versteht und auf welche Zeit man sie begrenzt. Deshalb haben auch Pilgram und Gronau zwar einen Einfluß des Mondes zu finden geglaubt, aber in abweichender Weise von Toaldo. Am deutlichsten muß sich ein etwaiger Einfluß des Mondes herausstellen, wenn man die Untersuchungen speciell für die einzelnen Witterungsdaten durchführt. Zunächst sind es die Niederschläge (Regen, Schnee ꝛc.), für welche ein Zusammenhang mit der Mondstellung zu erweisen wäre. In der That sind auch nach dieser Richtung hin zahlreiche Untersuchungen angestellt worden. Dieselben haben im einzelnen widersprechende Resultate geliefert; beachtet man jedoch das gesamte Material, so kann man wohl an einen geringen Einfluß des Mondes auf die Niederschläge glauben, nur wird derselbe von anderen Einflüssen meist verdeckt und kommt bloß zu Tage, wenn man lange Beobachtungsreihen prüft. van Bebber sagt hierüber: „Überblickt man alle Resultate, so ergiebt sich für den synodischen Monat im allgemeinen ein ziemlich rasches Ansteigen der Regenkurven im ersten Viertel oder zweiten Oktanten nach dem Vollmond hin und nach Erreichung des Hauptmaximums ein schnelles Fallen nach dem Hauptminimum im letzten Viertel oder vierten Oktanten. Für den anomalistischen Monat ist charakteristisch die größere Regenwahrscheinlichkeit im Perigäum im Gegensatz zum Apogäum. Wenn auch das Dasein dieser Beziehungen wohl nicht mehr bestritten werden kann, so ist die Größe derselben nach den vorliegenden Untersuchungen kaum annähernd festzustellen und scheint auch in den verschiedenen Himmelsstrichen, in welchen die Beobachtungen angestellt sind, verschieden zu sein; jedenfalls aber sind sie wie die durch den Mond hervorgebrachten Barometerschwankungen so gering, daß sie für die Praxis außer acht gelassen werden können." Ebensowenig hat sich ein Einfluß des Mondes auf die Bewölkung konstatieren lassen, vielmehr widersprachen sich die einzelnen Resultate in solchem Grade, daß man dreist behaupten kann, alle diejenigen, welche einen solchen Einfluß in derartigem Maße voraussetzen, daß darauf Wetterprognosen sich gründen ließen, sind mit den Thatsachen der bisherigen Prüfungen nicht genügend bekannt. Man hat auch

die Frage aufgeworfen, ob der Mond einen Einfluß auf die Gewitterhäufigkeit habe; die Beobachtungen sind nach dieser Richtung jedoch nicht zahlreich genug, um zu einem sicheren Schlusse zu führen. Wahrscheinlich an und für sich ist ein solcher Einfluß des Mondes nicht. Das Gleiche gilt von einer Beeinflussung der Windrichtung durch den Mond. Daß der Mond uns eine sehr geringe Wärme zusendet, ist durch Beobachtung erwiesen, ebenso haben aber auch die sorgsamsten Untersuchungen ergeben, daß eine Beeinflussung der Lufttemperatur durch den Mond in einem nur irgendwie praktisch erheblichen Maße durchaus nicht stattfindet. Sonach reduziert sich also der Einfluß des Mondes auf das Wetter thatsächlich auf Null, und jeder Versuch, aus dieser Richtung eine Hilfe für Wetterprognosen zu erhalten, ist aussichtslos. Man muß dieses Ergebnis in hohem Grade bedauern, denn damit ist der Vorausbestimmung des kommenden Wetters ein Faktor entzogen, der, wenn er wirklich von nachweisbarem Einfluß wäre, die Wetterprognose sogleich auf eine Basis stellen würde, die sie nunmehr voraussichtlich niemals erreichen wird.

Während man in dem angeblichen Mondeinflusse auf unsere Atmosphäre einem Phantom nachjagte, hat man bis vor wenig Jahrzehnten den Einfluß der auf der Sonne vor sich gehenden Prozesse bezüglich unserer irdischen Wettergestaltung fast völlig außer acht gelassen. Und doch ist gerade die Sonne die Quelle aller meteorologischen Vorgänge, und alles, was ihre Wärmestrahlung in den Weltraum hinaus modifiziert, muß notwendig eine Rückwirkung auf den dynamischen Zustand unserer Lufthülle haben. Nun wissen wir, daß auf der Sonne ununterbrochen ein Prozeß der Fleckenbildung vor sich geht, der sich innerhalb eines Zeitraums von elf ein neuntel Jahren zwischen einem Zustande größter Häufigkeit und geringster Anzahl dieser Flecken auf- und abbewegt. Diese periodische Veränderlichkeit in der Menge der Sonnenflecke könnte also gar wohl eine Rückwirkung auf die Erdatmosphäre haben, ja theoretisch ist eine solche außer Zweifel; es fragt sich nur, ob sie so beträchtlich ist, daß sie auch praktisch wahrnehmbar wird. In Bezug auf die Temperatur sind nun mehrfach Untersuchungen ausgeführt worden, die sich jedoch durchweg nur auf eine beschränkte Anzahl von Orten gründeten, so daß kein zuverlässiges Resultat daraus hervorgehen konnte. Dr. W. Köppen hat eine umfangreiche Arbeit ausgeführt, wobei er Beobachtungen auf einem sehr großen Teil der Erdoberfläche in Betracht zog. Als Resultat fand er, daß in den Tropen das Maximum der Wärme ein halb bis eineinhalb Jahr früher eintritt, als die Sonnenflecke ihre geringste Zahl erreichen, daß aber außerhalb der Wendekreise sich das Eintreten der höchsten Wärme gegen den Zeitpunkt der geringsten Fleckenzahl verspätet, und zwar in den vierziger Jahren bis zu drei Jahren. Köppen glaubt durch seine Arbeit wirklich einen Zusammenhang der Lufttemperatur mit der Sonnenfleckhäufigkeit erwiesen zu haben. Der fragliche Parallelismus hat sich jedoch eigentlich nur in den Jahren 1815 bis 1854 gezeigt, vor- und nachher kommen starke Störungen, und auch in dem neuesten Material ist „eine Wendung der Störungen zur Gesetzmäßigkeit mit Sicherheit nicht aufzufinden". Also ist in dieser Beziehung doch etwas Sicheres zur Zeit nicht bekannt, und das Gleiche gilt von dem Einfluß der Sonnenflecke auf den Luftdruck. Wenden wir uns jetzt den Niederschlägen zu. Der erste, welcher sich gründlicher mit dem Einfluß der Sonnenflecke auf den Regenfall beschäftigte, war Meldrum, und dieser berühmte Forscher kam durch Prüfung der Beobachtungen zu Port Louis, Adelaide und Brisbane zu dem Resultat, daß die geringste Regenmenge zur Zeit der Sonnenfleckminima, die größte dagegen zur Zeit der Sonnenfleckmaxima fällt. Dieses Ergebnis findet eine kräftige Unterstützung in den Resultaten, welche Meldrum bezüglich der Häufigkeit der Cyklone oder Wirbel-

stürme im Indischen Ocean erhalten hat und wonach diese ebenfalls in den Jahren mit viel Sonnenflecken am zahlreichsten sind. Auch Professor Fritz hat durch eine große Anzahl von Stationen, an denen langjährige Regenmessungen ausgeführt wurden, das Meldrumsche Ergebnis bestätigt gefunden. Es ist einleuchtend, daß, wenn thatsächlich ein Zusammenhang zwischen Regen- und Sonnenfleckhäufigkeit besteht, alsdann auch die Wassermenge der Flüsse eine ähnliche Beziehung anzeigen muß, oder mit anderen Worten, daß die Pegelstände unserer Ströme dies nachweisen müssen. Nach dieser Richtung hat nun Prof. Fritz Untersuchungen angestellt und gefunden, daß bei unseren mitteleuropäischen Strömen (Elbe, Rhein, Weser, Donau, Weichsel) in der That zur Zeit der Sonnenfleckmaxima etwas mehr Wasser dem Meere zuströmt als zur Zeit der Minima. Dagegen kam v. d. Gröben bei einer sehr sorgfältigen Untersuchung der Wasserführung des Mississippi zu dem Ergebnis, daß sich hier keinerlei Zusammenhang mit der Sonnenfleckperiode erkennen lasse. Dieses Ergebnis ist von größter Wichtigkeit, denn das Beobachtungsmaterial ist beim Mississippi in seltener Vollständigkeit vorhanden, und andererseits bietet dieser gewaltige Strom ein ausgezeichnetes Objekt der Untersuchung. Das negative Ergebnis, welches trotzdem sich herausstellte, führt notwendig zu dem Schlusse, daß die Wasserführung der Ströme nur in unmerklichem Maße sich parallel der Sonnenfleckhäufigkeit ändert. Untersuchungen über den Zusammenhang der Bewölkung mit der Sonnenfleckhäufigkeit führte de la Rue, Stewart, Löwy und den Verfasser dieses zu dem Ergebnis, daß in fleckenarmen Jahren mehr trübe Tage eintreten als in Jahren mit vielen Sonnenflecken; anderseitige Untersuchungen haben dagegen abweichende Resultate geliefert, so daß auch in dieser Beziehung etwas Sicheres noch nicht erreicht werden konnte. Dagegen hat sich der von mir behauptete und aus einundzwanzigjährigen Aufzeichnungen zu Köln nachgewiesene Zusammenhang zwischen der Häufigkeit im Auftreten der Cirruswolken und der Sonnenflecke bestätigt. In den Jahren mit zahlreichen Flecken sind auch die Cirruswolken häufig, während sie in den Jahren mit wenig Sonnenflecken auch spärlicher auftreten. Da, wie wir heute wissen, die Cirruswolken den barometrischen Depressionen und Stürmen vorausgehen, so steht das obige Ergebnis in völligem Einklang mit den Resultaten von Meldrum über die Häufigkeit der Stürme. Über den Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und Hagelfällen hat Fritz sehr eingehende Untersuchungen angestellt und findet, daß in den Jahren mit vielen Sonnenflecken die Hagelfälle häufiger sind als in solchen mit wenig Flecken. Alles zusammengefaßt, erscheint die Sonnenthätigkeit, wie sie sich in der Bildung der Flecke offenbart, in gewissen meteorologischen Erscheinungen unseres Luftkreises abgespiegelt, besonders ist es der Wolkenhimmel, welcher dieses Spiegelbild erkennen läßt, während die Temperaturverhältnisse davon wenig oder gar nichts Sicheres verraten. Diese periodischen Schwankungen sind aber so gering, daß sie praktisch zum Zweck der Wetterprognose keine Handhaben darbieten. Sonach lassen uns also in dieser Beziehung die beiden für die Erde bedeutungsvollsten Himmelskörper, Sonne und Mond, völlig im Stich, und die Bemühungen, das Wetter vorauszubestimmen, müssen sich auf ganz andere als astronomische Daten stützen.

Zunächst bieten sich die angeblich aus der Erfahrung abgeleiteten sogenannten Wetterregeln dar, die man bisweilen auch als Bauernregeln bezeichnet. Soweit sich dieselben auf wirkliche Erfahrungen stützen, kann man ihnen eine Bedeutung durchaus nicht absprechen. So ist z. B. der alte Spruch, daß Pankratius, Servatius und Bonifacius drei Eismänner sind, völlig gerechtfertigt, denn um diese Tage des Mai herum treten durchschnittlich bedeutende Kälterückfälle ein, die nicht selten sogar Schneegestöber und Frost im Ge-

folge haben und dadurch dem jungen Pflanzenwuchs verderblich werden. Die populäre Wetterregel, welche um die Tage vom 11. bis 15. Mai Kälterückfälle in Aussicht stellt, wird sogar von der Wirklichkeit in höherem Maße bestätigt, als solches bei unseren auf der Mitwirkung des Telegraphen beruhenden wissenschaftlichen Wetterprognosen für den nächsten Tag der Fall ist. Die meisten Wetterregeln, besonders solche, welche sich auf den Witterungscharakter eines beweglichen Festtages gründen, sind indessen ohne Grund und können nicht als Basis einer Wetterprognose angesehen werden.

Von den meteorologischen Instrumenten hat seit seiner Erfindung das Barometer den Ruf als Wetterglas erhalten, und noch heute gilt es vielen als ein Wetterprophet, der zwar nicht untrüglich ist, aber doch häufig die Wahrheit spricht. Schon der Erfinder dieses Instrumentes, Otto v. Guericke, hat es zur Wetterprognose verwandt, indem er einst ganz richtig einen Sturm ankündigte, als sein Barometer selbst tief gefallen war. Auch heute noch giebt bei der wissenschaftlichen Wetterprognose die Vergleichung der Barometerstände an möglichst vielen und voneinander entfernten Orten in erster Linie Auskunft über die Art und Weise und die Stärke der Luftbewegung. Doch kommen auch hierbei Täuschungen vor, und zwar ziemlich ebenso häufig, als wenn man nur ein einzelnes Barometer ganz allein zu Rate zieht. Die Witterungserscheinungen sind freilich allgemeiner Natur, und man muß also, um sie richtig zu verstehen, einen möglichst weiten Blick über Länder und Meere haben; allein die Praxis zeigt, daß auch in diesem Falle die größten Irrtümer nicht zu vermeiden sind, weil man eben nicht voraussehen kann, welche Veränderungen in der Druckverteilung eintreten werden. Vor mehreren Jahren wurde von Klinkerfues der Versuch gemacht, das kommende Wetter aus der Feuchtigkeit und Temperatur der Luft vorauszubestimmen. Zu diesem Zweck wurde ein „Patent-Hygrometer" empfohlen, das, mit einer einfachen Gebrauchsanweisung versehen, jedem ermöglichen sollte, Wetterprognosen aufzustellen. Ich habe mit dem Instrument vielerlei Versuche angestellt, kann aber nicht behaupten, daß es einigermaßen Sicheres über die kommende Witterung vorauserkennen ließe. Andere wollen bessere Resultate erzielt haben. van Bebber sagt in seiner oben genannten Schrift: „Die Gebrauchsanweisung dieses Wunderinstrumentes ist einfach: Wenn der Taupunkt 0—$2^1/_2$, $2^1/_2$—5, 5—6 Grad u. s. w. unter oder über der Temperatur von acht Uhr morgens, welche gleich der mittleren Tagestemperatur gesetzt wird, liegt, so ist bei Winden mit westlicher Komponente oder mit östlicher dieses oder jenes Wetter zu erwarten, wie es tabellarisch dargestellt ist. Diese Methode erscheint in der That einfach und bequem, und mit Freuden dürfte man dem Instrument eine allgemeine Verbreitung wünschen, wenn dasselbe nur annähernd brauchbare Prognosen, wenn auch nur für kurze Zeit, lieferte. Allein der Beweis hierfür ist noch von keiner Seite mit irgend welcher Entschiedenheit erbracht worden, vielmehr hat sich gezeigt, daß der Gebrauch des ‚Patent-Hygrometers' immer mehr abnimmt und der Eifer der Hygrometerprognosten infolge der Mißerfolge meistens sehr rasch erlahmt."

Eine neue Epoche für die Wetterprognose trat mit der Formulierung des allgemeinen Windgesetzes durch Buys-Ballot und der Anwendung des Telegraphen zur Übermittelung gleichzeitiger Beobachtungen an vielen Orten nach einem einzigen Centralpunkt ein. Damit glaubte man das Problem vorläufig gelöst zu haben, ja die überschwenglichsten Hoffnungen wurden an die nun mögliche „wissenschaftliche" Wetterprognose geknüpft. Vor allem sollte der Landwirt für seine Arbeiten davon profitieren, mit einem Worte: die Meteorologie sollte nun endlich in der Lage sein, jenen praktischen Nutzen zu gewähren, den man so lange in Aussicht gestellt hatte. Es zeigte sich indessen schon gleich anfangs, daß diese Prognosen

sich höchstens nur auf die nächsten vierundzwanzig Stunden erstrecken könnten und dabei noch sehr allgemein gehalten sein mußten. Derjenige, welcher wohl als der Vater der heutigen wissenschaftlichen Tagesprognosen betrachtet werden muß, ist Professor Buys-Ballot in Utrecht, der 1854 eine Methode veröffentlichte, um gleichzeitig stattfindende Witterungserscheinungen graphisch darzustellen, und 1857 das nach seinem Namen benannte allgemeine Windgesetz formulierte. Dasselbe lautet in seiner ursprünglichen Fassung: „Der kommende Wind wird das Centrum der Depression zur Linken haben, etwa unter einem Winkel von neunzig Grad." Dieses Gesetz ist ein allgemeines Naturgesetz und die einzige Regel auf dem Gebiet der Wetterprognose, die niemals täuscht, sondern unter allen Umständen Gültigkeit behält. Eine zweite Regel, die Buys-Ballot ebenfalls erkannte, ist die, daß der Wind um so heftiger wird, je größer die Unterschiede im Luftdruck sind. Diese Regel weist jedoch vielfach Ausnahmen auf, die vielleicht nur scheinbar sind, allein in den Wetterprognosen oft eine sehr fatale Rolle spielen, besonders bei den sogenannten Sturmwarnungen.

Das Buys-Ballotsche Gesetz bildet, wie bemerkt, den Angelpunkt der heutigen wissenschaftlichen Wetterprognose, indem man es auf das telegraphisch an einer gewissen Centralstelle gesammelte Beobachtungsmaterial anwendet. Hierbei geht man jedoch noch von gewissen Erfahrungsdaten über den durchschnittlichen Charakter des Wetters in den Gebieten hohen und niedrigen Luftdrucks aus. Man hat nämlich gefunden, daß die Regionen niedrigen Luftdrucks, die sogenannten Barometerminima, meist bedeckten Himmel und zu Regen neigendes Wetter aufweisen, das im Winter mild, im Sommer dagegen kühl ist. Die Regionen hohen Luftdrucks haben dagegen meist trockenes Wetter und im Sommer Wärme, im Winter Kälte im Gefolge. Die Barometerminima bewegen sich zudem meist von West nach Ost und verändern durchschnittlich ihren Ort auf der Erdoberfläche mehr oder weniger rasch, während die Barometermaxima ziemlich träge sind. Wenn man nun für einen bestimmten Tag die Verteilung des Luftdrucks über einen größeren Teil von Europa kennt, wenn man also weiß, ob und wo barometrische Minima lagern, so kann man daraus Schlüsse über die Art und Weise, wie sich diese fortbewegen werden, ziehen und damit auch ein Urteil über das voraussichtlich eintretende Wetter gewinnen. Wäre nun die Druckverteilung einigermaßen regelmäßig, das heißt zeigte sich in dem Auftreten, der Ausdehnung und der Fortbewegung der Luftdruckminima eine feste Regel, so würde das Buys-Ballotsche Gesetz zu einer sicheren Prognose ausreichen. Leider ist jedoch die Ausbildung und der Lauf der barometrischen Depressionen sehr unregelmäßig; sie ziehen zwar meist von West nach Ost, aber im einzelnen wandern sie doch sehr verschiedene Straßen, und man kann nur in wenigen Fällen voraussehen, wie sie sich auf dieser Wanderung verhalten werden. Dazu kommt, daß die Beschaffenheit des Wetters im Gebiet einer Depression nicht selten sehr von der durchschnittlichen abweicht; oft bilden sich auch sekundäre Depressionen, oder es verschwindet eine solche; kurz, die Mannigfaltigkeit ist überaus groß und dadurch die Sicherheit der Vorausbestimmung sehr gering. Natürlich hat man diese Schwierigkeiten anfangs nicht oder nur teilweise gekannt, jedenfalls sie aber von vornherein recht erheblich unterschätzt. Nur auf diese Weise ist es erklärlich, daß sich bedeutende Meteorologen in einer Weise über die Leistungsfähigkeit der Wetterprognose für maritime und landwirtschaftliche Zwecke aussprechen konnten, welche hinterher von der Wirklichkeit in bestimmtester Form desavouiert worden ist. Am frühesten und eingehendsten hat man sich mit der Anwendung der Wettertelegraphie auf die Sturmwarnungen beschäftigt, und 1872 trat eine besondere Kommission von Fachleuten zusammen, um die Angelegenheit zu beraten. Das Ergebnis war, daß man allerdings

die Nützlichkeit solcher Sturmwarnungen anerkannte, dieselben jedoch durchweg in die Form von „Ansichten über das zu erwartende Wetter" oder „Wahrscheinlichkeiten" gekleidet wissen wollte. Mehrere der Befragten machten mit sehr gutem Grunde geltend, die Berichte würden bald durch Nichtzutreffen der „Vorhersagungen" diskreditiert; es wurde deshalb betont, man solle mittels Signalen nur vor Winden von mindestens der Stärke 8 der Beaufortschen Skala warnen, solche Warnungen würden mit ungleich größerer Sicherheit eintreffen und nur wenige gefahrbringende Erscheinungen der Beachtung entgehen. Dieser Vorschlag war durchaus dem damaligen Zustande der meteorologischen Kenntnis entsprechend, aber nicht der Wirklichkeit, denn es hat sich hinterher ergeben, daß gerade die gefährlichsten Stürme sehr oft völlig unerwartet kommen und daß man überhaupt über die Heftigkeit eines bevorstehenden Sturmes und über den vermutlichen Zeitpunkt seines Eintritts nur in wenigen Fällen einigermaßen sicher urteilen kann. Überhaupt hat es an gutem Willen seitens der Meteorologen nicht gefehlt, nur sind leider die wissenschaftlichen Unterlagen noch nicht breit genug, um ein festes und wirklich schützendes Gebäude darauf zu errichten. In Deutschland ist infolge der geringen praktischen Resultate vielfach die Meinung verbreitet, daß in Bezug auf die Praxis der Wetterprognosen Nordamerika uns weit voraus sei. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß drüben die Organisation des telegraphischen Wetterdienstes sehr vorzüglich ist, auch daß dieselbe sehr viel Geld kostet, ferner daß in Amerika die tellurischen Bedingungen für Wetterprognosen günstiger sind als bei uns; aber im speciellen haben sich auch dort die gehegten Hoffnungen nicht erfüllt, und keineswegs sind die Amerikaner den europäischen Meteorologen voraus. Darüber kann für denjenigen, welcher die Verhältnisse genauer kennt, nicht der geringste Zweifel sein. Auch stößt die Geldbewilligung für meteorologische Zwecke in Nordamerika in neuester Zeit mehr als früher auf Schwierigkeiten, ein Beweis, daß der behauptete praktische Nutzen der Prognose dort keineswegs hervortritt.

Wie bereits bemerkt, bewegen sich die Sturmcentren gewöhnlich von West nach Ost, sie kommen vom Atlantischen Ocean und treten auf das europäische Festland meist, indem sie über Großbritannien hinwegschreiten. Man erkennt ohne weiteres, daß hierdurch der Sturmprognose große Schwierigkeiten erwachsen, da nur bis zur irischen Westküste Beobachtungsstationen möglich sind. Sobald als diese das Herannahen eines Sturmfeldes erkennen lassen, ist dasselbe auch häufig schon da, besonders für die Küsten Englands. Infolgedessen können die Sturmwarnungen des Londoner meteorologischen Amtes nur wenig oder keinen Nutzen gewähren. Denn wenn dort ein Sturm als solcher erkannt wird, ist er meist auch schon den Laien erkennbar ohne Warnung; in anderen Fällen kommt auch wohl ein Sturm unangemeldet; kurz, der Schiffer an der englischen Küste, der sich auf die Londoner amtlichen Sturmwarnungen verläßt, ist sehr oft nicht gut beraten. Das hat Admiral Fitzroy, welcher zuerst den Sturmwarnungsdienst an der englischen Küste eingerichtet, sehr zu seinem Schaden erfahren müssen, denn es ist durchaus nicht unwahrscheintich, daß der häufige Spott über seine unrichtigen Sturmwarnungen dazu beigetragen hat, den wackeren Mann 1865 zum Selbstmord zu treiben. Damit war auch das Sturmwarnungswesen in England zunächst begraben, doch wurde die Einrichtung später wieder aufgenommen und nach strengeren wissenschafttichen Principien gehandhabt. Dennoch konnten dort keine nennenswerten Resultate erzielt werden, weil es eben unmöglich ist, in Großbritannien einen Sturm früher zu erkennen, als er wirklich da ist. Dazu kommt, daß die Wetterwarte des „New-York Herald", die von seiten der in New-York ankommenden Dampfer über die Sturmgebiete auf dem Ocean unterrichtet wird, diese Kenntnis benutzte, um mittels des transatlantischen Tele-

graphen die Ankunft solcher Stürme an den britischen Küsten in London anzukündigen, zu einer Zeit, wo das britische meteorologische Amt von solchem Herannahen noch keine Ahnung besaß. Daß dieses davon nicht freudig berührt wurde, läßt sich denken, allein die Sturmwarnungen des „Herald" trafen auch nicht alle ein, was wieder ein Trost für die britischen Meteorologen war. Solche Irrtümer und Fehlgriffe hüben und drüben haben freilich nicht dazu beigetragen, die Sturmwarnungen in England in Achtung zu bringen, und die wegwerfenden Urteile, die dort darüber ausgesprochen werden, sind, wenn man den behaupteten praktischen Nutzen in Betracht zieht, nur zu gerechtfertigt. In jüngster Zeit hat das britische meteorologische Amt das System des „New-York Herald" adoptiert und läßt sich telegraphisch von Amerika berichten, wenn Sturmgebiete den Atlantischen Ocean überschreiten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß damit eine Besserung der britischen Sturmprognosen erzielt wird; bedeutend dürfte dieselbe jedoch keineswegs sein, und ein aufmerksamer Schiffer, der sein Barometer und die Himmelsbeschaffenheit zu Rate zieht, wird jedenfalls besser über den kommenden Wind orientiert sein, als dies durch jene Warnungen geschehen könnte. Günstiger gestaltet sich die Sturmprognose für die mehr ostwärts gelegenen Meeresteile Europas, weil man hier schon durch das Wetter über England vorbereitet wird. Wir sehen daher, daß unsere deutsche Seewarte in Hamburg auch bessere Ergebnisse erzielt, als dies in England überhaupt möglich ist. Weiterhin nach Osten werden die Verhältnisse dagegen wieder ungünstiger, indem die von der russischen Centralstation für die dortigen Küsten ausgegebenen Sturmwarnungen nur in relativ sehr wenigen Fällen Erfolge aufzuweisen haben. Jüngst ist auch in Japan ein staatlich organisierter Sturmwarnungsdienst eingerichtet worden; die Leitung ist eine recht tüchtige, allein man kann unmöglich großen praktischen Nutzen erwarten, da die ungünstigen Verhältnisse, welche für Europa bestehen, im fernen Osten Asiens verstärkt auftreten.

Das Sturmwarnungswesen ist nur eine Seite der Wetterprognose, die andere bildet die Vorausbestimmung der kommenden Witterung für das Binnenland. Hierbei hatte man von Anfang vorzugsweise landwirtschaftliche Zwecke im Auge, man wollte durch die Vorausverkündigung von Regen oder Trockenheit dem Landmanne ermöglichen, für seine Arbeiten die entsprechenden Dispositionen zu treffen. Auch in dieser Beziehung sind aber die Hoffnungen viel zu groß gewesen, und die von verschiedenen Meteorologen gemachten Versprechungen haben sich durchaus nicht erfüllt. Schon die Beschränkung der Wettervoraussage auf einen einzigen Tag reduziert den möglicherweise daraus für den Landmann zu ziehenden Nutzen sehr wesentlich, dazu kommen nun noch die unvermeidlichen, nicht vorauszusehenden Irrtümer resp. falschen Prognosen. Es hat sich herausgestellt, daß bei allgemeinen Prognosen für einen größeren Landesteil, z. B. für das westliche Deutschland, nicht einmal die Hälfte dieser Voraussagungen richtig ist; endlich sind auch die Ankündigungen oft so vage, daß ein praktischer landwirtschaftlicher Betrieb darauf unmöglich Rücksicht nehmen kann. Unter diesen Umständen ist man neuerdings mehr und mehr von den sogenannten allgemeinen Prognosen, welche von einer einzigen Centralstelle aus für ganze Landesteile gegeben wurden, abgekommen und bemüht sich um die Ausbildung der lokalen Wetterprognose, also derjenigen, die für ein enges Gebiet gelten soll. Warum es möglich ist, solche lokale Prognosen mit größerer Sicherheit aufzustellen, kann hier nicht im einzelnen nachgewiesen werden, nur so viel sei bemerkt, daß die örtlichen Einflüsse dabei eine große Rolle spielen und daß der Beobachter an Ort und Stelle weit besser die sogenannte Erhaltungstendenz des Wetters berücksichtigen kann, als dies aus der Ferne möglich ist. Damit ist die Wetterprognose in eine neue Phase getreten, in der es gilt, unter Anlehnung

an die allgemeine Wetterlage die örtlichen Einflüsse zu berücksichtigen und daraufhin Schlüsse zu bauen. Dem landwirtschaftlichen Betriebe ist freilich auch damit noch kein sehr großer Nutzen in Aussicht gestellt, aber es hat sich gezeigt, daß das große Publikum an diesen Prognosen ein sehr erhebliches Interesse nimmt — ein Interesse ähnlicher Art, wie es für politische und litterarische Nachrichten besteht. In richtiger Würdigung dieser Sachlage hat in Deutschland zuerst die „Kölnische Zeitung" eine eigene Wetterwarte für die Prognosenstellung gegründet, und ihrem Beispiel sind mehrere andere große Blätter gefolgt. Diese lokalen Centren stehen in fortlaufender Verbindung mit der deutschen Seewarte in Hamburg, indem sie von dort täglich telegraphische Mitteilungen über die Wetterlage um acht Uhr morgens empfangen. Die „Kölnische Zeitung" erhält außerdem noch von seiten mehrerer Stationen im westlichen Deutschland täglich telegraphische Mitteilungen über den Stand der meteorologischen Zustände dort um acht Uhr vormittags und um zwölf Uhr mittags. Auf Grund dieser Depeschen und der ununterbrochenen örtlichen Beobachtung der Himmelsbeschaffenheit werden lokale Prognosen aufgestellt, die bereits um zwei Uhr nachmittags in der Presse sind, also schon zu einer Zeit gedruckt werden, wo viele meteorologische Centralstellen noch nicht einmal im Besitz des vollständigen ihnen notwendigen Materials sind. Diese Fortschritte in der Prognosenstellung sind hauptsächlich dem sorgsamen Studium der lokalen Wetteranzeichen zuzuschreiben. Jeder, der mit den Lehren der modernen Meteorologie vertraut ist und selbst praktisch das Wetter kennt, ist heute in der Lage, über die kommende Witterung ein begründetes Urteil zu fällen, wenn ihm die allgemeine Wetterlage bekannt ist. Letztere ergiebt sich aus den täglichen Witterungsberichten der deutschen Seewarte, die in den meisten größeren Zeitungen publiziert werden. Es ist daher wünschenswert, daß diese Morgenberichte möglichst verbreitet werden, was nur geschehen kann, wenn die Telegraphengebühr dafür auf den niedrigsten Satz normiert wird, damit auch kleinere Blätter die Kosten derselben erschwingen können. Die Interessenten für das Wetter haben dann überall das nötige Material, um ihre durch Studium und Praxis erworbenen Kenntnisse selbst zur Aufstellung von Prognosen zu verwerten; auch dürften sich selbst an kleineren Orten stets Personen finden, die für diese Orte und deren Umgebung lokale Prognosen aufstellen. Eine staatliche Einrichtung, wie sie Nordamerika im Signal Service besitzt, die alljährlich Millionen verschlingt, ist für Deutschland gar nicht nötig und auch bei dem dermaligen Zustande der meteorologischen Wissenschaft durchaus nicht gerechtfertigt, wenn sie nämlich durch ihre Prognosen dem Landwirt praktischen Nutzen schaffen soll. Für diesen Zweck genügen die allgemeinen täglichen Berichte der Seewarte vollständig. Die darauf sich stützenden lokalen Prognosen nämlich, die der einzelne Interessent entweder selbst aufstellt oder in einem benachbarten Zeitungsblatt findet, können durch keine andere Einrichtung übertroffen, ja auch nur an Zahl der Treffer erreicht werden.

Das ist nun der gegenwärtige Standpunkt der Wetterprognose; es ist, wie man einräumen muß, kein sehr hervorragender, aber er läßt doch den Fortschritt der Wissenschaft erkennen, und jedenfalls hat es ungeheure Anstrengungen gekostet, diese bescheidene Höhe zu erreichen. Keine andere wissenschaftliche Disciplin bietet der praktischen Verwertung ihrer Forschungen so viel Schwierigkeiten als die Meteorologie, und daher sind gerade hier wesentliche Fortschritte und fundamentale Entdeckungen weit weniger wahrscheinlich als auf irgend einem anderen Gebiet.

Litterarische Notizen.

Geschichte der Psychologie. Von H. Siebeck. Erster Teil, zweite Abteilung. (Gotha, F. A. Perthes.) — Das Buch füllt eine Lücke unserer Litteratur aus, und es thut dies zwar nicht mit der Gelehrsamkeit, welche Prantls „Geschichte der Logik" auszeichnet, dagegen ist es frei von den Bizarrerien, die jenes bedeutende Werk entstellen. Der vorliegende Band führt von Aristoteles bis auf Thomas von Aquino und umfaßt daher den wichtigsten Teil der metaphysischen Behandlung des Seelenlebens. Die wichtigsten neuen Ergebnisse dieses Bandes finden wir in der Darstellung der nach-aristotelischen Psychologie, welche unter dem Einfluß der Naturwissenschaft, insbesondere der Medizin, stand. Zum erstenmal ist hier die Bedeutung Galens für die Entwickelung der Psychologie gewürdigt.

Das Gesamtergebnis der Naturforschung denkend erfaßt. Von Fr. Michelis. (Freiburg i. B., Wagnersche Univ.-Buchhdlg.) — Eins der Bücher, in denen gegenwärtig die katholische Philosophie populär aufgefaßte naturwissenschaftliche Resultate katholischen Dogmen unterordnet. Hierbei wird die Naturphilosophie von Schelling und Baader vielfach benutzt, um die Entwickelungslehre der modernen Naturwissenschaft mit dem Dogma in Zusammenhang zu setzen. Man muß die Arbeit bedauern, die fruchtlos an diesen von vornherein aussichtslosen Versuch von Michelis verwandt worden ist.

Philosophische Studien. Von W. Wundt. Zweiter Band, drittes Heft. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Die psycho-physischen Untersuchungen, welche Wundt durch seine Schüler in Leipzig anstellen läßt, werden in diesen „Studien" veröffentlicht. Das vorliegende Heft derselben enthält eine Abhandlung zur Physiologie des Komischen. Untersuchungen über den Umfang des Bewußtseins bei regelmäßig aufeinander folgenden Schalleindrücken unternehmen, die bekannten, durch die Beobachtung der sogenannten specifischen Differenz der Astronomen angeregten Arbeiten fortzuführen. Andere Arbeiten auf verwandtem Gebiete schließen sich an.

Ein weiteres Heft von den „Philosophischen Studien" (II, 4) enthält von dem Herausgeber selbst einen beachtenswerten Aufsatz über Kants kosmologische Antinomien und das Problem der Unendlichkeit, sowie fernere Arbeiten von Schülern desselben über psychophysische Probleme.

Grundzüge der Metaphysik. Von K. Dieterich. (Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.) — Eine angenehme Darstellung derjenigen Sätze, welche zur Zeit auf diesem so bestrittenen Gebiete mit einiger Aussicht auf Erfolg noch festgehalten werden können.

Die Einheit der Naturkräfte. Von P. A. Secchi. Autorisierte Übersetzung von L. Rud. Schulze. Zweite revidierte Auflage. (Leipzig, P. Frohberg.) — Dieses berühmte Werk erschien zuerst 1864; es ist bald in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Die vorliegende deutsche Übertragung liest sich so glatt wie ein deutsches Original. Die Absicht dieses berühmten Werkes ist bekanntlich, von der mechanischen Wärmelehre aus in die wichtigsten Probleme einer allgemeinen Physik den Eingang zu suchen. Wir wüßten außer den Aufsätzen von Helmholtz kein Werk, das gleich geeignet wäre, in die physikalische Wissenschaft der Gegenwart Gebildete einzuführen, als das vorliegende.

Die geistige Entwickelung im Tierreich. Von G. J. Romanes. (Leipzig, E. Günthers Verlag.) — Das Streben, eine vergleichende Psychologie zu schaffen, ist durch die Entwickelung der biologischen Wissenschaft in unseren Tagen seinem Ziel ein großes Stück näher gerückt. Das vorliegende Werk ist von einem Darwin befreundeten Forscher von dessen Standpunkte aus geschrieben. Es nimmt an, daß die Entwickelungslehre Darwins ihr notwendiges Korrelat in der Annahme einer geistigen Entwickelung im Tierreiche von den untersten

Digitized by Google

Stufen bis zum Menschen hin habe. Die wahrscheinliche Geschichte dieser geistigen Entwickelung versucht Romanes darzustellen. Es ist das beste Werk, das wir zur Zeit über diesen Gegenstand besitzen. Aber zu statten kam demselben auch, daß Darwin dem Verfasser seine sämtlichen auf psychologische Fragen bezüglichen Manuskripte übergeben hatte, mit der Erlaubnis, sie nach Belieben zu veröffentlichen. Nach dem Tode Darwins ist aus diesen einerseits ein Ganzes über den tierischen Instinkt zusammengestellt worden, das hier im Anhang publiziert wird, andererseits ist vieles Einzelne in den Text verwoben.

Über Darwin selber liegt als Nr. 18 der Darwinistischen Schriften eine interessante Publikation vor: **Charles Darwin und sein Verhältnis zu Deutschland.** Von Ernst Krause. (Leipzig, E. Günthers Verlag.) Diese Schrift empfängt ein besonderes Interesse durch die Mitteilungen aus der Korrespondenz Darwins mit Lyell, welche in dem etwas breiten englischen Werke über Lyell schwerlich von deutschen Forschern aufgesucht werden. Der Kampf zwischen der Ansicht Darwins von der Entstehung des Menschen und den entgegenstehenden Instanzen wird hier in einem aufrichtigen und Darwin durchaus ebenbürtigen Forscher sichtbar. Interessant sind auch die Briefe Darwins an Haeckel, welche die Ansichten Darwins in dem berührten entscheidenden Punkte noch klarer und schärfer darlegen, als in seinen Werken geschieht.

Hier mag nun auch des Abschlusses eines bedeutenden deutschen Werkes gedacht werden, welches versucht, den uralten Gegensatz zwischen den idealistischen Systemen und dem von der naturwissenschaftlichen Erfahrung aus allmählich ausgebildeten Zusammenhang der Erfahrungswissenschaft auf deutschem Boden zum Austrag zu bringen: **Idealismus und Positivismus.** Von E. Laas. Teil II: Idealistische und positivistische Erkenntnistheorie. (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) Der Schwerpunkt dieses Bandes liegt in der Kritik der Kantschen Lehre. Diese ist zur Zeit von solchen, welche gern sich selber durch einen großen Namen heben, verherrlicht worden als die definitiv gefundene Wahrheit. Eine Kantphilologie hat sich angeschlossen, die neben manchem zum Verständnis Kants Nützlichen Überflüssiges in großer Menge beibrachte. Schon einmal in einem früheren Werke war Laas dieser Richtung mit voller Kenntnis der Sache, aber zugleich mit schneidiger Kritik Kants und bitterer Verurteilung der Kantianer entgegengetreten. Wir stehen nicht an, die vorliegende Kritik Kants für die seit Schopenhauer einschneidendste und gründlichste zu erklären. Der eigene Standpunkt von Laas ist ein Empirismus, welcher sich daran genügen läßt, daß in unserem Bewußtsein aufeinander bezogen ein Selbst und Objekte auftreten, ohne daß wir im stande wären, hinter diesen Thatbestand, gleichsam hinter den Spiegel zu blicken. Laas verwirft daher ebensowohl den Phänomenalismus als die Anerkennung der Objekte außer uns als losgelöst vom Selbst bestehender Objekte. Bescheidung, Resignation, auch in erkenntnistheoretischer Beziehung — das ist, was er bringt.

* * *

Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Joseph Haltrich. In neuer Bearbeitung von J. Wolff. (Wien, C. Graeser.) — Joseph Haltrich hat ein Leben hindurch das siebenbürgisch-deutsche Volkstum erforscht, Sprachliches, Märchen, Glaube und Aberglaube, Rätsel und Sprüche ꝛc. gesammelt und in einzelnen Arbeiten herausgegeben. Längst wünschte man lebhaft, diese Abhandlungen vereinigt und weiteren Kreisen bequem zugänglich gemacht zu sehen. Dies ist nun in Haltrichs Auftrag in der vorliegenden Sammlung geschehen, und insbesondere die Tiermärchen werden auch weitere Kreise interessieren, nicht minder so mancher schöne an einem Hause abgelesene Spruch.

Menschen- und Völkernamen. Von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, Carl Reißner.) — Die Frage nach der Herkunft von Namen taucht im gesellschaftlichen Leben immer wieder auf, und man vermißt alsdann methodische Belehrung. Hieran knüpft der Verfasser des vorliegenden Werkes an und gewährt in der That eine interessante Übersicht über die wichtigsten Formen von Namengebung, die Ausgangspunkte, von denen die Namen entnommen sind.

* * *

Christian Friedrich Daniel Schubart. Von Gustav Hauff. (Stuttgart, W. Kohlhammer.) — Seit der Biographie dieses unglücklichsten der schwäbischen Dichter von David Strauß hat sich das Material ansehnlich vermehrt. So war eine vollständige Lebensbeschreibung Bedürfnis. Der am meisten wichtige, für die allgemeine Geschichte jener Zeit der kleinen Tyrannen vor der Revolution am meisten interessante Punkt: die Aufhellung der Ursache von Schubarts Einkerkerung, bleibt auch nach dieser fleißigen Arbeit eines der historischen Rätsel.

Briefwechsel zwischen Herm. Kurz und Ed. Mörike. Herausgegeben von J. Baechtold. (Stuttgart, Gebrüder Kröner.) — Eine kleine Tragödie in wenigen Bogen. Ihr Ort das Schwabenland mit seinem außerordentlichen Reichtum geistiger Kräfte, wie es denselben insbesondere seiner vortrefflichen Studienein-

Digitized by Google

richtung verdankt, andererseits mit der Enge, die aus mäßigen Lebensverhältnissen entspringt. Man sieht den dichterisch, wissenschaftlich hochbegabten Kurz in diesen Verhältnissen sich aufreiben und verbraucht werden. Auch Mörike, so befähigt zum Glück dieser geniale Dichter war, umgiebt ein tragischer Hauch von nicht zur Entfaltung gelangtem Leben, Glück und Leid der Beschränkung. Niemand wird ohne tiefen Anteil diese Bogen lesen.

* * *

Eine Sammlung „Klassische deutsche Dichtungen" erscheint bei F. A. Perthes in Gotha. Sie giebt Auswahl und Erläuterungen. Die Bearbeitungen der **Gedichte Goethes** von Fr. Zimmermann und von **Schillers Wilhelm Tell** von O. Kallsen erscheinen zweckmäßig und tüchtig.

Die Geschichte des französischen Romans im siebzehnten Jahrhundert von H. Körting (Leipzig und Oppeln, Eugen Francks Buchhdlg.) wird in Lieferungen erscheinen. Die erste Lieferung beweist, daß das Werk auf sorgfältigem Quellenstudium beruhen wird. Der Verfasser ist bekanntlich einer der tüchtigsten und solidesten Kenner der französischen Sprache und Litteratur.

Die Erziehung Friedrichs des Großen. Aus dem Nachlaß von Ernst Bratuscheck. (Berlin, Georg Reimer.) — Eine sehr interessante, höchst sorgfältige Untersuchung, welche für die Entwickelungsgeschichte des großen Königs äußerst schätzbare Ergebnisse bietet.

Die Klage: Kant und kein Ende! leidet nicht Anwendung auf die meisterhafte kleine Schrift **Kants Dinge an sich und sein Erfahrungsbegriff** von M. W. Drobisch. (Hamburg, Leopold Voß.) Mit der Weisheit des Alters, welche vereinfacht und das Wesentliche heraushebt, werden hier Hauptfragen für das Verständnis von Kant behandelt. — Hier mag auch ein interessantes Schriftchen von M. Jahn: **Der Einfluß der Kantschen Psychologie auf die Pädagogik als Wissenschaft** (Leipzig, P. Frohberg) angeführt werden.

Richard Cobdens volkswirtschaftliche und politische Ansichten von K. Walcker (Hamburg, F. H. Nestler und Melles Verlag) giebt Auszüge, welche in den Stand setzen, über die nationalökonomischen Ansichten Cobdens sich eine zusammenhängende Vorstellung zu bilden. Etwas Desultorisches und Springendes ist in allen Arbeiten Walckers und erschwert auch die Lektüre von dieser.

* * *

Eine zeitgemäße und verdienstliche Arbeit ist die Übersetzung von **Rich. Whatelys Grundlagen der Rhetorik**, welche Dr. med. S. Hildebrand geliefert hat (Gotha, F. A. Perthes). Das Original hat seit Jahrzehnten Englands öffentliche Redner bilden helfen; bei der seit dem politischen Aufschwunge der letzten zwanzig Jahre auch in unserem Vaterlande gesteigerten Bedeutung der Beredsamkeit wird die deutsche Bearbeitung manchem willkommen sein, der sich bislang vergebens nach einem von rein praktischen Gesichtspunkten aus concipierten Lehrbuche der Rhetorik umgesehen.

Wenig zu befreunden vermögen wir uns mit der zweiten erweiterten und durchgesehenen Auflage von J. L. A. Kochs **Grundriß der Philosophie** (Göppingen, E. Herwig). Bei wertvollen Einzelheiten, namentlich auf dem Gebiete der Psychologie, fehlt doch die Kontinuität einer systematischen Entwickelung. Vielfach wird auf andere Schriften des Verfassers verwiesen oder eine Behandlung wichtiger Fragen für die Zukunft versprochen, und der Leser muß mit einigen halb aphoristischen Andeutungen fürlieb nehmen. Dazu kommt ein lockerer und doch oft schwerfälliger Stil, der es auch einem philosophisch geschulten Leser nicht selten schwer macht, den Gedankengängen des Verfassers zu folgen.

Ein hervorragendes Interesse beansprucht das umfangreiche Werk von Georg Günther: **Grundzüge der tragischen Kunst. Aus dem Drama der Griechen entwickelt.** (Leipzig, Wilh. Friedrich.) Durch eine voraussetzungslose Prüfung des aus dem hellenischen Altertum überlieferten Tragödienbestandes stellt der gelehrte Verfasser zuvörderst die Eigenart der drei großen Tragiker fest. Unter ihnen hat Äschylus instinktiv das Wesen des Tragischen erfaßt: eigene Schuld und adäquate Sühne. Sophokles, der in der Technik über ihn hinausgeht, führt mit der volksmäßigen Schicksalsidee ein Element ein, das, mit der wahren Tragik unvereinbar, dieselbe bei Euripides vollends zerstört. Nachdem von diesen Ergebnissen aus die aristotelischen Theorien einer eingehenden Prüfung unterzogen sind, wobei wir unter anderem eine neue Erklärung der vielumstrittenen Katharsis erhalten, wird die moderne Tragödie an der äschyleischen Norm gemessen und dabei Shakespeare und Schiller als Tragiker im eigentlichsten Sinne nachgewiesen und anerkannt. Zum Schluß baut Günther die Resultate seiner induktiven Untersuchungen in zwei zusammenfassenden Abschnitten: „Die Grundgesetze der dramatischen Technik" und „Die Grundgesetze aller Tragik", systematisch aus und begründet in einem letzten, „Religion und Kunst", seine Überzeugung von der Notwendigkeit eines religiös-ethischen Charakters aller wahren Kunst. Ohne Frage ist das Werk Günthers eine bedeutende, in mancher Hinsicht eine epochemachende Leistung. Auch wer seinen Begriff des Tragischen nicht als den eigentlichen und einzigen anerkennen

Digitized by Google

kann — schon der Umstand, daß die sekundären Personen sich demselben nicht unterordnen lassen, spricht gegen seine absolute Gültigkeit —, wird die ungemeine Förderung und Klärung, welche diese schwierigste kunstästhetische Frage durch ihn erfahren hat, freudig anerkennen. Der unabhängige Geist, der sich zumal in zahlreichen Ketzereien — man sehe z. B. die vortrefflichen Ausführungen über die Schuld der Antigone — dokumentiert, hat sich eine entsprechende Form geschaffen: frisch, kernig, nicht immer wählerisch im Ausdruck, wofern nur die Sache den Vorteil davon hat; anregend und fesselnd, auch wo man nicht zustimmen kann, ist die Darstellung von der ersten bis zur letzten Seite. Möge die Aufnahme des im besten Sinne geistvollen Werkes auch in weiteren Kreisen seiner Bedeutung entsprechen.

* * *

Ein wohlgemeinter Versuch, aus protestantischen und katholischen Kirchenliedern ein gemeinchristliches Erbauungsbuch „für Schule und Haus" herzustellen, liegt in Joseph Papes Sammlung: **Das Kirchenlied** (Büren i. W., Ch. Hagen) vor; doch kann die Art, wie gerade die schönsten älteren Gesänge, selbst die eines Paul Gerhard, verkürzt und sprachlich wie inhaltlich oft ohne jeden Grund bis zur Unkenntlichkeit verändert sind, evangelische Leser nicht eben sympathisch berühren. Ob dasselbe auch mit den die Mehrheit ausmachenden Liedern katholischen Ursprungs geschehen ist, vermögen wir nicht zu beurteilen. Unklar bleibt jedenfalls, wie der Verfasser sich den Gebrauch dieses Buches in Schulen gedacht hat.

N. A. Nekrassows Sämtliche Werke hat H. J. Köcher aus dem Russischen metrisch zu übertragen begonnen (Erster Band. Leipzig, Wilh. Friedrich). Schon das Vorwort mit seiner gärenden Konfusion, nicht minder das fragmentarische Lebensbild Nekrassows, welches sich daran schließt, läßt Schlimmes erwarten, aber die Übersetzung selber geht weit über diese Erwartung hinaus, sie ist seitenweise schlechthin ungenießbar. Wir verkennen die Schwierigkeiten durchaus nicht, welche sich der Übertragung gerade dieser Poesien in den Weg stellen mußten — zumeist moderne Stoffe, realistisch aufgefaßt, bald im behaglichen Plauderton, bald in leidenschaftlich abgerissenen Sätzen erzählt — aber eine Leistung wie die vorliegende ist damit nicht entschuldigt. Wer Verse drucken läßt wie „Mein Spiel und ich weiß nicht mehr sonst noch was" oder „Sie wollen nach Sibirien? Der Ausländer träget das Klimat dort nie — Verlassen Ihr Kind und die Ihrigen?" — dem muß die Fähigkeit, auch nur der Dolmetscher eines Dichters zu sein, rundweg abgesprochen werden. Unter diesen Umständen sehen wir den eigenen Schöpfungen Köchers, die er Seite 5 des Vorwortes etwas pathetischer als nötig ankündigt, nicht ohne die schwersten Bedenken entgegen.

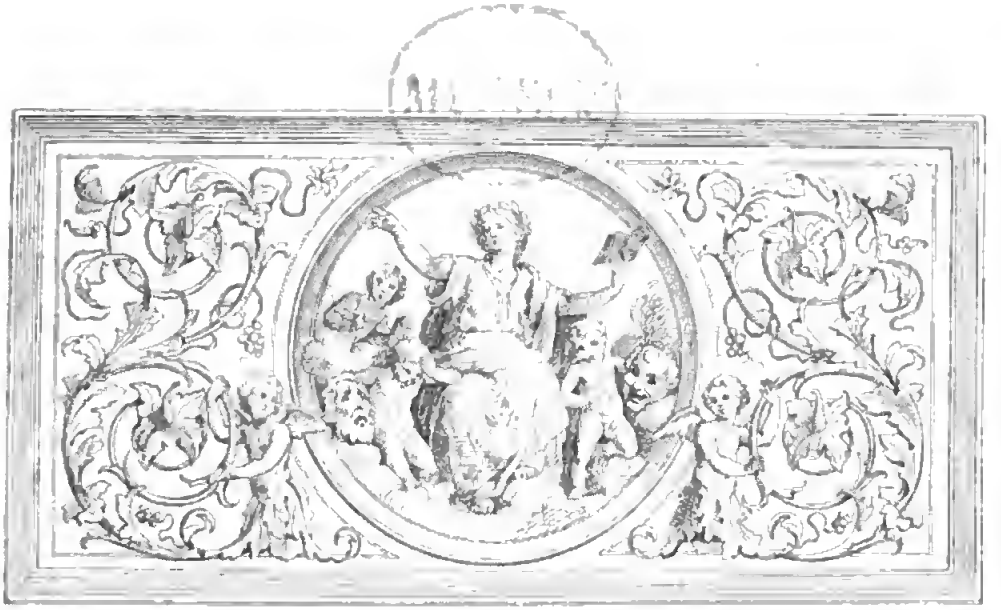
* * *

Rudolf Eucken: **Prolegomena über die Einheit des Geisteslebens** (Leipzig, Veit u. Co.) nimmt eines der schwersten Probleme der gegenwärtigen Wissenschaft in Angriff. Es sind nur Prolegomena, was hier dargeboten wird, aber die edle Denkart, die besonnene Forschungsweise lassen uns lebhaft wünschen, bald die Ausführung selber in Händen zu haben.

* * *

Von Wilhelm Müller: **Politische Geschichte der Gegenwart** (Berlin, J. Springer) ist der neueste Band erschienen, welcher die Ereignisse des Jahres 1884 wieder in einer ebenso zuverlässigen als anziehend geschriebenen Übersicht darbietet.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



Große und kleine Leute in Alt-Weimar.

Novelle

von

Otto Roquette.

II.

Lilie.

Wollt ihr den Napoleon sehen? Er kommt vom Schlosse. Gleich muß er hier vorbeifahren!" So rief die alte Magd in die Werkstatt hinein, um sich schnell wieder davonzumachen. Fritz, der Lehrjunge, sprang auf, schrie hurra und wollte sich ihr nach und auf die Straße stürzen. Der Meister aber erwischte ihn am Arme, gab ihm eine Ohrfeige und warf ihn in die Werkstatt zurück mit den Worten: „Das ist für deine französische Begeisterung! Du rührst dich nicht von der Stelle!" Der Junge ging heulend an seine Arbeit, ohne so recht zu wissen, warum er geschlagen worden, denn er hatte hurra geschrien, weil er andere oft genug auf der Straße hatte schreien hören, die doch darum nicht geohrfeigt worden waren. Auch die Meisterin, welche den Männern eben das Frühstück brachte, war unangenehm überrascht durch das strenge Verfahren des Gatten gegen ihren Jüngsten, der in der Werkstatt seines Vaters die Schreinerei lernte. „Der Herzog hat den Napoleon doch als Gast im Schlosse," so ließ sie einfließen, „und läßt viel draufgehen um seinetwillen! Er will seinen Gast in der Stadt geehrt sehen."

„Was der Landesherr thut oder thun muß, ist nicht meine Sache!" entgegnete der Meister. „Wenn das Land wegen dem Napoleon zu Grunde gerichtet wird, so — mögen die Herren zusehen, was draus wird. Hier aber bin ich Herr!"

So wie der wackere Schreinermeister Engelmann dachten in den ersten Oktobertagen des Jahres 1808 wenn nicht alle, doch die meisten aus dem Bürgerstande der kleinen Residenz Weimar, während die höhere Gesellschaft mit Begeisterung that, was der Hof unter grimmiger Selbstüberwindung thun mußte.

Was war im Laufe weniger Jahre über das weimarische Land und über die Stadt alles hergefahren! Seit der frau-

zösische Despot bei Jena über Preußen gesiegt, lag der ganze deutsche Norden zu seinen Füßen, und nur von seiner Willkür hing es ab, wie viel er von Deutschland noch bestehen lassen wollte. Zuerst hatten die Bundesgenossen Preußens zu büßen. Französische Truppen überschwemmten Thüringen, Weimar hatte eine mehrtägige Plünderung auszustehen, und die Einquartierung nahm auch ferner, was sie brauchen konnte. Der Herzog mußte sich zum Verbündeten Napoleons hergeben, wie alle Fürsten Deutschlands. Zum 27. September waren sie alle nach Erfurt befohlen zu einer Fürstenversammlung, in welcher Napoleon wie ein Herrscher unter seinen Untergebenen den Vorsitz führte. Die Feste, welche hier gefeiert wurden, fanden bald eine Fortsetzung in Weimar, wohin Karl August nicht nur den französischen Kaiser mit seinem ganzen Gefolge, sondern auch den Kaiser Alexander von Rußland eingeladen hatte. War das kleine Land durch die Lasten des Krieges erschöpft, so seufzte es durch die fast unerschwingliche Beisteuer zu diesen Festen, und man fragte sich, wohin die Erschöpfung noch führen sollte.

Im Theater aber, wo Schillers „Tell" und „Wallenstein" ihre Heimstätte hatten, wurde am 6. Oktober „La mort de César" von Voltaire gegeben, und zwar von den französischen Schauspielern mit ihrem ersten Tragöden Talma, welche Napoleon mitgebracht hatte. Für den folgenden Tag aber waren sämtliche Fürstlichkeiten mit ihrem Gefolge von dem französischen Kaiser zu einer Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena eingeladen. Frecher konnte die Verhöhnung nicht getrieben werden. Wer nur einen Zug von Ehrgefühl hegte, knirschte mit den Zähnen, aber nur unter vier Augen durfte die Erbitterung sich in Worten äußern. Das war an dem Morgen des Aufbruchs zur Jagd, da der Schreinermeister Engelmann seinem Jüngsten nicht gestatten wollte, auf der Straße hurra zu rufen. Gleich darauf trat ein junger Mann hastig in die Werkstatt mit der Frage: „Ist Herr Unzelmann verreist?"

Da der Meister keine Antwort gab, sondern seine Säge in rasselnde Bewegung setzte, winkte die Meisterin dem Gast und folgte ihm hinaus. „Verreist war er auf acht Tage," entgegnete sie, „aber seit gestern abend ist er zurück. Ja, wissen Sie denn, Herr Wolff," fuhr sie fort mit der Miene, eine erstaunliche Neuigkeit mitteilen zu können, „wissen Sie denn auch, daß er verheiratet zurückgekommen ist? So ein junger Mensch! Und mit wem? Mit dem Fräulein Silie!"

Wolff, zu dem das Gerücht bereits gedrungen war und der sich bei dem jüngeren Freunde Gewißheit hatte holen wollen, ging doch der Meisterin gegenüber nicht weiter darauf ein, sondern fragte schnell: „Wohnt er denn noch bei Ihnen?"

„Die Stube hat er freilich noch bei uns," entgegnete sie, „und seine Sachen in Schrank und Kommode, und die Bücher dazu, und er will uns auch die Miete für das Vierteljahr bezahlen, wenn sich kein Abnehmer findet. Aber die junge Frau kann er doch da nicht mit hineinbringen." Die Meisterin wollte sich noch in längerer Verwunderungsrede ergehen, Wolff aber machte sich schnell von ihr los und eilte hinweg. In der Nähe des Theaters begegnete ihm sein Kollege, der Schauspieler Oels. „Es ist richtig!" rief dieser ihm zu. „Ich bin ihnen eben begegnet, und sie haben sich mir als Eheleute vorgestellt! Gehen Sie nach Hause, bei Ihrer Frau werden Sie das Pärchen finden!"

Unter dem Schutze der letzten geräuschvollen Tage war insgeheim eine Verbindung geschlossen worden, welche in demjenigen Kreise, der schon zur Teilnahme an Privatinteressen gestimmt war, einiges Aufsehen erregte. Der junge Schauspieler Karl Unzelmann hatte sich mit der „schönen Silie" verheiratet. Er zählte noch nicht neunzehn, sie ungefähr sechsundzwanzig Jahre. Ohne den Kollegen eine Mitteilung zu machen, hatten sie sich in Oßmannstedt trauen lassen und waren nach einer kurzen Hochzeitsreise in Weimar wieder eingetroffen, um sich als Vermählte vorzustellen.

Wie hat die Silie sich auf eine solche Thorheit einlassen können? fragten die einen. Die Silie, die doch sonst immer so vernünftig gewesen ist! Andere meinten, sie hätten es eigentlich so kommen sehen, und wenn man den Unterschied der Jahre, der ja auch nicht so groß sei, abrechne, könne man nicht viel dagegen einwenden. Denn der junge Unzelmann habe sich bisher auch stets sehr ordentlich gehalten, und bei seiner Persönlichkeit und seiner glänzenden Entwickelung als Künstler sei er geeignet genug, einem älteren Mädchen den Kopf zu verrücken. Noch andere bedauerten, daß aus der Verbindung nicht eigentlich ein Skandal zu machen sei, denn, wenn immer heimlich, war sie doch in aller Form vollzogen worden.

Karl Unzelmann war seit einiger Zeit trotz seiner Jugend nicht nur der Liebling des Publikums, er und Pius Alexander Wolff galten sogar unter dem männlichen Schauspielerpersonal als die eigentlichen Sterne, welchen man eine große Zukunft voraussagte. Zeigten sie doch schon in der Gegenwart die künstlerische Ausprägung der Goetheschen Schule in der schönsten Weise. Unzelmann, in seiner äußeren Erscheinung ein prachtvoller Bursche, war geistig reif über seine Jahre und auch in seiner schauspielerischen Entwickelung ihnen weit vorausgeschritten. Seine Begabung für das Komische trat mehr und mehr hervor, und zwar für jene feinere Komik, welche die künstlerische Form zu bewahren weiß. Doch that er sich wohl einmal in einer derberen Rolle eine Güte an, um das Publikum zu lautem Jubel fortzureißen. Gleichwohl spielte er auch ernste und ganz ideale Rollen mit großem Beifall, und manche Theaterfreunde schwankten, ob sie ihm in diesen oder in humoristischen Rollen den Vorzug geben sollten.

Die Liebe zu der schönen Silie erfüllte ihn seit seinen Knabenjahren. Und wie er ihr schon dreizehnjährig erklärt hatte, sie müsse ihn heiraten, so war dieser Gedanke wie zu einer Naturnotwendigkeit mit und in ihm herangewachsen. Er verehrte und vergötterte sie, er plagte sie durch Eifersucht und erschuf ihr manche Verlegenheiten, er forderte durch Ungezogenheit ihren Unwillen heraus; er nahm ihren Tadel und Verweis, nahm das Verbot, ihre Schwelle zu betreten, sie außerhalb der Bühne anzureden, hin, verzweifelnd, zähneknirschend, that sich Gewalt an, um sie zu versöhnen und neue Hoffnung zu schöpfen. Diese unbedingte Hingabe an Silie hatte trotz seiner sonst leidenschaftlichen Natur jede Ausschreitung der Frühreife in ihm unterdrückt und ihn auch beim Theater sittlich rein erhalten. Nun aber, da er neunzehn Jahre geworden, war seine Leidenschaft für die Geliebte zur lodernden Glut herangewachsen. Er galt etwas auf der Bühne und beim Publikum, er konnte sich für einen Mann halten. Und so bestürmte er Friederike, die Seinige zu werden, denn er sah kein Glück ohne sie und hoffte sie glücklich zu machen.

Die Silie aber, welche alle Gelegenheit gehabt, die Entwickelung dieser genialen Künstlernatur zu beobachten, hatte innerlich manches in sich erlebt. An Freiern fehlte es ihr niemals, und mehrere sehr günstige Anträge mußte sie ablehnen, da ihr Herz nicht zu gunsten ihrer Bewerber sprach. Aber es sprach auch nicht zu gunsten ihres jüngeren Kollegen, den sie bis vor einem Jahre etwa für einen wilden, unerzogenen Knaben hielt, den sie nur eben duldete, weil er neben ihr aufgewachsen war. Inzwischen starb ihre Mutter, und ihr Bruder, von dessen Verkehr und Zusammenleben sie so viel gehofft hatte, ließ sich nicht in Weimar, sondern in Dresden als Arzt nieder, wo er sich bald verheiratete. So war Friederike allein, ohne Familie, an der alten Heimatstätte und sah sich in all ihrem Thun auf sich selbst angewiesen. Das meiste Vertrauen hegte sie zu dem Ehepaar Wolff, welches sich ihrer auch freundschaftlich annahm. Aber die beiden Wolff, gleichalterig, waren um ein Jahr jünger als Friederike, und sie hätte sich einen älteren Berater in manchen Fällen ge-

wünscht, den sie doch im Kreise ihrer Kunstgenossen nicht fand. Einer war da, der für die Seinen sorgte und sie auch wohl zu beraten wußte — Goethe. Aber Goethe stand im Leben und stand ihr selbst so hoch, daß sie nicht daran denken mochte, sich ihm um ihrer kleinen Lebensverhältnisse willen zu nähern. Zwar gehörte sie mit Wolffs und Unzelmann zu seinen besonderen Schülern, welche auszubilden er sich keine Mühe hatte verdrießen lassen; zwar stand sie nach wie vor in seiner Gunst, aber diese, so sagte sie sich, ging nicht über das künstlerische Gebiet hinaus, und sie wollte auch nicht, daß es anders sein sollte.

Über das, was mit der Zeit in ihr vorging, hätte sie ohnehin niemand ins Vertrauen ziehen mögen, wagte sie doch kaum, es sich selbst einzugestehen. Machte die künstlerische Entfaltung ihres jungen Kunstgenossen einen immer sich steigernden Eindruck auf sie, so beobachtete sie mit einer gewissen Furcht, ob auch im Leben seine menschliche und männliche Entwickelung damit gleichen Schritt halte. Daß er sich keineswegs mehr als den Jüngsten beim Theater behandeln ließ, sondern durch gesetztes Auftreten und überlegene Abfertigung, durch manches Witzwort auch sich sein Recht unter den Kollegen erobert hatte, erkannte sie mit Genugthuung, und ihr Herz klopfte vor Freude, wenn sie erfuhr oder sah, daß der Jüngling im Verkehr außerhalb der Bühne sich Achtung erwarb, durch sein geistreiches Wesen Bewunderung erregte. Von großem Gewicht war für sie, daß Wolff und Unzelmann sich aufrichtig befreundet hatten und der um sechs Jahre Ältere sich von der Genialität des Jüngeren nicht nur ergriffen fühlte, sondern es auch offen bekannte. Glücklicherweise kreuzten sich ihre Wege auf dem Theater nicht. Wolff spielte die Tasso, Hamlet, Marquis Posa, Orest — Rollen, auf die Unzelmann noch keinen Anspruch machen konnte, die überdies außerhalb seines Naturells zu liegen schienen. Goethe gab ihm außer den Lustspielrollen solche Gestalten zu verkörpern, die mehr nach dem Charakteristischen und Besonderen hinneigten, auch manchmal Aufgaben, die ein anderer als sein Recht beanspruchte, nur um die Fähigkeiten des Jüngeren zu prüfen. Und mit jedem dieser Versuche bewährte sich sein Talent nur überraschender, deutete auf eine noch bedeutendere Entwickelung hin. Neben der Freude an diesem glänzenden Aufstreben empfand Friederike aber auch das Bestrickende seiner äußeren Erscheinung, dazu seinen jugendlichen Humor und nicht zuletzt den Ausdruck seiner Leidenschaft für sie, der jetzt nicht mehr als knabenhafter Trotz, sondern mit innerster Wärme hervorquoll. Sie fühlte sich fortgerissen von Regungen, die ihr vor kurzem noch unmöglich erschienen wären, und ihr Herz schwankte unruhig zwischen Freude und Beängstigung. Sie beschloß, ihm auszuweichen, sie rief sich ihre Lage in das Bewußtsein. Sie, die schon mehrere Bewerber, dazu gesetzte und achtungswerte Männer, abgewiesen hatte, sie sollte jetzt sich von der Leidenschaft des jüngsten ihrer Genossen fortreißen lassen, von einem Jüngling, dessen männliche Kraft im Leben noch ungeprüft war? Sie dachte auch an das Urteil der Welt und fühlte ihren Stolz gedemütigt bei der Befürchtung, daß man eine solche Verbindung wohl gar lächerlich finden könnte. Sie erschrak davor, suchte ihr Herz zur Fassung, zur Ruhe zu bringen und beschwor einen immer größeren Kampf in ihrem Inneren. Denn wie ein Dämon, der strahlendes Glück von sich ausgehen läßt, wirkte dann plötzlich wieder seine Erscheinung, riß die Herzlichkeit seiner Rede, seine Stimme, das Gemisch von Kindlichkeit und Kraftbewußtsein in seinem Wesen sie unwiderstehlich fort. Und endlich kam ein Augenblick, wo sie seinem glühenden Kusse nicht mehr widerstand, sondern ihn erwiderte mit dem Bekenntnis, daß sie ihm angehören wolle. Aber sie selbst war es, die jetzt darauf bestand, die Vermählung rasch und insgeheim zu veranstalten, um den Gesprächen, welchen nicht zu entgehen war, nur die vollendete

Thatsache darzubieten. Die geräuschvollen Ereignisse, welche in Weimar die Aufmerksamkeit von kleinen persönlichen Angelegenheiten ablenkten, kamen ihnen zu statten, und so benutzten sie die Tage, in welchen sich niemand um sie bekümmerte, um als Mann und Weib nach der Stadt zurückzukehren.

Als Wolff in seine Wohnung trat, fand er die Neuvermählten im Zimmer seiner Frau, und das jubelnde Lachen des Genossen kam ihm entgegen. „Alex!" rief Unzelmann, sich in seine Arme stürzend, „sage nichts! Mach kein so ernstes Gesicht! Wir sind die glücklichsten Menschen!"

Wolff, der, wenn er vorher gefragt worden wäre, wohl Einwendungen gemacht haben würde, sah doch ein, daß jetzt kein anderes Wort als ein aufrichtiger Glückwunsch auszusprechen sei. Seine Gattin blickte etwas ernster drein, aber auch sie fühlte sich nicht berufen, eine Mißbilligung oder auch nur ein Bedenken zu äußern. Denn ganz ebenso war sie vor sechs Jahren als junges Mädchen aus Weimar verschwunden, um kurz darauf als die Frau ihres ersten Gatten wieder zu erscheinen. Die Erinnerung daran mochte sie etwas ernster stimmen. Friederike aber, welcher die Befangenheit der Freunde nicht entging, fühlte sich zu einem gewissen Trotz herausgefordert, jetzt auch unbedingt zu vertreten, was sie gethan, und das Gefühl eines bisher ungekannten Glückes machte es ihr leicht, in den Ton ihres Gatten einzustimmen. Allein auch Wolffs hatten nur die erste Überraschung zu überwinden gehabt und zeigten sich schon als die aufrichtigen und hilfreichen Freunde. Sie behielten das junge Paar zu Tische, berieten eine Wohnung und Einrichtung mit ihnen, immer zwischen Ernst und Lachen, denn Karls Ausgelassenheit machte die Beratung sehr sprunghaft und unruhig. Friederike nahm ihn bei den Ohren, um ihn zum vernünftigen Gespräch zu bewegen, was er sich mit Entzücken gefallen ließ, Gesichter schneidend wie ein Knabe, und mit dem Versprechen, artig zu sein, um im nächsten Augenblick neue Tollheiten auszuspielen. Denn ein Gespräch über wirtschaftliche und häusliche Dinge hatte für ihn noch nicht den geringsten Reiz.

Die kleine Einrichtung für das junge Paar war bald gemacht. Sie fühlten sich sehr behaglich darin; der Ehegatte erklärte sie für paradiesisch und konnte seiner „Silie" (denn so nannte er sie nach wie vor) seinen Dank und sein Glücksgefühl nicht genug aussprechen. Was die Kollegen und die Leute sagten, ließ Friederike auf sich beruhen; Karl kam es ohnehin nicht in den Sinn, danach zu fragen. Aber nach zwei Seiten hin fragte Friederike in Gedanken doch und nicht ohne Befangenheit. Sie hatte ihrem Bruder am Tage nach der Trauung ihre Heirat mitgeteilt und war darauf gefaßt, daß er sie mißbilligen werde. Denn er, der Karl Unzelmann vorwiegend in seiner Knabenzeit gekannt hatte, wußte doch nicht so recht, was aus ihm geworden war, wenn er auch Rühmliches über seine Fortschritte erfahren haben mochte. Zu Friederikes großer Freude kam nun aber ein sehr liebevoller Brief von dem Bruder ohne Vorwürfe über die Heimlichkeit, ohne Mißbilligung ihres Schrittes, nur die Schlußwendung berührte sie ein wenig — nicht gerade beunruhigend, aber doch nachdenklich. Es hieß da: „Also alles Glück, liebe Schwester! Sollte dir aber das Glück einmal abwendig werden, so sei überzeugt, daß dir die Arme und das Haus deines Bruders immer offen stehen!" Friederike gab den Brief ihrem Gatten zu lesen und beobachtete ihn aufmerksam. Karl aber schien nichts dabei zu empfinden als herzliche Freude und sprach von einem Besuche, den sie so bald als möglich bei den Geschwistern in Dresden machen wollten.

Was aber mochte Goethe von ihrer Verheiratung denken? Das war die andere Frage, welche Friederike lebhaft beschäftigte. Angezeigt hatten sie ihm ihre Verbindung selbstverständlich, ihn selbst aber seit geraumer Zeit nicht zu sehen

bekommen. Vergeblich drang Friederike in Wolff, ob er nicht ein Wort darüber erlauscht habe? Denn Wolff stand in dieser Zeit in der ganz besonderen Gunst Goethes. Dieser nahm nicht nur die Dichtungen des jungen Künstlers gewissenhaft mit ihm durch, besonders die dramatischen, welche zur Aufführung kommen sollten, er machte ihn auch mit manchen seiner eigenen Pläne bekannt und unterhielt sich mit ihm über seine älteren Dichtungen und wie denselben für die Bühne etwa noch nachzuhelfen sei. Er führte ihn in seine Sammlungen ein und nahm Wolffs Anerbieten gern an, ihm bei der Ordnung derselben zur Hand zu gehen. Und da Wolff auch von Frau von Goethe gern gesehen wurde, so hatte er eine Art von Stellung in Goethes Hause gewonnen und konnte über manches Auskunft geben, wenn er gewollt hätte. Auch glaubte Wolff wirklich ein Urteil Goethes über Silies und Unzelmanns Verbindung vernommen zu haben, denn er war gegenwärtig, da derselbe die Anzeige erhielt. „Unbesonnene Kinder!" so meinte er die hingemurmelten Worte Goethes verstanden zu haben, welche zu verraten er sich doch scheute. Daß aber weder Friederike noch ihr Gatte in Ungnade gefallen waren, zeigte sich zur Erleichterung der ersteren sehr bald. Unzelmanns „Wochengage", welche bisher, selbst für weimarische Verhältnisse, nur gering gewesen, wurde sogar bald etwas erhöht, was man unter den älteren, ihm weniger günstigen Kollegen nicht ohne Erbitterung besprach.

Goethe hatte zu Ostern dieses Jahres der deutschen Litteratur ein Werk geschenkt, welches, insbesondere von den ihm Nahestehenden, mit Staunen und Entzücken empfangen wurde — seinen Faust. Als Fragment war die Dichtung zwar schon seit achtzehn Jahren bekannt, aber der jetzt vollendete erste Teil mit seinen Vorspielen wirkte nun erst als Ganzes. Man fühlte sich von dem gewaltigen Eindruck der Kerkerscene, welche den Abschluß bildete, erschüttert und ließ den für Faust problematischen Ausgang, der auf einen zweiten Teil hindeutete, auf sich beruhen. Auch im Kreise der Schauspieler wurde viel darüber gesprochen, und die jüngeren, wie Wolff und Unzelmann, trugen das Büchlein immer in der Tasche, konnten es bereits halb auswendig und unterhielten sich, wo sie gingen und standen, in Dialogen daraus. Der Gedanke an eine Aufführung lag ihnen denn auch nahe, obgleich sie zugestanden, daß das außerordentlich schwierig sein müßte. Einmal saßen Wolff, Unzelmann, Oels und andere im Garderobenzimmer zusammen während einer langweiligen Opernprobe, in welcher sie stumme Rollen zu geben hatten, als das Gespräch auch wieder auf den „Faust" kam. „Wir sollten uns im stillen wenigstens ein paar Scenen daraus einüben, um Goethe damit zu überraschen!" sagte Wolff. „Gerade so, wie wir es mit dem ‚Tasso' gemacht, den wir dadurch auf das Theater gebracht haben." Und nun erinnerten sie sich mit Vergnügen ihrer Heimlichkeit, wie die beiden Wolff, Silie, Becker und Oels den „Tasso" einstudiert hatten, um dem Dichter sein Werk vorzuführen. Der Tod Schillers schob die Ausführung hinaus, und dann kam das schreckliche Jahr 1806, in welchem Goethe, durch die öffentlichen Angelegenheiten hundertfach in Anspruch genommen, das Theater schwer aufrecht zu erhalten vermochte, und so war an idealkünstlerische Bestrebungen kaum zu denken. Endlich konnte im vergangenen Jahre der lange vorbereitete Plan zur Ausführung kommen. An einem theaterfreien Abend wurde Goethe in das Schauspielhaus eingeladen. Vor ihm allein sollte der „Tasso" aufgeführt werden. Er saß vorn an im Parterre, doch war nicht zu vermeiden gewesen, daß sich im finsteren Hintergrunde ein Teil des Theaterpersonals auf einigen Bänken zusammendrängte. Mit dem Gefühl einer höchsten Weihestunde spielten seine auserwählten Jünger, diesmal ohne seine besonderen Anweisungen, ihm das Stück vor. Goethe erschien nach dem Fallen des Vorhangs auf der Bühne.

Er dankte ihnen, sprach seine Zufriedenheit aus und bekannte, daß er durch den Eindruck überrascht sei. Denn er, der dem Stücke alle Bühnenwirksamkeit abgesprochen und sich einer Darstellung stets widersetzt hatte, mußte eingestehen, daß, von solchen Schauspielern vorgeführt, diese Dichtung einer Wirkung nicht entbehrte. Von einer öffentlichen Aufführung wollte er gleichwohl nichts wissen. Die Erlaubnis dazu wurde ihm nun aber doch abgeschmeichelt, und seit einem Jahre war der „Tasso" auf der Bühne.

„Ich habe mich damals schwer geärgert," rief Unzelmann, „daß ich nicht dabei sein konnte, und verzeihe es euch noch heute nicht, daß ihr mir nichts zu thun gegeben habt!"

„Aber was hättest du denn darin spielen wollen?" entgegnete Oels. „Es war ja nichts für einen solchen Springinsfeld da!"

„Ach was!" warf Unzelmann ein. „Da war ein Page, der einmal Tassos Degen aufzuheben und wegzutragen hatte — wenn er auch stumm war, ich hätte ihn doch geben mögen anstatt der ausgeputzten Demoiselle M. Oder ich hätte mich als die Herme des ‚Meister Ludwig' verkleidet und würde still gehalten haben so gut wie eine Gipsbüste! Aber denkt nur nicht, daß ich mich im ‚Faust', wenn wir ihn aufführen, etwa mit einer Kleinigkeit abspeisen lasse! Der ‚Schüler' wird ja wohl richtig an meine Adresse kommen; aber da so viele Personen da sind, daß wir doch nicht ausreichen, so bitte ich mir mehr aus! Ich übernehme noch einen Studenten aus Auerbachs Keller, ich spiele auch die Hexe und, wenn's sein muß, sogar den Meerkater!"

Angeregt durch die Erinnerung an den „Tasso" und die Gespräche über den „Faust", wurden drei von den Genossen noch an diesem Tage einig, vorerst das „Vorspiel auf dem Theater" unter sich einzulernen. Becker übernahm den „Direktor", Wolff den „Theaterdichter" und Unzelmann die „lustige Person". Sie hatten dabei noch keinen bestimmten Zweck im Auge. Ließ doch auch Goethe von den Schauspielern so manches dichterische Werk einüben und zum Gegenstand gemeinsamer Studien dienen, ohne es schon auf eine baldige Aufführung abzusehen.

Es war etwa vier Wochen nach Friederikes Verheiratung, als das Wolffsche Ehepaar an einem Sonntag Vormittag bei ihnen eintrat. Die Frauen kamen auf wirtschaftliche Dinge, in welchen Friederike, die von ihrer Mutter genug davon gelernt hatte, Amalie überlegen war; die Männer waren in einem anderen Gespräch in das anstoßende Zimmer getreten. Karl, der einen zufälligen Blick durch das Fenster warf, sah eine Dame auf der Straße, welche die Häuser zu mustern und nach einer Hausnummer zu suchen schien. Es war eine kleine Dame in Trauerkleidern, etwas untersetzt, aber sehr leichten und zierlichen Ganges einherschreitend. „Ist das nicht die Frau Geheimerat Goethe?" rief er. „Himmel, sie nickt mir zu und kommt über die Straße! Doch wohl nicht zu uns? Wahrhaftig, sie tritt ins Haus! Silie," so rief er in das Nebenzimmer, „ich glaube, wir kriegen hohen Besuch! Excellenz Christiane kommt zu uns!"

Die Frauen erhoben sich, nicht wenig überrascht über das bevorstehende Ungewöhnliche, zumal Friederike mit Goethes Gattin persönlich nur ganz oberflächlich in Beziehung getreten war. Karl Unzelmann freilich, der seit seiner Knabenzeit so häufig im Goetheschen Hause verkehrt hatte, stand mit der Mutter seines Spielkameraden August noch immer auf ganz vertraulichem Fuße. Er sprang ihr bis an die Treppe entgegen, um sie heute als Ehemann und Wirt höflichst zu begrüßen.

„Na, ihr Unzelmännchen, ich wollte doch einmal sehen, was ihr euch für ein Nest gebaut habt!" rief sie eintretend. „Und die zwei Wölffchen sind auch da?" fuhr sie munter fort. „Das trifft sich gut, und ich kann mir für diesmal etwas an den Schuhsohlen sparen, denn zu Ihnen wollt ich auch noch." Sie nahm Platz,

Digitized by Google

lobte die Einrichtung der Wohnung — welche sonst ziemlich einfach und bescheiden war — und ließ ihrer Zunge freien Lauf. Sie war ein echtes Weimarer Stadtkind in Redeweise und Aussprache, dabei in ihrem Wesen ohne allen Anspruch. Obgleich die Gattin des berühmtesten und höchstgestellten Mannes in Weimar, blieb sie einfach und bescheiden und war klug genug, keinen Gegensatz zu ihrer früheren demütigeren Stellung in ihrem Auftreten zu zeigen. Das Leben hatte sie Duldsamkeit gegen andere gelehrt, daher sie sich über Menschen und Verhältnisse kein Urteil erlaubte. Wer sie so dasitzen sah und plaudern hörte, würde sie zwar nicht für eine vornehme Dame, nicht für die Gemahlin des Ministers, wohl aber für eine ganz brave und dabei in ihrer Munterkeit sehr unterhaltende Person erkannt haben. „Daß ich nur die Hauptsache nicht vergesse, um die ich hergekommen bin!" fuhr sie fort. „Ihr lieben Leutchen alle vier, macht euch darauf gefaßt, daß euch der Geheimerat" (sie sprach von ihrem Gatten nie anders als unter dieser Bezeichnung) „in der nächsten Woche auf einen Abend zu uns einladet! Ihr müßt kommen, versprecht mir's! Er wollte nicht recht dran, daß Gesellschaft sein sollte, ich hab es ihm endlich mit Mühe abgeschwatzt. Ich sage euch, er ist jetzt wieder von einer Ernsthaftigkeit, daß es mir am Herzen frißt, denn ich weiß, daß es innerlich in ihm arbeitet — man braucht nur in seine Augen zu sehen — wer's sonst aushält! Er zieht sich zurück, er verstummt ganz, im Theater ist er seit Monaten nicht gewesen. Der Tod seiner Mutter im September hat ihn sehr mitgenommen, obgleich er nicht darüber spricht. Sie wissen vielleicht, daß ich selbst kürzlich in Frankfurt war, um mit den Verwandten den Nachlaß der Frau Rat zu begleichen. Na, ich kam in eine schöne Wirtschaft nach Weimar zurück! Der Napoleon und der russische Kaiser in der Stadt, und mittags und abends gab es Gäste bei uns! Nachdem sie nun aber alle weg sind, hat sich der Geheimerat wie in ein Schneckenhäusel zurückgezogen, und ich muß sagen, mir wird ganz angst dabei. Es ist gerade wie nach dem Tode des Schiller, den er auch nicht überwinden konnte — ach, eigentlich hat er ihn auch noch nicht überwunden! Der Riemer sagt — ja, daß ich doch nicht eins ins andere rede! Also, ich möchte gern, daß der Geheimerat mal so recht aufgeheitert würde, und das werdet ihr lieben Leutchen vom Theater am besten verstehen. Ihr wißt, was er gern hört. So was zu deklamieren — wenn es was Neues sein könnte!"

„Herrlich!" rief Wolff. „Wir stellen ihm das ‚Vorspiel auf dem Theater' aus seinem ‚Faust' vor, Becker, Unzelmann und ich!"

„Ja, ja, der Becker soll auch kommen!" sagte Frau von Goethe. „Aber was ist das für ein Vorspiel? Ist's lang?" Frau Christiane pflegte sich nämlich mit Büchern nur wenig abzugeben und besaß auch nur geringe Kenntnis von den Dichtungen ihres Gatten. Unzelmann holte das Buch und wies ihr nach den Blättern den Umfang vor.

„Müßt ihr euch dazu ausmaskieren?" fragte sie, als Hausfrau den Fall erwägend, daß ein Garderobenzimmer nötig sein werde.

„Wir können es im Gesellschaftsanzug darstellen," entgegnete Wolff.

„Aber es ist nicht gar lang!" sagte Frau Christiane, die Blätter nochmals musternd. „Ihr müßt mehr zusammenbringen, viel mehr, auch etwas Musik, hört ihr? Denn wenn der Geheimerat etwa seinen schweigsamen Abend hat, dann ist's nach eurem Stück auch wieder still. Die Leute thun den Mund nicht auf, und ich wag's ohnehin nicht. Nein, er muß Spaß an euren Sachen haben, daß er dadurch wieder munter wird. Also sorgt, daß ihr vielerlei im Vorrat habt! Wenn es nachher auch nicht alles heruntergesungen und vordeklamiert wird, das schadet nichts, ihr behaltet's immer noch zu gut. Frau Wolffchen, Sie müssen auch dran,

Digitized by Google

und Sie auch, liebe Silie — ach, verzeihen Sie, Frau Unzelmann! Auf Sie beide hält der Geheimerat große Stücke."

„Haben wir uns auf eine große Gesellschaft einzurichten?" fragte Amalie Wolff.

„Na, damit würde ich beim Geheimerat schön ankommen!" rief Frau Christiane. „Nur einen kleinen Kreis habe ich bei ihm durchgesetzt, lauter Leutchen, die er gern mag." Und in etwas herabgestimmtem Tone fügte sie hinzu: „Er sprach auch von der Schillern und von der Herdern, aber bestimmt ist es mit ihnen noch nicht."

Die „Schillern" und die „Herdern" waren nämlich zwei Damen, welchen Frau Christiane kein sonderliches Maß von Geneigtheit entgegenbringen konnte. Beide hatten dies hauptsächlich der Ungleichheit ihres Betragens gegen sie zuzuschreiben. In ihrer geistigen Bildung hoch über ihr stehend, mochten sie früher, der Zeitauffassung gemäß, mit einiger Weitherzigkeit über Christianes Stellung hinwegsehen, ihr zeitweise sogar mit einer gewissen Hätschelei begegnen. Als sie aber Frau von Goethe geworden und dieser für sie eine ganz andere Stellung, wenn auch nicht in der großen Gesellschaft, beanspruchte, änderten die beiden Damen ihr Betragen gegen sie und gaben ihr manches Bittere zu verschlucken. Und wie beide gegen sie gesinnt waren, das steht in ihren zahlreichen Briefen zu lesen.

„Ich verlasse mich also auf Sie, daß es hübsch wird!" sagte Frau Christiane, sich zum Aufbruch erhebend. „Und wenn der Geheimerat dadurch wieder Lust am Leben bekommt, so will ich Ihnen ewig dankbar sein!"

Als sie sich verabschiedet hatte, vereinigten sich Amalie und Friederike in der Ansicht, daß sie bei allem Mangel an Bildung und feinerer gesellschaftlicher Form doch eine gutherzige und kreuzbrave Person sei. Da erhob Karl die Stimme, und bei seinem großen Nachahmungstalent begann er in Christianes weimarischer Mundart, ja mit ihrem eigenen Organ ihr Lob zu predigen und sogar in ihrem Gespräch über den „Geheimerat" fortzufahren, als hörte man sie selbst noch reden. Die übrigen krümmten sich fast vor Lachen und baten ihn, endlich aufzuhören.

Nach einigen Tagen folgte die Einladung und fand die Freunde gerüstet. Goethe merkte wohl, daß bei den mannigfachen Vorträgen, die sich aneinander reihten, eine gewisse Absicht waltete, mochte aber nicht widerstreben. Er zeigte sich milde, ja weich gestimmt, von seinen Lieblingsschülern ausgeführt zu sehen und zu hören, was ihn erfreuen sollte, und dankte ihnen in herzlichen Worten.

Das Mittel Christianes mußte wohl angeschlagen haben. Denn tags darauf erschien Goethe in der Theaterprobe, um sich der alten Thätigkeit mit Anteil wieder zuzuwenden.

Nun folgten einige Wintermonate, welche Friederike an der Seite ihres Gatten eine glückliche Zeit nennen konnte. Es fielen ihr lohnende Aufgaben auf der Bühne zu, sie hatte die Gunst des Publikums für sich, sie freute sich des Beifalls, welchen Karl errang, der in seinen Lustspielrollen einen wahren Lebensjubel entwickelte und die Zuschauer mit sich fortriß. Aber wie bei jedem Theater gab es auch hier manche Kämpfe, welche die Glücklichen nur insofern berührten, als sie mit anderen Partei machen mußten gegen die Herrschsucht einer Art von Großmacht auf der Bühne.

Diese Großmacht hieß Karoline Jagemann. Sie war eine ausgezeichnete Künstlerin, sowohl im Operngesang wie im Schauspiel. Damals schon die anerkannte „Freundin" des Herzogs, hatte sie an diesem für ihre Eigenmächtigkeit auf der Bühne einen Rückhalt. Goethe mit seiner Ordnungsliebe, Pünktlichkeit und Strenge war ihr lästig, und gar zu gern hätte sie ihn aus der Oberleitung verdrängt. Da sie aber einsah, daß das bei dem hohen Ansehen, in welchem Goethe bei Karl August stand, vorerst nicht möglich sein werde, so suchte sie ihm wenigstens Verlegenheiten zu bereiten, die er wirklich

empfand, zumal er ihrer nicht entbehren konnte noch durfte. Sie sang alle großen Opernrollen meisterhaft und war ebenso bedeutend in der Darstellung der großen tragischen Gestalten im Schauspiel. Aber diese doppelte Aufgabe war, wie sie selbst fühlte, nicht zu bewältigen. Da sie nun auf die Oper nicht verzichten wollte, mußte eine Teilung der Schauspielrollen und zwar zwischen ihr und Frau Wolff eintreten. Die wachsende Bedeutung der letzteren machte sie eifersüchtig, und es gab kaum ein neues Stück, in dessen Rollenverteilung sie nicht hineinredete und Schwierigkeiten bereitete. Ihr hochfahrendes Wesen entfremdete ihr bereits das gesamte Theaterpersonal, und die Ausnahmestellung, welche sie beanspruchte, blieb ein Hindernis auch für die Theaterleitung.

Unzelmann haßte diese Person anfangs aufs bitterste. Nicht weil sie Friederike irgendwie in die Quere kam, sondern aus Corpsgeist und insbesondere um der Ränke willen, welche sie gegen die ihm befreundete Frau Wolff spann. Nun aber erregte es seine Verwunderung, daß Karoline Jagemann gerade ihm immer freundlicher entgegenkam. Hatten sie in einem Stücke gemeinsam zu spielen, so liebte sie es, in den Proben wie eine Fürstin von ihrem Pagen kleine Dienste von ihm zu verlangen. Sie war schön, hatte vollendete Weltformen und konnte, wenn sie wollte, sehr liebenswürdig sein. Der junge Mann, vom Leben noch wenig geschult und ohne Erfahrung, fühlte sich innerlich überrascht und aufgeregt. Sein Haß gegen sie verschwand, und er konnte nicht umhin, auf der Bühne, wo alle sie mieden, ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen. Das hatte zur Folge, daß sie ihn nur noch mehr bevorzugte und mit ihrer Gnade auszeichnete.

Friederike sah das sehr ungern, und es kostete sie Überwindung, darüber zu schweigen. Aber es gelang ihr, und nicht einmal im Scherz kam ein Wort der Anspielung über ihre Lippen. Dagegen nahm Wolff seinen jungen Freund einmal beiseite und warnte ihn vor der Schlinge, welche zum Schein nach ihm ausgeworfen wurde. Denn sicherlich, so sagte er, habe die Jagemann eine Absicht, wobei er selbst nur eine Nebenperson spiele. Im besten Falle brauche sie ihn nur zu einer kleinen Courmacherei, da sie sich in den Proben, wo niemand mit ihr verkehrte, überaus langweilte. „Und endlich," fuhr er fort, „bedenke, wie gefährlich es werden könnte, mit dieser Frau ins Gerede zu kommen! Von den Kollegen ist dir mancher nicht günstig gesinnt und würde dir gern etwas anhängen!"

Unzelmann stutzte und wurde nachdenklich. So ernst hatte er sich die Sache nicht gedacht. Er versprach, vorsichtig zu sein, und fing endlich an zu lachen über den „Unsinn", wie er das Spiel nannte. Und nach Hause zurückkehrend, fühlte er das Bedürfnis, sich mit Friederike über das Gespräch mit Wolff auszusprechen und sie zu versichern, daß er sich bei all den Artigkeiten der Jagemann gar nichts gedacht habe. Es wollte doch nicht recht über seine Lippen, und er schwieg. Aber er wurde wirklich vorsichtiger, und Friederike hatte dennoch die Genugthuung, zu bemerken, wie er sich zurückzog, ohne es auffällig zu machen.

Gleichwohl war etwas, wenn auch nur leise Nachhaltiges in ihm geblieben: die Erkenntnis, daß es auch in seinem gegenwärtigen Glücke für Augen und Sinne eine Ablenkung gebe. Und auch in Friederike war eine ihr fremde Regung aufgetaucht, deren sie sich mit Erschrecken inne wurde: die Eifersucht. Karl, der sie einst mit leidenschaftlichster Eifersucht beobachtet hatte, fühlte von dem Tage an, da sie die Seine geworden, nichts mehr von dieser Qual; über sie war jetzt das argwöhnische Gefühl gekommen, der Trieb des Beobachtens, die beängstigende Unruhe. Und ihre Augen glaubten bald in Kleinigkeiten mehr zu sehen, als sie hätten zu erblicken brauchen.

Obgleich beim Theater aufgewachsen, hatte Unzelmann dem weiblichen Geschlecht nur in der Gestalt der Silie eine

Beachtung zugewendet. Die übrigen Kolleginnen waren ihm gleichgültig gewesen, zumal die Mehrzahl derselben ihn kaum für voll ansah, und auch außerhalb des Theaters waren seine Blicke an den Frauen nur vorübergestreift. Jetzt, wo er sich freier fühlte und durch die Wahl der schönen Silie schon mehr ein gewisses Ansehen gewonnen hatte, ließen auch manche Kolleginnen merken, daß sie ihn für einen hübschen Burschen hielten — oder vielleicht bemerkte er selbst jetzt erst, daß sie ihm weniger auswichen als entgegenkamen. Es gab auf der Bühne bald kleine Plaudereien und Neckereien mit ihm, er empfing Blicke, auf die er aufmerksam wurde und die er sich jetzt zu deuten verstand. Vorwiegend geschah dies in der Oper, worin er wie Wolff und alle Jüngeren Statistenrollen übernehmen mußte. Auch fing er an, nach dem Theater gern noch in das Wirtshaus zu gehen, wo er dann von einer lustigen Gesellschaft empfangen wurde. Sie bestand nicht aus Schauspielern, sondern jungen Leuten seines Alters aus bürgerlichen Kreisen, zum Teil Bekannten aus seiner Schulzeit her. Hier zeigte man ihm, daß er etwas galt als Künstler, als Erzähler von Geschichten, als ausgezeichneter Gesellschafter, und so führte er den Vorsitz in einer Tafelrunde, darin man ihn ungern einen Abend entbehrte.

Friederike saß währenddem zu Hause bei der Lampe und pflegte zu lesen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, zu Bette zu gehen, bevor er heimgekehrt. Der Schlaf würde doch nicht über sie gekommen sein. Aber auch ihr Lesen war unruhig, flüchtig; oft wußte sie nicht, was auf dem Blatte stand, das sie durchflogen hatte. Sie lauschte auf jedes Geräusch der Straße, sie zählte die Viertelstundenschläge, und manche Mitternacht kam heran, wo ihre Unruhe sich zum heftigen Unwillen steigerte. Und doch suchte sie diesen zu unterdrücken und fühlte sich immer erleichtert, wenn er nur wieder da war. Erschien er aber früher, als sie ihn erwartet hatte, dann eilte sie ihm freudig entgegen, und brachte er komische Geschichten mit, worin er die Personen dramatisch in allen Formen des Dialekts und des Charakters sprechen ließ und darzustellen verstand, dann teilte sie sein Vergnügen und hatte alle Mißstimmung vergessen. Sie sagte sich, daß sie der Jugend ihres Gatten manches nachsehen müsse, daß sie von dem Neunzehnjährigen nicht verlangen könne, in seiner freien Zeit allein der Häuslichkeit anzugehören.

Eines Morgens war ein neuer Schrank für die kleine Wirtschaft eingetroffen. Der Tischlermeister Engelmann, bei dem Karl ihn hatte machen lassen, kam selbst mit, um ihn aufstellen zu helfen.

„Weißt du auch," sagte Karl leise zu Friederike, „daß der Meister Engelmann es ist, der vor drei Jahren den Sarg für Schiller gemacht hat? Erst neulich hab ich es erfahren. Ich wohnte damals noch nicht bei ihm."

Friederike wurde aufmerksamer auf den Mann und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Er bestätigte zwar die Mitteilung Karls, zeigte sich aber sonst wenig mitteilsam. Trotzdem suchte sie ihn reden zu machen, und nachdem Unzelmann sich entfernt hatte, um in die Probe zu gehen, begann sie: „Meister Engelmann, wußten Sie damals, für welchen großen Dichter Sie das letzte Haus herrichteten?"

„Ich wußte nur, daß der Sarg für den verstorbenen Hofrat Schiller bestellt war," entgegnete der Meister. „Unsereins hat keine Zeit, Bücher zu lesen, und in die Komödie kann ich auch nicht gehen. Aber mein Jüngster läuft für sein Taschengeld auf die Galerie und erzählt nachher Geschichten, die er mit angesehen und gehört hat. Da soll manches von dem Hofrat Schiller herrühren. Es mag recht schön sein — aber sonst — ich muß sagen, die Komödie ist eine schlechte Einrichtung."

„O!" rief Friederike lachend. „Wissen Sie denn, daß ich auch zum Theater gehöre?"

„Ich weiß — und Ihr Mann gehört auch dazu," entgegnete Engelmann.

„Und warum ist das Theater eine so schlechte Einrichtung?"

Der Meister zögerte. „Hm! Wenn das, was in der Komödie gespielt wird, nicht besser ist als das, was unter den Schauspielern vorgeht und was man ihnen nachsagt, dann sollte man das Haus vor den Leuten besser zuschließen!"

„Es ist nicht so schlimm, Herr Engelmann!" entgegnete Friederike nicht ohne eine kleine Verlegenheit. „Sagt man uns denn auch etwas nach? Mein Mann hat ja wohl ein Jahr bei Ihnen gewohnt?" Sie war unwillig über sich selbst, denn ihre Frage klang wie eine Aussorschung, an die sie doch nicht gedacht hatte.

Engelmann schüttelte den Kopf. „Ich kann ihm nichts nachsagen, und meine Frau sagt, er wäre immer ordentlich gewesen. Er war auch noch nicht viel mehr als ein Junge." Der Meister sah Friederike an, und plötzlich rief er in noch rauherem Tone: „Jetzt sagen Sie mir nur, wie kann man einen so jungen Menschen heiraten?"

Friederike fühlte, daß ihr die Röte ins Gesicht stieg, und zwischen Unwillen und Verlegenheit konnte sie nicht gleich eine Entgegnung finden.

Der Meister aber fuhr fort: „Wenn das gut ausschlägt, so ist's ein Glücksfall, wie er nicht in fünfzig Jahren wieder vorkommt! Wenn er sich jetzt noch gut hält — einmal fährt der Teufel doch in ihn und muß ausgetrieben werden!"

„Warum sagen Sie mir das?" entgegnete Friederike in tiefer Erregung.

„Warum? Weil von Ihnen jedermann gut spricht und man sich billig wundert, daß Sie —"

„Spricht man von meinem Mann nicht gut?" unterbrach ihn Friederike hastig.

„Ich hab nichts über ihn gehört, und hätt ich's, so würd ich nicht den Angeber machen. Aber wie kann so ein junger Mensch schon zum Ehemann recht sein? Mich geht es nichts an. Aber ich habe Ihre Eltern gekannt. Mein Ältester, der kürzlich schon die Landpfarre in M. bekommen hat, ist mit Ihrem Bruder in die Schule gegangen, und der August war oft bei uns. Sie kamen schon früh auf das Theater und haben sich immer gut gehalten — besser als andere! Ihnen kann man nur Gutes wünschen. Die Heirat aber hätt ich Ihnen nicht gewünscht. Sehen Sie zu, wie Sie ihn festhalten! Ist er nicht schlecht, so sind Sie immer noch zu gut für ihn. Einmal mußt ich alles heruntersagen! Und jetzt — mag's Ihnen recht wohl gehen!" Er wendete sich kurz um und verließ das Zimmer.

Friederike blieb in innerster Bestürzung zurück. Das war eine Stimme aus dem Volke! sagte sie sich. Und so mochten auch andere, vielleicht alle urteilen. Aber was lag daran? Sie liebte ihren Gatten, und ihre Liebe war bereit, dem Urteil der Welt zu trotzen. Um so schärfer griff die Beängstigung, die der rauhe Meister erweckt hatte, in ihr Herz: ob die Liebe eines so jungen Mannes dauernd sein könne? Ob sie nicht Tagen entgegengehe, Erfahrungen zu machen habe, die eine stärkere Kraft und Rüstung erforderten, als sie jetzt noch in sich fühlte? Sie hatte unter Schauspielern gelebt, aber ihre Augen von vielem abgewendet, was sie nicht sehen wollte; sie hatte in Schauspielen mitgewirkt, die manchen ehelichen Konflikt, die Untreue bald des einen, bald des anderen Teils darstellten, wie es die Thränen- und Jammerstücke von Kotzebue, Iffland und anderen so rührselig behandelten; dergleichen war spurlos an ihr vorübergegangen. Sie hatte darin nur eben Rollen gespielt, deren Empfindungen ihr menschlich ganz fern lagen, sie wäre nicht darauf gekommen, mit ihrem eigenen Wesen in eine solche Verwirrung verstrickt zu werden. Nun aber stiegen die Schatten von allen Seiten auf, quälten und peinigten sie, und vergeblich suchte sie die Drohenden aus ihrem Gemüt und Denken los zu werden. Auch waren ihre Ängste nicht grundlos. Denn wußte sie auch noch nichts von wirklicher Gefahr, so vollzog sich doch bereits, was ihr nicht erspart bleiben sollte.

In dem jungen Manne ging eine

Wandlung vor, in welche nicht Absicht und Wille, sondern Natur und Lebensalter ihn lenkten und trieben. Er war zu jung, um die Befriedigung lange als ein Glück zu fühlen und zu ertragen. Das gewonnene Glück schränkte ihn ein, es drängte ihn nach Ungebundenheit, die zügellose Natur wollte ihren Lauf haben. Daß er beaufsichtigt wurde, fühlte er hindurch, auch wenn Friederike alles vermied, woraus er es hätte bemerken können. Sein Trotz empörte sich gegen die geheime Bewachung, und bald wollte er beweisen, daß er sich frei genug fühle, um seinen ungebändigten Trieben zu folgen. Beim Theater war diese Wandlung nicht verborgen geblieben. Man nannte bereits dieses und jenes junge Mädchen von der Oper mit ihm zusammen, und manche sagten es klar heraus, daß sie ihn auf liederlichen Wegen glaubten.

Wolff geriet in eine peinliche Lage. Er fühlte bei seiner Freundschaft mit Friederike eine Art von Verantwortlichkeit für den jungen Mann, er empfand ihm selbst gegenüber die Verpflichtung, ihn vor Ausschreitungen zu warnen. Und doch erschien, was so selbstverständlich war, recht schwierig und mißlich. Vor Karoline Jagemann hatte er ihn warnen können, denn da galt es nur, seine Eitelkeit vor einer vielleicht harten Enttäuschung zu bewahren. Jetzt aber, da die wildere Natur sich in ihm geltend machte, konnte ein Einspruch vielleicht noch übler wirken, zumal doch eigentlich auf schwerwiegende Thatsachen noch nicht hinzuweisen war. Dennoch wagte er einmal, ganz gelinde auszusprechen, daß er besser thäte, Gerede zu vermeiden und sich mehr in acht zu nehmen. Aber er wurde von Unzelmann kurz abgefertigt, denn dieser erklärte, er wolle nicht geschulmeistert sein, und verbat sich jede Kritik seiner Lebensweise.

So suchten Wolffs sich um so mehr Friederikes anzunehmen und darüber zu wachen, daß ihr von den Kollegen nichts Nachteiliges über ihren Gatten mitgeteilt werde. Wie weit sie selbst etwa unterrichtet sei, darüber erfuhren sie nichts, denn Friederike war zu stolz, um selbst den nächsten Freunden zu verraten, was ihre häuslichen Verhältnisse trübte.

Das Publikum aber und die Theaterleitung sahen in dieser Zeit den jungen Unzelmann mit ganz anderen Augen an, und auch Wolff mußte einstimmen, daß seine Genialität mit jeder neuen Rolle mehr zum Ausdruck kam und er auch der kleinsten, ja der untergeordneten eine individuelle Bedeutung gab. Die Frauenwelt im Zuschauerraum gestand ein, daß der junge Künstler jetzt gefährlich werde, und bedauerte, daß er schon verheiratet sei. Ja, man warf wohl gar einen Schatten auf die „Silie", daß sie ihn für sich allein eingefangen und dadurch seine Freiheit beschränkt habe. Auch fühlte man weitherzig genug, die Gerüchte, die über seinen Wandel etwa schon laut wurden, eher mit Anteil und Lächeln als mit Mißbilligung aufzunehmen.

Es war sechs Monate nach ihrer Verheiratung, als Friederike eines Abends, in Erwartung ihres Gatten bei der Lampe sitzend, zu der Überzeugung kam, daß sie eine vernachlässigte und im Herzen gekränkte Frau sei. Endlich mußte ein ernstes Wort gesprochen werden. Sie wollte die Last von ihrer Seele weg haben. Er sollte einmal Vorwürfe hören — nicht zu scharfe, nicht grollende, nein liebevolle, wenn auch ernste Vorwürfe. Die Stunden der Erwartung dehnten sich peinigend bis über Mitternacht hinaus; sie wurde von einer verzweiflungsvollen Unruhe ergriffen, sie trat bald an das Fenster, bald ging sie an ihren Platz zurück, ihr Herz wurde schwach, sie fühlte Thränen in ihren Augen. Jetzt hörte sie die Hausthür gehen. Es dauerte länger als sonst, bis sie wieder geschlossen wurde. Dann kam sein Schritt die Treppe herauf, aber stolpernd und geräuschvoll. Diesmal wollte sie ihm nicht wie sonst mit dem Licht entgegenkommen, sondern that sich Zwang an und blieb sitzen. Nun öffnete er die Thür, fiel aber fast in das Zimmer, riß einen Stuhl um und taumelte gegen den

Schrank, an den er sich festlehnte. Von Schreck ergriffen, erhob sich Friederike nun doch, eilte auf ihn zu und fuhr entsetzt zurück. Sie sah in verglaste Augen, in erschlaffte Züge, hörte ein unverständliches Stammeln, sie sah einen schwer Betrunkenen vor sich. Schaudernd wendete sie sich ab von einem Anblick, der ihr ebenso neu als Abscheu erregend war. Sie vermochte nicht, ihm beizustehen, sie öffnete nur die Thür des Schlafzimmers und wies ihn hinein. Sie selbst betrat es nicht. Er mochte sich selbst helfen, sie überwand den Ekel nicht, den sein Zustand ihr einflößte. Als sie darauf seine schweren Atemzüge hörte, richtete sie sich für die Nacht auf dem Sofa ein, um sie schlaflos zu verbringen. Welche Gedanken marterten sie, welche Schrecken der Zukunft malte sie sich selbstquälerisch aus! Erst beim Anbruch des Tages kam ein kurzer Schlummer über sie, aus dem sie plötzlich auffuhr wie zu neuen Schreckbildern, die der Tag bringen mußte.

Karl schlief in den Tag hinein, und als er angekleidet erschien, um in die Probe zu gehen, sah er blaß aus und machte den Eindruck eines Kranken. Ein Mitleid überkam sie, und sie brachte nicht über das Herz, ihm in diesem Zustande ein Wort des Vorwurfs zu sagen. Er selbst sprach kaum, lehnte das Frühstück ab und ging aus.

Es sollte aber noch an demselben Tage zu einer Aussprache zwischen den Gatten kommen. Friederike glaubte, ihn als Patienten behandeln zu müssen. Er aber fuhr auf und verbat sich das. Nun konnte sie doch nicht umhin, ihm sein Betragen vorzuhalten und ihm in das Gewissen zu reden. Sie that es schonend, mit viel Selbstüberwindung; er aber hörte aus ihren Worten doch Vorwürfe und Anklagen, die ihn erbitterten und seinen Trotz herausforderten. Plötzlich erhob er sich mit gestrafften Gliedern, zornfunkelnden Augen und furchtbarem Ausdruck in den Gesichtszügen. Sie sah einen Dämon vor sich stehen — hinreißend und abschreckend zugleich in seiner auflodernden Leidenschaft. Er pochte auf sein Recht, er verfocht mit vollem Selbstgefühl seine Freiheit, er wies ihre Vorwürfe mit bestimmtester Sicherheit des Ausdrucks zurück. Er brauchte kein gemeines, kein niedriges Wort, es war auch nicht die aufbrausende unsichere Sprache eines unbändigen Knaben, die er führte, sondern eine fest ausgeprägte Persönlichkeit verteidigte ihre Ansprüche an das Leben, ein Charakter sprach sich aus, der heftig und scharf, in erschreckender Verkennung der Verhältnisse seine Berechtigung betonte.

Friederike sank sprachlos vor Erstaunen auf einen Sessel, während er das Zimmer verließ. An diesem Abend harrte die geängstigte junge Frau vergeblich auf ihren Gatten, der die Nacht ausblieb. Am anderen Morgen hatte sie eine Probe, in welcher er nicht beschäftigt war. Jeden Augenblick schwebte ihr die Frage an ihre Kollegen auf den Lippen, ob niemand ihren Mann gesehen habe, aber sie rief ihren ganzen Stolz zu Hilfe und fragte nicht. Er kam auch in der nächsten, er erschien auch in der dritten und vierten Nacht nicht zu Hause, und sie bekam ihn nicht zu sehen. Aber sie hörte hier und da seiner erwähnen, und in einer Weise, als ahnte man nicht, was sie beunruhigte. Nun trieb es sie doch, zu Wolffs zu gehen und ihr Herz zu erleichtern. Aber da fiel ihr ein, daß sie abends in einem älteren Stücke, welches eingeschoben wurde und wozu keine Probe nötig war, mit Unzelmann zugleich zu spielen hatte. Sie mußte ihm auf der Bühne begegnen, konnte ihm ein Wort sagen — und so unterließ sie doch wieder, sich den Freunden mitzuteilen. Sie betrat abends die Bühne, kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten; sie spielte mechanisch das Eingeübte, ohne zu wissen oder zu beachten, ob sie gut oder schlecht spiele, während Unzelmann durch rauschenden Beifall belohnt wurde, da er seine Rolle mit sicherer künstlerischer Kraft durchführte. Noch hatte sie nicht gewagt, ihn in Gegenwart der Kollegen anzureden, aus Furcht vor einem unziemlichen Auftritt. Am Schluß

aber kam er ihr zuvor und flüsterte ihr zu: „Geh nicht ohne mich nach Hause! Ich bitte dich!“ Es überrieselte sie wie ein freudiger Schreck, denn er sprach es in so sanftem und für sie so berückendem Tone, vor dem sie innerlich wieder auflebte. Rasch kleidete sie sich um und fand ihn bereits ihrer harrend im Gange, wo er ihr den Arm bot. Aber es konnte nicht sogleich eine Aussprache stattfinden, denn eine ältere Kollegin, welche in ihrer Nähe wohnte und vergeblich nach dem Knaben suchte, der sie abzuholen pflegte, war zur Begleitung nicht abzulehnen.

Zu Hause angelangt aber, begann Unzelmann: „Silie, ich habe mich unwürdig gegen dich betragen, ich beklage und bereue es sehr! Kannst du mir noch verzeihen? Ich ertrage es nicht länger, dich betrübt zu haben, und möchte für mein Unrecht Abbitte thun.“ So fuhr er fort, zwar ohne umständliche Geständnisse zu thun, aber doch mit reuigem Bekenntnis, daß er sich gegen sie vergangen habe und doch ohne ihre Verzeihung nicht leben könne. Friederike vernahm den Wohllaut seiner Stimme, den Ausdruck der Kindlichkeit in seinen Worten, sie sah in seine Augen und war waffenlos gegen ihn, denn sie fühlte, daß sie ihn grenzenlos liebte. Und als er vor ihr niederkniete und ihren Leib umschlang, da senkte sie beide Hände in sein schwarzes Gelock und zog seinen Kopf an sich, und jubelnd sprang er auf, um sie zu umarmen, heißer und stürmischer, als es seit lange geschehen war. Friederike aber war von dem Glück dieser Versöhnungsstunde so beseligt, daß sie ihm auch eine größere Schuld, als ihr noch bekannt war, würde vergeben haben.

Die Reue des jungen Mannes und das Bedürfnis, zu Friederike zurückzukehren, war ganz aufrichtig. Denn er liebte sie, wenn auch die erste Glut der Leidenschaft vorüber war, und fühlte in dieser Stunde das Glück der Aussöhnung, wenn nicht ebenso tief, doch ebenso freudig wie seine Gattin. Denn tief in das Gewissen ging ihm sein Schuldgefühl nicht, noch beruhte seine Reue auf einer festen sittlichen Grundlage. Gleichwohl war kein eigentlich böser Zug in ihm. Er hatte sie nicht beleidigen wollen, und wenn er es gethan, so waren Übermut, Selbstgefühl und Trotz die Mächte, die ihn aufgestachelt hatten. Diesen Mächten gesellte sich aber auch die moralische Schwäche und der Leichtsinn, der eben noch seinen Lebensjahren angehörte. Diesen aber glaubte er jetzt überwunden zu haben durch den festen Entschluß, sein bisheriges Treiben abzubrechen und mit und für Friederike zu leben, zu welcher die Liebe in den letzten Tagen, da er sie vermieden hatte, nur lebhafter erwacht war.

In dem glücklichsten Einvernehmen gingen die Gatten in der nächsten Zeit dem kommenden Frühling entgegen. Nach einigen Wochen freilich erklärte er einmal, er müsse sich zu einem Abend „Urlaub“ nehmen, da die Freunde ihn zu einem Glase Wein erwarteten. Es wiederholte sich auch wohl; allein Friederike, obgleich sie ihn ungern gehen sah, mochte jetzt kein Wort dagegen einwenden. Und sie that es um so weniger, als er einigemal vor Ablauf des „Urlaubs“ heimkehrte, da, wie er sagte, er es nicht länger ohne sie ausgehalten habe.

Eine neue Ablenkung von seinen Abendausgängen kam ihm plötzlich von ganz anderer Seite her. Wolff nämlich hatte beschlossen, in einiger Zeit nach Paris zu reisen, dort Studien des Theaters zu machen, vor allem den Schauspieler Talma wiederzusehen und in der Kunst von ihm zu lernen. Er war im September des vergangenen Jahres in Erfurt gewesen, wohin Napoleon zur Unterhaltung seiner versammelten fürstlichen Gäste das französische Theater hatte kommen lassen. Hingerissen von Talmas Spiel, hatte er die Bekanntschaft des Künstlers gesucht und, da Wolff der französischen Sprache mächtig war, sich bald mit ihm verständigt. Als die Franzosen dann in Weimar spielten, empfing Wolff den Künstler mit Freude; es gestaltete sich ein freundschaft-

Digitized by Google

liches Verhältnis, und Talma nahm ihm das Versprechen ab, ihn so bald als möglich in Paris zu besuchen.

Als Unzelmann erfuhr, daß Wolff mit seinem Plan Ernst machte, beschloß er, mit nach Paris zu reisen. Er fing sogar an, darauf hin zu sparen. Nun aber mußte erst französisch gelernt werden, denn aus der Schule hatte er wenig davon mitgebracht. Er nahm bei einem Lehrer Unterricht, und Friederike sah es mit Freude; ja, sie trat selbst in seine Studien ein, und die freien Stunden waren reichlich ausgefüllt. Alles, was Unzelmann ergriff, wurde rasch und mit Leidenschaft genommen, und da er alles leicht faßte, lernte, behielt und zu handhaben wußte, so war nur einige Ausdauer nötig, um ihn rascher als andere zum Ziel zu führen. Diesmal blieb er wirklich bei der Sache, und Wolff erstaunte über sein Fortschreiten. Er las bald die französischen Tragiker, deklamierte aus ihnen und erklärte, er werde in Paris auftreten. Man traute ihm diese Keckheit zu, manche wünschten ihm sogar den Versuch, um ihn gründlich zu Falle zu bringen.

Auch Goethe erfuhr von diesen Bestrebungen seines Schülers. Er ließ ihn eines Tages zu sich kommen und legte ihm einen Band von Racine vor, daraus er einen Monolog lesen sollte. Eine Weile hörte er ihm zu, dann legte er die Hand auf das Buch und schob es beiseite. „Unzelmann," sagte er, „als ich dich hierher bekam, sprachst du berlinisch. Das mußte ich dir erst abgewöhnen. Nachher lerntest du das Weimarische, benutztest es aber doch nur zur Erzählung von allerlei dummen Geschichten. Nun ist aber Racines Britannicus doch keine dumme Geschichte! Du aber deklamierst das Französische in ausgeprägter weimarischer Aussprache. Das mußt du dir abgewöhnen. Aber sei nur fleißig! Diese Studien kommen dir auch für deine deutschen Rollen zu gut."

Unzelmann ging recht betrübt über diesen Mißerfolg nach Hause. Freilich war sein Lehrer im Französischen ein geborener Weimaraner, und Wolff hatte ihn schon aufmerksam gemacht, daß seine Aussprache mangelhaft sei. Nun lebte in Weimar noch ein Lehrer, ein geborener Franzose, dessen Unterricht freilich bedeutend teurer und eigentlich für Unzelmann kaum zu erschwingen war. Denn Monsieur Rosambert gab viele Stunden im Kreise der Hofgesellschaft, in der er auch als Gesellschafter wohl gelitten war. Unzelmann wußte seine Bekanntschaft zu machen, und der leichtlebige Franzose begann bald Fühlung zu ihm zu gewinnen. Ohne ihm Unterricht zu geben, verkehrte er viel mit ihm und war bald täglich mit ihm zusammen.

Aus diesem Umgang erwuchsen Friederike neue Bedenklichkeiten. Denn Rosambert liebte es, in einer Weinstube zu frühstücken, und verlegte den Mittelpunkt seines Verkehrs mit Unzelmann hierher. Der letztere that es beim Wein gern reichlich, während der Franzose zwar im Trinken mäßig war, aber sich gern in kostbaren Leckerbissen gütlich that. Es wurde bald Gebrauch, daß Unzelmann das Frühstück bezahlte oder auch anschreiben ließ, so daß ihm der Umgang bedeutend teurer zu stehen kam, als es der Unterricht gewesen wäre.

War Friederike schon die Stimmung oft unangenehm, in welcher Karl von diesen Sitzungen heimkehrte, so begriff sie nicht, wo er das Geld hernahm, das er verausgabte. Von ihr forderte er nie etwas, er mußte also Schulden haben. Die Beziehung zu Rosambert mißfiel ihr überdies. Derselbe war übel beleumdet und betrug sich als Vertreter der siegreichen Nation mit französischem Hochmut in dem kleinen Weimar, wo er die deutschen Verhältnisse offen verlachte.

Und es kam noch mehr dazu, Friederikes Herz oft wieder recht schwer zu machen, denn es war nicht gefeit gegen Eifersucht. Da waren die Scherze und Plaudereien auf der Bühne. Da war das Zuvorkommen der Mädchen, welches sich sogar bis auf die Straße erstreckte. Vor allem ärgerte sie sich über eine Ver-

Digitized by Google

ſon von der Oper, welche Minka genannt wurde. Sie war für ein Jahr engagiert worden, weil man eben keine beſſere haben konnte und ſie für kleinere Geſangsrollen eine leidlich ausreichende Stimme hatte. Ihre Sprache aber war ein Greuel für das weimariſche Theater, denn ihr ſlaviſcher Accent trotzte allen Beſſerungsverſuchen. Auch wollte ſie ihn gar nicht verändern, ſondern ſpottete lachend aller Belehrung, wie ſie überhaupt leichtſinnig und unbekümmert in den Tag hineinlebte. Minka that ſeit lange ſchon vertraulich mit Unzelmann, und obgleich er ihr in der letzten Zeit aus dem Wege ging, ſie auch wohl unwirſch ablehnte, lachte ſie doch und wußte wieder in ſeine Nähe zu kommen.

Wie oft ſeufzte Friederike, wenn ſie an das rauhe Wort des Meiſters Engelmann dachte: „Wie kann man einen ſo jungen Menſchen heiraten?“ Sie kam ſich oft ſo alt vor. Und doch war ſie immer noch die ſchöne Silie, obgleich ihre Augen jetzt ernſter ausſahen als vor einem Jahre. Indeſſen verſuchte ſie doch alles, um mit ihrem Gatten jung zu ſein. Nur daß ſein Streben das eines Jünglings war, in die fernſte Weite ging, ſich leichtſinnig über die Vorurteile eines engen Kreiſes hinwegſetzte und, wenn er es auch nicht ausſprach, die Häuslichkeit mehr und mehr für eine Art von Notbehelf anſah.

Die ſommerliche Überſiedelung des Theaters nach dem Bade Lauchſtädt gab ſeinem Drange nach Wechſel und freierer Bewegung vorerſt einiges Genügen. Es war meiſt eine luſtige Zeit für die Schauſpieler. Man ſpielte vor einem neuen Publikum längſt eingeübte Stücke, ſo daß anſtrengende Proben nicht mehr nötig waren; man ſpielte überdies zu ſo früher Stunde, daß wie die Morgen, ſo auch die Abende zur Erholung blieben. Aber gerade in dieſer Erholungszeit empfing Friederike einen Stachel in das Herz, der ſie nicht mehr zur Ruhe kommen ließ. Denn Minka trieb die Annäherung zu Unzelmann bis zur Zudringlichkeit, immer ſchäkernd und lachend, und wenn Friederike dann auch wohl ſah, daß ihr Gatte ſie abwehrte, ſo kam mehr und mehr der Verdacht in ihr auf, daß dieſe Perſon ſich auf ein gewiſſes Recht zur Vertraulichkeit ſtützte, welches ſie ſich nicht mehr wollte rauben laſſen.

Nach zwei Monaten kam man nach Weimar zurück. Es war zu Ende des Auguſt, als Friederike eines Tages gegen Abend von einem Ausgange heimkehrte. Sie öffnet die Stubenthür und erblickt Minka an der Bruſt ihres Gatten hängend, der halb lachend, halb ärgerlich ſich ihrer zu erwehren ſucht. Unzelmann erblickt ſeine Frau, ruft erſchrocken ihren Namen, will Minka von ſich ſtoßen, welche die Arme nur feſter um ſeinen Hals ſchlingt und ſich über das Ringen halb tot lachen will. Friederike fühlt ihren Atem ſtocken, verläßt ſchweigend die Schwelle ihrer Wohnung, hört nicht mehr auf die rufende Stimme ihres Gatten und flieht aus dem Hauſe. Aber wohin? Zu Amalie Wolff. Jetzt mußte ſie ihr Herz entlaſten, ſie konnte die Qual nicht länger allein tragen. Und war es gleich eine Schmach, über die ſie zu klagen hatte — ſie fühlte ſich ratlos, ſie brauchte Hilfe.

Sie fand die Freundin allein zu Hauſe, und mit haſtigen Worten, halb erſtickter Stimme, mit dem Ausdruck gedemütigten Stolzes und ſchmerzlicher Empörung berichtete ſie, was ſie erlebt hatte. Amalie hörte zu wie jemand, der nicht eben etwas Neues erfährt, und doch innerlich ergriffen und nicht ohne Verlegenheit.

„Liebe Friederike,“ begann ſie darauf, „Ihr Zutrauen iſt mir ſehr wert, und ich war bereits auf dem Wege, mich in dasſelbe einzudrängen; denn wären Sie mir heute nicht zuvorgekommen, ſo hätte ich mich morgen entſchließen müſſen, Ihnen die Augen zu öffnen. Sie ſind in der That beleidigt — ſchwer beleidigt! Es iſt kein Geheimnis mehr —“

„Kein Geheimnis?“ rief Friederike. „Und warum warnte mich niemand? Warum ließ man das Unheil bis zum äußerſten anwachſen?“

„Warum? Liebe Freundin, dazu ge-

hören Thatsachen. Auf Gerüchte hin baut man nicht gern eine Anklage. Nun aber liegen die Beweise da. Unzelmann ist mit der Person seit sechs Monaten vertraut oder — vertraut gewesen. Sie hat ihm nachgestellt; andere haben das auch gethan, die Minka hat ihn am festesten zu halten gewußt, wenn auch nicht dauernd. Er ist ihrer längst überdrüssig, sie aber noch sehr verliebt in ihn. Da die Theaterleitung sie jetzt entlassen hat, dringt sie in Unzelmann, mit ihr durchzugehen. Wolff hat ein derartiges Gespräch gestern auf der Bühne wider Willen erlauscht. Das mag auch der Grund ihres Überfalles in Ihrer Wohnung gewesen sein."

„Entfliehen? Mit ihr —?" rief Friederike erschreckt und erhob sich unwillkürlich.

„Er wird ja nicht! Ich sagte Ihnen schon, er ist ihrer müde und ganz zufrieden, wenn sie von hier scheidet. Aber ginge er wirklich mit ihr, was läge für Sie noch daran? Sie müssen sich doch von ihm trennen. In solchem Falle heißt es, einen raschen Entschluß fassen. Seine Untreue ist offenbar; Sie haben das Recht, auf eine Scheidung von ihm zu dringen."

Friederike, trotz des Gefühls ihrer Beleidigung, schauderte. „Scheidung!" rief sie. „Und was wird aus ihm, wenn ich ihn verlasse?"

Amalie sah sie befremdet und zugleich mitleidig an. „Aus ihm —?" entgegnete sie. „Arme Friederike, ich fürchte, Sie lieben ihn noch! Was aus ihm wird — wer kann es wissen? Fürs erste ist er ein junger Mensch, der vermutlich noch lange Zeit brauchen wird, seine Wildheit auszutoben. Wäre er nicht verheiratet, die wenigsten würden Gewicht darauf legen! Den werden Sie nicht in Ordnung halten — Sie nicht, Friederike! Und es ist die Frage, ob eine Natur wie die seine sich überhaupt in Ordnung halten läßt. Nicht was aus ihm wird, darf uns ernstlich beschäftigen, sondern was aus Ihnen wird, wenn sie an seiner Seite bleiben. Sie würden elend werden, würden sich durch das Gefühl Ihres Unglücks aufreiben, würden menschlich und zugleich künstlerisch zu Grunde gehen. Davor will ich Sie behüten und auch ein herbes, ja ein hartes Wort nicht scheuen. Sie haben mich nicht um Rat gefragt, als Sie Unzelmann heirateten, jetzt aber ist der Augenblick, zu reden und zu raten. Sie und er passen in keiner Weise zueinander — ganz abgesehen von den Lebensjahren. Sie fühlen sich schon jetzt unglücklich durch ihn — der Fall ist da, wo sich einem größeren Unglück entgegenwirken läßt, und zwar durch Scheidung!"

Friederike schwieg einige Augenblicke. Dann begann sie: „Und wenn das geschähe — dann sollte ich auf derselben Bühne und zugleich mit ihm thätig bleiben? Sogar in denselben Stücken? Zu meiner Schmach und zu meinem Schmerz ihn täglich sehen, mit ihm verkehren? Das ist undenkbar! Das würde ich nicht überstehen!"

Amalie blickte verlegen und etwas unwillig zur Seite. Denn es war ihre eigene Lage, welche Friederike berührte und für sich ablehnte. Geschieden von dem Schauspieler Becker und verheiratet mit Wolff, spielte sie doch nach wie vor mit dem ersten in denselben Stücken. Nur war ihre Scheidung von ihm nicht auf Grund einer Verschuldung, sondern durch ein freundschaftliches Abkommen vollzogen worden. Mochte die Lage anfangs, besonders vor dem Publikum, etwas peinlich gewesen sein, so hatten ein paar Jahre das ausgeglichen, und Wolffs standen mit Becker im besten kollegialischen Verhältnis. Freilich hatte Amalie Friederike gegenüber nicht bedacht, daß ein solches sich zwischen dieser und Unzelmann nach einer Trennung schwerlich in gleicher Weise werde herstellen lassen. Überdies hielt sie noch etwas für Unzelmann schwer Belastendes im Rückhalt, vor dessen Mitteilung sie sich scheute.

Nach einigem Schweigen begann Friederike: „Amalie, ich traue mir zu — dennoch vergeben zu können! Er ist jung — er wurde verlockt — ich will mein Herz

überwinden und seine Schuld nicht hart beurteilen!"

„Das könnten Sie, Friederike?" rief Frau Wolff in aufrichtigem Unwillen. „Sie würden sich lächerlich machen, denn jedermann beim Theater weiß bereits — kurz, Sie müssen das letzte erfahren! Haben Sie sich die Person nicht näher angesehen? Sie hat Aussichten — welche Ihnen bisher nicht zu teil geworden sind!"

„Nein! nein! nein!" schrie Friederike und schlug, außer sich vor Scham, beide Hände vor das Gesicht.

„Ein Wesen wie diese Minka nimmt das nicht eben schwer und wird in ihrer Leichtfertigkeit darüber hinauskommen!" fuhr Amalie fort. „Ihnen aber bleibt einer solchen und zwar jetzt bekannten Thatsache gegenüber nichts übrig als eine gerichtliche Trennung von Unzelmann. Sie sind es Ihrer Stellung, sind es Ihrer Ehre schuldig! Wollen Sie nach der Scheidung nicht mehr mit ihm auftreten — es ist vielleicht einzurichten, daß er entlassen würde, so fest er auch bereits in die allgemeine Gunst eingewachsen ist. Und für ihn wär's besser, wenn man ihm Raum gewährte, sich in der Welt umzuthun."

Friederike stand auf, zog ihr Tuch fester um die Schultern, denn es fröstelte sie, und wollte sich verabschieden. Amalie suchte sie zurückzuhalten. „Bleiben Sie bei uns!" sagte sie. „Machen Sie Ernst gleich in dieser Stunde! Wir haben ein leidliches Fremdenzimmer, es steht Ihnen für den ersten Notbehelf zu Diensten. Mein Mann und ich sind erbötig, Ihre Angelegenheit zu ordnen."

„Ich danke — von Herzen!" entgegnete Friederike innerlich durchschauert. „Aber zuerst muß ich zusehen, wie es zu Hause steht. Es könnte ja sein, daß ich Sie heut noch beim Worte nehmen müßte. Noch aber — bin ich zu Hause nicht fertig!"

Friederike eilte fort, aber es war ihr noch nicht möglich, ihre Wohnung zu betreten. Sie meinte, noch mit sich selbst Rat pflegen zu müssen, sie wollte allein sein. So schlug sie die nächste Straße ein, die ins Freie führte, und bog in einen Feldweg hinter der Stadt, aufs Geratewohl, ohne eigentliches Ziel. Aber wie sie hastig einherschritt, wirrten, arbeiteten und kämpften ihre Gedanken nur heftiger gegeneinander, ihre Aufregung wuchs und zugleich ihre Ratlosigkeit. Aber das Schlimmste blieb, daß sie ihre Liebe nicht erloschen fühlte, daß sie hätte verachten mögen und doch geneigt war zur Entschuldigung, die ihr in der Jugend ihres Beleidigers begründet schien.

Inzwischen war es dunkel geworden, und Friederike wurde aufgeschreckt durch einen Blitzstrahl und rasch folgendes gewaltiges Rollen des Donners. Auf den schwülen Augusttag hatte sich ein schweres Gewitter zusammengezogen, dessen langsames Herankommen Friederike nicht beachtet hatte. Sie sah sich um und fand sich auf freiem Felde, ohne die Richtung zu kennen, während es finsterer und finsterer um sie her wurde. Sie wendete sich, um auf dem Fußwege, den sie betreten hatte, zurückzugehen. Aber sie war, ohne es zu wissen, bereits auf einen anderen Pfad geraten. Das Wetter brachte vorerst keinen ausgiebigen Regenguß, aber der Wind blies gewaltig über die Fläche; das flammende Leuchten und die krachenden Donnerschläge folgten einander unaufhörlich. Zu der Aufregung des Gemütes gesellte sich jetzt in Friederike die Angst, den Weg zur Stadt verloren zu haben; sie eilte und eilte, obgleich die Füße ihr fast den Dienst versagten. Jetzt zeigten sich die Häuser der Vorstadt, allein nicht derselben, durch welche sie ins Freie geschritten war. Sie hastete vorwärts; da brach plötzlich die Regenflut herab, sich gewaltig über die Stadt verbreitend. Wie gejagt flog Friederike durch die Straßen; da fühlte sie ihre Sinne und Kräfte schwinden, und ohnmächtig sank sie zu Boden. Der starke Regenguß hatte sich schnell ausgegeben, aber die Straße war leer und um die neunte Stunde völlige Nachtstille. Das Bewußtsein dämmerte der unglücklichen Frau leise wieder

auf. Da hörte sie eine weibliche Stimme: „Ach Gott! Hier liegt jemand am Boden! Gewiß vom Blitz erschlagen! Es ist ein Frauenzimmer!“

Die Stimme kam Friederike bekannt vor, ohne daß sie schon eine bestimmte Person mit ihr verbinden konnte. Auch vermochte sie vor Erschöpfung kaum eine Bewegung zu machen.

„Vielleicht ist sie noch zu retten!“ redete die Stimme weiter. „Sie muß unter Dach. Wer wohnt denn hier?“

„Mir ist, als hätte der Unzelmann früher hier gewohnt,“ entgegnete eine jüngere Männerstimme. „Dann ist es das Haus des Tischlers Engelmann.“

„Des Engelmann? August, bleib bei der Unglücklichen, ich geh hinein und hole Hilfe.“

Jetzt erkannte Friederike die Sprecherin. Es war Frau Christiane Goethe. Durch das Gewitter war sie in einer Gesellschaft länger aufgehalten worden und jetzt auf dem Heimwege, am Arm ihres Sohnes, der sie mit dem Schirm abgeholt hatte. Gleich darauf erschien sie wieder, zugleich mit dem Meister Engelmann, der die Erschöpfte unter Augusts Beistand in das Haus und auf ein Lager trug. Frau Christiane brachte das Licht in die Nähe, und erschreckt rief sie aus: „Ach, du lieber Gott! Das ist ja die —“

Sie sprach den Namen nicht aus, aber auch der Meister hatte Friederike bereits erkannt. Jetzt verdoppelte er seine Belebungsversuche in Gemeinschaft mit der hilfreichen Frau, hieß die Meisterin bald dies, bald jenes bringen, vor allem aber schweigen und die Hausthür verschließen.

Die Unglückliche erholte sich, jedoch um neue Schrecken zu empfinden über die Lage, in welche sie geraten war. Ihre Gedanken kreuzten sich hin und her, ohne sich zu einem Entschluß zu gestalten. Sie dachte daran, von Amalies Anerbieten Gebrauch zu machen. Aber da trat die Möglichkeit dazwischen, daß Unzelmann auf der Suche nach ihr (das traute sie ihm doch noch zu) gerade dort ihr begegnen könnte. Davor wollte sie sich selbst bewahren. Auch in ihre Wohnung wollte sie nicht mehr, sondern weg aus der Stadt, zu ihrem Bruder nach Dresden. Das stand endlich in ihr fest. Aber sie hatte im Augenblick dafür keine andere Hilfe als Frau Christiane und den Meister Engelmann, und die Not brachte ihr die Überwindung, sich an sie zu halten. So bat sie Frau von Goethe um ein Gespräch unter vier Augen. Diese schickte die übrigen aus dem Zimmer und nahm an Friederikes Lager Platz.

„Ich wende mich in der äußersten Bedrängnis an Ihre Güte!“ begann Friederike. „Verschaffen Sie mir die Möglichkeit, noch in dieser Nacht die Stadt zu verlassen! Ich will zu meinem Bruder nach Dresden. Fragen Sie nicht weiter, wenn ich bekenne — die Wohnung meines Mannes werde ich nicht mehr betreten!“

Frau Christiane übersah sofort die ganze Sachlage, ohne daß ihr die letzten Ereignisse noch bekannt waren. Denn Silies Verheiratung mit Unzelmann war ihr von Anfang her sehr bedenklich erschienen, und sie zweifelte an der Dauer eines guten Verhältnisses. Dem jungen Mann war sie freilich sehr zugethan, was sie doch nicht hinderte, ihm jeden dummen Streich zuzutrauen. Schon hatte sie den Ausruf auf den Lippen: „Der infame Schlingel!“ schnell aber sprang sie davon ab und fuhr fort: „Zu Ihrem Bruder wollen Sie? Das ist recht, und es ist auch recht und billig, daß man Ihnen dazu verhelfe. Von dort aus und durch seine Vermittelung kann viel wieder in Schick und Ordnung gebracht werden. Aber, hören Sie — Ihre schnelle Abreise darf auch nicht so aussehen, als wenn — kurz, Sie sind dringend in Dresden gewünscht worden, Ihre Schwägerin ist krank geworden — Gott möge sie davor bewahren! Es ist für uns aber so eine Ausrede nötig. Und auch Urlaub müssen Sie haben. Ich will versuchen, das bei dem Geheimerat anzubringen, daß Sie von morgen an beurlaubt sind. Unterdessen können Sie schon unterwegs sein. Aber dazu muß der Meister Engelmann

mitthun. Engelmann," rief sie durch die Thür, „kommen Sie doch herein! Die junge Frau muß nach Dresden zum Herrn Doktor Heidenreich, diese Nacht noch, spätestens gegen Morgen. In den Postwagen soll sie hier in der Stadt aber nicht steigen, es muß bis Oßmannstedt ein Mietswagen genommen werden, dort kann sie auf die Post warten. Engelmann, thun Sie's uns zuliebe, besorgen Sie das Fuhrwerk, fahren Sie selbst mit nach Oßmannstedt und bringen Sie mir morgen die Nachricht, daß Sie die junge Frau in der Post untergebracht und abfahren gesehen haben."

Der Meister hätte sich freilich lieber geweigert, bei einer solchen Flucht (deren Ursache er wohl witterte) die Hände zu reichen, aber der Hinweis auf Friederikes Bruder, auf den er viel hielt, machte ihn gefügiger. Er wollte denn gleich zum Fuhrmann gehen, damit der Wagen vor Tage bereit sein könne.

„August!" rief jetzt Frau von Goethe ihrem Sohne zu. „Geh nach Hause und sage der Karoline Ulrich" (es war die Gesellschafterin und wirtschaftliche Stütze Frau Christianes), „sie soll mir Geld schicken — so fünfzig Thaler! Sie soll sich aber mit Fragen nicht lange aufhalten, sondern schnell machen. Da, nimm den Schrankschlüssel! Lauf, mein Junge, und komm bald zurück!"

Friederike hatte alle diese Erwägungen und Verfügungen über sich ergehen lassen, ohne jeden Einspruch; ja, es war ihr eine Wohlthat, daß ihr, die sich körperlich und geistig wie gebrochen fühlte, eine freundliche Fürsorge zu teil wurde. Als sie mit Christiane wieder allein war, erhob sie sich und ergriff die Hand der wackeren Frau, deren Freundschaft sie so innerlichst überraschte und rührte. „Wie soll ich Ihnen danken —" begann sie.

„Wir wollen uns freuen, wenn alles nach Wunsch geht!" unterbrach sie Christiane. „Versprechen müssen Sie aber, mir von Dresden aus zu schreiben, denn ich werde mir viel Gedanken machen, bis ich Sie sicher angelangt weiß. Auf der Bühne wird es auch eine Lücke geben, und die Weimaraner werden mir einen Strick drehen, wenn sie erfahren, daß ich der ersten jugendlichen Schauspielerin auf die Beine geholfen habe! Aber darüber seien Sie nur ruhig! Ist's dem Geheimerat nicht lieb, so wird er ja ein Einsehen haben, wenn ich es ihm recht vorstelle. Und ich denke, gute Silie, wir kriegen Sie bald wieder und es wird noch alles zum Besten!"

So redete und tröstete Frau Christiane weiter. Der Meister Engelmann kehrte zurück, gleich darauf August Goethe; beide hatten ihre Geschäfte mit Erfolg vollendet. Frau Christiane umarmte und küßte Friederike und entließ sie mit allen guten Wünschen auf die Reise.

In der Morgendämmerung aber fuhr ein geschlossener Wagen aus der Stadt, in welchem Meister Engelmann schweigend neben Friederike saß, deren Gemütsbewegung sich jetzt erst in unaufhaltsamen Thränen löste.

In welcher Stimmung Unzelmann am Abend zuvor nach seiner Frau gesucht, gefragt, geforscht hatte, welche Angst, Reue, Verzweiflung ihn erfaßt bei dem Gedanken, daß sie sich ein Leid angethan haben könne, soll hier nur vorübergehend bemerkt werden.

Morgens in der Probe erfuhr man auf der Bühne durch die Theaterleitung, daß Frau Unzelmann beurlaubt und verreist sei. Nicht lange darauf wurde bekannt, daß die Scheidung von ihrem Gatten eingeleitet, und bald, daß dieselbe ausgesprochen sei, zugleich mit der Nachricht, daß sie ihre Entlassung vom Theater in Weimar erbeten und, wenn auch sehr zum Bedauern der Oberleitung, erhalten habe. Sie war kaum ein Jahr mit Unzelmann vermählt gewesen, dem bis zu seinem zwanzigsten Geburtstage noch zwei Monate fehlten. Ihr Verlust beim Theater erschien anfangs unersetzlich, und des jungen Mannes Stellung wurde eine Zeit lang unerfreulich. Was man urteilte, sprach und nicht müde wurde zu wiederholen, bleibe hier beiseite. Endlich be-

Digitized by Google

ruhigte man sich, fügte sich in die Sachlage und bewunderte wieder den jungen Künstler, wenn man ihm gleich menschlich viel vorzuwerfen hatte.

Dann kamen ernstere Zeiten, welche auch in Weimar die Blicke lebhafter auf die allgemeinen Begebenheiten zogen. Die Stadt sah wieder französische Kriegsvölker, welche Napoleon nach Rußland führte. Sie sah dann auch die Flucht und Auflösung der geschlagenen Armee und den Jammer der bettelhaft Zerlumpten und halb Erfrorenen, welche in Weimar liegen blieben. Dann kamen die Kriegsjahre, in welchen sich Deutschland von den Unbesiegbaren befreite, und endlich brachte der Friede die alte Ordnung, freilich auch manche alte und neue Unordnung.

Nun war es im August des Jahres 1823 in Marienbad, wo die Saison in ihrer lebhaftesten Entfaltung stand. Auf einem schattigen Platz in den entfernteren Anlagen saß eine Dame, in ein Buch vertieft. Zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, waren nicht weit von ihr mit Ballspielen beschäftigt. Sie war noch schön, aber ihr früh gebleichtes Haar quoll unter dem Hut in schneeweißen Locken hervor.

Da sah sie drei Herren im Gespräch den Gang heraufkommen. Einen von ihnen kannte sie wohl und hatte ihn hier schon öfter an sich vorübergehen gesehen. Es war Goethe, der Vierundsiebzigjährige, der, unerschöpflich im Reichtum seiner Gaben, fortfuhr, die Welt mit köstlichen Werken zu beschenken. Und sie selbst hielt den neuesten Band von „Wahrheit und Dichtung“ in der Hand, an dem sie sich wiederholt erfreute. Die Männer betrachteten sie vorübergehend, denn sie war eine in die Augen fallende Erscheinung; sie aber hielt die Blicke auf das Buch gerichtet, bis sie vorbei waren. Dann sah sie ihnen lächelnd nach und sagte im stillen: „Er erkennt die alte Silie nicht wieder — und es ist gut so!“

Aber sie ließ die Gedanken zurückschweifen nach Weimar, welches sie nicht wieder gesehen, seit sie es vor vierzehn Jahren verlassen hatte. Auch sehnte sie sich nicht zurück, denn dort war alles anders geworden. Stand doch auch Goethe nicht mehr an der Spitze des Theaters. Über dieses herrschte Karoline Jagemann, jetzt Frau von Haygendorf, seit sieben Jahren unumschränkt. Denn endlich war es ihr doch gelungen, Goethe zu verdrängen. Und ein Pudel, dessen Kunststücke er auf seiner Bühne nicht hatte gestatten wollen, mußte ihr zur Handhabe für seine Entlassung dienen! Stolz und ruhig empfing er sie von seinem Landesherrn und ließ hinter sich, was nicht zu halten war, um Neues, Lebensfähiges ins Auge zu fassen. Frau Christiane Goethe, welche einst in so überraschender Weise Friederikes Helferin geworden, war schon vor Jahren gestorben. Friederike hatte ihr eine dankbare Erinnerung bewahrt. Das Theaterpersonal zeigte nur noch wenige der älteren Namen auf. Auch Wolffs hatten Weimar verlassen, um auf einem größeren Schauplatz, in Berlin, sich glänzend zu entfalten.

Und auch Unzelmann war nicht mehr in Weimar. Vier Jahre nach seiner Trennung von Friederike hatte er sich mit einer hervorragenden jungen Schauspielerin verheiratet, doch mußte auch diese Ehe wieder geschieden werden. Eine dritte hatte den Mut, Frau Unzelmann zu werden, sogar eine vierte verstand sich zu dem Wagnis. Er zog viel umher, und wo er auftrat, wurde er als Künstler bewundert und ebenso beklagt wegen seiner unglücklichen Neigung zur Flasche, welche seine Gesundheit zerrüttete. Er starb, wie es heißt, im Elend, den Ruf eines der talentvollsten, doch leichtsinnigsten und unglücklichsten Menschen hinterlassend.

Doch das liegt über die Zeit hinaus, welche Friederike zu überblicken hatte.

Aber wie in einen Traum sah sie in die Tage zurück, da sie aus Weimar entflohen, da der Meister Engelmann sie in den Postwagen hob, da sie nach langer anstrengender Reise in Dresden und im Hause ihres Bruders anlangte. Ihre Ankunft erregte Überraschung und Be-

ſtürzung, denn es war eine Kranke, die der Arzt empfing und der er während eines langwierigen Nervenfiebers ſeine Sorge und Pflege zu widmen hatte. Er führte inzwiſchen die Sache ſeiner Schweſter in Weimar und brachte alles mit ruhiger Beſtimmtheit zum Austrag. Seine Briefe mit Unzelmann, mit dem Scheidungsgericht, mit der Theaterleitung, mit dem Goetheſchen Hauſe, mit Meiſter Engelmann und dem Ehepaar Wolff lagen geordnet und zuſammengeheftet da — ein trauriges Schriftſtück! Aber Friederike las es nach ihrer Geneſung doch durch und verſchloß es in ein Fach, welches ſie nicht mehr öffnete. Sie war wieder hergeſtellt, ſie hatte ihr Herz bezwungen, aber ein Zeichen dieſer traurigen Zeit war ihr geblieben: ergrauendes Haar bei noch jugendlichen Jahren. Aber ſie fühlte ſich von Liebe umgeben, ſie wußte, daß das Haus und die Familie ihres Bruders ſie gern für immer behalten hätten. Nie war davon die Rede, ob Friederike die Bühne wieder betreten ſollte. Für ſie verſtand ſich das eigentlich von ſelbſt, da ihr bisheriges Leben ſo ganz im Zuſammenhang mit dem Theater verfloſſen war, wo ſie zwar ſchmerzliche, aber auch große und erhebende Erfahrungen gemacht und gleiche Erinnerungen bewahrte. Und dennoch ſchwankte ſie. Denn ihre Beziehungen hatten allein dem weimariſchen Theater gegolten, während ſie ſich jedem anderen gegenüber als eine Fremde fühlte, für welche ein neuer Boden ſchwer zu gewinnen war. Es vergingen ein paar Jahre, während welcher der Bruder ihre angegriffene Geſundheit betonen durfte, um ſie länger an ſein Haus zu feſſeln. Bald aber traten in demſelben ernſte Pflichten an ſie heran. Ihre junge Schwägerin erkrankte, ſtarb und ließ den trauernden Gatten mit zwei noch kleinen Kindern zurück. Von nun an hatte Friederike einen neuen Beruf, und ſie wußte, daß ihr Bruder ihn von ihr begehrte. Sie ſollte ihm die Hausfrau, ſeinen Kindern die Mutter erſetzen. Mit ausdauernder Treue und Liebe gab ſie ſich dieſen Pflichten hin, und nach nicht langer Zeit lagen die Wünſche einer Rückkehr zur Bühne weit, weit hinter ihr. Der Doktor lebte in günſtigen Verhältniſſen, ein geiſtvoll gebildeter Kreis von Männern und Frauen bildete ſeinen Umgang. Friederike kam hier bald zur Geltung, wozu ihre einſtigen Beziehungen zu Schiller und zu Goethe auch einiges beitrugen. Sie war zufrieden und fühlte ſich glücklich.

Und nun hatte ſie in dieſem Sommer Goethe zuerſt wiedergeſehen. Er ſelbſt erkannte ſie nicht, aber der ſchärfere Blick, den er im Vorübergehen auf ſie richtete, ſchien anzudeuten, daß er in ſeiner Erinnerung nach einem Anhalt ſuchte. Sie wollte nicht zudringlich ſein, wich ihm ſogar aus, und doch hätte ſie gar zu gern einmal mit ihm geſprochen.

Da begegnete ſie ihm wieder in den Anlagen. Sie wendete ſich zur Seite und wollte an ihm vorüber. Er aber kam auf ſie zu, grüßte und blieb ſtehen. „Weichen Sie mir diesmal nicht aus!“ ſagte er. „Ich weiß es jetzt, Sie ſind die Silie! Meine einſtige liebe Schülerin Silie! Nur die weißen Locken hätte ich an ihr noch nicht geſucht.“

Friederike fühlte ſich in dieſem Augenblick ſo bewegt, daß ihre Augen feucht wurden und ſie nur das Wort: „Excellenz —“ ſtammelte.

„Ich habe ſchon erfahren, daß es Ihnen gut geht,“ fuhr er fort, „und freue mich, Sie wiederzuſehen!“

„Es liegt viel zwiſchen damals und heut!“ ſagte ſie. „Mein Haar iſt früh gebleicht, Sie aber ſind in unzerſtörbarer Kraft geblieben und ſchenken uns von Jahr zu Jahr die Früchte Ihres Schaffens!“

„Laſſen wir die Vergangenheit liegen,“ entgegnete er, „und behalten von ihr nur, was uns genützt und gefördert hat. Unſere Erinnerungen an das Gute, was wir erlebt, bleiben uns immer. Sie haben ſich, wie ich höre, Ihr Leben ſchön geſtaltet und wirken in edlem Sinne. Wer das vermag, muß auch Glück fühlen.“

Sie gingen nebeneinander hin und unterhielten ſich ohne Zwang. Von der

Vergangenheit, von Personen wurde nicht gesprochen. Friederike konnte nicht umhin, ihm zu bekennen, wie sie in seinen Werken fortlebe, und fand die richtigen Worte, ihm ohne Schmeichelei Herzliches zu sagen, was ihn erfreuen mußte.

Da kamen zwei Kinder auf sie zugesprungen, welche sich ohne Scheu vor dem Fremden an sie drängten. Nicht weit davon trat Gesellschaft aus einem Seitengange, welche sich zurückhielt, da sie Friederike im Gespräch mit Goethe erkannte. „Es sind die Kinder meines Bruders und, seit sie mutterlos geworden, die meinigen," sagte Friederike lächelnd.

Goethe ließ sich von den Kindern die Hände reichen, und da er bemerkte, daß die Tante von den anderen erwartet wurde, bot er auch ihr die Hand. „Wir bleiben freundschaftlich verbunden, liebe Silie!" sagte er grüßend und setzte seinen Gang fort.

Die Gesellschaft trat näher. „Das nenne ich Bevorzugung!" rief eine lebhafte junge Frau. „Der alte Herr ist sonst ziemlich zurückhaltend, seit Frau von Levezow mit ihrer schönen Tochter so schnell die Abreise gerüstet hat. Was hat er Ihnen denn gesagt?"

„Wie indiskret!" rief ein stattlicher Herr. „Du bist doch die richtige Kleinstädterin!"

Es war der Bürgermeister Karl Lebrecht Schwabe aus Weimar, welcher diese Worte seiner liebenswürdigen und munteren Frau zurief. In seiner Jugend hatte er vergeblich um die „schöne Silie" geworben, jetzt war er längst glücklicher Ehemann. Er hatte keinen Anstand genommen, sich hier in Marienbad Friederike wieder vorzustellen und sie mit seiner Frau bekannt zu machen. Man sah sich täglich und verkehrte in guter Art miteinander. Es waren noch mehr Weimaraner in der Gesellschaft, nicht sehr zur Freude des Doktors, der hier auf neutralem Boden das landsmännische Zusammenschließen lieber vermied. Endlich ging seine Schwester neben ihm, während sich an jeden ihrer Arme eines seiner Kinder hängte. Er sah sie von der Seite an und nickte ihr freundlich zu, denn er ahnte, was in ihr vorging.

„August," sagte sie, „dieses Gespräch hat mir unendliche Freude gebracht! Ja, mir ist, als wäre ich heut erst ganz losgesprochen und mit der Vergangenheit ausgesöhnt."

Der Abbé Galiani.

Von

Robert Prölß.

Die Brot- und Getreidefrage hat bis zurück in die ältesten Zeiten die Machthaber und Gesetzgeber beschäftigt. Erst im vorigen Jahrhundert aber erfuhr sie eine wissenschaftliche Behandlung. Ihre Erörterung bildete einen wesentlichen Teil der physiokratischen Doktrin jener Zeit. Unter den Schriften, die sie hervorrief, nahmen Galianis „Dialoge über den Getreidehandel" eine hervorragende Stelle ein. Obschon von den französischen Ökonomisten selbst erst mit angeregt, bekämpfte Galiani darin doch die Einseitigkeit ihrer Lehre und wies die Gefahren ihrer praktischen Anwendung nach, da die Gesetzgebung in Bezug auf sie vor allem die Verhältnisse der Zeit und des Landes zu berücksichtigen habe. Wenn die Zeit Galianis und deren Verhältnisse aber auch nicht mehr die unserigen sind und er die Veränderungen, die darin stattgefunden, durchaus nicht voraussehen und veranschlagen konnte, so bietet sein Buch, abgesehen von der geistreichen Form seiner Darstellung, doch noch immer so fruchtbare Anregungen dar, daß ein Rückblick darauf sowie auf dessen Verfasser um so willkommener erscheinen dürfte, als auch heute die im Eingang gedachte Frage im Kampfe der Freihändler und Schutzzöllner wieder eine große Bedeutung gewonnen und der kürzlich erschienene Briefwechsel Galianis mit Madame d'Epinay das Interesse wieder auf ihn hingelenkt hat.

Ferdinando Galiani, am 2. Dezember 1728 zu Chieti geboren, erhielt von seinem Onkel Celestino Galiani, der Erzbischof von Tarent, erster Almosenier des Königs und einer der um die Hebung der Wissenschaft in seinem Vaterlande verdientesten Männer war, eine sorgfältige Erziehung. Er zeichnete sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und eine seltene Frühreife aus, so daß er mit vierzehn Jahren das Studium der Mathematik und Philosophie schon zurückgelegt hatte und nun sich mit gleichem Eifer dem der Rechtswissenschaft, der Philologie und der Staatsökonomie unter so vortrefflichen Lehrern wie Marcello Cusano, Mazzoechi und Bartolomeo Intieri ergab. Daneben bot ihm das Haus seines Oheims Gelegenheit, sich im Umgang mit den geistreichsten Männern Neapels die glänzende Gewandtheit des Geistes, welche ihn später auszeichnete, und die anmutige Klarheit und Leichtigkeit zu erwerben, womit er selbst noch die tiefsten Gedanken wie spielend zum Ausdruck brachte. Mit sechzehn Jahren war er Mitglied der Akademie der Emuli geworden, und die Denkschriften, welche er damals für sie verfaßte: eine Abhandlung über die platonische Liebe und eine andere über den Zustand der Münze zur Zeit des Trojanischen Krieges, legen einerseits davon Zeugnis ab, daß es seiner Natur ursprünglich nicht an einem idealen Zuge gefehlt, andererseits aber auch von der Gründlichkeit und

Schärfe seiner Untersuchungen. Eine Beleidigung, die er von dem Vorsteher einer anderen akademischen Vereinigung, Don Ant. Sergio, damals erfuhr, ließ noch eine andere Seite seines Geistes hervortreten. Diese Gesellschaft hatte sich vornehmlich die Abfassung von Nekrologen berühmter Männer zur Aufgabe gemacht. Galiani benutzte dies, sich durch eine Spottschrift zu rächen, in welcher er im Verein mit seinem Freunde Pasquale Cereani die Schreibweise ihrer Mitglieder in einer Reihe von Nekrologen auf den gerade damals mit Tod abgegangenen neapolitanischen Henker Domenico Jannacone ironisierte. Der Erfolg war ein beispielloser. Don Sergio bot alles auf, den dreisten Satiriker zu entdecken, so daß Galiani es für geboten hielt, der Entdeckung zuvorzukommen. Indem er sich dem Minister Tanucci anvertraute, legte er den Grund zu dem späteren vertraulichen Verhältnis mit diesem, der hoch erfreut war, einen so witzigen Kopf kennen zu lernen. Der König, den die Satire nicht minder belustigt hatte, verurteilte ihn zwar, um der Akademie eine leichte Genugthuung zu gewähren, zu einer kurzen und leichten Gefangenschaft, behielt ihn aber in seiner Gunst. Minder erbaut war sein Oheim davon, denn als ihm Galiani kurze Zeit später seine Abhandlung über die Münze vorlas, die er anonym veröffentlicht hatte — ein Werk, das damals in der Klarheit und Folgerichtigkeit der Darstellung für unübertrefflich gehalten wurde —, fragte er ihn nicht ohne Vorwurf, warum er nicht auch lieber so etwas Tüchtiges hervorbringe, statt seine Zeit mit Satiren zu vergeuden. Um so größer war natürlich seine Befriedigung, als Galiani sich als den Verfasser der Schrift zu erkennen gab. Sie machte seinen Namen nicht minder als jene Satire durch ganz Italien berühmt. Eine Reise, die er bald darauf unternahm, glich daher einem Triumphzug. Der Papst nahm ihn aufs freundlichste auf. Die Akademien der Crusca und Columbaria in Florenz ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Padua, Venedig, Turin gaben ihm Feste. Mit den berühmtesten Männern all dieser Städte schloß er dauernde Verbindungen. Der König von Neapel aber belehnte ihn mit der Abtei von Contola, was ihn die ersten Grade der priesterlichen Weihen zu nehmen nötigte, so wenig diese Würde seinem weltlichen Sinne entsprach. Denn mit dem ernstesten Forschertriebe verband der junge Abbate die heiterste Lebenslust und mit der staunenswertesten Beweglichkeit des Geistes eine leicht entzündbare Sinnlichkeit. Er zeigt sich zwar aufgebracht, als Grimm in seinem Sermon philosophique seine Keuschheit in Frage stellte — fügt aber hinzu: er habe nicht halb das gethan, was er Gelegenheit zu thun gehabt habe. Indessen scheint er damals noch fast ganz nur dem Studium gelebt zu haben. Er schrieb rasch nacheinander eine Geschichte Karthagos bis zum ersten Punischen Krieg, eine Abhandlung über eine Stelle des ersten Buchs Mosis, eine Übersetzung des Antilucrez in Versen. Eine von Intieri erfundene Vorrichtung zur vieljährigen Aufbewahrung des Korns veranlaßte ihn zu einer zierlichen Schrift darüber. Hier sowie in einem damals mit dem Herzog Karl Emanuel von Sardinien gepflogenen Gespräch über Beförderung des Ackerbaues liegen die Keime zu seinen vorerwähnten berühmten Dialogen. Zu einer von ihm unternommenen Sammlung der verschiedenen Steinarten des Vesuvs, von denen er 141 zusammengebracht hatte, entstand eine gelehrte Abhandlung. Beide widmete er dem Papst mit den scherzhaften Worten: „Verwandle, heiliger Vater, diese Steine in Brot.“ Sie trugen ihm die Pfründe des Kanonikats von Amalfi ein. 1755 ward er von Karl III. zum Mitglied der von diesem damals gestifteten Herkulanischen Akademie ernannt, was ihn zu mehreren Aufsätzen über die in Herkulanum aufgefundenen Gemälde Veranlassung gab. In dieser den vielseitigsten Neigungen folgenden Thätigkeit wurde er aber plötzlich durch den Tod seines von ihm zärtlich geliebten Oheims unterbrochen. Da dieser vermögenslos starb, so mußte

Galiani nun ernſtlich bedacht ſein, ſich eine Stellung im Leben zu ſchaffen. Er wählte dazu die diplomatiſche Laufbahn, in der ihm die Gunſt Tanuccis von großer Förderung war. 1759 ward er der neapolitaniſchen Geſandtſchaft in Paris als Sekretär attachiert.

Galiani war damals in ſeinem Vaterlande ſchon eine Berühmtheit und eine der gefeiertſten Perſönlichkeiten der vornehmen Kreiſe Neapels. Das wollte aber nichts für Paris ſagen, das damals einen Überfluß an geiſtreichen und genialen Männern beſaß. Seine kleine feine Geſtalt mit dem damit in einem gewiſſen komiſchen Widerſpruch ſtehenden großen, ausdrucksvollen Kopf und der auffallenden ſüdländiſchen Beweglichkeit forderte hier eher zum Spotte heraus, wofür der verwöhnte, ruhmbegierige Abbé ein nur zu empfindliches Gefühl hatte. Doch wußte ſein Witz die Spötter raſch auf ſeine Seite zu ziehen, indem er ſich dem König beim erſten Empfang mit den Worten vorſtellte: „Hier iſt ein Pröbchen von dem Sekretär der neapolitaniſchen Geſandtſchaft, er ſelbſt wird ſpäter erſcheinen.“ Und in der That ſollte es ſich bald genug zeigen, daß der kleine Sekretär die Seele der neapolitaniſchen Geſandtſchaft war und über den Kopf des Geſandten hinweg mit Tanucci verhandelte. Er ſelbſt fühlte andererſeits bald, daß er erſt in Paris die wahre Lebensluſt ſeines Geiſtes gefunden habe. Der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig, ein Meiſter geiſtreicher Konverſation, die er aus den Quellen eines umfaſſenden Wiſſens zu nähren verſtand, ohne dabei an Anmut und Witz zu verlieren, unerſchöpflich an launigen Einfällen und ſeinen Gegenſtand ſatiriſch beleuchtenden Geſchichtchen, wurde er bald eines der belebendſten Elemente der vornehmen geiſtreichen Kreiſe der Weltſtadt. Wie fremd ſich die einzelnen tonangebenden Salons auch zum Teil gegenüberſtanden, er war faſt in allen zu Hauſe: bei Herrn v. Sartines wie bei Madame Geoffrin, bei Madame Necker wie bei Madame d'Epinay, bei Baron Holbach wie bei der Schauſpielerin Clairon. Diderot hat uns ein Bild von der elektriſchen Wirkung hinterlaſſen, die er auf die Geſellſchaft ausübte, ſobald er erſchien. Es war in dem Salon von La Chevrette, dem Landgute Madame d'Epinays. Grimm ſitzt gegen das nach dem Garten gehende Fenſter gekehrt, um ſich malen zu laſſen. Madame d'Epinay ſteht hinter dem Maler auf die Lehne des Stuhles geſtützt, das Original mit dem Bild zu vergleichen. Ein Zeichner auf einem niedrigen Seſſel nimmt ihr Profil mit dem Bleiſtift auf. Herr v. St. Lambert lieſt in einer Ecke des Zimmers die neueſte Flugſchrift. Diderot ſelbſt ſpielt mit Frau v. Houdetot Schach. Die alte gute Madame d'Eſclavelles, Madame d'Epinays Mutter, plaudert mit ihren Enkeln, die ſich um ſie geſchmiegt haben, und mit deren Erzieher. Zwei Schweſtern des Malers ſind mit Sticken beſchäftigt, die eine in freier Hand, die andere am Tambourin, während die dritte auf dem Klavier eine Sonate von Scarlatti verſucht. Es iſt ein Bild, als ob es ein Niederländer der Zeit entworfen hätte. „Da tritt der Abbé Galiani herein und mit ihm die Fröhlichkeit, die Phantaſie, der Geiſt, die Ausgelaſſenheit, der Scherz ſowie alles, was die Trübe des Lebens vergeſſen macht. Gott weiß, was für Geſchichten er vorbringt. Er iſt unerſchöpflich an Gedanken und Einfällen. Wenn man bei den Drechslern Abbés Galiani bekäme, ſo würde alle Welt ſich einen für den Landaufenthalt zu kaufen eilen.“ — „Der Abbé“ — ſagt Marmontel — „war von Perſon der hübſcheſte kleine Harlekin, den Italien jemals hervorgebracht hat, aber auf den Schultern dieſes Harlekins ſaß der Kopf Machiavellis. Epikuräer als Philoſoph, mit einer melancholiſchen Seele alles von der lächerlichen Seite betrachtend, gab es nichts, weder in der Politik noch in der Moral, worauf er nicht eine gute Geſchichte zu erzählen gewußt hätte. Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß man alles vergaß, um ihm ſtundenlang zuzuhören.“

Galiani iſt übrigens nicht das einzige

Beispiel dafür, daß in jener geniereichen Zeit ein Ausländer einen so großen Einfluß auf die geistreiche Gesellschaft der damals geistreichsten Stadt der Welt errang. Rousseau, Holbach und Grimm sind Beweise dafür. Galiani war den beiden letzten befreundet, wie er sich überhaupt mit Vorliebe in den Kreisen der philosophischen Schule bewegte, obschon er ihren Radikalismus nicht teilte, sondern denselben zuweilen ganz offen bekämpfte. Er wurde von ihnen angezogen wie von allem, was auf geistige Unabhängigkeit, auf die Verbesserung des Weltzustandes gerichtet war. Auch schätzte er an vielen der einzelnen Mitglieder die persönlichen Eigenschaften. Er teilte ihren Hang zum Paradoxen, aber nur zum Scherz und als Mittel der Unterhaltung, wogegen er in der Wissenschaft und im Leben Strenge und Maß der Erörterung forderte. Er war ein Feind aller allgemeinen Sätze, insofern sie die Anwendung auf die mannigfaltigen Verhältnisse des wirklichen Lebens nicht zuließen. Er warnte vor Überstürzung und wollte selbst Übelstände nur dann beseitigt sehen, wenn man etwas wirklich Besseres an die Stelle zu setzen hatte. Wenn Madame d'Epinay unter der Wirkung der ihren Wohlstand zerrüttenden Neuerungen später einmal an ihn schrieb: „Man wirft Thesen auf, an die man nie hätte denken sollen. Damit die Aufklärung wirklich nütze, ist es nötig, daß man sich durch das Ergebnis derselben so wohl und glücklich befinde, als man es vernünftigerweise fordern kann, weil die dem Volke gewordenen Erleuchtungen sonst früher oder später zur Revolution führen müssen" — so war dies nur das Echo seiner eigenen Warnungen. Doch glaubte er lange, daß die Regierung obsiegen und die Philosophen der Reaktion zum Opfer fallen würden. In diesem Sinne schrieb er 1771 an Frau v. Epinay: „Ich prophezeie, daß man sich zu einer Verfolgung der Freigeister entschließen wird. Und warum? werden Sie fragen. Weil jemand unrecht haben muß und niemand sich mehr für alle Parteien dazu eignet als der vereinzelte Denker, welcher glänzt und niemandem weder Gutes noch Böses zu thun beabsichtigt." Als man jedoch, nur wenige Jahre später, die Thronbesteigung des wohlwollenden, aber schwachen Ludwig XVI. bejubelte, rief er ahnungsvoll aus: „Erlauben Sie, daß ich mich dieses Vorurteils der Franzosen nicht freue. Ich kenne euch. Ich weiß, wie leicht es ist, sich durch das Übermaß der erregten Wünsche und Hoffnungen bei euch mißliebig zu machen. Auch finde ich, je mehr ich darüber nachdenke, daß es die schwerste Sache der Welt ist, Frankreich in dem Zustande, in den es geraten, gut zu regieren. Ihr seid gerade in der Lage, in welcher Titus Livius die Römer darstellt, die weder ihre Übel noch deren Heilmittel ertragen konnten. Ihr waret, Franzosen — und täuschet euch nicht, ihr werdet erleben, mit welcher Geschicklichkeit, durch welche wunderbare Verkettung der Umstände das Schicksal (dieses lang vorausschende Wesen) dem besten, dem wohlwollendsten der Könige alle seine guten Absichten unterschlagen und in ihr Gegenteil verkehren und gerade nur das thun wird, was es beabsichtigt und wir nicht wollen." Doch war er auch wieder ein Gegner derjenigen, welche der Natur alles anheimstellen wollten. Je weniger diese auf uns Rücksicht nähme, desto mehr sei es geboten, Rücksicht auf sie zu nehmen. Gewiß stelle sich in der Natur das Gleichgewicht stets wieder her, aber in welchen Zeiträumen? Wir haben nicht Zeit, dies zu erwarten, daher wir sie zu bekämpfen, ihre Kräfte und Gesetze nach unseren Zwecken zu leiten hätten. So sehr Galiani den Eigenschaften des Gemütes vor denen des Verstandes den Vorzug gab, so hielt er es doch für fehlerhaft, sich bei ernsthaften Untersuchungen von der Begeisterung fortreißen zu lassen. Daher er auch die Achtung über die Bewunderung stellt.

Dieser Ernst, diese Abgewogenheit der Grundsätze scheinen freilich im Widerspruch zu stehen nicht nur mit der weltmännischen Leichtfertigkeit seines Lebens, sondern auch

mit dem oft scherzhaften Ton seiner auf ernste Untersuchung gerichteten Schriften, ja mit einzelnen darin gelegentlich ausgesprochenen Ansichten. So stimmt er zum Beispiel mit Voltaire überein, daß, da der Mensch kein Organ besitze, das Wahre und Falsche, wohl aber solche, das Angenehme von dem Unangenehmen zu unterscheiden, er auch nicht bestimmt sei zur Erkenntnis der Wahrheit, sondern zum Genuß und zur Vermeidung des Schmerzes. Wie sehr er aber auch die beiden letzten zu seiner Lebensaufgabe machte, hat er der Erforschung der Wahrheit zum Nutzen seiner Mitmenschen doch den weitaus größten Teil seiner Zeit gewidmet oder den Genuß doch vorzugsweise hierin gesucht. Er bewährte sich hierdurch als echter Schüler des Horaz, mit dessen Kommentierung er schon in Paris mit Eifer beschäftigt war. Der Abbé Arnaud, sein Freund, veröffentlichte damals in seiner Gazette littéraire einige Probestücke davon, die in der gelehrten Welt großes Aufsehen erregten, da er darin mit einigen ganz neuen Ansichten hervortrat.

Eine 1764 in Sicilien ausbrechende Hungersnot bewog ihn, von Frankreich die Erlaubnis zu erwirken, 30000 Tumoli Korn dahin auszuführen. Es war nicht der einzige Versuch, sich seinem Vaterland nützlich zu machen. Er hat auf die Aufhebung des Jesuitenordens wie auf die Hebung des Schulwesens in Neapel durch seinen Tanucci erteilten Rat aufs entscheidendste eingewirkt. Auch ward er im Auftrag des neapolitanischen Königs mit einer Abschrift der in der Pariser Bibliothek befindlichen griechischen Übersetzung des von Kaiser Friedrich II. dem Königreich Sicilien gegebenen Gesetzbuchs betraut, um die Fehler, die sich mit der Zeit bei den neapolitanischen Gerichten darin eingeschlichen hatten, danach zu berichtigen. Auf Wunsch des Marquis Tanucci aber faßte er endlich eine Geschichte der in den Jahren 1763 und 1764 infolge wiederholter Mißernten in Frankreich erlassenen königlichen Verordnungen ab, durch die man den durch den Getreidemangel herbeigeführten Unordnungen hinfort begegnen zu können glaubte. Dies gab Veranlassung zu seinen Dialogues sur le blé. Noch mit dem Abschluß derselben beschäftigt, bewirkte eine Intrigue des Herzogs von Choiseul, dem ein Gesandtschaftsrat von der geistigen Überlegenheit und der Unabhängigkeit des Charakters Galianis unbequem zu werden begann, seine plötzliche Abberufung. Tanucci opferte seinen Korrespondenten, und Galiani verließ scheinbar in Ungnade das Land, an das er mit tausend Fasern gewachsen war. Kaum daß er noch Zeit gewann, sein Buch zu vorläufigem Abschluß zu bringen. Noch manches, was er erörtern gewollt, wurde zurückgehalten. Er hoffte, es in zwei Nachtragskapiteln einer späteren Ausgabe anfügen zu können. Dies ist niemals geschehen. Nur ein paar Briefe, die Andeutungen des beabsichtigten Inhalts enthalten, sind den späteren Ausgaben angefügt worden.

Galianis Buch war gegen die Lehre der Ökonomisten von der freien Aus- und Einfuhr des Getreides und daher auch gegen das Edikt vom Jahre 1764 gerichtet, wogegen es mit Entschiedenheit für die Freiheit und Erleichterung des Verkehrs im Inneren eintrat, die zwar durch das Edikt vom Jahre 1763 angestrebt, aber noch so wenig durchgeführt waren, daß es immer noch möglich blieb, die eine Provinz dem Hunger verfallen zu sehen, während die andere, unmittelbar angrenzende, unbekümmert hierum, im Überfluß schwelgte. Der Verfasser mußte jedoch einen um so vorsichtigeren Ton darin anschlagen, als nur eben erst ein Dekret erlassen worden war, welches jede Publikation durch den Druck über Verwaltungssachen verbot. Gerade die liebenswürdige, scherzhafte Form, in welche Galiani den Ernst seines Buches und die Schärfe seiner Angriffe und Widerlegungen gekleidet hat, sicherten ihm den großen Erfolg.

Galiani ging von dem Satze aus, daß der Handel in dem Tausche des Über-

flüssigen gegen das Notwendige bestehe. Dies bewies ihm allein, daß die Freiheit der Getreideausfuhr sich nicht auf alle Länder gleichmäßig anwenden lasse, da es Staaten gebe, die so gut wie keine Getreideproduktion, andere, die eine nur ungenügende, und wieder andere, die daran Überfluß hätten. Selbst noch bei ihnen hänge das Erträgnis von den Zufälligkeiten der Witterung ab. Die beste Gesetzgebung sei aber die, welche der Natur und den Kräften eines Landes entspreche. — Andererseits bekämpfte er den Grundsatz, daß der Ackerbau überall die Quelle des Reichtums sei. Der Ackerbauer gehöre vielmehr in die Klasse der Spieler, da er alljährlich einen unsicheren Einsatz auf einen unsicheren Ertrag setze. Auch ließen alle Erzeugnisse, welche der Konsument nicht direkt vom Produzenten beziehe, diesen in Dürftigkeit, und zwar um so mehr, je mehr Hände das Produkt zu durchlaufen habe. — Wenn aber auch ein großes Land einen Überfluß an Getreide besitze, so sei dies noch keine Gewähr, es in all seinen Teilen vor Mangel zu schützen. Ebensowenig werde dies schon durch die freie Einfuhr allein erreicht, wie diese keineswegs zu allen Zeiten den durch die freie Ausfuhr erzeugten Mangel ersetzen werde. Nur erst der freie und leichte Verkehr im Inneren gewährleiste dies, daher dieser wichtiger sei als die freie Ausfuhr und Einfuhr. — Jede Verteuerung der Nahrungsmittel bedinge ferner eine Verteuerung des Tagelohns und schade hierdurch der Industrie. Niemand sei durch sie in dem Maße bedroht als der vom Tagelohn lebende Arbeiter. Und doch sei die Industrie für den Staat wichtiger noch als der Ackerbau, zumal viele Beispiele bewiesen, daß dieser immer nur da zu höchster Blüte gedeihe, wo erstere blüht. Nur von der Industrie habe man die Befreiung der Menschheit von zwei großen Übeln zu hoffen: vom Aberglauben und von der Knechtschaft. Die Industrie bewirke einen ungleich größeren Geldumsatz als der Ackerbau. Sie könne sich von einem Lande, das sie nicht pflegt, wieder wegwenden, Grund und Boden aber könnten nicht fort. Schon deshalb habe der Staat mehr noch auf jene als auf diese zu achten. In jedem Lande zeigten die Getreidegesetze den Geist der Regierung. Unter einem Despoten sei die freie Ausfuhr und Einfuhr unmöglich. Unter einer Demokratie sei sie natürlich. Unter einer gemischten und gemäßigten Regierung werde auch diese Freiheit bedingt und gemäßigt sein. Jede Veränderung in diesen Gesetzen zeige zugleich eine Veränderung in der Konstitution der Regierung an.

Galiani erklärte sich keineswegs im Prineip gegen die Freiheit der Ausfuhr. Nur eine Ausfuhr des gesunden Menschenverstandes sei ihm unter allen Umständen verhaßt. Darum will er, daß die Ausfuhr eines Landes auf das Überflüssige beschränkt werde; und da es nach ihm noch gar nicht erwiesen sei, daß Frankreich einen Überfluß an Getreide besitze, so hält er das in der besten Absicht erteilte Gesetz von 1764 um so mehr für verfrüht, als der Verkehr im Inneren noch immer nicht frei genug sei. Er ist überhaupt der Meinung, daß man nie etwas ohne allen vernünftigen Grund thue, wohl aber darin fehle, daß man von dem an sich Vernünftigen eine falsche Anwendung mache. Dies sei nun auch hier hinsichtlich der freien Ausfuhr geschehen, welcher er im Prineip ja zustimme. Er will das Notwendige, doch nur in dem entsprechenden Verhältnis, durch Zölle geschützt sehen, welche für den freien Verkehr im Inneren Verwendung zu finden hätten. Da das Interesse der Industrie dabei zu berücksichtigen sei, so müßten die Zölle auf Getreide höher sein als auf Mehl, die auf Mehl höher als auf die daraus verarbeiteten Fabrikate. Andererseits will er aber auch den Durchschnittswert des im Lande erbauten Getreides gegen die freie Einfuhr durch entsprechende Zölle geschützt wissen.

Galiani schrieb sein Buch in dialogischer Form und in französischer Sprache, die dieser „éblouissant causeur“ — wie

ihn Diderot, der Meiſter der geiſtvollen Unterhaltung, genannt — für die dieſer Form entſprechendſte Sprache hielt. Er wußte dieſe Dialoge durch ſeinen Geiſt, ſeine Laune, ſeine an Einfällen und überraſchenden Wendungen unerſchöpfliche Erfindungsgabe ſo zu beleben, daß ſie die allgemeinſte Bewunderung erregten, ſo große Anfechtungen auch ihr Inhalt erfuhr. Das Geſpräch iſt auf drei Perſonen verteilt, von denen der Chevalier Zanoni Galianis Meinung mit aller Verve, allem Witz, aller Beweglichkeit ſeines Geiſtes vertritt, der Marquis de Roquemaure dagegen die Doktrin der Ökonomiſten verficht, unter deren Banne er ſteht, der Präſident aber die Belehrung ſuchende, das Für und Wider gegeneinander abwägende Regierung repräſentiert. Beſonders in der Figur des Marquis, zu welcher eine der liebenswürdigſten Perſönlichkeiten der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft, der Marquis de Croismare, Modell geſeſſen hat, zeigt ſich die Darſtellungskunſt Galianis in voller Stärke. Die vornehme Behaglichkeit, die feine, unverwüſtliche Laune dieſer Figur, die ſich weder durch die Schärfe des Streites noch durch die Ironie des Gegners aus der Faſſung bringen laſſen, ſondern ihr den liebenswürdigſten Humor entgegenſetzen, ſind zu heiterſter, lebensvollſter Erſcheinung gebracht.

„In dieſen Dialogen" — ſchrieb Voltaire an Diderot — „ſcheinen Plato und Molière zuſammen gearbeitet zu haben. Man hat nie beſſer und nie luſtiger eine Sache verteidigt." Auch in ſeinen Questions sur l'académie kommt Voltaire auf ſie zurück: „Der Abbé Galiani fand das Geheimnis, ſelbſt noch in einer fremden Sprache Dialoge zu ſchreiben, die ſo unterhaltend ſind wie unſere beſten Romane, und ſo lehrreich wie unſere beſten wiſſenſchaftlichen Bücher." Friedrich der Große wünſchte Galiani „zu einem ſo ſchönen und nützlichen Werke" Glück. Der ihm befreundete Prinz Heinrich von Preußen ſchwärmte dafür. Die Kaiſerin Katharina II. ſchätzte es hoch. Natürlich traten die Pariſer Philoſophen mit Ausnahme der Ökonomiſten mit Leidenſchaft dafür ein. Doch ſelbſt der bedeutendſte unter den letzteren, Turgot, bekannte: daß es kein ſchlechtes Buch ſei, wenn es auch eine ſchlechte Sache vertrete. „Man kann es nicht mit mehr Geiſt, mehr Anmut, mehr Gewandtheit, mehr gutem Scherz, mehr Feinheit und einer ſorgfältigeren Ausführung bis ins einzelne thun. Ein ſolches Buch, mit dieſer Eleganz, dieſer Leichtigkeit, dieſer Originalität und Sicherheit des Ausdrucks und noch dazu von einem Ausländer geſchrieben, iſt eine ganz einzig daſtehende Erſcheinung." Doch fehlte es um ſo weniger an heftigen Angriffen, als dies im Intereſſe der damaligen Regierung lag. Der Abbé Morellet, obſchon Galiani ſeit lange befreundet, wurde offiziell mit einer Widerlegung beauftragt, die aber erſt 1774 zum Druck gelangte, weil inzwiſchen die von Galiani als notwendige Folge des Edikts von 1764 prophezeite Hungersnot eingetreten war und zu einem Syſtemwechſel geführt hatte. Man hob das Geſetz wieder auf, wenn es auch im übrigen nicht zur Annahme der Galianiſchen Vorſchläge kam. Die Ernennung Turgots zum Generalcontroleur brachte die Ökonomiſten aber wieder ans Ruder. Morellets Réfutation erſchien. Galiani, obſchon in Bezug auf die Getreidefrage anderer Meinung, ſchätzte Turgot ſehr hoch, ſah aber ſofort ſeinen baldigen Sturz voraus. „Er wird nicht lange genug im Amte bleiben, um ſein Syſtem zur Ausführung bringen zu können. Er wird einige Spitzbuben zur Rechenſchaft ziehen, zürnen und ſich aufregen, das Gute wollen, aber überall auf Hinderniſſe und Spitzbübereien ſtoßen und ſich verhaßt machen. Man wird vorgeben, daß er ſich nicht auf Geſchäfte verſtehe; er wird ſich zurückziehen oder fortgeſchickt werden." Galiani ſchrieb dies am 17. September 1774, und ſchon im Mai 1776 war Turgot ſeiner Stelle wieder entſetzt.

Galiani konnte den Verluſt von Paris nicht verſchmerzen. Der ironiſche Spötter war mit einem empfindſamen Herzen

begabt. Flatterhaft in der Liebe, war er doch treu in der Freundschaft. „Man hat" — schrieb er von Genua aus — „mich Paris und mir das Herz entrissen!" Obschon er in Neapel die schmeichelhafteste Aufnahme fand, konnte dies das Weh seiner Seele nicht lindern. Was war diese Gesellschaft auch gegen die von Paris! Ein Brief aus dem Kreis seiner dortigen Freunde war ihm das köstlichste Labsal. Von allen Korrespondenzen, die er dorthin unterhielt, war die mit Madame d'Epinay die weitaus fruchtbarste und innigste. Sie liegt uns in zwei starken Bänden jetzt vor. Seine an sie gerichteten Briefe waren für all seine philosophischen Freunde ein Fest. Sie wurden in ihren Gesellschaften vorgelesen; sie wanderten von Hand zu Hand; einzelne gelangten in Abschriften bis zu dem großen Patriarchen in Ferney. Man weiß, welchen Einfluß Voltaire auf diesem Wege von dort auf die Pariser Gesellschaft ausgeübt hat. Der Einfluß Galianis vom noch fernereu Neapel ist kaum minder bemerkenswert. Welchen Wert andererseits die an ihn aus Paris gelangenden Briefe für ihn hatten, geht aus der Ungeduld hervor, mit welcher er sie erwartete. Noch im Jahre 1773 schreibt er darüber: „Sie haben recht, schöne Frau; der Wert, den man auf dieses Blättchen Papier, welches man Brief nennt, legt, ist unglaublich. Diese Thorheit bringt dem König von Frankreich sechs Millionen im Jahre ein. Wissen Sie wohl warum? Weil der Briefwechsel der Trümmerrest eines großen Wohlstandes ist, den man sich nun um so sorgsamer zu erhalten trachtet, so daß er geizig macht — ein Gefühl, das mit der Reue über frühere Verschwendung vermischt ist." Und geizig erscheint Galiani allerdings in den ewigen Klagen über das hohe Porto, das damals freilich eine heute ganz unglaubliche Höhe hatte; wie überhaupt die liebenswürdige Natur und Ausdauer von Madame d'Epinay dazu gehörte, um seine Nörgeleien in Geldangelegenheiten ruhig ertragen zu können. Galiani war aber nur geizig, wo es sich um eine Übervorteilung zu handeln schien. Er war in anderen Dingen eher verschwenderisch. „Ich bin habgierig geworden" — schreibt er einmal — „ohne doch geiziger zu sein. Im Gegenteil gebe ich mehr als jemals aus. Man fragt mich warum? Nun, weil ich alle Laster besitze." Wenn aber auch nicht alle Laster, so besaß der kleine Abbé doch manche kostspieligen Liebhabereien. Er war ein leidenschaftlicher Sammler von Münzen, Kameen, Bronzen, Bildern, Vasen und Waffen. Seine Bibliothek enthielt die besten Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker. Auch betrachtete er sich als das Haupt einer sehr zahlreichen Familie. „Wenn ich erzählen sollte, welche Sorgen mir meine Familie bereitet" — schreibt er einmal an Madame d'Epinay — „so müßte ich von fünf Schwestern, drei Nichten, einem Neffen, der Frau und den Kindern dieses Neffen, einer Tante mit ihrer Familie, den Männern von zwei Nichten, einer Schwägerin, ihrem zweiten Gatten, ihrer Mutter, dreißig Vettern und einem Hundert entfernter Verwandten berichten. Es ist buchstäblich und ohne jede Übertreibung wahr, daß sie mir alle zur Last fallen. Alle suchen Hilfe bei mir, und keiner, der mich zu unterstützen bereit oder mir etwas Gutes zu erweisen in der Lage wäre. Bis auf meinen Neffen sind alle zum Umkommen devot und, meinen Neffen mit eingeschlossen, zum Sterben langweilig. Immer kommt einer aus diesem Schwarme, um bei mir zu essen oder zu wohnen. Sie rauben mir meine Zeit, ohne mir doch eine Unterhaltung zu gewähren. Ich erwähne es nur, um zu zeigen, daß es in dieser besten der möglichen Welten kein reines Glück giebt. Ach, daß es dem lieben Gott doch gefallen hätte, eine unmögliche zu erschaffen, wie glücklich würden wir sein!" Nachdem er zweien seiner Nichten und seiner verwitweten Schwägerin ansehnliche Partien vermittelt hatte, gelang es ihm auch, seine dritte, verwachsene Nichte anständig zu verheiraten. „Bekennen Sie" — schrieb er damals — „daß ich ein furchtbarer Epou-

Digitized by Google

seur bin. Wünschen Sie vielleicht für Madame Geoffrin oder für Madame de la Ferté Imbault einen Mann? Sie haben nur zu befehlen. Geht es so fort, so wird man mich im Theater beim Erscheinen in meiner Loge mit Beifall empfangen."

Galiani erfreute sich bis zuletzt der Gunst des Marquis Tanucci. Auch als dieser in Ungnade gefallen war, blieb der Hof ihm gewogen. Von Stelle war er zu Stelle, bis zum Fiskal der Giunta de' Reali allodiali und zum Beisitzer der Sopraintendenza del fondo della separazione gestiegen. In jeder hatte er sich seinem Vaterlande nützlich zu machen gewußt. Trotz der außergewöhnlichen Thätigkeit, die dies erforderte, trotz der Kraft und Zeit, welche ihm die Geselligkeit, seine ausgedehnte Korrespondenz und die Ansprüche zahlreicher berühmter Fremden kosteten, welche ihn aufsuchten, brachte er immer noch eine Menge neuer Werke des Geistes und Witzes hervor. Kurz nach seiner Rückkehr nach Neapel findet man ihn für Herrn v. Sartines mit einem Bericht über Leihhäuser beschäftigt, um deren Einführung in Frankreich er sich verdient gemacht hat. Auch ein Traktat über Erziehung beschäftigt ihn damals, sowie eine verloren gegangene Satire auf Rivières L'intérêt général de l'État unter dem Titel La Bagarre, die er für die geistreichste und lustigste seiner Schriften hielt. Etwas später folgt ein Dialog über die Frauen. Ein leidenschaftlicher Liebhaber von Katzen, war er auch mit einer Geschichte dieser Tiere beschäftigt, an denen ihm das Perfektibilitätsprincip aufgegangen war. Diese Studien veranlaßten auch die Satire: Instructions morales et politiques d'une chatte à ses petits, traduit du chat en français par Mr. d'Egrattigny, interprête de la langue chatte à la Bibliothèque chatte. Die Katze lehrt ihren Kindern zunächst die Menschenfurcht, um sie sodann in die beiden Principe der katzischen Theologie, von dem guten Gottmenschen und dem Dämon des bösen Hundes, einzuführen, worauf die Erörterung der Moral, das Verhalten gegen Ratten und Mäuse u. s. w. folgt. Dazwischen wurde der Kommentar des Horaz weiter fortgesetzt und an einem Werke über den Instinkt und die Gewohnheiten des Menschen oder von dem Princip der Natur und des Rechtes, wie es sich aus den horazischen Schriften ergiebt, und an einer Untersuchung der Pflichten der neutralen Staaten gegen die kriegführenden gearbeitet. Auch ein Singspiel: Il Socrate imaginario, entstand, das, von Paesiello in Musik gesetzt, großen Beifall errang, in Neapel verboten wurde, aber sich rasch fast über alle Operntheater des Auslandes verbreitete. Zu seinen letzten Werken gehört eine Schrift über den neapolitanischen Dialekt, den er sehr hoch stellte, und ein Wörterbuch dieses letzteren, der Plan zu einer Theaterschule, sowie eine Untersuchung der Ursachen der

Abbé Galiani.

Entvölkerung der sanesischen Maremmen und Vorschläge, letzterer Abhilfe zu schaffen; wie er in der letzten Zeit seines Lebens auch eifrig mit Herstellung eines Abzuges des Fusarosees und einer Verbindung der Seen von Averno und Lucrino sowie mit der Öffnung des Hafens von Bajä beschäftigt war.

Galiani hatte das Unglück, nach und nach fast all seine Freunde durch den Tod zu verlieren. Kein Verlust aber wurde ihm schwerer als der seiner treuen Korrespondentin, Frau v. Epinay. „Madame d'Epinay ist tot" — schreibt er am 10. Juni an Madame Boecage, die ihm diese Trauernachricht gemeldet und, wie um ihn zu trösten, sich ihm nun selbst als Korrespondentin angeboten hatte — „ich habe also zu sein aufgehört. Sie schlugen mir vor, die Korrespondenz mit mir fortzusetzen, die ich so lange mit ihr zu führen die Ehre gehabt. Ich fühle den ganzen Wert des Opfers, das Sie sich aufzuerlegen mich würdig halten — was aber vermag ich darauf zu erwidern? Mein Herz ist nicht mehr unter den Lebenden, es ist ganz nur in einem Grabe. Verzeihen Sie mir also, Madame, daß ich Ihnen dies mit so viel Freimut schreibe und Ihnen undankbar erscheinen muß." Der Ernst des Lebens war auch über ihn jetzt gekommen, und er lebte nur noch in dem Schatten dahin, den der Tod vor sich her warf. Zwei Jahre später ward er von einem Schlagfluß betroffen, von dem er sich nicht wieder völlig erholte. Als er die Annäherung seines Todes fühlte, verlangte es ihn, seinen König und seine Königin noch einmal zu sehen. Beide erschraken bei seinem Anblick und empfahlen ihm dringend, ärztliche Hilfe zu suchen. Die Königin aber schickte ihm ein eigenhändiges Schreiben, worin sie ihn dringend ermahnte, an das Heil seiner Seele zu denken, das er bisher vernachlässigt habe. Galiani antwortete sehr gefaßt und nicht ohne Würde: „In der unendlichen Gnade, die mir der Himmel gewährt hat, erkenne ich es als eine seltene Gunst, die fromme Seele Ew. Majestät in dem Grade bewegt zu haben, daß Sie selbst mich auf den Weg der Pflicht, der Tugend und des ewigen Heils zu drängen kommt. — Um jedoch wahr zu sein, muß ich sagen, daß ich mich doch nicht ganz so weit vom rechten Wege entfernt zu haben glaube, als es die Zweifel und die Unruhe, welche Ew. Majestät in Ihrem gnädigen Briefe ausdrücken, annehmen lassen; obwohl ich keineswegs leugnen will, daß ich ein Sünder war und noch bin, für den ich die Barmherzigkeit des Himmels erflehe. Wohl aber kann ich behaupten, daß die Grundsätze der ewigen Moral und der wahrhaft christlichen Religion meinem Herzen immer eingegraben geblieben waren, und ich bitte Gott, sie mir bis ans Ende zu erhalten. — Was ich mir aber auch als Mensch und als Christ vorzuwerfen haben mag, als Magistrat und als Unterthan bin ich mir keiner Sünde bewußt."

Kurz vor seinem Tode nahm er vor einer Menge in seinem Palast versammelter Menschen nach offenem Bekenntnis seiner Sünden und seines christlichen Glaubens das Abendmahl, worauf er, auf zwei seiner Diener gestützt, das heilige Sakrament bis an die Thür seines Palastes begleitete, indem er lächelnd bemerkte, daß man sich auch einmal für Gott anstrengen könne, nachdem man es so oft für die Menschen gethan. Er behielt seine Heiterkeit, seinen Witz bis zum Tode, der kurze Zeit später, am 30. Oktober 1787, erfolgte.

Galiani gehörte zu den ausgezeichnetsten Geistern seines Vaterlandes und seiner Zeit. Seine Fehler waren die dieser letzteren, seine Vorzüge teilte er mit jenen seltenen Menschen, die ihre Kraft und ihr Talent dem Dienste und Wohle der Menschheit weihen.

Magdeburg.

Von

Heinrich Pröhle.

Magdeburg, Parthenopolis! Nicht von Julius Cäsar, ja nicht einmal, wie Pirkheimer meint, von Drusus ist die Stadt gegründet. Zur Zeit Karls des Großen war sie vielleicht nur ein Fischerdorf wie später noch Berlin. Aber früh wurde der Ort zur Sicherung des Handels an der slavischen Grenze befestigt. Da hieß es schon in der Frühzeit wie in den Liedern aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert: „O Magdeburg, halt dich feste!" Und so möge die Stadt denn auch ferner festhalten den Kranz, den die Jungfrau in ihrem Wappen mit der Hand ergriffen hat.

Man langt in Magdeburg fast stets auf dem neuen Gesamtbahnhofe an. Mit Tunnel und vier bis fünf Perrons nebst mehrfachen Restaurationen befindet er sich auf der Westseite der Stadt. Der frühere schmutzige, fast kellerartige Bahnhof lag auf der Elbseite. Bei der Weiterfahrt nach dem Harze sieht der Reisende auch eins der neuesten Zeichen der Zeit, die Wetterwarte der Magdeburgischen Zeitung. Auch die zwei herrlich verzierten, aber erst vor fünfzehn Jahren erneuerten Türme der nicht im reinen gotischen Stile erbauten Ulrichskirche sieht man bei dieser Gelegenheit. Neben dieser Kirche läuft jetzt die Pferdebahn hin. Der durchaus nicht häßliche Anbau an der Kirche nach der Straße zu ist nur ein altes Erbbegräbnis.

Zum jetzigen Bahnhofe führt die Wilhelmstraße. Sie ist ganz neu, doch im Geschmacke des älteren Madeburger Baustiles, wie er sich zum Beispiel auf dem Breiten Wege zeigt. Das große Haus aus Barnsteinen mit dem Aufsatze ist das ehemalige Germania-Hotel. Neben so vielen anderen großen Gasthöfen in der Nähe des Bahnhofes machte es schlechte Geschäfte, besonders da auch die bescheideneren Gasthöfe in der Nähe des Fürstenwalles, zumal die Stadt Prag, noch immer sehr beliebt sind. Die Wilhelmstraße fällt wie ein Perpendikel auf die schönere und größere Kaiserstraße. Auf

dieser letzteren befindet sich das schöne Theater. Mit der Veranda und den Gartenplätzen auf seinem Hofe dient es im Sommer, auch wenn seine Bühne geschlossen ist, als Vergnügungsort.

Der Bahnhof.

Der Brennpunkt des Magdeburger Lebens und Treibens war von alters her auf dem zwischen Dom und Eisenbahn gelegenen Breiten Wege. Durchschneidet er doch ganz Magdeburg von Süden nach Norden. Auch war er ehemals der einzige nicht winkelige Pfad der ganzen reichen Handelsstadt. Wie die am meisten für Magdeburg charakteristischen Häuserbauten, so finden sich hier auch die bezeichnendsten Häusernamen aus alter Zeit. Aus der Bodenluke des Privathauses „Zum weißen Rosse" schaut ein weißes Roß hervor. Name und Bau dieses Hauses versinnbildlicht uns eine bekannte Sage aus dem Dreißigjährigen Kriege. Auch abgesehen vom Breiten Wege fehlt es aber in Magdeburg nicht an ausdrucksvollen Häuser- und Straßennamen. Da befinden oder befanden sich unter den Häusern weiße und goldene Lilien, Rosmarinstöcke, grüne Hirsche und fliegende Pferde. Andere Namen sind „Zum drei Rosen", „Zum wilden Mann", „Zum drei Krebsen", „Zum Ölbaum", „Zum Vogelgesang". An einem Hause befindet sich der kleine David mit

Stiefeln und Pluderhose. Über seiner Schulter hängt die Hirtentasche. Dieses Bild, eine Sandsteinfigur, ist nach dem Hause „Der große Goliath" zu gerichtet, als ob der kleine David einen Schleuderstein danach würfe. Der „Blaue Stern" hieß früher der „Bauerntanz". Bekanntlich sind die Namen der älteren Gasthöfe meist aus solchen Häusernamen entstanden. Im „Goldenen Ringe" zu Magdeburg kehrte während des vorigen Jahrhunderts der polnische und holländische Gesandte ein. Unter den Straßen ist die Venedische. Die Fabrikenstraße hieß früher der Voßwinkel oder das Fuchsloch, und die große Storchstraße der Brausewinkel. Magdeburg hat auch eine Gouvernement-Straße. Die Oberpräsidialgebäude liegen am Fürstenwalle und Domplatz. Der Domplatz heißt auch der Neue Markt. Es ist der Meßplatz.

Die prächtige gotische Domkirche gleicht von außen einem erstarrten steinernen Meere, über dem sich der Himmel wunderbar schön abhebt. Trotz des starken Zugwindes von der Elbe her staunt man, auf dem Domplatze stehend, besonders den schönen gotischen Haupteingang an. Wie ein Diadem erheben sich über diesem die steinernen Wölbungen. Zwischen einer oberen Wölbung und der Thür befinden sich drei runde Fenster. Je höher hinauf, um so feinere gotische Verzierungen scheinen an den Türmen hervorzutreten. Steinkränze und Steingänge zeigen sich. Oben wird alles Kranz und Gewinde.

Unten am Fuße der Türme befindet sich ein kleiner Garten mit Gras und Flieder. Innerhalb des Gärtchens am Eisengitter läuft noch eine Hecke hin. Auf der anderen Seite des Domes wird das Gärtchen immer buschiger. Am Ende dieser gleichfalls dem Domplatze zugewandten Seite treten wir in die Kreuzgänge ein, in denen man sich verirren kann.

Prächtig strahlen uns beim Eintritt in die Kirche selbst die erhabenen weißen Säulen, der hohe Chor und der Hochaltar mit der kostbaren Platte von rötlichem Jaspismarmor entgegen. Herrlich ist auch das Lichtspiel der gemalten Fensterscheiben auf der dem Altar und der Kanzel ent-

Wilhelmstraße mit der Ulrichskirche.

gegengesetzten Seite. — Unter den Denkmälern und Merkwürdigkeiten im Dome sind diejenigen in geschichtlicher Hinsicht die wichtigsten, die sich auf Kaiser Otto den Großen beziehen. Dazu gehört auch die Taufkapelle aus dem dreizehnten Jahrhundert mit den Kaiser Otto und seine erste Gemahlin Editha betreffenden Figuren. Auch die Gebeine beider ruhen im Dome. Doch war Editha schon vorher in dem alten Mauritiuskloster beigesetzt, weshalb auch

Das Theater.

das Bild des heiligen Mauritius neben ihrem Grabmal erscheint. Otto der Große starb am 7. Mai 973 zu Memleben in der Goldenen Aue, wo die sächsischen Kaiser im Frühling gern die Sumpfvögel jagten. In der schönen Marienkirche daselbst sind jedoch nur seine Eingeweide beigesetzt, die bei der Einbalsamierung, ebenso wie dies in Ägypten geschah, aus seinem Leibe herausgenommen wurden. Alles andere wurde zu Magdeburg von sämtlichen deutschen Bischöfen mit großem Pomp bestattet. Wie sein Vater in der Krypta zu Quedlinburg, nur majestätischer schläft der größte Kaiser aus dem sächsischen Hause unter der Marmorplatte im hohen Chor zu Magdeburg. Kunstreich

Der Breite Weg.

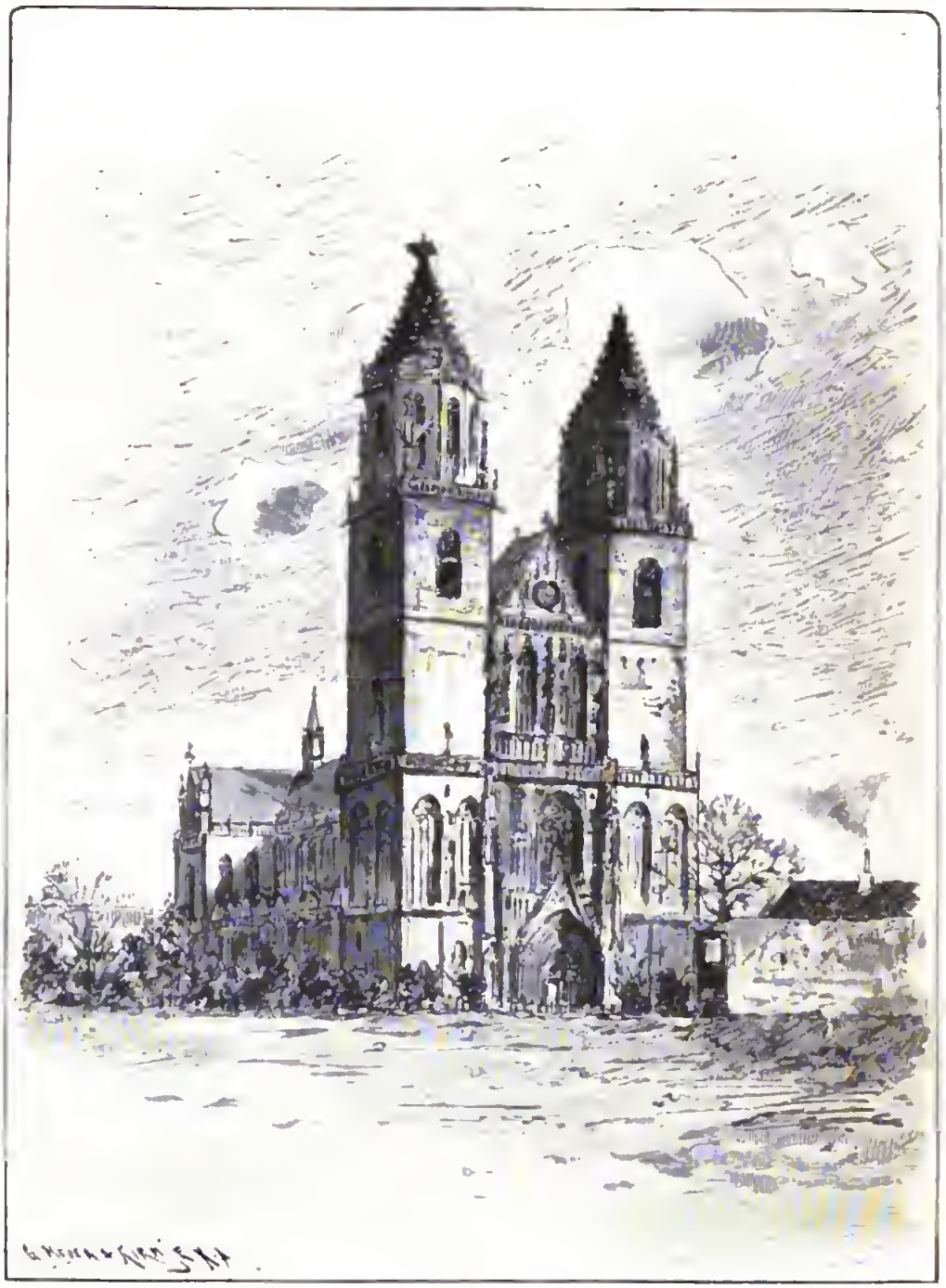
geschnitzte Betstühle stehen darüber. Das Grab ist mehrmals durchwühlt. Kein Erz wurde darin gefunden. 1844 wurde der Schädel des Kaisers auf kurze Zeit herausgenommen und in der Sakristei von einem Maler abgezeichnet.

In diesem jetzt stark gebräunten Schädel entstand zuerst der Gedanke, zu Magdeburg ein Erzbistum nebst dem Dome zu gründen. Nur so glaubte Otto die Wenden jenseits des Stromes ganz zu Christen und zu Deutschen machen zu können. Auf den Ort war er zuerst durch Editha aufmerksam gemacht geworden. Diese Schwester König Athelstanes von England fand Ähnlichkeiten zwischen Magdeburg und London, ließ sich die Elbstadt als Morgengabe schenken und machte aus den Fischerhütten einen blühenden Ort. Auch sandte sie die Gebeine zweier Märtyrer dorthin. Otto machte dann durch seine Stiftungen in Edithas Sinne Magdeburg so heilig, daß noch zur Reformationszeit ein Abt die Stadt wegen ihrer Privilegien und Antiquitäten nur mit Rom vergleichen zu können meinte. Der Abt hatte gegen Luthers Lehre eben nicht viel einzuwenden, meinte aber, eine Stadt wie Magdeburg müsse doch wohl mit ihr verschont werden.

Noch jetzt ahmt man den Klang einer Magdeburger Domglocke nach, indem man ihr die Worte in den Mund legt: „Von der Huf' ein Wispel, von der Huf' ein Wispel", was sich auf früher verlangte Abgaben an den Dom bezieht. Die Canonici trugen die sogenannten Sandalen: seidene Strümpfe, in welche Gold und Perlen hineingestickt waren. Sie wollten sogar nur solche Geistliche, die schon in seidenen Strümpfen ordiniert und daher des vornehmsten Herkommens waren, unter sich aufnehmen.

Der alte Dom Ottos des Großen brannte am Karfreitage 1207 ab. Erst nach anderthalb Jahrhunderten, 1363, wurde der jetzige Dom von dreizehn infulierten Äbten eingeweiht. Zum Feste

wurde der Erzbischof von der Stadt durch den Rat mit Wein und Geld beschenkt. Damals strömten so viele Festgenossen nach Magdeburg, daß man Unruhen befürchtete. Deshalb durften nur die Fürsten Schwerter tragen. Der Fürst von Anhalt und der Herzog von Sachsen saßen bei dem Bankett zu Pferde. Von dem herrlich geschmückten Rosse herunter reichte der Anhaltiner als Seneschall des Erzstiftes dem Erbischof die erste Schüssel und der Sachse den ersten Becher Weines.



Der Dom.

Ungefähr hundert Jahre später wurde der Erzbischof Ernst von Sachsen im Dome zu Magdeburg in einem großen ehernen Sarkophage beigesetzt, den wir heute noch als ausgezeichnetes Kunstwerk bewundern. Es ist einer der frühesten Erzgüsse von Peter Vischer und

cennius. Während der Plünderung in Magdeburg am 10. Mai 1631 schlossen sie sich mit tausend, nach Otto v. Guerickes Berichte sogar mit viertausend Menschen, meist weiblichen Geschlechtes, in den Dom ein und verharrten dort ohne Nahrung bis zum 12. Da ließ Tilly

Elbansicht mit Dom.

von ihm im vierzigsten Lebensjahre gefertigt.

Abermals ungefähr hundert Jahre später, nach der Reformation, baute ein gewisser Caput aus Nordhausen die jetzige herrliche Domkanzel. Zu den Theologen, die auf ihr gestanden haben, gehören auch die beiden Dompredigerr Bake und De-

die Thür öffnen. Sogleich fiel Bake vor ihm nieder und sagte auf den Knien die vollkommen passenden drei lateinischen Verse her, welche Vergil einem Priester des Apollo in den Mund gelegt hat. Es ist die Stelle, in der das bekannte geflügelte Wort: Fuimus Troes! vorkommt. Schrieb doch auch Pappen-

heim in einem Kriegsberichte, seit der Zerstörung von Troja sei keine solche Viktoria gesehen wie die Eroberung von Magdeburg. Tilly begnadigte zwar selbst die Soldaten, die sich unter Bakes Schutz begeben hatten. Auch reichte man den Familien der Domprediger etwas Speise. Für sie selbst aber war dies vorläufig nur eine Art von Henkersmahlzeit. Decennius, der für das verfrühte und deshalb verderbliche Bündnis des damaligen protestantischen Administrators, eines brandenburgischen Prinzen, mit Gustav Adolf gewirkt hatte, sollte in der That noch hingerichtet werden. Es klingt beinahe unglaublich, steht aber unumstößlich fest, daß ihn ein vornehmer Offizier aus Italien vom Richtplatze vor dem Dome aus Gustav Adolf zusandte. Der von seinem Gönner Gustav Adolf mit warmen Empfehlungen nach Magdeburg zurückgesandte Decennius predigte schon 1632 wieder auf der Domkanzel. Zweihundert Jahre später errichtete die Provinz und das Königreich Sachsen gemeinsam das Gustav-Adolf-Denkmal auf dem Schlachtfelde bei Lützen. Bei der Enthüllung dieses Monumentes hielt der Bischof Dräseke aus Magdeburg die Festrede. Er war der beredteste von allen Theologen, die jemals die alte Bakesche Domkanzel betreten haben.

Vom Dome aus, der zur Zeit Friedrich Wilhelms III. restauriert wurde, gelangt man durch eine Seitenpforte auf den Fürstenwall, den schönsten Teil der Magdeburger Promenaden an den Festungswerken. Hier unmittelbar aus der Nähe sieht der Zackenkranz auf einem der Domtürme (das fehlende Stück des kleineren hat Tilly einer unrichtigen Überlieferung nach abgeschossen) wie ein Storchnest auf einem Bauernhause aus.

Der Fürstenwall besteht aus einem etwas tiefer liegenden breiten Spazierwege zwischen Akazien und Walnußbäumen, sowie aus einem erhöhten Fußwege an der Elbmauer. Der letztere bietet die Aussicht auf die grüngelbe Elbe dar, wie sie, mit kräftigem Wellenschlage aus Böhmen kommend, in dem schwarzen Boden der Magdeburger Börde ihren Einzug hält. Zwischen Chausseen und grünen Festungswällen gut vermauert, fließt sie in ihren Barnsteinen dahin. Die Frachtwagen, die am jenseitigen Ufer fahren, und der Rauch aus den hohen Fabrikschornsteinen schließen auf der anderen Seite der Elbe das Bild, das man vom Fürstenwalle vor Augen hat, in charakteristischer Weise ab. Doch ist das Belvedere, ein Kaffeehaus auf dem Fürstenwalle, mit dem Hamburger Alsterpavillon nicht zu vergleichen.

Nach kurzem Verweilen im Belvedere ging ich bis in die Nähe des Domes zurück, dann aber geradeaus. So gelangte ich zum Kriegerdenkmal. Es ist den magdeburgischen Regimentern gewidmet, die 1866 und 1870 bei Podol, Münchengrätz, Königgrätz, Preßburg, Beaumont, Sedan, Toul, Paris, Straßburg und Belfort gekämpft haben. Es liegt auf einer kleinen Anhöhe, die mit ausländischem Gesträuch und Zierpflanzen bewachsen ist. Durch das herbstlich mit roten Beeren sich färbende Gebüsch hindurch erfaßte mein Auge mit einem Blicke das Kriegerdenkmal und die Domtürme. Wie der Dom, so ist auch das erst am 2. September 1877 enthüllte Kriegerdenkmal schon etwas vom Alter ergraut. Die Domtürme sind nur um so viel höher und grauer, als sie in ein älteres Zeitalter hineinragen. Werden nicht auch unsere Tage von den Nachkommen bloß noch aus der Ferne geschaut werden? Blauer Himmel mit Silbergewölk lag schon jetzt gleich über beiden so verschiedenen Monumenten ausgebreitet. Die Anlagen beim Kriegerdenkmal begrenzen östlich die stattliche Augustastraße. Die Häuser derselben befinden sich wie die der Tiergartenstraße in Berlin nur auf der dem Buschwerk und dem Kriegerdenkmal gegenüberliegenden Seite. Im Westen der Augustastraße sieht man jedoch vor den hohen Häusern auch noch hohe Gartenstreifen mit Rasenblumen. Die ganze Augustastraße schließt sich in geschmackvoller, doch völlig moderner Weise an den Dom und das Kriegerdenkmal an.

Von dem Breiten Wege und der Auguſtaſtraße aus iſt der Friedrich-Wilhelmsgarten in kurzer Zeit zu erreichen. Aber ehe ich den Leſer dahin führe, möchte ich ihn mit der Stadt ſelbſt noch bekannter machen. Der Breite Weg führt uns auch zum Alten Markt. Er iſt der eigentliche Marktplatz der Stadt. Auf dem Alten Markt ſteht das urſprünglich aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührende Denkmal Ottos des Großen. Der Kaiſer erſcheint hier wie der Kaiſer Rotbart, aber nicht ſchlafend am Marmortiſche, ſondern mitten unter ſeinen Niederſachſen und ſeinen Wenden, die hier ihre Waren feil bieten. Wie ein Bäuerlein ſeinen Dreimaſter, ſo hat er zu Pferde die Krone auf ſeinem Kopfe. Die Ritterbilder um ihn her ſcheinen aber Wache zu halten wie um den Barbaroſſa im Kyffhäuſer. Die beiden Figuren neben ihm, die wie Puppen oder Engel ausſehen, ſind ſeine beiden Frauen. Die teure Vergoldung ſieht wie Flittergold am Weihnachtsbaum aus. Das ganze altväteriſche Denkmal ſcheint zwar mit ſeinen Türmchen einem in der Luft hängenden Vogelkäfig zu gleichen, zeigt aber in ſeiner Einfalt einen rührenden und edlen Ausdruck.

Es iſt keineswegs Otto der Große, ſondern Carolus Quintus, der Beherrſcher zweier Welten, welcher den Magdeburgern feindlich geſinnt war, von dem es in dem Liede der Landsknechte von 1550 heißt:

Zu Magdeburg auf dem Markte,
Da liegt ein Faß mit Wein;
Will ihn der Kaiſer trinken,
Ein Landsknecht muß er ſein.

Als dieſe Verſe mir jetzt in den Sinn kamen, riefen ſie in mir das Verlangen wach, den Wein im Magdeburger Ratskeller zu koſten. Wie mancherlei hatte ich in Hoffmanns Chronik ſowie in den Geſchichtsblättern von Hertel, Holzapfel, Hülße, Paulſiek ſowie Guſtav und Woldemar Kawerau über Magdeburg geleſen! Ich wollte dies alles an meinem Geiſte noch einmal vorübergehen laſſen. Meine Phantaſien nach dem Eintritt in den Magdeburger Ratskeller waren freilich keine Geſichter, wie ſie Hauff im Bremer Ratskeller gehabt hat. Im Magdeburger Ratskeller an Bremen zu denken, lag um ſo näher, weil Magdeburg und Bremen in dem gefährlichen Jahre 1550 Karl V. eine Zeit lang faſt gleich ſchroff gegenüberſtanden.

Wem anders aber hätte ich im Magdeburger Ratskeller wohl das erſte Glas weihen können als den Kaiſern, die in Magdeburg Hof gehalten haben? Noch ſteht Otto der Große da draußen vor dem Ratskeller wie ein Gutsherr, welcher eben auf ſeinen Hof reiten will. Auch Otto II. ſuchte hier, ſo gut er konnte, das Anſehen des deutſchen Kaiſertums zu wahren. Deshalb ließ er auf dem Fürſtentage, den er 979 in Magdeburg hielt, einen Grafen Gero öffentlich mit einem gewiſſen Waldo kämpfen. Jener war von dieſem der Untreue gegen ſeinen kaiſerlichen Herrn beſchuldigt worden. Das Gottesurtel hatte einen zweideutigen Ausgang. Gleichwohl ließ der Kaiſer „grewen geren dat Houpt aff ſlaen", wie die Magdeburger Schöppenchronik ſagt. Kaiſer Friedrich Barbaroſſa erſchien zum Weihnachtsfeſte 1158. Er hatte keine treueren Anhänger als die Magdeburger. Auf einer Wallfahrt nach Jeruſalem fiel Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg den Sarazenen in die Hände. Er gelobte Gott, dem Papſte Alexander zu gehorchen, wenn er errettet würde. Aber als er die Freiheit wieder erlangt hatte, ſchwor er, niemals einem Papſte gehorchen zu wollen, der des Kaiſers Gegner ſei.

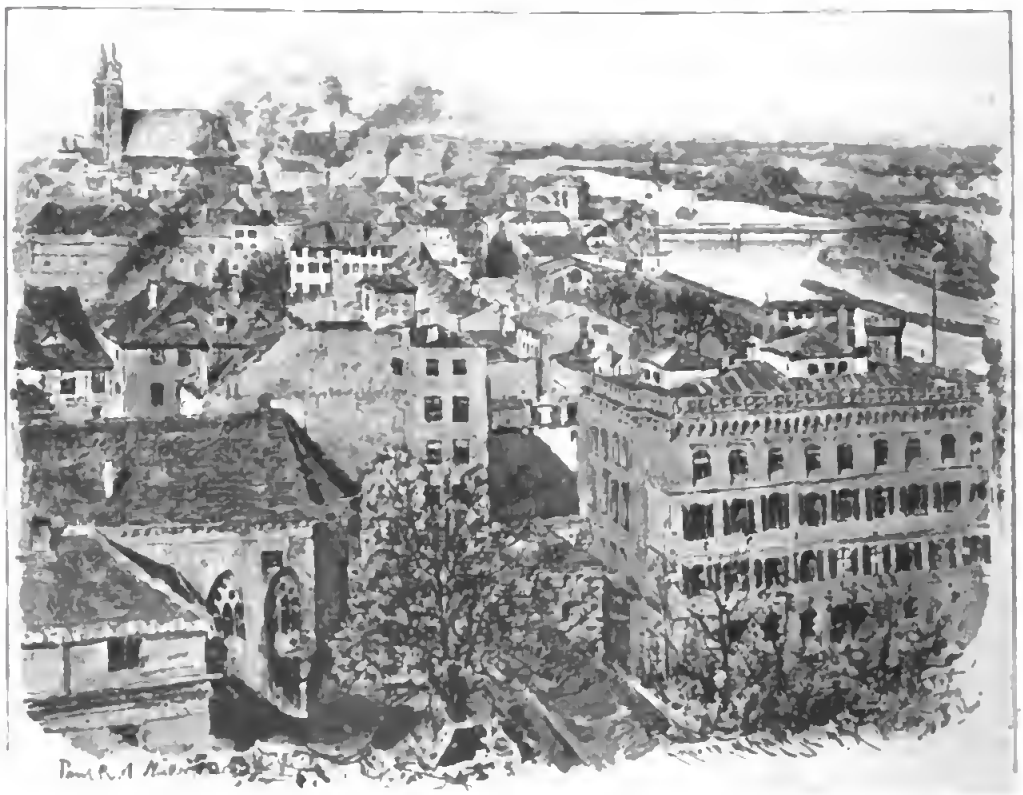
Noch nirgend (ſingt Walther von der Vogelweide) habe man ein ſo ſchönes Feſt geſehen als den Reichstag von 1188, beſonders an dem Tage, da Gott der Magd geboren ſei. Schön und tadelfrei ſei damals König Philipp in Magdeburg einhergeſchritten. Die Königin ſei ihm gefolgt wie eine Roſe ohne Dornen oder ein Täublein ohne Gallen. Die Thüringer und Sachſen hätten dieſem Kaiſerpaare da ſo gedient, daß es den Weiſen habe müſſen wohl gefallen.

Schon im dreizehnten Jahrhundert machten die Brandenburger ernſtliche Ver-

Digitized by Google

suche, das Erzbistum Magdeburg zu gewinnen. Allein die Wahl des Markgrafen Erich von Brandenburg aus dem Hause Anhalt führte nicht zum Ziel. Sein Bruder war der Markgraf Otto, der Minnesänger. Dieser fing mit Günther, der das Erzbistum wirklich erhalten hatte, Krieg an. Noch im Lager bei Schönebeck und Frose äußerte er, daß er am anderen Tage seine Pferde im Dome füttern lassen wolle. Am Morgen desselben aber zog der Erzbischof mit der Fahne des heiligen Mauritius in Begleitung aller Domherren auf den Markt vor das Rathaus. Den Bürgern versprach er neue Privilegien. Sogleich zogen diese die Sturmglocken und bewaffneten sich. Am 10. Januar 1278 wurde Markgraf Otto gefangen genommen. Man sperrte ihn in einen Kasten von dicken eichenen Bohlen wie die Quedlinburger ihren Raubgrafen. Ohne allzu schwere Bedingungen aus der Haft befreit, begann er den Krieg von neuem. Nun eroberte er zwar die erzbischöfliche Burg bei Staßfurt, wurde aber in den Kopf geschossen und mußte die Pfeilspitze lange im Kopfe mit sich herumtragen, weshalb er in der Geschichte Otto mit dem Pfeile heißt. Es war fast zwei Jahrhunderte später, als die Umwälzungen in Innerasien ein seltsames Völkchen nach Magdeburg führten. Wie die Schöppenchronik erzählt, so wären auch die Zigeuner dort durch Tamerlan aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden. 1413 erschienen sie in großer Zahl. Unter wunderlichen Gebärden tanzte immer ein Zigeuner auf dem anderen. Die Magdeburger Ratsherren versammelten sich auf der Laube, um es anzusehen. Sie gaben ihnen Brot, ein Rind und ein Faß Magdeburger Bier.

Bald herrschte Wohlstand und Üppigkeit in Magdeburg. Das beweisen die



Elbpanorama.

Hochzeitsordnungen von 1505 bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein. Schon früher durften zu den Mittagsmahlzeiten

am Brautabend und am Hochzeitstage vierzig Männer oder Frauen, zwölf Brautführer und ebensoviele Brautführerinnen geladen werden. Bei diesen vierundsechzig Personen wurden aber zwei Keller- und zwei Küchenmeister nebst ihren Frauen nicht gerechnet. Auf einer großen Hochzeit waren demnach zweiundsiebzig Personen. Nur durften keine Speisen und Getränke in fremden Häusern umhergeschickt werden. Auch durfte der Schulmeister mit seinen Baccalaureen nicht gespeist werden. Vierzehn Tage vor und vierzehn Tage nach der Hochzeit trat die Braut in der Stadt mit den beiden Brautjungfern auf. Doch war das auffällige Spazieren am Tage nach der Hochzeit verboten. Die Kränze des Bräutigams und der Braut bezahlte man oft mit einem Gulden. Außer dem Mus und dem Reisbrei sollten nur drei Gerichte auf die Hochzeitstafel kommen. Auch sollten nur rheinische und fränkische Weine getrunken werden. Das Bräutigamshemde mit den Borten und anderen Zieraten durfte nicht über drei Gulden kosten. Alle anderen Anordnungen für die Hochzeitsfeste in der reichen erzbischöflichen Stadt galten auch für die Einkleidung der Nonnen, nur daß dabei die Zahl der anwesenden Priester und geistlichen Jungfrauen unbeschränkt war.

Der Magdeburger Ratskeller ist restauriert und mit neuen Verslein über den kleinen Nischen und Zellen geschmückt. Doch sind im Jahre 1881 in einem verschütteten Keller am Breiten Wege schöne alte Verslein und Wandmalereien aufgefunden worden. Die ältesten Verse sprachen einfach einen frischen und treuen Bürgersinn aus. Aber auch die späteren, wahrscheinlich kurz vor der Reformation geschriebenen Verslein in jenem verschütteten Keller zeigen eine stark moralische Tendenz. Die heilige Katharina als Schutzpatronin der jetzt evangelischen Katharinengemeinde thront über diesen neueren Verslein. Auch zeigt sich eine Gestalt mit der Leuchte, um den Menschen auf dem Sündenpfade Licht zu bringen. Denn deutlich schreitet hier ein Mann auf der abschüssigen Bahn einher. Seine Kleidung ist reich. Zwischen zwei Frauen, die ihm beide zugeneigt sind, sitzt er an der wohlbesetzten Tafel. Sein Grundsatz dabei ist:

Das Kriegerdenkmal.

De wil ik gheldes genoch han
unde nacebegen (Katzenbuckeln) is bequeme,
So schal min budel apen stan;
mede tuchten best (der feine Mann) de is angeneme.

Maler und Dichter aber wollten zeigen, wie Gewalt, Geld und Gunst brächen Recht, Treue und Kunst und wie dieser Zustand der Dinge die ganze Welt nach sich ziehen müsse in den Abgrund.

Diese vielleicht schon aus gärenden Verhältnissen erwachsene Satire machte im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts einer magdeburgischen Lokalpoesie Platz, welche nicht allein das Leben in der reichen Handelsstadt noch üppiger schildert als zuvor, sondern selbst eine leichtfertige und frivole Tendenz vertritt. Zur magdeburgischen Lokalpoesie darf aber das 1609 bei dem Buchführer „Zum gülden Horn" in Magdeburg erschienene Lustspiel „Amantes amentes" wohl gerechnet werden. Der pseudonyme Verfasser ist Gabriel Rollenhagen. Bis 1881 wurden die Schriften desselben vielfach seinem Vater, dem alten Magdeburger Rektor Georg Rollenhagen, zugeschrieben. Gabriel Rollenhagen war am 22. März 1583 in Magdeburg geboren. Wahrscheinlich starb er in seiner Vaterstadt ungefähr zehn Jahre vor deren Zerstörung durch Tilly. In den Amantes amentes läßt er die Vornehmen hoch- und die Geringen plattdeutsch reden. So zeigt das Lustspiel genau, wie weit im Jahre 1609 die niedersächsische Mundart von der Schriftsprache zurückgedrängt war.

Der Kampf zwischen dem meißnischen oder obersächsischen mit dem niedersächsischen Dialekt ging im sechzehnten Jahrhundert zu Magdeburg Hand in Hand mit den Kämpfen zwischen Katholicismus und Protestantismus. Magdeburg war schon immer eine feste Stadt gewesen. 1522 aber wurden die Ratsherren beschuldigt, sie erhöhten die Wälle, verbreiterten die Gräben und besserten die Zwinger aus. Je fester die Stadt wurde, um so freier wurde die Sprache der in Magdeburg gedruckten Schriftwerke. Dadurch erhielt Magdeburg, als durch Luthers Tod die litterarische Bedeutung Wittenbergs etwas zurücktrat, den Namen „unseres Herrgotts Kanzlei". Die für die öffentliche Meinung in Deutschland entscheidenden Schriften wurden eine Zeit lang hier gedruckt. So wurde das feste Magdeburg auch der Schmelzofen, in welchem unsere plattdeutsche Muttersprache in die hochdeutschen Typen der Lutherschen Bibelübersetzung umgegossen wurde. Nach dem Dreißigjährigen Kriege aber hat sich Otto v. Guericke in Magdeburg, der Erfinder der Luftpumpe, alle plattdeutschen Zuschriften verbeten. Nur in einer gewissen Klasse der Bevölkerung und in einer bestimmten Gegend der Stadt wird jetzt noch niederdeutsch gesprochen. Während der Zerstörung der Stadt durch Tilly waren die Fischerhütten wegen ihrer einsamen Lage unversehrt geblieben. So haben sich denn auch bis auf den heutigen Tag die Fischer und Schiffer in Magdeburg ebensowenig als in Hamburg den niedersächsischen Dialekt nehmen lassen.

Es mögen wohl dieselben Studenten gewesen sein, welche aus Wittenberg den Meißener Dialekt und die ersten Nachrichten über die Reformation mit nach Magdeburg brachten. Damals scheint der sogenannte Möllenvogt als erzbischöflicher Polizeibeamter eine große Rolle in dieser Stadt gespielt zu haben. Er erhielt von dem abwesenden Kardinal Albrecht von Brandenburg — dem Erzbischof — den Befehl, zwei Prediger als Aufwiegler zu verhaften. Der Möllenvogt antwortete, das Volk würde sie wieder befreien, selbst wenn er sie „allbereit in Abrahams torm" hätte. Wirklich knüpfte sich nachher der eigentliche Beginn der Reformation erst an einen Vorfall, wie ihn der Möllenvogt vorausgesehen hatte. Am 6. Mai 1524 sang ein ehrwürdiger alter Tuchmacher (nach dem Berichte des Möllenvogtes war es ein loser Bube) dicht vor dem Ratskeller bei Kaiser Ottos Reiterbilde den Marktleuten die Lutherschen Lieder „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" und „Es woll uns Gott genädig sein" vor. Dazu verkaufte er wahrscheinlich Luthers damals erschienenes Gesangbüchlein, die Grundlage des ganzen protestantischen Kirchengesanges. Soeben kam der regierende Bürgermeister von der Frühmesse aus der nahen Johanniskirche. Ein Stadtknecht begleitete ihn wie die Liktoren den römischen Konsul. Der Stadtknecht verhaftete den frommen Sänger im Namen des Bürgermeisters. Das Volk befreite ihn nicht allein, sondern der Stadtknecht mußte an

seiner Stelle ins Gefängnis wandern und dann sogar die Stadt verlassen. Seitdem hörte man in allen städtischen Kirchen lutherische Predigten.

Luther hatte in Magdeburg einst die Schule besucht. Am 24. Juni 1524 kam

führung nach der Wartburg neben ihm im Wagen gesessen hatte, daselbst zum Superintendenten. Aber auch dieser konnte die eigentümlichen Schwierigkeiten, die in den Magdeburger Verhältnissen lagen, nicht beseitigen. Die Stellung der Bürger zu

Augustastraße.

er wieder auf einige Tage dahin behufs Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse. Er erkannte bereits die hohe Bedeutung der Stadt Magdeburg für die Geschichte der Reformation. Deshalb machte er seinen Freund Nikolaus v. Amsdorf, welcher als Eingeweihter vor Luthers Ent-

dem Erzbischof führte mehr oder weniger revolutionäre Zustände herbei. Wie der Möllenvogt berichtete, so sollte ein Barfüßermönch am Matthäustage auf der Kanzel mit faulen Eiern geworfen werden. Er verzichtete daher auf die Predigt. Mehr als dreitausend Menschen begleiteten

ihn unter Absingung deutscher Psalmen, als er unverrichteter Sache ins Kloster zurückging.

Denkmal Kaiser Ottos des Großen am Alten Markt.

Das sogenannte Interim nahmen die Magdeburger nicht an. Man sagte, es habe „den Schalk hinter ihm". Deshalb riefen auch die Magdeburger damals ihre Katzen „Interim". Ihre „Interimsthaler" zeigten das Haupt eines dreiköpfigen Ungeheuers.

Inzwischen war Magdeburg in die Reichsacht erklärt worden. Die Habsucht fing erst nach und nach an, sich an dem für herrenlos erklärten Eigentum der Bürger zu vergreifen. Die Brandenburger nahmen ihnen einige Fuder mit Zerbster Bier weg. Am gefährlichsten wurde ihnen aber der Herzog Georg von Mecklenburg.

Dieses hitzige junge Blut, wie er genannt wird, machte Ansprüche auf die Besitzungen eines Verwandten, hatte aber nicht die Mittel, die Fehde auszufechten. Um nur einmal in kriegerischer Rüstung auftreten zu können, verband er sich mit Herzog Heinrich dem Jüngeren zur Demütigung der Stadt Braunschweig. Allein diese erwehrte sich ihrer, Heinrich der Jüngere beruhigte sich etwas, und Georg nahm fast alle Soldaten desselben in seine Dienste. Er führte sie ins Gebiet der geächteten Magdeburger, wo sie von Plünderung lebten und wo er wahrscheinlich nur die Mittel gewinnen wollte, um zuletzt seinen Bruder mit Krieg zu überziehen. Nach der Zerstörung von Wanzleben bei Magdeburg wandte sich Georg in die Gegend von Haldensleben und Hillersleben; Magdeburg selbst getraute er sich nicht anzugreifen. Aber am 21. September 1550 eilten die Magdeburger den Bürgern und Bauern von Haldensleben und Hillersleben mit einer „ziemlichen Wagenburg und Feldgeschütz" zu Hilfe.

Herzog Georg von Mecklenburg hatte bald Gelegenheit, im Heere des Kurfürsten Moritz von Sachsen als Vollstreckers der kaiserlichen Acht gegen die Festung Magdeburg selbst zu kämpfen. Kurfürst Moritz machte nie ein Hehl daraus, daß die in Magdeburg gedruckten „Schmähbücher, Reime und Lieder" ihn mit bestimmten, gegen Magdeburg aufzutreten. Herzog Georg von Mecklenburg jagte einem Hakenschützen mit eigner Hand die Kugel durch den Kopf. Doch schon war der Sieg wieder auf magdeburgischer Seite. Der Herzog hatte sich persönlich zu weit vorgewagt. Er wurde verwundet und gefangen. Bei seiner Ankunft in der Stadt war der Jubel dort ebenso groß als bei der Gefangennahme Ottos mit dem Pfeile.

Die Magdeburger waren in jeder Beziehung auf eine lange Belagerung eingerichtet. Das Ulrichs- und das Brückenthor ließen sie bei Tage offen stehen. Ihre Gemüsegärten wurden bestellt und abgeerntet. Ihre Hirten weideten bis zum Herbst das Vieh mit Lebensgefahr

dicht an den feindlichen Schanzen. Nach und nach erwachte das Mitgefühl in den Herzen der Belagerer. In ihrer Seele reifte der Gedanke, die Magdeburger zu retten und den Kaiser, den Spanier, zu verraten. Moritz von Sachsen, der Protestant, führte den zweideutigen Plan mit überlegener Staatsklugheit aus. Da der Augenblick der That noch nicht gekommen war und da er die Magdeburger doch von Stund an schonen wollte, so wurden eifrige Verhandlungen begonnen, von denen er wußte, daß sie in dieser Art zu keinem Resultat führen würden. Es war eine schwere Aufgabe, den Frieden endlich so zu schließen, daß der kaiserliche Kommissar v. Schwendi mit dem Wortlaute des Vertrages zufrieden sein durfte. Nur durch die mündlichen Erläuterungen, die Moritz gab, konnte es gelingen. Georg von Mecklenburg übernahm die Belagerungstruppen von Magdeburg, wie er einst die von Braunschweig übernommen hatte. Es schien, daß er nun endlich seine mecklenburgische Fehde ausfechten wolle. Aber plötzlich führte Moritz von Sachsen diese seine Soldaten aus den Winterquartieren wieder heraus und zwang

Das Rathaus.

Die Lange Brücke.

Karl V. im Sommer 1552 zum Passauer Vertrage. Damals sangen die Zeitgenossen von einer Magd, welche dem Kaiser einen Tanz abgeschlagen habe.

Die Schicksale Magdeburgs während der Einäscherung durch Tilly spiegeln sich am grauenvollsten in den Erlebnissen jenes vornehmen und reichen Bürgers, welcher, in seinem Wohnhause mit seiner Mutter und seinem Sohne von plündernden Soldaten zerstoßen und zerschlagen, endlich durch den Oberstlieutenant Byzarte vom Bernsteinschen Kavallerieregiment gerettet wurde. Dieser, ein stattlicher Mann, ritt mit drei vornehmen Offizieren und ihren Dienern an dem Hause vorüber. Er stieg vom Pferde und sagte zu den Bewohnern: „Ihr sollt Quartier haben, aber ich verlange dafür eine Ergötzlichkeit. Ihr habt wohl noch etwas verborgen " Es war in der That unter anderem im Keller noch eine eiserne Lade mit Silber, goldenen Bechern, Armbändern und Ringen vergraben. Die drei Offiziere teilten sich gütlich in den Inhalt dieser Kiste. Der Oberstlieutenant ließ sich noch hundert Thaler extra versprechen, dann sagte er: „Haltet euch an mein Pferd, damit ihr nicht niedergehauen werdet." Nun hielt sich der Mann an das Roß, die Frau an den Mann und die Kinder an die Frau, und so ging's vorwärts ganz wie in dem Märchen „Kleb an". Aber die Wache am Sudenburger Thore wollte die Familie nicht hinauslassen. Da verständigte sich ihr Führer in einer fremden Sprache mit dem Wachtposten. Auch vor einem der benachbarten Häuser stand eine Wache. Tilly selbst hielt zu Pferde davor. Schon viele Frauen von Adel waren darin. Auch die Frau des reichen Bürgers wurde mit ihren Töchtern dort in Sicherheit gebracht. Mit ihrem Mann hatte sie für später ein Wiedersehen in Quedlinburg verabredet.

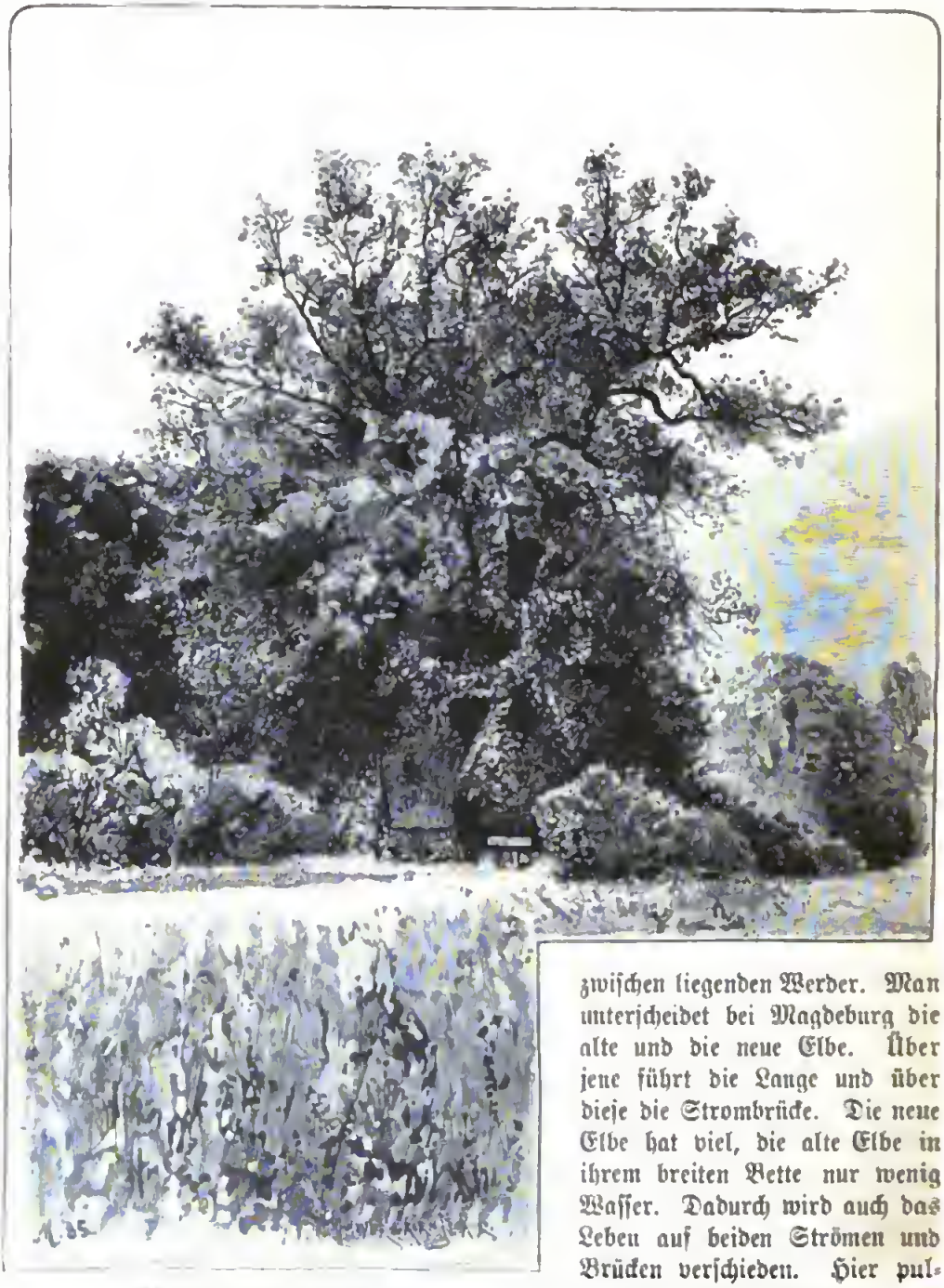
Dieſer ſchlüpfte nun aus dem Sudenburger Thore hinaus. Er führte ſeinen Sohn an der Hand und hielt ſich ſelbſt an das Pferd des Oberſtlieutenants. Vater und Sohn würden in Magdeburg ſchwerlich das Leben behalten haben. Die Musketiere vor dem Sudenburger Thore rieſen hinter dem reichen Manne her: „Haut den rebelliſchen Schelm nieder!“ Dabei tranken ſie aus großen vergoldeten Bechern, die ſie nebſt anderen Beuteſtücken in der Hand hielten. Der Oberſtlieutenant hatte im Kloſter Bergen eine Kutſche mit ſechs Pferden ſtehen. In dieſer fuhr man bis auf einen Bauernhof in einem Dorfe bei Kalbe an der Saale. Hier lag der Oberſtlieutenant im Quartier. Im Bauernſtübchen mußte der reiche Bürger und ſein Sohn mit dem Oberſtlieutenant ſpeiſen. Dabei beſah dieſer die vergoldeten Becher des Magdeburgers, die er in deſſen Wohnhauſe als Anteil an der Beute erhalten hatte. Er ſchenkte ſie voll und fing an, Tillys Geſundheit daraus zu trinken. Der reiche Bürger mußte ihm daraus Beſcheid thun, während er im ſtillen an ſein zurückgelaſſenes Geld, an ſeinen Garten und ſeine vier Häuſer gedachte. In ſeinem Wohnhauſe war die altersſchwache Mutter zurückgeblieben. Er ſah ſie nicht wieder.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege vollendete der Große Kurfürſt gegen den Willen der Ratsherren und ſelbſt gegen die Abſicht ſeiner bedeutendſten Generale mit großer Weisheit die Befeſtigung der Elbſtadt. Deshalb konnte auch zeitweiſe während des Siebenjährigen Krieges der preußiſche Hof daſelbſt, mit der Königin an der Spitze, in der Nähe der braunſchweigiſchen Verwandten eine ſichere Zuflucht ſuchen und auf Augenblicke über den dichteriſchen Spielen der dort gleichfalls weilenden Karſchin der Weltbegebenheiten vergeſſen. Durch den Großen Kurfürſten erhielt Magdeburg das jetzige Gepräge. Gegenwärtig ſteht unſere Wacht an der Elbe ebenſo hoch als unſere Wacht am Rhein. An demſelben Tage, da ich im Ratskeller zu Magdeburg ſaß, ſah ich den General v. Blumenthal in großer Rüſtigkeit auf dem dortigen Bahnhofe. Er ſelbſt hatte einſt die Wacht von der Elbe über die March nach Ungarn hineingeführt. Es war mir wie ein Traum, wenn ich mir den Zug von der Elbe bis zu den Gütern des Grafen Palfy mit allen mir bekannt gewordenen Einzelheiten vergegenwärtigte. Ich ſchenkte mir das letzte Glas Rheinwein ein und trank es auf das Wohl der braven magdeburgiſchen Regimenter.

Doch durfte ich meinen Träumereien im magdeburgiſchen Ratskeller nicht länger nachhängen. Ich eilte zu der nahen

Das Geſellſchaftshaus im Herrenkrug.

Johanniskirche. In ihren ſchönen Räumen hielt Luther nicht die einzige, aber die berühmteſte ſeiner Magdeburger Reden.



Die alte Eiche im Herrenkrug.

Seine Statue, die ich vor dem herrlichen gotiſchen Portale ſah, war das Modell des Kunſtwerkes, welches an ſeinem Geburtstage 1885 dort enthüllt worden iſt.

Bei der Johanniskirche geht die Pferdebahn ab zu den Elbbrücken und dem dazwiſchen liegenden Werder. Man unterſcheidet bei Magdeburg die alte und die neue Elbe. Über jene führt die Lange und über dieſe die Strombrücke. Die neue Elbe hat viel, die alte Elbe in ihrem breiten Bette nur wenig Waſſer. Dadurch wird auch das Leben auf beiden Strömen und Brücken verſchieden. Hier pulſiert eine raſche Induſtrie, dort herrſcht die Idylle vor. Die Strombrücke und ihre Umgebung war mit Pionieren beſetzt, als ich vorbeifuhr. Sie zerſprengten ein verſunkenes Laſtſchiff, welches nicht gehoben werden konnte. Dicht um die Pioniere gedrängt ſtand die gaffende Menge. Die gefährliche Arbeit mußte nämlich mit ſo vieler Vor-

ſicht vorgenommen werden, daß weder die Strombrücke noch die Feſtungswerke noch ſonſt irgend etwas beſchädigt wurde. Schon fuhren auch die Dampfſchiffe wieder ganz nahe an dem untergegangenen Schiffe vorbei. Auf der Langen Brücke zeigte ſich mir ein ganz anderes Bild. Ich ſtand dort ganz allein und ſchaute auf die ausgehöhlten Baumſtämme hinab, in welchen ſchlechtgekleidete junge Leute (ich wußte nicht, zu welchem Zweck) auf der alten Elbe herumfuhren. Erſt ein vorübergehender alter Mann mußte mir erklären, daß die jungen Menſchen während der Ferien ſich tagelang in dieſen Nußſchalen auf dem Waſſer beluſtigen, weil die alte Elbe ſo flach iſt, daß ein Sturz ins Waſſer ihnen keine Gefahr bringt. Ihre beſſeren Kleidungsſtücke laſſen ſie in einer etwas verſteckt liegenden Badeanſtalt zurück und vertauſchen ſie mit ſchlechteren.

Der Friedrich Wilhelmsgarten.

Es iſt unverkennbar, wie der große Strom hier überall die Natur befruchtet und erfriſcht. Nicht zum kleinſten Teil ſind es die Landesprodukte, der Weizen und der Zucker der Börde, der Druxberger Kohl und die Kalbeſchen Gurken, welche Magdeburg als Handelsſtadt bereichern. Der Fremde, den der Dampfwagen raſch der Fichtenregion der Mark entführt hat, glaubt mit Vergnügen ſchon die kräftigere Laubholzvegetation zu bemerken, wenn er den Biederitzer Buſch, den Nachbar des Herrenkruges, von ferne erblickt.

Der Herrenkrug liegt auf dem rechten Ufer der Elbe in der Nähe des Dorfes Biederitz. Er iſt durch eine lebhafte Dampfſchiffahrt mit Magdeburg verbunden und wurde ſchon gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts mit Eichelmaſt, Apfelgarten und Fiſcherei an einen Krugwirt, der dort ein feines Herrenſtübchen einrichtete, verpachtet. Die jetzigen Einrichtungen und wohl auch die Gebäude auf dem Herrenkrug ſind meiſt im Jahre 1819 mit einem Koſtenaufwande von zehntauſend Thalern hergeſtellt worden.

Eine faſt nicht minder üppige Vegetation als der Herrenkrug zeigt der auf der anderen Seite der Elbe und der Stadt gelegene Friedrich-Wilhelmsgarten. Neben unſeren Waldbäumen erblicken wir hier auf den Beeten der Anlagen Mais, Fuchsſchwanz und Diſtelpalme, ja Bambus, Ölbaum und Tulpenbaum. Das ſeit 1829 hier vollendete Geſellſchaftshaus erſcheint unanſehnlich nach der Pferdebahn zu. Nach der entgegengeſetzten Seite hin, auf welcher man den Dom erblickt, gewährt es mit ſeinen Säulen, mit dem gelben Holunder und dem Oleander in Kübeln einen ſtattlichen Anblick.

Und doch iſt dieſer moderne Säulenbau kaum ein Schattenbild der Prachtgebäude, die hier früher geſtanden haben. Auf dem kleinen Sonnenberge bei dem Geſellſchaftshauſe befindet ſich das Denkmal des 937

gegründeten Klosters Bergen, welches 965 hierher verlegt wurde. Der Glanz und der Reichtum dieses alten Klosters überdauerte noch die Reformation. Ja, vielleicht war Kloster Bergen niemals so berühmt, als da der Abt Peter Ulner, ein früherer Hofprediger Herzog Heinrichs des Jüngeren, am 25. August 1563 zum erstenmal in der von ihm vorher neu aufgebauten Klosterkirche eine lutherische Predigt halten ließ. Kloster Bergen wurde 1810 durch den König von Westfalen aufgehoben und 1812 sogar mit unerhörtem Vandalismus der Erde völlig gleich gemacht. So sollte verhindert werden, daß das Kloster, in dem die Konkordienformel abgeschlossen war, in den Freiheitskriegen ein Bollwerk in den Händen der Patrioten werden und als Operationsbasis gegen die Grenzfestung des Königreichs Westfalen dienen konnte. Napoleon benutzte noch im Jahre 1813 den Waffenstillstand zur Verproviantierung der Elbfestungen. Nach der Schlacht bei Leipzig vermochte noch kein Tauenzien Magdeburg für Preußen wieder zu erobern. Erst als Napoleon am 11. April 1814 zu Fontainebleau auf sein Kaisertum verzichtet hatte, ließ der damalige französische Gouverneur seinen Soldaten weiße Kokarden reichen und übergab die Festung. Die Magdeburger Jünglinge, die noch im Jahre 1813 für die westfälischen Truppen ausgehoben wurden, desertierten mitunter aus der Festung und traten, wenn sie nicht zu den freiwilligen Jägern gelangen konnten, bei den Kosaken ein. Friesen, der durch Meuchelschuß in den Ardennen fiel, und Karl Immermann, der Dichter des „Oberhofes" — zwei geborene Magdeburger —, standen an edler Gesinnung während der Freiheitskriege niemandem in Deutschland nach.

War es aber wohl zu verwundern, wenn Friedrich Wilhelm III. ihrer Vaterstadt noch eine kurze Zeit nach den Freiheitskriegen nicht hold war? Jedoch er zürnte nicht ewig. Es war ein sinnreiches Geschenk, das er den Magdeburgern zum Zeichen seiner wiedererwachten Liebe zu ihnen machte, indem er Hof und Garten des während der Fremdherrschaft zerstörten Klosters Bergen für sie in den Friedrich-Wilhelmsgarten umwandeln ließ. Der bekannte Gartendirektor Lenné entwarf den Plan zu diesem Volksgarten und veröffentlichte ihn 1825 in einer eigenen Druckschrift.

Die Stellung der Baukunst
in der modernen Ästhetik.

Von

Eduard v. Hartmann.

Kant betrachtet die Baukunst als einen Zweig der Plastik, welche außer ihr noch die Bildhauerkunst umfassen soll; unter Plastik aber versteht er die Kunst der Sinnenwahrheit im Gegensatz zur Kunst des Sinnenscheins (Sämtl. Werke, ed. Rosenkranz u. Schubert, IV, S. 194). Bei der Bildhauerkunst ist der bloße Ausdruck der ästhetischen Idee die Hauptabsicht, bei der Baukunst ist die Angemessenheit des Produktes zu einem gewissen Gebrauch das Wesentliche, weshalb auch alle Hausgeräte, z. B. die Arbeit des Tischlers und dergleichen Dinge zum Gebrauchen, zu derselben gezählt werden müssen (195). Kant versteht demnach unter Baukunst oder Tektonik das Kunstgewerbe im weiteren Sinne, soweit es Sinnenwahrheit hervorbringt; soweit dagegen das Kunstgewerbe Produkte liefert, die nur zur Ansicht dienen, wie Tapeten, Zimmerdekorationen, Kleidung und Schmuck u. s. w., rechnet er es zur Malerei (197). Die Architektur im engeren Sinne macht somit nur einen Teil der Baukunst in der Kantschen Bedeutung des Wortes aus. Er trägt bei der Baukunst ebensowenig wie bei der Beredsamkeit Bedenken, dieselbe dem System der Künste als ebenbürtiges Glied einzuordnen, da er in der Dienstbarkeit für außerästhetische Zwecke noch keinen Widerspruch gegen den Begriff des reinen Kunstwerkes bemerkt. Der von Kant zwischen freier und anhängender Schönheit gemachte Unterschied (78) hat mit dem hier in Rede stehenden Unterschied von selbstzwecklichen, schönen und praktischem Gebrauch dienenden Werken gar nichts zu thun.

Schelling versteht unter Architektur oder Baukunst ebenso wie Kant die Tektonik oder das Kunstgewerbe im weiteren Sinne, denn er rechnet zu ihr als die geringeren ihrer Werke unter anderem Sarkophage, Urnen (Sämtl. Werke V, S. 601), Vasen, Becher, Kandelaber u. s. w. (598) und als die vollkommenste und schönste Architektonik die Draperie und Bekleidung (583). Da er aber trotzdem nicht zugiebt, daß es ebensowohl Kleiderkünstler wie Baukünstler gebe (578), so sucht er eine Unterscheidung zwischen Baukunst und Kunstgewerbe herzustellen, denn er ist in dem Irrtum befangen, daß dasjenige, was praktischen Bedürfnissen dient oder nützlich ist, nicht zugleich schön sein könne (578). Er fühlt also einerseits die unmittelbare Zusammengehörigkeit der Baukunst mit dem Kunstgewerbe richtig heraus, unterschätzt aber den ästhetischen Wert des Kunstgewerbes und sucht deshalb doch wieder die Baukunst von ihm zu trennen. Ebenso wie Kant betrachtet er es als selbstverständlich, daß die Architektur überhaupt eine Art der Plastik sei, da sie ihre Gegenstände durch körperliche Dinge darstellt (572). Daß diese De-

Digitized by Google

finition der Plastik zu weit ist, erhellt schon daraus, daß unter sie auch die Mimik und die Gartenkunst fallen würden; daß sie aber auch principiell falsch ist, ergiebt sich daraus, daß sie den Unterschied unberücksichtigt läßt, ob das körperliche Darstellungsmaterial dazu dient, eine Realität oder bloß den ästhetischen Schein einer solchen hervorzubringen.

Hier begegnet uns nun gleich im Eingang der Untersuchung die paradoxe, aber blendende Behauptung, daß Architektur „Musik im Raum" (576) oder „konkrete Musik" sei (577); dieselbe soll durch die Ausführung erhärtet werden, daß sie wie diese einen rhythmischen, einen harmonischen und einen melodischen Teil habe (590). Die Raumdistancen der Säulen, Triglyphen u. s. w. sollen den rhythmischen Zeitdistancen der Töne (590), die Proportionalität der Raumverhältnisse der harmonischen Proportionalität der Schwingungsgeschwindigkeit der Töne entsprechen (594) und der melodische Teil der Architektur aus der Verbindung des Rhythmischen mit dem Harmonischen entstehen (596 bis 597). Dagegen ist zu bemerken: Erstens machen die Zeitdistancen der Töne noch keinen musikalischen Rhythmus aus, wenn nicht die dynamisch verschiedene Accentuation hinzukommt, für welche in der Architektur jede Analogie fehlt; zweitens ist es für die Proportionalität der Raumverhältnisse gleichgültig, ob die Distancen zwischen hervorstechenden Punkten durch leere Räume oder durch leere Flächen ausgefüllt sind, so daß auch die für den architektonischen Rhythmus angeführten Beispiele ebensogut unter die architektonische Harmonie fallen und umgekehrt; drittens ist die Bestimmung der architektonischen Melodik als Vereinigung der Rhythmik und Harmonik eine völlig unverständliche und sinnlose Bestimmung, an der nur das indirekte Eingeständnis bemerkenswert ist, daß das Analogon der musikalischen Melodie in der Architektur gänzlich fehlt, ebenso wie das der Rhythmik. Das Bauwerk bietet nur eine simultane Mannigfaltigkeit von Verhältnissen, ist also nur mit einer einzigen unverändert fortbestehenden Harmonie auf musikalischem Gebiet zu vergleichen; wie das Ohr in dieser unverändert erklingenden Harmonie die einzelnen Töne auch successiv mit der Aufmerksamkeit durchlaufen und sich ihrer relativen Abstände voneinander bewußt werden kann, ohne daß darum zu der Harmonie ein rhythmisches oder melodisches Element hinzutritt, ebenso kann dies das Auge mit den Gliedern der architektonischen Harmonie, ohne daß in dieser subjektiven Succession der Durchwanderung des Gleichzeitigen eine Analogie zu der objektiven Succession der musikalischen Melodik oder Rhythmik gefunden werden könnte, da das fehlt, was erst die Wiederkehr gleicher Verhältnisse zum Rhythmus macht: der Gegensatz von Länge und Kürze, Arsis und Thesis. Wenn ein schönes Gebäude in der That nichts anderes „als ein nicht in der Zeit, sondern in der Raumfolge aufgefaßtes (simultanes) Konzert von Harmonien und harmonischen Verbindungen ist" (595), so ist es eben darum noch lange keine „mit dem Auge empfundene Musik", weil es wohl eine melodisch-rhythmische Musik ohne Harmonie, aber keine harmonische Musik ohne Melodie und Rhythmus geben kann, und weil sogar die Harmonie erst durch den in der Architektur ausgeschlossenen Wechsel von Dissonanz und Konsonanz, nicht aber als unveränderlich sich selbst gleichbleibende, zum mitwirkenden Bestandteil der auch ohne sie bestehen könnenden melodisch-rhythmischen Musik werden kann. Ferner ist der Unterschied übersehen, daß die harmonischen Raumverhältnisse der Architektur durch das Augenmaß annähernd als solche zu konstatieren sind, die harmonischen Schwingungsverhältnisse der Töne in einer Harmonie aber auch nicht im entferntesten vom Ohr nach ihrem Zahlenwert geschätzt werden können, sondern nur als harmonisch oder disharmonisch empfunden werden; das heißt in der Architektur werden die Verhältnisse als solche bewußt, in der Musik bleiben sie unbewußt und spie-

geln sich nur in gefälligen und mißfälligen Empfindungskombinationen wieder. Die ganze Ähnlichkeit zwischen Architektur und Musik schrumpft also darauf zusammen, daß nachweisbare Zahlenverhältnisse in beiden eine für die formale Schönheit maßgebende Rolle spielen, in höherem Grade, als dies in anderen Künsten der Fall ist; dieser einen Ähnlichkeit stehen aber ganz überwiegende Verschiedenheiten gegenüber: der Mangel der Harmonienfolge, der Melodik und der Rhythmik in der Architektur und die ganz verschiedene Art und Weise, auf welche die formalen Verhältnisse in beiden Künsten zum Ausdrucksmittel eines idealen Gehalts werden.

Es schien nötig, die geistreichelnde Analogie zwischen beiden Künsten, welche so viele gute Köpfe verwirrt und auf eine falsche Fährte bei der Gliederung der Künste gelockt hat, gleich hier bei Schelling, wo sie ihren Ursprung hat, in ihrer ganzen Wertlosigkeit bloßzulegen.

„Eine Frage ... ist, inwiefern eine Kunst, die, dem Bedürfnis untergeordnet, einem Zweck außer ihr dient, unter die schönen Künste gezählt werden könne. Schöne Kunst ist in sich absolut, also ohne äußeren Zweck, nicht Sache des Bedürfnisses. Aus diesem Grunde haben mehrere die Architektur ausgeschlossen" (574 bis 575). Hiermit ist das Problem aufgestellt, mit dessen Lösung Schelling sich eingehender als die meisten seiner Nachfolger beschäftigt hat. Als „Lösung des scheinbaren Widerspruchs" giebt er zunächst drei Bemerkungen: 1) die Nützlichkeit ist bei der schönen Architektur nur Bedingung, nicht Princip (575), und schöne Kunst wird durch äußere Bedingungen und Beschränkungen nie unmöglich gemacht (576), wofern nur die Identität der Form mit dem Wesen gewahrt bleibt (575); 2) es giebt Gattungen der Architektur, wo die Nützlichkeit ganz hinwegfällt und ihre Werke selbst schon ein Ausdruck vom Bedürfnis unabhängiger absoluter Ideen, das heißt Bild des Universums und des Absoluten sind; 3) dem Bedürfnis dient eigentlich nur das Innere der Bauwerke, an welche die Forderung der Schönheit bei weitem zufälliger gemacht wird als an das Äußere (576). Zu diesen treten dann im Laufe der Untersuchung noch weitere zwei hinzu: 4) die Architektur wird zur freien schönen Kunst (das heißt vom Bedürfnis unabhängigen Darstellung von Ideen) nur da und insofern, wo und inwofern sie von sich selbst unabhängig als (ästhetischer) Schein zur freien Nachahmung oder Parodie ihrer selbst oder zur idealen Potenz von sich selbst als realer wird (578, 579, 581); 5) die Architektur als schöne Kunst hat das Anorganische als Allegorie des Organischen darzustellen (581), und ihre Formen sind nur insoweit schön, als sie diese Bedingungen erfüllen, mögen sie nun durch Nachahmung der unfreien Bedürfniskunst oder durch freie, über diese Nachahmung hinausgehende Produktion entstanden sein (582, 583). Die Art, wie diese fünf Punkte ineinander greifen, bleibt etwas unklar; Schelling fühlt eben bei jedem einzelnen, daß er entweder mehr behauptet, als er beweisen kann, oder aber, daß die Behauptung unzulänglich zur Lösung des Widerspruchs ist, und deshalb häuft er die Gesichtspunkte, ohne zu bemerken, wie sehr immer der eine die anderen einschränkt und deren Beweiskraft schwächt.

Die erste Behauptung beweist schon deshalb nichts, weil sie, wie Schelling selbst einräumt, zuviel beweisen würde; wenn die Festhaltung der Identität von Wesen und Form oder die Unmittelbarkeit der Veranschaulichung des Zweckbegriffs genügte, um eine schöne Kunst zur freien zu machen, so würde alles Kunstgewerbe den gleichen Anspruch wie die Architektur darauf haben, freie schöne Kunst zu heißen (578). Man muß also unterscheiden zwischen solchen äußeren Bedingungen, welche den Selbstzweck des Kunstwerkes unberührt lassen und bloß die Art der Ausführung beschränken (z. B. die Form und Größe der für Alfresko-bilder verfügbaren Wandflächen — 576),

und solchen äußeren Bedingungen, welche den Selbstzweck des Kunstwerkes aufheben, indem sie es einem fremden, außerästhetischen Zwecke dienstbar machen. Im letzteren Falle hört die Kunst auf, freie Kunst zu sein, und wird zur dienenden unfreien Kunst, ganz gleichgültig, wie künstlerisch sie diese Aufgabe erfülle, wie anschaulich sie den außerästhetischen Zweck versinnliche und wieviel ideale Symbolik sie in die Ornamentik hineinlege. Hiernach wäre ganz allein die zweite Behauptung im stande, den Anspruch der Architektur auf Zugehörigkeit zur freien Kunst zu rechtfertigen, das heißt es würden nur diejenigen Gattungen der Architektur diesen Anspruch erheben können, bei denen die Nützlichkeit ganz hinwegfällt, und alle weiteren Punkte könnten nur als Erläuterungen und nähere Bestimmungen dieses einen, ganz allein maßgebenden in Betracht kommen. Leider hat Schelling auch nicht den leisesten Versuch gemacht, diese entscheidende Behauptung empirisch zu demonstrieren; vermutlich hat er den vierten und fünften Punkt als ausreichende theoretische Begründung derselben angesehen, so daß die keinem außerästhetischen Zweck dienende Gattung der Architektur in derjenigen zu suchen wäre, welche sich als ideale Nachahmung der nützlichen Architektur oder als eine noch darüber hinausgehende freie Nachahmung organischer Formen darstellt.

Vorweg aber ist zu bemerken, daß schon der dritte Punkt als eine Einschränkung des zweiten anzusehen ist, das heißt als der Versuch, das architektonische Äußere der mit ihrem Inneren praktischen Zwecken dienenden Gebäude für die freie Kunst zu reklamieren. Eine solche Scheidung ist aber unzulässig; ein Bauwerk ist wie ein Kunstwerk ein unteilbares Ganzes, und das Äußere ist unkünstlerisch, wenn es nicht in seiner ganzen Physiognomie dem Zweck des Ganzen entspricht und die Zwecke der Innenräume auch anschaulich bis ins kleinste erkennen und erraten läßt. Außerdem ist es unrichtig, daß der Zweck und die architektonische Schönheit auf verschiedene Seiten verteilt sind; vielmehr ist das Gegenteil wahr, daß die architektonische Schönheit allemal auf derjenigen Seite überwiegend ist, die überwiegend dem praktischen Zweck dient (beim antiken Tempel das Peristylon, beim gotischen Dom das Innere), und daß die dem Gebrauch entzogene Seite die unschönere ist. Schon dieses Verhältnis deutet darauf hin, daß es eine vom Bedürfniszweck abstrahierende architektonische Schönheit gar nicht giebt und daß die der Gebrauchsseite abgekehrte architektonische Schönheit nur eine Widerspiegelung der aus dem Gebrauchszweck folgenden vermittels des architektonischen Gesetzes der Korrelation aller Glieder des Ganzen ist.

Was den vierten Punkt betrifft, so ist vollständig zuzugeben, daß eine Kunst, welche durch ideale Nachahmung bloß den ästhetischen Schein der nützlichen Bauwerke wiedergiebt, eine freie, schöne Kunst ist, und nur zu bestreiten, daß ein solches Kunstwerk noch unter den Begriff der Baukunst gehören oder als ästhetischer Schein zugleich noch eine dem praktischen Nutzen dienende Realität sein könne, wie dies Schelling behauptet (578). Ein Gebäude, das nur noch der Schein oder die ideale Parodie eines wirklichen Gebäudes ist, kann eben kein wirkliches Gebäude mehr sein und kann nicht bewohnt werden; wenn aber dies dennoch möglich wäre, so wäre es wiederum nicht mehr ästhetischer Schein oder ideales Nachbild eines Bauwerkes, sondern ein thatsächlich dem Bedürfniszweck dienendes Bauwerk. Bei einem solchen würde also der außerästhetische Zweck nicht hinwegfallen, es würde also nicht zu denjenigen Gattungen der Architektur gehören, bei denen (nach Punkt 2) der Nützlichkeitszweck hinwegfällt; zur Erläuterung der für die Lösung des Problems allein entscheidenden zweiten Behauptung kann somit nur eine solche ideale Nachahmung der realen Bauwerke helfen, welche schlechterdings keinem praktischen Zweck mehr dient. Nun kennen wir aber nur drei Arten der Nachahmung

oder Nachbildung von Bauwerken: Modelle, Pläne und Bilder. Die beiden ersteren geben zwar einen richtigen Begriff von den architektonischen Verhältnissen, aber keinen anschaulichen Sinnenschein des Ganzen; sie dienen deshalb nicht einem ästhetischen, sondern lediglich einem technischen Zweck. Nur die Architekturmalerei giebt eine künstlerische, ideale Nachahmung von Bauwerken, und deshalb gehört nur sie zur freien schönen Kunst, aber freilich nicht zur Baukunst, sondern zur Malerei. Von diesen Nachahmungen der Architektur spricht aber Schelling gar nicht, und das, wovon er beispielsweise spricht, hat mit diesem Begriff gar nichts gemein.

Er führt nämlich an, daß der hellenische Steinbau auf einer Nachahmung der Formen eines ursprünglichen Holzbaues beruht, und verallgemeinert dies dahin, daß alle scheinbar freien Formen der Architektur, von denen niemand leugnet, daß ihnen eine Schönheit an sich zukomme, nach dieser Ansicht Nachahmungen der Formen der rohen Baukunst seien (579). Diese historische Abhängigkeit des Steinbaues vom Holzbau, des Eisenbaues von Holz- und Steinbau ist aber doch etwas wesentlich anderes als Nachahmung einer Realität im ästhetischen Schein; denn da die Baukunst bei diesem Haften an ihrem Ursprung doch nur so weit gehen darf, als sie Unangemessenheit und Stilwidrigkeit vermeidet, so müssen die Stein- oder Eisenbestandteile ganz denselben realen Zwecken dienstbar sein, wie die entsprechenden Glieder im Holzbau es waren, oder sie sinken zu einer unwesentlichen Ornamentik herab. Auf alle Fälle dient das Eisen- oder Steinbauwerk ebenso realen Bedürfniszwecken wie das Holzbauwerk, und der Beschauer, der nicht im entferntesten daran denkt, daß er eine Nachahmung des Holzbaues vor sich hat, beurteilt die Schönheit ganz direkt nach der Angemessenheit der Konstruktion an die Erfüllung dieses realen, außerästhetischen Zweckes durch das gewählte Material. Da der Beschauer sich um die historische Herkunft der für dieses Material zweckmäßigen Formen nicht kümmert, so ist dieselbe auch ästhetisch irrelevant, und wenn die Baukunst nur auf der Grundlage dieses Raisonnements ihren Anspruch auf die Zugehörigkeit zur freien schönen Kunst soll begründen können (579), so ist dieser Anspruch ganz gewiß hinfällig.

Die Wertlosigkeit dieser ganzen Betrachtung ergiebt sich auch daraus, daß Punkt 5 einen ganz anderen Gesichtspunkt an Stelle des in Punkt 4 gewählten setzt, also diesen principiell fallen läßt und von der ganzen Nachahmungstheorie nur so viel festhält, als sich in den fünften Gesichtspunkt einfügen und auf diesen stützen läßt. Nunmehr wird nämlich „das Princip, daß die Architektur eine Parodie der mechanischen Baukunst sei, auf die Bedingung beschränkt, daß die Formen derselben durch diese Objektivierung allegorisch für das Organische werden" (583). „Sofern aber diese Bedingung erfüllt ist, ist die Entstehung aus einer Nachahmung der mechanischen Baukunst das Gleichgültige und nur die Allegorisierung des Organischen das Wesentliche und principiell Wichtige daran, wie daraus hervorgeht, daß diese Allegorisierung auch da die Schönheit begründen soll, wo sie nicht auf Nachahmung der mechanischen Baukunst, sondern auf freier Produktion beruht" (582). Der für Schelling charakteristische Beweis dieses fünften Punktes ist folgender: Die schöne Kunst muß objektive Identität des Subjektiven und Objektiven darstellen, die nur im Organischen zu finden ist; die Architektur als anorganische bildende Kunst hat also den Organismus als das Wesen des Anorganischen oder die organischen Formen als präformiert im Anorganischen darzustellen (580), da das Anorganische zur Vernunft nur ein mittelbares Verhältnis haben kann (581). Der Organismus *κατ' ἐξοχήν* aber ist nur der tierische, zu welchem sich die Pflanze nur als Allegorie verhält; demnach (?) ist die Architektur vorzugsweise nach dem Vor-

bild des Pflanzenorganismus gebildet (583).

Wenn die Idee erst auf der Stufe des Organischen geeignet ist, Inhalt einer freien Kunst zu werden, so sollte man daraus nicht sowohl folgern, daß die Architektur das Anorganische als Allegorie des Organischen zu behandeln habe, als vielmehr, daß eine freie schöne Kunst auf anorganischer Stufe überhaupt noch nicht möglich und die Kunst auf dieser Stufe genötigt sei, an einem außerästhetischen Zweck den Anhalt und Stützpunkt zu suchen, den sie in sich selbst noch nicht besitzt. Daß dieser Gesichtspunkt unfähig ist, die Architektur als freie Kunst zu begründen, geht schon aus der einfachen Erwägung hervor, daß nur ein gewisser Teil der Ornamentik stilisierte organische Motive benutzt, ein anderer Teil der Ornamentik aber bei anorganischen Motiven und Mustern stehen bleibt, und daß das eigentlich Architektonische im engeren Sinne, das heißt das substantielle Knochengerüst, zu welchem alle Ornamentik sich nur als accidentieller Zierat und schmückendes Beiwerk verhält, von einer Beziehung auf organische Formen ganz unberührt bleibt. Wenn die Architektur nur insoweit freie Kunst wäre, als sie organische Formen verwertet, so wäre damit das eigentlich Architektonische an ihr doch als unfreies Schöne preisgegeben und die freie Schönheit auf plastische Zuthaten von lediglich verzierendem Charakter beschränkt. Mit einer solchen Auffassung könnte der Architektur auf keinen Fall gedient sein, auch dann nicht, wenn eine solche Auseinanderreißung des Architektonischen und Ornamentalen zulässig wäre; thatsächlich ist dieselbe ebenso unstatthaft wie die Auseinanderreißung des Inneren und Äußeren.

Der Widerspruch bleibt also ungelöst trotz oder vielmehr gerade wegen der vielseitigen Bemühungen Schellings, ihn zu lösen, da er den Beweis für den einzig entscheidenden zweiten Punkt auch nicht einmal zu führen versucht hat und ohnehin die letzten drei Punkte den zweiten in einer der Aufhebung gleichkommenden Weise wieder einschränken.

Nach Schopenhauer unterscheidet sich die Baukunst von den bildenden und übrigen Künsten dadurch, daß sie nicht ein Nachbild, sondern die Sache selbst giebt („Welt als Wille und Vorstellung" I, 255 u. 256), also nicht schöner Schein, sondern schöne Realität ist. Das Verdienst des Baukünstlers besteht darin, die rein ästhetischen Zwecke trotz ihrer Unterordnung unter den fremdartigen Nützlichkeitszweck durchzusetzen, indem er sie auf mannigfaltige Weise geschickt anpaßt (I, 256). Soweit aber diese Dienstbarkeit für den äußeren Zweck des Menschen im Bauwerk sich ausspricht, gehört es nicht der schönen, sondern nur der nützlichen Baukunst an, und schön im künstlerischen Sinne ist nur die Sichtbarkeit der reinen ästhetischen Zweckmäßigkeit der Teile und Glieder, durch welche dieselben unmittelbar zum Bestande des Ganzen beitragen (I, 253) und den Kampf zwischen Schwere und Starrheit versinnlichen (I, 252). Da der Antagonismus der unorganischen Grundkräfte der Natur und nicht etwa die Regelmäßigkeit, Proportion und Symmetrie der geometrischen und stereometrischen Formen den eigentlichen, ästhetischen Stoff der Baukunst ausmacht (II, 470 u. 471), so entspringt die Schönheit des Bauwerkes aus der unverhohlenen Darlegung der Zwecke und dem Erreichen derselben auf dem kürzesten und natürlichsten Wege (II, 473, 470), wobei aber niemals an den außerästhetischen Zweck des Gebäudes, sondern nur an den Zweck der Behauptung der Massen gegen die Wirkung der Schwerkraft zu denken ist. Nun räumt Schopenhauer zwar ein, daß die Werke der Baukunst sehr selten zu rein ästhetischen Zwecken aufgeführt werden (I, 256), aber er vergißt, daß selbst die so seltenen Ausnahmen, das heißt die aus rein ästhetischen Motiven aufgeführten Bauwerke, doch immer erst dadurch möglich werden, daß sie einen außerästhetischen Zweck wenigstens fingieren (z. B. Freundschaftstempelchen auf Aussichtspunkten u. s. w.).

In Wahrheit steht die Idee eines Tempels, Domes u. s. w. unendlich viel höher als die Idee der Schwerkraft und des Antagonismus von Stütze und Last; zwei Ständer mit einem Holm versinnlichen die letztere ebenso vollkommen wie eine ganze Säulenreihe, und es ist nicht abzusehen, was der ästhetische Eindruck, wenn er nur darauf ruhte, durch Multiplikation gewinnen sollte. Die wahre architektonische Schönheit besteht eben in der sichtbaren Zweckdienlichkeit des Ganzen und jedes einzelnen Gliedes für die Realisierung der außerästhetischen Idee, und diese Schönheit ist nicht, wie Schopenhauer glaubt, eine außerästhetische, sondern ebenso wie bei schönen Geräten eine wahrhaft ästhetische, die freilich nur dem Gebiet der unfreien, nicht der freien Kunst angehört. Die Versinnlichung des Gegenspiels von tragenden und lastenden Gliedern trägt allerdings zur Schönheit des Gesamteindrucks mit bei und ist für denselben unentbehrlich, aber sie ist es in nicht höherem Grade als die Regelmäßigkeit, Proportion und Symmetrie der Formen und Verhältnisse und bildet gleich dieser und mit ihr zusammen nur die Basis der formalen Schönheit, auf welcher sich erst die inhaltliche Schönheit des Tempels, Domes u. s. w. erhebt und welche für sich allein niemals ausreichen könnte, um ein Kunstwerk zu konstituieren. Deshalb ist auch die „schöne Wasserleitungskunst" Schopenhauers eine Chimäre, weil bei ihr dieser Zweck fehlt, welcher bei der Baukunst als der alles durchdringende und aus sich bestimmende und ausgestaltende ideale Gehalt hinzukommt.

Übrigens irrt sich Schopenhauer, wenn er seine Abneigung gegen die gotische Architektur damit zu motivieren sucht, daß seine Lehren über den ästhetischen Zweck der Baukunst bei ihr alle Gültigkeit verlieren (II, 474); denn der Antagonismus der Kräfte tritt im Gewölbe und namentlich im Spitzgewölbe eher mit größerer als mit geringerer Anschaulichkeit vor die Augen als bei Säulen, die einen Querbalken tragen, bleibt aber auch hier nur formale Grundlage der architektonischen Schönheit, wenngleich das scheinbare Übergewicht der von unten nach oben drängenden Strebekraft zugleich eine symbolische Bedeutung gewinnt.

Nach Solger ist die Baukunst nur insoweit Kunst, als sie der Gottheit Häuser baut, die wie Kirchen- und Staatsgebäude kaum einem menschlichen Aufenthalt gleichen, als mithin das Bedürfnis nicht bestimmend ist; gänzlich entwürdigt ist sie, wo sie zur bloßen Verzierung der Wohnhäuser gebraucht wird („Erwin", 115 u. 116).

Krause führt unter den nützlichen, einem äußeren Zweck dienstbaren Künsten folgende auf: die Kosmetik, Rhetorik, Stilistik, die philosophische Kunst (des rein wissenschaftlichen Lehrvortrages), die Deklamation, Aktion (das heißt Gestikulation des Redners), Erbauung (?), Turnkunst, Reitkunst, Fechtkunst, Baukunst, Gartenkunst, Kalligraphie, Münzkunst, Kunst der schönen Kleinode, geschnittenen und geschliffenen Steine, Ringe, Armbänder u. s. w. (Ästhetik § 66). Die schöne Gartenkunst ist nicht auf Erzeugung nützlicher Früchte, sondern „auf höhere Vernunftzwecke", die Baukunst wesentlich in baukunstlichen Denkmalen (Denksäulen, Denksteinen, Denkgebäuden) auf hohe, rein menschliche Zwecke gerichtet; gleichwohl sind beide Künste von Krause in der allgemeinen Einteilung nicht den freien, sondern den unfreien, nützlichen Künsten zugeordnet. Nicht als bloß nützliche, sondern nur als nützlich-schöne Kunst ist die nützliche Kunst Gegenstand der Ästhetik; darin hat also die Baukunst vor den anderen nützlichen Künsten, z. B. der Kunstindustrie, nichts voraus, wie Krause zu glauben scheint (§ 126). Sofern die Baukunst Kunst der Baudenkmäler ist, definiert Krause dieselbe als „idealisch schöne Gestaltung des Unorganischen, zuerst um ihrer selbst willen, dann aber auch für selbstwürdige Zwecke", z. B. Erbauung, patriotische Erhebung u. s. w., und ordnet sie nachträglich in dieser Hinsicht der

Plastik als untergeordneten Teil derselben ein (§ 121). Entweder ist nun die Baukunst ein Teil der Plastik, dann mußte sie gleich mit dieser zusammen erörtert werden, und ihre nützliche Verwertung betrifft nicht ihr Wesen als Kunst; oder aber die Baukunst ist ihrem Begriff nach nützlich-schöne Kunst, dann kann sie nicht Teil einer Kunst sein, welche den Nutzen ausschließt. Da Krause selbst vom Dichter die Vereinigung des inneren Selbstzweckes der Kunst mit äußeren humanitären Zwecken fordert (§ 99), so kann man sich nicht wundern, daß er an der gleichen Verbindung bei der Baukunst keinen Anstoß nimmt; es bleibt dann nur unverständlich, warum er sie bei der allgemeinen Einteilung unter die nützlichen und nicht unter die schönen Künste stellte. Krauses begriffliche Unklarheit bei scheinbarer Klarheit des Ausdrucks zeigt sich auch hier in dieser Frage.

Hegel definiert die Architektur als „die Kunst am Äußerlichen, so daß hier die wesentlichen Unterschiede darin bestehen, ob dies Äußerliche an sich selbst seine Bedeutung erhält oder als Mittel behandelt wird für einen ihm anderen Zweck, der sich in dieser Dienstbarkeit zugleich als selbständig zeigt" (Ästhetik II, 271). Die erste ist die symbolische, die zweite die klassische, die dritte die romantische Architektur.

Die symbolische Architektur dient noch keinem Zweck als demjenigen, Symbol einer eigentümlichen Bedeutung zu sein. Dabei ist das bloße Zeichen, Merkzeichen oder Denkmal, sofern es nur die Erinnerung an bestimmte Ereignisse (Schlachten, Siege, Unglücksfälle) oder Thatsachen (Flurgrenzen) wecken soll, aber noch nicht durch seine Beschaffenheit selbst diese Vorstellungen hervorruft, auch noch nicht symbolisch zu nennen (II, 273 bis 274). Derart sind Marksteine, Denksteine, Steinhaufen zur Erinnerung an Schlachten, oder Steine, welche nur den Zweck haben, Inschriften zu tragen. Symbolisch im eigentlichen Sinne hingegen sind Phallussäulen, Obelisken (als Darstellungen des Lichtstrahles), massive Stockwerktürme (wie der zu Babel), welche durch ihre Zahlensymbolik das Universum mit seinen Sphären symbolisieren, u. s. w. (280, 281, 278). Ob Triumphsäulen nicht eher zu den bloßen Denksteinen, christliche Grabkreuze aber zu den symbolischen Darstellungen zu rechnen seien, darüber ließe sich mit Hegel rechten (299, 273 bis 274). Sobald der Steinhaufen nicht mehr bloß Denkmal des Toten, sondern Schutz der Grabkammern ist, oder diese gar in sich aufnimmt, sobald der Stockwerkturm die Cella des Gottes trägt, sind sie nicht mehr rein symbolische und selbständige Werke, sondern dienen einem praktischen Zweck, bilden also schon einen Übergang von der symbolischen selbständigen zur klassischen dienenden Architektur. Dieser Übergangsstufe gehören in noch höherem Grade die Labyrinthe, Grottentempel, Totenstädte u. s. w. an, welche kosmische Symbolik mit praktischen Zwecken verbinden.

Die specielle praktische Bestimmung der Architektur ist, bloße Umschließung zu sein (295); diese ist bei der symbolischen Architektur teils noch gar nicht vorhanden, teils Nebensache, tritt nun aber in der klassischen Architektur in ihr bestimmendes Recht als Hauptsache, während das Symbolische nun zur äußerlichen Zuthat oder Umgebung des architektonischen Kernes herabgesetzt wird (270 bis 271). Erst wenn die Baukunst unselbständig wird, das heißt einem Zweck und einer Bedeutung dient, die sie nicht in sich selbst hat, erst dann erhält sie ihre eigentümliche begriffsgemäße Stellung (303); die symbolische Architektur, sofern sie nicht schon Übergangsstufe zur klassischen, sondern rein symbolisch und praktisch zwecklos ist, fällt deshalb noch vor und jenseits des begriffsgemäßen Gebietes der Architektur. „Ihre Schönheit besteht in dieser Zweckmäßigkeit selber, welche ... obschon sie dienend ist, dennoch eine in sich geschlossene Totalität zusammenfügt, die ihren einen Zweck klar durch alle Formen hindurchscheinen läßt und in der Musik" (soll hei-

ßen Harmonie) „ihrer Verhältnisse das bloß Zweckmäßige zur Schönheit heraufgestaltet" (303). Der Zweck ist „das Regierende, das die Gesamtheit des Werkes beherrscht, die Grundgestalt desselben, das Knochengerüst gleichsam, bestimmt" (305). Nicht dieses Knochengerüst, nur die Endstücke der einzelnen Glieder sind es, in denen die zunächst bloß zweckdienlichen Formen außer ihrer Symmetrie und Eurhythmie noch dem konkreten Organischen zustreben, aber doch nur so, daß die Formen des Organischen entgegenkommend durch architektonische Stilisierung zugleich sich zur Strenge und Regelmäßigkeit modifizieren (297, 298, 300 bis 312).

Die romantische Architektur ist ihrem Begriff nach die Vereinigung der selbständigen und dienenden Baukunst; sie erfüllt vollkommen den praktischen Zweck, erhebt aber außerdem sich frei und selbständig über diesen wie über jeden bestimmten Zweck, um für sich selber da zu sein (332 bis 333). So umschließt der gotische Dom hier eine Predigt, dort die Einsegnung eines Kranken, da eine Trauung, wieder an einer anderen Stelle eine Taufe oder ein Meßamt, und durch alles hindurch zieht eine Prozession, und überall liegt das Volk nomadenartig auf den Knien vor Altären und Heiligenbildern; aber über all diesem individuellen Treiben erheben sich die grandiosen Wölbungen in ihrer immer gleichen Größe und Festigkeit (343), und am selbständigsten streben die Türme gen Himmel (345). Dabei ist zu beachten, daß der praktische Zweck der Umschließung sich auf die absolute Idee, auf das Göttliche richtet, insofern der antike Tempel den Gott in seinem Bilde, der christliche Dom den Gott im Geist und in der Wahrheit, das heißt im Geiste seiner andächtig versammelten Gemeinde, umschließt; dieser Umstand, daß der äußere Zweck des Architekturwerkes dem Höchsten, Göttlichen dient, heiligt es nicht nur, sondern adelt es auch in ästhetischer Hinsicht. „Solche Bauten, bei denen die Nützlichkeit das durchaus Vorwaltende und Herrschende bleibt, können der Schönheit mehr oder weniger nur als Schmuck Raum geben; der freieste Zweck ist deshalb in dieser Sphäre der Zweck der Religion" (305). Nur die heilige Architektur ist im stande, die Dienstbarkeit vergessen zu machen, weil sie Dienstbarkeit des Göttlichen ist; dieser schon von Solger ausgesprochene Gedanke zieht sich als Grundgedanke durch Hegels Behandlung der Architektur hindurch, wenn er ihn auch nirgends präcis formuliert.

Es ist nun klar, daß wie die ganze symbolische Kunst Hegels, so auch die symbolische Architektur noch in keinem Sinne zur Sphäre der Kunst, weder der freien noch der unfreien, gehört, sondern eine Vorstufe der Kunst bildet, in welcher der Mensch zunächst sich auf die Kunst und ihre Aufgaben besinnt. Die unfreie Kunst oder Kunstindustrie beginnt erst da, wo der praktische Zweck einsetzt, wo also das Aufschichten der Steine oder Aushauen der Felsen dem Ziele zustrebt, einen umschlossenen, praktisch verwendbaren Raum herzustellen. In demselben Augenblick beginnt auch das architektonische Stilgesetz, daß jedes Bauwerk schön ist nur nach Maßgabe, als es den Zweck, dem es dient, in seiner ganzen Gliederung und in allen Einzelheiten klar durchscheinen läßt. Alle sonst hinzugethane Schönheit, sei sie rein formaler architektonischer Art oder aus anderen Künsten entlehnt, ist schlechterdings nur als ornamentale Zuthat anzusehen und hat nur so weit Berechtigung, als sie sich dem fundamentalen Stilgesetz ein- und unterordnet. So wenig ein Werk der Kunstindustrie darum zum freien Kunstwerk wird, wenn es sich frei spielend durch ornamentalen Schmuck über den Zweck, dem es dient, erhebt, ebensowenig wird es das romantische Bauwerk; die Höhe des gotischen Domes ist eben nur eine Folge der Mannigfaltigkeit kirchlicher Handlungen, die er umschließt, insofern aus der Größe des Grundrisses auch eine bestimmte Höhe die rein konstruktive Konsequenz ist. Der Zweck mag noch so edel, würdig, heilig, erhaben sein,

Digitized by Google

und er mag noch so sehr den ästhetischen Eindruck des Bauwerkes adeln, heiligen und erhaben machen, so bleibt er doch als religiöser Zweck immerhin ein außerästhetischer, ein dem Kunstwerk als solchen fremder und äußerlicher, der es zum unfreien Kunstwerk herabsetzt und aus dem Gebiet der freien Künste ausschließt. Auch die Türme haben einen ganz bestimmten praktischen Zweck, nämlich die möglichst hohe Aufhängung der Glocken, die möglichst weithin hörbar sein sollen; also sind auch diese Teile kein völlig selbständiger Teil des Werkes. Gäbe es einen solchen, der nicht bloß Ornament wäre, sondern in das Knochengerüst der Architektur eingriffe, so wäre damit das fundamentale Stilgesetz, die durchgängige Abhängigkeit vom regierenden Zweck verletzt, also die Schönheit des Gesamtwerkes umgestoßen. Alle Symbolik der architektonischen Glieder kann und darf nur eine accidentielle, neben der Bedingtheit durch den Zweck einherlaufende sein, sonst wird sie unästhetisch; eine Verknüpfung der zweckbeherrschten Architektur mit Bestandteilen eines zwecklos symbolischen Bautriebes, wie Hegel sie verlangt, wäre die Verknüpfung einer ästhetischen und einer noch vorästhetischen Thätigkeit und könnte nur ästhetische Monstra zu Tage fördern.

Bei Trahndorff charakterisiert sich die Stellung der Baukunst im System der Künste zur Genüge dadurch, daß er sie mit der Schöngärtnerei zusammenfaßt, wie die Skulptur und Malerei in der bildenden Kunst zusammengefaßt ist, und daß er ihr zur bildenden Kunst dieselbe Stellung anweist wie der Beredsamkeit zur Poesie (Ästhetik I, 193, II, 251). Zwar scheint es an einer Stelle, als wollte er wie Solger der Baukunst die Würde einer Kunst zuschreiben, welche in ihren höchsten Werken (den hellenischen Tempeln) eine freie selbständige „Form des Universums", das heißt „eine Idee für eine Idee" darstellt (I, 197); aber diese Übertreibung wird weiterhin ausführlich berichtigt. Wie die Schöngärtnerei dem Nahrungsbedürfnis (?), so soll die Baukunst dem Schutzbedürfnis des Menschen, seinem Verlangen nach Abschließung gegen die Angriffe der Welt dienen, deshalb muß sie eine stereometrische Raumabschließung nach allen drei Dimensionen und zwar durch ein bleibendes, bewegungslos raumausfüllendes Material zu stande bringen (II, 253 bis 254, 258). Sie hält nicht wie die bildende Kunst einen Moment aus einer zeitlichen Bewegung fest, sondern stellt etwas an und für sich Unzeitliches hin (II, 254 bis 255); sie stellt nicht wie jene das Räumliche selbst als ein Lebendes dar, sondern nur in seiner untergeordneten Beziehung zu einem Lebenden, dem es dient (II, 251 bis 252).

„Alle Versuche, die Baukunst von diesem Zusammenhang mit dem Dasein, von der Abhängigkeit von dem Bedürfnis ganz frei zu machen, werden vergeblich sein, weil man sonst das Wesen der Baukunst, die Beziehung auf ein Leben, aufheben müßte" (II, 252). Das erste ist das Bedürfnis, der praktische Zweck, der die Erscheinungsform bedingt, und nur, wenn das Bedürfnis gewechselt, der praktische Zweck eines Bauwerkes aufgehört hat und bloß die reine Form desselben als Ruine einer entschwundenen Zeit und eines untergegangenen Lebens stehen geblieben ist, erst dann lebt die Form des Gebäudes ein ästhetisches Leben rein für sich, das aber doch auch erst wieder ästhetisch verständlich wird durch die historische Erinnerung an die untergegangenen Beziehungen zu früheren Lebensbedürfnissen (II, 252 bis 253). Das Bedürfnis, dem die Baukunst dient, kann dreifacher Art sein: das des einzelnen (oder der Familie) im Kampf ums Dasein, dasjenige des gesellschaftlichen Lebens und endlich dasjenige des höchsten Lebens und der Idee; aber diese drei Stufen des sich steigernden Bedürfnisses sind doch immer noch Bedürfnis (II, 262), und selbst die höchste Art der Beziehung des abgeschlossenen Raumes auf ein Leben, nämlich die Beziehung auf das Leben des Gottes im Tempel oder auf die Andacht der sich

versammelnden Gemeinde in der Kirche, bleibt doch Sache eines praktischen, das heißt an und für sich nicht ästhetischen oder künstlerischen Bedürfnisses (II, 252, 264). Vor allem muß die Baukunst ehrlich und wahr sein; das ist sie zum Beispiel, wenn sie darauf verzichtet, schöne Kunst zu sein, und sich, wie die holländische Bauart, dabei bescheidet, bloß nützliche Kunst (das heißt Technik) zu sein (II, 262); sie ist es aber nicht, wenn sie Formen, die in ihrer Beziehung auf ein untergegangenes Leben berechtigt und schön waren, wegen ihrer formalen Schönheit auf Lebenszwecke überträgt, zu denen ihnen jede Beziehung fehlt oder denen dieselben gar widersprechen (II, 253, 369). Hätte Trahndorff die klar und scharf formulierte Einsicht von der Nichtzugehörigkeit der Baukunst und Gartenkunst zu den freien Künsten konsequent festgehalten, so würde seine Ästhetik auch in diesem Punkte wie in so manchen anderen eine ganz einzigartige und hochbedeutende Stellung einnehmen; leider hat er nur die in seiner ersten Gliederung der Künste vorgenommene Ausscheidung (I, 221) in einer zweiten Tabelle (II, 11) wieder rückgängig gemacht, ohne jeden Versuch, seine früher entwickelten Gründe für die Ausschließung zu entkräften oder einzuschränken. Wie Trahndorff überhaupt auf die weitere Geschichte der Ästhetik ganz ohne Einfluß geblieben ist, so sind auch seine Gedanken über die Stellung der Baukunst von keinem seiner Nachfolger beachtet worden.

Nach Weiße soll die Baukunst eine echte Kunst sein; deshalb erklärt er die Zweckmäßigkeit derselben nicht sowohl für ein Grundgesetz der Kunst als vielmehr für ein aus dem Begriff derselben sich ergebendes Accidens (Ästh. II, 123); sie bleibt Schönheit im vollen Sinne dieses Wortes, ungetrübt durch Beziehung auf endliche Zwecke, vielmehr diese endliche Zweckmäßigkeit als ihr eigenes geistig bekräftigtes Moment, als ein zum Schönen Erhobenes in sich scheinen lassend (II, 134). Wie diese Forderung erfüllbar sei, bleibt gänzlich unaufgeklärt. Die Verwandtschaft der schönen Architektur mit der bloß verzierenden Schönheit an Gebäuden, Schiffen, Geräten u. s. w. wird anerkannt und als Abglanz oder Widerschein der ersteren in den letzteren erklärt; von der ästhetischen Bedeutung der Kunstindustrie und der unfreien Schönheit überhaupt besitzt Weiße keine Ahnung; er ist so sehr in Verlegenheit, dieselbe in seinem System unterzubringen, daß er sie nirgends anders hin zu verweisen weiß als unter die Schönheit der Sitte (II, 135). Daß die Schönheit der Architektur nicht in der bloßen Harmonie räumlicher Verhältnisse, sondern auch (wie es von Schopenhauer betont wird) in dem Kampf der Schwere mit den sie überwindenden geistig geleiteten Kräften zu suchen sei, wird nur gelegentlich angedeutet (II, 152); dagegen wird für das Wesen der Architektur die Erklärung vorangestellt, daß der Begriff der Kunst in den dem gleichgültigen Stoff eingedrückten räumlichen Maßverhältnissen nicht wirkliche Naturgestalten, sondern das Bild und den Ausdruck seines eigenen schöpferischen Selbst gebe (II, 109 bis 110). Was letzterer Satz bedeute, bleibt ebenso unfaßlich wie seine Vereinbarkeit mit dem vorher Angeführten.

Nach Schleiermacher stellt die Architektur Gestalten dar im Typus der anorganischen, wie die Skulptur im Typus der organischen Gestaltung (Ästh. S. 433 bis 434); ein Gebäude ist wie eine Krystallisation zu betrachten, insofern die prädeterminierte Form bei ersterem durch Vermittelung des menschlichen Geistes als freie Produktion, bei letzterer durch Vermittelung der Naturkraft als notwendiges Naturprodukt hervortritt (431). Immerhin ist die Architektur mit einer gewissen Zweideutigkeit behaftet und ein Grenzglied im System der Künste (434), ähnlich wie auf der anderen Seite die Poesie (94 bis 95). Die Architektur gehört mit der schönen Gartenkunst zusammen (129, 431) und verhält sich zu ihr wie die Plastik zur Malerei (174). Indes ist die Gartenkunst doch immer noch weit

mehr freie Kunstproduktivität als z. B. die Architektur des in dem Park zu erbauenden Landhauses (184); denn die bürgerliche Baukunst, welche individuellen Zwecken dient, gehört ganz unter den Begriff der gebundenen Kunst und demnach nicht in die Ästhetik, und nur die monumentale Architektur bildet das Grenzglied, wo die Frage, ob freie oder gebundene Thätigkeit, zweifelhaft erscheinen kann (129 bis 130). Unter monumentaler Architektur versteht Schleiermacher eine solche, die Beziehungen auf das gemeinsame öffentliche Leben hat, also nicht einem privaten, sondern einem politischen, religiösen, ästhetischen oder socialen Zwecke dient (438 bis 442, 164). Es kann also kein Architekturwerk geben, bei welchem die Beziehung auf einen Zweck schlechthin Null wäre, weil es sonst keine Beziehung auf das Gesamtleben haben könnte (441); erst die Darstellung der einzelnen wiederkehrenden Momente des ethischen Gesamtlebens stellt die Architektur als Kunst sicher, denn erst durch die Beziehung auf dieses ethische Moment wird sie zur freien, selbständigen Kunst (164). Es erscheint unverständlich, wie die nähere Bestimmung des realen Zweckes der monumentalen Baukunst als eines socialen oder ethischen den Satz umstoßen kann, daß jede Gebundenheit durch reale Zwecke den Charakter freier Kunst aufhebt und bloß gebundene Kunst übrig läßt. Schleiermacher läßt übrigens die relative Berechtigung sowohl der antiken wie der gotischen Architektur gelten, ohne der Berechtigung künftiger Baustile vorzugreifen (476).

In den Produkten der Gartenkunst soll die menschliche Thätigkeit als die den Naturtypus befreiende und dessen Hindernisse wegräumende angeschaut werden, aber nicht etwa die Täuschung erweckt werden, als ob es sich um reine Naturproduktion handele (479), und noch weniger eine widernatürliche Gewalt des Menschen über die Natur (durch Einzwängung in unangemessene Formen ꝛc.) dargestellt werden (480). Ähnlich wie die Architektur bringt die Gartenkunst nicht das Bild hervor, sondern den Gegenstand selbst (129, 431). Hätte Schleiermacher den Begriff des ästhetischen Scheines besessen, so hätte er an diesem Gegensatz schon ein Symptom für die Nichtzugehörigkeit beider zu den freien Künsten erkennen müssen. Daß der Park mit der gebundenen Thätigkeit gar nichts zu schaffen habe (184), ist ganz irrtümlich; er ist nicht bloß dazu bestimmt, bei der Durchwanderung einen Wechsel von Stimmungen zu erzielen (486), sondern auch den Bedingungen von Klima und Bodenbeschaffenheit, den Bedürfnissen der Besitzenden nach Erholung und Zerstreuung und dem Stil der architektonischen Anlehnung zu entsprechen. Deshalb fällt auch die Gartenkunst ihrem realen Zwecke nach unter die gebundenen Künste.

Deutinger hat der Architektur ein besonders fleißiges Studium und eine besondere Neigung entgegengebracht; er ist unter allen Ästhetikern derjenige, welcher ihr die ausführlichste Erörterung gewidmet hat, wobei ihm allerdings die eingehende Untersuchung Hegels als wesentliche Stütze gedient hat. Wie Schopenhauer geht er davon aus, daß im Reich der Künste wie in der Natur in erster Gestaltungsfähigkeit das Gesetz der Schwere wahrnehmbar und daß die Architektur diejenige Kunst ist, in welcher das Gesetz der Schwere durch geistige Verwertung der Kohärenz und Ausdehnung des Stoffes wenn auch nicht aufgehoben, so doch relativ überwunden und zur Dienstbarkeit herabgesetzt wird (Kunstlehre 1, 170). Bei diesem elementaren Gegensatz von Last und Stütze bleibt aber Deutinger nicht stehen (wie Schopenhauer), sondern geht mit Recht weiter zur Untersuchung, welchen geistigen Zwecken die Überwindung der Schwere und die Erhebung des Stoffes über die Fläche des Bodens dienstbar gemacht werde, und erkennt (mit Trahndorff) den Zweck alles Bauens in dem Schutz des Menschen gegen feindliche Mächte (228). In der Wohnung besitzt der Mensch den Mittelpunkt seines sich ausbreitenden Lebenskreises, die Central-

Digitized by Google

sonne seiner Bestrebungen, Pläne und Aussichten, den einheitlichen Anknüpfungspunkt für das Familien-, Gesellschafts- und Staatsleben (229). Hierdurch aber tritt das Bauen außer den Kreis der Kunst und in Gegensatz mit der Idee; denn die Idee fordert gerade das Aufgeben jedes besonderen Zweckes, das Bauen aber das Festhalten an einem solchen (228). Wo andererseits das Bauen auf den Zweck einer Wohnung verzichtet und sich als monumentale Architektur mit bloß symbolischer Bedeutung begnügt, verfehlt es einerseits diesen Zweck, indem es mit seinen Ausdrucksmitteln weit unterhalb der zu bezeichnenden Uneudlichkeit der Idee bleibt, und verharrt andererseits als rein symbolische Thätigkeit noch unterhalb der Grenze der Kunst, welche Durchdringung von Idee und Stoff verlangt (235).

„Damit das Bauen zur wirklichen Kunst werde, muß es den Charakter der bloßen Wohnung und des bloßen Monumentes verlassen und beide in höherer Einheit in sich beschließen“ (235). Die Wohnung selbst muß also monumentale Bedeutung oder symbolischen Charakter gewinnen, das heißt Wohnung des Ewigen auf der Erde werden, wenn sie ins Gebiet der Kunst gehören soll (236). Hiermit bekundet sich die stoffliche Bildung als bedingt durch eine im unsichtbaren und unendlichen Reiche des Geistes belegene Idee; aber der Stoff ist hier noch nicht Diener des aus dem Geist entspringenden Lebens oder Ausdruck der von innen heraus bildenden geistigen Lebenskraft, sondern er weckt nur negativ durch seine Abwesenheit im Innenraum die Ahnung vom Reiche des Geistes, ist also bloß symbolisch (237). Der Tempel oder die Kirche ist wie der Krystall aus dem Prozeß des bildenden Lebens herausgetreten, um in ihren regelmäßigen Formen ein Bild von dem bereits abgeschlossenen Leben des Geistes im Leibe, aber nicht ein Bild des thätigen Lebens selbst nach außen hin darzustellen, ähnlich wie die Dogmatik einer Religion (326). Es ist bei Deutinger ebensowenig wie bei Hegel ersichtlich, inwiefern eine negative symbolische Hindeutung auf das uneudliche Ewige dazu beitragen kann, das Gebäude über die Dienstbarkeit eines außerästhetischen Zweckes zu erheben. Entweder ist es der sinnlich gedachte Gott selbst, der in der Tempelzelle wohnt und dem im Tempelhofe geopfert wird, oder es ist die Gemeinde, welche zu ihrer Andacht ein Versammlungshaus braucht (265); in beiden Fällen ist es ein außerästhetischer Zweck, dem das Bauwerk als Realität dient, und alle hinzutretende Symbolik kann doch nur diese Dienstbarkeit deutlicher machen.

Wenn in dem bisher Angeführten die Deutingersche Darstellung sich der Hegelschen in der Hauptsache anschließt, so weicht seine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Architektur in wesentlichen Punkten von dem Hegelschen Vorbild ab. In der indisch-ägyptisch-griechischen Baukunst sieht er nämlich die Entfaltung des Gegensatzes von oben und unten, von Last und Stütze, in der semitischen Baukunst die Entfaltung des Gegensatzes von innen und außen; die erstere bildet die Außenseite der Architektur und mit dieser ihre monumentale Bedeutung, die letztere die Innenseite und mit ihr die Zweckbeziehung des Innenraumes und deren Ausschmückung durch (238). Die erstere Richtung knüpft an den natürlichen Höhlenbau an (239) und zwar so, daß die indische Architektur das Übergewicht der Last, die ägyptische das Übergewicht der tragenden Kräfte, die griechische das Gleichgewicht beider versinnlicht (239 bis 248); die mongolisch-semitische Architektur hingegen knüpft an das Nomadenzelt an, das teils zur chinesischen Pagode auf vieleckigem Grundriß, teils zur arabisch-maurischen Kuppel auf kreisförmigem Grundriß entwickelt wird (265 bis 275). Die christliche Baukunst endlich faßt diese beiden Entwickelungsreihen zur Einheit zusammen (275 bis 276) und erhebt sich dadurch über beide. „Die griechische Baukunst, die von der übermächtigen Subjektivität (?) ausging, endete im Auf-

geben der Subjektivität; die arabisch-maurische Kunst, die von dem unzugänglichen Monotheismus ausging und die subjektive Freiheit in ihm negierte, endete in voller Übermacht der subjektiven Phantasie und Willkür" (293). Die Anwendung des hellenischen Stiles in der Gegenwart will Deutinger auf Theater beschränkt wissen (wobei die Anführung der Museen wohl nur vergessen ist), diejenige des Rundbogenstils auf Burgen und Hallen der Wissenschaft, diejenige des maurischen Stiles auf Königsschlösser (320 bis 323), während er in der Gotik die angemessene Form des Kirchenbaues findet. Daneben phantasiert er allerdings von der im Titurel beschriebenen Kirche des heiligen Graal als von der nur in der Poesie ausgesprochenen höchsten Idee des deutschen Stiles (324). Einen Versuch, die arische und semitische Architektur im Schellingschen Sinne als bloße ideale Nachbildung der Höhle und des Zeltes zu behandeln und durch solche Entrückung aus der Sphäre der Wirklichkeit für das Gebiet der freien Kunst zu retten, würde Deutinger ohne Zweifel als verfehlt betrachtet haben, da thatsächlich die Erinnerung an diese zufälligen primitiven Ausgangspunkte der Baukunst in demselben Maße verschwunden ist, in welchem die Gebäude einen ästhetischen Wert gewonnen haben.

Vischer sucht die Architektur von der Plastik zu unterscheiden, die beide dreidimensionale Künste sind. In dem Unterschied der Formen (eckigen oder runden) kann die Differenz nicht liegen, da auch die Architektur die runden Formen benutzt (Bogen und Kuppel, kreisförmigen und elliptischen Grundriß). Die Differenz muß also in dem Zweck liegen, welcher die Wahl der Formen bedingt, und besteht darin, daß die Plastik ihn *in* sich, die Architektur ihn *außer* sich hat (Ästh. § 555), in demjenigen, dem sie dient. Aber Vischer weiß es ganz genau, daß die freie Kunst „keinen Zweck außerhalb ihrer selbst" hat (§ 545), und daß da, wo sie sich zum Dienst fremder Zwecke hergiebt, die anhängenden (das heißt unfreien) Künste entstehen (§ 545 bis 546). Vischer sagt ähnlich wie Solger und Hegel: „Nur im Tempel erhebt sich das Bauen zur reinen Kunst" (§ 574), und zwar soll die heilige Baukunst deshalb Kunst sein, weil ihr obzwar von außen gegebener Zweck ein idealer Selbstzweck sei (§ 556). Er erkennt an, daß durch Subsumtion der heiligen und weltlichen Baukunst unter den Begriff der Architektur „Ästhetisches und nicht rein Ästhetisches koordiniert" und dadurch ein „logischer Mißstand" hervorgerufen werde (§ 574), hat aber nicht den Mut zu der logischen Konsequenz, daß auch der denkbar idealste Zweck, sofern er von außen gegeben wird, die Kunst aus der Sphäre der freien in die der „anhängenden" oder vielmehr „unfreien" Künste hinüberweist. Diese Konsequenz wird schon dadurch nahegelegt, daß die Würde der öffentlichen, geschichtlichen Gebäude mit ihrem ebenfalls idealen Gehalt die Kluft zwischen heiliger und profaner Baukunst überbrückt, also zeigt, daß beide zu demselben Gebiet gehören und nur graduell verschieden sind. Da in allen der Zweck kein innerer, immanenter, rein ästhetischer, sondern einem fremden Gebiet angehöriger ist, so muß auch die ganze Architektur in das Gebiet der anhängenden oder „unfreien" Künste verwiesen werden. Erst wenn dies geschieht, hat der Unterschied des Zweckes seine Aufgabe erfüllt, die dreidimensionale Architektur von der ebenfalls dreidimensionalen Plastik begrifflich streng zu unterscheiden; solange dagegen die äußerliche Gegebenheit des Zweckes zwar anerkannt, aber durch Belassung der Architektur im System der freien Künste thatsächlich wieder zurückgenommen wird, kann sie auch nicht als Unterscheidungsmerkmal festgehalten werden, und man sieht sich dann doch immer darauf hingewiesen, anstatt dieses wieder entschlüpften wesentlichen, primären und inneren Unterschiedes sich mit nebensächlichen, sekundären und äußerlichen Merkmalen herumzuschlagen, welche alle vor der ästhetischen Kritik unzulänglich sind.

Kirchmann hält sich fern von dem Irrtum Kants, Zimmermanns und Köstlins, die freien und die unfreien Künste gar nicht zu unterscheiden, oder doch im System der Künste nicht in zwei scharf getrennte Gruppen zu sondern und zu scheiden; er hält sich aber auch ebenso fern von dem entgegengesetzten Irrtum Schellings und Schleiermachers, nach welchem alles unfreie, dienende, gebundene Schöne, sobald es als solches anerkannt ist, auch eo ipso aus dem System der Künste und aus dem Gebiet der Ästhetik hinausgeworfen werden soll. Kirchmann weiß, daß alles Schöne nur als ästhetischer Schein (oder, wie er sagt, als Bild) schön sein kann und daß man das Reale der Natur oder der menschlichen Produktion erst als ästhetischen Schein auffassen muß, ehe man seine Schönheit erfassen kann; dasselbe gilt für diejenigen realen Produkte menschlicher Thätigkeit, welche nicht ganz ohne Rücksicht auf Schönheit hervorgebracht sind, bei denen aber doch der reale Zweck das Bestimmende bleibt, welchem sich die angehängte Schönheit nur anschmiegt (Ästhetik I, 44; II, 79, 338 fg.).

Dies nennt Kirchmann das verzierende Schöne, weil es das reale Gebrauchsobjekt nur mit Schönheit verziert, ohne es ganz zu einem idealen Bilde oder ästhetischen Schein aufzuheben; diese Bezeichnung drückt zwar den geschichtlichen Entwickelungsgang, durch den die Menschheit zur Gestaltung anhängender Schönheit gelangt ist, ganz wohl aus, hat aber doch den Übelstand, zu sehr auf bloß ornamentale oder dekorative Zuthaten abzuzielen und nicht deutlich genug die konstruktive Schönheit der vom praktischen Zweck durchdrungenen Grundform des Objektes als das Wichtigere und Entscheidende in den Vordergrund zu stellen. Deshalb ziehe ich die Ausdrücke: unfreie, gebundene, dienende Schönheit den Bezeichnungen anhängende oder verzierende Schönheit vor.

Ist ein Kunstwerk an und für sich ideales Bild oder ästhetischer Schein von rein idealem ästhetischem Selbstzweck, so kann seine Würde als freies Kunstwerk nicht dadurch alteriert werden, daß es von Menschen zu realen Zwecken gebraucht oder gemißbraucht wird (II, 339); es kommt also bei der Verteilung der Künste in die Gruppen der freien und unfreien Künste niemals darauf an, welchen nachträglichen Gebrauch oder Mißbrauch zu realen Zwecken, die nicht die ihrigen sind, die Kunstwerke zulassen, sondern allein darauf, welcher Art der ihnen wesentliche immanente Zweck ist, ob rein ästhetisch oder außerästhetisch, ob idealer ästhetischer Selbstzweck oder praktischer Gebrauchszweck, und ob demgemäß das Kunstwerk an sich bloßer ästhetischer Schein (oder Bild), oder ob es reales Ding ist, von welchem erst der Beschauer einen ästhetischen Schein abstrahieren muß, in welchem also für die nichtästhetische Betrachtung objektive Realität und subjektive Bildlichkeit in eins fallen. Diesen Gesichtspunkt hält Kirchmann nicht fest, wenn er einerseits Porträtstatuen und Bilder zum verzierenden Schönen rechnet, obwohl doch die Bildlichkeit oder Scheinhaftigkeit der Kunstwerke und ihre Sonderung vom abgebildeten Realen zweifellos ist (II, 349), und wenn er andererseits die schöne Gartenkunst und Baukunst in ihren höheren Produktionen zu den freien schönen Künsten zählt.

Er betrachtet es gleichsam als zufällig für das schöne Bauwerk, daß dasselbe, weil es aus solidem Material aufgeführt ist, hinterdrein und nebenbei auch noch einen praktischen Gebrauch ohne Schaden an seinem ästhetischen Wert ertragen kann, und sucht den Grund für die nachträgliche praktische Ausnutzung in den bedeutenden Kosten des Baukunstwerkes, welche zu doppelter Ausnutzung für ästhetische und praktische Zwecke gleichsam auffordern (II, 344). Vom rein ästhetischen Gesichtspunkt soll der nachträgliche praktische Gebrauch des Baukunstwerkes immerhin ein Mißbrauch sein, wenn auch dasselbe an seiner Idealität dadurch so wenig Schaden leidet wie etwa eine Tizianische

Digitized by Google

Venus, wenn der Beschauer sie aus bloßer Lüsternheit betrachtet; je vollendeter das Bauwerk auftritt, desto mehr soll der reale Gebrauch desselben als ein unnatürlicher, ihm aufgedrängter und seinem Wesen widersprechender erscheinen (I, 195 bis 196). Dies ist nun einerseits thatsächlich unrichtig, andererseits würde es, wenn es richtig wäre, doch nichts gegen die Unfreiheit dieser Schönheit beweisen, da auch Vasen, Gemmen und andere kunstindustrielle Gegenstände zu bloßen Prunk- und Schaustücken werden können, deren praktischen Gebrauch der Besitzer als eine ästhetische Entweihung empfinden würde. Solange der praktische reale Zweck das Bestimmende für die konstruktive Architektonik der Form bildet, solange bleibt er selbst dann noch bestehen, wenn durch Verzicht auf realen Gebrauch der Zweck zu einem bloß fingierten, nicht mehr faktisch in Betracht kommenden herabgesetzt ist; es ist also auch der unheizbare Prunkofen in einem durch unsichtbare Centralheizung erwärmten Prunkgemach in seiner Schönheit immer noch danach zu beurteilen, ob seine Formen den fingierten Heizzweck des Ofens bis ins kleinste zur Anschauung bringen, und damit bleibt er ein unfreies Schönes. Ebenso bleibt er eine Realität und wird niemals zu einem bloßen Bilde oder ästhetischen Schein seiner selbst, und daran wird durch Vergrößerung der Dimensionen, Veredelung der Formen und Wahl eines möglichst kostbaren Materials nicht das mindeste geändert. Ganz dasselbe gilt aber auch für ein Bauwerk; auch dieses kann durch Vergrößerung der Dimensionen, Veredelung der Formen und Wahl eines kostbaren Materials niemals, wie Kirchmann (II, 197) meint, zum ästhetischen Schein seiner selbst oder zum idealisierten Bilde des realen Bauwerkes (II, 199) werden. Es giebt zwar Vasen, die kein Loch mehr im Halse haben, und Öfen, hinter deren Ofenthür Holz und Steine liegen, aber es giebt kein Haus, hinter dessen Prunkportal massives Mauerwerk den Eingang sperrte, und selbst der prunkvollste Riesendom ist gerade erst recht für die mannigfachen Zwecke des katholischen Kultus geeignet. Man könnte also viel eher die unbrauchbaren Vasen und Öfen ein Bild von Gebrauchsvasen und -öfen als das Kunstbauwerk ein Bild des Gebrauchsbauwerkes nennen; thatsächlich wäre aber auch das erstere unrichtig, weil der fingierte Gebrauchszweck der alleinige Bestimmungsgrund ihrer konstruktiven Schönheit bleibt. Immer bleibt es erst dem Beschauer überlassen, von der Realität dieser Vasen, Öfen und Kunstbauten den ästhetischen Schein in seiner Auffassung zu abstrahieren, wogegen der Maler im Stillleben, Interieur oder Architekturbild den von ihm abstrahierten ästhetischen Schein wirklich von der Realität der Objekte getrennt und für alle Beschauer gleichmäßig fixiert hat.

Daß die Vase im Stillleben, der Ofen im Interieur seinen Platz finden kann, beweist allein schon, daß sie selbst noch nicht ästhetischer Schein, sondern Realitäten sind, weil es unkünstlerisch wäre, den Schein eines Scheines oder das Bild eines Bildes statt des Scheines (oder Bildes) einer Realität zu bieten. Gerade Kirchmann betont dieses Gesetz der Reinhaltung der abgebildeten Realität vom ästhetischen Schein so stark (I, 254 bis 255), daß er die Konsequenz daraus zu ziehen sich genötigt fühlt, daß die Architekturmalerei künstlerisch ebenso unberechtigt sei, wie eine Skulpturmalerei wäre, weil die abgebildeten Baukunstwerke selbst schon ästhetischer Schein oder Bilder der realen Bauwerke seien (I, 255). Die Unrichtigkeit dieser Folgerung läßt auf die Unrichtigkeit der Voraussetzung schließen, daß das Baukunstwerk ein idealisiertes Bild oder ästhetischer Schein des realen Bauwerkes sei. Dieselbe ist auch schon daraus zu entnehmen, daß zwar die niederen Baukunstwerke nur „verzierendes" Schöne sein sollen (I, 197), daß sie aber ganz allmählich in die angeblich reineren und freieren Baukunstwerke übergehen, so daß Ideales und Reales in der Bau-

kunst mehr als in jeder anderen Kunst miteinander gemischt sind (I, 195 bis 196). Dieses „allmähliche Übergehen" des unfreien ins angeblich freie Baukunstwerk zeigt, daß es sich vielmehr nur um graduelle Steigerung der unfreien Schönheit handeln kann, da zwischen freier und unfreier Schönheit eine unüberbrückbare Kluft als Scheide besteht; die angebliche Mischung von idealem Bild und Realität im Baukunstwerk beweist mindestens, daß hier keine scharfe Trennung von Bild und Realität stattfindet, wie die freie Kunst sie zur Vorbedingung hat, und wie Kirchmann sie wenige Zeilen vorher auch für das Baukunstwerk behauptet hat (I, 195).

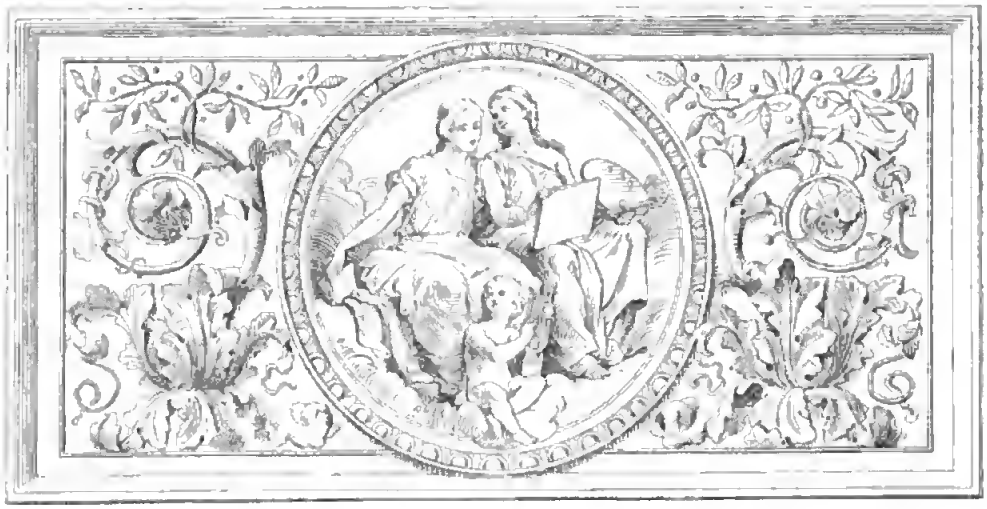
Zimmermann kennt keinen Unterschied zwischen freier und dienender Schönheit, bei ihm kommt vielmehr alles nur auf den Besitz der von ihm aufgestellten sechs abstrakten Formen als Faktoren der Schönheit an. Demgemäß hat er auch keinen Grund, die Baukunst darum weniger als Kunst anzusehen, weil ihre räumlichen Formgebilde an Werken haften, die außerdem noch praktischen Zwecken dienen (Ästh. § 910). Da es ihm ferner nicht auf Naturtreue ankommt, sondern nur auf Abbildlichkeit des Inbegriffs der sechs Formen, so hat er auch keinen Grund, die relativ abstrakten räumlichen Formgebilde der Architektur ästhetisch geringer zu achten als die von der Skulptur und Malerei nachgebildeten Naturformen (§ 909).

Nach Köstlin strebt die Tektonik oder die „Kunst der Herstellung schöner Gebäude und Geräte" nach Schönheit, „soweit der Nützlichkeitszweck es gestattet"; am wenigsten kommt Schönheitszweck und Nützlichkeitszweck bei demjenigen Zweige der Tektonik in störenden Widerstreit, welcher verhältnismäßig einfache Werke in großen Dimensionen hinstellt, das heißt bei der Architektur (Ästh. S. 975). Was die Dimensionen damit zu thun haben, ist nicht ersichtlich; „die Einfachheit" aber ist offenbar leichter bei einem kleinen Gerät als bei einem gotischen Dom zu wahren. Die Architektur stellt nichts dar, als was sie ist; sie „stellt nicht dar, weil sie ja ganz und gar nicht ein Bild von etwas geben, sondern nur etwas Zweckmäßiges konstruieren will, an dessen Erscheinung und Gestaltung sich dann nebenbei freilich auch ein Stimmungsausdruck knüpft" (1001). Ist es aber den freien Kunstwerken wesentlich, etwas zu scheinen, das heißt in ästhetischem Schein, welcher an sich nichts Reales und Zweckvolles ist, einen idealen Gehalt zur sinnlichen Darstellung zu bringen, so ist das Bauwerk kein Kunstwerk in diesem Sinne. Da Köstlin keinen Anstand nimmt, die Tektonik, das heißt das Kunstgewerbe, im weitesten Sinn dem System der Künste einzugliedern, so kann er noch weniger ein Bedenken haben, daß in und mit der Tektonik auch die Architektur demselben eingegliedert ist.

Fechner faßt die Architektur immer mit der Kunstindustrie zusammen (Vorschule der Ästhetik II, 2; I, 205 u. s. w.) als die äußeren Zwecken dienenden unter den bildenden Künsten oder Künsten der Ruhe. Er bringt schätzbare Beiträge zu der Bedingtheit ihrer Schönheit durch die funktionelle Zweckmäßigkeit bei (I, 204 bis 219), welche die unentbehrliche Grundlage aller tektonischen Schönheit bildet, daneben gönnt er auch einer relativ formalen Schönheit (Einheit des Mannigfaltigen nach mathematischen Einheitsbezügen) und associativen Nebenbeziehungen den ihnen gebührenden Raum (I, 217 bis 220, 132 bis 134). Die hohe Bedeutung der Architektur in der Kulturgeschichte und Kunstgeschichte, in deren Blütezeiten sie oft genug die Führung übernommen hat, erkennt Fechner bereitwillig an (II, 11), erinnert aber auch daran, wie der ganze kunstgeschichtliche Stil und Geschmack einer Epoche durch Gewandung und Haartracht treffend charakterisiert werden kann (griechische Gewandung, römische Toga, Zopf- und Perückengeschmack), obwohl doch Kleidungsstücke und Modesachen nur niedere Gegenstände des Geschmackes sind (I, 239). Hieraus folgt, daß man aus der hervorragenden kunstgeschichtlichen Stellung und kulturgeschichtlichen Bedeutung der Archi-

tektur keine übereilten Schlüsse auf ihre Stellung im System der Künste ziehen darf. Die Grenzlinie zwischen Architektur und Plastik einerseits, Architektur und Tektonik andererseits weiß Fechner nicht zu finden und verwirft nur mit Recht die Definitionen Kants und Hegels als zu weit, die Lotzes als zu eng (II, 7 bis 8). Nach Kant würde alles Hausgerät, nach Hegel Straßen, Kanäle, Eisenbahnen, Gärten und Parke Erzeugnisse der Architektur sein, da auch in ihnen die äußere unorganische Natur so zurechtgearbeitet ist, daß sie als kunstgemäße Außenwelt dem Geist verwandt ist; nach Lotze würden schwimmende Häuser und Grottentempel keine Erzeugnisse der Architektur sein können, erstere nicht, weil sie nicht auf festem Boden gegründet sind, letztere nicht, weil sie durch Subtraktion und nicht durch Addition des Materials entstanden sind. Fechner verkennt hierbei das schon von Trahndorff betonte Merkmal des abgeschlossenen Innenraumes, das jedem Bauwerk wesentlich ist (auch der Pyramide und der Ehrenpforte), während die Außenseite fehlen kann (wie beim Grottentempel); er verkennt ferner, daß Denksteine ohne Innenraum (Obelisken, Säulen, Grabsteine ꝛc.) weder der Architektur noch der Plastik, sondern der niederen Kunstindustrie angehören.

Man sieht hieraus, daß die Frage nach der Stellung der Architektur im System der Künste durch die Leistungen der bisherigen Ästhetiker noch keineswegs eine befriedigende Lösung erfahren hat. Daß dieselbe eine unmittelbare Zusammengehörigkeit mit der Kunstindustrie und schönen Gartenkunst hat und daß der rein technische Teil der Baukunst ganz zur Kunstindustrie gehört, wird von keiner Seite bestritten. Die einen rechnen alle Kunstindustrie zu dem Gebiet der schönen Kunst, ohne zwischen freier und unfreier Kunst zu unterscheiden, haben also auch keinen Grund, mit der Baukunst eine Ausnahme zu machen. Die anderen suchen der Baukunst gerade deshalb einen Platz unter den freien schönen Künsten zu retten, weil sie die unfreien Künste ganz aus dem Gebiet der schönen Kunst und der Ästhetik hinausweisen. Ein dritter Teil der Ästhetiker erkennt die Unrichtigkeit dieser beiden ersten Standpunkte an, kann sich aber gleichwohl nicht dazu entschließen, der Baukunst die höchste Stelle unter den unfreien Künsten einzuräumen oder diesen ihr angewiesenen Platz mit Konsequenz festzuhalten; vielmehr versucht derselbe, ihr den untersten Platz in der Gruppe der freien Künste zu retten, ohne daß die dafür angegebenen höchst verschiedenartigen und sehr mannigfaltigen Gründe irgendwie als stichhaltig anerkannt werden könnten.



Glück!

Novelle

von

Moritz v. Reichenbach.

Der warme, sonnendurchleuchtete Junitag ging zu Ende, und ein bunter Menschenschwarm drängte sich die Berliner Hauptstraße „Unter den Linden“ entlang, dem Brandenburger Thore entgegen.

Lachend, plaudernd und eilig strebten die von der Tagesarbeit befreiten Großstädter dem duftigen Grün des Tiergartens zu, an dessen Wegen die Gaslichter eben aufzuflammen begannen, während der Vollmond, ihrer spottend, in leuchtender Klarheit über den Bäumen aufstieg.

Neben einem jungen Manne, dessen dunkles Haar und klassisch geschnittenes Profil ein breitrandiger Künstlerhut beschattete, schritt ein ärmlich gekleideter Knabe dahin. Schweigend setzten beide ihren Weg inmitten des lärmenden Schwarmes fort, bis sie in eine der Tiergartenstraßen einbogen.

Da blickte der Knabe zu seinem Begleiter auf, faßte mit einer schüchtern bittenden Bewegung dessen Hand und sagte:

„Darf ich Ihnen heute all die schönen Stellen aus der gestrigen Oper vorspielen? Ich habe die ganze Nacht davon geträumt.“

„Nun, wir wollen sehen, Fritz; erst kommen unsere Studien, die Bachschen Fugen und das Adagio, du weißt schon.“

„Glauben Sie, daß ich wirklich einmal ein Künstler werde?“

„Das hoffe ich, Fritz.“

„Ach, Meister, wenn ich denke, daß ich es doch nicht könnte und daß ich Schuhmacher werden müßte wie der Vater — lieber sterben!“

Der junge Mann zuckte die Achseln und lächelte. „Glaubst du, daß ich dich von der Straße aufgelesen hätte, wenn ich dächte, daß du zu nichts anderem bestimmt bist, als mit Draht und Pech zu arbeiten?“

Sie schritten durch einen hochgewölbten Thorweg und traten jenseit desselben in einen großen stillen Garten, der ganz erfüllt von Blütenduft und Mondesglanz war. Vor ihnen, halb versteckt von blühen-

Digitized by Google

den Fliederbüschen, lag ein kleines Haus. Kletterrosen und wilder Wein umrankten es bis an das niedere vorspringende Dach hinauf, üppige Klematis umschlang die Säulen der Veranda und wallte wie ein Vorhang von den luftigen Bogen derselben herab.

Eine Frauengestalt, in lichte Gewänder gekleidet, trat unter dem Klematisvorhang hervor in das helle Mondlicht hinaus. Der Knabe blieb stehen.

„Wie gestern in der Oper," murmelte er, während sein Begleiter auf die weiße Gestalt zusprang, sie mit beiden Armen umschlang und in den Schatten der Veranda zurückzog.

„Nora," rief er, „du, du bist hier! Welch ein Glück!"

Sie wies auf den Knaben, der immer noch regungslos mitten auf dem mondbeschienenen Kieswege stand.

„Wen hast du da, Felice?"

Er blickte nicht auf, er sah nur in ihr weißes, süßes Gesicht und hielt ihren Kopf an seine Brust gedrückt.

„Felice," wiederholte er, „wie schön das klingt, ganz wie mein Vater sprichst du den Namen aus, mit dem weichen italienischen Klange, den hier kein Mensch trifft —"

Sie machte eine leichte ungeduldige Bewegung. „Aber wen hast du denn da?" fragte sie noch einmal.

Jetzt blickte Felice auf.

„O, das ist nur Fritz, mein Schüler." Er trat, ihre Hand in der seinen haltend, auf die Stufen der Veranda.

„Ich kann dir heute keine Stunde geben, Fritz," sagte er, „ich habe Besuch bekommen."

Fritz senkte den Kopf und wandte sich langsam ab. Er hatte sich auf die „Stunde" gefreut und mußte nun zurückkehren in sein ärmliches, freudloses Heim, dem er für einige Zeit entrückt zu sein gehofft hatte. Er sollte keine Musik heute abend mehr hören, die er doch so sehr liebte, und — er hungerte. Er merkte das erst jetzt, wo die freudige Erregung, in welche ihn die Aussicht auf die „Stunde" versetzt hatte, geschwunden war. Langsam, ganz langsam schritt er den Kiesweg entlang. Da hörte er seinen Namen rufen.

„Fritz, komm zurück," klang es unter der Veranda des Gartenhäuschens hervor, und in dem jetzt erleuchteten Rahmen der Thür sah er das junge Paar stehen und winken. Eilig lief er zurück, sprang die Stufen der Veranda empor und stand nun neben jenen.

„Du sollst doch wenigstens haben, was ich hier für dich zurechtstellen ließ, da du nun einmal heute abend keine Musik hören kannst," sagte Felice und drückte ihm ein Körbchen in die Hand, in dem allerlei Päckchen lagen, welche nach Knackwürstchen, Obst und Kuchen dufteten.

„Da nimm, zu Abend gegessen hast du wohl ohnehin nicht," rief Felice, und die Fremde, welche sich an seine Seite schmiegte, fügte lächelnd hinzu:

„Musik sollst du auch haben, mein Junge. Da, kaufe dir ein Konzertbillet und mache dir einen vergnügten Abend, poverino!" Sie legte ein Geldstück in das Körbchen.

„In ein Konzert soll er gehen?" meinte Felice kopfschüttelnd, „das ist gegen alle Ordnung, denn dann hört er sicher schlechte Musik, und die soll er eigentlich nicht hören. Aber geh nur und thue, was dir Freude macht, mein Junge, ich bin ja auch so glücklich, so unendlich glücklich. Lächelnd blickte die schöne Frau ihn an, und er legte den Arm um ihre Schultern und trat mit ihr in das Zimmer zurück, in dem jetzt die große Lampe mit den bunten Bildern brannte, die Fritz so gut kannte. Verwirrt stand er vor der Thür, das Körbchen in den Händen haltend, und blickte wie in ein verlorenes Paradies hinein in das trauliche Zimmer mit den goldgepreßten Tapeten, den reichen persischen Decken und dem phantastischen Schmuck von glänzenden Waffen, großen Palmenwedeln und bunten Federtrophäen. Noch einmal sah er zu seinem jungen Lehrer auf und sah das glückstrahlende Gesicht desselben sich über die fremde Frau neigen. Dann schloß sich die Thür vor ihm, und leise, mit vorsichtigen Schritten, als

fürchte er jemand zu stören, schlich Fritz die Stufen der Veranda hinab. Er sah, wie die Vorhänge der Fenster geschlossen wurden, daß kein Lichtstrahl hinaus in den Garten drang und das kleine Haus so schweigend und dunkel dalag, als sei es unbewohnt.

Fritz hatte seinen Hunger vergessen. Er dachte an das behagliche, seltsam geschmückte Zimmer, das er heute nicht betreten durfte, und an die fremde Frau, die ihn daraus verdrängt hatte. Sie war so schön, daß er ihr deshalb nicht einmal böse sein konnte. Wie mußte sein junger Lehrer sie lieben! Gewiß würde er ihr vorspielen auf seiner Geige, die wie eine Menschenstimme sang. Ich soll keine schlechte Musik hören, dachte Fritz, so will ich lieber hier warten, bis er spielt. Er setzte sich unter das Fenster zwischen die rankenden Rosen und den wilden Wein und wartete. Aber alles blieb still in dem kleinen Hause. Nur einmal war es, als höre er das Lachen der Frau. Sein Hunger meldete sich wieder. Er begann den Inhalt seines Korbes zu leeren. Nachtschmetterlinge surrten an ihm vorüber, eine Nachtigall begann in einem Nachbargarten zu locken; fernher antwortete eine zweite.

Wenn ich einmal ein großer Künstler bin, dachte Fritz, dann wohne ich auch in solch einem Hause und suche mir eine Frau, die ebenso schön ist wie „sie". Der Gesang der Nachtigallen, das Mondlicht und das Bild der dunkeläugigen Frau verwoben sich in Fritz' Gedanken zu einem schimmernden Traume, sein Kopf sank auf seine Brust herab, er schlief ein.

Die Stimme des Hauswärters weckte ihn unsanft.

„Holla, Schlingel, was machst du hier?"

Fritz fuhr empor und blickte schlaftrunken um sich. Im selben Augenblick klang des Meisters Geige aus dem stillen Hause. Es war, als singe sie ein jauchzendes Lied voll Jubel und Glück hinaus in die stille Nacht.

„Hören Sie nur," rief Fritz; „ich wußte ja, daß er spielen würde!"

„Ach, du bist der Schlingel, dem der Herr Lorni Unterricht giebt; na, das ist dein Glück! Jeder andere sollte es erfahren, was es heißt, sich hier bei nachtschlafender Zeit herumzutreiben. Nun aber marsch nach Hause und danke deinem Schöpfer, daß du so davonkommst."

„O bitte, lassen Sie mich zuhören, er spielt gerade so schön!"

„Das fehlte noch, jetzt, um Mitternacht! Ihm kann ich das Spielen nicht wehren, denn er wohnt allein in dem Hause und ist ein reicher Herr, der thun kann, was er will, aber du bist ein armer Schlucker und mußt thun, was ich will! Marsch hinaus!"

Damit war Fritz' Sommernachtstraum beendet. In dem weinumsponnenen Hause aber wurde kurz darauf das Fenster geöffnet. Ein junges Weib blickte mit strahlenden Augen und lächelndem Munde hinaus in die Mondnacht.

„Wie schön," sagte sie, tief aufatmend, und wandte sich zurück zu dem Künstler, der hinter ihr stand. „Weißt du auch, Felice, daß du, umgeben von der lärmenden Weltstadt, doch inmitten eines Märchenidylls lebst?"

„Ich weiß, daß ich unendlich glücklich bin, Nora; die Liebe, die Kunst, die süße Einsamkeit zu zweien — es ist alles, alles mein! Mag die Welt das nun ein Märchenglück nennen — ich besitze es, und ein größeres giebt es nicht!"

„Wie seltsam, zu denken, daß rings um uns her die Alltagswelt brandet!"

„Wie süß, zu denken, daß sie uns nichts angeht! Komm, Geliebte, schließe das Fenster, was kümmert uns die Welt."

Er zog sie in das Zimmer zurück, und die dunklen Vorhänge fielen wieder vor das Fenster herab.

* * *

Der Flieder war verblüht, die Rosen waren an seine Stelle getreten. Auf dem sonnenbeglänzten Kieswege vor dem rankenumsponnenen Künstlerhäuschen stand ein Mann in eleganter Reisetoilette. Er

stand dort, beide Hände in den Hosentaschen haltend, die Cigarre im Munde, und blickte sich um wie einer, der fragen möchte: Was nun?

Der Hauswärter, welcher an der Thür des Hauptgebäudes stand, rief ihm zu:

„Gehen Sie man immer geradeaus, das ist Herrn Lornis Haus, und da kommt der Herr eben selbst!"

„All right," brummte der Fremde und machte noch einige Schritte vorwärts, bis er vor Felice Lorni stand, der eben unter seiner Veranda hervortrat.

Der Fremde warf seine Cigarre fort, streckte Felice ein paar große, unbehandschuhte, aber wohlgepflegte Hände entgegen und rief:

„Ich bin Bernard Reckner, und wenn ich Felix Lorni vor mir habe, so sind wir rechte Vettern und haben gegenseitig keine näheren Verwandten — als eben uns!"

Dabei flog ein so gutmütiges, ehrliches Lächeln über sein Gesicht, daß Felice ebenfalls lächelnd die Hände in die ihm dargebotenen legte und fragte:

„Der kleine Bernard aus Hamburg, mein einstiger Spielgefährte?"

„Ja freilich, nur daß er inzwischen ein ziemlich großer und breiter Bernard geworden ist. Wir haben uns wohl an die zwölf Jahre und darüber nicht gesehen, Vetter!"

„Ja, damals lebten meine Eltern noch —"

„Und mein Vater, der viel auf seine Schwester hielt, brachte mich zu ihr, weißt du noch? Die guten Alten sind seitdem alle gestorben, ich habe in England und Amerika die hohe Schule durchgemacht, weil mein Vater es so wollte — na, Vetter, mach kein ernstes Gesicht, unsere beiden Väter mochten sich einmal nicht, und seit deine Mutter tot war, durfte ich nicht mehr zu euch kommen — lieber Himmel, wir wollen den Alten ihre Antipathien nicht nachtragen, man muß immer vernünftig sein! Wir beide sind doch darum nicht weniger Vettern, und wenn einer glaubt, daß man jedem Tierchen sein Manierchen lassen muß, so bin ich es! Wozu wäre ich denn so viel gereist — man muß immer vernünftig sein."

Sie standen vor der Thür des Gartenhäuschens. „Bitte, willst du eintreten," sagte Felice, ohne auf die Auseinandersetzungen seines Vetters einzugehen; doch dieser blieb stehen und hielt ihm noch einmal die Hände hin.

„Also, auf gute Vetterschaft," sagte er mit seinem gewinnenden Lächeln, und von Felices Stirn schwanden die Wolken, er konnte nicht anders als einschlagen.

„Das ist ja eine merkwürdige Bude, in der du hier wohnst," sagte Bernard, um sich blickend, „erinnert mich an verschiedene Maleratelliers, die ich gesehen habe, ist nur etwas weniger verstaubt als die — und höchst komfortable Sessel hast du da — laß mal sehen — es sitzt sich vorzüglich darin — nun erlaube, daß ich mir eine Cigarre anzünde — habe sie selbst bei mir — kann mir schon denken, daß du nicht rauchst — so — wirklich, eine komfortable und originelle Bude — sieht aus, als hätte eine Frau sie eingerichtet — na, und nun laß uns plaudern. Es freut mich ungeheuer, daß ich dich getroffen habe — ich war einmal hier in Berlin und wollte es da für alle Fälle riskieren, dich aufzusuchen, war aber eigentlich überzeugt, du würdest ausgeflogen sein. Wie kommt es, daß du in dieser Jahreszeit in Berlin bist?"

„Ich fühle mich sehr wohl hier —"

„Das sagen im Sommer meist nur die Großstädter, denen ihr Geldbeutel das Reisen nicht erlaubt. Bei dir kann das nicht der Fall sein — deine Mutter war die Schwester meines Vaters —"

Dunkle Röte stieg in Felices Stirn.

„Es ist mein Wunsch, hier zu bleiben — ich muß jedem überlassen, das zu glauben oder nicht zu glauben —"

„Natürlich, lieber Vetter." Bernard sah seinen Verwandten mit einem Blick an, in dem sich Mitleid und Wohlwollen zugleich aussprach. „Du wirst mir doch nicht Kleinigkeiten, die so mit in der Rede einfließen, übel nehmen? Nicht wahr, das wirst du nicht? Man muß doch ver-

Digitized by Google

nünftig sein, und ich bin immer gerade heraus und sage, was ich meine."

Feliee glaubte sein heftiges Aufwallen gut machen zu müssen und kam auf die erste Frage des Vetters zurück.

„Sieh, da ist mein Flügel, von dem ich mich schwer trenne und den ich bei einer Reise doch nicht mitnehmen könnte; da ist dieses ganze Haus, an das ich gewöhnt bin und das ich liebe; mein Schreibtisch, der ganz voller Noten steckt —"

„Voller Noten? Kompositionen?"

„Ja, Kompositionen."

„Du hast also die Passion deines Vaters geerbt; hast du Talent?"

„Nichts macht mich glücklicher, als wenn ich in meiner Kunst schaffen kann."

„Nur nicht zu bescheiden, Vetterchen, du mußt doch wissen, ob man dir Talent nachrühmt, ob deine Kompositionen Glück machen."

„Ich beschränke mich darauf, sie einigen wenigen Menschen, die ich kenne und liebe, vorzuspielen."

„Du bist nie vor die Öffentlichkeit getreten?"

„Nein."

„Aber was nützen dir dann deine Kompositionen?"

„Ich und einige andere haben ihre Freude daran."

„Nun, wie gesagt, jedes Tierchen hat sein Manierchen, und man muß vernünftig sein und das einsehen; aber — ich kann mir nicht helfen: alles Kapital, das keine Zinsen trägt, scheint mir tot — ich habe eine gewisse angeborene Antipathie gegen totes Kapital."

„Nun, dann rechne die Freude, die meine Kunst mir macht, das Glück, das sie mir bringt, als Zinsen."

„Mag sein — aber der Zinsfuß scheint mir etwas zu niedrig. Denke einmal, welche Anerkennung, wie viel Ruhm und sogar Geld deine Kunst dir bringen könnte. Denke nur an Wagners Erfolge — so etwas würde mich nicht schlafen lassen, wenn ich an deiner Stelle wäre."

„Mich beunruhigt es nicht, und ich bezweifle sehr, daß ich mit Wagner getauscht hätte, wenn man mir einen solchen Tausch in seiner höchsten Glanzzeit angeboten hätte."

„Aber hast du denn gar keinen Ehrgeiz, kein Streben?"

„Doch — ich will verstanden und ich will glücklich sein — ich bin beides!"

Bernard schüttelte den Kopf. „Und wer sind die Freunde, die dich verstehen?"

„O, es sind liebe, prächtige Menschen! Da ist der Geheimerat Wernher, ein früherer Schüler meines verstorbenen Vaters, der seinem einstigen Musiklehrer eine warme, dankbare Erinnerung bewahrt, und dessen ganze Familie mir so nahe steht, als wäre sie mir blutsverwandt —"

„Sind Töchter dort?"

„Jawohl, zwei; die eine hat das Unglück, verwachsen zu sein, die andere ist an einen Professor in Bonn verheiratet; die alten Eltern leben nun hier sehr einsam, und ich bin bei ihnen wie Kind im Hause und liebe sie sehr."

Bernard stieß die Asche seiner Cigarre ab und zuckte die Achseln. „Mit den Töchtern ist es also nichts. Wen kennst du sonst?"

„Dann leben noch einige alte Freundinnen meines verstorbenen Vaters hier," sagte Feliee zögernd. Er war sich so reich an Freunden erschienen, und jetzt, während er diese Freunde nannte, war es ihm plötzlich, als sähe er sie mit den Augen des Vetters und müßte zugeben, daß ihre Zahl sehr klein und ihr Urteil ein beschränktes sei.

„Aber, liebster Vetter, du hast dich ja förmlich zwischen den Reliquien aus deines Vaters Leben eingekapselt!" rief Bernard. „Mein Vater behauptete immer, es sei ein großes Unglück für dich gewesen, daß deine Mutter so früh starb, dein Vater würde dich zu einem Sonderling erziehen, wie er selbst einer sei — na, nimm mir das nicht übel, Vetterchen, warum soll man nicht von der Vergangenheit sprechen — man muß doch vernünftig sein."

„Das Andenken an meinen Vater steht mir sehr hoch, und ich bitte dich, nicht daran zu rühren."

„Fällt mir auch gar nicht ein. Ich habe sogar als Junge eine Art von Schwärmerei für den ‚italienischen Onkel' gehabt, mußt du wissen. Ich wußte, daß er seiner politischen Ansichten wegen Italien hatte verlassen müssen, daß er dann wie ein Märtyrer der Freiheit in der nordischen Hauptstadt gelebt und sich durch Musikstunden erhalten hatte, bis eine romantische Liebesgeschichte mit meiner Tante damit endete, daß der italienische Künstler die reiche Kaufmannstochter in der märkischen Residenz heiratete — das alles hat meine kindliche Phantasie oft genug beschäftigt. Das war noch zur Zeit, wo ich ein Träumer war, weißt du — man hat mir diese Träumerei dann durch Reisen und praktische Studien von jeder Art gründlich abgewöhnt, aber mein Interesse für den italienischen Onkel und seinen Sohn habe ich dabei nicht verloren, wie du siehst. Und nun mußt du mich etwas von deiner Musik hören lassen. Ich habe in Paris, wo ich vorigen Winter war, viel Musik gehört und verstehe ein wenig davon."

Er war an den Flügel getreten und öffnete ihn.

Felice schnellte aus seinem Sessel empor; ihm war, als berühre eine profane Hand sein Heiligtum.

„O nein," rief er, „jetzt kann ich nicht spielen — ich kann es ganz entschieden nicht — ich bitte dich, schließe das Instrument!"

Gleichmütig folgte Bernard seiner Aufforderung.

„Ich weiß, man ist nicht immer aufgelegt. Nun, dann wollen wir zusammen ausgehen, ich habe den Abend frei — was nehmen wir vor?"

„Ich mache jeden Abend einen weiten Spaziergang; wenn du mich begleiten willst?"

„Ohne Zweck und Ziel, bloß um spazieren zu gehen?" lachte Bernard. „Nein, das kannst du nicht verlangen. Aber komm nur mit mir, ich werde uns schon irgend ein lohnendes Ziel finden. Was für ein seltsames, weltfremdes Menschenkind du bist! Aber ich weiß schon, ihr Musiker seid anders als andere Leute. Ich habe in Paris George Bizet gekannt, den genialen Schöpfer der Oper ‚Carmen' —"

„Du hast ihn gekannt?"

„Freilich — armer Kerl, mußte so früh sterben — und war ein guter, liebenswürdiger Mensch."

Felice folgte jetzt ohne Widerrede seinem Vetter, der Bizet gekannt hatte und allerlei aus dem musikalischen Leben von Paris und London zu erzählen wußte. Dabei geriet er in Gärten und Vergnügungslokale, die er sonst nie betreten hatte, und hörte und sah Dinge, welche ihn sonst empört hätten. Aber Bernard hatte eine so gutmütige, lustige Art, über dergleichen zu lachen, daß Felice sich fast seines Widerwillens gegen alles, was Bernard das reale Leben nannte, schämte. Er kam sich so unerfahren dem weltgewandten Vetter gegenüber vor, sein Selbstgefühl wurde durch Bernard auf ein Minimum herabgedrückt, das er peinlich empfand, und doch war er unfähig, sich diesem Eindruck durch die Flucht zu entziehen, wie er das sonst in ähnlichen Fällen zu thun pflegte. Das gutmütige und doch überlegene Lächeln des Vetters verhinderte ihn daran.

„Berlin ist wirklich nicht so schlimm im Sommer, wie ich dachte," sagte dieser, als sie in später Nachtstunde zurückkehrten. „Ich glaube, ich werde es ganz gut ertragen können, einige Tage hier zu verbringen. Ich habe nämlich geschäftlich hier zu thun. Es handelt sich um die Abwickelung einer ziemlich bedeutenden Unternehmung mit einer meinem Hause liierten Firma. Die Sache war so kompliziert, daß ich dachte, ich würde die Tochter von Ewald Bonit u. Comp. heiraten müssen, um unsere Angelegenheiten einigermaßen zufriedenstellend für mich zu ordnen. Nun hat sich aber ein anderer Ausweg gezeigt, der mir lieber ist, denn ich freue mich recht gern noch ein wenig meiner Junggesellenfreiheit."

„Würdest du sie denn aus bloßen Nütz-

Digitized by Google

lichkeitsgründen aufgeben, ohne irgend ein wärmeres Gefühl für die betreffende Dame?" fragte Feliee.

Bernard zuckte die Achseln.

„Man muß vernünftig sein! Meiner Neigung entspricht es ziemlich wenig, Chef eines Bankhauses zu sein und eine Vernunftheirat zu machen. Trotzdem bin ich das eine und werde das andere wahrscheinlich einmal thun, und ich lasse mir das Herz dadurch nicht schwer machen. Alle Dinge haben eine gute Seite, man muß sie nur zu finden wissen, und die Quintessenz des Glückes ist immer das Zur-Geltung-kommen unserer eigenen Person."

„Sage das nicht! Das höchste Glück ist Selbstvergessen — ein Selbstvergessen, wie es die Kunst mit sich bringt oder die Liebe —"

„Verzeih, Vetterchen, gerade die Kunst und die Liebe verlangen unbedingt ein Zur-Geltung-kommen der eigenen Person. Wenn du ein Weib liebst, und du verzehrst dich fern von ihr in Sehnsucht oder sie ignoriert dich, wenn du bei ihr bist, so wirst du dich nichts weniger als glücklich fühlen. Sagt sie dir dagegen, daß sie dich liebt, daß sie deinem ‚Ich' also vollste Anerkennung zu teil werden läßt, so bist du glücklich. Ebenso ist es mit der Kunst. Nimm einen Menschen, der seine Kunst für sich allein ausübt. Er erhebt sich, wie man das so nennt, für einige Augenblicke in höhere Sphären — am Ende wird er hungrig und muß zur Alltagswelt zurückkehren, in der ihm eine angebrannte Suppe oder eine kalte Stube Unbehagen verursacht. Sein Glück war ein Traum, und wenn er einsam, alt und krank ist, wird er es gar nicht mehr ein Glück nennen. Nimm dagegen einen anderen, der mit seiner Kunst einen großen Erfolg errungen hat. Stelle dir z. B. vor, du habest eine Komposition geschaffen, die elektrisierend auf eine Menschenmenge wirkt. Man jubelt dir entgegen, du fühlst, du hast alle diese Menschen zur Freude am Schönen, welche doch das eigentliche Wesen aller Kunst ist, emporgehoben. Glaube mir, in diesem Augenblick würde dein Glücksgefühl so groß sein, daß du weder eine angebrannte Suppe schmecken noch in einer kalten Stube frieren würdest. Und wenn du einmal alt und schwach bist, wirst du an diese Stunde eines wirklichen Glückes zurückdenken, und das Gefühl, einmal voll zur Geltung gekommen zu sein, wird dich über vieles andere trösten."

Felice war noch nie so erregt in sein stilles Gartenhaus heimgekehrt als an diesem Abend.

Endlich beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß der Beifall eines geliebten Menschen mehr Wert habe als der einer aufgeregten Menge.

„Er weiß nichts von Nora, er kann daher auch nicht wissen, wie glücklich ich bin," sagte er sich.

* * *

Am anderen Morgen störte ihn der Gedanke, daß der Vetter wiederkommen würde, bei der Arbeit. Und doch wogte ein solches Meer von Tönen durch seinen Sinn, daß er sich nicht anders helfen konnte, als indem er sich an seinen Flügel setzte und seine Empfindungen in der Musik auszusprechen suchte, wie er gewohnt war zu thun. Und bald hatte ihn der alte Zauber völlig eingesponnen, er hatte den Vetter vergessen und die bunte lärmende Welt, in welche dieser ihn gestern geführt hatte, die Töne wogten um ihn wie sein eigentliches Element, alles Denken löste sich in Empfinden auf — und dieses Empfinden war das eines schattenhaften, ungreifbaren und doch wundersam beranschenden Glückes.

„Bravo, bravissimo!" rief da plötzlich die Stimme des Vetters, der unbemerkt eingetreten war.

Felice sprang erschreckt auf und blickte Bernard wie eine fremdartige Erscheinung an. Es verursachte ihm fast einen physischen Schmerz, so plötzlich aus seinen Phantasien gerissen zu werden.

Bernard strahlte von Frische und Heiterkeit. „Das ist ganz ausgezeichnet, daß

ich dich einmal so überrascht habe," rief er, „jetzt bin ich überzeugt davon, daß in dir viel mehr steckt, als du selber weißt, es muß nur herauskommen, so heraus, daß du und andere wahrhaft Freude und Genuß davon haben; 's ist ja ewig schade, sein Licht so unter den Scheffel zu stellen — mein Gott, was für ein glücklicher, beneidenswerter Mensch könntest du sein!"

„Aber ich bin ja vollkommen glücklich!"

„Vetterchen, das verstehst du nicht! Du bist glücklich, weil du nichts anderes kennst — aber wenn du nur einmal gesehen hättest, was das Genie über die Menschen vermag — Mensch, du besitzest ein brillantes Kapital und verbrauchst es ohne Zinsen — ich muß immer darauf zurückkommen, es läßt mir keine Ruhe — à propos, hast du schon diniert?"

„Nein — ich hatte es ganz vergessen!"

Bernard lachte.

„Nun, es ist noch nicht zu spät dazu; ich bin auch noch vor dem Diner, ohne es vergessen zu haben. Also thun wir uns zusammen — um sechs Uhr zu Tisch zu gehen, ist ohnehin meine Passion. Der Vormittag den Geschäften, der Nachmittag dem Vergnügen — das habe ich in London gelernt. Man muß vernünftig sein und von jedem das beste annehmen."

Felice hatte inzwischen sein Notenpapier fortgeräumt und seinen Flügel geschlossen.

„Ich habe keine Lust auszugehen," sagte er mit der Miene eines verzogenen Kindes, das sich selbst quält, um nur unartig zu sein.

„Du kannst doch unmöglich ohne Mittagessen bleiben?"

„O, das schadet mir nichts, ich habe manchmal keinen Appetit."

„Aber das ist höchst ungesund und das leide ich nicht. Ich sehe schon, Vetterchen, es war hohe Zeit, daß einmal ein Mensch von praktischer Weltanschauung deinen Weg kreuzte, und es freut mich, daß ich voraussichtlich noch einige Tage hier bleiben werde. — Es ist übrigens ein sehr nettes Haus, das von Ewald Bonit u. Comp., man interessiert sich auch dort für Musik — ich werde dich einführen."

„Auf keinen Fall!" rief Felice ganz entsetzt. „In ein fremdes Haus gehen, im Salon als Drehorgel betrachtet zu werden und vor gleichgültigen Menschen zu spielen oder, noch schlimmer, die Töchter vom Hause anhören zu müssen — nein, dazu bringst du mich nicht!"

„Nun, nun, wenn du durchaus nicht willst, so lassen wir es. Nun mache aber Toilette, damit wir ausgehen können. Lauter Körbe darfst du mir doch heute nicht geben."

Felice begann Toilette zu machen, während sein Vetter sich eine Cigarre anzündete und die verschiedenen Nippes, welche den Salon schmückten, betrachtete.

„J, sieh mal an," rief er plötzlich, „was macht denn der Fächer und der Damenhandschuh hier zwischen deinen Noten! Ein kleines Händchen — $6^1/_4$ taxiere ich, und Veilchenparfum — sieh, sieh, so weltfremd bist du also doch nicht geblieben, daß du nicht einmal Bekanntschaft mit dergleichen gemacht hättest. Ich konnte mir's eigentlich denken, denn du bist ein verteufelt hübscher Kerl, und all die Blicke, die uns gestern folgten, habe ich leider nicht auf mich beziehen können."

Felice war aus seinem Ankleidezimmer getreten und hatte Fächer und Handschuh an sich genommen.

„Aber, ich bitte dich!" rief er in vorwurfsvollem Tone.

„Nichts für ungut," lachte Bernard, „ich bin die Diskretion selbst — aber wir sind ja so ganz unter uns. Ich liebe die Weiber à la violette de Parme — schwärmerische Augen und der Teufel dahinter — was? Ich hatte auch einmal eine Freundin — Gott, wie der Veilchengeruch mich an sie erinnert — merkwürdig, daß unsere Erinnerung so mit den Geruchsnerven zusammenhängt! Sie war ein prachtvolles Weib — nur zu excentrisch. Sie verlangte, daß ich ihretwegen meine amerikanische Reise aufgeben sollte — sie verlangte überhaupt unmögliche Dinge. Na, man muß eben immer vernünftig

ſein; ſchließlich haben wir uns getrennt, und ich habe nichts mehr von ihr gehört. Aber ein Prachtweib war ſie, ſolche Augen! Der Geruch der violette de Parme macht mich ganz ſentimental, wahrhaftig, dein ganzes Sofa iſt damit parfümiert. Und nun verſtehe ich die merkwürdig koketten Arrangements deines Salons. Das haben alles die kleinen Hände von 6¼ gemacht — wahrhaftig, Menſch, du wirſt ja rot wie ein junges Mädchen, du wunderlicher Heiliger du — nein, ich bitte dich, verſuche nicht, mir gegenüber zu leugnen. Ein alter Praktikus wie ich — und dann, ich ſehe auch nicht ein, warum man une bonne fortune nicht eingeſtehen ſoll — bei aller Diskretion, natürlich."

Felice ſetzte mit einer entſchloſſenen Bewegung ſeinen Hut auf.

„Ich bitte dich, ſprich nicht davon, wenn du willſt, daß ich dich begleiten ſoll," ſagte er. „Es kommt mir wie eine Entweihung vor, in dieſer Weiſe von ihr zu ſprechen."

„Alle Wetter, ſo tief biſt du engagiert? Na, ich weiß ja, ihr Künſtler faßt alles anders auf wie wir anderen Sterblichen. Und ein rechter, richtiger Künſtler ſcheinſt du mir allerdings zu ſein. Alſo komm, ſei vernünftig, ich kann ja nichts dafür, daß mir die Nummer 6¼ in die Hände fiel. Ich ſage gewiß nichts mehr davon — erzähle mir lieber, was du alles in deinem Schreibtiſch liegen haſt. Eine Oper?"

„Warum willſt du das wiſſen?"

„Merkwürdige Frage! Siehſt und merkſt du es denn nicht, daß ich mich lebhaft dafür intereſſiere? Ich bin dein nächſter Verwandter, und alle meine Kindererinnerungen werden in deiner Nähe wieder wach. Ich wünſchte, ich könnte dir etwas nützen! Wahrhaftig, Felix, ich komme mir faſt wie dein Vater, jedenfalls wie dein älterer Bruder vor. Und du biſt, glaube ich, in jedem Augenblick bereit, mir die Thür vor der Naſe zuzuſchlagen und zu ſagen: Laß mich in Frieden!"

„Du biſt ſehr gut, und ich danke dir für dein Intereſſe," ſagte Felice kleinlaut. „Ich bin es ſo wenig gewöhnt, daß jemand ſich um mich bekümmert."

In Wahrheit, es war ihm unbequem und freute ihn doch zugleich.

Am Ende des gemeinſchaftlichen Diners wußte Bernard, daß das Lieblingswerk Felices, welches dieſer als ſein beſtes bezeichnete, eine große Symphonie für Orcheſter war, welche vollkommen aufgeſchrieben im Schreibtiſch lag.

„So haſt du alſo dein eigenes Werk nie gehört?" fragte Bernard.

Felice lächelte. „Doch — oft und ganz genau im Traume," ſagte er.

„Und dabei biſt du zufrieden?"

„Ja." Aber dieſes „Ja" klang zögernd und unſicher.

„Das muß anders werden!" rief Bernard.

* * *

Am nächſten Tage feierte der Geheimerat, mit dem Felice befreundet war, ſein Wiegenfeſt. Die Anweſenheit ſeiner verheirateten Tochter hatte Gelegenheit gegeben, einen größeren Freundeskreis zu Tiſch zu laden, als dies in dem ſonſt ſehr ſtillen Hauſe gebräuchlich war. Felice, welcher wie gewöhnlich allein mit ſeinen Freunden zu ſein glaubte, fand ſich bei ſeinem Gratulationsbeſuch umringt, feſtgehalten und, ehe er noch ſelbſt recht wußte, wie das zugegangen war, in eine große Geſellſchaft verſetzt. Liebenswürdige Menſchen, lebhafte Unterhaltung und ein ſplendides Diner wirkten zuſammen anregend auf Felice. Am Ende ließ er ſich bereit finden, eine Phantaſie für Piano vorzutragen. Er erntete lauten und warm empfundenen Beifall und verließ in gehobener, glücklichſter Stimmung das gaſtliche Haus.

Bernard hat doch nicht ſo ganz unrecht, dachte er, es iſt etwas Elektriſierendes am Beifall der Menſchen. Freilich, dies war ein durchaus kunſtverſtändiges Publikum — das iſt etwas anderes als eine ſtumpfe Menge. Aber wenn es mir gelänge, auch eine ſolche zu elektriſieren — zu erheben?

In solche Träumereien verloren, rannte er kurz vor seinem Hause an den Vetter an.

„Holla, wo steckst du denn heute, ich war bei dir und wollte noch ein Stündchen verplaudern; man sagte mir, du seist den ganzen Tag ausgewesen.“

Felice berichtete von seinem Besuch.

„Schön,“ meinte der Vetter, „du scheinst mir noch ebensowenig Lust zu haben, zwischen deine stillen vier Pfähle zurückzukehren, als ich. Komm, laß uns noch eine Stunde bummeln — ich fürchte ohnehin das Parfum der violette de Parme auf deinem Sofa. Denke dir, ich habe la dame en question wiedergesehen.“

„Wen hast du gesehen?“

„Nun, natürlich, meine einstige Flamme, von der ich dir gestern erzählte. Denke dir, heute, wie ich bei Ewald Bonit bin, tritt sie plötzlich in den Salon. Ich stand da wie in Stein verwandelt. Sie ist aber auch geradezu verblüffend schön. Sie lachte ganz unbefangen, als sie mich entdeckte, und begrüßte mich als alten Bekannten. Na, am Ende dachte ich: man muß eben vernünftig sein, und benahm mich wohl so ziemlich unauffällig. Das ganze Haus Ewald Bonit liegt ihr übrigens zu Füßen. Die Töchter schwärmen für sie, sie scheint dort so zu sagen la pluie et le beau temps. Sie kommt alle paar Wochen einmal von Dresden herüber, nur um die Familie zu sehen. Ich begreife eigentlich nicht, was sie an den Bonits hat. Aber dieses Wiedersehen hat mich aufgeregt, ich kann's nicht leugnen. Diese vornehmen Weiber haben einen eigentümlichen Schick. Mein Freund, der Marquis d'Allain, würde sagen: elles ont du parfum — ganz abgesehen von dem violette de Parme.“

Felice hörte nur halb auf den Herzenserguß des Vetters, und um nur etwas zu sagen, fragte er, an ganz anderes denkend:

„Wer ist sie denn eigentlich?“

„Eine Baronin — ah, der Name thut ja nichts zur Sache, und du begreifst, daß es doch indiskret wäre, dir jetzt den Namen zu nennen. Aber sie ist eine Frau in beneidenswerter Lage; Witwe, ganz unabhängig, schön, jung, reich — nur zu excentrisch.“

„Liebst du sie noch?“

„Lieber Himmel, das ist so eine Sache. Ich könnte nicht für mich einstehen, glaube ich, wenn sie es wollte — aber sie hat irgend etwas anderes vor. Ich begleitete sie in ihr Hotel, und da sagte sie mir, sie habe jetzt gefunden, was sie bei mir vergeblich gesucht hätte: eine Liebe, wie sie sie geträumt hätte, nämlich. Man pflegt ziemlich ehrlich und offenherzig gegeneinander zu sein, wenn man sich früher einmal geliebt hat und sich dann als gute Freunde wieder begegnet, wie du siehst. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Frauen ein besonderes Vergnügen daran finden, uns in solchen Fällen von unseren Nachfolgern zu erzählen.“

Felice schüttelte den Kopf.

„Gott sei Dank,“ sagte er, „daß ich die Art von Frauen, wie du sie schilderst, gar nicht kenne! Ein solches Weib könnte ich niemals lieben.“

„Bist du ganz sicher, daß deine Veilchendame anders ist?“

„Ja, ganz sicher. Sie ist das reinste, idealste Wesen, das die Phantasie sich vorstellen kann, für mich die Verkörperung meiner Muse.“

„Warum heiratest du sie nicht?“

„Heiraten? O, ich werde überhaupt niemals heiraten! Was sollte ich mit einer Familie? Die Familiensorgen, die Alltäglichkeit, das ist der Tod der Liebe. Meine Liebe ist ein Stern, ist die Sonne, die mein Leben erleuchtet. Ich mag sie nicht zum Herdfeuer machen.“

„Du würdest gut zu meiner Baronin passen, das ungefähr sind auch ihre Ansichten. Aufrichtig gesagt, mir scheint das ganz gut für eine Sommersaison. Aber auf die Länge, glaube ich, hält man es doch mit dem Herdfeuer.“

„Nicht wenn man ein Künstler ist!“ rief Felice eifrig. „Übrigens könnte zwischen uns auch gar nicht die Rede davon sein. Sie hat mir gleich im Anfang gesagt, daß das nicht sein könnte,

Digitized by Google

und ich habe versprochen, nicht weiter zu fragen."

„Das kommt mir vor, als ob du mir ein Mondmärchen erzähltest," meinte Bernard. „Auf Erden pflegt man sich doch über die Verhältnisse derer, die man liebt, zu orientieren."

„Wozu? Ich weiß, daß sie mich liebt, und ich bete sie an. Wenn wir zusammen sind, das ist so, als ob ich einen vollen Accord auf meinem Flügel anschlüge. Auch nicht das leiseste Vibrieren eines Mißtones klingt dazwischen — es ist alles zwischen uns reinste Harmonie, vollstes, ungetrübtestes Glück."

„Nun, und wenn du sie nicht siehst? Wenn ihr getrennt seid?"

„So freuen wir uns im Gedenken an die schönen Stunden der Vergangenheit und an die, welche die Zukunft uns bringen wird. Ich weiß, wir sehen uns wieder, sobald es ihr möglich ist, zu kommen, und weil diese Möglichkeit jeden Tag eintreten kann, bin ich alle Tage glücklich im Gedanken an sie."

„Und du schreibst ihr nicht? Du hörst nichts von ihr?"

„Nein — wozu auch? Ich rede in Tönen zu ihrem Bilde, das stets vor meiner Seele steht, und ich weiß, daß ihre Gedanken bei mir sind. Ich schreibe sehr ungern, und dann — ein geschriebenes Wort kann ja doch niemals das wiedergeben, was wir fühlen."

„Nimm mir's nicht übel, aber etwas ungesund scheint mir diese ganze Geschichte doch zu sein. Doppelt ungesund für dich, weil sie dich vollends in ein Traumleben einspinnt, das mit der Wirklichkeit nichts zu thun hat. Und wir sind nun doch einmal in einer Welt der Realitäten und sollen leben und nicht träumen. Man muß doch vernünftig sein!"

Felice schwieg verstimmt. Er ärgerte sich, so viel gesagt zu haben. Aber er war in so eigentümlicher Erregung heute. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke: Sie ist da, sie erwartet dich!

Sein Herz schlug schneller. Die Vorstellung, daß Nora in der Nähe sein müsse, drängte sich ihm mit immer unabweisbarerer Sicherheit auf. Er mahnte zum Heimweg, begleitete den Vetter in sein Hotel und eilte dann mit hastigen Schritten seiner Wohnung zu.

Nichts regte sich in dem stillen Garten. Er sprang die Stufen zu seiner Veranda empor und tastete in der tiefen Dunkelheit, welche auf derselben herrschte, nach dem Schloß der Thür. Der Duft der Rosen und des blühenden Weines erfüllte die Luft. Ein Gefühl tiefer Sehnsucht machte Felice unwillkürlich aufseufzen, und er empfand es als schmerzliche Enttäuschung, daß seine Ahnung ihn betrogen hatte. Da rauschte ein seidenes Gewand neben ihm, zwei Arme legten sich um seinen Hals.

„Nora!"

Er fühlte ihre weichen Lippen auf den seinen.

* * *

Mitternacht war längst vorüber. Das Licht der bunten Lampe in Felices phantastisch geschmücktem Gemache bestrahlte zwei Glückliche. Ganz der schönen Gegenwart hingegeben, ruhte Felices Kopf an der Brust der Geliebten — sorglos, wunschlos, völlig erfüllt von dem Glück des Augenblicks.

„An was denkst du?" fragte Nora, seinen Kopf zwischen ihre Hände nehmend.

„An dich!" antwortete er lächelnd.

„An mich! Und wer bin ich denn?"

„Mein Glück — meine Muse —"

„Träumer, lieber, geliebter Träumer! Ich glaube, wenn ich dir damals, als wir uns zuerst sahen — du erinnerst dich doch noch, wie wunderbar schön der Wald war und wie die untergehende Sonne über dem kleinen See glänzte — ach, es war ein prachtvoller Abend!"

„Und wie die Fichten dufteten, und wie seltsam es war, daß wir beide, die wir uns nie gesehen hatten, plötzlich so ganz allein an dem stillen See standen und in das Wasser blickten und dann eines in des anderen Augen!" rief er.

Sie nickte.

„Ja, und wenn ich dir damals gesagt hätte, ich sei eine Waldsee, ich glaube, du hättest mich dafür genommen."

„Ich nahm dich dafür, auch ohne daß du es sagtest. Hast du nicht Licht und Farbe in mein Leben gebracht und ein Glück, wie ich es bis dahin kaum geträumt hatte!"

„Hast du denn wirklich niemals vor mir ein Weib geliebt?"

„Wie sollte ich! Du weißt ja, daß ich ein Einsiedler war seit dem Tode meines Vaters."

„Und als dein Vater noch lebte? Kamen denn keine Frauen in euer Haus?"

„Nein, niemals — außer den alten Schülerinnen meines Vaters, von denen du weißt. Er wollte keine fremden Menschen sehen, mein armer, geliebter Vater."

„Wie kam das?"

„Er war krank — krank am Herzen, krank an der Seele. Er hatte meine Mutter sehr geliebt. Sie war ein verzogenes Kind reicher Eltern. Sie setzte ihre Heirat mit dem armen Musiklehrer durch, und nachher warf sie es ihm vor, daß sie durch diese Heirat die Stellung in der Welt, zu der sie bestimmt gewesen sei, verloren habe. Mein Vater hat schwer darunter gelitten, und als sie starb, zog er sich noch mehr von den Menschen zurück und lebte nur seiner Musik und seinem Kinde — mir. Und ich habe ihn unbeschreiblich geliebt!"

„Und bist durch ihn ein Träumer geworden, mein Liebling, ein Märchenprinz, der so anders ist als alle anderen Menschen, daß man gar nicht begreift, wie es möglich ist, daß du hier inmitten der Hauptstadt lebst."

„Möchtest du mich denn anders haben?"

„Ich weiß es selbst nicht. Sieh, ich habe geglaubt, daß du, gerade du mein Liebesideal ganz verwirklichtest, denn du liebst mich allein um meiner selbst willen, losgelöst von allem Alltäglichen, ja von allem Wirklichen. Dir ist es gleich, wie ich heiße, was ich bin; du liebst nur mich, mich allein, mein eigenstes ‚Ich' — und nach einer solchen Liebe habe ich mich immer gesehnt. Aber jetzt — sieh mich nicht so erschreckt an, Felice, ich liebe dich darum nicht weniger; aber dennoch, ich möchte dich auch von anderen anerkannt sehen. Ich möchte stolz auf dich sein, Felice — ich möchte sagen können — zu aller Welt sagen können: Seht, so ist der Mann, den ich liebe. Unsere Liebe war bisher wie ein Märchen — es war — erschrick nicht vor dem Wort, aber es war doch eigentlich ein Spiel! Ich möchte, daß es sich zu einer Wirklichkeit gestalte!"

„Ein Spiel, Nora? Ein Spiel? Für mich war es der Inhalt meines Lebens, und das Märchen — du selbst hast es ja gewollt. Du warst es, die diesen Schleier des Märchenhaften, Geheimnisvollen, der mich freilich entzückte, um unsere Liebe wob."

Sie seufzte.

„Ja, ich war es! Ich wollte einen Traum, der mir immer vorgeschwebt hatte, verwirklichen, und er war so schön, so süß, wie ich ihn einst geträumt hatte. Aber sieh, Felice, man kann nicht sein Leben lang in einem Traum zubringen. Und ich habe dich zu lieb gewonnen, um eines Tages plötzlich wie ein Schatten aus deinem Leben verschwinden zu wollen —"

„Nora! Hast du jemals daran gedacht?"

„Ach, ich weiß selbst nicht mehr, was ich gedacht habe. Ich weiß nur, daß ich dich vom ersten Augenblick an, als ich dich damals am Heiligensee fand, liebte und daß diese Liebe seither gewachsen ist und nun nicht mehr mit der Dunkelheit, in der wir sie halten mußten, zufrieden ist. Man soll dich kennen, man soll dich bewundern, man soll mich beneiden — beneiden, wie ich die Gräfin d'Agoult, Liszts Freundin, welche die Welt verurteilt, doch beneide. Denn sie durfte dem Manne, den sie liebte, alles sein, durfte unter dem Strahl seines Genius leben und der Welt trotzen — sie durfte stolz sein, wie ich stolz sein möchte auf dich — auf dich, mein einzig Geliebter!"

Blaß, mit großen brennenden Augen starrte Felice vor sich hin.

Digitized by Google

„Und ich weiß, ich könnte es," fuhr Nora fort. „Ich könnte es, wenn du mit deiner Musik vor die Öffentlichkeit treten wolltest. Deine Kompositionen sind schöner als alles, was man heute in den Konzertsälen zu hören bekommt —"

„Und du willst nicht mehr, daß sie für dich und mich allein da sein sollen? Du willst, daß sie aller Welt gehören?"

„Felice, Geliebter, sieh mich nicht so furchtbar traurig an! Ich will es ja nur, weil ich dich liebe —"

„Weil du mich liebst," wiederholte er, „weil du mich liebst!"

„Ja, weil ich dich liebe und weil ich will, daß auch andere dich so kennen sollen, wie ich dich kenne."

Sie drückte ihn an sich und schloß seinen Mund, der noch etwas erwidern wollte, mit ihren Küssen.

* * *

Am anderen Tage, als Bernard Felice aufsuchte, fand er denselben mit brennenden Wangen und fieberhaft glänzenden Augen über seinen Schreibtisch gebeugt. Notenblätter, alle von Felices Hand beschrieben, lagen darüber verstreut. Er schien mit dem Ordnen derselben beschäftigt.

„Was machst du denn da — Herr Gott, was für eine Menge Arbeit steckt in all den Blättern!" rief Bernard.

Felice stand auf und sagte in kurzem, entschlossenem Ton:

„Ich werde meine Symphonie aufführen lassen."

Bernard umarmte ihn lebhaft.

„Ich gratuliere dir zu diesem Entschluß," rief er, „und ich gratuliere mir selbst zu diesem Erfolge meiner Predigten! Denn ein wenig Schuld habe ich doch wohl oder, drücken wir es richtiger aus, ein wenig Verdienst habe ich doch wohl an diesem Entschluß. Und, wie mich das freut, da habe ich gerade gestern ein paar Bekanntschaften gemacht, die dir nützlich sein werden. Da ist der Musikdirektor C. — er hat eine liebenswürdige Frau, bei der man alles durchsetzen kann — dort müssen wir Besuch machen — sie wird sich außerordentlich für die Sache interessieren — und dann Fräulein B., die Primadonna — sie ist eine gute Bekannte von mir — muß Lieder von dir singen — so etwas macht riesig bekannt. Ein Glück, daß ich gerade hier bin — nun komm aber auch gleich mit, wir wollen keine Zeit versäumen."

Felice schüttelte den Kopf.

„Nein — Reklame für mich werde ich niemals machen. Ich werde das Notwendige thun, um die Aufführung in Scene zu setzen, aber nicht einen Schritt mehr. Meine Musik muß für sich selbst sprechen."

„Das ist nun wieder so eine ideale, unpraktische Künstleridee! In heutiger Zeit will alles gemacht sein, alter Junge, und wenn du reüssieren willst, darfst du dich's schon ein paar Besuche und ein paar freundliche Worte kosten lassen. Du sollst ja die Menschen nicht durch unerlaubte Mittel bestechen — aber bekannt machen mußt du dich wenigstens."

„Was meine Musik nicht thut, wird meine Person auch nicht thun."

„Lieber Himmel, nein, aber man muß die Menschen doch einmal nehmen, wie sie sind, man muß doch vernünftig sein!"

„Erlaube, daß ich in diesem Fall meinen eigenen Ansichten folge."

„Na ja, natürlich, jeder muß seinen eigenen Ansichten folgen, aber die meinen sind auf langjährige Praxis gegründet, und ich meine es doch nur gut mit dir."

„Ich weiß das, lieber Vetter, und danke dir herzlich. Aber ich bitte dich, mich meinen eigenen Weg gehen zu lassen."

„Du wirst also die Besuche nicht machen?"

„Nein."

„O, o, was ist das für ein schweres Auskommen mit so einem Künstler! Na, es freut mich nur, daß du überhaupt zu einem Entschluß gekommen bist. Im November ist ja wohl die richtigste Saison für die Aufführung, nicht wahr?"

„Ich glaube wohl!"

Digitized by Google

„Dazu komme ich von Hamburg herüber. Mein diesmaliger Aufenthalt wird ohnehin kürzer, als ich dachte. Die Sache mit Ewald Bonit und Comp. läuft ganz von selber, und ich kann jeden Tag abreisen."

Er ging im Zimmer auf und ab, die Hände in den Hosentaschen, die Cigarre im Munde. Feliees Finger bebten nervös, während er die Notenhefte zusammenschob.

„Wir essen doch heute wieder zusammen?" fragte Bernard, endlich vor dem Schreibtisch stehen bleibend.

„Nein, ich bitte dich, mich zu entschuldigen, ich habe Kopfschmerzen und bedarf der Ruhe."

„Schade, denn es wird wohl mein letzter Tag in Berlin sein. A propos, denke dir, meine verflossene Freundin, von der ich dir gestern erzählte, ist auch schon wieder abgereist. Gestern sagte sie mir kein Wort davon. Möchte wissen, ob sie dem Wiedersehen mit mir geflissentlich aus dem Wege gegangen ist. Sie war immer unberechenbar."

* * *

Der November war gekommen. Die Berliner waren aus den „Sommerfrischen" und Bädern zurückgekehrt, die Berlinerinnen hatten ihre „Saisontoiletten" in Ordnung gebracht und warteten nun auf das Licht der Salons und Konzertsäle, um dieselben den neidischen Blicken ihrer „Freundinnen" vorführen zu können. Diese Lichter begannen auch in der That schon aufzuflammen, und die Ankündigungen allerlei bekannter und werdender Berühmtheiten begannen die Litfaßsäulen zu füllen.

Feliee hatte seinen einmal gefaßten Plan festgehalten. Die Symphonie sollte aufgeführt werden. Aber er ging mit schwerem Herzen an diese Aufführung. Der Gedanke an die fremden Menschen, die sein Werk hören und beurteilen sollten, ängstigte ihn und nahm ihm die Freude am Schaffen, die er bisher so rein und voll empfunden hatte. Wenn er sich in seine Tonwelt einspinnen wollte wie sonst, so sah er den glänzenden Konzertsaal vor sich. Er hörte das Summen der Menschenstimmen, und dasselbe übertönte die Melodien, die in seiner Seele schlummerten und mit leisem Schwingen nach Gestaltung rangen. Nicht daß er an seinem Erfolge gezweifelt hätte. Er wußte, er hatte etwas Edles und Großes geschaffen mit seiner Symphonie — um den Erfolg bangte er nicht. Aber es schien ihm, als habe er sein Lieblingskind von dem stillen, warmen Platze an seinem Herzen verstoßen, um es in die kalte Welt hinauszutreiben, als habe er sein bestes, heiligstes Empfinden entweiht, indem er sein Werk in fremde Hände gab. War Nora bei ihm, so lachte und küßte sie seine Sorgen weg; war er aber allein, so fühlte er sich unruhig, fast unglücklich.

Am Abend vor der Aufführung kam Nora zu ihm.

„Mein Gott, wie du fieberst! Was für ein Kind du bist!" rief sie, ihre Hände auf seine heiße Stirn pressend. „Fast thut es mir leid, dich zu dieser Aufführung beredet zu haben," fuhr sie fort; „aber — glaube mir, Liebling, es ist besser so für uns beide. Mein Märchenprinz wird ein berühmter Mann werden — und wir werden glücklich, glücklich, glücklich sein!"

Feliee schüttelte den Kopf.

„Wir waren glücklich, Nora! Was jetzt kommt, weiß ich nicht. Ich denke manchmal, du willst den Ruhm lieben, weil du mich selbst nicht mehr so liebst wie früher!"

„O, was du für Dinge redest!" rief sie. „Will ich denn deinen Ruhm aus einem anderen Grunde, als weil ich dich liebe?"

„Ich weiß nicht, Nora — du willst diesen Ruhm vielleicht nicht nur für mich, sondern auch für dich."

„Was für scharfsinnige Unterschiede du machst, Feliee! Die Begriffe: ich und du, dein und mein, fließen für mich ineinander. Aber würdest du mich denn weni-

ger lieben, wenn ich, wie du sagst, deinen Ruhm auch für mich haben wollte?"

Er sah in ihre dunklen, schimmernden Augen.

„Ich dich weniger lieben" — wiederholte er — „wie könnte ich das! Ich würde aufhören, das Licht, das Glück, das Leben zu lieben, wenn ich dich nicht lieben dürfte."

Sie schlang die Arme um seinen Hals.

„Ja, du liebst mich wahrhaft, du allein — und ich will dein sein vor aller Welt. Dazu brauche ich deinen Ruhm. Morgen, Geliebter, hat das Märchen ein Ende und die schöne Wirklichkeit beginnt."

„Wer weiß es! Je näher der Moment kommt, in welchem ich vor die Menschen hintreten und ihnen mein Werk vorführen soll, desto widerwärtiger ist mir der Gedanke daran. Sage mir wenigstens, daß du dort sein wirst, Nora."

„Versprechen kann ich es nicht, aber ich will versuchen, ob es angeht. Kommt dein Hamburger Vetter, von dem du mir erzählt hast?"

„Wahrscheinlich."

Sie nickte. „Ich dachte es wohl — nun, der soll mich erst sehen, wenn du berühmt und gefeiert sein wirst, Felice."

„Warum?"

„Weil es mich freut. Aber jetzt laß uns nicht mehr an ‚morgen' denken. Die Gegenwart ist unser, und sie ist so schön!" Sie schmiegte sich an ihn, und er küßte die roten Lippen, die sich ihm boten, so heiß und durstig, als wolle er Vergessen trinken, Vergessen des Glückes, das morgen kommen sollte, und vor dem ihm bangte. — —

Mit dem Mittagszuge des nächsten Tages kam der Vetter und half in seiner geschwätzig gutmütigen Weise Felice, den Rest des Tages zu verbringen. „Es thut mir sehr leid, daß ich nicht schon zu den Proben kommen konnte," sagte Bernard, „aber ich hatte unglaublich viel zu thun. Es ist keine Kleinigkeit, Chef eines Bankhauses zu sein, sage ich dir."

Und er erzählte von seinen Geschäften und von einem Mädchen, das er wahrscheinlich heiraten würde, weil sie in allem das gerade Gegenteil seiner einstigen Flamme sei, der excentrischen Baronin. „Du weißt schon, Weiber wie die Baronin liebt man wohl, aber man heiratet sie nicht, und Mädchen wie Fräulein Sternheim — einzige Tochter des Hauses Sternheim und Jakob — die heiratet man und erwartet dann in Geduld, daß die Liebe sich hinterher findet — eine Liebe, auf Achtung gegründet, weißt du — man muß doch vernünftig sein!"

Endlich war die Konzertstunde gekommen.

„Na, nun Mut, mein Junge, und ruhig Blut," sagte der Vetter, „man muß immer vernünftig bleiben."

Trotz dieser wohlgemeinten Ermahnung fröstelte Felice wie im Fieber, als er den Konzertsaal betrat. Er hatte sich vor dem Beginn seiner Symphonie überzeugen wollen, ob Nora unter dem Publikum sei. Er war sicher gewesen, daß sein scharfes Auge sie unter Hunderten sofort erkennen würde. Doch wie er sich jetzt, vor dem Dirigentenpult stehend, vor dem Publikum verneigte, da schienen Menschen und Gasflammen in chaotischem Durcheinander sich vor seinen Blicken zu verwirren; er sah keine einzelne Physiognomie, sondern nur ein vielköpfiges Ungeheuer — das Publikum. Und er hatte sich ihm preisgegeben. Ein schmerzliches Sehnsuchtsgefühl nach seiner stillen Klause überkam ihn. Zu spät! Er ergriff den Dirigentenstab; sein Blick überflog die Kapelle, die ihn umgab; alle Augen waren auf ihn gerichtet. Er hob den Stab. Die ersten Töne seiner Symphonie erklangen. Aber was war das? Diese ihm so innig vertrauten Töne, sie klangen seinem Ohre fremd, verändert. Sie sprachen nicht wie sonst zu seiner Seele, sie drückten die Empfindungen nicht mehr aus, die er hineingelegt hatte. Und doch war es seine Komposition — die Noten waren unverändert — war er, der sie hörte, vielleicht nicht mehr derselbe, wie in seinem stillen Zimmer, wo diese Töne eine so herzbewegende Macht hatten? Hörte er nicht mehr mit seinen eigenen

Ohren, sondern mit denen des Publikums, dessen Fühlen sich ihm instinktiv mitteilte? Der erste Satz war vorüber. Er wußte, daß man ihn kalt aufgenommen hatte. Aber das Adagio, das nun folgte, das mußte wirken. Ja, das war sein Meisterwerk, das Innigste, Tiefempfundenste, das er jemals geschaffen. Er vergaß das Publikum bei diesen Klängen, die ihm seine erste Begegnung mit Nora in die Erinnerung zurückriefen. Die Musik erfüllte ihn wieder ganz und nahm all sein Empfinden und Denken hin. Im Adagio hatte er sich selbst wiedergefunden. Im Scherzo überkam ihn die frohe Sicherheit des Erfolges. Mit großer Präcision wurde es ausgeführt. Jetzt — das letzte Zeichen — die Symphonie war beendet. Felice verneigte sich und trat von dem Dirigentenpult zurück. Kein Laut des Beifalls ertönte. Ein schwaches Händeklatschen, das in einem Winkel des Saales schüchtern begonnen wurde, verstummte, von dem allgemeinen Schweigen erdrückt.

Es war kein Zweifel, das Publikum hatte die Symphonie abgelehnt. Felice war es, als wankte der Boden unter seinen Füßen. Taumelnd verließ er den Saal. Der Vetter trat ihm entgegen und zog Felices Arm in den seinen.

„Mache dir nichts daraus," sagte er, „du hast bessere Sachen geschrieben als diese Symphonie, ich habe dich ja spielen hören! Es fällt kein Meister vom Himmel, und eine Menge Schönes ist auch in der Symphonie. Nur ist das Ganze zu lang, weißt du, ermüdend — die schönen Stellen ertrinken förmlich in der Weitläufigkeit, in der sie schwimmen — nimm mir meine Offenheit nicht übel und vergiß die kleine Schlappe. Ein tüchtiger Musiker steckt doch in dir, und ein andermal bringst du etwas recht scharf Pointiertes, Packendes, weißt du — und du wirst schon Erfolge haben. Herr Gott, ist das ein Wetter!"

Sie standen an der Ausgangsthür. Ein eisig kalter Wind und wirbelnde Schneeflocken schlugen ihnen entgegen. Eine Dame, welche eben im Begriff war, in den vor der Thür wartenden Wagen zu steigen, wandte sich bei dem lauten Rufe Bernards um.

Nur einen Augenblick war ihr Gesicht den beiden Männern zugewendet, dann stieg sie eilig ein, und der Wagen fuhr davon. Aber die Gasflammen hatten dieses Gesicht scharf beleuchtet.

Felice hatte Nora erkannt.

„Alle Wetter, das ist ja meine Baronin!" sagte Bernard ganz zufrieden, Felices Aufmerksamkeit von seiner Niederlage ablenken zu können.

Felices Hand packte den Arm seines Begleiters und preßte ihn zusammen.

„Wer ist deine Baronin?"

Bernard wies nach der Richtung des davoneilenden Wagens.

„Da fährt sie hin —"

„Das lügst du!" schrie Felice.

„Was fällt dir ein? Ich habe sie deutlich erkannt; zum Überfluß trug sie den indischen Burnus, den ich ihr einst schenkte."

Mit einem halb unterdrückten Aufschrei sprang Felice hinaus in das Unwetter und stürmte die Straße entlang.

„Felix!" rief Bernard und machte einen Schritt hinaus, trat aber sogleich wieder in den Schutz des Hauses zurück.

„Er ist toll!" brummte er. „Bei solchem Wetter. Ich warte auf einen Wagen."

Plötzlich schlug er sich mit der Hand vor die Stirn. „War ich denn ganz blind und dumm! Die Baronin und seine Veilchendame — es ist natürlich ein und dieselbe Person! Und nun läuft er in den Schneesturm hinaus! Der arme Kerl! Am Ende ist es aber doch zu seinem Glück, wenn ihm die Augen aufgehen, er muß einmal anfangen, wirklich zu leben anstatt zu träumen!"

Felice schritt indessen dem Sturm entgegen, der ihm die eisigen Flocken ins Gesicht trieb. Was kümmerte ihn das Toben des Wetters? Ein furchtbarer Schmerz brannte in seiner Brust. Er vermochte das, was ihm geschehen war, noch nicht in klare Gedanken zu fassen. Er fühlte nur: es war alles, alles aus.

Er stürzte durch die wohlbekannten

Straßen immer weiter, hinaus in den Tiergarten, wo der Sturm heulend durch die kahlen Zweige fuhr und sie aufseufzen machte, als fühlten sie menschliches Elend. Fort, fort, aus dieser Stadt, aus der Welt, aus dem Leben, nur nichts mehr denken, nichts mehr fühlen müssen — das war es, was in chaotischem Empfinden durch sein Hirn fieberte. Und dabei verfolgten seine Füße mechanisch den Weg, der ihn zu seinem Hause brachte, und der Anblick der bekannten Umgebung gab ihm die Besinnung zurück. Er blickte an dem großen Hause in die Höhe, hinter welchem der stille Garten lag, der sein Künstlerheim umschloß.

„Zurückkehren," murmelte er, „zurückkehren in das Haus, wo alles mich an ‚sie' erinnert, wo ich glücklich war — zurückkehren — meinen Flügel wiedersehen, der mich betrogen hat, und sie — Nora — die Baronin, Bernards Baronin —" Er lachte wild auf und wandte sich ab. „Fort — fort!"

Er stürmte die Straße hinab.

„Meister — Meister Lorni!" rief eine flehende Stimme, und eine Gestalt stürzte auf ihn zu, zwei Arme umklammerten ihn. „Retten Sie mich, Meister!" rief Fritz, den Felice jetzt erkannte, obgleich das Gesicht des Knaben furchtbar blaß und entstellt zu ihm aufsah. „Mein Stiefvater schlägt mich tot, weil ich krank bin und nicht in die Lehre zum Schuhmacher will; da bin ich zu Ihnen geflohen, helfen Sie mir!"

„Ich kann nicht, Fritz, laß mich — ich muß fort!"

„O, dann sterbe ich hier auf der Straße — es sind ja schon viele erfroren, die nicht mehr nach Hause gehen wollten! Und ich gehe nicht mehr zurück!"

Felice starrte auf den Knaben herab, der seine eigenen, kaum mit Bewußtsein gedachten Gedanken ausgesprochen hatte.

Ja, es waren schon viele in solcher Nacht draußen im Walde eingeschlafen und waren nicht mehr erwacht.

Mit dumpfer Resignation ließ der Knabe sich neben dem Gartengitter, vor welchem er gestanden hatte, zur Erde gleiten und lag dort unbeweglich.

Felice bückte sich zu ihm herab.

„Komm," sagte er, ihm die Hand reichend. Mühsam versuchte der Knabe sich aufzurichten. Er schwankte. Felice mußte ihn mit beiden Armen stützen.

„Ich — ich war krank — der Stiefvater riß mich aus dem Bett," murmelte der Knabe, sich mit sichtlicher Anstrengung an Felices Armen aufrecht haltend. „Ich bin nur noch gerade bis zu Ihnen gekommen — aber jetzt ist es aus — lassen Sie mich nur sterben, Meister — etwas anderes als Musiker werde ich doch nicht!"

„Komm!"

Sie schritten durch den Garten, dessen Wege der Schnee verweht hatte. Unter der Veranda wurde der Knabe ohnmächtig. Felice trug ihn in sein Zimmer und legte ihn auf sein eigenes Bett. Er blickte in das blasse, eingefallene Gesicht seines Schützlings.

„Ich habe mich seit Wochen nicht um ihn gekümmert," murmelte er, „was muß er gelitten haben, um sich so zu verändern. Und er ist noch so jung! Und wollte sterben!"

Er rief die alte Dienerin, die sein Hauswesen besorgte.

„Laß einen Arzt holen und schließe die Thür," befahl er ihr. „Ich bin für niemand zu sprechen als für den Doktor, für niemand — hörst du wohl?"

Dann setzte er sich neben das Bett, in welchem der Knabe jetzt, von seiner Ohnmacht erwacht, mit fieberglühenden Augen um sich blickte.

„Ich sehe es wohl, ich muß noch leben," murmelte Felice.

* * *

Zehn Tage waren vergangen, seit Felice den kranken Knaben in sein Haus getragen hatte. Heute hatte der Arzt Fritz außer Gefahr erklärt. Das Fieber war überwunden, fest und ruhig schlummerte der Knabe der Genesung entgegen.

Der Abend dämmerte herein. Die alte

Dienerin brachte die bildergeschmückte Lampe und setzte einen Schirm davor, damit ihr Licht den Schlafenden nicht wecke.

„Herr," wandte sie sich dann zögernd an Felice, „der Herr Doktor hat gesagt, Sie müßten sich nun endlich einmal ordentlich ausruhen, sonst würden Sie selbst krank werden. Ich will ja gern die Wache bei dem Fritz übernehmen — ich hätte es schon längst gern gethan, wenn Sie es nur erlauben wollten."

Felice nickte und legte die Hand auf die Schulter der alten Dienerin.

„Ja, du sollst ihn pflegen — aber heute noch nicht. Versprich mir, daß du über ihn wachen wirst, wenn ich ausruhe, daß du für ihn sorgen wirst, wie du für mich gesorgt hast. Willst du?"

„Mein Gott, wie sonderbar Sie reden, Herr!"

„Willst du es mir versprechen, in die Hand versprechen?"

Sie legte ihre harten, festen Finger in seine Hand, und die Thränen traten dabei in ihre Augen.

„Ja, Herr, ich verspreche es. Nun gehen Sie aber zur Ruhe. Sie haben es sehr nötig nach all den Nachtwachen."

„Heute noch nicht, aber bald!"

Er winkte ihr, zu gehen.

Dann setzte er sich vor den großen Tisch, auf dem die Lampe brannte, und breitete verschiedene Schriftstücke vor sich aus.

Da war zunächst ein kleines veilchenduftendes Billet, dessen Inhalt er längst kannte und das er nun doch noch einmal las.

„Ich war bei dir, Felice; du willst mich nicht mehr sehen. Vielleicht hast du recht. Jemand, den wir beide kennen, hat mir alles erklärt, und ich weiß nun, daß unser Glück unwiederbringlich verloren ist — nicht, weil die Verhältnisse einmal sind, wie sie sind, sondern weil — du du bist. Lebewohl, Felice! Ich sage dir nichts von Hoffnung und Zukunft, denn die Toten stehen nicht auf, und unser Glück ist tot. Ich habe es zerstört, weil ich es mit fester Hand fassen wollte und nicht wußte, was das Glück eigentlich ist. Jetzt weiß ich es. Es ist ein Traum — ein seliger Rausch! Wehe der Hand, die daran rührt und es ergreifen und zergliedern will! Sie weckt uns aus dem Rausch, sie zerstört unseren Traum, und uns bleibt nur die Erinnerung, der traurige Schatten des verlorenen Glückes.

Nora."

Gewaltsam zwang Felice den Frostschauer, der ihn schüttelte, nieder. Mit Anstrengung hielt er das Billet gerade ausgestreckt über die Lampe. Er biß die Zähne zusammen, um Kraft zu behalten, seine Hand am Zittern zu verhindern. Das Billet flammte hell auf und sank in Asche verwandelt zu seinen Füßen.

„‚Glück' ist Ruhe — Frieden. Darum ist der Tod des Lebens höchstes Gut," murmelte Felice. Er entfaltete einen anderen Brief; derselbe zeigte große, feste Schriftzüge und lautete:

„Old boy. Ich will dich nicht mit meiner Gegenwart quälen — ich begreife, daß dir dieselbe peinlich ist. Aber ich bitte dich, zu bedenken, daß ich doch eigentlich für dieses unglückselige Zusammentreffen nichts kann. Dein gesunder Menschenverstand muß dir sagen, daß ich wirklich vollkommen unschuldig daran bin. Aber es thut mir doch von ganzem Herzen leid, daß dir dadurch Schmerz verursacht wurde, und schmerzlich ist es ja immer, enttäuscht zu werden. Eine solche Enttäuschung mußte dir die Entdeckung, daß meine Baronin und deine Muse identisch seien, natürlich bereiten. Nun bitte ich dich aber, zu bedenken, welch ein Unglück es für dich gewesen wäre, dich an diese Frau ernstlich zu ketten. Über kurz oder lang hätte die Enttäuschung doch kommen müssen, und dann erst wärst du wirklich unglücklich geworden. Mit Glück und Unglück ist es eine eigene Sache, und sieht man näher zu, so ist manches Unglück ein Glück und umgekehrt. Glaube mir, es meint es niemand ehrlicher gut mit dir als ich, und darum bitte ich dich auch,

mein Glücksrezept anzunehmen und zu befolgen: Beherrsche die Verhältnisse, damit sie dich nicht beherrschen; verhilf deinem ‚Ich' zur höchstmöglichen Vollendung und Anerkennung; je mehr du sagen kannst: ich bin, ich wirke, ich kann und habe, desto glücklicher wirst du sein. Das Glück will errungen sein wie alles in der Welt; um aber ringen zu können, muß man zunächst auf festem Boden stehen. Bis jetzt war dein Boden nebelhaftes Traumland. Jetzt ist das anders geworden. Jener Konzertabend hat dich auf realen Boden gestellt. Du weißt jetzt, nach welcher Richtung hin du arbeiten mußt, um in deiner Kunst zur Vollendung zu gelangen, und du weißt, daß Frauen keine Engel sind, sondern freundliche Wesen, die uns das Dasein verschönen, denen wir aber nicht das Recht einräumen dürfen, mit uns zu spielen. Nun tritt fest auf, old boy, ringe und strebe, und ich bin überzeugt, daß du dieser kleinen Katastrophe noch einmal dein wirkliches Glück danken wirst. In jedem Fall erinnere dich, daß mit Rat und That dir stets aufrichtig und von Herzen zur Verfügung steht

dein Vetter Bernard."

Ein mattes Lächeln zuckte um Felices Lippen.

„Als ob zersprungene Saiten noch volle Töne hervorbringen könnten," murmelte er. „Aber du meinst es gut, ehrlicher Bernard, und ich will dich auch mit Rat und That in Anspruch nehmen — wenn auch nicht für mich. Wissen sollst du wenigstens, daß ich dir nicht zürne und daß ich dir vertraue."

Er griff nach Feder und Papier.

Der Fieberfrost schüttelte ihn so stark, daß er kaum im stande war zu schreiben. Mit Aufbietung aller Selbstbeherrschung zwang er sich dennoch dazu.

Die Stunden der Nacht vergingen.

Endlich, gegen Morgen, warf Felice sich auf den Diwan. Aber er fand keinen Schlummer. Wie einen Feuerstrom fühlte er das Blut durch seine Adern rollen und in seinen Schläfen pulsieren. Wenn er die Augen schloß, begannen seine Gedanken sich seltsam zu verwirren.

Er sah Bernard und Nora vor sich; sie stritten beide darüber, was denn nun eigentlich das „Glück" sei. Felice war so wehe um das Herz, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und trotzdem mußte er laut auflachen, denn er wußte es ja, worüber jene beiden noch stritten.

„Glück ist Ruhe, Frieden, und darum ist der Tod des Lebens höchstes Gut."

* * *

In Felices stillem Künstlerheim hatte sich ein kleiner Kreis ernster, schwarzgekleideter Männer versammelt. Felice war nicht unter ihnen.

Am Fenster stand Bernard Reckner mit dem Arzt.

„Wie war das nur so schnell möglich — ein so junger Mann!" sagte Bernard.

„Nach meiner Ansicht hat er den Tod gesucht," erwiderte der Arzt leise. „Er hat sich der Pflege des Knaben in einer Weise hingegeben, welche eine Ansteckung fast unvermeidlich machte, während er, was ihn selbst betraf, all meinen Verordnungen zuwider handelte. Als ich den Knaben außer Gefahr erklären konnte, fand ich, daß Ihr Vetter von hochgradigem Fieber befallen war. Ich stellte ihm vor, daß er sich schonen müsse. Umsonst — er hat sich nicht gelegt, bis die Fieberphantasien begannen, und auch in diesem Zustande hat er sich allen Medikamenten widersetzt. Durch dies lange Hinschleppen trat die Krankheit dann freilich auch gleich so heftig auf, daß wenig Hoffnung blieb. Eine Stunde vor seinem Tode kam er noch einmal zur Besinnung. ‚Schreiben Sie meinem Vetter Bernard Reckner, daß mein Testament bei dem Notar R. liegt,' sagte er, ‚und wenn er kommt, so sagen Sie ihm: Glück sei Ruhe, und des Lebens höchstes Gut sei der Tod.'"

„Armer Felix — vielleicht war es wirklich für ihn das beste. Doch da kommt sein Schützling, mein Mündel."

Fritz wurde hereingeführt. Seine Eltern

blieben ſcheu in der Thür ſtehen, während Felices alte Dienerin den Knaben ſtützte.

Bernard trat ihm entgegen und legte die Hand auf ſeinen Scheitel.

„Du hatteſt einen treuen Freund an dem Verſtorbenen,“ ſagte er, „und wir wollen beide ſein Andenken in Ehren halten: ich, indem ich dich zu einem brauchbaren, tüchtigen Menſchen erziehen laſſe; du, indem du ein großer Künſtler wirſt, wie Felice Lorni es von dir erwartete.“

Der Knabe brach in Thränen aus.

Die alte Dienerin führte ihn hinaus, während Bernard noch mit ſeinen Eltern ſprach.

Später kamen dieſe, um Abſchied von Fritz zu nehmen.

„Biſt du ein Glückskind!“ rief die Mutter. „Zu ſeinem Univerſalerben hat der Herr Lorni dich ernannt, und wir bekommen auch ein ſchönes Stück Geld, damit wir's nur erlauben, daß du ein reicher, vornehmer Herr wirſt und ſchrecklich viel lernſt. So ein Glück, ſo ein Glück!“

Sie küßte ihn, lachte und weinte und ging dann, ihren jungen Gatten nach ſich ziehend, der ein ernſthaftes, verlegenes Geſicht machte und ausſah, als wolle er etwas ſagen, könne aber die Worte nicht finden.

„Komm nur, der Fritz braucht uns jetzt nicht mehr.“ Die Thür ſchloß ſich. Fritz war allein. Er ſtarrte hinaus auf den Kiesweg, über den der ſchwarze Sarg getragen worden war, in dem Felice Lorni zur letzten Ruhe gebettet lag. Die Thränen ſchoſſen ihm in die Augen, er drückte das Geſicht auf die Hände und ſchluchzte.

Er hatte niemand auf Erden lieb gehabt als ſeinen jungen Lehrer. Der war nun tot, und man ſprach ihm von „Glück“. Was war doch das für ein ſeltſames Glück, das ſo furchtbar begann?

Bernard Reckner trat in das Zimmer. Fritz wollte ſeine Thränen verbergen, aber ſein Vormund richtete ſeinen Kopf auf und blickte ihm in die Augen.

„Felix Lorni würde traurig ſein, wenn er dich ſo weinen ſähe,“ ſagte Bernard. „Er wollte, daß du ein glücklicher Menſch werden ſollteſt, und wir werden uns bemühen, daß ſein Wunſch an dir in Erfüllung geht, nicht wahr?“

Fritz blickte auf, in das gute und kluge Geſicht ſeines Vormundes.

„Ja,“ flüſterte er, und ein großes Vertrauen überkam ihn plötzlich. Er faßte die Hand, die Bernard ihm bot, und glaubte, daß dieſe Hand ihm helfen würde, das Glück zu ſuchen und zu finden — das Glück, von dem die Leute ſprachen und das er ſelbſt nicht verſtand.

Hans Hopfen.

Von

Franz Muncker.

Wenn wir jemand, den wir nur aus seinen Briefen oder Schriften kannten, zum erstenmal von Angesicht sehen, so fühlen wir uns meist im Anfang enttäuscht. Wir hatten uns ihn so ganz anders vorgestellt. Namentlich das persönliche Zusammentreffen mit einem bedeutenden Dichter zerstört uns gewöhnlich einige Illusionen. Verkehren wir aber dann mit solch einem Manne einige Tage näher, so erkennen wir doch von Stunde zu Stunde deutlicher, wie sein Wesen und Treiben innig mit seinem litterarischen Schaffen zusammenstimmt; wir sehen, wofern es nur ein echter Poet ist, aufs neue den alten Satz bestätigt, daß Mensch und Künstler eins sein müssen.

So ging es mir auch mit Hans Hopfen, als ich ihm zuerst persönlich begegnete. Es war vor dritthalb Jahren während der Aufführungen des „Parsifal" zu Bayreuth. Am Abend, da ich ihn vom Bahnhof abholte, ging ich ziemlich verstimmt nach Hause. Hopfen war nicht bloß müde und schläfrig von der langweiligen, bis in die Nacht hinein dauernden Reise gewesen; er war mir überdies recht prosaisch, alltäglich, unbedeutend, ja fast blasiert vorgekommen. Am nächsten Morgen aber? — War er nichts weniger als verwandelt, und doch schien mir sein ganzes Wesen, Gebaren, Reden und Thun sich jetzt erst charakteristisch zu offenbaren, und je deutlicher seine Persönlichkeit mir wurde, desto weniger vermochte ich mich dem fesselnden Reize zu entziehen, den sie, wie ich bald merkte, auf die meisten ausübte, die mit ihm verkehrten. Die kleine, doch wohlproportionierte Gestalt trug nunmehr, da ein gesunder Schlaf und ein frisches Bad die Spuren der gestrigen Müdigkeit vertilgt hatten, das unverkennbare Gepräge gedrungener, derber Kraft, verbunden mit außerordentlicher Rührigkeit und Beweglichkeit. Das volle Gesicht über dem kurzen Halse, den der üppige Bart halb verdeckte, mit der hohen und breiten Stirn, die das leicht gerötete Haar noch ziemlich dicht umrahmte, mit der energisch geschweiften Nase und dem spöttisch lächelnden Munde guckte munter, pfiffig und gutmütig zugleich, aus klugen, scharfen Augen in die Welt. Nichts, was nur halbwegs des Anschauens wert war, entging diesen Augen, kein interessantes Gebäude, keine absonderliche Ware an irgend einem Schaufenster, kein schön gewachsener Baum, keine gut gepflegte Gartenanlage, kein Hügel, kein Kirchturm in der Umgegend Bayreuths, die wir zusammen durchstreiften. Vor allem aber musterten seine spähenden Blicke ohne Unterlaß die Menschen, die uns begegneten, und wie flüchtig sie meistens auch nur auf ihnen haften konnten, so schien Hopfen doch überall, wo es ihm eben darum zu thun war, die ganze Physiognomie, Figur, Tracht, Haltung der Vorbeigehenden genau in einem Moment zu erfassen. Was seine

Dichtungen mich schon gelehrt hatten, das bestätigte mir nun der persönliche Umgang mit ihm: Hopfens Auge sah schärfer, drang tiefer als die Blicke gewöhnlicher Menschenkinder; es war das wohlgeübte Auge des Künstlers, der auch die feinsten Nuancen sogleich erkennt und mit phantasiereichem Sinne von kleinen, äußeren Zügen auf das innere Wesen schließt.

Und wie er so in beständigem Wechsel die verschiedenartigsten Eindrücke in sich aufnahm, so blieb auch sein Gespräch selten lange bei dem nämlichen Gegenstande stehen. Er redete eigentlich nie, er plauderte immerfort. Und er verstand zu plaudern wie wenige. Je mehr um ihn herum waren, um so eifriger, um so leichter plauderte er; aber auch wenn er allein die Unterhaltung führte, so hatte es doch nie den Anschein, als würde dadurch einem anderen das Wort verkürzt: er riß nie gewaltsam das Gespräch an sich. Ernst und Scherz lösten sich, wie es sich beim richtigen Geplauder gebührt, fleißig ab; ein heiterer Humor belebte aber doch nahezu alles, was er sagte. An kernigen Witzen wie an drastischen Kraftausdrücken war kein Mangel. Der bayerische Dialekt, den Hopfen unzweifelhaft mit Absicht wenigstens nicht ganz abstreifte, verstärkte noch den derb-volkstümlichen Charakter seiner Redeweise. Er verschnörkelte und verlinderte nichts, er nannte ein jedes Ding bei seinem Namen, aber er wußte auch alles mit wenigen Worten sichtbar und lebendig vor das Auge zu stellen. Und war das erreicht, so dünkte ihn weiteres Verweilen unnütz, und ehe man sich dessen versah, war er zu einem anderen, mitunter viel geringfügigeren Thema übergesprungen. Er plauderte eben, wie er schrieb. Die Eigenart seines Prosastils glaubte ich mit jeder Minute, da ich ihm länger zuhörte, besser zu verstehen. Mir hatte dieser Stil von jeher gefallen, gerade wegen des ungezwungenen Tones, wegen des völligen Mangels an künstlicher Glätte, gerade weil man dabei ganz vergaß, daß man ein Buch lese, und vielmehr stets dem lebendigen Vortrag eines Erzählers zu folgen meinte. Namentlich zog mich immer die subjektive Färbung der Sprache Hopfens an, die Art, wie er sein eigenes Ich in die Geschichte, die er mitteilte, einflocht oder wenigstens durch seine persönlichen Einfälle und Bemerkungen den Fluß der epischen Darstellung beständig unterbrach. Bis ins kleinste hinein wußte er seine Diktion mit charakteristischen Elementen seines Wesens auszugestalten; sein Stil war in der That ein Abbild seiner Individualität.

Aber nicht minder als die Form erinnerte mich der Inhalt seiner Gespräche wieder und wieder an seine Schriften. Da merkte man immer den Mann, der mit seinem Denken und Wollen nüchtern auf dem sicheren Boden der Wirklichkeit bleibt, der nie mit irrealen Faktoren rechnet, nie träumerisch in eine ideale Phantasiewelt sich verliert, dafür aber auch die Menschen und Verhältnisse des wirklichen Lebens, um die er sich einzig kümmert, auf das gründlichste kennt. Er nimmt die Dinge, wie sie sind; allein er weiß sie praktisch in seinem Interesse zu verwerten und auszubeuten. Und er versteht mit den Menschen umzugehen. Man sah ihm gern zu, wenn er auf dem weiten Platze vor dem Bayreuther Festspielhause während der langen Zwischenakte seine Bekannten aufsuchte. Ja, wen kannte er denn eigentlich nicht? Er hatte in München, Wien und Berlin längere Zeit gelebt: von den Festspielgästen, die sich aus diesen Städten eingefunden hatten, war ihm kaum jemand fremd. Aber auch unter den übrigen Zuschauern, die zahlreich aus aller Herren Ländern herbeigeströmt waren, fand er auf Schritt und Tritt solche, die er freundschaftlich begrüßte, mit denen er ein paar Worte wechselte. Unter den anwesenden Künstlern und Gelehrten, Beamten und Privatpersonen, Adeligen und Bürgersleuten, Männern und Frauen — überall kannte er die interessantesten, und von einem zum anderen gehend, wußte er allen etwas Verbindliches oder Herzliches zu sagen, jeden in der Art, wie es für denselben eben

Digitized by Google

passend war, auf einige Augenblicke zu unterhalten.

Darüber jedoch konnte man, wenn man sein Benehmen beobachtete, nicht im Zweifel sein: der Mann, der im Leben die verschiedenen Kreise und Stände der Gesellschaft so kannte und sich so rührig in ihnen bewegte, fand leichter als ein anderer hier auch die Typen und Originale für sein künstlerisches Schaffen. Richtige Menschen von Fleisch und Blut darzustellen, Menschen, die nicht nur in der Phantasie des Dichters leben, sondern so und nicht anders, als er sie schildert, jeden Moment uns in der wirklichen Welt begegnen könnten — das mußte Hopfen bei seiner Weise des geselligen Verkehrs vortrefflich lernen. Als ich mit ihm einmal über unsere moderne Erzählungslitteratur sprach, urteilte er von einem unserer vorzüglichsten Novellisten, er habe zu viel nur unter Frauen gelebt und könne daher männliche Charaktere nicht recht zeichnen. Von Hopfen galt das nicht. Er lebte auch viel unter Frauen, sehr viel sogar — das war nicht zu bestreiten —, aber doch fast noch mehr unter Männern. Und er wußte recht gut die Männer, wie er sie im Leben kennen gelernt hatte, in der Kunst darzustellen. Die männlichen Charaktere in seinen Romanen und Novellen sind ja mannigfach verschieden an Temperament und Naturell, bald excentrisch in Liebe und Haß, bald phlegmatisch-ruhig oder kühl-verständig, klug, mäßig begabt oder ganz talentlos, konsequent bis zum thörichten Eigensinn und starren Trotz oder haltlos und schwankend; kurz, sie weisen alle jene einander entgegengesetzten und widersprechenden Eigenschaften auf, durch welche die Natur ein Individuum vom anderen unterscheidet. Aber sie haben doch auch allerlei Gemeinsames. Es sind, wenn nicht durchweg, so doch meistens gesunde, kraftvolle Gestalten, die ihren Geist auf das Reale gerichtet haben. Ein Hang zu idealem Sinnen fehlt ihnen selten ganz; aber diese Neigung zu schwärmen und zu träumen ist von Natur aus nicht stark genug in ihnen oder wird durch ihren Beruf und ihre Lebensart allzusehr gezügelt, als daß sie darüber versäumten, den Augenblick und den Genuß des Augenblicks zu erhaschen. Tüchtige Männer sind es gewöhnlich, doch nichts weniger als fleckenlose Tugendhelden; auch die bravsten von ihnen sind den Vorurteilen ihres Standes, ihrer Erziehung unterworfen, leiden mit an den allgemeinen Schäden der menschlichen Gesellschaft. So sind sie denn auch in ihren Verhältnissen zu den Frauen keineswegs Musterexempel einer absoluten, über jede Versuchung und Verführung erhabenen Treue. Es sind vielmehr leicht entzündliche, von einem Mädchen zum anderen herumflanierende oder unentschieden zwischen zwei Frauen schwankende Naturen; oder aber es sind Männer, deren ganzes Sein zwar von einer wahren und tiefen Liebe ausgefüllt ist und die mit aller Leidenschaft und Energie nach dem Besitze der Geliebten streben, die sich aber gleichwohl daneben einmal auch von ihren heißen Sinnen zu momentanem Wankelmut, ja zur thatsächlichen Untreue verleiten lassen und sich selbst über eine solche gelegentliche Schäferstunde nicht die mindesten Skrupel oder Vorwürfe machen.

Weitaus sinniger, schwärmerischer, träumerischer zeichnet Hopfen seine Frauengestalten. Und unverrückte Treue, die nirgends auch nur auf wenige Minuten wankt noch weicht, giebt er ihnen viel eher als seinen männlichen Charakteren zum Erbe. Mit zielbewußter Leidenschaft, konsequent bis zum Verbrechen trachten seine Frauen nach dem Besitze des Geliebten, tragen geduldig Unrecht und Kränkung, solange sie noch hoffen dürfen, ihren Zweck zu erreichen, suchen aber rücksichtslos sich oder den einst Geliebten zu verderben, sobald sie erkennen müssen, daß er ihnen unwiederbringlich verloren ist. Dann beginnen sie wohl auch, nachdem sie die leidenschaftliche Glut der ersten, wahren, großen Liebe schmerzlich erstickt haben, herzlos-kokett um die Neigung anderer zu buhlen, ohne dieselbe erwidern

Digitized by Google

zu wollen, und kalte, schnöde Berechnung tritt an die Stelle des ehemaligen innigwarmen Empfindens. Dem wirklichen Leben sind auch diese Gestalten immer nachgebildet, und Frauen aus den verschiedensten Kreisen der modernen Gesellschaft, unter sich wieder verschieden an Alter, Charakter und Schicksal, haben dem Dichter dabei zum Studium gedient, haben ihm als Modelle für seine künstlerischen Figuren gesessen. Die realistische Treue der Zeichnung hat auch hierin bei seinen späteren Novellen zugenommen, und da hat er denn auch den und jenen Frauencharakter entworfen, der eigenartig von den übrigen weiblichen Gestalten seiner Poesie absticht und zu der oben versuchten allgemeinen Skizze derselben wenig stimmt. In Hopfens älteren Erzählungen jedoch zeugt vielleicht die Charakteristik der Frauen noch am ersten von einem schönen, weil niemals überspannten, niemals innerlich unwahren, niemals gegen die poetische Wahrscheinlichkeit verstoßenden Idealismus.

Mit den Charakteren entlehnt Hopfen aber auch die Handlung seiner Geschichten aus dem wirklichen Leben. Daraus macht er nirgends ein Hehl. Er betont vielmehr so und so oft in seinen Erzählungen, daß er nur berichte, „was und wie sich alles in der That und Wahrheit zugetragen hat". So stellt er denn mit Vorliebe Ereignisse dar, die er selbst erlebt hat, bei denen er ein nicht unbeteiligter Zuschauer oder wohl gar ein hervorragender Mitspieler gewesen ist, Abenteuer aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren, Erinnerungen aus seiner Beamtenlaufbahn, Erfahrungen, die er auf seinen Reisen ins Ausland oder an seinen mannigfachen Aufenthaltsorten im deutschen Lande gemacht. Oder er teilt die Geschichte eines Freundes mit, wie er sie von ihm gehört, wie er sie aus seinen Briefen und Aufzeichnungen kennen gelernt hat, immer aber eine wahre Geschichte, deren Realität er öfters durch genaue Zeit- und Ortsangaben, durch historische Anspielungen aller Art, durch sorgfältige Schilderung von Land und Leuten zu bestätigen strebt. Die meisten Romane und Novellen Hopfens spielen an Orten, wo er selbst geraume Zeit gewohnt hat, in München und Wien, im bayerischen Hochgebirge und in Tirol, in Paris, in Berlin, in vielbesuchten deutschen Bädern.

Wie viele von Hopfens Erzählungen gehen nicht anders aus, als man während der gesamten Lektüre, ja noch zu Anfang des letzten Kapitels erwartete und wünschte! Ich denke dabei natürlich nicht an die Wünsche, mit denen etwa ein optimistisch schwärmendes Mädchen oder ein bequemer, kritisch ungeschulter Biedermann einen Roman liest, nicht an die Wünsche aller jener, welche sich nur dann von einer Geschichte befriedigt fühlen, wenn die verschiedenen Pärchen sich glücklich kriegen und alles am Ende in Zufriedenheit und Wonne schwimmt. Aber auch der ästhetisch gebildete Leser, dessen Urteil in jeder Weise als unbefangen und kompetent anzuerkennen ist, wird nicht selten durch den Ausgang der Erzählungen Hopfens überrascht und befremdet werden. Die Charaktere der Hauptpersonen, der anfängliche Gang der Handlung, das gerechte Gleichmaß zwischen Schuld und Sühne, Verdienst und Lohn, das wir im Kunstwerk fordern, kurz, der ganze Bau der Geschichte und namentlich auch der Ton des Vortrags scheinen oft eine künstlerische Lösung der dargestellten Konflikte zu bedingen und vorzubereiten, die Hopfen plötzlich im letzten Augenblicke zu unserem Ärger vereitelt. Irgend ein äußerlicher Zufall spielt da auf einmal herein und zerstört durch seine unbefugte Willkür die ganze innere Konsequenz der epischen Entwickelung. Gewiß kann ja der Dichter das Walten des Zufalls nicht ganz und gar entbehren. Daß in seiner Erzählung gerade diese Personen und zwar unter diesen Umständen einander begegnen, das wird er mehr oder minder immer durch das blinde Ungefähr rechtfertigen müssen. Auch wird es ihm kein Verständiger verargen, wenn er im weiteren Verlauf seiner Geschichte sich maßvoll des Zu-

falls bedient als eines wichtigen äußeren Hebels und Anstoßes der Entwicklung. So thut es Hopfen zum Beispiel gegen den Schluß des Romans „Mein Onkel Don Juan". Der Zufall hilft hier die Katastrophe herbeiführen, aber er bewirkt sie nicht ausschließlich oder auch nur zum größten Teile. Seine Rolle ist nur bedeutend für den Hintergrund der eigentlichen Novelle; auf die Hauptpersonen derselben übt er keinen entscheidenden Einfluß aus.

Hans Hopfen.

Gewöhnlich endigen Hopfens Novellen viel trübseliger, als man beim Lesen gedacht und gehofft hat. Der Verfasser geht dabei von der richtigen Erkenntnis aus, daß die tragische Behandlung erst dem trivialen Stoffe die höchste künstlerische Weihe giebt. Allein er wahrt nicht immer streng genug die Grenze, die das Tragische von dem bloß Traurigen scheidet. Es ist das Wesen echter Tragik, daß nicht die pure Negation triumphiert. Während der Tragiker uns den Zusammenbruch einer Welt darstellt, erregt er in uns ein erhebendes Gefühl; er zeigt uns Leben im Tode; den Untergang des einzelnen Individuums überdauert neugestärkt und in neuem Glanz erstrahlend die Macht und Herrlichkeit einer großen, allgemeinen Idee. Ergriffen, erschüttert, doch auch wieder beruhigt, getröstet, fast freudig versöhnt scheiden wir von dem Kunstwerk. In mehreren Novellen Hopfens aber werden wir nur schmerzlich erregt; dieses unser Leidgefühl jedoch wird nicht gereinigt. Das Unglück der uns lieb gewordenen Personen drückt uns nur nieder, ohne uns auch wieder zu erheben; die reine Negation, der Pessimismus behält den Sieg. Als getreuer Interpret des Aristoteles hat Lessing das unverschuldete Unglück eines rechtschaffenen Mannes für durchaus gräßlich und eben daher für untragisch erklärt. Hopfen verstößt mehr als einmal mit Bewußtsein

gegen die Regel, die sich aus diesem Satze ergiebt. Ist es doch im wirklichen Leben auch so, herrscht doch auch hier gar oft trostloser Jammer, Trübsal, in die kein einziger Lichtstrahl erhellend fällt! Jawohl; doch hat auf diesen Einwurf des allzu realistischen Dichters gleichfalls Lessing schon nach Gebühr geantwortet. Was dort in der wirklichen Welt geschieht, das hat seinen guten Grund in dem ewigen, unendlichen Zusammenhange aller Dinge. „In diesem ist Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheinet. Aus diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eines aus dem anderen sich völlig erkläret, wo keine Schwierigkeit aufstößt, derenwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein, sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen: und er vergißt diese seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht mit in seinen kleinen Zirkel flicht und geflissentlich unseren Schauder darüber erregt?“ Man halte mir nicht entgegen, Lessings Worte bezögen sich ausschließlich auf das Drama. Er spricht von diesem nur als von der höchsten Gattung des poetischen Kunstwerkes; seine Vorschriften gelten somit ebensogut vom epischen Gedicht, vom Roman, von der Novelle, kurz von jedem Werke der Poesie, das uns einen kosmisch geordneten Ausschnitt aus dem Weltganzen darstellen soll.

Hopfen fühlt recht wohl, daß sein Realismus der Auffassung und Darstellung nicht gegen jeden Tadel gesichert ist. Nicht umsonst bemüht er sich so oft, ihn mit ernsten oder spöttischen, kürzeren oder längeren Worten zu verteidigen. Manchmal recht glücklich; so wenn er am Schlusse von „Juschu“ fragt: „Ist denn der Zufall etwas Geringeres als der kleine Finger an der Hand des allmächtigen Gottes?!“ In dieser Geschichte freilich, die durch noch mehr Umstände an die Eigenart der Schicksalstragödie mahnt, läßt sich das Walten des Zufalls innerlich vollkommen rechtfertigen: er vollzieht hier die (im Kunstwerk unerläßliche) Nemesis für eine Schuld, die vor menschlichen Gerichten ungerächt bleiben mußte. Nicht selten aber nehmen sich jene Selbstverteidigungsversuche Hopfens doch nur wie Notbehelfe aus, und unwillkürlich lächelt der Leser bei ihrer öfteren Wiederkehr: Qui s'excuse, s'accuse!

Hopfen hat seine Erzählungen bald als Romane, bald als Novellen, bald schlechthin als Geschichten bezeichnet. Auf die meisten trifft der zweite Name am besten zu. Selbst in seinen sogenannten Romanen walten die novellistischen Elemente vor. Manche, wie „Peregretta“ oder „Verfehlte Liebe“, heißen ganz mit Unrecht so; bei anderen rechtfertigt höchstens das kulturhistorische Kolorit diesen Titel: sonst möchte man sie richtiger als mehrfach zusammengesetzte Novellen definieren. Während der Dichter eines Romans breit angelegte Bilder von dem politischen und socialen, überhaupt von dem gesamten Kulturleben seiner oder einer älteren Zeit vor uns entrollt, um durch sie eine große geschichtliche oder philosophische Idee zur Anschauung zu bringen, handelt es sich bei Hopfen in erster Linie stets um psychologische Probleme. Die Welt des Gemüts ist in weit höherem Grade als die des Geistes der Bezirk seiner Poesie. Seine Geschichten enthalten eine Fülle geistreicher Gedanken, Einfälle, Aperçus; an Ideen sind sie verhältnismäßig arm.

Dieser Mangel macht sich in den weitgesponnenen Erzählungen, welche Hopfen selbst Romane betitelte, eher bemerklich als in seinen kürzer gefaßten Novellen. Bei dem raschen, dramatisch bewegten Fortgange der auf einen engen Raum zusammengedrängten Handlung vermißt man hier die Reflexion weniger. Zwar versagt sich der Dichter trotz aller Konzision

der Darstellung auch in diesen knapper gehaltenen Geschichten eine gewisse Ausführlichkeit nicht. Er schildert mit der behaglichen Ruhe des Epikers alle Haupt- und Nebenumstände, malt liebevoll-anschaulich das geringfügigste Detail aus, berichtet mit gewissenhafter Treue, was seine Personen denken und überlegen, empfinden, träumen, phantasieren. Wort für Wort teilt er uns ihre Gespräche mit, auch wenn die Hälfte dessen, was sie sagen, mit dem eigentlichen Thema der Novelle wenig oder nichts zu thun hat. Indirekt dienen doch auch diese scheinbaren Abschweifungen regelmäßig dazu, die Charakteristik zu vertiefen und zu vervollständigen, oder sie werden, wie die weitschweifigen und, oberflächlich betrachtet, gar nicht sachgemäßen Expektorationen zu Anfang der meisten Geschichten Hopfens, von dem Autor vortrefflich benutzt, um in uns die nötige Stimmung zu erzeugen, in welcher selbst alltägliche Motive uns bedeutend und künstlerisch wertvoll erscheinen. Ja sogar an den spannendsten Stellen der Erzählung, wo die Neugier des Lesers unaufhaltsam vorwärts drängt, läßt sich Hopfen nur selten aus seiner objektiven Ruhe bringen; auch da bestrebt er sich, erst die ganze Situation von allen Seiten sorgfältig zu beleuchten, bevor er den Verlauf der Katastrophe berichtet. Die bange Spannung des Lesers wird durch dieses gemächliche Verweilen des Verfassers keineswegs vermindert; sein ästhetisches Empfinden aber wird geläutert: denn sein Interesse wird von dem rohen Stoffe einigermaßen abgezogen und, wenn schon gewaltsam und wider seinen Willen, auf die künstlerische Form gelenkt.

Unter Umständen wird natürlich auch der epische Charakter des Vortrags wesentlich modifiziert. Oft wird demselben ein stark subjektives Gepräge aufgedrückt. Hopfen pflegt häufig seine Geschichten in der ersten Person als eigene Erlebnisse zu erzählen oder von Freunden erzählen zu lassen; er ist unter den deutschen Novellisten vielleicht unbestritten der größte Meister in dieser Form der Darstellung. Während die sogenannte Ich-Erzählung sonst oft das Kennzeichen des noch ungeübten Anfängers ist, bietet sie ihm Gelegenheit, das höchste Raffinement reifster Kunstvollendung zu bethätigen.

Schon die Diktion Hopfens stimmt prächtig zu jenem Genre. Wer merkwürdige Begebenheiten aus seinem eigenen Leben erzählt, der denkt, zumal wenn er im traulichen Kreise zu Freunden spricht, nicht auf einen zierlich geglätteten und kunstvoll aufgeputzten Vortrag, sondern plaudert leicht und ungezwungen, schmucklos, aber desto eindringlicher. Mit dem verschiedenen Inhalt, den er berichtet, wechselt auch der Ton seiner Rede. Das Andenken an einen kecken Streich, den er mit glücklichem Erfolg ausführte, an eine spaßhafte Situation, in die er oder andere gerieten, lockt ihm noch jetzt ein schalkhaftes Lächeln auf die Lippen; der Schmerz über schweres Unglück, das ihn einst niederbeugte, klingt noch immer aus seinen Worten wieder; seine Stimme zittert noch vor Erregung, wenn sie die längst überstandene Pein leidenschaftlich-drangvoller Momente ausmalt. Ein lyrisches, zuweilen sogar ein dramatisches Element kommt auf diese Art in die äußere Vortragsweise. Einmal erzielt Hopfen damit noch einen ganz besonderen Effekt. Onkel Don Juan, der die Geschichte seines Lebens seinem Neffen erzählt, bricht regelmäßig im spannendsten Augenblick ab, weil die Erinnerung an die Vergangenheit ihn persönlich zu mächtig ergreift, als daß er mehr davon sagen möchte: wir müssen daher den Rest, den er verschweigt — und das sind gerade seine eigensten, persönlichsten Erfahrungen —, aus dem Vorausgehenden und Folgenden erraten.

Aber auch die ganze Kompositionsweise Hopfens bedingt gewissermaßen, daß er meistens seine Novellen in der ersten Person vorträgt oder vortragen läßt. Er liebt es nämlich, zwei verschiedenartige, manchmal sogar zeitlich durch einen beträchtlichen Zwischenraum getrennte Geschichten derartig ineinander zu verflechten und zu verschränken, daß die eine

dazu dient, die andere zu erklären, hier und da auch direkt ihren Entwickelungsgang bestimmt. So mit vollendeter Kunst in dem Roman „Mein Onkel Don Juan" und in der Doppelnovelle „Die Einsame". Noch weiter geht er in der Erzählung „Mein erstes Abenteuer". Die Haupthandlung wird hier beständig durch die specielle Geschichte des Knaben Hans Hopfen unterbrochen, und gerade auf dem doppelten Interesse, welches wir gleichzeitig an den Personen der eigentlichen Novelle und an dem Knaben nehmen, den ein kindliches Abenteuer zwischen jene gedrängt hat, beruht vornehmlich die Wirkung der an sich einfachen und alltäglichen Novelle. Nicht immer sind die Fäden der beiden Geschichten so kunstvoll durcheinander geschlungen. Dann bildet gewöhnlich die eine Erzählung den äußeren, um- und abschließenden Rahmen für die andere. In jener führt der Dichter das Wort; er trägt sie als persönliches Erlebnis vor. Die Hauptperson dieser ersten Erzählung teilt hierauf dem Dichter oder einem seiner Freunde ihre eigene Geschichte mit, die eigentliche Novelle, deren Inhalt ungleich wichtiger ist als der der einleitenden autobiographischen Darstellung des Verfassers. Das Grundmotiv einer solchen Verbindung zweier Geschichten zu einer ist vielen Erzählungen Hopfens gemeinsam; in der Art jedoch, wie dieselben unter sich verknüpft sind, ist der findige Autor immer neu.

Der bedeutendste Vorteil jedoch, den Hopfen mit jener subjektiven Vortragsform gewinnt, besteht darin, daß er den Leser unvermerkt nötigt, Personen und Dinge mit seinen, des Erzählers Augen anzusehen. Charaktere, die bei einer vollkommen objektiven Schilderung uns zweideutig vorkämen oder gar unsympathisch berührten, erscheinen nun in einem weit günstigeren Lichte; wir nehmen lebhaften Anteil an ihnen, empfinden Zuneigung zu ihnen und bewundern sie am Ende, wie viel in ihrem Wesen und Thun uns auch eher abstoßen sollte, und das alles nur, weil der Erzähler derartige Gefühle für sie hegt und in seiner liebevoll parteiischen Darstellung lebhaft ausdrückt. Eine Gestalt wie Kathinka in „Verfehlte Liebe" wird dadurch erst im höchsten Sinne poetisch brauchbar, und hätte sich Hopfen bei der Heldin seiner Tiroler Geschichte „Brennende Liebe" desselben Kunstgriffes bedienen können, so würde mancher, der sich jetzt ärgerlich von dieser Novelle abwendet, wohlgefällig bei dem interessanten Charaktergemälde verharren.

In der That, entzieht man den Figuren der Hopfenschen Erzählungen das verschönernde Licht, welches die formale Kunst des Poeten freundlich um sie ausbreitet, und beurteilt sie streng nach ihrem faktischen Gebaren und Handeln, so sind es oft Charaktere, die uns kaum menschlich liebenswert bedünken, absonderliche, verschrobene, extravagante Naturen, wie sie eben das wirkliche Leben aufweist; aber nur ganz selten sind es solche Gestalten, wie sie etwa Heinrich v. Kleist in seinen Dramen oder Paul Heyse in vielen seiner Novellen zeichnet, das heißt Menschen, deren Empfinden, Denken, Wollen und Thun außerordentlich wenig Typisches aufweist, Menschen, die so, wie sie der Dichter schildert, nur in einem Exemplar auf Erden existieren oder nur alle hundert Jahre einmal so wiederkehren, Menschen, in welche wie in die Probleme, die sie zu lösen haben, wir uns erst nach und nach mit Hilfe des scharf charakterisierenden Poeten, gleichwie in eine fremde Welt, finden müssen. Ich bin weit entfernt, derartige Gestalten der künstlerisch schaffenden Phantasie, zumal wenn sie die Träger einer großen Idee sind, aus der Litteratur verbannt wissen zu wollen: gehört doch Penthesilea, das Käthchen von Heilbronn und der Prinz von Homburg, ja Shakespeares Hamlet selber zu ihnen. Allein ich danke es dem Autor, der nicht ganz besondere, nur auf solche Weise zu erreichende Ziele verfolgt, wenn er sich von jenen problematischen, mehr oder minder krankhaften Charakteren und damit auch von den Gefahren fern hält, die, wie gerade Kleists Beispiel beweist, bei

konsequenter Darstellung derselben kaum vermieden werden können. Einmal nur hat meines Erachtens Hopfen einige solche singuläre Menschen zu zeichnen versucht, in der „Heirat des Herrn von Waldenberg", und ich würde zaudern, auf die Frage, ob das zum Heil seiner Geschichte war, mit einem unbedingten Ja zu antworten.

Seine Erzählungen sind ziemlich alle reich an äußeren Vorgängen; die Handlung selbst ist, dem Charakter der Novelle angemessen, vorwiegend in das Gemüts- und Seelenleben verlegt, so daß jenes äußere Thun und Geschehen nur den Anstoß zu den psychischen Veränderungen und Umwälzungen giebt oder die notwendige Folge davon ist. Allein auch wenn man diese innere Entwickelung der Charaktere scharf ins Auge faßt, wird man nur wenige Personen in Hopfens Novellen antreffen, die wirklich, aus eigenem, freiem Antrieb und mit bewußtem Willen, handeln. Einen Helden, wie ihn das Drama erfordert, der mit seinem einzelnen Wollen gegen das allgemein gültige ethische Gesetz oder gegen die äußere Lage der Dinge kühn ankämpft, der in mutvollem oder übermütigem Drange offensiv gegen die bestehende Ordnung vorgeht, sucht man in den meisten Erzählungen Hopfens vergebens. Die Hauptperson befindet sich gewöhnlich in der Defensive, sie reagiert, sie beschränkt sich auf das Gegenspiel, ja sie verhält sich mitunter ganz leidend. Einen „passiven Narren" nennt Hopfen selbst den Träger der bedeutendsten Rolle in „Verfehlte Liebe" und leitet aus dieser Passivität seines Charakters geradezu seine tragische Schuld her. Selbständig handelnd erscheinen meist nur die Nebenpersonen, und so bestimmen sie das Wollen und Thun des Helden mindestens ebensosehr als er das ihrige. Dadurch entsteht ein gerade der epischen Dichtart zukommendes schönes Gleichmaß zwischen Aktion und Reaktion in den besten Novellen Hopfens. In mehreren Fällen freilich zeichnet der allzu realistische Autor fast gar keine frei handelnden Menschen. Der handelnde Faktor ist da die eigentümliche Verkettung der Umstände, in letzter Linie der Zufall. Gerade hier wird aber eine außerordentliche Meisterschaft der Technik erheischt, um das Bedenkliche der Komposition zu verdecken. Der Schwierigkeit dieser Aufgabe zeigt sich Hopfen durchaus gewachsen. Da greift in dem großen, umfangreichen Treibwerk ein Rad oder Rädchen mit unfehlbarer Sicherheit in das andere, und ohne daß ein einzelner, mächtiger, alles leitender Wille sichtbar wird, vereinigen sich so und so viele kleine Triebe und Willenskräfte in ihren Wirkungen, um eine Entwickelung herbeizuführen, die sich zwar in ihren Ursachen, kaum aber in ihrem Verlauf und in der Bedeutung ihrer Folgen von einer wirklichen, aus einem selbständigen, persönlichen Wollen des einzelnen erzeugten Handlung unterscheidet.

Dieselbe technische Gewandtheit bekundet Hopfen überall, wo es gilt, etwaige angreifbare Punkte der Komposition zu verschanzen. So braucht er zum Beispiel einige Motive, namentlich das des rechtzeitig vereitelten Selbstmordes, fast zum Übermaß oft; und doch wird in jedem besonderen Falle durch die Art, wie der Gedanke des Selbstmordes in dem Menschen aufkeimt und zur That reift, jeder sachlich und künstlerisch begründete Zweifel, der uns beim Lesen überschleichen will, fast schon im Werden zerstört. Oder während Hopfens Personen sonst ziemlich viel zu reden wissen, manchmal sogar über Dinge, die man im Augenblicke nicht erwartet, beruht zu wiederholten Malen die tragische Verwickelung darauf, daß an einem entscheidenden Wendepunkt der Geschichte zwei Menschen aus Ärger, Scham, falscher Scheu, überhaupt aus innerer Erregung sich nicht gegeneinander aussprechen. Prüft man die Situation genauer, so fragt man sich dabei wohl das eine und andere Mal voll Erstaunen: Ja, warum mußten sie denn schweigen? War es nicht das Unvernünftigste und am Ende auch das Unnatürlichste von der Welt? Würde im wirklichen Leben nicht jeder normal

Digitized by Google

entwickelte Mensch in ihrer Lage durch ein einziges Wort das verhängnisvolle Mißverständnis gelöst haben? Aber alle diese Gedanken kommen uns erst nachher, wenn wir längst über die bedenkliche Stelle hinweg sind. Solange wir sie lesen, weiß uns der Dichter so fest in seinem Banne zu halten, daß wir ihm, was er sagt, um der Form willen, wie er es sagt, unbedingt glauben.

Immer und von allem Anfang an gelang das freilich selbst einem so hochbegabten Schriftsteller, wie Hopfen ohne Zweifel ist, nicht. Seine zahlreichen Romane und Novellen sind wohl alle interessant, aber keineswegs alle künstlerisch gleich bedeutend. Namentlich gilt das von seinen frühesten Versuchen in der erzählenden Poesie. Seine erste Novelle zwar, „Peregretta", ist ein Meisterstück. Der Stoff ist weder alltäglich noch allzu entlegen, eine rührende Herzensgeschichte, reich an tragischen Konflikten, mit vollendeter Kunst vorgetragen, trotz der epischen Form dramatisch entwickelt. Die Handlung ist ein notwendiges Produkt der Charaktere und wächst doch gewaltig über das Denken und Wollen der handelnden Personen hinaus. Sie sind nicht frei von Schuld; aber wie hat ihr Verhängnis diese Schuld vergrößert! Nur ihr tragisches Ende kann volle Sühne bewirken; aber zugleich müssen alle Dissonanzen am Schlusse sich auflösen, wenn anders wir auch mit dem übermächtig waltenden Geschick versöhnt werden sollen. Und konnte das besser und schöner geschehen, als Hopfen es hier gethan hat?

Schon nicht mehr einen ganz so reinen Endeindruck hinterläßt uns „Verdorben zu Paris", ein breit, im einzelnen fast zu breit ausgeführtes, aber mit satten Farben getreu nach der Wirklichkeit gemaltes Sittenbild aus dem Pariser Leben. Gegen Komposition und Charakteristik läßt sich nichts einwenden; die gesamte Darstellung zeugt von wohlberechneter, konsequenter Kunst. Die Handlung kann keinen anderen Verlauf nehmen; aber ihr Ausgang thut uns menschlich weh. Es verdirbt eben zu Paris alles, was an der Erzählung Anteil hat, eingestammte Franzosen und eingewanderte Deutsche, die widernatürlich ihre deutsche Sprache und Sitte mit dem Franzosentum vertauschen. Aber welche patriotische Mahnung ergab sich daraus für den deutschen Leser! Und, nicht zu vergessen, das Werk wurde zwei Jahre vor 1870 veröffentlicht!

Vollständig mißlungen ist dagegen Hopfens dritter Roman „Arge Sitten", obwohl auch er eine ganze Fülle guter und poetisch fruchtbarer Motive enthält. Aber diese Motive sind nicht gehörig ausgenutzt und gar nicht immer innerlich und organisch unter sich verbunden. So sind mehrere Personen zu oberflächlich charakterisiert; andere sind für die Handlung ganz oder nahezu entbehrlich; wieder andere sind durchaus inkonsequent gezeichnet. Namentlich ward aber Hopfens Pessimismus dieser Geschichte verderblich. Ihre gesamte Komposition und besonders der übertrieben ausgelassene Ton der Erzählung verlangten unbedingt eine heitere Lösung des Konfliktes. Der trübselige Schluß verletzt nicht weniger unseren ästhetischen Geschmack, als er unser ethisches Empfinden empört; denn er ist mit Hilfe des sinnlosen Zufalls äußerlich angeflickt, ohne daß die Katastrophe naturgemäß und wahrscheinlich vorbereitet wäre. Die Geschichte, die wir als leichte Ware gern gelten ließen, trägt nun, da wir sie als ein Erzeugnis der tragischen Muse zu beurteilen haben, überall den Stempel der Übereilung, der Unreife.

Hopfen scheint das bald selbst gefühlt zu haben. Erst nach fünf Jahren, nachdem er in emsigem Studium künstlerisch ausgereift war, trat er wieder als erzählender Dichter vor das Publikum, um von nun an Jahr für Jahr die deutsche Litteratur mit einer oder einigen Novellen zu beschenken. Aber jetzt drohte ihm die raschere Arbeit nicht mehr die Gefahren wie früher. Er hatte nunmehr Stoffe überreichlich angesammelt, seine Menschenkenntnis und Lebenserfahrung nach allen Seiten erweitert und vertieft. Sein Ta-

lent hatte somit an Gelegenheit, sich zu entfalten, ungemein gewonnen. Die Mache, an der es noch in „Argen Sitten" hier und da haperte, verstand er jetzt wie wenige. Diesen Fortschritt in seiner Kunst bekundeten besonders die Expositionen seiner Erzählungen. Jetzt verstand er, was ihm vorher gar nicht immer gelungen war, uns mit dem ersten Worte gleich mitten in die Geschichte hineinzuführen, oder, wenn er das nicht wollte, uns doch durch die Art seines Vortrags, durch die Anschaulichkeit seiner Charakteristik sofort zu fesseln, bevor noch die eigentliche Handlung begonnen hatte. Und wie wußte er jetzt Ort und Scene, sowie alles, was zum Kostüm und Kolorit gehörte, zu verwerten, sei es nun, daß er — in dem vierbändigen Roman „Der graue Freund" — den deutschen Norden zum Schauplatz, die Nordsee zum charakteristischen Hintergrunde seiner Erzählung wählte, oder daß er — in „Juschu" — das Wiener Theaterwesen eine wirksame, wenn auch zu breit ausgeführte Rolle spielen ließ, oder endlich — in „Verfehlte Liebe" — durch die Schilderung russischen Landes und russischer Leute eine für die eigenartige Entwickelung seiner Novelle vortrefflich passende Dekoration gewann. Der Ausgang des erstgenannten Romans müßte freilich bedeutender motiviert sein, wenn wir ihn als innerlich notwendig anerkennen sollten, und in „Verfehlte Liebe" erforderte die tragische Situation eigentlich auch die volle tragische Lösung, während Hopfen in seinem Realismus sich nur halb dazu verstanden, sonst aber zu einem Notbehelf gegriffen hat, der höchstens durch den eigentümlichen Charakter der Hauptperson einigermaßen gerechtfertigt erscheint. Aber alle diese Skrupel verscheucht in uns die Kunst des Verfassers, kleine, halb zufällige Ereignisse im Leben der Menschen so zu verketten, daß zuerst fast tragikomische, allmählich aber rein tragische Situationen von spannendem Interesse und ergreifender Kraft daraus erwachsen, die Kunst, mit der er vor uns das Seelenleben seiner Personen entschleiert und uns zum Vertrauten ihres Denkens und Fühlens macht, so daß wir selbst, wenn wir sie unrecht, ja verbrecherisch handeln sehen, ihr Thun begreifen und ihnen um dessen willen unsere Teilnahme nicht zu entziehen vermögen.

Hopfens „Bayerische Dorfgeschichten" entzücken uns durch dieselben Vorzüge, obwohl auch hier, streng genommen, die Lösung uns ästhetisch nicht immer befriedigt. Auf der Bahn naturgetreuer Darstellung ging der realistische Dichter jetzt folgerichtig noch einen Schritt weiter. Um das Treiben des bayerischen Landvolkes vollkommen anschaulich abzuschildern, mußte er die Leute auch in ihrer bäuerlich-derben, aber so überaus charakteristischen Sprache reden lassen, er mußte im bayerischen Dialekte schreiben. Trotz ausgezeichneter Versuche älterer Autoren waren gerade auf diesem Felde noch manche Lorbeeren zu pflücken. Und Hopfen arbeitete nicht vergeblich auf ihm. Hopfens Dorfgeschichten stammen aus verschiedener Zeit, die eine schon aus dem Frühling 1861; die anderen sind an die sechzehn Jahre jünger. Die umfangreichste ist auch zugleich die vollendetste: „Der alte Praktikant", Hopfens heiterste Novelle. Sie behandelt im Grunde gar kein besonders ausgezeichnetes Thema oder Problem. Auf das Wie der Darstellung kommt hier viel mehr als auf das Was an. Kein Wort ist so bezeichnend für die ganze Art und den Ton dieser Erzählung wie das süddeutsche „gemütlich" in seiner guten, nicht forcierten Bedeutung. Auch darin ist es eine richtige Dorfgeschichte. Die Hauptpersonen freilich sind nichts weniger als lauter echte Bauern. Sie stehen vielmehr zum Teil zwischen Dorf und Stadt in der Mitte, zum Teil gehören sie sogar der feinsten städtischen Gesellschaft an. Doch eben auf dieser Mischung der verschiedenartigen Stände und Sitten beruht die Anmut der Novelle wesentlich mit. Seinen vollen Reiz giebt dem Ganzen aber erst der herzliche Humor der Darstellung, die sich in behaglicher, doch nie ermüdender Breite ergießt.

Dagegen ist die „Heirat des Herrn von Waldenberg" zwar gewandt, witzig und sehr spannend, aber für die verhältnismäßig dürftige Handlung oft zu breit geschrieben. Die Schilderung ist hier zuweilen um ihrer selbst willen da, und die Entwickelung der Geschichte steht darüber still. Der Leser merkt das freilich nur selten; meistens täuscht ihn die virtuose Kunst des Vortrags über solche Stellen hinweg. Und die Charakteristik sowie der Aufbau der Novelle zeigen die poetische Kraft und Fertigkeit des Verfassers in stetem Wachstum begriffen.

Die Höhe seines künstlerischen Schaffens erklomm Hopfen mit den kürzeren Novellen, die er 1879 und 1880 in zwei Bänden sammelte. Einzelne dieser Meisterstücke hat er selbst seitdem nicht übertroffen und unsere moderne Litteratur selten wieder erreicht. Zunächst erschienen die „Geschichten des Majors". Der Major erzählt, was er in jüngeren Jahren an sich und an seinen Kameraden erlebt hat. Er erzählt schmucklos und ungeschminkt, kurz und derb, als ein richtiger Soldat, der die Dinge nimmt und nennt, wie sie sind. Aber dabei verfällt er doch nie in einen rohen oder niedrigen Ton. Er hat bei der Garde gedient und stets auf sich gehalten; von jeher hat er sich nur in guter Gesellschaft wohl befunden; der Zauberkreis, den man die Halbwelt nennt, hat nie einen Zwang auf ihn ausgeübt. Auch an seinen Reden, so schlicht und wahr sie immer sind, erkennen wir den sittlich tüchtigen und gesellschaftlich gebildeten Mann. Was er erzählt, sind eigentlich mehr oder weniger alltägliche Sachen. Wie manch so ein „verlorener Kamerad", wie die erste Novelle einen darstellt, hat nicht schon die Epauletten getragen, ein excentrischer Charakter ohne sittlichen Halt, den eine verfehlte Erziehung, sein leichtes Blut und der Verkehr mit den Weibern immer tiefer in Unglück und Schande gestürzt und zuletzt aus dem Kriegerstand ausgestoßen haben, und bei allem dem doch im Grund ein ehrlicher Kerl, den jeder lieb gewinnen muß! Wer hat es noch nicht erlebt, daß ein moralisch verkommener, gesellschaftlich mißachteter Mann (wenn er auch nicht in allem und jedem dem „langen Schabernack" der zweiten Novelle glich) durch seine rücksichtslose Keckheit, zumal wenn sie sich auf den Besitz eines großen Vermögens und eines alten Namens gründete, ein schönes und dem Anschein nach ideal tugendhaftes Mädchen dem edleren und vorher unzweifelhaft begünstigten, aber nicht so weltgewandten Bewerber siegreich in der letzten Stunde wegkaperte? Frailty, thy name is woman! Aber wie weiß Hopfen dieses Alltägliche darzustellen, so daß es uns bedeutend wird! Wir glauben die ganze Geschichte selbst mit zu erleben; wir meinen in den handelnden oder leidenden Personen treue Freunde zu erblicken: so lebendig treten die Gestalten des Dichters uns nahe; und wir sehen, wie dieselben rettungslos ihrem Verhängnis zum Opfer fallen: so schürzen sich die einzelnen Fäden der Handlung kunstreich zum dramatischen Knoten. „Der verlorene Kamerad" hat vor der „Wette Schabernacks" dabei noch den Vorzug, daß unsere menschliche Teilnahme dort an der Hauptperson haftet, während wir hier gegen den gemeinen Kumpan doch nur Widerwillen und über seinen Erfolg Ärger empfinden. Aber nun erst die dritte Geschichte des Majors, in der er selbst eine Hauptrolle spielt, „Flinserls Glück und Ende", Hopfens vorzüglichste Novelle! Äußerlich betrachtet, ist es nur die Geschichte eines Hundes, freilich eines Hundes, der eine Geschichte hatte. Wie weiß Hopfen die Kriegsereignisse von 1870/71 für seine Erzählung zu verwerten, die Erstürmung des Gaisbergs bei Weißenburg darzustellen oder den kriegerischen Gegensatz der beiden feindlichen Nationen zu charakterisieren! Das eigentliche Thema der Novelle bleibt auch hier das Verhältnis des Menschen zum Menschen. Und da offenbart sich erst recht der große Poet, der das Höchste und Ergreifendste in die einfachsten, humorvoll zwischen Tragik und Komik schwebenden Worte kleidet.

Nicht weniger vollendet sind die drei Novellen, die das Jahr darauf unter dem Titel „Kleine Leute" folgten, Geschichten von Kindern, aber freilich nicht für Kinder. Am kunstreichsten komponiert, für den Autor am charakteristischsten, litterarisch am interessantesten ist „Gewitter im Frühling". Hopfen erzählt darin die Entstehung seiner ersten Novelle. Zunächst war es freilich nur ein mißglückter deutscher Schulaufsatz und wohl auch inhaltlich viel verschieden von dem, was wir dreißig Jahre später gedruckt erhielten. Aber die Methode des Schaffens war, wie wir gelegentlich erfahren, damals schon dieselbe wie heute. Er hielt lange zurück und konnte nur langsam sich sammeln und sich so ganz an seinem Gegenstande „vollsaugen", bis er endlich beredt und begeistert wurde und dann sein reichliches Quantum in einem Zuge niederschrieb. Eine phantastische Mischung von Wahrheit und Poesie ist jene erste Erzählung Hopfens; aber wie phantastisch-kühn sie auch erfunden und aufgebaut sein mag, realistisch gefärbt und plastisch dargestellt ist alles in ihr von Anfang bis zu Ende, das Kleinste wie das Größte. In der Schule entstanden, behandelt der Aufsatz die Männer der Schule; er entschleiert das weltliche Vorleben der Mönche, die jetzt das klösterliche Gymnasium, das unser Dichter besuchte, leiteten. Aber wie weiß Hopfen das vorzubereiten und plaudernd uns in die erforderliche Stimmung zu versetzen, bevor er uns zu diesem Punkte führt! Er leitet uns zuerst beinahe irre. Wir lesen Seite für Seite, wie er die Klosterschule, seine Lehrer, seine Kameraden schildert, und warten immer auf den Anfang der eigentlichen Novelle; und doch stehen wir schon längst mitten darin. Nur die historische Reihenfolge ist umgekehrt; dadurch aber ist in die epische Darstellung ein bedeutsames dramatisches Element hereingekommen. Wir lernen zuerst die menschlich ausgereiften Gestalten der Lehrer und Mönche von Metten kennen; diese stehen aber, wie dereinst vor der Phantasie des neugierigen Knaben, so auch vor uns gleich ebenso vielen ungelösten Rätseln da: erst der endliche Verlauf der Geschichte lehrt uns sie verstehen, indem er uns ihr Werden enthüllt. Aber diese Geschichte sehen wir gleichfalls förmlich Punkt für Punkt entstehen; wir machen die ganze Aufregung des Knaben mit durch, der mit fiebrischer Hast seine Skription ausarbeitet; wir dichten und träumen gewissermaßen mit ihm die ganze Novelle zusammen.

Aus dem Kreise, in welchem sich die bisherigen Erzählungen alle bewegten, scheint uns schon der Titel der folgenden hinauszuführen: „Mein Onkel Don Juan; eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert." Wie? Hopfen entnimmt seinen Stoff nicht mehr dem Gesellschaftsleben der unmittelbaren Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit, die wir selbst noch kennen, deren Wollen und Treiben, deren Tendenzen und Probleme wir aus eigener Erfahrung verstehen gelernt haben, sondern schreibt nach der Weise vielgenannter Autoren so etwas wie einen historischen Roman? Beileibe nicht; eher eine Parodie auf jene berühmten Muster möchte ich „Onkel Don Juan" nennen. Nicht umsonst betont der Autor mehrmals ausdrücklich, daß ihm an der lehrhaften Beschreibung topographischer, politischer oder kulturhistorischer Zustände einer längst entschwundenen Zeit in der Poesie gar nichts gelegen sei; nicht einmal den richtigen Namen und die genaue Lage der Liebesinsel, auf der seine Geschichte spielt, verrät er uns. Nur einige allgemeine, knappe Notizen über die Bewohner der Insel, ihre Sitten und gegenseitigen politisch-socialen Beziehungen giebt er, nicht mehr, als unumgänglich notwendig schien, um das lokale und kulturhistorische Kolorit herzustellen. Diese nebensächlichen Motive sind freilich im weiteren Verlauf sehr glücklich ausgenutzt; die eigentliche Novelle jedoch, die Herzensgeschichte Don Juans, könnte sich ohne wesentliche Veränderung ebenso an jedem größeren Badeort heutzutage abspielen. Nicht zum geringsten Teil ist in diesem Umstande die Vortreff-

lichkeit der Erzählung begründet. Während in seinen früheren Novellen meist nur eine oder zwei Frauen eine Rolle spielen, zieht hier in dem bunten Gedränge der zahlreichen Personen eine ganze Schar verschiedenartiger, interessanter Frauengestalten an uns vorüber.

Noch eingehender, mit einer gewissen Ausschließlichkeit, wendet sich Hopfen in seinen zwei nächsten Novellen der psychologischen Ergründung des weiblichen Charakters zu. In der Doppelnovelle „Die Einsame" weist er sogar den männlichen Gegenspielern der Heldin eine verhältnismäßig untergeordnete Stelle an. Der Verfasser selbst schätzt diese letzten Werke, denen das Publikum seinen Beifall dann und wann versagte, besonders hoch; sind doch die jüngsten Kinder meistens die verzogenen Lieblinge der Eltern! Allein die specielle Neigung Hopfens zu diesen Novellen hat noch einen tieferen Grund: seine schriftstellerisch-künstlerische Eigenart prägt sich thatsächlich in ihnen am stärksten aus. Für mein Gefühl bisweilen zu stark. Ich verkenne nicht, daß die allgemeinen Vorzüge der Hopfenschen Darstellung diesen seinen spätesten Geschichten so sehr wie den früheren, ja zum Teil in noch höherem Grade eigen sind; aber seine Realistik und sein Pessimismus schweifen dabei öfters zu einem der reinen Kunst gefährlichen Extrem aus. Mehr noch als in der „Einsamen" ist dies der Fall in „Brennende Liebe", der ersten in einer Reihe Südtiroler Geschichten. Die sorgfältige, allzu naturalistische Detailmalerei lähmt hier unser menschliches Interesse geradezu, statt es zu beleben.

Hoch über dieser Novelle steht die zweite Tiroler Geschichte „Zum Guten". Schreibart, Charakteristik, Komposition sind hier wieder so vollendet wie in Hopfens allerbesten Werken. Wir fühlen die lebhafteste Teilnahme für alle, selbst für die menschlich uns unsympathischen Personen der Novelle. Freilich thut uns auch hier der durchaus traurige, sittlich nicht gerechtfertigte Schluß bitter weh.

Eine dritte Erzählung aus Südtirol, „Wie der Wald verschwand", ist bisher nur im Feuilleton einer Berliner Zeitung 1882 erschienen. Hopfen selbst bezeichnet sie als „eine gewöhnliche Geschichte" und spricht dadurch ihr Urteil. Gewöhnliche Geschichten schreibt ein guter Novellist nicht. An einem derartig schlecht gewählten, weil bloß alltäglichen Stoffe ist jegliche Kunst verloren. Um ihnen künstlerischen Wert zu verleihen, müßte über die gewöhnlichen Vorgänge wenigstens eine außerordentliche Stimmung gebreitet sein, wie das der Verfasser z. B. in seiner neuesten, bisher nur als Manuskript für Freunde gedruckten Novelle „Mein erstes Abenteuer" durch das eigentümliche Raffinement der Kompositionstechnik gethan hat.

Ein vortrefflicher, in jeder Hinsicht merkwürdiger Stoff liegt hingegen der Geschichte „Das Allheilmittel" zu Grunde. Mit Naturnotwendigkeit entspringt aus den Charakteren die tragische Handlung, die scenenweise in dramatischer Steigerung fortschreitet, von den ersten Zeilen an bis zu dem ernsten, doch mild versöhnlichen Ausgang uns innig ergreifend und rührend.

So stattlich uns auch diese Anzahl von Romanen und Novellen erscheint, sie bildet doch nur einen Teil von Hopfens schriftstellerischer Thätigkeit. Der Feder des vielseitigen, rastlosen Autors entflossen daneben, besonders in früheren Jahren, eine Fülle kleinerer Artikel, kritisch-ästhetischer oder litterarhistorischer Feuilletons, autobiographischer Skizzen. Eine Auswahl derselben, welche Aufsätze seit dem Jahre 1870 enthielt, vereinigte Hopfen 1876 unter dem Titel „Streitfragen und Erinnerungen". Eine reichhaltige, von dem deutschen Publikum leider nicht nach Verdienst gewürdigte Sammlung, wenn sich auch gegen einzelne Artikel darin gar viel vorbringen läßt.

Bei der Besprechung von Hopfens Novellen fand sich oft Anlaß, die dramatischen Kunstgriffe des epischen Dichters zu rühmen. Wie nun, wenn dieser Poet auch direkt für die Bühne gearbeitet hätte? Bekanntlich hat Hopfen es gethan und, abgesehen von einem Festspiel „Einzug in

Digitized by Google

die Unterwelt", zwei Schauspiele geschrieben, die seit 1869 und 1870 an mehreren Theatern mit Erfolg aufgeführt wurden, dem litterarischen Publikum aber noch nicht in endgültig abgeschlossener Gestalt vorliegen. Das erste der beiden Dramen, „Aschenbrödel in Böhmen", in vier Akten, fällt seiner Entstehung nach ziemlich in dieselbe Zeit wie der Roman „Verdorben zu Paris". Auch die nationale Tendenz ist eine ähnliche hier wie dort. Gegen die Sucht der Deutschen in Paris, nach französischer Art ihr Leben zu führen, kämpft der Roman, gegen das Czechentum und seine Erstarkung selbst in den deutschen Teilen Böhmens das Drama. In der unmittelbaren Gegenwart, im Sommer 1868 spielt es; der Krieg von 1866 bildet die Vorgeschichte. Ernste und komische Charaktere drängen sich munter durcheinander; Schlag auf Schlag folgen sich die Ereignisse; mit kräftiger Hand schnürt der Dichter den Knoten immer fester zusammen, bis die Lösung ohne Gewalt unmöglich erscheint. Aber die ganze Anlage des Stückes duldet keinen tragischen Ausgang. Hopfen hat das klar eingesehen und verschiedene Versuche gemacht, es versöhnlich abzuschließen. Zuerst probierte er es auf eine mehr theatralische als dramatische Weise, ganz äußerlich. Der reifere Dichter mußte diesen Ausweg verwerfen. Nach langem Wählen fand er eine weit richtigere Lösung. Er zerhaut allerdings den Knoten durch einen Streich, der vor dem hilfreichen Erscheinen eines antiken deus ex machina künstlerisch nichts voraus hat. Aber er erreicht dabei die dramatische Katharsis in jeder Weise und erzielt auch nur so die innere Sühne im Gemüte des Schuldigen, die das Drama verlangt: der Hauptfanatiker des Czechentums erfährt, daß er der natürliche Sohn eines Deutschen ist, desselben Deutschen, dessen Tochter er zur Ehe zwingen will. So viel man nach der Lektüre urteilen kann, dünkt es mich, es müßte dieses Drama, das in jeder Zeile echte, poetische Leidenschaft atmet und erfindsames Bühnengeschick bekundet, von den weltbedeutenden Brettern herab außerordentlichen Eindruck machen.

Vielfach das Gleiche gilt von Hopfens Schauspiel „In der Mark", in fünf Akten. Auch hier trägt die patriotische Tendenz viel zu der zündenden Wirkung des Stückes bei. Es ist ein Soldatenstück, 1870 verfaßt. Aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges ist die Handlung genommen; der preußische Geist der Fritzschen Epoche, wie wir ihn in den gleichzeitigen Schriften eines Gleim, Kleist, Abbt, Lessing erkennen, weht auch durch Hopfens Werk, das mehr als hundert Jahre nach jenen einer zweiten glorreichen Kriegsära Preußens seinen Ursprung verdankt. Die technischen Vorzüge des vorigen Dramas schmücken auch dieses Schauspiel; in einzelnen Punkten zeigt sich sogar ein beträchtlicher Fortschritt. Von dem stummen Spiel macht der Dichter jetzt besonders in den komischen Scenen einen wohlberechneten, äußerst effektvollen Gebrauch. Die Charaktere der Hauptpersonen sind individueller ausgestaltet; nur hier und da, am ersten bei der sächsischen Tante, ist die Zeichnung noch etwas allgemein und schablonenhaft geblieben. Die Handlung ist in ähnlicher Weise wie bei „Aschenbrödel in Böhmen" aufgebaut; sogar fast die nämlichen Motive wirken in beiden Stücken. Im zweiten überstürzen sich anfangs allerdings die Begebnisse nicht so leidenschaftlich, die Exposition geschieht ruhiger als in dem früheren Drama; auch ist in der Sprache das dramatische und vollends das theatralische Pathos, das freilich leicht zur Unnatur verleitet, fast geflissentlich und bisweilen zum Schaden der psychologischen Wirkung vermieden. Der Aufbau des Stückes verstößt manchmal (besonders im dritten Akt) gegen die altanerkannten Grundregeln der dramatischen Komposition, indem unser hauptsächliches Interesse von dem Helden auf eine Nebenperson abgelenkt wird. Dagegen ist die Lösung des tragischen Konfliktes innerlicher und kunstvoller motiviert als in „Aschenbrödel", und der glücklichen Katastrophe gehen ein paar Scenen vor-

aus, aus denen das Wesen der tragischen Ironie schön ersichtlich ist. Beide Schauspiele fallen noch in die Frühzeit von Hopfens litterarischem Wirken; vielleicht dürfte man einen erheblichen Gewinn für unser Drama hoffen, wenn nunmehr der reife Dichter seine volle Schaffenskraft der theatralischen Poesie widmete.

Wer sich so eifrig und erfolgreich in der Novelle und im Drama versucht hat, der ist gewiß auch in der Lyrik kein Fremdling geblieben. Hopfen ist früh mit lyrischen Gedichten hervorgetreten; schon einige Jahre vor seiner ersten Novelle steuerte er mehrere leidenschaftlich-innige Lieder und mächtig fortreißende balladenhafte Volksgesänge zu Geibels „Münchener Dichterbuch“ (1862) bei. Es schien damals fast, als würde er vornehmlich auf dem Felde der lyrischen Poesie seine Lorbeeren suchen. Dann verlor man den Lyriker eine Zeit lang beinahe aus den Augen; nur dann und wann erinnerte ein Gedicht, in einer Zeitschrift bei Gelegenheit veröffentlicht oder als Vorwort einer Erzählung gedruckt, an die einstigen Erwartungen. Endlich kam zu Weihnachten 1882, von dem Publikum wie von der Kritik freudig begrüßt, eine Sammlung Hopfenscher Gedichte heraus. Kein besonders starker Band: treu seinem Grundsatze, daß gerade beim Druck lyrischer Versuche die strengste Auswahl geboten sei, hat Hopfen nicht den vierten Teil der Verse, die er geschrieben, in die Sammlung aufgenommen; dafür ist aber auch vielleicht während der letzten zwanzig Jahre in Deutschland keine Ausgabe lyrischer Gedichte erschienen, die so viel Vortreffliches so dicht beisammen uns darböte. Zwar auch bei ihm haben sich einige Stücke von zweifelhaftem Wert eingeschmuggelt; sie verlieren sich aber unbeachtet unter der Menge der künstlerisch vollkommenen Produkte.

Die Vorzüge, welche Hopfens erzählende Prosa schmücken, sind in erhöhtem Maße seiner Lyrik eigen. Auch hier bemerken wir das unvergleichliche Talent des Dichters, Menschen und Dinge mit wenigen Strichen scharf nach der Natur zu charakterisieren, so daß sie nicht bloß klar und deutlich, sondern geradezu beseelt und belebt vor unserer Anschauung stehen. Auch der Lyriker Hans Hopfen versteht es wie kein zweiter, geistreich, witzig und mit unversiegbarem Humor, der ihn zu den tollsten Seitensprüngen verleitet, zu plaudern. Mit höchster Meisterschaft wird dabei Sprache und Vers behandelt; Worte und Weisen, Reime und Metra schmiegen sich gefügig dem Willen des Poeten. Wie schon in Hopfens Novellen der Stil dann und wann an Heines Prosa erinnert — ein Lob, auf das nur sehr wenig erzählende Dichter unserer Litteratur Anspruch haben —, so mahnen auch formal einige seiner lyrischen Stücke an Heinesche Verse. Aber der ungezogenste Liebling der Grazien auf dem deutschen Parnaß war keineswegs sein einziges Muster. Hopfen war Geibels Schüler und jüngerer Freund; er hat sich auch an den Meistern gebildet, auf welche der Führer der Münchener Dichterschule seine jüngeren Genossen unermüdlich hinwies. Unselbständig nachgeahmt hat er nie. Er schuf sich die Form stets im Einklang mit dem Inhalt seiner Poesie; wie oft führte ihn dieser aber weit ab von den Bahnen, die Heine gewandelt war!

In bunter Reihenfolge wechseln lyrische und epische oder halb epische Stücke unter Hopfens Gedichten. Liebeslieder stehen am Anfang, in der Mitte und am Schlusse der Sammlung, Lieder an die verschiedensten Personen gerichtet und den mannigfaltigsten Stimmungen entsprungen, aber kunstvoll vom Verfasser in Gruppen geordnet, so daß nunmehr die einzelnen Gedichte, zu einer idealen Einheit verbunden, die einzelnen Entwickelungsstadien in Hopfens Liebesleben bezeichnen. In ihrer Gesamtheit stellen so die Gedichte einer jeden Gruppe eine Art von Liebesgeschichte dar: hoffnungsfrohes Werben, seliges Geständnis, Glück im Besitze der Geliebten, Verlust dieses Glückes, Schmerz der Entsagung, ewig unerfülltes trostloses Sehnen nach der Verlorenen. Hopfen findet entzückende Jubeltöne zum Ausdruck des vol-

Digitized by Google

len Glückes, das noch kein Zweifel und keine Furcht trübt; aber am innigsten und tiefsten ergreift uns sein Gesang, wenn er dem düsteren Gram des um sein Glück betrogenen oder beraubten Herzens Worte leiht. Die Verse, in denen er den Tod „Gustis", seiner ersten Gemahlin, beklagt, gehören zu dem Rührendsten, was in deutscher Sprache gedichtet worden ist. Von anderer Art, aber nicht minder schmerzlich erschütternd sind die Lieder, die der Dichter früher wehmütig-bitter der treulosen Geliebten seiner Jugendjahre gewidmet hat. Wir verstehen, wenn wir teilnehmend bei solchen Zeilen verweilen, was das schöne Bild in dem einleitenden Gedicht, das dem Buche gewissermaßen als Vorwort dient, sagen will:

Zur Flamme, die dir warm ins Antlitz lacht,
Hat fressend Feuer erst das Holz gemacht.

Aber auch die mehr epischen Stücke zeigen den Poeten wieder in seiner ganzen Größe, und selbst die minder erfreulichen unter ihnen sind für den Autor allzu charakteristisch, als daß wir sie leicht entbehren möchten. Das letztere gilt namentlich von der Novelle in Versen „Die falsche Gräfin" — eine rätselhaft, ja fast unheimlich spannende Geschichte, deren Stoff aber weder künstlerisch bedeutend noch menschlich ansprechend heißen kann; der kriminalistische Apparat am Schlusse verblüffend, verletzend. Aber wie hat doch der Dichter auch hier alles subjektiv vertieft; wie weiß er, indem er seine eigene Persönlichkeit in die Geschichte verflicht, unser Empfinden für dieselbe zu erwärmen! Ein Kunstwerk konnte er freilich nicht aus dem widerstrebenden Stoffe gestalten; aber interessant bleibt seine Behandlung desselben immerhin. Ein kleines Kunstwerk jedoch ist ihm in dem litterarisch-satirischen Märchen „Der Pinsel Mings" gelungen, das schon 1868 in einer Sonderausgabe zu Stuttgart erschienen war. In den zierlich gefeilten Versen dieser „chinesischen Geschichte" prickelt der feinste Witz; die treffendste Ironie verbirgt sich unter ihrem ungezwungenen und doch so kunstvollen Geplauder. Das Thema konnte kaum glücklicher gewählt sein; aber ein gefährliches Thema bleibt es doch immer, zumal für einen Autor, der so viel schreibt. Denn wehe ihm, wenn er einmal seinen Feinden Anlaß geben würde, das Beispiel vom Pinsel Mings auf seine eigenen Arbeiten anzuwenden!

Hopfens bestes Gedicht ist das historische Lied von der Sendlinger Bauernschlacht, im Geist und Ton des echten Volksliedes abgefaßt. Welche Anschaulichkeit und zugleich welche Kraft, welche Leidenschaft liegt in diesen einfach gereimten Versen! Schlicht, objektiv, ohne sein Ich auch nur ein einziges Mal vorzudrängen, erzählt der Sänger die geschichtliche Begebenheit; aber wie packt uns diese Schilderung der unaufhaltsam fortschreitenden Handlung! Freilich, wie weiß Hopfen auch die Darstellung zu beleben, durch Reden die einförmige Erzählung zu unterbrechen, durch kunstvolle Steigerung der Ereignisse und plötzlichen Umschlag der Situation sie dramatisch zu gestalten!

Nicht alle seine epischen Gedichte stehen auf gleicher Höhe. Einen Eindruck aber bekommen wir von allen, denselben Eindruck, welchen wir von Hopfens sämtlichen Erzählungen, von seinen kurzen Skizzen und Kritiken, von seinen dramatischen Versuchen auch da empfingen, wo wir uns zum Widerspruch gegen seine Auffassung des Lebens und der Kunst gereizt fühlten: ein origineller Poet, eine individuell und eigenartig ausgestaltete Persönlichkeit spricht sich in ihnen in charakteristischer Weise so, wie es notwendig nur ihr ziemen kann, natürlich und lebenswahr aus, ein echter Poet, der nicht nur die Zahl unserer Dichternamen vermehrt, sondern unter den thatsächlichen Führern und Förderern unserer modernen Litteratur eine bedeutsame Stelle einnimmt, ein Poet, der uns wirklich etwas zu sagen hat und, was er auch sagen mag, in wahrhaft künstlerische Form kleidet.

Unsere vorzüglichsten Jagdhunde.

In Lebensbildern geschildert

von

Adolf und Karl Müller.

IV.

4) Der Dachshund oder Dächsel.

Fürwahr, eine der merkwürdigsten Erscheinungen, nicht bloß unter den Hunden, sondern überhaupt in unserer heimischen Säugetierwelt — der Dächsel. Seine äußere Erscheinung macht einesteils den Eindruck des Komischen und der Mißbildung durch seine unproportionierten Gliedmaßen und Körperteile, anderenteils springt doch auch sogleich der Ausdruck ernster Bedeutung in des Tieres Wesen und Verhalten in die Augen. Das ist kein Hund, der sich zum Gegenstand des Spottens und Hänselns machen läßt, es sei denn, daß er ein Exemplar der Verhätschelung und Verziehung, ein der Laufbahn ernster Berufsarbeit entzogenes und zum Faulenzerleben der Schoßhunde degradiertes Individuum wäre. Und selbst dann noch zeigt er oft genug, daß er nicht mit sich spaßen läßt und seinem Grundcharakter der Ernst, ja sogar eine gewisse Falschheit angehört, welche letztere selbst gegenüber Kindern nicht immer zurücktritt.

Beträgt seine Höhe auch gewöhnlich nur 20 cm, es steckt doch ein Riese von Courage und Tapferkeit in dem Zwerge; sind seine Vorderläufe auch krumm und in x-Form gestellt, sie zeigen doch Kraft in ihrer derben Masse, und bei den reinen, gesunden Rassen treten nicht mehr als zwei mäßige Krümmungen auf, die eine geht von den Oberschenkeln abwärts bis zu den Fußgelenken nach innen, die zweite von den Fußgelenken abwärts nach außen bis zu den Pfoten herab. Die sehr krummläufigen Dächsel gehören nicht zu den rein erhaltenen. Indessen nehmen wir auch an den Hinterläufen eine der Gestalt wohlgebauter anderer Hunderassen nicht entsprechende Bildung wahr, welche in den unverhältnismäßig langen, in den Knien hakigen Heesen besteht, die mit den kurzen muskulösen Schenkeln beinahe einen rechten Winkel bilden. Die unverhältnismäßige Länge des Körpers von 38 bis 50 cm ruht auf diesen mißgestalteten Läufen, nach vorn sichtbar abfallend oder übergebaut. Der bei ebenmäßig starkem Hals große, bedeutende Kopf mit starkem Behang, an sich wohlbefriedigenden Anblick bietend, steht wiederum in keinem normalen Verhältnis zum übrigen Körper. Das Gebiß sitzt als wahre Zierde in weit sich öffnenden Kinnladen und verkündet deutlich seinen nachdrucksvollen Gebrauch im Kampf mit den Erzfeinden des Hundes. Die dünne, ziemlich lange und gerade Rute ist wie bei den Hunden überhaupt das sprechende Zeichen der Gemütsvorgänge des Tieres.

Die Farbe des Dächsels ist verschieden, meistens aber schwarz, braun oder rotgelb, bei brauner und schwarzer Grundfarbe erscheinen die Extremitäten rotgelb, bei

Digitized by Google

rotgelber Hauptfarbe dagegen schwärzlich durchschossen.

Bei den Vorbereitungen zur Jagd sehen wir, daß eine große Jagdleidenschaft in ihm glüht, welche ihn zu lauten Äußerungen der Freude und zu Sprüngen und Gebärden des Jubels bewegt. Da bebt und zittert er im Koppel vor innerer Aufregung. Die Unbändigkeit seiner Natur und der Drang seiner erhitzten Leidenschaft, die Grenzen und Schranken, in welche er gewiesen wird, zu überschreiten, können nur durch eine mannigfaltige und ununterbrochene Jagdpraxis vor unliebsamen Ausschreitungen bewahrt werden. Dies gilt hauptsächlich beim Jagen über der Erde. Von einer Abrichtung im eigentlichen Sinne des Wortes kann ja überhaupt keine Rede sein. Da heißt es immer: „Übung macht den Meister." Auf dem Gebiete der vielseitigen Erfahrung gelangt der Dächsel zu jener Meisterschaft, welche sich als das Resultat der Intelligenz und Überlegung erweist. Die Vorbedingung muß indessen in der Beanlagung gegeben sein. Auch macht hier die Führerschaft der alten Dächsel zur Anleitung der jüngeren sehr viel aus.

Die Vorzüge und Fehler, welche sich bei diesen Hunden zeigen, wollen wir auf einer Treibjagd in einer Dickung nachweisen.

Die Schützen- und Treiberlinien sind aufgestellt, das Zeichen zum Beginn wird mit dem weithinschallenden Horn oder der Signal-Huppe gegeben. Ordnungsmäßig gehen die Treiber an, und erst nach einer kleinen Strecke des Vorrückens in der Dickung werden die Dächsel, an verschiedene Plätze verteilt, gelöst. Nicht lange, so giebt einer der Hunde laut. Wir erkennen in der hohen Tonlage, in dem feinen klaffenden Laut die alte Hündin, welche mit ihrer vorzüglichen Nase und mittels der langjährigen Erfahrung, sowie durch ihr gewandtes, flüchtiges Durchsuchen der Steingeklüfte und der verschlungensten Dickungsorte das Wild so leicht und sicher ausmacht und aufstöbert. Die Untrüglichkeit im Fortführen der Spur bringt die Jagd rasch der Schützenlinie näher, fördert sie merklich. Indessen nehmen wir wahr, daß das Lautgeben nicht rasch aufeinander, sondern in etwas längeren Zwischenräumen erfolgt. Wir schließen aus Erfahrung, daß wir einen Fuchs zu erwarten haben, dessen gutes Gehör zeitig die annähernden Feinde vernommen und der durch die Flucht weiten Vorsprung gewonnen hat. Deutlich können wir Reinekes Richtung am Lautgeben des Dächsels vernehmen, der in die Kreuz und Quere die Spur fortführt und durch keine Absprünge sich beirren läßt. Das muß ein alter, gewitzigter „Rüde" (männlicher Fuchs) sein, der solche Versuche macht, den gefürchteten Verfolger abzulenken. Da plötzlich giebt „Waldine" hitziger und schneller aufeinander laut aus, und bald darauf fährt der Fuchs über die Schneise mit geschwungener Lunte. Ein wohlgezielter Schuß streckt ihn am Rande der Dickung nieder. „Waldine" kommt laut auf dem Wechsel heraus, schüttelt den Fuchs einigemal derb, horcht dann nach dem sich etwa noch regen könnenden Leben desselben und verläßt ihn dann eilend, um zur Treiberlinie zurückzukehren und die Suche fortzusetzen. Junge Dächsel haben mittlerweile einen Hasen rege gemacht und stürmen in fast zum Geheul übergehendem Lautgeben hinterdrein, „überschießen" aber und verlieren die Spur alsbald. „Waldine" naht, und rasch hat sie die verlorene Spur aufgenommen, mit ihrem hohen Tenor das Zeichen gebend. Die kreisenden jungen Dächsel eilen der Mutter nach und werden so fortwährend auf der warmen Fährte des Hasen geführt. Dieser sieht sich in der Bedrängnis genötigt, seitwärts aus der Dickung in den offenen Wald zu wechseln, wo er jedoch von dem Flügelmann der Schützenlinie erlegt wird. „Waldine", beim verendeten Hasen angelangt, wehrt die naseweisen Dächsel, die an dem Balg des Hasen zausen wollen, mit Knurren und Drohungen ab, und diese weichen zurück, schließlich in der Dickung wieder verschwindend. Auf der anderen Seite der Dickung verfolgt ein

älterer Dächsel ein Reh. Die Jagd geht weit über die Schützenlinie hinaus, und von ferner Bergkuppe herüber erschallt noch der Laut des Dächsels gedämpft, als längst das Treiben vorüber und ein neues verabredet wird. Das ist eines von jenen Individuen, die in ihrer Hetzleidenschaft sich fortreißen lassen und erst nach langer Zeit des Jagens zur Besinnung kommen, die auf keinen Ruf, keinen Pfiff achten und gewöhnlich den Fuchs in den folgenden Dickungen rege machen. Es ist, als ob Brackenblut in ihnen rollte, wiewohl sie oft Dächsel reinster Rasse sind.

Halten wir einen anderen Dächsel reiner Rasse dagegen, dem sein Herr einen gewissen Appell beigebracht hat und der unangebunden ihm nicht von der Ferse geht. Es sind zwei Rehe über die Schneise gewechselt, und der auf einsamem Waldgang befindliche Jäger führt seinen Dachshund direkt auf die Spur. Dieser verschwindet, eine Zeit lang stumm bleibend, dann aber laut werdend. Er hat die Aufgabe begriffen, seinem auf dem Eingangswechsel stehen gebliebenen Herrn das Wild zuzutreiben. Zu diesem Zweck umkreist er die Spur und weiß durch derartige Wendungen nach und nach die Rehe heranzubringen. Diese benutzen zum Überwechseln natureigentümlich gern genau die vorige Stelle, und so kommt der Jäger zum Schuß.

Übrigens sind derartige Leistungen nicht gerade an die Reinheit der Rasse gebunden. Wir besaßen ein Exemplar der Kreuzung zwischen Dächsel und Pommer, welches sich, gemäß der Erfahrung solcher Züchtung überhaupt, durch unvergleichliche Schärfe des Geruchsorgans auszeichnete und durch Charaktertreue, Gelassenheit und Anhänglichkeit an seinen Herrn sich ein bleibendes Andenken bei uns Brüdern gesichert hat. Wir gedenken eines schönen Oktobertages, wo wir in der Heimat unseres Vaters mit „Bergmann" zu Walde zogen, begleitet von einem Burschen. Aus einer großen Dickung, einer heimischen Herberge der Füchse, sollte uns, den Vorstehenden, der bewährte Meister „Bergmann" das Geheck, welches zu solcher Jahreszeit noch vereinigt ist, vor die Doppelläufe bringen. Der Jagdbursche führte den Hund auf die uns entgegengesetzte Seite der Dickung und ging nach unserer Weisung sehr langsam und beim Lautgeben des Dächsels stehen bleibend vor. Sehr bald gab „Bergmann" in diesem Baß laut aus. Aber bald hörten wir ihn zur Rechten, bald zur Linken. Es hatte den Anschein, als sei der Hund auf keiner einzelnen, bestimmt aufgenommenen und ununterbrochen fortgeführten Spur. Die Jagd ging buchstäblich nicht recht voran. Da trollt ein alter Fuchs außer Schußnähe über die Schneise; nach Verlauf von einigen Minuten wechselt ein junger Fuchs genau auf derselben Stelle, und ein dritter folgt endlich in gleicher Weise nach. Immer noch bleibt „Bergmann", in Intervallen seinen Baßton hören lassend, zurück. Ja, wir nehmen sogar ein weiteres Zurückgehen des Hundes wahr, dann wieder ein Abweichen zur Seite. Endlich erscheint der Jagdbursche vor uns und teilt mit, daß ein Fuchs zurückgegangen und ein anderer seitwärts durch die Dickung geschlichen sei, beide an ihm vorüber, hinterdrein „Bergmann", fortwährend Bogen beschreibend, um die Füchse zum Vorgehen nach uns zu nötigen.

„Bergmann" war seinem Herrn mit solcher Liebe zugethan, daß er ihn bei jeder Gelegenheit aufsuchte. Seine Nase führte ihn, wenn er nach Verlauf einer viertel bis halben Stunde durch das Labyrinth von Spuren anderer Schützen, die sich nach verschiedenen Richtungen hin geteilt hatten, sich durcharbeiten mußte, sicher zum Ziel.

Sein Körper war zum Schlüpfen in Fuchsbauen etwas zu stark, dennoch leistete er unter der Erde Vorzügliches. Man kann keinen zuverlässigeren Prüfer der Röhren sich denken, als er es war. War der Bau leer, dann zog der Hund sogleich die Nase wieder aus dem Eingang zurück. Im entgegengesetzten Falle rückte er bedächtig vor und fuhr dann ein. Bald

vernahm das an die Röhre oder auf den Boden über derselben gelegte Ohr des Jägers den tiefen Laut „Bergmanns" drunten, und nun hieß es: auf der Hut sein und acht geben! Lange ließ dieser beherzte Dächsel dem Fuchs niemals Zeit zu Schlupfstreichen, zum Irreführen und Ablenken; heraus mußte er, dafür bürgte das derbe Gebiß des Drängers und sein fester Mut. War der Langschwanz ausgetrieben und erlegt, so kam „Bergmann" herauf, schüttelte ihn und gab durch seine Gleichgültigkeit, mit der er an den Röhren des Baues vorüberging, deutlich zu erkennen, daß er gesäubert sei. Schlüpfte er aber von neuem, dann mußte der Schütze sich eiligst zum Schuß wieder fertig machen, denn sicherlich war ein zweiter Fuchs zu erwarten.

Dachshunde.

Bewunderungswürdig war das völlig verschiedene Verfahren des Hundes je nach der Jagdmethode, die auf dem Fuchsbau zur Anwendung kam. Der verständige Hund wußte genau, worauf es ankam, wenn er seinem Herrn allein oder uns beiden Brüdern auf den Bau folgte Die Erfahrung sagte ihm dann, daß es hier galt, Reineke aus dem Bau vor den Schützen zu bringen. Er verbellte oder beschäftigte den schnell gefundenen Fuchs nur eine Weile, um alsbald sich vor einer Röhre außen zu zeigen und rasch wieder zu einer anderen einzuschlüpfen. Damit bezweckte er fast ohne Ausnahme das alsbaldige „Springen" des Fuchses.

Diese vortreffliche Eigenschaft des Hundes benutzte der eine von uns einstmals auf eine eigentümliche Art. Auf einem Bau in einem Walde unserer Heimat hatte er einen Fuchs eingespürt, dessen Anwesenheit „Bergmann" auch sogleich an der Röhre untrüglich signalisierte. Da sich der Bau aber in einer jungen Hege befand, in welcher man nicht schießen konnte,

so stellte sich der Schütze in ein benachbartes räumliches Stangenholz etwa achtzig bis hundert Schritte von dem Bau an, wohin die Füchse gewöhnlich ihren „Paß" (Gang) nahmen. Der kluge Hund hatte gleich den Jagdplan seines Führers verstanden und brachte alsbald in selbstthätiger Arbeit den Fuchs aus der Erde vor das allzeit sichere Rohr des Anstehenden. In selbstbewußter Siegesfreude mit der Ringelrute wedelnd, kam kurz darauf „Bergmann" auf dem Paß heran, um die in Worten sich Luft machende Anerkennung seines Führers über diese unvergeßliche That der Überlegung zu empfangen. — Anders verhielt sich der Hund, wenn ein Trupp Arbeiter mit Hacken, Schippen und Schaufeln auf den Bau zog. Lag dann „Bergmann" im Bau vor dem in eine Ecke gedrängten Fuchs oder Dachs, so wich er nur so weit zurück, als er es ohne Gefahr durfte, daß eine Flucht in eine Seitenröhre für den Gegner möglich gewesen wäre. Diese Grenze hielt der kluge, tapfere Hund auch dann ein, wenn ein Durchschlag gemacht wurde und der Dachs sich anschickte, den Hund zu „überrollen", um in eine Nebenröhre sich retten zu können. Lieber empfing er die Schläge von der Branke und Fänge vom Gebiß des Dachses, als daß er sich solche Blößen gegeben hätte, demselben das Feld zum Entkommen zu räumen. Sein Behang und seine Schnauze trugen die rühmlichen Narbenzeichen ausdauernden Mutes. Hier sei die Denkschrift angeführt, welche ihm sein Herr im lebendigen Worte von selbsterlebter That in mehrerwähntem Werke gewidmet hat.

Wir stehen vor einem Notbau, in welchen sich ein alter männlicher Dachs, durch „Ausfeuern" in der Nacht bei der Rückkehr zum Hauptbau verscheucht, geflüchtet hat. Waldleute mit Hacken, Schippen, Äxten und Schaufeln stehen unter der Leitung des jagdverständigen „Waldpeters". „Bergmann" ist eben nach einer kurzen Revision aus dem Bau gekommen, um nach alter gewohnter Manier vieler Treffl ichen seiner Art einem praktischen Dächselbedürfnis Genüge zu leisten und sogleich wieder in die Erde zu kriechen. Nicht lange, so giebt er im Bau vor dem Dachs fortwährend laut aus. Jetzt ist's Zeit, daß dieser „fest" wird. Die Rotte schlägt mit Stangen eine Zeit lang kräftig den Boden auf dem Bau, einerseits eine Anfeuerung für den Hund, andererseits eine Nötigung für den allfällig noch inmitten einer Röhre befindlichen Dachs, ans Ende einer Röhre oder in den „Kessel" (erweiterter Raum für den gewöhnlichen Aufenthalt des Dachses) zu flüchten. Wir horchen nun an den verschiedenen Stellen des Bodens, zu erkunden, woher der Laut des Hundes und das Gepolter ertönt, das Dachs und Hund bei ihrem gegenseitigen Kampfe verursachen. Bald ist die vermeintliche Stelle gefunden und durch Vereinbarung im Jagdrate bezeichnet, an welcher mit dem ersten Einschlagen begonnen und so lange mit demselben in die Tiefe gearbeitet wird, bis man der Röhre nahe ist. Dies zeigt deutlich die festere, trockenere Erde. Nun beginnt der Moment für den Spürer „Waldpeter". Der liegt schon im Einschlag, an dessen Wänden und Boden auf das Treiben in der Erde aufmerksam horchend. Die Richtung des Einschlagens wird nach seinen Untersuchungen als verfehlt erklärt, und mit Bestimmtheit bezeichnet er den Arbeitern nun die Stelle für den zweiten Einschlag. Diesmal haben ihn seine scharfen Waldmannssinne nicht betrogen: jeder Hackenhieb und Schippenstich bringt uns der Jagd näher. Deutlich hören wir schon das zeitweilige Poltern, Trommeln und Brummen des Dachses, zuweilen auch „Bergmann" sich beklagen, wenn ihm ein derber Fang oder eine Ohrfeige von den Branken des Wütenden wird, doch immer wieder aufs neue unseren Tapferen „fest vorliegen". Und endlich ist sein Laut deutlich vernehmbar, denn der letzte vorsichtige Hackenschlag hat die Wand der Röhre getroffen, und ein kleines Loch in derselben verbindet uns sofort mit den Tieren im Bau. Aber kaum ist das letzte Gebröckel Erde in die Röhre hinunter-

Digitized by Google

gerollt, so entsteht ein wütender Angriff des Dachses auf den Hund. Heulend fährt derselbe zurück: er ist hart „geschlagen" und darauf stark gepackt von dem Grimmen, der einen seiner Gewaltakte, einen Ausfall aus seinem abgeschnittenen Winkel, ausgeführt hat, um durch „Überrollen" (Überrennen) des Hundes eine gerade neben der Röhre am Einschlag einmündende Verzweigung zu gewinnen. Doch hier zeigt sich „Bergmann" in seiner ganzen Heldengröße. Wohl bis zum Knotenpunkt der Verzweigung beim Andrang Grimmbarts zurückgewichen, hält er allen erneuten Schlägen des Unholdes weidlich stand, bis er seinen Heroismus gekrönt findet in dessen Rückzug. Rasch hat die Hand seines Freundes „Waldpeter" ihn dem gefährlichen Laufgraben entrückt und ins Freie über den Einschlag hinaus pflegenden Händen übergeben; ebenso schnell ist aber auch die Seitenröhre verstopft. Statt der grausamen Methode, mittels Haken und Zange den Dachs herauszuziehen, wenden wir nun ein viel menschlicheres, doch ebenso sicheres Mittel an, den Insassen zu erbeuten: wir verhalten uns ganz still und lassen das nach dem Lichten der offenen Röhre dringende Tier zum Vorschein kommen, um es durch einen Schuß auf den Kopf rasch zu töten. Dem Ausgraben folgt auf dem Fuße das Wiedereinebenen der Einschläge.

Ein uns befreundeter Oberförster hatte zwei starkbeleibte weiße Dächsel, die sich durch außerordentliche Länge und namentlich auch durch sehr lange Schnauze auszeichneten. Diese Hunde waren über der Erde, also zum Jagen, fast nicht zu gebrauchen; dagegen arbeiteten sie unter der Erde unvergleichlich. Sie gebrauchten eine höchst eigentümliche List, um den Fuchs im Bau tot zu beißen. Längere Zeit lag der Dächsel vor und trieb den Fuchs in die Enge. Plötzlich legte er sich aber auf den Rücken und machte dem zur Flucht geneigten Fuchs über sich Raum. Kaum war jedoch dieser über ihm, so wurde er vom festen, scharfen Gebiß des Dächsels an der Kehle gepackt und gewürgt. Nach vollbrachter That suchte der Sieger ihn herauf aus der Röhre zu ziehen; dies gelang ihm aber nicht, und so schickte er sich an, nach nur teilweise erlangtem Erfolge vor der Röhre zu erscheinen, um das Lob und die Schmeicheleien seines entzückten Herrn entgegenzunehmen, welcher sofort einen Durchschlag machen ließ, vom Gehör vorher genau von der Stelle unterrichtet, bis wohin der brave Dächsel mit dem Aufwande aller Kräfte den Fuchs heraufgezogen hatte.

Die Eigenschaft des Herausschaffens der gewürgten Beute aus Bauen, Kanälen und sonstigen Schlupfwinkeln ist sehr schätzenswert. Bei jungen Füchsen fällt es dem Dächsel leichter, diese Arbeit zu vollbringen, und es thun dies nicht wenige mit aller Sorgfalt und mit dem ganzen Kraftaufwande. Brave Hunde beißen das ganze Geheck junger Füchse der Reihe nach tot und bringen einen nach dem anderen zu Tage. In Gartenhäusern und unter großen Holzstößen in selbstgegrabenen, wenig oder nicht verzweigten Bauen sowie in solchen im Felde haben unsere Dächsel in dieser Beziehung immer saubere und gründliche Arbeit gethan. In einer Scheune räumte einer derselben unter dem Geheck Marder vollständig auf. Die im Heu dicht an der Wand hergeführte Höhle hatte verschiedene Verzweigungen und Ausläufer, so daß die Jagd eine volle Stunde dauerte. Die schon ziemlich flüchtigen Marder suchten sich nach allen Richtungen hin durch Verkriechen und Klettern zu retten. Überall machte sie der eifrige Verfolger schließlich doch aus und machte kurzen Prozeß mit jedem, ihn treu seinem Herrn vor die Füße schleifend. Im Spätherbst und Winter benutzten wir den Dächsel zum Austreiben des Marders aus den Heuböden und Scheunen. Um das Gebäude wurden Schützen postiert, welche auf die Öffnungen ihr Augenmerk zu richten hatten. Setzte der Marder über das Dach, so war er leicht zu schießen, sprang er aber aus irgend einem Schlupfloch zu Boden, dann galt es, ein geübter Schütze zu sein,

um den die nächste Deckung suchenden Marder zu erlegen. Zuweilen konnte in solcher Lage ein Nachbar vor dem anderen nicht zum Schuß kommen. Stets wurde dem Dächsel ein Bursche beigegeben, welcher den Hund kontrollierte. Flüchtete der Marder hoch zu den Dachsparren, so arbeitete sich der Bursche zu dem standlauten Dächsel hindurch und trieb den Marder durch Schläge mit der Stange aus. Amüsant war der Ärger, wir möchten sagen der Jammer des Hundes, wenn er die Spur des Marders verloren hatte, der sich oft hoch in der Höhe unter dem Dach anklammerte und sich mausestill verhielt. Die Jammertöne glichen dann denen eines vereinsamten jungen Hündchens, welches nach der Mutter verlangt. Doch das scharfe Auge des Burschen sah die Spitze der bebuschten Marderrute und das Glühen der Spitzbubenaugen des Taubendiebes. Hell jauchzend und gleichsam überschnappend ertönte die Stimme des Dächsels, wenn die Beute von neuem ihm zu Gesicht oder vor die Nase kam.

Schöne, abenteuerliche Erinnerungen knüpfen sich an die Marder- oder Iltisjagd mit Hilfe des Dächsels aus den Winterabenden früherer Jahrzehnte. Hühnerhund und Dächsel suchten und jagten gemeinschaftlich und im Einverständnis. Was auf Bäume flüchtete, war, wie wir bei Schilderung des Hühnerhundes ausführten, dessen mörderischem Gebiß verfallen. Oft steckte sich aber der Iltis in Kanäle und so enge Mauerlöcher, daß der Dächsel nicht einzudringen vermochte. Unter solchen Umständen wurden Verkeilungen vorgenommen, und die auf den folgenden Morgen verschobene Arbeit führte gewöhnlich zum Ziel. In gleicher Weise verfuhren wir im Falle der Flucht des Iltis vor dem Dächsel in Baumhöhlungen.

Sehr vorsichtig muß der Jäger über seinen Dachshunden bei Treibjagden in solchen Gegenden wachen, wo alte Bergwerksstollen von Füchsen zum „Stecken" benutzt oder wo, wie im hohen Vogelsberg, Röhren zwischen dem Basaltgestein der felsigen Kuppen von Füchsen frequentiert werden. Wir haben in solchen engen Gängen einige Dächsel von kleinster Gestalt verloren; entweder drangen sie bis zu den engsten Stellen vor und konnten sich nicht mehr zur Rückkehr wenden, oder Steingerölle und Steinbänke, von welchen sie wohl den Sprung hinab, aber hinauf nicht mehr zu bewirken vermochten, versperrten ihnen den Weg, so daß sie bejammernswert verenden mußten.

Zum Schluß können wir es uns nicht versagen, eines Erlebnisses Erwähnung zu thun, welches uns einen Dächsel in der Ausführung seiner schwierigen Arbeit unter der Erde bewundern ließ. Bei einer „Neuen" (frisch gefallener Schnee) meldete uns eines Morgens ein Jagdfreund, er habe im Distrikt Grüsberg zwei Füchse frisch in einen Notbau eingespürt. Nach genauer Angabe führten beide Spuren von verschiedenen Richtungen in die uns wohlbekannte Röhre im Hochwalde am Steingeröll. Da wir der Angabe des jungen Mannes um deswillen nicht ganz trauen wollten, weil die Irritation seiner Nerven oft Ursache der Doppeltseherei und der Verwechselung der Richtungen war, so schien es uns bedenklich, daß wir erst am Nachmittag mit einem geliehenen Dächsel hinausziehen konnten; denn der Schnee — das sahen wir voraus — blieb nicht liegen. Indessen sollte das Resultat beweisen, daß alles der Wahrheit gemäß berichtet worden war. Am Bau angelangt, hob schon der Dächsel die Nase hoch und streckte sie nach der Röhre, woher der Wind kam, ehe noch die Leine vom Halse gelöst wurde. Kaum war er in der Röhre verschwunden, so hörten wir ihn schon laut ausgeben. Die Röhre hatte keinen weiteren Ausgang, war überhaupt nur ungefähr 6 m lang und vertiefte sich nur am Ende, da sie bergeinwärts verlief. Wir kannten sehr genau die Lokalität und konnten darum auch leicht den Durchschlag machen lassen. Unserer Berechnung nach war der Fuchs nicht bis zum Ende des Baues zurückgewichen, sondern hatte sich da, wo letzterer eine Krümmung beinahe in rechtem Winkel hatte,

Digitized by Google

zur Abwehr bereitet. Gar bald war der Durchschlag vollendet und der Fuchs genötigt, bis zum Ende, noch etwa drei Schritte, zurückzuweichen. Der Dächsel wurde abgefangen, die Gesellschaft zog sich still zurück; ein Schütze, der den Fuchs gern springen lassen und im Freien schießen wollte, hielt Wache, und nach kurzer Frist rollte denn auch der getroffene Ausreißer schon einige Schritte weit den Berg hinunter. Der Dächsel wurde auf den Boden niedergesetzt, aber anstatt dem verendeten Fuchs zuzueilen, um ihn zu schütteln, schlüpfte er rasch wieder in die Röhre und kratzte mit den Vorderpfoten nahe der Stelle, wo die Krümmung war, die Erde an der linken Wand los, biß in die vorstehenden Wurzeln und gab mit winselnden Lauten deutlich zu verstehen, daß daneben in der Erde die Luft nicht rein sein. Ein Rätsel erschien uns der ganze Vorgang, weil jeder von uns aus Erfahrung wußte, daß keine Nebenröhre vorhanden war. Selbstverständlich aber ließen wir den Graubart gewähren, denn diesen Meister zu korrigieren, diesen untrüglichen Spürer auf andere Wege zu lenken oder auch nur seinen Kundgebungen zu mißtrauen, hätten wir für ein Verbrechen gegen das edle Weidwerk gehalten. Aber dem hastig wühlenden Eiferer zu Hilfe zu kommen, den Thatbegierigen in seiner staunenerregenden Bravour zu unterstützen — das durften wir nicht länger unterlassen, denn nun war uns vollkommen klar: der zweite Fuchs hat sich verklüftet, wie es vorzugsweise der Dachs in der Bedrängnis thut, der auch seine Jungen durch Verklüften zu retten sucht, dabei jedoch nicht selten ihr eigener Mörder wird, indem er die winzigen Kleinen von der notwendigen atmosphärischen Luft in angstvoller Eile gänzlich durch Erde abschließt. Es genügte eine geringe Nachhilfe mit Hacke und Schippe, um den pfiffigen Reineke bloßzulegen, der sich in eine wohl erst im Laufe des letzten Jahres gegrabene Seitennische geflüchtet und hinter dem vorliegenden ersten Fuchs mit einer ansehnlichen Masse von Schutt und Geröll verklüftet hatte. Hier sei nebenbei bemerkt, daß die Neigung zum Verklüften beim Fuchs überhaupt in der Angst nicht gering ist, sobald ihm nur hierzu Zeit gelassen wird. Ein in der Hohlfalle, die auf Marder gestellt war, gefangener Fuchs hatte durch die Zwischenräume der aus einzelnen Reitelstücken gefertigten Wände das um die Falle aufgehäufte Moos in Masse hereingezogen und sich darin buchstäblich fast unsichtbar gemacht.

Was sollen wir aber zu unserem Dachshund sagen? Solche von der Natur mit den schärfsten Sinnen ausgerüstete und durch die Schule langjähriger Jagdpraxis ausgebildete Individuen spotten ja aller Beschreibung und Belobung ihrer Leistungen. Leider ist gewöhnlich ihre Laufbahn dem Ende nicht fern, wenn sie gerade auf der Höhe ihrer Bravour stehen.

5) Die Windhunde.

Der große Windhund, mit dem wir es als dem Vertreter einer einheimischen Rasse ausschließlich zu thun haben, erscheint bei uns regelmäßig in einer feinen, glatten Behaarung; rauh- und langhaarige Exemplare sind Seitenverzweigungen zuzurechnen. Sehr veränderlich in der Färbung, tritt das Tier bald grau oder mausfahl, bald weiß, gefleckt, isabellfarben und wolfstreifig, auch schwarz mit und ohne weiße Abzeichen auf. In ihm begegnen wir dem körperlichen Gegenteil des Dachshundes; er zeigt uns die auffallendste, obgleich ebenmäßige und größte Gestaltung unserer Hunde. Seine Höhe am Widerrist schwankt zwischen 0,7 bis 1 m und seine Leibeslänge beträgt 0,8 m und mehr. Alle Formen sind ausnehmend gestreckt. Die dünne, am Ende geringelte, tief angesetzte Rute nimmt eine Länge ein von mindestens 0,5 m, sein schmaler, zugespitzter, flachstiriger Kopf ist bei aller Länge doch verhältnismäßig und leicht, wie denn alle Gliedmaßen den Inbegriff von Leichtigkeit auf der Grundlage von Sehnenstärke veranschaulichen. Die Schnauze verläuft

mit einem etwas nach unten gebogenen Nasenrücken in feiner Spitze und zeigt einen langgeschlitzten Rachen mit großem Öffnungsvermögen der Kinnladen und einem gleichmäßigen scharfen Gebiß unter stark hervortretenden Fangzähnen. Die Augen treten groß und lebhaft hervor, während die aufrecht stehenden schmalen Ohren in Zusammenfaltung nach hinten sich zurückschlagen. Der feine Kopf sitzt an einem starken Nacken und langgestrecktem Halse, den eine sehr gut gestaltete Brust aufnimmt, die neben dem Brustbein beiderseits auffallend tiefe Gruben zeigt. Die Schultern verbreitern sich ansehnlich, und der ebenfalls breite, mit gut gewölbten Rippen versehene Rücken erhebt sich hoch vor der abschüssigen Kruppe (Kreuz), einen sogenannten Überbau herstellend, so daß der Hund hinten etwas höher steht als im Vorderteil. Dieser in schlankster Form gebaute Leib bekundet bei der hervortretenden Muskulatur der starken Hüften und Schenkel mit den hohen, mageren, aber sehnigen Läufen, in den gewaltigen Sprunggelenken und in den anliegenden Zehen der runden Füße samt den körnig und stark behäuteten Ballen ein wahres Musterbild zugleich von Behendigkeit, Elasticität und ausdauernder Kraft. Aus dieser sprechenden Gestaltung lassen sich ebensowohl die sprichwörtlichen Eigenschaften, die seinen Namen begründeten, absehen, als auch die körperlichen Vorzüge in ihren Einzelheiten ableiten. Der auffällig tief eingezogene Leib, welcher der hochgehenden Wölbung des Hinterrückens folgt, bildet Raum für die Beweglichkeit der stark herausgewachsenen Schenkel, und der Überbau des Leibes trägt ebensosehr zur Bildung und Entfaltung der langen Hinterläufe bei, als er neben dem bedeutenden Öffnungsvermögen der langen Kinnladen das „Nehmen" oder Fangen begünstigt; sowie denn das klare, groß entwickelte Gesicht ein gutes „Äugen" bei Verfolgung des Wildes zuläßt. Die tiefen Gruben in der breiten Brust sowie die heraustretenden Rippen lassen entsprechenden Raum für die Ausdehnung der Lungen und begründen die große Ausdauer beim Hetzen flüchtigen Wildes. — Die eigentlichste Begabung des Windhundes liegt in dem beschriebenen merkwürdig entwickelten Körperbau; seine geistigen Eigenschaften treten gegen die ausgezeichneten körperlichen sehr zurück. Deshalb ist das Tier auch keiner besonderen Abrichtung zugänglich, zumal es auch noch eine gewisse Störrigkeit charakterisiert. Die natürliche körperliche Ausbildung muß vorzugsweise beim Windhund das Wesentlichste zu seiner Tüchtigkeit und Brauchbarkeit thun, und in der That stellt die Natur die höchste individuelle Vollkommenheit der Rasse in den sogenannten „Solofängern" auf den Jagdplan, deren körperliche Vorzüge sie befähigen, den flüchtigen Hasen allein einzuholen und zu nehmen.

Mit der höchst auffallenden äußeren Erscheinung tritt auch noch eine besondere Eigentümlichkeit dieser Hunde hervor, daß sie des eigentlichen Gebelles oder des vernehmlichen Lautgebens entbehren. Der Windhund kann höchstens kurz abgebrochen kläffen und thut dies selbst nur selten. Auch ist er nicht vermögend, mittels des Witterns die Wildspuren zu verfolgen, denn seine Nase ist wenig wert. Dagegen ersetzt sein schon hervorgehobenes scharfes Gesicht sowie sein feines Gehör den Mangel an Geruchssinn. Der Charakter des Windhundes ist nicht zu rühmen. Das Tier zeigt keine besondere Anhänglichkeit an den Menschen und ist oft falsch, auch bissig gegen Mensch und Hund. Es neigt, wenn nicht zur Abschließung, so doch zur Teilnahmlosigkeit. Sein Naturell ist empfindlich, namentlich zur Erkältung geneigt, wodurch die Hunde an Rheumatismus leiden. Man beugt diesem Hange vor, indem man das Lager der Tiere warm und geschützt vor Zugluft erhält und sie selber nach jeder Anstrengung einer Abreibung unterzieht.

Wie bei den schweren Hatzhunden beschränkt sich die Abrichtung der Windhunde bloß auf das Strickbändigmachen. Auch hier erreicht man am ehesten den Zweck,

wenn man den Hund in früher Jugend schon zu unterrichten anfängt. Der Windhund wird mit einem oder zwei Gefährten in einem sogenannten „Strick Windhunde" vereinigt. Es ist schon das gewöhnlich störrische Wesen der Tiere angedeutet; diesem gegenüber vermeidet man bei seiner Schulung sorgfältig alle Gewaltmaßregeln. Zeigt sich die Halsstarrigkeit in Zerren und Reißen am Strick, dann ist es Regel, den Strick in Ruhe stetig straff anzuhalten und so den widerspenstigen Hund sich beruhigen zu lassen. Nur in dem Falle läßt man den Strick schießen, wenn die Störrigkeit in unbändiges Toben ausarten und das Tier, infolgedessen außer Atem gesetzt, niederfallen sollte; man versucht aber nach wiedergekehrter Ruhe sanft den Hund am Stricke weiterzuführen. Durch dies konsequente und mit Geduld und Ruhe fortgesetzte Verfahren bringt man früher oder später die Schüler zur willigen Folge am Strick. Von Vorteil ist jedenfalls auch eine Unterweisung im Apportieren. Aber sie erfordert Geduld bei dem unanstelligen und wenig aufmerksamen Tiere. Nur spielend und, wie gesagt, ohne Zwangsmaßregeln kommt man hier zum Ziel.

Nachdem man die jungen Windhunde dahin gebracht hat, daß sie sich auf Ruf oder Pfiff an den Hatzstrick nehmen lassen, was ihnen am leichtesten beizubringen ist unter der Beigesellung der Mutter im Strick, deren Beispiel sie gern folgen: dann kann man den Strick Windhunde auch an die Führung vom Pferde aus gewöhnen. Hund und Pferd sind natürliche Freunde, und es gewährt einem passionierten Reiter, der dabei Weidmann ist, ein besonderes Vergnügen, den Strick Hunde neben dem Pferde einzuüben. Die praktischste Strickeinrichtung ist auch die einfachste. Der Führer oder Hetzer zu Fuß hat ein Bandelier um die linke Schulter nach rechts umhängen. Daran wird das eine Ende des Strickes befestigt, während der Führer das andere, durch die Ringe der weich gefütterten Halsbänder der Hunde gezogene Ende in der Rechten hält. Durch das Loslassen des Strickes können die Hunde sofort von demselben befreit werden. Das Beispiel der Mutter oder eines den Schülern zugegebenen alten Hundes fördert auch hier am besten. Bei der Führung der Hunde an der Seite des Pferdes fällt das Bandelier weg, und das eine Ende des Strickes ist am Sattelknopf befestigt, das andere Ende hält, wie der Hetzer zu Fuß, der Reiter in der Rechten. Die Schulung beginnt mit der Führung an der rechten Seite in angemessener Entfernung vom Pferde in ruhigem Schritt, bis die Hunde nach und nach allen Gangarten und Wendungen des Pferdes folgen. Die Führung zu Fuß ist selbstredend leichter einzulernen und muß der Unterweisung zu Pferde vorausgehen.

Der Windhund kann erst zur Hatze auf dem Felde im zweiten Jahre seines Lebens verwendet werden, weil er dann erst vollkommen ausgewachsen und Herr seiner Glieder ist. Man läßt ihn dann zuerst an jungen Hasen hetzen, weil er diese eher einzuholen oder zu nehmen vermag. Fehlhatzen oder solche, wobei das Wild entkommt, müssen bei den leicht verdrossenen Tieren sorgfältig vermieden werden. Es sind demzufolge bei der Jagd mit Windhunden mehrere Hauptregeln zu beobachten, welche hier kurz Erwähnung finden sollen.

Man hetzt mit den Hunden nie zu weit an, das heißt man löst dieselben vom Stricke nur bei nahe aufstehendem Wilde, um die Hunde nicht zu „verhetzen", infolgedessen sie, verdrossen, dem Wilde oft nicht mehr nachsetzen. Die Anfänger dürfen auch im „ersten Felde" (der ersten Hatze im Felde) nur mäßige Hatzen bestehen, um sie nicht zu ermüden und ebenfalls Fehlhatzen zu vermeiden. Es ist endlich das Entgegenhetzen auf Wild nicht zu empfehlen, weil hierdurch die Hunde das auf sie zukommende Wild im ungestümen Eifer leicht überlaufen oder „überrollen", wodurch dasselbe einen Vorsprung erhält, dem Hunde aus dem Gesicht kommt oder in Verstecke gerät.

Der Gebrauch des Windhundes hat

sich sehr vereinzelt; er ist aber auch schon seiner Natur nach auf besonders geeignete Territorien beschränkt, wie auf weite

und sonstigem hohem Wachstum, worin sich das gejagte Wild drücken und verbergen könnte. Auch kann demgemäß die Hatze

Windhund.

Ebenen, auf Heidestrecken und Wüstungen, welche Örtlichkeiten frei sein müssen von Auwäldchen, Remisen, bebuschten Rainen

auf Feldern nur nach der Aberute ausgeführt werden. Sodann ist bei der Windhundsjagd das Wetter oder vielmehr die

Beschaffenheit des Bodens infolge desselben zu beachten. Das Land darf nicht durchnäßt oder schlüpfrig und zu weich sein, weil dann die Hunde ausgleiten und auch tiefer in den Boden einbrechen als das leichtere Wild. Auch hat die Jahreszeit Einfluß auf den günstigen oder ungünstigen Verlauf der Hatzen. Denn einmal „hält" der Hase bei stillem Wetter und im Herbst besser als bei windigem und bei Frost, das heißt er läßt Führer und Hunde näher an sein Lager herankommen, bis er „herausfährt"; zum anderen rennt „Lampe" bei der geringeren Herbstäsung nicht so schnell als bei dem Herauswachsen der ihn mehr kräftigenden fetten Saat im Winter. Ungünstig endlich wie der durchnäßte weiche Boden verhält sich Tauwetter bei Schnee, wodurch der letztere schlüpfrig wird und die obere Bodenschicht diese Eigenschaft noch mehr annimmt, so daß die Arbeit der Hunde nicht fördern kann.

Wir haben Hasenhetzer gekannt, die Indianersinne besaßen und welchen sich namentlich der Hase im Lager schon aus weiter Ferne verriet an dem sogenannten „Haseurauch". Das scharfe, prüfende Auge des Hetzers bemerkt denn auch schon früh beim Antritt des Strickes Hunde nach dem entdeckten Lager, ob der Hase günstig oder ungünstig für die Hatze sitzt. „Liegt" er abgewendet gegen den anrückenden Hetzer, dann kann derselbe direkt aufs Lager losgehen. Wendet der Hase im Lager aber dem Stricke den Kopf oder auch nur die Seite zu, so ist es rätlich, sich mit den Hunden so zu wenden, daß sie hinter den sich drückenden kommen. Denn das Hetzen soll womöglich immer gerade auf den Lauf des aufstehenden Wildes kommen, nicht von der Seite oder gar halb von vorn. Ein guter Führer wird dies alles scharf beobachten und beizeiten schon sein Antreten mit dem Strick Hunden nach den Regeln der Erfahrung einrichten. Ebenso merkt er sich zeitig im Nachsommer schon das „Geläufe" junger Hasen oder den Weg, den dieselben aus Gewohnheit oder beim Flüchtigwerden an einer Gewanne oder durch eine Flur nehmen. Ein aufmerksamer, erfahrener Hetzer weiß genau die Orte im Felde, wo ein „Satz" Hasen (Junge einer Häsin) tags über liegen, und die Richtung ihres „Geläufes". Ein in dieser Jagd Erfahrener hetzte womöglich durch geschicktes Antreten und Wenden immer zu Thal und vermied, den Hängen ausweichend, die Hatz bergan, in richtiger Erkenntnis der Thatsache, daß der Hase wegen seines bedeutend überbauten Leibes bergab schlechter läuft als die Windhunde.

Die Windhunde werden hauptsächlich nur auf Hasen und Kaninchen, wohl auch in geeignetem Terrain auf den Fuchs gehetzt. Die Hatze auf „Reineke" gewährt für den Sportliebenden viel Vergnügen und bietet interessante Scenen, bei welchen sich ebensowohl die Schnelligkeit als Mut und Kraft der Hunde entwickeln. In Waldungen ist dieser Hatze freilich engste Beschränkung gesetzt, und sie läßt sich daselbst nur in großen und sehr räumlichen Hochwaldschlägen ohne Unterwuchs ausführen. Schon leichter bewirkt sie sich da, wo Fuchsbaue frei an Rainen im Felde oder auf einer offenen Heide sich befinden. Bei solchen Jagden ist aber der Dachshund notwendig, um den Fuchs aus dem Bau zu sprengen. Gewöhnlich bedient man sich (in Rußland) der rauhhaarigen russischen oder polnischen Windhunde; doch ist auch unser glatthaariger Windhund wohl geeignet hierzu, und er nimmt und „würgt" (tötet) vermöge seiner Stärke und Beherztheit mit Bravour den noch so wehrhaften Fuchs. Unzweifelhaft günstiger und amüsanter gestaltet sich die Hatze auf den Fuchs, wenn man demselben im Winter bei Schnee auf einer Feldebene beikommen kann, zu welcher Zeit bekanntlich der Freibeuter gern zum Mausen ins Freie seinen „Paß" (Gang) nimmt.

In Norddeutschland findet sich manch günstiges Terrain für solche Hatzen, und in Hannover soll sie sehr im Schwunge gewesen sein. Auch in den Ebenen der Wetterau, unserer Heimat, sind hin und

wieder solche ergötzliche Jagden noch vor einigen Decennien exerziert worden. Mit großem Interesse verfolgten wir weiland auf einer Reise durch unsere Heimat den Verlauf einer Fuchshatze, den wir zur Illustration der hohen Bravour der Windhunde dem Leser kurz beschreiben wollen.

Es war an einem schönen Wintertage, wo die weitgestreckte Feldebene an der Tannuskette her unter frischer Schneedecke lag. Plötzlich überraschte uns Wandernde der lebendige Anblick von drei Windhunden, welche von dem Rain eines Hohlweges her hinter einem Fuchs in voller Hatze begriffen waren. Eben hatte einer der Hunde den Flüchtling fast zum Nehmen, als dieser einen riesigen Absprung machte, so daß der rennende Hund stark „ramte" (dem Fuchs vorbeischoß). Dies verzweifelte Abspringen gelang Reineke noch mehrmals abwechselnd bei zweien der Hunde. Aber mit einem erneuten Satze abseits beim Zufahren eines Hundes kam er zwischen die beiden anderen Verfolger, die ihm hart an die „Lunte" (Schwanz) kamen. Auf einer nahen Distanz (wir hatten uns während der Hatze hinter einem Stamm in einer Obstbaumreihung gedeckt) kam die Hatze uns vorüber. Schon sahen wir den Fuchs das Gehör rückwärts legen und seitlich nach den Hunden das Gebiß fletschen — das uns wohlbekannte Zeichen größter Bedrängnis Reinekes. Gleich darauf setzte er sich nach einer rapiden Seitenwendung verzweifelt mit offenem Rachen „kreckend" (mit eigentümlichen Lauten) zur Wehre. Aber zwei der Hunde haben ihn im nächsten Augenblick in stürmischem, mutigem Zufahren fast gleichzeitig genommen und rasch gewürgt. Ein Hin- und Herreißen an dem Gepackten entsteht, aber sogleich fährt der stärkste der Hunde, offenbar ein sogenannter „Retter" oder „Schirmer", zwischen die Balgenden, die den Fuchs fahren lassen. In entschiedener verteidigender Haltung behauptet der Hund den Platz vor der geretteten Beute.

Kurz darauf tauchte ein Schlitten mit Jägern im Ausgange des nahen Hohlweges auf und unter scharfem Trabe der Pferde in die Nähe der Jagdscene. Imposant war es, wie der Retter, seiner Autorität sich bewußt, beim Nahen der Jäger, der Hetzer voraus, vor den abgewiesenen Hunden den Fuchs hoch im Rachen hielt und auf den Zuruf des Hetzers: „Herab! Aus!" die Beute übergab.

So nehmen wir denn mit unseren Lesern Abschied von den Hunden, welche dem Jäger und Naturfreund so hohen Genuß bereiten und ihrem Herrn so treue und fördernde Dienste in Feld und Wald, in Sumpf und Wasser leisten. Was wäre der Jäger, was die Jagd ohne diese edlen Tiere? Sie beleben die Jagd und erhöhen den Reiz ihrer Poesie.

Und wenn der Weidmann einsam oder an des Genossen Seite am Abend ermüdet, hinter sich den braven Hund, heimkehrt und Goethes Worte tief empfindet: „Am Abend schätzt man erst das Haus" — im Traume der Nacht spinnt die Phantasie neue Fäden gemüterfrischender Jagdunternehmungen an traute Orte des Waldes und Feldes an, die reine Naturluft umweht Leib und Seele noch im Schlummer, und heraus aus dem Schlaf weckt uns zeitig die Mahnung: „Nun ist die beste Zeit" ꝛc.

Der Prinzenraub zu Detmold.

Von

Rudolf Scipio.

Die nachfolgende geſchichtliche Skizze verſetzt uns in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und zwar in das Jahr 1638.

Die Folgen des damals bereits ſeit zwanzig langen Jahren das deutſche Vaterland durchtobenden unſeligen Kampfes ruhten ſchwer auch auf dem Lippeſchen Ländchen, deſſen ehedem reiche, geſegnete Fluren und friedliche Dörfer abwechſelnd bald von kaiſerlichen, bald von ſchwediſchen, heſſiſchen oder münſteriſchen Kriegsvölkern durchzogen und verwüſtet wurden.

Gerade in der Grafſchaft Lippe empfand man damals die Not der böſen Zeit um ſo ſchwerer, als in dem kleinen Ländchen die den zahlreichen äußeren Feinden gegenüber doppelt nötige Eintracht fehlte. Die gräfliche Familie zu Detmold und mit ihr das Land waren in zwei ſich feindlich gegenüberſtehende Parteien geteilt, deren eine es mit der Gräfin Katharina, der jungen und ſchönen Witwe des im Jahre zuvor erſt ſiebenundzwanzig Jahre alt verſtorbenen regierenden Grafen Simon Ludwig, hielt, während die andere ſich dem ihr feindlich gegenüberſtehenden Bruder des letzteren, dem damals dreiundzwanzigjährigen Grafen Johann Bernhard, angeſchloſſen hatte. Kein Wunder alſo, daß das bedauernswerte Ländchen unter ſolchen Verhältniſſen faſt unausgeſetzt den Tummelplatz ſich bekämpfender feindlicher Elemente abgeben mußte.

Doch die Welt iſt nun glücklicherweiſe einmal ſo eingerichtet, daß der Sinn der Menſchen ſowohl gegen die Empfindungen der Freude wie des Leides durch das Übermaß des einen oder anderen allmählich abgeſtumpft und ſo das nötige Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird. So folgten denn auch die Blicke der Bewohner der kleinen gräflichen Reſidenz Detmold mit kaum minderer Aufmerkſamkeit als irgend jemals zuvor am Morgen des 10. Auguſt des gedachten Jahres einem aus den drei jungen Grafen Johann Bernhard, Otto Heinrich und Hermann Adolf, einer Anzahl adeliger Herren und ſonſtigem Jagdgefolge beſtehenden ſtattlichen Reiterzuge, welcher ſich in der Richtung auf Horn bewegte, allwo die Herren in den dortigen ausgedehnten Wäldern des edlen Weidwerks zu pflegen gedachten.

Nachdem die Reiter in der Ferne verſchwunden waren, begann die gaffende Menge ſich wieder zu zerſtreuen, und bald lag die rings von den waldigen Höhen des Osning umſchloſſene kleine Reſidenz ſtiller da als zuvor.

Ihre friedliche Ruhe ſollte jedoch ſchon nach kurzer Zeit zum zweitenmal und zwar diesmal durch ein wichtigeres Ereignis geſtört werden.

Bald nach Mittag verbreitete ſich die Kunde, daß die beiden älteſten Knaben des verſtorbenen Herrn, die jungen Grafen Simon Philipp und Hermann Otto,

Digitized by Google

welche damals in dem Alter von sechs und fünf Jahren standen, durch fremde Reiter geraubt worden seien, und wenn auch anfangs noch mancher geneigt war, die Nachricht für eines jener leeren Gerüchte zu halten, welche damals, wo man der Kriegsläufte wegen jeden Augenblick auf seiner Hut sein mußte, nur zu häufig die Gemüter beunruhigten, so stellte es sich doch alsbald heraus, daß die Sache ihre Richtigkeit habe.

Die Nachricht wurde nicht allein von mehreren Landleuten, welche unweit des adeligen Gutes Herberhausen im Felde gearbeitet und die Entführung der jungen Grafen mit angesehen hatten, sondern auch von dem Erzieher und Hofmeister der Knaben, dem Magister Hunold, einem durchaus glaubwürdigen und achtbaren Manne, bestätigt.

Dieser war nach beendeter Mittagstafel mit seinen Zöglingen in den an der Landstraße nach Lemgo vor dem Thore liegenden Lustgarten gegangen und von dort aus weiter in das Feld gewandert, wo die Reiter, welche bei Herberhausen im Gebüsch versteckt gewesen waren, ihn überfallen, die Knaben ergriffen und mit sich davongeführt hatten.

Es war wohl an jenem Tage niemand in Detmold zu finden, der, gleichviel welcher von beiden Parteien er auch angehören mochte, nicht laut oder leise dem Grafen Bernhard die Schuld an dem Raube seiner Neffen zugeschoben und es mehr oder weniger streng getadelt hätte, daß der junge Herr sich an seinem eigenen Blute also vergreife.

Zum Verständnis des hier Berichteten möge es uns gestattet sein, den Ursprung der zwischen dem Grafen und seiner Schwägerin bestehenden Feindschaft kurz zu erwähnen.

Johann Bernhard, welcher sich beim Ableben seines regierenden Bruders auf einer mehrjährigen „Kavalierreise" durch Italien, die Schweiz, Frankreich und England, wie sie damals bei den Söhnen des hohen Adels Sitte war, im Auslande befand, hatte, obgleich selbst noch minderjährig, nach seiner alsbald nach jenem Trauerfall erfolgten Rückkehr als ältester Agnat die Vormundschaft sowohl über seine jüngeren Geschwister als über die Kinder seines Bruders und damit die Führung der Regierungsgeschäfte beansprucht, während die Gräfin Katharina, eine Tochter des Grafen Christian von Waldeck, als die natürliche Vertreterin der Rechte ihrer Kinder, dem Herkommen gemäß und außerdem gestützt auf ein Mandat des Reichskammergerichts zu Wetzlar, die Vormundschaft angetreten und zugleich im Namen ihres ältesten Knaben von allen landesherrlichen Gerechtsamen feierlich Besitz ergriffen hatte.

Graf Johann Bernhard beabsichtigte, wie sich erst später herausstellte, nichts Geringeres, als das damals bereits in dem Lippeschen Grafenhause bestehende Primogeniturrecht umzustoßen und sich mit seinen Brüdern in das Land zu teilen. Um die Regierung in seine Hände zu bekommen, hatte er sich zunächst der Schloßwache versichert, was ihm um so leichter gelungen war, als deren Kommandant, der Hauptmann v. Wrede, ein roher gewissenloser Kriegsmann, der Gräfin feindlich gesinnt war und sich deshalb, unbekümmert um seinen dieser geleisteten Eid, bereitwillig gegen sie gebrauchen ließ. Nachdem sich Johann Bernhard so in dem Residenzschlosse, in welchem seine nichts Arges ahnende Schwägerin ihn bei seiner Heimkehr gastlich aufgenommen, einen festen Rückhalt gesichert hatte, begann er eigenmächtig und rechtswidrig die gräflichen Hoheitsrechte in dem Lande auszuüben.

Um sich der ihm dabei unbequemen Gräfin zu entledigen, wies er ihr das Schloß und Amt Horn als Wittum an und begann, als Katharina, welche zur Wahrung der Rechte ihrer Kinder nicht geneigt war, sich von der ihr zustehenden Stelle einer Regentin verdrängen zu lassen, in dem Residenzschlosse verblieb, dieser das Leben so sauer als möglich zu machen.

Nicht allein, daß man die wenigen ihr treu gebliebenen Beamten ihrer Ämter

entsetzte und sie auch persönlich mit Gewalt von der Gräfin fern hielt, ging der Graf so weit, daß er ihr die Einkünfte aus ihrem Wittum und einmal sogar im kalten Winter das Holz zur Erwärmung ihres Gemaches, in welchem sie gleich einer Gefangenen lebte, vorenthielt. Er zwang die Gräfin auf diese Weise, ihre treuen Diener, deren Hilfe sie jetzt mehr als jemals bedurfte hätte, bis auf einige wenige, die auch in der äußersten Not bei ihr ausharrten und in der Hoffnung auf bessere Zeiten ohne Lohn dienten, zu entlassen; ja, es kam bald mit der Gräfin dahin, daß sie die Pferde, welche sie noch besaß, gegen Entgelt an die Bürger von Detmold vermieten mußte, um sich hieraus eine kleine Einnahmequelle zu schaffen.

Trotz aller dieser Anfechtungen hielt indessen die wackere Frau, welche sich in einem Briefe an ihre Angehörigen in Waldeck mit der Hoffnung getröstet: „Gott möge mir verleihen, daß ich auch einmal in Freuden ernten und meine Garben, die mit Thränen gesäet worden, heimtragen möge", im Gefühl ihres guten Rechtes und um ihre Kinder nicht in den ihnen zustehenden Rechten schmälern zu lassen, standhaft auf ihrem Posten aus, wenngleich sie ein andermal in einer Stunde tiefer Niedergeschlagenheit schreibt, daß sie lieber tot sein wolle, als solche Lage noch länger zu ertragen.

Nachdem Johann Bernhard alle Mittel, den standhaften Sinn der Gräfin zu beugen, vergebens erschöpft hatte, beschloß er, die beiden ältesten Knaben ihrer mütterlichen Obhut zu entziehen, und als nun die Gräfin, der dieses zu Ohren gekommen war, sich Schutz suchend an den Kaiser wandte, drohte der Graf, ihr die Knaben mit Gewalt zu nehmen.

Ungeachtet dieser Drohung war Johann Bernhard, wie sich alsbald herausstellte, an der wirklich erfolgten Wegführung der Knaben unschuldig gewesen. Er selbst geriet, als er am Abend bei seiner Heimkehr von der Jagd das Vorgefallene vernahm, in heftigen Zorn, denn er ahnte sogleich, daß Katharina ihn überlistet und selbst die Entführung der Knaben ins Werk gesetzt habe, um sie seiner Gewalt zu entziehen.

Er hatte damit das Rechte getroffen, und als die Gräfin, von ihm zur Rede gestellt, erfuhr, daß die Knaben in Sicherheit seien, gestand sie denn auch alsbald ihre Beteiligung bei der Sache ein.

In der Furcht, daß, wie sie schreibt: „wenn auch nicht Johann Bernhard, doch seine italianisirte Ministri den Waißlein eine ungesunde Feige beibringen möchten", hatte sie ihren Verwandten und Mitvormund, den Landgrafen Georg von Hessen, um ein Asyl für ihre beiden ältesten Knaben gebeten und durch dessen Reisige den scheinbaren Raub der jungen Grafen ausführen lassen, während der dritte ihrer Knaben, welcher erst nach dem Tode des Vaters geboren und noch zu jung war, um fremden Händen anvertraut werden zu können, bei der Mutter blieb.

Das Verhältnis zwischen der Gräfin und ihrem Schwager wurde infolge jenes Vorfalles wennmöglich noch gespannter und unfreundlicher, als es bis dahin schon gewesen war, und der Kampf um das Recht auf die Regierung entbrannte zwischen ihnen heißer als zuvor, indem beide Teile ihre Ansprüche auf dem Wege des Rechts wie der Gewalt zu verfechten suchten.

Wiederholt hatte die Gräfin durch die Vermittelung zweier ihr im Unglück treu gebliebener Männer, des bereits erwähnten Magisters Hunold und des Dr. jur. Nevelin Tilhen, sowohl bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar als bei dem Kaiser Mandate erwirkt, in denen ihr Recht anerkannt wurde; diese hatten jedoch, da weder das Reichskammergericht noch der Kaiser die Macht besaßen, ihren Erlassen Geltung zu verschaffen, keinerlei Wirkung, und Johann Bernhard blieb deshalb nach wie vor im ungestörten Besitz der angemaßten Regierung. Er unterließ es indessen dabei auch nicht, sein angebliches Recht durch zahlreiche juristische Schriften, welche er von geschickten Händen anfertigen ließ, zu verteidigen.

Zum Beweise, welcher Mittel er sich bei diesem Kampf um das Recht bediente, möge nur ein Beispiel dienen.

Johann Bernhard hatte unter anderem behauptet, daß die Führung der Regierung und der Vormundschaft durch eine Frau allem Herkommen im Lippeschen Lande widerstreite. Nun stellte es sich aber heraus, daß etwa fünfzig Jahre zuvor dieselben Rechte ebenfalls von einer Frau und zwar zufällig auch von einer Gräfin Katharina von Waldeck, der Mutter Simons VI., während dessen Minderjährigkeit ausgeübt worden waren, und die Vertreter der Gräfin beriefen sich auf diesen Fall.

Johann Bernhard ließ sich dadurch wenig anfechten, denn da er sich mit dem Schlosse zugleich auch des Hausarchivs bemächtigt hatte, in welchem sich der Beweis für die Behauptung seiner Gegner befand, so leugnete er die Thatsache einfach ab. In Ermangelung der betreffenden Urkunde berief sich die Gräfin nun auf eine in jedermanns Hand befindliche Chronik der Grafschaft, welche von dem damals noch lebenden Pastor Piderit zu Blomberg verfaßt war. Doch auch jetzt wußte Johann Bernhard sich zu helfen, indem er den Pastor in einem höchst ungnädig abgefaßten Schreiben kurzer Hand auffordern ließ, den Inhalt seines Buches, soweit es jenen Vorfall betraf, öffentlich zu widerrufen, was dieser denn auch, da er nichts gegen die Gewalt auszurichten vermochte, wohl oder übel thun mußte.

Nach fast zwei Jahren eines unausgesetzten und für die Gräfin trotz ihres Rechtes hoffnungslos scheinenden Kampfes begannen endlich ihre Aussichten günstiger zu werden.

Johann Bernhard, welcher anfangs nur von einer Vormundschaft und Stellvertretung in der Regentschaft gesprochen, hatte in dem Maße, als er sich sicherer fühlte, die Maske immer mehr gelüftet, so daß seine wahre Absicht, die Grafschaft zwischen sich, seinen Brüdern und den Kindern des verstorbenen Grafen zu teilen, bald niemandem mehr zweifelhaft sein konnte. Sobald sich nun aber die aus den Vertretern der Städte und des Adels gebildeten Stände, welche bis dahin die Partei des Grafen gehalten hatten, hierüber klar geworden waren, begannen sie den Streit mit anderen Augen anzusehen und sich der Gräfin zuzuwenden.

An dieser Sinnesänderung mochte auch noch ein anderer Umstand Anteil haben. Während die Stände dem unter den beiden Vertretern ihres Grafenhauses ausgetragenen Streite, von welchem sie glaubten, daß es sich dabei nur um eine die Interessen des Landes nicht weiter berührende zeitweilige Vertretung handele, anfangs mit einer gewissen Gleichgültigkeit zugesehen, hatten sie wohl vorzugsweise deshalb die Partei des Grafen ergriffen, weil sie der Ansicht sein mochten, daß die Regierung eines Mannes dem Lande angesichts der Wirren und Gefahren des rings umher tobenden Kampfes eine größere Sicherheit biete als die einer schwachen Frau, von welcher zudem als Ausländerin kein so lebhaftes Interesse an dem Schicksal des Landes zu erwarten sei als von einem Sprossen des Lippeschen Grafenhauses. Das standhafte Benehmen der Gräfin, welches dieser weit über die Grenzen des kleinen Landes hinaus die allgemeine Hochachtung und Bewunderung erwarb, hatte nicht verfehlt, auch auf die Gesinnung der Stände und des gesamten Lippeschen Volkes in gleicher Weise zu wirken, und als man sah, daß Katharina nicht allein ihre persönlichen Interessen, sondern zugleich die des Landes vertreten habe, indem sie dessen Teilung verhindert, war damit für das Lippesche Volk entschieden, auf wessen Seite es zu stehen habe.

Die vielgeprüfte Frau, welche sich eine Zeit lang von aller Welt verlassen gesehen, welche es hatte geschehen lassen müssen, daß das Hofgesinde ihres Schwagers sie und ihre alten treuen Diener ungestraft kränkte und beschimpfte und die letzteren nicht selten sogar thätlich mißhandelte, erlebte nun endlich die Freude, das Land offen auf ihre Seite treten und dem Grafen

die ihm gelobte Treue aufkündigen zu sehen.

Johann Bernhard, hierüber heftig erzürnt, berief sogleich die abtrünnigen Stände zu einem Landtage zusammen, zu welchem sie aber nicht erschienen, während sie sich bereit erklärten, einem Rufe der Gräfin, als ihrer rechtmäßigen Regentin, zu folgen, obgleich der Graf dieses bei einer Strafe von fünfhundert Goldgulden für jeden einzelnen untersagt hatte.

Auch die Städte des Landes erklärten für sich, nur die Gräfin anerkennen zu wollen, indem sie im Jahre 1640 bei ihr um die landesherrliche Bestätigung des neugewählten Rats einkamen. Johann Bernhard verhing deshalb über Lemgo eine Strafe von zweitausend und über die anderen Städte eine solche von tausend Goldgulden, die jedoch niemals gezahlt wurde. Als dann der Graf infolgedessen gegen die Schuldigen mit Gewalt einschreiten wollte, schlossen ihm seine ehemaligen Unterthanen die Thore vor der Nase zu und ließen niemanden herein.

Die tapfere Gräfin hatte hiermit zwar schon in der Hauptsache ihr Ziel erreicht; doch der Friedensstörer befand sich noch immer im Besitze des Residenzschlosses und der bewaffneten Macht der Grafschaft, und es galt, ihn auch hieraus zu vertreiben.

In der etwa zehn Meilen von Detmold entfernten kurbrandenburgischen Festung Hamm lagen zur Zeit österreichische Kriegsvölker, deren Befehlshaber, der Feldmarschall v. d. Wahl, ein Freund des inzwischen verstorbenen Grafen Christian von Waldeck, des Vaters der Gräfin, gewesen war. Auf ihn setzte nun Katharina ihre Hoffnung, um so mehr, als sein oberster Kriegsherr, der Kaiser, Katharinas Rechtsansprüche anerkannt hatte und deshalb zu deren Schutze verpflichtet war. Sie sandte ihren getreuen Magister Hunold nach Hamm, um dem Feldmarschall ihre Not zu klagen und ihn um Hilfe in ihrer Bedrängnis bitten zu lassen. Der Feldmarschall sagte zu und erschien denn auch schon nach kurzer Zeit und zwar in Begleitung von hundert Fußgängern und hundertvierzig Reitern vor Detmold, um, wie er an Johann Bernhard vermelden ließ, „den gräflichen Personen en passant die Hände zu küssen".

Johann Bernhard, dem die Sache von vornherein nicht recht geheuer erschien, würde ohne Zweifel gern auf den Handkuß des alten Haudegen verzichtet haben; er wagte jedoch nicht, einem Feldmarschall Kaiserlicher Majestät die Thür zu weisen, besonders da derselbe sich mit einer so beachtenswerten Begleitung bei ihm einlud. Er hielt es deshalb für das beste, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und begab sich mit seinen Brüdern und sonstigem Gefolge in den Schloßhof, um seine Gäste, die denn auch alsbald mit klingendem Spiele heranrückten, gebührend zu empfangen.

Der Wunsch des Feldmarschalls, seine Leute während der Dauer seines Besuches im Schlosse untergebracht zu sehen, wurde von dem Grafen unter Berufung auf einen Freibrief des Kaisers, wonach keine Truppen in das Residenzschloß aufgenommen zu werden brauchten, höflich aber entschieden abgelehnt, dagegen dem Feldmarschall eine Leibwache von fünfundzwanzig seiner Leute bewilligt.

Als nun der Graf mit seinem Gaste über die Schloßbrücke schritt, drängten sich die österreichischen Soldaten in Menge gewaltsam nach, weshalb der Schloßkommandant, sobald die beiden Herren hinüber waren, die Schloßbrücke aufziehen ließ.

Der Feldmarschall geriet hierüber in heftigen Zorn. Er verlangte, daß die Brücke sofort wieder niedergelassen werde, und als man damit zögerte, befahl er seinen jenseits des Grabens stehenden Leuten, die Brüder des Grafen, welche sich mit dessen übrigem Gefolge gleichfalls noch drüben befanden, zu ergreifen und, sofern man irgend etwas Feindseliges gegen ihn unternehmen werde, dieselben sogleich niederzustoßen.

Um seine Brüder, welche völlig in der Gewalt der Kaiserlichen waren, vor

Digitized by Google

Schaden zu bewahren, gab Johann Bernhard Befehl, die Brücke wieder niederzulassen, über welche nun die Kaiserlichen in großer Anzahl in den Schloßhof drangen, wo sie sich, angeblich zum Schutze ihres Führers, aufstellten, der mit dem Grafen das Schloß betrat.

Im Laufe der nun zwischen beiden stattfindenden Unterhaltung gelang es dem Grafen, seinen Gast, welcher die Nacht in dem Schlosse zubringen wollte, zu bewegen, daß er gestatte, seine Leute in der Stadt bei den Bürgern einzuquartieren, und die Sache schien hiernach noch einmal harmlos verlaufen zu wollen.

Am nächsten Morgen begab sich der Feldmarschall, welcher schon tags zuvor der Gräfin einen Besuch gemacht hatte, nochmals zu dieser, um sich zu verabschieden. Die Unterhaltung zwischen beiden war von ziemlich langer Dauer, und unmittelbar nachher verließ der Feldmarschall das Schloß, um sich seinen vor dem Thore bereits reisefertig aufgestellten Leuten anzuschließen.

Unter dem Thorbogen, bis wohin ihm Johann Bernhard das Geleit gegeben, blieb er stehen und erteilte seinen Leuten unerwartet den Befehl, das Schloß zu besetzen.

Die völlig überraschte Schloßwache wurde ohne nennenswerten Widerstand entwaffnet und samt ihrem Befehlshaber gefangen nach Lemgo gebracht, während der Feldmarschall zum Schutze der Gräfin eine Wache von seinen eigenen Leuten zurückließ.

So war denn Gräfin Katharina endlich von ihrem Quälgeist befreit, der allerdings noch einige Zeit, ohne weiter von der Siegerin behelligt zu werden, in dem Residenzschlosse seine Wohnung behielt, bis er, der für ihn drückenden Stellung eines beseitigten Gewalthabers überdrüssig, von selbst ging, um das ihm von Katharina ausgesetzte Jahrgeld auf dem Schlosse Sternberg und später in Bremen zu verzehren.

Nach den mancherlei Widerwärtigkeiten, welche die Gräfin seit dem Ableben ihres Gemahls erduldet hatte, war es ihr nicht zu verargen, wenn sie nun, nachdem sie die Rechte ihrer Kinder gesichert und statt der unter der Regierung Johann Bernhards in allen Dingen eingerissenen Unordnung wieder geordnete Zustände im Lande geschaffen hatte, auch für sich auf ein Glück nicht verzichten wollte, auf welches sie durch Jugend und Schönheit vollen Anspruch besaß.

Ein angesehener deutscher Fürst und Kriegsheld, der Herzog Ludwig Philipp von Holstein, kaiserlicher Generalfeldmarschall-Lieutenant und Kriegsoberst zu Roß, bot ihr seine Hand, und nachdem Katharina ihren Schwager, den Grafen Erich von Leiningen-Westerburg, zum Vormunde ihrer Kinder sowie zum stellvertretenden Regenten bestellt hatte, ward sie im Herbst 1643 die Seine.

Das Glück, dessen sie sich an der Seite ihres Gemahls erfreute, mit dem sie während seiner fortwährenden Feldzüge alle Beschwerden des Kriegslebens teilte, wurde leider bald durch den Tod ihrer beiden jüngsten Söhne erster Ehe getrübt, welche in Gießen, wo sie sich ihrer Studien wegen befanden, den zu jener Zeit dort wütenden Blattern erlagen. Wenige Jahre später folgte Katharina, erst siebenunddreißigjährig, ihnen in das Grab. Der frühe Tod, welcher sie aus blühender Gesundheit schnell dahinraffte, ersparte ihr den Schmerz, auch ihren ältesten Sohn, dessen Rechte sie so tapfer verteidigt hatte, noch vor seinem Regierungsantritt als achtzehnjährigen Jüngling in Florenz derselben mörderischen Krankheit, welche außer den zuvor erwähnten beiden Brüdern noch drei andere von dessen Geschwistern in früher Jugend hinweggerafft hatte, erliegen zu sehen.

Litterarische Mitteilungen.

Über den Wert der Auszüge aus Goethes Tagebuch von Musculus.

Großen Dank schulde ich Herrn v. Loeper für die Freundlichkeit, womit er meinem im ersten Bande der leider eingegangenen „Akademischen Blätter" ausgesprochenen Wunsche, über die von ihm in seiner Ausgabe von Goethes Gedichten benutzten chronologischen Aufzeichnungen von Musculus nähere Mitteilung zu machen, im „Archiv für Litteraturgeschichte" XIII, 72 bis 81 entgegengekommen. Er hat dabei zugleich eine bedeutende Zahl noch unbekannter Tagebuchangaben mitgeteilt und seine Ansicht über die Entstehung einzelner Gedichte gegen mich zu verteidigen gesucht. Ein näheres Eingehen darauf kann der Sache nur förderlich sein. Von den vier Entwürfen von Musculus sind die beiden ersten für uns ohne Wert, da sie sich auf keine Kenntnis des Tagebuches stützen; dagegen ist diese dem dritten und vierten zu gute gekommen, denn auch im dritten finden sich Angaben aus diesem (vgl. S. 70), die wohl aus Versehen oder aus einem anderen nicht nachweisbaren Grunde in diesen statt in den vierten, dem sie fehlen, eingetragen worden. Nach S. 73 steht im vierten auf sechsundzwanzig Bogen gegebenen Entwurfe auf dem Rande links „das nachträglich, namentlich aus dem Tagebuche hinzugefügte Material". Hiernach wären also die Aufzeichnungen, die sich Musculus aus dem Tagebuch gemacht, später eingetragen worden. Konnten schon bei dem Ausziehen aus dem Tagebuch Versehen vorkommen, so dürfen wir noch mehr die Möglichkeit solcher beim Eintragen von einzelnen Zetteln annehmen, deren Angaben selbst in ein falsches Jahr geraten konnten. Daß bei Musculus manches Falsche mit unterläuft, leugnet auch v. Loeper nicht, und so ist es Pflicht der Kritik, dieselben nicht ohne Prüfung anzunehmen. Wir möchten besonders darauf hinweisen, daß Irrtümer auch dadurch entstehen konnten, daß die betreffenden Arbeiten von Goethe oft mit anderen Namen als den jetzt gangbaren bezeichnet sind. Musculus scheint nie die abweichende Bezeichnung des Tagebuches anzuführen, wie wir es oft bei Riemer finden, sondern immer die in den Werken gegebenen an deren Stelle zu setzen. Die Angaben, welche wir von Riemer schon vor vielen Jahren geben konnten, finden sich auf kleinen, oben den Titel der betreffenden Dichtung oder Schrift angebenden Blättern, die alphabetisch geordnet waren; wahrscheinlich sind manche derselben verkommen, da solche nicht von allen einzelnen Werken Goethes sich finden, andere nach der Benutzung in den „Mitteilungen" beseitigt wurden. Dieser Riemersche Nachlaß befindet sich, wie ich schon früher mehrfach bemerkt habe, ohne daß v. Loeper darauf geachtet hätte, im Besitze der Cottaschen Buchhandlung.

Wie schwankend das Urteil von Musculus war, zeigt die „Metamorphose der Pflanzen", die er, nachdem er sie früher nach den „Tag- und Jahresheften" 1797 gesetzt, im vierten Entwurf richtig dem folgenden Jahre zuteilt, aber dann wieder dort streicht mit der Randbemerkung: „Annalen setzen sie ins Jahr 1797; s. Tagebuch: 17. und 18. Juni 1798." Dagegen finden wir bei Riemer: „Als fertig angegeben den 17. Juni 1798." Die Möglichkeit eines Irrtums bei diesem will ich nicht geradezu abstreiten, aber viel wahrscheinlicher liegt das Versehen auf Seiten von Musculus, der den Wortlaut der Bemerkung nicht angiebt. Ich sehe nicht, weshalb sich v. Loeper hier darauf stützt, daß Musculus für das Jahr 1797, um das es sich gar nicht handelt, da über das Jahr gar kein Streit mehr obwaltet, das Tagebuch habe benutzen können; doch sind uns die Angaben, die er aus Musculus vom Mai bis Juli 1797 giebt, äußerst willkommen. Sehen wir sie näher an. „Schreibt im Mai den Aufsatz ‚Israel in der Wüste'." Dies kann Musculus, abgesehen vom fehlenden

Datum, schon deshalb nicht aus dem Tagebuch genommen haben, weil der Titel „Israel in der Wüste" sehr spät ist, der Aufsatz damals „Moses" hieß (vergl. meine Ausführung in Herrigs Archiv VI, 142 ff.); aus dem Briefwechsel mit Schiller wissen wir, daß Goethe noch am 27. Mai daran arbeitete. Weiter heißt es: „Dichtet die Ballade ‚Der Schatzgräber'." Die Angabe stammt ebensowenig aus dem Tagebuch, welches das Gedicht gar nicht nennt, nur am 21. Mai (so ist zu lesen) die Idee desselben erwähnt, was Musculus übersah. Wenn dieser den „Neuen Pausias" auf den 22. setzt, so nennt Riemer dagegen den 22. und 23. Dem 24. weist Musculus mit Recht die Lieder „Nachgefühl" und „Abschied" zu, da er darauf die Tagebuchbemerkung: „Zwei kleine gereimte Gedichte" bezieht. Die Zeitbestimmung der „Braut von Korinth" (genauer in Riemers „Mitteilungen" II, 531) und der „Goldenen Hochzeit Oberons und Titanias" entnahm er dem Tagebuch; bei der Ballade „Der Gott und die Bajadere" setzte er den Anfang auf den 6., Riemer auf den 7. Juni. Den Tag des Gespräches mit Lord Bristol konnte er Goethes Werken entnehmen; auch die beiden folgenden undatierten Angaben schöpfte er nicht aus dem Tagebuch, dagegen die den Faust betreffenden Mitteilungen. Auffallend ist die Datierung des Verbrennens aller Briefe seit 1772 „am 1. bis 9. Juli". Daß Musculus die genaue Bestimmung: „Schreibt am 2. bis 5. Juli den Aufsatz Laokoon", dem Tagebuch entnommen, möchte ich bezweifeln, er hielt sich wohl an Goethes Brief vom 5. Bei Riemer finde ich bloß die Bemerkung, daß der Aufsatz am 7. Juni 1798 in Ordnung gewesen. Goethe hatte ihn damals zum Druck durchgenommen. Bemerkenswert ist, daß Musculus auf einem losen Zettel das Fortarbeiten am „Faust" etwas unbestimmt in die „zwanziger Tage" des Juni setzt.

v. Loeper erklärt sich gegen meine Beziehung der am 23. Mai 1797 von Goethe und Schiller geschriebenen Briefe auf den „Schatzgräber". Diese Ballade von vierzig Versen habe Goethe an der angegebenen Stelle nicht als ein kleines Gedicht bezeichnen können, wenn er auch „in anderem Zusammenhange" den noch fünf Verse längeren „Getreuen Eckart" so nenne. Nach einer Begründung dieses Satzes durch Nachweisung des Einflusses der Verschiedenheit des Zusammenhanges sehe ich mich vergebens um. Ebensowenig passe Schillers Ausdruck „ein kleines Ganze". Aber wer darf daran irgend Anstoß nehmen, wenn Schiller von diesem Gedichte sagt, es sei so musterhaft schön und rund und vollendet, daß er dabei recht gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung den Genuß des Höchsten geben könne! Und auch die Lobsprüche, daß es bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums vollendet, daß es ordentlich sentimentalisch schön sei, treffen ganz zu. Nicht bloß die Lehre des Knaben von den sauren Wochen, frohen Festen — die ganze Wendung des Schlusses ist wahrhaft rührend, wie dieses viele Tausende schon empfunden haben, wogegen ein solches Lob dem anmutig tändelnden „Nachgefühl", für welches v. Loeper es in Anspruch nimmt, niemand zuerkennen wird. Wenn wir weiter hören, Goethes Hinweis auf Petrarca, obschon nicht auf seine Sonette, lasse auf ein kleines Liebesgedicht schließen, so schießt dies völlig fehl, denn die „Vernunft" des Petrarca, von der Goethe spricht, hat mit der Liebe nichts zu thun, sie deutet auf dessen Schrift „De remediis utriusque fortunæ", wo diese redend auftritt. Goethe hatte ja, wie ich bemerkt, gerade in der Übersetzung dieser Schrift des Petrarca die Idee zum „Schatzgräber" gefunden. Dazu wissen wir, daß das „Nachgefühl" erst am 24. gedichtet ist, und es erscheint als ein verzweifelter Versuch, diese Thatsache zu verflüchtigen, wenn wir v. Loeper glauben sollen: „Am 24. konstatierte Goethe in seinem Kalender das gethane Werk [die Abfassung beider Gedichte], was nicht ausschließt, daß das erste der Gedichte schon am 23. gedichtet und Schiller gesandt worden." Goethe gab eben die Tage an, an welchen ihn seine Dichtungen beschäftigten, und hätte er auch erst am 24. seinen Eintrag vom vorigen Tage gemacht, er würde doch den 23. richtig angegeben haben. Es fehlt eben im Tagebuch ganz die Angabe, wann der „Schatzgräber" gedichtet worden, wie wir auch manches andere Gedicht übergangen finden, nur der Fund der Idee ist erwähnt. Riemer entging dies nicht, wogegen Musculus hier, wie sonst, weniger scharfsichtig war. Wenn v. Loeper die Vermutung aufstellt, dieser habe seine Angabe, der „Neue Pausias" sei am 22. und 23. Mai gedichtet, nur aus dessen Erwähnung in Goethes Brief vom 23. Mai geschöpft, so übersieht er erstlich, daß bestimmte Beweise von Riemers Benutzung des Tagebuches vorliegen, und er macht diesen trotz einzelner Versehen scharfsinnigen und feinbegabten, um Goethe hochverdienten Kritiker zu einem geist- und gewissenlosen Menschen, wenn er ihn dieser Erwähnung wegen nicht allein den 23. Mai leichtfertig für den Entstehungstag des Gedichtes halten, sondern auch den 22. (warum denn nicht noch frühere Tage?) hinzuthun läßt. Auch folgt aus Goethes Äußerung keineswegs, daß das Gedicht schon ganz vollendet war; er dachte noch, ehe er abends ins Konzert ging, den Schluß zu gewinnen und die letzte Durchsicht zu nehmen. Nicht

um die Überschrift des Gedichtes handelte es sich, wie v. Loeper meint, sondern um die Art, wie die Stelle des Plinius, die es veranlaßt hatte, passend angebracht werde. Darüber konnte er sich schon entschieden haben, wenn auch noch manches am Gedicht zu thun war.

Richtig ist es wohl, daß v. Loeper zuerst aus dem vierten Entwurf angegeben, das Gespräch „Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit" sei am 18. und 19. August 1797 „verfaßt"; mir war dies längst aus Riemer bekannt, der unter diesen Tagen den „Entwurf" eines Aufsatzes „Über Natürliches im Kunstwerk", worin er das genannte spätere Gespräch erkannte, aus dem Tagebuch sich angemerkt hatte. Hier haben wir wieder einen Beweis, daß Riemer nicht aus Musculus schöpfte, der den ursprünglichen Titel des Gespräches nicht aufführt. Die letzte Hand legte Goethe an das Gespräch erst im Mai 1798, wie der Briefwechsel mit Schiller beweist; gleich darauf nahm er den Aufsatz über Laokoon noch einmal durch.

Wenn v. Loeper nicht zugeben will, daß Musculus sich bei den vier Balladen von der Müllerin geirrt, die Erwähnungen derselben im Tagebuch miteinander verwechselt habe, so ist mir dies ebenso unverständlich wie ihm meine Behauptung, daß ich Musculus glaube, das Tagebuch gedenke aller vier Balladen, wenn dieser auch die Angaben nur auf drei bezieht und immer vom „Schreiben" der Balladen statt vom „Entwerfen" spricht. Daß dieser im Irrtum war, wenn er annahm, Goethe habe zuerst das jetzt an der Spitze der vier Balladen stehende Lied „Der Edelknabe und die Müllerin" gedichtet, scheint nach dem Briefe Goethes an Schiller vom 31. August ganz unzweifelhaft, denn es ist hier von einem angefangenen Gespräch zwischen einem in eine Müllerin verliebten Knaben und dem Mühlbach die Rede. Wer wird es für möglich halten, daß Goethe des wirklich vollendeten Liedes vom Edelknaben am 31. August gegen Schiller nicht gedacht, dagegen eines anderen, welches das Tagebuch erst am 4. September nennt? Dieses erwähnte wohl nur einfach am 27. August des „Liedes von der Müllerin", unter dem dann Musculus sich irrig die erste Ballade dachte. Hätten wir die Fassung des Tagebuches wörtlich vor uns, das gewiß nicht von Balladen, sondern nur von Liedern sprach, so würde die Sache viel entschiedener hervortreten. Noch ehe Goethe das Lied vom Mühlbach vollendet hatte, faßte er den Plan zu drei anderen, von denen er das eine bald vollendete; diese drei müssen ihn am 4., 5. und 6. September beschäftigt haben. v. Loeper giebt viel zu viel auf das von Musculus gewählte „schreibt"; das Tagebuch wird der Lieder nur unbestimmt gedacht haben, wie es zu thun pflegt. Das Lied von der Reue der Müllerin, das Goethe nach Musculus am 5. und 6. September „geschrieben" haben soll, konnte er erst am 10. November Schiller mitteilen. Das Lied vom Mühlbach hatte er, wie wir jetzt bestimmt wissen, am 17. Oktober an diesen gesandt. Meine Ausdeutung der Tagebuchbemerkungen, über die v. Loeper stutzt, scheint mir allein sachgemäß. Daß der Entwurf des dritten Liedes erst in den November falle, ist nicht wahr; Goethe gedenkt dieses Liedes „französischer Art" schon am 14. September gegen Schiller.

Bei der Vollendung der Ballade „Der Müllerin Verrat" stehen die Berichte von Riemer und Musculus sich entgegen: der erstere bemerkt, das Tagebuch verzeichne den 16. Juni 1798 „Der Verrat", wogegen Musculus in seiner Weise berichtet: „Schreibt am 12. und 16. Mai die Ballade ‚Der Müllerin Verrat'." Freilich fallen auf den 16. Juni 1798 auch „Die Musageten" und die Ballade „Das Blümlein Wunderschön"; aber bei den beiden Balladen handelt es sich eben nur um den Abschluß der längst ausgeführten, jedoch im einzelnen wohl noch lückenhaften Gedichte, und daß dieser ihm an einem dichterisch gestimmten Tage, wo ihm etwa am Morgen der Scherz „Die Musageten" rasch von statten gegangen, noch gelungen sei, scheint mir nichts weniger als unglaublich. Erst in Jena bedachte er gewöhnlich die Ausstattung von Schillers Musenalmanach, wozu diesmal noch drei auf der Schweizerreise begonnene Gedichte vorlagen, die zunächst vollendet werden mußten, und auch „Die Metamorphose der Pflanzen" sollte jetzt zum Abschluß kommen. Musculus setzt „Der Müllerin Verrat" vor den Sommeraufenthalt in Jena, wohin Goethe am 20. Mai ging. Er behauptet, der Brief an Schiller vom 24. Juni zeige (S. 77), daß „er das danach an Schiller zurückgesandte französische Original von Jena mit herübergenommen, um das *ohne* dasselbe *vor* der Abreise am 20. Mai in Weimar ausgearbeitete Gedicht nachträglich damit zu vergleichen". Das heißt die Sache gerade auf den Kopf stellen! Goethe spricht im Briefe von keiner *Zurücksendung*, sondern vom *Schicken*. „Ich schicke die französische Romanze. Es war recht gut, daß ich sie nicht in der Nähe hatte." Er hatte vergessen, diese mit nach Jena zu nehmen, und da es ihn zur Ausführung der Ballade trieb, wollte er jene nicht erst von Weimar sich verschaffen; dieses Umstandes hatte er mündlich gegen Schiller gedacht und ihm versprochen, das Original zur Vergleichung von Weimar aus zu schicken. Hätte er dieses in Jena gehabt, so wäre nicht die geringste Veranlassung gewesen, es nach Weimar mit herüberzunehmen, da er

die Vergleichung in einigen Minuten anstellen konnte, die denn auch zu Äußerungen darüber zwischen beiden Dichtern geführt haben dürfte. So spricht der Brief vom 24. entschieden wider die Angabe von Musculus, für die v. Loeper sie mit wunderlicher Kühnheit zu verwenden wagt. Gegen meine Behauptung, Goethe sei zur Zeit, in welche Musculus die Ballade setzt, ganz in die Ilias versenkt gewesen, bemerkt v. Loeper, Goethe erscheine nach dem Brief vom 12. Mai „von der Ilias durchaus nicht absorbiert", da er noch zur Fortsetzung der „Zauberflöte" Zeit und Stimmung gefunden. Aber wie konnte er übersehen, daß es sich hier ja um die Tage vom 12. bis zum 16. Mai handelt! An diesen zeigen uns die Briefe Goethe im „Schematisieren und Untersuchen der Ilias" mit Rücksicht auf seine eigene „Achilleis" begriffen. Die Fortsetzung der „Zauberflöte" hatte er schon, besonders, wie es scheint, auf Schillers Mahnung, liegen lassen. Iffland hatte ihn zu dieser aufgemuntert. Daß er „einiges daran gethan", berichtet er dem Freunde am 9., und im Briefe vom 12. ist von der Arbeit an der „Zauberflöte", die ihn „einige Tage" beschäftigt, als einer vorläufig zur Seite gelegten die Rede. Von den ersten zwei Dritteln des Mai hat 1798 Musculus, wie es scheint, gar keine Angabe im Tagebuch gefunden als die Abreise nach Jena am 20. Die Bemerkung: „Setzt vom 10. bis 21. April den ‚Faust' fort", die mit sonstigen Nachrichten stimmt, mag auf das Tagebuch zurückgehen, aber nicht die undatierte: „Macht ein Schema über Homers Ilias und den Plan der ‚Achilleis'." Das Tagebuch scheint hier, wie häufig, eine Lücke gehabt zu haben. Um so auffallender ist der Ansatz der Ballade „Der Müllerin Verrat" gerade in diese lückenhafte Zeit und deshalb die Verwechselung des Mai mit dem Juni an sich wahrscheinlich; freilich bleibt es zweifelhaft, woher neben dem 16. der 12. gekommen, da Riemer nur den 16. Juni gefunden zu haben scheint. Eine Verwirrung in den benutzten Zetteln mag zu Grunde liegen. Aus dem Schlusse des Monats hat Musculus nur die Tagebuchangabe, daß Goethe vom 24. bis zum 28. die „Einleitung zu den ‚Propyläen' schreibt". Wie es mit der undatierten Angabe (vor dem 12. Juni): „Macht mit Schelling optische Versuche", sich verhält, entscheide ich nicht. Den ungeschickten Ausdruck, die Elegie „Euphrosyne" sei am 12. und 13. Juni vollendet worden, fand Musculus gewiß nicht im Tagebuch, aus dem Riemer nur berichtet, daß sie am 13. abgeschlossen wurde. Erst nach dem 16. lesen wir bei Musculus ohne Datum: „Schreibt ferner das Gedicht ‚Der deutsche Parnaß'"; er hatte nicht verstanden, daß auf diesen der Eintrag vom 15. sich bezieht „Wächter auf dem Parnaß", den Riemer sich angemerkt hatte. Daraus hat sich v. Loeper das wunderliche „etwa vom 15. zum 20." gebildet, mit Berufung auf Musculus und Riemer, der doch offenbar den Abschluß auf den 15. setzt. Das ist eben reine Willkür. Die „Metamorphose der Pflanzen" läßt Musculus hier aus, obgleich sie das Tagebuch nach seiner anderweitigen Bemerkung am 17. und 18. nennt.

Daß dieses in der Zeit vom 21. Juni bis zum 12. Oktober 1798 leer war, zeigt das, was nach v. Loeper Musculus aus dieser Zeit mitteilt: „Ist beschäftigt mit den ‚Propyläen', mit Theater- und Schloßbau. Besuch von v. Marum. Schreibt die ‚Weissagungen des Bakis'. Übersetzt den Aufsatz Diderots von den Farben und schreibt Anmerkungen dazu." Die Beschäftigung mit den „Propyläen", dem Theater- und Schloßbau (denn Thouret war auch wegen der Dekorierung des Schlosses gekommen, aber der Schloßbau ward erst im folgenden Sommer betrieben) sowie den Besuch Marums konnte er dem Briefwechsel mit Schiller entnehmen, der freilich noch manches andere bot; die Übersetzung von Diderot setzt er zu früh im Jahre und die „Weissagungen des Bakis", die er auch anbringen mußte, mehrere Monate zu spät. Daß er diese nicht im Tagebuch fand, verrät schon der Mangel des Datums. Er hatte eben übersehen, daß sie, wie Riemer anmerkte, dort unter dem 23. März (etwa unter anderer Bezeichnung?) standen. v. Loeper meint, Riemer lasse die Frage offen, wann sie später im Tagebuch notiert seien. Unbedenklich antworten wir: „Nirgends." Wahrscheinlich begann Goethe die längere Zeit beabsichtigten Sprüche am genannten Tage, ließ sie aber bald liegen. Der Berliner Kritiker nimmt sich des ganz haltlosen Ansatzes von Musculus mit selbstbeliebigen Gründen an. Aber mir ist es unverständlich, wie „gerade Marums Anwesenheit und der Briefwechsel mit Schiller im Hochsommer (Nr. 472 bis 480) auf die gedachte Dichtung hinweisen" und „speciell als auf eine kollektive" die Äußerung Goethes vom 15. Juli: „Ich will sehen, was ich jedem einzelnen Tage abstehlen kann; das mag denn Masse machen, wenn es kein Ganzes macht." Staunen muß ich, wie man die allgemein sein zerstreutes Leben bezeichnende Äußerung auf eine dichterische Thätigkeit beziehen kann, obgleich fast unmittelbar vorhergeht: „Übrigens bin ich in einer Stimmung, daß ich fürchtete, die Musen niemals wiederzusehen, wenn man nicht aus Erfahrung wüßte, daß diese gutherzigen Mädchen selbst das Stündchen abpassen, um ihren Freunden mit immer gleicher Liebe zu begegnen." Um Gründe ist v. Loeper nie verlegen, woher er sie auch nehmen mag.

Digitized by Google

Daß Musculus in den ersten Monaten des Jahres 1813 unbekannte, sehr schätzbare Angaben aus dem Tagebuch giebt, gestehen wir zu, aber von dem in diesen Sommer fallenden Aufenthalt in Teplitz hören wir nur: „Schreibt zugleich(?) am 22. Mai ‚Die wandelnde Glocke'. Auch die Ballade ‚Der getreue Eckart' fällt in diese Zeit." Die zweite Ballade nennt also das Tagebuch nicht. Riemer gab schon „Mitteilungen" II, 548 an, Goethe habe sie ihm von Teplitz am 6. Juli zukommen lassen. Daß dies durch Goethes Gattin geschehen sei, entnehmen wir jetzt der Randbemerkung von Musculus: „Den ‚Getreuen Eckart' teilte Frau v. Goethe am 6. Juli [hier ist „Riemer" ausgefallen oder in der Feder stecken geblieben] mit, den ihr Goethe in diesen Tagen von Teplitz zugesandt hatte." Damit stimmt es freilich nicht, wenn Riemer zu der brieflichen Äußerung Goethes vom 20. Juni: „Mich freut sehr, daß meine kleinen Gedichte Ihren Beifall haben", die Anmerkung macht: „Die wandelnde Glocke; der getreue Eckart; der Totentanz". Aber jedenfalls muß Goethe hiernach vor dem 20. Juni ihm zwei Gedichte von Teplitz haben zukommen lassen, und wir können kaum an etwas anderes als an die bekannten Teplitzer Balladen denken; da aber Riemer den „Getreuen Eckart" später durch Goethes Gattin empfing, so muß er schon vor dem 20. Juni den „Totentanz" erhalten haben. So gewinnen wir gerade durch die neue Angabe über die Sendung des „Getreuen Eckart" an Goethes Frau den Beweis, daß der „Totentanz" von Teplitz aus an Riemer geschickt wurde. Demnach kann Goethe ihn am 23. August nur wieder neu durchgenommen haben, weil ihm die Ausführung im einzelnen nicht genügte, und Musculus verwechselte Riemers Mitteilung der Verbesserung der Ballade mit der Dichtung derselben. Daß er hier einem Zettel Riemers, nicht dem Tagebuch folgte, ergiebt sich aus den Randbemerkungen. Vgl. v. Loeper S. 78.

Die Angabe, das „Künstlerlied" sei an den Tagen des 27. und 28. Dezember 1816 gedichtet, nahm Musculus ohne Zweifel aus dem Tagebuch, wogegen er über den Abschluß der Ballade vom „Grafen", der Ende dieses Jahres erfolgte, kein bestimmtes Datum vorfand. Im Jahre 1827 ist freilich eine Anzahl bestimmter Datierungen gegeben, und wir zweifeln keineswegs, daß die Angabe: „Gedicht: ‚Die neue Sirene' 29. Juli und 21. August", auf Einträgen des Tagebuches beruht, sind aber über den Wortlaut derselben sehr in Zweifel. Stand beidemal wirklich das Gedicht als „Die neue Sirene" bezeichnet oder bloß als „Gedicht auf die Sontag", war etwa gar einmal bloß die Anwesenheit der Sängerin bei ihm angegeben? Ja, man könnte vermuten, an ersterer Stelle sei das Jahr 1827 mit dem vorigen verwechselt; denn Goethe hatte im Juli 1826 ein Gedicht auf die Sängerin gemacht, das diese sich bei ihrer Rückkunft von Paris abholen sollte. Wenn v. Loeper, um meinen Zweifel, daß ein so einfaches Gedicht Goethe mehrere Wochen beschäftigt haben solle, thatsächlich zu widerlegen, mir entgegenhält: „Musculus notiert im folgenden Jahre bei dem Gedicht zu Zelters Geburtstage: ‚am 20. Oktober und 6. Dezember geschrieben.' Ist dies bedenklich?", so handelt es sich hier wirklich um zwei ganz verschiedene Gedichte, um die Kantate „Zelters siebzigster Geburtstag" und das „Tischlied zu Zelters siebzigstem Geburtstag". Daß Musculus diese miteinander verwechselt oder des zweiten sich nicht erinnert, kann nicht auffallen.

Wie dankbar wir auch die Aufzeichnungen von Musculus aus dem Tagebuch aufnehmen und besonders v. Loeper wegen seiner Mitteilungen daraus verbunden sind, so gestatten sie doch manche Zweifel und erregen lebhaft den Wunsch, daß nun endlich einmal ein durchaus zuverlässiger Abdruck desselben erscheinen möge, wodurch die Auszüge von Musculus überflüssig werden und unsere bisherige lückenhafte und fast erschlichene Kenntnis desselben vollständig und berechtigt würde. Aber auch wenn die Tagebücher genau vorliegen, wird die Kritik ihr Recht behalten; jedenfalls würde sich in manchen streitigen Fällen die Entscheidung unzweifelhaft ergeben. Freilich helfen die besten urkundlichen Mittel nicht, wenn man sich vor unmöglichen Annahmen und vor haltlosen Gründen nicht scheut, man Kritik ohne Kritik treibt! H. Düntzer.

Litterarische Notizen.

Wieland und Reinhold. Von Robert Keil. (Leipzig, Wilh. Friedrich.) — Reinholds lichtvoll und klar gefaßte Biographie aus Keils Feder leitet das Buch ein. Reinhold war ursprünglich Mönch. Er heiratete Wielands Tochter Sophie. Dem sonst so belesenen Herausgeber des vorliegenden Werkes scheint es entgangen zu sein, daß Reinhold nach Buchners Schrift über die Beziehungen Wielands zur Weidmannschen Buchhandlung für diese

oder vielmehr für deren Gründer Herrn Reich eine Schrift gegen Lavater verfaßte. Es macht nun doch einen eigentümlichen Eindruck, in diesem Briefwechsel zu lesen, wie man Lavater zehn Jahre später durch den schweizerisch-dänischen Dichter Baggesen für Reinhold zu gewinnen weiß, um zu veranlassen, daß dieser als Professor von der Universität Jena an die Universität Kiel berufen wird, was auch vollständig gelingt. Möge man hierüber denken, wie man wolle: immer wird man zugeben müssen, daß der Lavater persiflierende Brief der Sophie Reimarus vom 7. Nov. 1794 wohl das Ergötzlichste ist, was dieser Briefwechsel enthält. Sie war die Schwester des in Plön wohnenden Amtmanns Aug. Adolf Friedr. v. Hennings, der 1793 den „Genius der Zeit" gründete. Aus den von Keil herausgegebenen Briefen geht hervor, daß Wieland einen Teil seines älteren Briefwechsels an Reinhold schickte und daß die bekannten beiden Briefe Lessings an Wieland durch die Verbindung der Familien Reinhold, Reimarus und v. Hennings zunächst im „Genius der Zeit" zum Abdruck gelangten. Der Brief Lessings, an welchen Wieland erst durch Reinhold wieder erinnert wurde und über den er sich selbst mit so großem Entzücken am 17. April 1793 äußert, scheint nicht etwa, wie man vermuten könnte, ungedruckt geblieben, sondern derjenige vom 2. Sept. 1772 zu sein. Nach dem Schlusse des zweiten Lessingbriefes an Wieland ist es aber wahrscheinlich, daß noch nach dem 8. Februar 1775 ein solcher geschrieben wurde.

Von besonderem Interesse sind Wielands Äußerungen über seinen Sohn Ludwig, über Baggesen und über Friedrich Wilhelm III. Die Erwartung aber, aus Wielands vertrautem Briefwechsel mit einem seiner Schwiegersöhne die Höhe seines mehr oder weniger durch Schriftstellerei erworbenen Vermögens kennen zu lernen, bleibt unerfüllt. Wir erfahren nur, daß Wieland am 15. März 1797 sein Rittergut — das Osmantinum — im Vertrauen auf den guten Absatz seiner Werke in den Ausgaben letzter Hand für zweiundzwanzigtausend Thaler erstand, daß er aber am 24. September 1802 nur in dem Falle noch einen freundlichen Ausgang seines Lebensabends für sich voraussah, wenn ihm jemand sein Landgut für einundzwanzigtausend Thaler wieder abkaufte, ihn selbst jedoch im Besitze seines Wohngebäudes und des sechsundzwanzig Morgen großen Gartens zu lassen geneigt sei. Hierauf ging niemand ein, obgleich Wieland viel Geld in sein Osmantinum hineingebaut hatte. In seinem Garten blieb ihm nach dem Verkauf nichts als — sein Grab.

Friedrich Schiller. Von Richard Weltrich. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg.) — Dieses Buch ist zuerst dadurch vielen bekannt geworden, daß es schon vor seinem Erscheinen das Mißgeschick gehabt hat, durch seine Tüchtigkeit zum Nachdruck oder doch wenigstens zu einer in dieser Art unerlaubten Konkurrenz anzureizen. Die Darstellung des Verfassers, eines Professors an der Kriegsakademie und dem Kadettencorps zu München, ist eine ziemlich glänzende. Sie erinnert an Friedrich Theodor v. Vischer. Zu Anfang des Buches fehlt es nicht an physiologischen und anthropologischen Bemerkungen, die sich auf Schillers Vorfahren beziehen. Vielleicht werden manche Leser gerade durch diese Betrachtungen weniger gefesselt. Diese werden sich dann aber nur um so mehr angezogen fühlen durch die ganz in Vischers Geiste gehaltenen frischen und gesunden Erörterungen über den schwäbischen Volksstamm, welchem von den großen weimarischen Dichtern nicht erst Schiller, sondern auch schon Wieland angehörte. Die Eigenschaften des Süddeutschen erscheinen nach Weltrich in den würtembergischen Schwaben zusammengedrängt und verdichtet. Er erklärt sie für innerliche Menschen, tiefkräftig, schwer zugänglich, in sich gefestet, voll Eigenwillens, natürlich begabt für die höchste Thätigkeit des Geistes, auf das Leben in der Phantasie angelegt wie auf den philosophischen Gedanken. Es giebt nach Weltrich in Schwaben mehr warme Menschen als anderswo. Kein Dialekt hat in solchem Grade wie der schwäbische die Eigentümlichkeit, durch Verkleinerungswörter, durch eine Beigabe aus dem Subjektiven sich die Dinge individueller und gemütvoller zu gestalten. Die individuell-kräftige Art, die Welt anzusehen, leiht dem Ausdruck ein satteres Kolorit sowie der Seele bedeutendere Erregsamkeit zur Freude und eine größere Fülle von schöpferischer Lebenslust. Hat nun der schwäbische Volksstamm so günstig auf Schillers dichterische Eigentümlichkeit gewirkt, so kann doch von der Ausbildung des Dichters auf der sogenannten Karlsschule schwerlich dasselbe gesagt werden. Diese Karlsschule war ein Produkt der mannigfaltigsten pädagogischen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts. Den Unterrichtsgegenständen des pietistischen Pädagogiums hatte Wieland durch sein Programm zu einer pädagogischen Akademie noch etwas Ästhetik hinzugefügt. Die Philanthropier hatten schon vor der Karlsschule durch Orden und Belohnungen auf die Knaben zu wirken gesucht. Sie waren nur zur Erziehung vornehmer Jünglinge bestimmt, welche dann später auch das Volk beglücken sollten. Da nahm Herzog Karl in sein würtembergisches Karolinum zuerst auch ärmere Jünglinge auf, bestimmte sie als Männer aber weniger [illegible] das Volk als zu sklavenartigen Dienst[illegible]ich und seinen demoralisierten Hof. [illegible]ht konnte sich Schiller gar nicht and[illegible]en als durch die Flucht aus Stutt-

gart. Doch bis zu dieser ist die vorliegende erste Lieferung von Weltrichs empfehlenswerter Schrift noch nicht gelangt.

* * *

Unter dem Titel **Litterarische Reliefs** hat Ernst Ziel eine erste Reihe von „Dichterporträts" erscheinen lassen (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag). In einem kurzen Vorwort begründet der Verfasser jene Bezeichnung für den „modernen litterar-historisch-kritischen Essay", der zwischen dem „belletristischen Charakterporträt" und der „wissenschaftlichen Monographie" in der Mitte stehe wie das Reliefporträt zwischen Porträt und Büste. Dann werden der Reihe nach Fürst Pückler, W. Alexis, A. Boettger, M. Hartmann, F. Reuter, H. Lingg als Lyriker, G. Kinkel, R. Hamerling, G. Keller als Lyriker, E. Geibel und J. L. Runeberg behandelt. Mehrere dieser Aufsätze sind den Lesern der „Monatshefte" in guter Erinnerung, andere haben ihre erste Stelle in „Unsere Zeit", der (Augsburger) „Allgemeinen Zeitung" und ähnlichen namhaften Zeitschriften gefunden. Sie zeugen sämtlich von eingehender, liebevoller Beschäftigung mit den dargestellten Dichtern und bekunden den scharfen Blick des Verfassers für das Wesentliche ihrer Eigenart. Von besonderem Wert scheint uns neben den Aufsätzen über Lingg, Hamerling, Keller und Geibel, in welchen der feinfühlig nachempfindende Lyriker Ziel auf seinem eigensten Boden steht, die ausführliche Darlegung der Bedeutung seines Landsmanns Reuter. Hätten wir etwas zu wünschen, so wäre es eine mäßigere Verwendung und strengere Durchführung der Metaphern und etwas mehr Zurückhaltung im Gebrauch der Fremdwörter.

Einem vor wenigen Jahrzehnten vielgepriesenen, heute fast vergessenen Dichter hat Theodor Fontane in seinem Buche **Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840 bis 1860** (Berlin, Wilhelm Hertz) ein freundschaftliches Denkmal ersten Ranges gesetzt. Kaum in irgend einem anderen Werke Fontanes spiegelt sich sein schlichtes und wahrhaftiges, allem Schein abholdes Wesen so klar, zeigt sich seine Kraft, mit wenigen Strichen selbst komplizierte Persönlichkeiten lebendig vor unser geistiges Auge zu stellen, so glänzend wie in diesem. Mag er es vorziehen, statt seine Auffassung allein zu geben, fast im Übermaße fremde Beiträge zur Charakteristik Scherenbergs und der übrigen Tunnel-Gesellschaft zusammenzustellen — seine verbindenden und zusammenfassenden Urteile, seine in die Tiefe dringenden, Schwächen und Vorzüge mit gleicher Unbefangenheit enthüllenden Erörterungen sind es schließlich doch immer, die jeder Gestalt erst zur vollen Körperlichkeit verhelfen. So wollen wir denn auch nicht mit ihm rechten, daß er kunstgerechtes Gleichmaß im einzelnen und kunstgerechte Geschlossenheit im ganzen nicht gesucht und also auch nicht gefunden hat, sondern uns freuen, daß gerade er als einer der wenigen hervorragenden Genossen jener Zeit, die noch am Leben sind, sich der Aufgabe unterzogen hat, eine wichtige Periode aus dem Geistesleben der späteren Reichshauptstadt als echter Künstler zugleich und als echter Realist zu schildern, eine Arbeit, wofür ihm die deutsche Litterargeschichtschreibung noch der spätesten Zeiten Dank wissen wird.

* * *

Nachdem bereits vor Jahresfrist im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig der zweite Band des **Kulturhistorischen Bilderatlas**, welcher das Mittelalter behandelte und von August Essenwein, dem Direktor des germanischen Museums, bearbeitet war, erschien, ist nun der erste Band des Gesamtwerkes gleichfalls vollendet worden. Der Herausgeber dieser Abteilung, Professor Schreiber in Leipzig, hat die schwierige Aufgabe, das gesamte Kulturleben der Griechen und Römer in Abbildungen nebst erklärendem Text zusammenzufassen, in ebenso vortrefflicher Weise gelöst, wie dies Dr. Essenwein mit der zweiten Abteilung in Bezug auf das Mittelalter gelungen ist. Es ist das öffentliche und Privatleben dabei berücksichtigt worden, und da die Abbildungen sämtlich nach Originalvorbildern gefertigt sind, kann es keine zuverlässigere bildliche Kulturgeschichte geben als diesen Bilderatlas, der übrigens in einem dritten und vierten Bande bis zum achtzehnten Jahrhundert ausgedehnt werden soll. Die Verlagshandlung hat auch ein Ergänzungswerk unter dem Titel **Kunsthistorische Bilderbogen** begonnen, dessen erster Band, der das Altertum behandelt, bereits in sehr schöner Ausgabe vorliegt. Es ist wohl kaum nötig, zu erwähnen, daß dieser „Atlas der Kulturgeschichte" nebst der Beigabe „Kunsthistorische Bilderbogen" sich ganz besonders als Geschenk für die reifere Jugend eignet, da hier auf die angenehmste Weise das Eindringen in den geistigen Entwickelungsgang der Menschheit erleichtert wird. Zu den „Kunsthistorischen Bilderbogen" hat der berühmte Kunstforscher Prof. Anton Springer ein Textbuch geschrieben, welches bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

* * *

Im Verlage von Georg Hirth in München und Leipzig und herausgegeben von Georg Hirth ist ein höchst wertvolles, sowohl durch die sorgfältige Auswahl wie durch die ungemein brillante Ausstattung hervorragendes Werk erschienen, welches sich **Kulturhistorisches Bilderbuch** betitelt und aus einer großen An-

zahl von Reproduktionen alter Holzschnitte, Kupferstiche, Radierungen und Zeichnungen von hervorragenden Meistern dreier Jahrhunderte und verschiedener Nationen besteht. Es werden Porträts hervorragender Persönlichkeiten, Ansichten, Kostüm- und Genrebilder sowie Darstellungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens geboten, und man kann behaupten, daß dieses stattliche Werk eine Fundgrube für jede Richtung des historischen Studiums bildet. Eine Fülle des Stoffes ist darin enthalten, wie sie vielseitiger und erschöpfender kaum gedacht werden kann, und neben den ernsthaften Darstellungen finden sich auch Kuriosa von ebenso drolliger wie charakteristischer Art. In der Ausstattung derartiger Publikationen verfährt die Hirthsche Verlagshandlung mit ebensoviel Sachkenntnis wie Geschmack. — Das in demselben Verlage erschienene Werk **Das deutsche Zimmer**, gleichfalls von Georg Hirth herausgegeben, erscheint gegenwärtig bereits in dritter stark vermehrter Auflage. Es wird darin durch gediegene Beschreibung und zahlreiche mustergültige Illustrationen die Entwickelung der häuslichen Einrichtung während der Perioden der Gotik und Renaissance, des Barock-, Rokoko- und Zopfstils verfolgt und damit eine treffliche Anregung zur häuslichen Kunstpflege gegeben.

* * *

Theatralische Eindrücke. Von Oskar Blumenthal. (Berlin, A. Hofmann u. Comp.) — Ein echter Repräsentant des modernen litterarischen Lebens, wie es sich in Berlin entwickelt hat, giebt hier eine Reihe von Aufsätzen, welche zum großen Teil den gegenwärtigen theatralischen Bestrebungen in der Reichshauptstadt gewidmet sind, zum Teil auch zur Geschichte des Theaters im allgemeinen — wie namentlich die Abhandlung „Faust auf der Bühne" — gehören. Man darf sich durch die leichte Art der Behandlung, das häufige Hervortreten subjektiver Einfälle und gelegentlich herber Ausfälle nicht irre machen lassen, denn es steckt viel scharfe Beobachtung, Geist und Energie in dem Buche, wenn auch nicht alles darin mit besonders ernster Vertiefung behandelt ist.

* * *

Helldunkel. Roman von Sophie Junghans. Zwei Bände. (Leipzig, Carl Reißner.) — Trotz aller Anfeindungen, welchen die Romane mit historischem Hintergrunde begegnen, floriert die Gattung ruhig weiter, und daß sie ihr Publikum findet, ist nach den Beispielen der Hauptvertreter derselben außer Zweifel. Sophie Junghans hat offenbar im historischen Roman ihr Talent ganz besonders wirksam entfaltet, und das vorliegende Buch bestätigt diese Beobachtung in erfreulichster Weise. Die Handlung begiebt sich etwa um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, und die Verfasserin hat es ausgezeichnet verstanden, die damaligen Bewegungen auf religiösem Gebiete in ihren Licht- und Schattenseiten hervortreten zu lassen. Dies geschieht jedoch durchaus nicht in aufdringlicher Weise, und der Hauptvorzug des Romans besteht in der fesselnden Charakteristik der Hauptpersonen, für welche der Leser in lebhafte Mitleidenschaft gezogen wird. Namentlich gilt dies für die prächtige Gestalt der abenteuerlichen Sibylle, welche ein echtes Kind ihrer Zeit und dabei von allgemein menschlichem Interesse ist.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.